

Eritis sicut Deus.

2/4 98

Ein anonymes Roman.

Druckerei des Rauben Hauses.

Éritis sicut Deus.

Ein anonymes Roman.

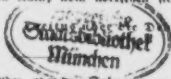
Erster Band.

Hamburg:

Verlag des Neuen Hauses.

1854.

„Sie sehen im Reibe etwas Vorahnendes, Heiliges. Sie
verschmähen weder ihren Rath, noch übersehen sie ihre Aus-
sprüche.“



Wenn dich dein Bruder, oder dein Sohn, oder deine Tochter,
oder dein Weib, oder dein Freund, der dir ist, wie dein Herz,
heimlich überreden würde und sagen: Laß uns gehn und andern
Göttern dienen, so bewillige nicht und gehorche ihm nicht. Auch
laß dein Auge seiner nicht schauen, und sollst dich seiner nicht
abgrenzen, noch ihn verbergen.

3. Mos. 13, 6. 8.



Erstes Capitel.

In einem freundlichen, sehr hübsch ausmöblirten Zimmer, das von der Abendsonne beleuchtet war, saßen auf einem erhöhten Tritt zwei Mädchen einander gegenüber. Sie hatten kleine Stückerlen vor sich auf dem Arbeitstischchen liegen, ihre Aufmerksamkeit richtete sich gegenwärtig auf die im Strahl der schwindenden Sonne herrlich glänzende Gegend, in deren Anschauung sie sich mit träumerischem Wohlgefallen verloren hatten. „Wie freue ich mich, liebe Elisabeth,“ sagte endlich die Eine, ein freundlich ernstes Mädchen mit tiefblauen Augen und hellbraunen Haaren, zu der Andern, „daß ich, wenn ich wieder heimgekehrt sein werde, mir dich in allen deinen Verhältnissen, deinen Umgebungen denken kann, daß ich dein Zimmerchen, deine Aussicht, deine jetzigen Beschäftigungen, deine Verwandten und Bekannten mit Augen gesehen und mich nun, wenn du mir wieder schreibst, in alle deine Zustände so lebhaft hineinversetzen kann, als erlebte ich Alles selbst mit dir. Auch dein eigenes Bild, das sich mir in den vier Jahren die wir uns nicht mehr gesehen, beinahe vermischt hatte

denn wir waren doch noch fast Kinder — ist jetzt wieder leuchtend vor mir aufgestiegen, und ich werde deine Augen immer in Gedanken vor mir haben.“

„Ich bin dir sehr dankbar, liebe Leonore,“ erwiderte die Andere, der Freundin die Hand reichend, „daß du meinen Bitten einmal nachgegeben, die kleine Reise hieher gemacht, und mir deine liebe Nähe auf einige Tage gegönnt hast. Mein ganzes vergangenes Leben, meine Kindheit mit all ihren Wundern ist mir durch deine Gegenwart wieder aufgeblüht, aber leider nur wie ein flüchtiger Traum. O, wie gern ginge ich morgen selbst mit dir zurück in unser stilles Thälchen, wenn es nur für mich nicht so verödet wäre, wenn ich nur die vergangenen Tage zugleich zurückrufen, meine theuren Eltern dort wieder finden, an ihrer Hand wieder durch das Leben hüpfen, unter ihren Augen mich wieder freuen, von ihrer Stimme mich wieder leiten lassen dürfte! — Aber das ist Alles weit dahinten; ich stehe allein, und konnte nichts herübernehmen aus jenen schönen Zeiten, als den Schatz der Erinnerung, der mir aber nun auch um so theurer ist, und um so sicherer mich bewahren soll vor jener ärmlichen Verflachung, — der ich so Viele in der Welt, die mich hier umgiebt, dahingegeben sehe.“ — Die großen, herrlichen Augen der Sprecherin hatten sich mit Thränen gefüllt, und es trat eine Pause ein, in der ein stilles Feiern der Erinnerung durch ihre Seele zog.

Geduldig sagte Leonore: „ich gestehe dir, theure Elisabeth, daß mir dieser Augenblick und das Gelöbniß, das in deinem Wunsche und deiner sehnächtigen Erinnerung liegt, eine Besorgniß vom Herzen nimmt. Ich lenne

wohl längst deine treue Anhänglichkeit an die vergangenen Zeiten — alle deine Briefe, die du mir aus deiner Pension zuschicktest, zeugten davon — aber seit ich die Welt um dich gesehen, dich in der Welt gesehen, die dir jetzt so heimisch scheint, sind mir doch schon mehrmals bange Zweifel aufgestiegen, ob sie dich nicht fortreißen, die alten Eindrücke in dir verdrängen, und dich am Ende auch zu einem Weltlärmchen machen werde, deren einziger Gedanke die Gesellschaft ist."

Lachend sagte Elisabeth: „Nein, das hätte ich doch nicht gedacht, daß du mich so verkennen könntest. Worauf gründest du denn deine Befürchtung?"

„Ich weiß nicht, — es scheint dir wohl in der Gesellschaft zu sein; du plauderst so unbefangen über nichtige Kleinigkeiten, daß es mich befremdete, so wenig dein eigenes Selbst wiederzufinden."

„Liebe Leonore," erwiderte Elisabeth, „du sagst mir da in deinem Vorwurf ein Compliment, für das ich dir dankbar sein muß; denn es zeigt mir, daß ich mich schon besser in die Gesellschaft zu finden weiß, als ich selbst gedacht hätte. Ich bemerkte wohl, daß du dich unbehaglich fühltest, und finde dies sehr natürlich, weil dein einfaches, auf immerwährende Thätigkeit angewiesenes Leben dir die Minuten kostbar macht. — Als ich hieher kam, dachte ich auch wie du; ich glaubte auch, man müßte in Gesellschaft immer etwas Vernünftiges reden, die Männer sollten uns immer belehren, aufmuntern zu etwas Schönerm oder Gutem. Ich war das von der Pension und von meinem Vater her gewohnt. Du weißt, wie oft er, wenn er mit uns spazieren ging, ein Buch in die Tasche nahm,

sich an einem Ruheplätzchen mit uns lagerte, und dann irgend etwas Schönes aus der Poesie oder Geschichte v
brachte. Wie waren wir da ganz Ohr, vergaßen Al
um uns her, und sahen zu dem Vater auf, wie zu einem
Wundermann, der alles Glück für uns und allen Zauber
in der Hand hätte, und uns nach Gefallen nur damit
überschütten dürfte. Nach seinem Bilde habe ich mir alle
Männer ausgemalt, und als ich hieher kam, fragte ich
oft ganz unbefangen über etwas, das mir nicht verständ-
lich war, und bat um Belehrung. Aber wie kam ich da
an! Schon im Hause selbst — du kennst jetzt den guten
Onkel, wie lieb und freundlich er ist; aber er ist Rech-
nungsrath — nicht nur dem Titel nach, sondern mit Kopf
und Herz, d. h. in Kopf und Herz hat wenig Anderes
mehr Platz. Außer dem Hause war es nicht besser: die
jüngeren Männer, die man überall trifft, meist Officiere,
betrachten die Welt als eine große Belustigungsanstalt,
und sich als die Bevorrechteten. Wer sich am meisten
darin tummelt, der ist der Erste. Ich bin das jetzt ge-
wohnt, und habe ganz verlernt, es anders zu erwarten."

"Aber unter diesen Verhältnissen können meine Be-
sürchtungen sich doch nicht ganz beschwichtigen lassen. Wie
lange wird das gehn, so wirst du diese Oberflächlichkeiten
so sehr gewohnt, daß du hinter dir selbst nichts Anderes
mehr suchst, und am Ende wählst du dir eins dieser
schmuden Officierchen, die dich umgaukeln, zum Gatten,
und dann ist es vorbei mit unsern schönen Trömen."

"O nie, nie!" rief Elisabeth. "Weißt du noch, daß
ich immer, wenn ich malte, mir eine Landschaft wählte,
die bei einem schönen Vordergrunde den Blick in die Ferne

offen ließ? — wo ferne blaue Berge ahnungsvoll sich durch die Bäume stehlen, und uns beim Anblick einer deutlichen zähen Welt zugleich eine ferne, geheimnißvolle, ahnungsreiche zeigen? So soll mein Leben sein! Die Nähe darf die Ferne nie verdecken; meinem Blick muß durch das tägliche einfache Lebensbild hindurch das höhere, fernere Wunderland der Poesie, die Aussicht in den geistigeren Hintergrund offen bleiben. — Ich weiß nicht, ob das äußere Leben mir je zur Realisirung meiner schönen Träume helfen wird, aber das weiß ich, daß diese sate Gegenwart mich nie gefangen nehmen soll. Ich habe mich tief in mich selbst zurückgezogen. — O, es ist schmerzlich, so ganz allein zu stehen, keinen Führer, keinen Leiter, keinen Lehrer mehr zu haben, und bei Allem, was man sieht, hört, liest oder denkt — wenn man sich nach einer Seele umsieht, die sich mit uns freuen möchte, sich immer von Neuem sagen zu müssen: es ist Niemand da, der die Freude mit dir theilen, Niemand, der dich lehren, führen will. Wenn ich nicht Zwiesprache mit meinem Gott im Himmel halten könnte, ich wäre schon oft verzagt und kleinmüthig geworden.“

„Aber eben noch hat Elisabet so sicher gesprochen von ihrem schönen, festen Lebensbilde — und im nächsten Augenblick ist ihr hoher Muth dahin?“ sagte die Freundin, ihr sanft die Wange streichelnd. „Hast du doch genug Schönes um dich her, was dich trösten und erheitern kann. Stehn denn nicht hier alle deine lieben Bücher, vom Vater anerkannt? hast du nicht dein Clavier, die herrliche Gotteswelt da draußen, und freundliche, gute Menschen in deiner Umgebung?“

„O gewiß, gewiß!“ rief Elisabeth, „und ich darf nicht undankbar sein, bin es auch gewiß nicht, und wer mich so gewöhnlich sieht, der dünkt wohl nie, daß noch eine tiefere, ungestillte Sehnsucht nach etwas Anderem in mir liege, als die gewiß freundliche Gegenwart mir bieten kann. Auch übersfällt mich dieselbe nur so zu Zeiten. — Im Ganzen bin ich ja hier heimischer, als dir lieb ist,“ fügte sie wieder ganz heiter hinzu.

„Nun, von dieser Sorge bin ich jetzt befreit,“ sagte Leonore, „und muß mich im Gegentheil freuen, daß du dich so zu finden weißt. Aber um wie viel besser ist doch immer dein Geschick, als das meinige. Seit meine Mutter todt ist, habe ich für die Haushaltung, für die kleineren Geschwister, für den Vater zu sorgen, und nur mit Noth konnte ich die paar Tage mich losreißen, um meinem längst gehegten Wunsche, dich zu sehen, zu genügen. Mir wird kaum des Sonntags ein halbes Stündchen Zeit, ein Buch in die Hand zu nehmen, und der sparsame Briefwechsel mit dir ist das Einzige, was ich mir außerdem erlauben kann.“

„Wohl, aber es sind doch deine eigenen Theuren, für die du sorgen darfst, und in dem Bewußtsein, deine Pflicht gethan zu haben, liegt für dich ein Trost, den mir alle meine schönen Arbeiten nicht so recht geben wollen. O, dein Eigenthum, eine Heimath, die freundliche Sorge für seine Lieben, das sind Herrlichkeiten, die nur der recht Anwaltliche weiß, der sie nicht hat!“

„Es wäre freilich gut, man sagte sich dies täglich, wenn man sie hat,“ erwiderte Leonore; „ich glaube aber doch kaum, daß deine Freude immer gleich groß und

stark wäre, wenn dich das Schicksal so reichlich mit diesen

Gütern überschüttet hätte wie mich."

"Ach ich weiß das nicht," sagte Elisabeth, "aber daß ich mich oft nach denselben sehne, das ist gewiß. Die Tante ist selbst noch sehr rüstig, die Ordnung des Hauses eine längst gewohnte, sich immer gleich bleibende; ich allein wurde als überflüssiges Meuble eingeschoben, dem sich nun auch nie ein rechtes Plätzchen in dem täglichen Getriebe finden will. Ich habe mir daher, um nur auch eine Sorge zu haben, das niedliche Kind unserer Hausbewohner, die kleine Anna, die auch dir so wohl gefiel, von ihrer Mutter zur täglichen Gesellschaft ausgebeten: sie hängt mit großer Liebe an mir, und bleibt immer so lange um mich, bis ich durch irgend eine Abhaltung genöthigt bin, sie fortzuschicken. Es ist ihr angenehm, wenn ich mich mit ihr abgebe; da sie aber stiller Natur ist, so unterhält sie sich gern stundenlang mit ihrem Spielzeug, ohne mich zu stören, wenn ich sonst beschäftigt bin."

"Nun so wird dir keine Sorge doch nicht sehr un-
bequem," sagte Leonore lachend; "möchte es doch nur das ganze Leben hindurch also bleiben!"

"Traust du mir aber nicht zu, daß ich auch ernst-
licheren Sorgen gewachsen wäre, wenn mein künftiges
Geschick mich damit bedenken sollte?" fragte Elisabeth etwas
beschämt.

"O Alles, Alles traue ich dir zu, du liebe, süße
Blume!" rief die Freundin warm. "Möge dein künf-
tiges Geschick alle die Reime, die in dir verborgen liegen,
an's Licht fördern als warmer, belebender Sonnenstrahl!"

„Alles?“ sagte Elisabet nachdenklich, — „also Böses wie Gutes? Dein Compliment ist so vielsagend, wie die Orakelsprüche, die einen Neugeborenen bei seinem Eintritt in die Welt empfangen können. Wenn ich aber genauer nachdenke, so finde ich es so passend, und mich selbst einem Unmündigen so ähnlich; denn die ganze Welt und ich selbst — Alles ist mir ein Räthsel, Alles so voll Geheimnisse, und doch meine ich oft wieder, der Schlüssel zu Allem wäre ganz leicht zu finden. Ja bei einem Kunstgenuß, vorzüglich wenn ich mich in Rußl verliere, ist mir's oft plözlich, als hätt' ich Alles gefunden, und stünde mitten drin im Heiligthum, und wüßte alle Geheimnisse; — aber das geht vorüber wie ein Traum, und wenn ich mich recht besinne, so stehe ich auf dem alten Fleck und bin so arm und weiß so wenig als zuvor.“

„Ich dächte aber doch,“ sagte Leonore, „einem regen Sinne müßte es in unserer Zeit nicht schwer werden, sich zu bilden, und weiter zu kommen in Erkenntniß des Rechten und Wahren. Wir haben ja viele Bücher, die in irgend einer Weise auf das Rechte hindeuten, und uns über das Leben und die Bedürfnisse des eigenen Genüths aufklären können.“

„Gerade das ist mir eine Quelle der Unruhe. Wie vielerlei Bücher man lesen mag, so vielerlei Meinungen wird man finden, und besonders in mittelmäßigen, recht vieles Verkehrte, das uns am Ende selbst verkehren könnten vor dessen Ansiedung uns nur ein unbewusstes Etwas bewahrt!“

„Hier könnte uns aber gewiß am besten geholfen werden, wenn wir uns in unserm unstillen Suchen be-

beschränkten, und nur solche Bücher lesen würden, von denen man gewiß weiß, daß sie nicht verderblich sind. Ich für meinen Theil lese immer gern etwas von Frauen, und mit meinem Schiller bin ich immer noch gleich wohl zufrieden. Du wirst mir gern um so mehr beistimmen, als auch dein Vater mit so großer Liebe an ihm hing, und uns außer Umland, Kerner, Schwab am liebsten mit den Schillerschen Balladen vertzaut gemacht hat."

"Was deine Frauen anlangt, — ich weiß wohl, daß du die Pichler, Danke, Schoppenhauer und wie sie alle heißen mögen, meinst — so sind sie lieb und ich ehre sie, und Schiller's Werth setzt wohl Niemand in Zweifel, ich gewiß am wenigsten. Er ist so ernst in seinem Streben, so würdig, daß er wohl den meisten Menschen zusagen muß. Nur Eines unter seinen Gedichten kehrt mir das Herz im Leibe um, und das sind seine Götter Griechenlands. Ich kann jenes Gedicht gar nicht lesen, ohne daß mich ein Krampf faßt — ich weiß nicht, ist es Ingrimm oder ein Krankheitsgefühl — ein Schreien in meiner Seele um meinen Gott, dem solches Unrecht geschieht."

"Ich weiß," bemerkte Leonore, „auch dein Vater machte uns einst auf dieß Gedicht aufmerksam, und nannte es verkehrt, ja gotteslästerlich."

"Wirklich?" rief Elisabeth freudig — „ich wußte das ist mehr; also stimmt mein Gefühl hier mit meines Vaters Ansicht zusammen! O, der theure Vater, hätte ich ihn doch noch zum Führer! — Weißt du es nicht?" fragte sie nach einer Pause, „hat mein Vater nie von Götthe gesprochen — nie ein Urtheil über ihn gegeben? Ich habe seine Schriften unter meines

Vaters Büchern gefunden, aber ich erinnere mich nie, daß er ihn gegen uns berührt hätte."

"Nun dazu wird er wohl seine Gründe gehabt haben," sagte Leonore mit einem etwas bedenklichen Gesicht.

"Glaubst du, er habe ihn für schädlich gehalten? — glaubst du, er hätte ihn uns wohl auch jetzt noch vorenthalten, wenn er gelebt hätte?" fragte Elisabeth hastig und fast ängstlich.

"Ich kann das nicht sagen, auch kenne ich Göthe'n zu wenig, um selbst ein Urtheil über ihn haben zu können, aber was man so von ihm hört" —

"Ja sich' — ich hatte nie etwas von ihm gelesen und fürchtete mich vor ihm als einem Verführer und was Alles; — aber wie soll ich dir die Empfindung beschreiben, die mich befiel, als ich zufällig mich einmal an ihn wagte? So einfach, so natürlich, so wahr! Selten ein höher Redestrom, aber Alles tief gefühlt und so klar gegeben. Vorzüglich wo er auf die Natur zu sprechen kommt. Ich fand hier einen Meister, der das aussprechen kann, was Andere dunkel fühlen."

"Du machst mir bange, ob du dich hier nicht auf einem gefährlichen Wege befindest," sagte Leonore. — "Wenn aber dieser Dichter dich so befriedigt — warum beklagst du dich noch über Unruhe, Unklarheit?"

"Weil ich neben all dem Schönen doch wieder Manches finde, was mir nicht so ganz gefällt, ja manchmal das Schöne selbst unvermerkt eine Wendung nimmt, vor der ich erschrede, die mich verwirrt und ängstigt."

"Aber willst du denn nach diesem Geständniß noch leugnen, daß Göthe ein Verführer sei? gerade das ist

ja das Eigenthümliche der Verführung, daß sie in einem lockenden Gewande uns entgegen kommt.“

„Nein, nein!“ rief Elisabeth, „ich glaube, daß dahinter oft ein tiefer Sinn liegt, eine Warnung vor ähnlicher Verirrung; nur ist sie bei ihm nicht so leicht herauszufinden als bei Andern. Vielleicht ist dieß auch die Ursache der vielfachen Verkennung, denn ich hörte noch nie ein Urtheil über ihn, das mir ganz gefallen hätte. Doch haben mich gerade diese verschieden klingenden Urtheile eingeschüchtern, und da ich über ihn im Grunde selbst nicht im Klaren bin, so wage ich's nur mit Zagen, manchmal etwas von ihm in die Hand zu nehmen. — Auch Shakespeare ist mir ein Wunder voller Geheimnisse, voller Herrlichkeiten. Aber vor Kurzem sagte einmal ein Mann, vor dessen Urtheil ich Respekt habe: man hätte allen Grund, den Frauen übel zu nehmen, wenn ihnen Göthe und Shakespeare gefielen. Du kannst dir denken, wie ich erschrak, und wie es mich seitdem quält, daß sie mir eben doch gefallen.“

„Warum hast du mir aber von diesen Liebhabereien nie geschrieben?“ fragte Leonore. „Ich schreibe dir immer Alles, was mich interessiert, und glaubte bei dir des gleichen Vertrauens theilhaftig zu sein.“

„Glaube ja nicht, daß es Mangel an Vertrauen war, aber ich wußte wohl, daß mir von dir hier keine Hülfe kommen konnte, und — ich will dir's nur gestehn, — wenn ich mit mir selbst über etwas nicht im Reinen bin, was nicht bloß Verstandesfragen sind, so kann ich nur schwer gegen Andere mich aussprechen. Es gräbt und wurmt mich tief im Herzen, aber zu einer offenen Mit-

theilung will es nie kommen, bis der Zwiespalt sich schon wieder ein wenig gelegt hat. Bei meiner Mutter soll es auch so gewesen sein, und mein Vater nahm mir daher auf seinem Todbette das Versprechen ab, daß ich mir ein Tagebuch halten und daraus eine Art von Vertrauten machen sollte, weil es für solche Gemüther eine große Erleichterung sei, wenn das, was sie innerlich bewegte, in einem geschriebenen Wort gleichsam aus ihnen heraustrete. Der Stachel verlöre dadurch immer etwas von seiner Schärfe. Ich habe das schon oft wahr gefunden, aber mein Tagebuch sieht darum auch wunderbarlich genug aus.“

„Ich halte diese Abhülfe für sehr unvollkommen, und fürchte fast, daß Gefahren anderer Art darin liegen können. Ich bin freilich in einem ganz einfachen, beschränkten Leben aufgewachsen, hatte selten Zeit, meinen Strupeln nachzuhängen, sie haben mich also auch nicht sehr gequält, aber ich fand immer, wenn ich über etwas unklar war und mein Herz gleich frisch von der Leber weg gegen irgend Jemand ausleerte, daß ich selbst, wenn ich keine vollkommene Aufklärung von demselben erhalten konnte, doch am besten dabei fuhr; denn solch eine Verständigung und gegenseitige Auseinandersetzung giebt der Sache gleich ein anderes Gesicht, und man beruhigt sich entweder darüber, oder wird doch einigermaßen in der Erkenntniß weiter gefördert. Deine Aengstlichkeit nach jenem herben Urtheil in Beziehung auf die beiden Dichter ist freilich natürlich, aber ich kenne dich selbst zu gut, um der Befürchtung Raum geben zu können, daß es das Zweideutige sei, das manchmal bei ihnen vorkommen soll, was dich reizen, ja nur einen Augenblick dir gefallen könnte. Und im Uebrigen

sind sie ja genug als große Dichter anerkannt, um die Vorliebe für sie entschuldigen zu können. Die eigentliche Gefahr für uns kann also nur in unserer mangelhaften Einsicht, unserer Schwäche in Bezug auf die rechte Aussonderung liegen, aber hierüber wird man sich ja doch auch Licht verschaffen können. — Ich will mich nun doch auch einmal in ihren Zauberkreis wagen, und ihnen ihre Geheimnisse abfangen.“

„Vor Allem aber,“ fuhr Leonore herzlich fort, „möchte ich dich bitten, diesem natürlichen Zuge zur Verschlossenheit künftig nicht mehr so freiwillig nachzugeben. Diese Sache und alle deine bisherigen Sorgen sind zwar ohne Zweifel noch sehr unschuldig und nicht vielbedeutend, aber es können auch schlimmere Fälle im Leben kommen, wo dir das manchen Kummer bereiten könnte. Es ist immer besser, man spricht sich gegen einen Menschen über Gemüthsfragen aus, als gegen sich selbst und sein Papier. Das kann dir doch nicht helfen und ratthen. Versprich mir, daß du künftig dein Tagebuch an mich, statt an dich selbst richten willst. — Du sollst gewiß dein Vertrauen nicht bereuen, und ich will, auch wo ich dich nicht ganz zu würdigen weiß, oder nicht ganz deiner Ansicht sein sollte, dir doch nicht meine Ansichten und Eigenthümlichkeiten aufbringen, sondern die deinigen jederzeit ehren.“

Elisabet hatte einen Band der Göthe'schen Gedichte, und las der Freundin mit ihrer süßen Stimme einige Lieder vor: Trost in Thränen, Wanderers Nachtlied, Sehnsucht und vor Allem oder vielmehr zum Beschluß als Krone, jenes Lied an den Mond, dessen Schluß der Schlüssel war zu Elisabets eigener ahnender, träumender

Seele. — Die Mädchen saßen in stillem Feiern da, als die Thür aufging und die kleine Anna hereinsprang. Sie flog Elisabeth an den Hals und bat, Tante Elisabeth und das andere Fräulein möchten in's Besuchzimmer kommen, man erwarte sie. — Elisabeth fragte, ob Jemand da sei, und erhielt zur Antwort: ein großer schwarzer Mann.

„Ach, das wird Pfarrer Schwerdtmann sein, den man schon mehrere Tage erwartete.“

„Wer ist dieser Pfarrer Schwerdtmann?“ fragte Leonore.

„Ich kenne ihn selbst gar nicht, er kommt aus dem Nachbarlande und soll Geschäfte hier haben. Er ist mit der Tante weilläufig verwandt, und da er sonst Niemand hier kennt, so wird unser Haus seine meistbesuchte Erholungstätte werden, wenn er auch das Anerbieten der Tante, ganz da zu wohnen, nicht annehmen sollte.“

„Was für ein Mann ist er?“

„Er ist noch jung, und soll ein sehr tüchtiger Geistlicher sein; weiter weiß ich nichts.“

„Da könnte am Ende dieser Mann uns sogleich aufklären und alle unsere Skrupel beseitigen. Was du mir da gelesen hast, ist gewiß unbestreitbar schön, aber ich weiß, daß in Göthe's Gedichten auch schlimmere Dinge stehen, und ein klares Urtheil von einem tüchtigen Manne über den Dichter selbst wäre uns jedenfalls von Nutzen.“

Elisabeth holte einige kleine Spielzeuge für Anna, die sich diese ausgebeten hatte, dann gingen sie zusammen das Besuchzimmer hinüber. —

Wir haben noch Einiges nachzuholen über die Verhältnisse der beiden Mädchen, vorzüglich Elisabet's, soweit diese aus dem vorhergehenden Gespräche noch nicht deutlich geworden sind.

Elisabet war die Tochter eines Professors der Philologie, der an einer Lehranstalt für junge künftige Theologen während einer Reihe von vielen Jahren angestellt gewesen war. Er hatte erst in späteren Jahren sich zum zweitenmal verheirathet, und Elisabet war die einzige Frucht dieser Ehe geblieben. Seine frühere Ehe war ganz kinderlos gewesen. — Der Professor, ein ernster, den Wissenschaften treu ergebener Mann, war wie natürlich diesem Töchterchen mit großer Zärtlichkeit zugethan; seine Beschäftigung mit den in sein Fach einschlagenden Wissenschaften hatte ihn am Ende so mit diesen zusammengeschmolzen, daß er auch in seine Erholung dieselben übertrug. Mancher Funke wurde so von den frühesten Jahren an in die empfängliche Seele des Kindes durch ihn geworfen, und selbst die alten griechischen und römischen Classiker verwebten sich mit in die Träume der kindlichen Phantasie.

Die Mutter Elisabet's, eine Frau von tiefem, herrlichem Gemüth, hatte mit schwärmerischer Junigkeit an ihrem Kinde gehangen. Sie hatte sorgsam jeden Schritt der Aelchen überwacht, fast mit allzugroßer Zärtlichkeit sie geleitet und — verwöhnt, mit dem besten Willen, bis zum elften Jahre. Da aber wurde sie plötzlich dahingerafft, und ihr Tod hatte eine tiefe Lücke in das Herz des Kindes gebracht. Die Bildung der Frau mag nicht sehr vielseitig gewesen sein, aber desto schärfer ausgeprägt nach Einer Seite hin: eine tiefe Religiosität war das

Charakteristische ihres Wesens. Sie war voll von Geschichten aus der heiligen Schrift, die sie der horchenden Elisabeth von frühester Kindheit an unermüdet wiederholte, und die ganze Erinnerung der Letzteren an die Mutter hatte sich mit dem heiligen Buche selbst und einer gewissen religiösen Scheu verwebt; und da später diese Seite in ihrer Ausbildung etwas zurückgedrängt wurde, so hatten sich diese ersten Erinnerungen nur wie ein geheimnißvoller Lebensfaden in dem Hintergrund ihrer Seele erhalten.

Eine Schwester ihrer Mutter hatte nach deren Hingange die Zügel des Hauswesens ergriffen. Diese war eine Wittve; da sie aber nur wenige Monate mit ihrem Gatten gelebt hatte, bis er ihr durch den Tod entrisSEN wurde, so war der Professor der Ansicht, sie habe die schlimmen Eigenschaften einer alten Jungfer in ihren Wittwenstand hinübergenommen. Sie war das Gegen- theil seiner Gattin, kurz und abstoßend, so daß Elisabeth in einer gewissen Furcht vor ihr erhalten wurde, die um so eigenthümlicher war, als doch wieder einige Eigenschaften der Tante einen unbeschreiblichen Reiz auf das Kind ausübten. Sie hatte nemlich in ihrer Jugend viel gemalt, und ihr Zimmer war um und um mit den Produkten ihrer eigenen Hand geziert. Auch für seltene Blumen hatte sie eine große Vorliebe, und es war immer ein Fest für Elisabeth, wenn sie sich in dem Zimmer, das so viele Herrlichkeiten für sie enthielt, aufhalten durfte. Ihren inständigen Bitten, ihr Unterricht im Malen zu ertheilen, gab endlich die Tante nach, und das Kind, das zeichnen konnte, und dem es an Talent und Eifer nicht mangelte, machte gute Fortschritte; aber die Lehrart der Tante war

so eigenthümlich, daß Hunderte sich hätten dadurch zurückschrecken lassen. Sie gab ihre Lehren und Regeln nur Einmal, und war äußerst streng, wenn der nemliche Fehler zweimal vorkam. Auch gab sie den Unterricht en passant und das Kind, wenn es etwas nicht recht wußte, wagte nur mit Zagen die Tante um Verichtigung seiner Fehler anzugehen. Einerseits wurde durch dieses Verfahren die Aufmerksamkeit Elisabeth's sehr wach erhalten, aber andererseits übte die ganze Persönlichkeit der strengen Verwandtin auf das zarte Gemüth des Kindes doch keinen günstigen Einfluß aus, denn eine gewisse Scheu und Jaghaftigkeit, zu der sie schon von Natur geneigt war, setzte sich darin noch fester und hat sich durch das ganze Leben hindurchgezogen; und da der Geist Elisabeths doch zugleich wieder lebendig und strebsam war, so mußte dieser Gegensatz in ihrem Wesen alle die Wirkungen hervorbringen, welche zu schildern unsere Aufgabe ist.

Auch inmitten der Haushaltung bewährte sich der rauhe aber tüchtige Geist der Tante. Alles war in Ordnung, und Elisabeth mußte früh mit Hand anlegen. Der Vater wollte sie oft etwas zu streng finden, und es gab manchen kleinen Wortwechsel zwischen Beiden, wobei der Professor ihr vorwarf, sie liebe keine Menschen, nur Blumen, sie wisse nicht, was Erbarmen sei, sie sei ein vollkommener Widerspruch, und was dergleichen mehr war. — Die Tante aber warf dem Vater vor, er würde das Kind verhätscheln und verzärteln, sie müßte das Gegengewicht halten, ihre Strenge sei nicht Lieblosigkeit, sondern Grundsatz, die Kinder müßten Respekt haben und folgen lernen; Elisabeth's Gemüth habe ohnedies etwas Träumerisches,

Weiches; wenn sie sie gewähren ließe und nicht zur Selbstständigkeit und Thatkräftigkeit nöthigte, so würde nie etwas aus ihr werden. — Der Vater behauptete dagegen wieder: der Wille der Tante sei gut, aber ihre Mittel seien verkehrt, und das Gemüth des Kindes würde dadurch nur noch mehr verschüchtert.

Auf diese und ähnliche Weise stritten sie sich oft, da aber im Ganzen die Grundsätze eines Jeden mit seiner Individualität verschmolzen waren, so blieb doch immer wieder Alles, wie es gewesen war: die Tante war streng, der Vater war gut. Es läßt sich denken, daß Elisabeth sich mit aller Innigkeit an Letzteren angeschlossen, daß ihr Vater der Mittelpunkt war, um den sich alle ihre Gedanken drehten.

Das Städtchen, in dem sie lebten, war ziemlich klein; außer den Professoren und Lehrern der Anstalt war nur das gewöhnliche Beamtenpersonal jedes kleinen Landstädtchens anwesend, und Leonore, die Tochter eines Verwaltungsbeamten, war die einzige, in ganz gleichem Alter stehende vertraute Gespielin Elisabeth's gewesen. Beide Mädchen hatten ihre kindlichen Sorgen und Freuden schwesterlich zusammen getheilt, die Unterrichtsstunden zusammen genossen; Elisabeth hatte nie eine öffentliche Schule besucht, und ihren meisten Unterricht vom Vater selbst empfangen, an dem Leonore Theil nehmen durfte, bis der Tod von Leonorens Mutter diese nöthigte, schon in früher Jugend einen großen Theil der Sorgen des Hauswesens zu übernehmen und Mutterstelle an den kleineren Geschwistern zu vertreten.

Die Ausbildung Elisabet's war den einzelnen Fächern auch ziemlich vollständig gewesen, und ihre rege Seele hatte Alles mit Liebe ergriffen und verarbeitet. Aber hier schon entwickelte sich ein eigenthümlicher Zug, der der Tante viel zu schaffen machte: eine gewisse Fähigkeit, in Hasten an etwas einmal Ergriffenem, wobei ein Moment tiefer Treue, aber nicht ohne eine gewisse Peinlichkeit und Schwerfälligkeit zu Grunde lag, die sich bis zur schmerzlichen oder komischen Hülfslosigkeit steigern konnte. In solche Lagen kam sie aber um so leichter, da jene Eigenschaft die Empfänglichkeit einer reichen, begabten Natur für neue, zumal schöne und bedeutende Eindrücke keineswegs ausschloß. Selbst in Kleinigkeiten äußerte sich dies. Hatte sie eine Arbeit, die ihr lieb geworden war, so war sie fast nicht wieder davon wegzubringen; hatte sie ein Buch, das ihr gefiel, so wurde manchmal ein Ruf der Tante überhört, und diese, die in ihrer Ordnung etwas Militärisches hatte, verstand hierüber keinen Scherz: "Alles hat seine Zeit!" sagte sie, und die Minute, die überschritten wurde, war bei ihr so wichtig, als hänge wirklich alles Heil und Unheil davon ab. — Mit Elisabet's ganzem Wesen hing aber dieser Zug, der ihr ebensowohl zum Heil als zum Unheil ausschlagen konnte, auf's Tiefste zusammen. Das was sie erfaßte, erfaßte sie mit ganzer Seele. Sie lebte und webte darin, und eben darum konnte sie sich nicht herausreißen lassen, sich nicht heraus- und wieder hineinbegeben, wie es gerade der Augenblick erforderte. Ein schnell unterbrochener, kurz abgerissener Eindruck war ihr immer äußerst unbehaglich.

Eines Zweiges in der Erziehung unserer Elisabeth müssen wir besonders gedenken. Ihr Religionsunterricht war von einem wohlmeinenden Lehrer mit großer Präcision und hohem Ernste betrieben worden. Den Mann selbst befeelte vorzugeweise ein sittlicher Ernst und ein Geist der Gesetzmäßigkeit, aber der Unterschied des alten und neuen Testaments war ihm selbst noch nicht recht aufgegangen, und das Christenthum erschien ihm nur als ein vervollkommnetes, vergeistigtes Gesetz, dessen Befolgung er auch seinen Zöglingen mit lobenwerthem Eifer einschärfte. Das, was den Vorzug des neuen Testaments ausmacht, erschien ihm mehr in untergeordneter Weise als Hülfsmittel zur Erfüllung der großen Pflichtenreihe, durch welche wir uns das Wohlgefallen Gottes und die ewige Wohlfahrt zu erwerben hätten.

Elisabeth wurde manchmal gequält von dieser Pflichtenreihe, die als inneres Exercitium mit dem äußerlichen der Tante gar so harmonirte, und die Tante, eben weil sie so regelrecht war, erschien ihr als das non plus ultra der Vollkommenheit, dem sie ihre höchste Achtung nicht versagen konnte. Da aber das Gemüth bei all dem so leer ausging, so wurde sie unwillkürlich immer nach einer andern Seite hingetrieben, und oft meinte sie im Geheimen, diese Vollkommenheitslehre sei doch eine harte Lehre. Im Ganzen aber war ihr eine tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen eingepflanzt, und trotz des Vaters Vorliebe für die alte classische Literatur war er immer bemüht gewesen, eine scharfe Scheidewand zu ziehen zwischen der antiken Weltanschauung und der christlichen, und kein

Verwechslung des ästhetischen Genusses und anderer geistiger Interessen eintreten zu lassen. Besonders legte er in die zarte Seele seines Kindes einen festen Glauben an die väterliche Leitung Gottes, an seine Allwissenheit und Allgegenwart, und die Seele der Kleinen war so von Jugend auf, besonders bei ihrer späteren Vereinzlung, in ein eigenthümliches Kindesverhältniß zu ihrem Gott hineingetrieben worden, das, wie wir sehen, ihr bester Trost war.

Diese Vereinzlung sollte bald eintreten. Der Vater erkrankte an einer Brustentzündung, und in 11 Tagen war Elisabeth eine ganze Waise, wenige Wochen nachdem sie das funfzehnte Jahr zurückgelegt hatte. Dieser Schlag des Geschickes fiel mit furchtbarer Gewalt auf das sich nun ganz verlassen führende Mädchen. Sie war längere Zeit gar nicht fähig, etwas Zusammenhängendes zu denken oder vorzunehmen. Ueberall war eine Lücke, ein Riß; durch alle ihre Gedanken war ein Strich gemacht. Sie wußte nicht, was sie jetzt eigentlich auf der Welt thun solle. Die selbstständige, männliche Thatkraft der Tante war jetzt am Platz. Diese hätte gewünscht, Elisabeth bei sich behalten und das gewohnte Leben nach ihrer Art fortführen zu können, aber der Vater hatte, als ihm sein Tod zweifellos wurde, seine Maßregeln getroffen. Nach denselben sollte Elisabeth auf zwei Jahre einer Erziehungsanstalt in Sachsen, mit deren Vorsteher der Professor befreundet war, übergeben werden, und nach Ablauf dieser Zeit im Hause seines Bruders, des Rechnungsrathes in der ehemaligen Reichsstadt . . ., ihre Wohnung nehmen.

Hier finden wir sie nach einjährigem Aufenthalt. Auch jene Tante war seitdem gestorben, und das einzige

sichtbare Band, das Elisabeth mit ihren theuren Kinder-
jahre zusammenhielt, war die Freundin, die auf zwei
Tage herbeigekommen war, um die ihr äußerlich fremd
gewordene Gespielin wieder einmal zu sehen.

Doch wir haben noch Einiges aus der Pension nach-
zuholen. Die junge Waise war gerade in den Ueber-
gangsjahren, wo ein Gemüthsleiden wie das Heimgewalt
sich durch körperliche Reizbarkeit oft noch viel mehr steigert,
als wohl in andern Lebensaltern, und darum auch tiefer nachwirkt. Wie eine zarte Blume kränfelt, die in
einen kältern Boden verpflanzt wird, so hängte Elisabeth
das Köpfchen — jahrelang! Ach, das Gefühl des Ver-
waisenseins gräbt tiefe Furchen in ein jugendliches Gemüth.
Schon das lebhafteste, oft wilde Treiben der vielen Anstalts-
genossinnen verschüchterte das Mädchen, das nie eine
öffentliche Schule gewöhnt gewesen war. Dazu kam ihre
Sprache, die ein förmliches Curiosum, ein tägliches Stüd-
blatt zur Ergöhhlichkeit für die übermüthigen Sachsenjugend
wurde, (denn Elisabeth kam aus einem Theile Süddeutsch-
lands, dessen Sprache nicht eben für eine Muttersprache
gilt, und auch die höheren Classen der Gesellschaft haben
dort den Provinzialismus noch nicht überwunden,) und
bei der zähen Natur der Kleinen verursachte dieser Zwang
in der Ausbildung nicht nur ihren Lehrern und Lehrer-
innen, sondern ihr selbst die meiste Pein. Anfänglich wollte
die Arme garnicht zu bewegen, nur den Mund zu öffnen,
wenn sie in deutscher Sprache öffentlich antworten sollte.
— sie brach in Thränen aus, statt zu sprechen, und auch
später war sie durchaus nicht dahin zu bringen, sich in
in der Anstalt üblichen sächsischen Provinzialismen anzu-

nen, die man dort zu Lande zum leichten Redefluß für
verlässlich hielt. Durch die Spöttelchen, denen sie aus-
gesetzt war, wurde Elisabeth so in sich zurückgetrieben, daß
sie während ihrer ganzen Pensionszeit an keines der
Mädchen in dem Grade angeschlossen, wie es wohl sonst bei
gleichartigen Gemüthern der Fall ist. — Da jedoch der
Vater das Kind in seine ganz besondere Protection
genommen hatte, und die Lehrerinnen ihr ebenfalls bedeu-
tende Aufmerksamkeit schenkten, so rankte sie sich nach und
nach an dieser Liebe wie am warmen Sonnenstrahl empor,
und ihre Fortschritte im Englischen und Französischen
(wobei jedoch immer die schriftlichen Aufsätze ihrer Fertig-
keit im Sprechen weit voraneilten,) in Musik und Malerei,
so wie in schönen Handarbeiten waren so bedeutend, daß
sie mehrere Preise davontrug, was natürlich den Neid
der andern Mädchen erregte.

Zu bemerken bleibt noch, daß Geschichte in der ge-
wöhnlichen Weise solcher Anstalten hier getrieben wurde;
auch fiel Elisabeth's Ankunft in den zweiten Course, so daß
sie im zweiten Jahr wieder zum Anfang der Welt zurück-
gekehrt hatte — und bei der Literaturgeschichte, die eine
Lehrerin, vielleicht ohne sie selbst recht zu verstehen, aus
einem Buche vortrug, fiel Elisabeth's Ankunft gar in's letzte
Viertel, und da sie im Anfang eine unaufmerksame Zu-
hörerin war, so wird ihre Unbekanntschaft mit den Helden
der Poesie wohl erklärlich werden.

Bei ihrer Rückkehr in's Heimathland hatte sich ihre
äußere Erscheinung auf eine so vortheilhafte Weise ver-
ändert, daß sie wohl geeignet war, die Augen der galanten
Welt auf sich zu ziehen. Sie war schlank wie eine Lanne,

und ihre Gestalt hatte etwas Weiches, Fließendes; das Profil war vom feinsten Schnitt, und um den Mund, wenn er sich öffnete, zwei Reihen herrlicher Zähne ließ, spielte eine gewisse Naivität. Das Schönste und Bezeichnendste waren aber ihre Augen. Sie waren dunkelbraun, groß und klar und tief wie ein See, von langseidnen Wimpern beschattet. Es lag etwas Beschauliches darin. Wenn sie dieselben aufschlug — man sah, daß in ihnen kein Falch war.

Wir haben gesehen, in wie weit Elisabeth in den neuen Heimath heimisch geworden, in wie weit nicht. Die Stadt bot manche Annehmlichkeit in gesellschaftlicher Verbindung; fast durchschnittlich belebte die Bevölkerung den Geist eines harmlosen, etwas oberflächlichen Frohsinns. Die Vereinigungsorte waren im Sommer sehr schöne öffentliche Gärten, die in der lieblichen Gegend den Naturnuß mit dem der gesellschaftlichen Unterhaltung einigließen. Man war gewohnt, fast jeden Abend seine Erholung und sein Vergnügen auf diese Weise zu suchen und es war alte Praxis im Hause des Rechnungsraths nicht zurückzubleiben; — zwar nicht aus Vergnügungssucht, denn im Ganzen war es gleichgültig, wo der Alte Pfeifen rauchte, und ob es ihm gleich selbst nicht mochte, als könnte er nur in Gesellschaft seine Ruhe finden und den Wolken seiner Pfeife zusehn, so leiteten ihn doch die Gemüthsruhe und die Rauchwolken eben so gut in die Einsamkeit. Sie waren des Alters unzertrennlich von seiner Person. — Die Rechnungsrathin war bedeutend jünger als ihr Gatte, und noch eine ziemlich hübsche, runde, kleine, rüstige Frau. Die böse Be-

wollte behaupten, sie sei früher nicht ganz unempfindlich für Galanterie gewesen. Sie war imm.: noch ziemlich eitel, und ob sie gleich die kleine Elisabeth immer geliebt hatte, so war es ihr doch ein kleiner Schrecken gewesen, als der Brief des sterbenden Schwagers ihr die groß werdende Kleine anbefohlen hatte. Das Verhältniß machte sich jedoch bald recht gut; die Tante wünschte nicht, daß die Nichte handelnd in ihre Haushaltung eingriffe, und Elisabeth — ließ sich das eigentlich recht gern gefallen. Sie machte der Tante schöne Arbeiten, las, trieb Musik, und die Tante war mit dem Allem wohl zufrieden. Als die Nichte anfing, bemerkt zu werden, bewundert zu werden, gewährte die Tante erst, daß die Strahlen der jugendlichen Schönheit einen Schimmer über ihr eigenes Haus und ihre eigene Figur warfen, daß sie jetzt überall ein besonders gern gesehener, doppelt freundlich bewillkommter Gast war, und sie fing an, mit einem recht mütterlich stolzen Gefühle sich ihres Pfleglings anzunehmen, die Artigkeiten, die ihr über denselben gesagt wurden, als Früchte des eigenen Verdienstes zu betrachten und Elisabeth auf alle Weise hervorzuheben.

Die Gefahr für das junge Mädchen wurde hierdurch groß, und sie wäre wohl schwerlich den Stricken der Eitelkeit so weit entgangen, wenn nicht ein Brief ihres Vaters, den er auf dem Todbette noch geschrieben, der seinem Wunsche gemäß bei ihrem Eintritt in das Haus des Oheims ihr übergeben wurde, sie über die eigentlichen Verhältnisse im Hause so weit aufgeklärt hätte, als nöthig war, um sie vorsichtig zu machen. Der Vater hatte ihr als heilige Pflicht auferlegt, wo möglich ein

zurückgezogenes Leben zu führen, ihren von jeher mehr nach Innen gewendeten Liebhabereien treu zu bleiben; und Elisabeth wurde es um so weniger schwer, diesem Willen nachzuleben, als er mit ihren eigenen Wünschen übereinstimmte. — Der Vater hatte am Ende noch den Wunsch ausgesprochen, daß sie bei einer etwaigen einstigen Aussicht auf eine Wendung ihres Geschicks sich durch keine Einreden von Außen her sollte bestimmen lassen; sein Wunsch wäre, daß sie, wenn sie sich je vermählen sollte, einen Gelehrten wählte. — Ein Gelehrter behält immer eine Vorliebe für seinen Stand, und er dachte wohl, seinem stillen Kinde würde der stille Gelehrtenstand am besten taugen; — und auch zu diesem Wunsche fanden sich die correspondirenden Stimmen in ihrem Innern.

Der Vater hatte seinem Kinde ein anständiges Vermögen hinterlassen; es war ihm also wohl zu verzeihen, daß er, die übrigen Eigenschaften desselben eingerechnet, es in dem wichtigen Punkte des Heirathens für „wohlberechtigt“ hielt.

Daß mit Elisabeth dennoch eine kleine Veränderung vorgegangen war, das beweisen die Bemerkungen Leonorens. Die elegante Kleidung, die graciösen Bewegungen, die Leichtigkeit, mit der Elisabeth die Huldigungen hinnahm, hatten das einfache Lantmädchen, das sich ganz gleich geblieben war, irre gemacht. — Wie sehr aber ihre Seele schwachtete, haben wir mit Leonoren erfahren. Ihr Blick hatte sich erweitert, mehr auf das Leben, seine Widersprüche und Räthsel gerichtet, die Poesie hatte ihre tieferen Schleusen ihr geöffnet, aber je gewaltiger sie davon bewegt wurde, um so mehr mußte ihre gänzliche Verlassenheit, ihr Alleinsein sie bedrücken.

Zweites Capitel.

Im Gesellschaftszimmer trafen die Mädchen einen Mann, dessen Begrüßung bei der Vorstellung verbindlich, wenn gleich etwas abgemessen war. Er war groß, von ziemlich starkem Körperbau, und schien in den dreißiger Jahren zu sein. Sein Gesicht konnte man hübsch nennen: etwas scharfe Züge, gebogene Nase und Augen, die mit einem Blick im Innersten jeder Person, die ihm gerade entgegen trat, lesen zu wollen schienen, wess Weistes Kind sie sei.

Der Pfarrer erzählte von der Reise, von den Verwandten der Tante, nach denen sie viel zu fragen hatte. Er rühmte die Gesinnung mehrerer Glieder der Verwandtschaft, mit denen er in vertrautem Verhältniß stehe. Vorzüglich von einem Schwager sprach er mit großer Wärme, der sich seit einiger Zeit ganz gewendet hätte.

„Gewendet? Wie meinen Sie das?“ fragte die Rechnungsräthin. „Er war meines Wissens immer ein recht schaffener Mann. Nur dem Spiel war er etwas ergeben.“

„Nun ja, das hat er jetzt abgelegt.“

„Ei, das ist mir sehr interessant!“ rief die Tante. „Er war ziemlich festgerannt; seine Frau klagte mir's von meinem letzten Aufenthalt. Wie ist denn das Wunder vor sich gegangen?“

„Er ist ein Christ geworden.“

„Ein Christ geworden! — war er denn vorher keiner?“

„Wenn der bloße Name uns zu Christen machen könnte, hätte man ihn auch schon vorher einen Christen nennen können.“

Die Tante war betroffen, die Mädchen waren aufmerksam. Der Pfarrer erzählte noch einige Züge, welche die Sinnesänderung des Mannes bestätigten. Einer dieser Züge ergriff das Gemüth unserer Elisabeth so sehr, daß sich ihr Auge mit Thränen füllte.

Das Gespräch wendete sich. Man präsentirte den Iher. Man sprach von der Stadt und ihren Eigenthümlichkeiten. Der Pfarrer lobte die schöne Gegend, klagte über das schlechte Pflaster, fragte nach der Bevölkerung u. s. f. Die Mädchen nahmen nun auch Theil am Gespräch. Man berührte die Lebensweise, die angenehmen gesellschaftlichen Beziehungen, und der Pfarrer gestand, daß er auch schon von anderer Seite her dieselben haben rühmen gehört. „Größere Städte,“ sagte er, „haben allerdings vor kleineren Städten oder gar dem Lande sehr viel voraus, vorzüglich um gewisse Leeren und Lücken durch Zerstreuung auszufüllen, die fühlbarer wirken, wo diese Mittel zur Zerstreuung fehlen.“

„Sollte denn aber das Bedürfniß der Geselligkeit immer und bloß aus einem Gefühl der Leere herkommen?“ fragte Leonore. „Es giebt doch gewiß viele Menschen, welche sich in der Einsamkeit zu beschäftigen wissen, und doch die liebenswürdigsten Gesellschafter sind.“

„Nun ja; aber das gewöhnliche Bedürfniß der Unterhaltung geht doch aus einer gewissen innern Leere hervor, und je mehr diese Leere abnimmt, um so weniger wird uns auch die Zerstreuung nothwendig werden.“

„Dieser Meinung bin ich auch,“ sagte Elisabeth, indem ein freudiger Strahl aus ihren Augen brach. „Ich kann mir nichts Traurigeres denken, als aus Langenweile nach Vergnügen zu haschen.“

„In Ihren Jahren,“ sagte der Pfarrer mit einer gewissen Artigkeit, „geht das Vergnügen der Langenweile voraus; in späteren erst muß ersteres wieder die letztere vertreiben.“

Elisabeth fand das seine Compliment nicht auf sich passend und lächelte, die Tante hingegen sagte: „Ich finde dieß sehr natürlich und halte es für eine ganz weise Einrichtung. Man kann eben so wenig immer ernsthaft gestimmt sein, als man jeden Augenblick zur Lustigkeit aufgelegt sein kann. Jeder Mensch hat Augenblicke der Leerheit, der Langenweile; man kann nicht immer arbeiten, nicht immer lesen, sich nicht immer mit ernstern Dingen beschäftigen. Ich z. B. bin — ob ich es gleich nicht selbst sagen sollte — in meinem Hauswesen sehr thätig, aber ich gestehe, daß mir die Unterhaltung des Abends, im Sommer in den Gärten, im Winter im Theater oder in den gesellschaftlichen Zirkeln als etwas sehr Angenehmes und Wünschenswerthes erscheint.“

Der Pfarrer zuckte die Achseln und erwiderte erst nach einer Pause mit einiger Vorsicht: „Fern sei es von mir, das Verlangen nach Umgang und den Trieb der Geselligkeit überhaupt in ein ungünstiges Licht stellen zu

wollen; denn er ist nicht umsonst in unsere Natur gelegt. Ja, er wird stärker und mächtiger, je mehr der Mensch zum Bewußtsein seiner eigentlichen Bestimmung gelangt. Nur freilich wird er dann nicht mehr als Wunsch, auf eine angenehme Weise die Zeit zu tödten, hervortreten, sondern als Bedürfniß der gegenseitigen Mittheilung und Läuterung. Unser ganzes Leben soll einen Zweck haben, und in diesen Zweck gehört auch jeder einzelne Augenblick."

Elisabet sah den Mann etwas bewegt und verwundert an; er hatte hier eine Wahrheit gesagt, der sie von ganzem Herzen ihre Zustimmung geben mußte, und doch mußte sie nicht recht, was sie von ihr halten sollte.

Die Tante rief lachend: „Ach, das ist Wasser auf Elisabet's Mühle! Diese meint auch immer, Alles im Leben sollte in einander passen, und wie sie mir kein Kleid anziehen will, ob es auch noch so modisch ist, wenn sie es nicht „passend“ findet, so weigert sie sich oft auch, mit mir in Gesellschaft zu gehn, weil diese nicht passend für sie sei. Sie wolle ihre Zeit nicht damit verderben, in dem schönen Kreis auch als eine geschmückte Puppe dazuliegen; ich möchte sie doch zu Hause lassen bei ihren Büchern, ihrem Clavier. — Ich habe recht viele Noth mit dem meinen Eigensinn!"

„Aber, liebe Tante," sagte Elisabet, „dieser Zug zur Einsamkeit ist bei mir nur Liebhaberei; Sie thun mir also zu viel Ehre an, wenn Sie mit diesem secundlichen Vorwurf die Voraussetzung verbielen, als läge demselben auch ein Zweck zu Grunde. Ich weiß so wenig, was eigentlicher Lebenszweck ist, daß mir sogar die Worte dieses Herrn noch ein halbes Räthsel sind."

Der Pfarrer wurde sehr aufmerksam und sagte ganz freundlich: „Nun, wenn nur einmal ein Suchen vorhanden ist, das Finden kommt dann von selbst. Man muß nur für den geraden Lebenszweck seine Augen öffnen, und denen, die uns dieselben öffnen können, das Herz nicht verschließen.“

Während der Pfarrer dieß sagte, wurde die Rechnungsräthin in Sachen ihrer Haushaltung abgerufen und trippelte als geschäftige Hausfrau zur Thüre hinaus. Die Mädchen waren mit dem Pfarrer allein, und Leonore, das heutige Gespräch mit der Freundin in ihren Gedanken mit dem Entgegenkommen des Pfarrers verbindend, sagte auf einmal: „Ja, das wollen wir auch sogleich thun! Was meinst du, Elisabeth, darf ich diesem Herrn einen Theil unsers heutigen Gesprächs mittheilen?“

Elisabeth sah zweifelhaft aus, der Pfarrer aber sagte: „Lassen Sie hören!“

„Was halten Sie von schöner Literatur?“

„Was ich von ihr halte?“ fragte der Pfarrer etwas gekehnt, „erklären Sie sich näher! Ihre Frage ist etwas allgemein.“

„Nun, meine Freundin rühmte mir heute Göthe'n als einen so großen und herrlichen Dichter; jetzt möchte ich auch Ihr Urtheil über denselben hören.“

Der Pfarrer sah lange, lange auf Elisabeth, ohne ein Wort zu sagen. Die Freundlichkeit war gänzlich aus seinem Gesichte verschwunden und hatte einer großen Betroffenheit Platz gemacht. „Das hätt' ich nicht gedacht!“ murmelte er endlich wie vor sich hin.

Elisabet war unter diesem richterlichen Blicke blutroth geworden; auch Leonore kam in Verlegenheit.

Nach einer Pause sagte er laut mit einer Art schmerzlicher Ironie: „Nun begreife ich Ihre Rede von vorhin, mein Fräulein, die Unsicherheit, der Sie erwähnten, und finde sehr natürlich, daß Ihrem Suchen noch kein günstigeres Resultat geworden ist, daß Ihnen die Lebenszwecke noch verborgen sind.“

„Sollte es denn wirklich mit diesem Dichter so gefährlich stehn,“ fragte Leonore halb verschüchtert, halb ärgerlich, „daß man einem Mädchen, das Sinn für Poesie hat, so gar sehr verargen kann, wenn es ihn schön findet?“

„Wir sollen eben nicht fragen,“ erwiderte der Pfarrer, „ob etwas schön sei, sondern ob es nützlich, ob es förderlich zum Guten sei, ob es uns in der Erkenntniß des Heils weiter bringe, ob es das Bewußtsein unserer Sündhaftigkeit in uns wecke, ob es die Sünde aus unserem Herzen reiße, ob es den alten Adam in uns ertödtet, ob es uns zu Christo führe und einen neuen Menschen aus uns mache. Und hierzu kann ich Ihnen ein herrliches Buch empfehlen, das zugleich schön und gut ist, das uns den kürzesten Weg zeigt, wie wir können glücklich und ruhig und zufrieden werden, und unsere Lebenszwecke verstehen lernen.“

Diese Rede war nicht brausend hervorgequollen, sondern ganz ruhig, mit ernster Miene, aber bestimmt und schneidend, mit Nachdruck das Hauptwort jedes Satzes betonend.

Es gehörte mit zu den Eigenthümlichkeiten Elisabet's, daß, selbst wo sie fühlte, daß man sie verlasse, daß sie

im Grunde ihrer Meinung Recht habe, sie doch oft durch-
aus nicht vermochte, diese Meinung kühnlich zu vertheidi-
gen. Ein unbeschreibliches Gefühl der Verzagttheit hielt
ihre Zunge gefesselt, und der Gedanke: dieser meint, es
sei wirklich die Gemeinheit, die Reiz für dich habe, jagte
ihr so sehr das Blut in's Gesicht, daß man ihrem Gegner
nicht verargen konnte, wenn er glaubte, den rechten Fled:
das wunde Gewissen getroffen zu haben, und sichtlich zu-
frieden war mit seinem Triumphe.

„Die heilige Schrift,“ sagte Elisabeth endlich schüch-
tern, „ist mir gewiß theuer; aber ich glaube nicht, daß
sie mir verbietet, mich auch in der übrigen Welt umzu-
sehen und die Wahrheit zu suchen; und daß die Wöthe-
schen Schilderungen der Welt wahr sind, werden Sie doch
wohl zugeben?“

„Ja wahr, wie die Sünde selbst,“ sagte der Pfarrer,
„und kräftig, wie die Verführung selbst. Es ist längst
anerkannt, daß Wöthe der Bahnbrecher für alle die ver-
derblichen Tendenzen der Neuzeit war, daß aus seinen
Darstellungen von der Sünde das innere Wohlgefallen
an derselben hervorblüht, das verführerisch wirken muß.
Und die Sünde soll nicht dargestellt werden, oder doch
nur in der abschreckenden Gestalt, die ihr gebührt. —
Es ist ferner längst anerkannt, — wenn auch seine Schriften
dies noch nicht deutlich genug aussprachen, so zeugt sein
Leben dafür, — daß er sich zum Christenthum sehr feind-
selig verhielt, besonders in späteren Jahren. — Und dann
haben wir vor Allem eben dieses Leben des Mannes selbst
in's Auge zu fassen. Herrschte denn nicht darin gerade
diese Sünde, die er in seinen Werken so verführerisch

darstellt? War seine ganze Poesie nicht ein Ausfluß all der Unreinigkeiten, die in seinem Herzen wohnten? Ja, lebendig und wahr ist seine Poesie, und darin liegt eben die größte List des Satans, die in ihm ein mächtiges Organ sich erkoren hat." — „Aber," setzte er mit einem lauernden Blick hinzu, „wer hier nicht zu unterscheiden weiß zwischen Gutem und Bösem, der greift am liebsten nach der verbotenen Frucht, weil sie lieblich aussieht und süß schmeckt. Für die verwöhnten Gaumen der Jugend unserer Zeit ist die schlichte Alltagskost des Evangeliums, und was innerhalb desselben etwa als erlaubte Speise geboten werden dürfte, nicht mehr genug; man muß etwas haben, was den Gaumen kitzelt, und hier nehmen allerdings die Göthe'schen Lederbissen den ersten Rang ein."

Elisabet gab keine Antwort. Sie war durch diese schneidende Sprache eben so betroffen, als verletzt. Obgleich sie das, was er sagte, nicht ganz verwerfen konnte, sagte ihr doch eine innere Stimme, daß er viel zu weit gehe in seiner Verurtheilung sowohl Göthe's als ihrer selbst. — Die kleine Anna kam herbei, und schmiegte sich liebevoll an sie. Sie nahm das Kind auf ihren Schooß und hielt es fest an ihre Brust gedrückt, während die Thränen in ihre Augen traten. Es war, als müßte das unschuldige Kind ihr zum Halt oder zum Bollwerk dienen.

Die kühnere Leonore aber nahm nun das Wort. „Ueber den Dichter selbst," sagte sie, „kann ich nicht urtheilen, da ich ihn viel zu wenig kenne, aber die Empfänglichkeit meiner Freundin für das ächte Schöne ist mir der sicherste Bürg, — selbst wenn ich das Urtheil der Welt

über Göthe gar nicht in Anschlag bringen wollte, — daß das wegwerfende Urtheil, das Sie so eben gefällt haben, jedenfalls zu weit geht.“

„Ich gebe zu,“ sagte der Pfarrer, „daß Göthe schöne Verse machen kann, die dem natürlichen schönen Geschmack wohl zusagen mögen; — da Sie aber von edlem Sinne reden,“ setzte er etwas zögernd mit sarkastischem Lächeln hinzu, „so möchte dies der Sache freilich eine andere Wendung geben, wenn es sich nur nicht fragte, ob es überhaupt einen solchen Maßstab giebt? Der natürliche Mensch ist überall der gleiche, ob nun der Geschmack durch Weltbildung etwas verfeinert ist, oder nicht; auf das kommt es nicht an. Was in ihm herrscht, das ist die Sünde, die sich nur in ein schönes Gewand kleidet, und die ganze schöne Literatur ist nur ein Erzeugniß dieser Sünde, und kann daher auch nur Solchen gefallen, die selbst noch in den nemlichen Schlingen gefangen sind.“

„Erkennen Sie denn aber gar nicht an,“ sagte Elisabeth, die sich wieder etwas gefaßt hatte, „daß in jedem Menschen ein Suchen nach Wahrheit ist, und daß eben dieser suchende Wahrheitstrieb auch die Erzeugnisse hervorbringen kann, die, selbst wenn sie Verirrungen enthielten, doch darum nicht aufhören, wahr und somit unserer Beachtung werth zu sein?“

„Geseht auch, es verhielte sich mit diesem Wahrheitstrieb so, wie Sie sagen, — warum gehn denn die Leute, wenn sie Wahrheit suchen, nicht gleich zur rechten Quelle? Dann wären sie aller dieser Kämpfe überhoben, und wir wären dieser seelenmörderischen Literatur überhoben, die so viele Seelen ins Verderben stürzt. Al die

Selbstmorde, die Werther veranlaßt hat, sie sind schreiende Zeugen wider diesen gefährlichen Dichter, und ihr Blut wird einst von ihm gefordert werden. — Ueberhaupt gehört schon eine große Entfremdung von der Wahrheit dazu, daß man in der heutigen Literatur immer so Halbwahres und Erdichtetes und Wahres unter einander mischt; man gebe irgend eine Begebenheit oder Biographie gottseliger Männer und Frauen, schlicht und einfach, wie sie sich zugetragen, und ermangele nicht, die Nutzenwendung zum richtigen Verständniß beizusetzen, — das wird auf die Gemüther wirken, ganz anders, als diese heillose Romanliteratur. Wer Romane liest, der fröhnt der Fleischelust."

"Aber würde da nicht alle Poesie verloren gehn?"

"Man braucht auch keine solche Poesie!" rief der Pfarrer; "sie ist nur die Weige, die die Seelen zur Hölle führt. Wir sollen unsere Lage nicht verträumen, wir sollen sie dem Herrn und Seinem Dienste weihen, und je baldiger und ungesäumter wir damit beginnen, um so mächtiger wird die Gnade in uns wirken und unser Licht leuchten." "Aber freilich," setzte er hinzu, — und der Blick war dabei fest auf Elisabeth gerichtet — "müßte da das Gefühl der Sündhaftigkeit und unserer tiefen Verworfenheit vor Gott vorangehn, und die Seele müßte rein gewaschen sein im Blute des Herrn."

Elisabeth hatte solche Worte noch nie gehört. Mochten sie nun Wahrheit sein oder nicht — sie wußte das nicht; die Art aber, wie sie vorgetragen und ihr aufgeträngt wurden, war ihr schrecklich. Der Kopf schwindelte ihr. Sie wagte kein Wort, denn die Worte dieses Mannes waren so gewißenerichterlich, so imponirend, er schien selbst von der

Unfehlbarkeit seiner Ansicht so überzeugt zu sein und jeden Widerspruch für einen Verrath am Heiligsten zu halten. — Sie war eben im Begriff aufzustehn, als Leonore, die den Faden des Gesprächs aufnahm, sie unwillkürlich veranlaßte zu bleiben.

„Wir wissen freilich nun zur Genüge,“ sagte Jene, „wie Sie über Göthe denken, aber ich kann doch unmöglich glauben, daß Sie, wenn Sie diesen Dichter und mit ihm die Romanliteratur überhaupt der Hölle übergeben, nicht doch noch Ausnahmen zugeben sollten. Sie werden z. B. gewiß nicht leugnen, daß Schiller nicht der Sünde fröhnt, daß ein ernstes Streben und Ringen bei ihm vorwaltet, daß man in Beziehung auf seine Charaktere bald weiß, wie man mit ihnen daran ist, und daß der Eindruck, den sie auf uns hervorbringen, keineswegs ein zur Sünde verlockender ist. Im Gegentheil geht ja durchweg ein so ernster Grundton durch seine Werke, und das Edle wird vor dem Uedlen so hervorgehoben, daß es unwillkürlich eine Erhebung unseres Gemüths und den Wunsch der Nachahmung in uns weckt.“

„Nun ja,“ sagte der Pfarrer, „Schiller meint es gut; sein Sinn ist ernst, und er möchte um deswillen nicht so ganz zu verwerfen sein, wenn man seine Irreligiosität, also gerade die Hauptsache, abrechnet. Aber gerade das selbstgerechte Tugendstreben, zu dem man sich durch seine Werke angetrieben fühlen mag, und das Sie so eben berührt haben, zeigen deutlich, wofür Geistes Kind er selbst ist. Man kann diese beiden Dichter der sich in ihren Werken kund gebenden Gesinnung nach nicht treffender bezeichnen, als wenn man sie mit zwei jüdischen Sekten

vergleicht, jener fleischlichen und jener selbstgerechten: Göthe ist ein Sadducäer und Schiller ein Pharisäer."

"So, so?" murmelte Leonore verwundert, „der also wäre auch nichts? — Aber da wir einmal im Zuge sind, so möchte ich noch über einen Andern Ihr Urtheil hören. Was halten Sie von Shakspeare?"

"Kennen Sie denn Shakspeare?" fragte der Pfarrer.

"Rein — doch ja!"

"Ich komme heute nicht aus dem Staunen," sagte Jener, und seine Augen liefen von der Einen zur Andern. „Ich finde zwei zarte, junge Frauenzimmer, eingeweicht in alle Geheimnisse der Weltliteratur und durch diese in noch gar manche andere Geheimnisse, die freilich noch lange, wo nicht immer Ihnen hätten verborgen bleiben sollen. Wer weiß, wie viele Dichter, groß und klein, Sie mir noch zu nennen wüßten; es giebt ja noch viele Gäßchen, in denen man nach Wahrheit suchen kann. Ob dabei das weiße Kleid beschmutzt wird, mit dem man geschmückt ist, daran liegt nicht viel."

Elisabet stand jetzt auf. Sie war bleich, aber in ihrem Wesen, in ihrer Gestalt lag doch etwas, was dem Pfarrer unwillkürlich imponirte. Da auch Leonore dem Beispiel Elisabet's gefolgt war, so erhob er sich ebenfalls und murmelte etwas vom Nichtgernehören der Wahrheit u. s. w. Es war gut, daß der Onkel eintrat. Der Pfarrer trat ihm entgegen mit eben dem zurückhaltenden Anstand und eben dem Blick, der ihm immer eigen war, wenn eine neue Erscheinung ihm entgegenkam.

Von der nun ebenfalls wieder eintretenden Tante erbat sich Elisabet die Erlaubniß, sich mit ihrer Freundin

für den Rest des Abends zurückziehen zu dürfen, was ihr, wie wohl ungern, von dieser gestattet wurde. Der Rechnungsrath aber machte noch Einwendungen, wollte von Elisabeth sein Lieblingsliedchen gesungen haben und bat um ihre Rückkehr. Sie entschuldigte sich jedoch und versprach, ihm dasselbe ein ander Mal singen und wiederholen zu wollen, so oft er es verlangte.

Als die beiden Freundinnen in ihrem Zimmer angekommen waren und auf dem kleinen Sopha Platz genommen hatten, legte Leonore ihren Arm um den Leib Elisabeth's und sah ihr lange liebevoll in die Augen. „Kannst du mir verzeihen, daß ich nicht deinem richtigeren Gefühl, sondern dem meinigen gefolgt bin? daß meine übertriebene Eilsfertigkeit, die mit Allem bald in's Reine zu kommen wünscht, mich verleitete, dich und mich einem Manne preiszugeben, der weder ein freies Gespräch, noch die Gesetze des Anstandes, noch die feineren Bedürfnisse des Gemüths, noch das, was zur Poesie überhaupt gehört, auch nur entfernt zu würdigen vermöchte? Um meiner Willen machte es mir wenig Kummer, ich schüttle so etwas leicht wieder ab; aber du, die du in solchen Dingen so scrupulös bist — —“

„Nun, du kamst auch besser weg als ich,“ sagte Elisabeth lächelnd, „deinem Dichter wurden doch noch einige gute Härchen auf seinem Haupte gelassen, aber der meinige wurde in die tiefste Hölle geworfen! Man muß doch allerlei Menschen kennen lernen. Uebrigens werden mich seine Blasphemien doch nicht allzusehr quälen, gerade weil sie allzudeck sind.“

„Ach, die Sache ist mir doch fatal! du giebst dir jetzt die Mühe, als kümmerte es dich wenig, um mich nicht zu beunruhigen, aber ich weiß wohl, daß es damit nicht abgemacht ist. Ich glaubte bisher nie, daß man an Menschen gerathen könne, die so wenig in die Eigen- thümlichkeiten anderer Menschen sich zu schicken, die Rich- tung, die Andere in ihrer Bildung eingeschlagen haben, zu ehren vermöchten, selbst wenn sie ihnen als eine verfehlte erscheinen sollte. Ich meinte, man dürfe ohne Rückhalt Jedem befragen, von dem man hoffen könne, irgend eine Auskunft in freundlicher Besprechung zu erhalten. Das also wäre ein Pietist der besten Art, der nur durch die höchste Intoleranz seinem Eifer genügen kann!“

„Ich weiß nicht mehr,“ sagte Elisabet, „was er sprach, ich war allzu verwirrt; — ich kenne nicht die Grundzüge in der Religionsform dieser Leute, aber die Früchte derselben, wie sie sich mir heute gezeigt haben, machen mir wenig Lust, dieselbe näher kennen zu lernen; denn was eine solche Lieblosigkeit und Arroganz, ja völlige Verkehrtheit des Urtheils beschönigen kann, das kann nimmermehr vollkommene Wahrheit sein, so anmaßlich es sich auch geberden mag. Ich weiß an meinem eigenen Gefühl nur zu gut, — und dies Gefühl täuscht mich ge- wiß nicht — daß man Göthe'n darum nicht so verdammen darf, weil sich manchmal etwas in seinen Schriften findet, was für den Augenblick glauben läßt, als lasse er der Sünde und Verführung die Oberhand.“ Ich kenne seine Werke nicht alle, aber obgleich ich mir Manches hinweg- wünschte, Manches nicht ganz verstehe, so ist doch der Gesamteindruck bei mir ein ganz anderer, als dieser Mann

ihn vorauszuſehen ſcheint. Selbſt dieſer Werther, ſo gewaltſam er mit fortreiſt, — ſein Tod iſt ſchrecklich — mich ließ er den Selbſtmord nicht in einem verführeriſchen Lichte ſehen. Kann Göthe darum getadelt werden, daß er die krankhafte Ueberreizung mit ſolcher Wahrheit ſchilderte? Ich kann es nicht glauben, und wenn noch tauſend Pfarrer ihre Stimmen erheben. Es iſt ja darin ausgeſprochen, daß Werther den Troſt der Religion verſchmähte, nicht für ſich geeignet glaubte, und darum wohl verfiel er der Verzweiflung — und weil er nicht mit ſich kämpfte. — Im Meiſter, den ich auch geleſen habe, will ich ja Vieles nicht vertheidigen, weiß auch heute noch nicht recht, was der Sinn des Ganzen ſein ſollte; nur das weiß ich, daß Meiſter ſuchte, Verſtändniß der Welt und ſeiner ſelbſt ſuchte; und wer ſollte ihn darum tadeln? Waren die Wege verkehrt, die er ging, — und ich glaube das, denn er ſuchte gar ſehr auf der Oberfläcche — ſo konnte er auch nicht recht finden, und er hat auch nicht recht gefunden; ich merkte das an meinem eigenen inneren Unbehagen, als ich zu Ende war. Aber darum verliert die Schilderung nichts von ihrer Wahrheit —“

Doch überlaſſen wir die Mädchen ihren Ergüſſen, ihren Verſicherungen erneuter, feſterer, ewiger Freundschaft, ihren Planen, ihren Luſtſchlöſſern in die Zukunft; — laſſen wir ſogar Leonore abreiſen und beide Mädchen ihre einsamen Thränen weinen. — Solche ſich aus den früheſten Kindheitszeiten herſchreibende Mädchenfreundschaft hat etwas Rührendes; ſie war bei dieſen Beiden um ſo tiefer, da ſie nicht durch Ausdehnung in die Breite anderer Freundschaften verlor.

Drittes Capitel.

Elisabet hatte der Freundin versprochen müssen, statt sich ein Tagebuch zu halten, künftig täglich ihre Gedanken an diese zu richten. Leonore hoffte, daß durch vermehrte Mittheilung die Lücke in dem Leben Elisabet's weniger fühlbar und ihr Gemüth, wenn ein Widerhall manchmal ihm entgegentäme, sich doch nicht mehr so gar vereinsamt fühlen würde. Leonorens Interesse für die Jugendfreundin hatte sich durch die wenigen Tage ihres Beisammenseins in hohem Grade gesteigert und neubelebt; es war ihr jetzt recht deutlich geworden, wie wenig die Umgebung für das eigentliche Bedürfniß Elisabet's passend sei; und da sie nun wußte, wie tief das Gefühl des Verlassenseins sie drückte, so wurde ihre Sorge um dieselbe um so größer, als der Pfarrer, den sie nun in ihrer Nähe wußte, die Aussicht in die nächste Zukunft noch mehr trüben zu wollen schien. Elisabet zwar hatte sie noch getröstet und sie bestimmt versichert, daß sie sich vor der Verbtheit des Pfarrers und vor allen Einflüssen von seiner Seite möglichst fern halten wolle. Sein Besuch im Hause war nicht oft zu vermuthen, und sie hoffte ihm ausweichen zu können.

„Der heutige Tag,“ schreibt Elisabet, „ist mir trüb verfloßen; ich blieb meist in meinem Zimmer, nähte eifrig und dachte dabei Deiner. Du bist das einzige lebendige Merkzeichen jener früheren schönen, heimathlichen Zeiten, die einzige Seele, die mir wirklich theuer ist. Alles, was mich hier umgiebt — ich bin allen Leuten gewogen, einigen sogar herzlich zugethan; — aber ich glaube, daß ich Alles verlassen könnte, ohne daß es mich im Mindesten schmerzte. Lieben, aus tiefster Seele lieben kann ich Niemand. Ich frage mich oft: ist denn dies auch so nothwendig, daß man Jemand liebt? Kann man denn nicht ganz behaglich leben und nur sich selbst lieben? — Aber kaum ist diese elende Frage aufgetaucht, so folgt die Strafe durch das tiefe Weh des Herzens auf dem Fuße nach. Ja, ja, es ist nothwendig, zum höchsten, seligsten Leben gehört das Lieben.

„Wirst du mir's glauben? Die Tante ist von dem Pfarrer eingenommen. Sie sagte heute, er sei zwar sehr strenge in seinen Grundsätzen, aber im Ganzen sei doch Alles Wahrheit, was er sage, und dann — sei er doch ein recht interessanter Mann, und sei den Abend durch nach unserer Entfernung recht unterhaltend gewesen. Ich hatte keine Lust, ihr all das zu bestreiten und ihr das angenehme Gefühl in seiner Gegenwart zu verkümmern.

„Diesen Abend wurde ich in's Gesellschaftszimmer gerufen. Es war dort das alte Fräulein Nobel und Lieutenant Ahlen und — der Pfarrer gegenwärtig. Nun weißt du ja, daß Ahlen mir auf ziemlich merkwürdige Weise den Hof macht. Er war gekommen, mich im Namen

seiner Mutter zu einer Spazierfahrt nach W. einzuladen, wo eine große Gesellschaft sich zusammenfinden würde. Ich hatte zum Glück schon einige Stunden vorher von der Sache gehört und die Tante gebeten, die Einwilligung nicht zu geben. Sie versprach es mir; aber wie oft schon mußte ich früher bei Dergleichen ihren Wankelmuth erfahren! Mein Lieutenant hat nun recht rührend; — ich sagte ihm freundlich: ich hätte eine Arbeit auf den Geburtstag des Oheims zu vollenden, und jede Stunde müsse ausgebeutet werden. Er wollte das höchst bizarr finden, wollte dem Onkel selbst die Sache einst erklären, wenn die Sache erst einen Tag nachher käme; aber ich blieb dabei, und höchst verdrießlich wendete er sich an die Tante, um sie um ihre Einwilligung und Fürsprache anzugehn. In diesem Augenblick glitt mein Auge an dem Pfarrer vorüber, den ich beim Eintritt so unbefangen als möglich, aber stumm begrüßt hatte. Hier nun begegnete ich einem Blick — so lauernd! Der Blick empörte mich im Innersten. Er sah der Tante zugekehrt und hatte, ohne den Kopf zu bewegen, nur aus den Augenwinkeln uns beobachtet. Seine Ohren schienen nach allen Seiten hin zugleich hören zu können. — Zu meiner großen Verwunderung blieb die Tante dies Mal fest, sie war so ernst, so würdig, daß ich nur staunen mußte. Lieutenant Ahlen entfernte sich endlich tief verleßt. Er warf einen Blick auf mich; — ich wünsche nicht, diesen Blick je wieder zu sehen, er könnte mich rühren. Ich glaube jetzt, daß er mich wirklich liebt.

Ich sprach noch einige Worte mit dem Fräulein und in's Allgemein, entschuldigte mich dann mit meiner Arbeit, und entfloß wieder in mein Zimmer.

„Es ist doch ein wunderliches Gefühl, sich wirklich geliebt zu wissen.

„Heute wieder — ach der Pfarrer! Er war aber heute ganz anständig, recht mild und sogar spaßhaft. — Aber ich muß unwillkürlich hinter Allem etwas Absichtliches vermuthen. Seine jeßige Milde ist nur der Vorhang, hinter dem seine eigentliche Gesinnung versteckt ist. Und was ist diese eigentliche Gesinnung? Hab' ich sie nicht zur Genüge kennen gelernt? Intoleranz, finsternes Zellenthum. Es hat jedes Wort einen Stachel, jede Bewegung ist absichtlich. Ich wage gar nicht, irgend etwas vor ihm zur Sprache zu bringen; denn jeder Gedanke, wie er mir aufkößt, erschrickt in der Gegenwart dieses Mannes vor sich selber; ich glaube, es wird Alles zur Sünde; denn wenn er sich jezt auch nicht mehr so stark ausdrückt, so kann ich doch sogleich seine Meinung in seinen Augen oder in seinem Schweigen lesen. Heute hatte ich das Clavier aufgeschlagen, und ein Notenheft lag noch da, und unglücklicher Weise mußten einige etwas zweideutige Textstellen aus Don Juan ihm entgegenleuchten, als er darin blätterte. Nun weißt du, wie sehr mir Mozart an's Herz gewachsen ist, und ich gestehe, daß ich solche Stellen schon lange gewohnt bin, ohne daß sie mich stark incommodirt hätten. Wie aber der Pfarrer zuerst das Heft las, dann mich anschaute, da muß ich über und über roth geworden sein. Er sagte kein Wort, seufzte und wandte sich ab. Er sprach nachher von der heiligen Musik, wie durch diese das Herz geheiligt und von der Welt abgezogen würde, von der Schönheit eines einfachen

Chorals — und wer, der Sinn für's Heilige hat, wollte denn das bestreiten? Aber dieser Mann sagte es mit so spitziger Betonung, mit so unverkennbar strafender Beziehung auf mich, daß ich um keine Welt vermocht hätte, ihm zu sagen, daß mir die heilige Musik nicht fremd sei. Ich sah stille und ließ es über mich ergehen; aber es schnitt mir tief in's Herz.

Er spricht so viel von den Gläubigen. — Mein Gott, was soll doch dieser Ausdruck! Bin ich denn eine Ungläubige? Ich glaube ja an alles Heilige! Und nie, wenn mir Zweifel in Beziehung auf religiöse Dinge in Büchern aufstiegen, habe ich mir erlaubt, darüber zu grübeln. — — Aber ist das auch genug? — Ist das der lebendige Glaube, der uns die ewige Seligkeit verbürgt? Ist das der Glaube, der den Christen von den Ungläubigen in der Welt, oder — wie der finstere Mann sie nennt — von der ungläubigen Welt, von der Welt unterscheidet? — — Dann denk' ich wohl zurück an die Zeiten, wo mir das gelehrt wurde, was ich glauben sollte, um in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden; und wenn ich mich ernstlich frage: ist das noch dein Glaube? — so kann ich weder recht ja, noch recht nein antworten; denn es ist mir nicht mehr recht klar, was es eigentlich war, und die bestimmten Lehrsätze, die ich damals lernte, verschwimmen mir immer wieder in ein allgemeines Gefühl der Liebe und Anbetung des allliebenden Gottes, das sich dann wieder ohne alle Vermittelung oder Unterscheidung der menschlich-göttlichen Gestalt des Erlösers zuwendet. Ich habe mir vorgenommen, jene Jugend-

ertrude wieder aufzufrischen — ich habe (du wirst nicht lächeln!) meinen Katechismus wieder gesucht, aber noch nicht gefunden. — Und warum auch? Ist nicht die heilige Schrift die Urquelle aller jener Lehrsätze? und brauch' ich Dir zu sagen, daß ich wirklich in der Schrift lese? Aber eben aus der Schrift, aus jeder guten Predigt strömt mir in den mannigfaltigsten Ausdrücken und Bildern, oft bis zu überwältigender Nührung, jene allgemeinere Erhebung und Weihe zu, in der ich mich mit so vielen edeln, frommen Menschen verbunden weiß. — — — Nein, nein! — es ist nur der Schatten, den jenes finstere Wesen in meine Seele wirft, der die Zweifel in mir darüber aufkommen lassen kann, ob dieses warme, tiefe Gefühl auch unabhängig von einigen trockenen Lehrsätzen genüge, um mein Christenthum der Welt gegenüber zu bezeugen, sofern sie dieses Gefühl verleugnet oder nicht kennt. Aber laß uns auch nicht selbst in den Fehler des trübseligen, hochmüthigen Zeloten verfallen, der voraussetzt, daß die Welt überall und immer gottlos ist, wo sie nicht ausdrücklich ihren Glauben bekennet, ihre Frömmigkeit ausspricht. — — — Auch ist es ja gar nicht meine Meinung, dies allgemeinere Gefühl jenen bestimmten Lehrsätzen und Ausdrücken, in denen sich der Pfarrer und seines Gleichen so sehr gefallen, entgegenzustellen. Ich fühle gar keinen solchen Gegensatz oder Unterschied, sondern denke eben: das ist die allgemeine Hauptsache, in der sich das Andere eigentlich von selbst versteht. Und wie sollte ich nicht meine vielen Fehler kennen und beueuen und mich zu bessern suchen und Gott bitten, daß er mir verzeihe und helfe? — und zuweilen macht mich

das Alles auch ernst und traurig genug; aber das begreif ich nicht, daß ich dieser Stimmung immer fort nachhängen und darüber Alles, was mir und Anderen, die viel besser sind als ich, bisher Freude machte, als Sünde ansehen und fliehen sollte. Das sind auch Gaben Gottes, uns zur Freude gegeben. Ist denn Alles Sünde, dem man so von Ungefähr in der Welt begegnet? — Ist es denn z. B. Sünde, wenn man tanzt?

„Ich wagte es, in seiner Gegenwart das Tanzen zu verteidigen; er fragte mich aber schnell: „können Sie denn, wenn Sie auf einem Balle sind, an göttliche Dinge denken?“ — Aber ist es denn unerlässlich, daß man jeden Augenblick an Göttliches denkt? Ist man darum gleich verloren, wenn man mit Vergnügen in den Reihen herumhüpft? Es ist wunderbar: gerade dem Tanz frage ich am wenigsten nach, und eben darum, glaube ich, konnte ich ihn am kühnsten verteidigen — aber, o höre, was mir dieser Mensch zur Antwort gab: „es ist freilich reizend, wenn man solch einen jungen Herrn im Arme hat!“ Und das mit Augen, mit Blicken: ach, mich schauerte! Er kam mir in diesem Augenblick vor, wie Satan. O, mit Diesem streite ich nie mehr! Ich möchte fliehen, fliehen, ich weiß nicht, wohin!

„Mein Vater sagte oft: laß dir nichts über den Kopf wachsen von den Dingen dieser Welt; entfliehe ihnen, so lange es noch Zeit ist, wenn du merkst, daß sie dir gefährlich werden wollen. An diese Worte habe ich bei Vergnügungen und besonders auch beim Tanzen schon so oft gedacht, und oft, wenn ich gern an einem Vergnügen Theil genommen hätte, sagte ich zu mir: nein!

du willst zu Hause bleiben, der Vater hat's so gewollt. Aber davon hat er nie etwas gesagt, daß solche Dinge an sich schon Sünde wären, und ich glaub's auch nicht. Nein, nein, gewiß nicht!

„Das Sonderbarste ist mir, wie sich die Tante bei solchen Aeußerungen beträgt. Der Pfarrer wendet sich meistens an sie mit einem: „Nicht wahr?“ Nun aber lände es, wenn sie Ja sagen wollte, in gar zu grellem Contrast mit ihren früheren Ansichten; denn wie oft hat sie mich ausgezankt über meine einsiedlerischen Launen, wie sie es nannte: ein junges Mädchen müsse seine Jugend auch genießen, man lebe nur einmal u. s. w. Sie beschämt sich daher jetzt mit einem Seufzen, sieht mich angstlich an, oder schlägt die Augen nieder.

„Nein, müßte ich denn nicht unwahr werden, wenn ich mich nur so jählings in die Ansichten dieses Mannes einstürzen wollte? Ich weiß ja wohl, daß wir sündige Menschen sind und all den vielen Pflichten nicht genügen können, daß wir der Gnade unseres Gottes bedürfen, daß Christus unser Heiland ist. Das Alles hat er mich ja gelehrt, und ich hab' es mir ja mit tiefer Verehrung angeeignet. Aber soll denn nun all mein Leben ganz sündig und verkehrt gewesen sein? Soll ich denn in totaler Wegwerfung alles dessen, was mir bisher heilig war, mein Heil finden können? Ist denn das Sünde, wenn man in heiterer Gesellschaft zusammenkommt, wenn man unbesorgen mit Männern spricht, wenn Mädchen lachen und scherzen, wenn man ein Theater besucht? Ich hab' ja die schlechten Lustspiele unserer Theater nicht ver-

56
theidigen; aber kann man nicht wenigstens manchmal etwas Gutes lernen? Und ist das Schöne, weil es uns gefällt, darum Sünde? Muß man, weil in all diesen Dingen, wie im Leben überhaupt, Gefahren liegen können, sie und das Leben ganz fliehen? würden mich nicht noch schrecklichere Gefahren bedrohen — andere Gefahren — Gefahren der Heuchelei? müßte ich mich nicht verachten, wenn — —

„Ach es wird mir ganz wirr im Kopf! Ich weiß nicht, ob ich Dir diese Zeilen schicken soll; sie könnten Dich ängstigen, wie mich selbst. Ich kann Dir versichern, daß ich mich jetzt sehne nach der dummsten Unterhaltung, nur um diesen quälenden Gedanken zu entfliehen. Aber, was das Schlimmste ist, die Tante fängt an, mir meine einfachen Freuden verkümmern zu wollen. Der Pfarrer hat einen merkwürdigen Einfluß auf sie. Er scheint das auch zu wissen und die Macht durch sie auf mich ausdehnen zu wollen. Es wird ganz finster um mich; ich möchte oft widerspenstig werden, und oft denk' ich wieder: wenn sie doch Recht hätten! Du wirst mich wieder schelten, daß ich das Alles so tief nehme und mich nicht leicht darüber wegsetzen kann. Hunderte würden lachen, ich kann das nicht. Es ist mein Unglück.

„Lieutenant A. soll damals nicht mit in B. gewesen sein; er gehe ganz — doch das ist gleichgültig und wird und muß mir gleichgültig bleiben.

„Ich habe mir vorgesetzt, heute gar nicht in's Zimmer zu gehn; ich schütze Kopfweh vor, und ich glaube eigentlich

auch, daß ich es habe. Ich bin so misguthig, daß ich immer weinen könnte. Ach, wie sehne ich mich nach meinem Vater! Sieh', ich klappte ihn mit den Händen aus dem Grabe, wenn ich ihn dann wieder lebendig hätte! O! Es ist für ein Mädchen nicht gut, allein zu sein; ich fühle es tief, tief, ich brauche Stütze. Mein Oheim ist noch mein einziger Trost. Der bleibt sich immer gleich: freundlich, gut, aber — nichts sagend; sein Gesicht, wenn er seine Frau ansieht, scheint mir oft einen komischen Ausdruck annehmen zu wollen, aber er äußert sich mit keiner Sylbe. Nur gestern Abend kam er zu mir her, als ich, den Kopf in die Hand gestützt, in einem Eckchen saß, nahm mich unter dem Kinn und sagte: Kopf in die Höh'! grad' aus mit den Augen! Als er sie voll Thränen sah, sagte er: Dummheiten! und ging fort. Ich hätte ihm die Hand küssen mögen für seine freundlichen Dummheiten.

„So eben kommt Anna hereingesprungen; mit ihr will ich den Tag verplaudern und wieder zum Kinde werden.“

„Ja Leonore! Es wird Licht, Licht, Licht! Heute hab' ich Dinge gehört, neue, herrliche, wundersame; heute hab' ich angefangen zu leben! Ja, freilich, ich darf Göthe lieben, darf Shakespeare lieben, Du darfst auch deinen Schiller lieben, ich darf meinen Don Juan wieder hervorziehen: Alles, Alles, was Kunst heißt, darf ich ehren! O, wie weichen doch die Schatten von meinen Augen! wie thöricht war ich, mir das helle Tageslicht nehmen zu lassen! Nein, jetzt weiß ich, daß mein Gott nicht

darüber böse ist, daß mir das Schöne gefällt, daß er mich darum nicht gleich dem Satan übergeben will, weil ich mein Herz nicht auf so grelle und schneidende Weise los machen kann von allen höheren, schöneren Lebensgütern! O, wie leuchtet das Leben jetzt vor mir auf! Wie mit einem Zauberschlag ist Alles anders geworden!

„Doch höre, wie das kam! Meine kleine Anna schmeichelte und bat so lange, ich möchte mit ihr spazieren gehn, bis ich ihr endlich nachgab. Heimlich hatte ich mich ebenso sehr nach frischer Luft und der freien Welt draußen gesehnt; aber mein Mißmuth gab mir ein, das passe jetzt nicht für mich, nur die engen Stubenwände seien geeignet, mir den Riß zwischen mir und der schönen Welt weniger empfindlich zu machen. Schon Anna's Freude war mir, als wir gingen, die erste Belohnung; die zweite war, als ich mit ihr der Stadt den Rückenkehrte und gegen die Anhöhe hinaufflieg — die durch den Spätherbst zwar ihren reichen Schmuck meist verloren hatte, aber in der äußerst reinen Luft doch in tausendfachen Farben gegen den blauen Himmel abfiel; — nun die zweite Belohnung war, daß mein Herz da ganz weit wurde, daß ich mit seligen Zügen die Luft hinuntertrank, daß ich froh und jung wurde, wie meine Anna selbst. Auf der Höhe kam die dritte Belohnung; denn als ich mich wendete, da war die Aussicht in die Ferne so wundervoll, die weit entfernten Schneegebirge strahlten mit einer Deutlichkeit mir entgegen, wie ich es nie gesehn. Ich faltete meine Hände und dankte meinem Gott für seine schöne Welt. Mein trüber Traum lag weit hinter mir; ich konnte fast nicht begreifen, wie ich hineingerathen

war. Ich fühlte mich wieder als ein Kind meines Gottes, der — das wußte ich nun — meinen Dank und meine Seligkeit nicht verschmähte und mißbilligte. Ich war still in mich versunken; Anna suchte Blumen, fand aber keine mehr, und brachte endlich Gräser und Moos zu einem Kranze. Ich flocht ihr denselben, setzte ihn auf ihr Haupt; aber die Kleine kletterte auf die Bank, auf der ich saß, und ruhte nicht, bis ich meinen Hut abnahm und mir denselben selbst aufsetzen ließ. — Doch ich werde breit. Genug: ich stand endlich auf und sah in diesem Augenblick zwei Herren in einiger Entfernung an uns vorübergehn. Der Eine war Kreiöbaurath K., der Andere ein Fremder; dieser blieb plötzlich stehn, sprach lebhaft mit dem Baurath, der nach dem Gruße weiter schreiten wollte; da der Fremde aber immer stehn blieb und ich merkte, daß die Rede von mir sein mußte, entfernte ich mich schnell mit Anna, die geflügelten Schrittes den Berg hinabeilte.

„Als ich wieder in die Stadt eintrat und an das Haus dachte, das meine Heimath — ach nein, nicht Heimath, dies liebe Wort paßt nicht — mein derzeitiger Aufenthaltsort ist, wollte mich wieder ein Grauen überfallen; aber ich ließ es nicht aufkommen, ging mit Anna zur Tante, die eifrig an einem Häubchen strickte, wahrscheinlich für die Kleinen des Pfarrers, und sagte ihr, wie schön die Welt draußen sei. Ja, erwiderte sie mit einem Seufzen, wenn sie nur nicht so böß wäre! — In den Städten und Häusern, erwiderte ich, fühlte ich das auch manchmal, aber in Gottes freier Luft sei Alles wieder gut. — Doch ich will Dich mit unserm Gespräch nicht

langweilen, das indessen auch nicht lang währte, denn bald ließen sich draußen Schritte vernehmen. Ich dachte, es wäre der Pfarrer, und wollte mich eben entfernen, als ich eine andere Stimme nach der Tante fragen hörte und das Gesicht des Baurathes zur Thür hereinschaute. Hinter ihm trat der Fremde ein. Er wurde vorgestellt als Doctor Schärtel aus der Universitätsstadt — (wir lassen den Namen weg, er thut nichts zur Sache; da jene Stadt aber sehr winklicht ist, so soll sie künftig daher ihren Namen erhalten). — Nachdem sich der Fremde bei der Tante über seine Kühnheit entschuldigt, näherte er sich mir mit ehrerbietiger Freimüthigkeit, sagte, daß er, von einem kleinen Aufenthalt in München zurückkommend, die Absicht gehabt, den Weg über B. zu nehmen (Elisabet's Geburtsort). Er wünschte nemlich zum Behufe seiner wissenschaftlichen Arbeiten einiger Manuscripte aus der Hinterlassenschaft meines Vaters sich bedienen zu dürfen, und habe sich dort erkundigen wollen, wo der Nachlaß desselben zu finden sei. Zu seinem höchsten Staunen habe er vorhin auf der Höhe bei der Frage nach dem Namen der fremden Dame vernommen, daß er seinem Ziele so nahe sei; der Anblick dieser Dame aber, in der er das kleine Töchterchen seines verehrten Lehrers freilich nicht wieder erkannt hätte, habe ihn unwillkürlich etwas eingeschüchtert; doch das Anerbieten seines Freundes, ihn einzuführen &c. &c. — doch was schwaze ich Dir da artige Redensarten nach! Ich weiß gar nicht, wie es kommt, daß ich so schwazhaft geworden bin. Ich sagte ihm die Manuscripte meines Vaters, die noch in meinem Besiß sind, natürlich mit großer Freude zu, da durch ihn dieser

Ehay, der bisher todt da gelegen, nun wieder lebendig, und der Welt dadurch am Ende noch von Nutzen werden soll. — Begreiffst Du, was für ein Glück für mich darin liegt? — Wir sprachen über Mancherlei, und ich war fast wie im Traum, als die geistreichen Bemerkungen des jungen Mannes über Literatur und Kunst in meine Ohren drangen. Es war, als hörte ich Musik, auf goldenen Saiten Vergangenheit und Zukunft in einander tönen. — Nein, ich mag jetzt nicht mehr schreiben, ein andermal.

„Noch Eins. Du wirst begierig sein, zu erfahren, wie er aussieht. Er hat ein scharf geschnittenen, edles Profil, eine hohe Stirne, blaue Augen und ganz hellbraune, lockige Haare. Etwas größer als der Onkel, ist er freilich nicht groß genug zu einer „hohen edlen Gestalt,“ wie bei uns alle Helden sie haben müssen; aber über sein ganzes Wesen ist eine heitere, angenehme Unbefangenheit verbreitet — und dennoch würdig!“

Viertes Capitel.

Wir geben hier das, was Elisabeth unzusammenhängend in späteren Blättern an die Freundin schrieb, in einer etwas geordneteren Folge, weil wir auch das, was Elisabeth noch nicht wußte, zugleich mit berühren können.

Der Fremde, der sich bei Elisabeth hatte einführen lassen, war ein vielversprechender junger Gelehrter. Er stand auf der Höhe moderner wissenschaftlicher Bildung, und hatte, sowohl aus innerem Drang, als um seiner künftigen Stellung vollkommener genügen zu können, seine Kenntnisse auf Reisen sehr erweitert.

Der Anblick Elisabeth's auf der Höhe hatte einen schnellen, mächtigen Eindruck auf ihn gemacht. Die Ueberraschung, den gesuchten Gegenstand plötzlich so nahe vor sich zu sehen, und als eine Schönheit vor sich zu sehen, — denn bei seinem Suchen war ihre Persönlichkeit, obgleich er sich ihrer von früheren Zeiten wohl erinnerte, gar nicht in's Spiel gekommen — übte auf seine Phantasie einen überwältigenden Zauber. Und als er sie nachher in der Nähe sah — diese Mischung von geistiger Tiefe und jungfräulicher Schüchternheit, — als er in ihre Augen sah, da schien es ihm, als seien diese Augen ein Wunder, das er ergründen müßte; als habe er hier einen Schatz

gesund, ohne den ihm alle Schätze der Welt nichtig und leer erscheinen müßten. Er beobachtete mit dem höchsten Interesse jede ihrer Bewegungen, lauschte ihren Antworten, die, so einfach sie waren, doch eine Bewunderung in ihm erregten, als hätte er nie etwas dergleichen gesehen und gehört. Das Anerbieten der Rechnungsräthin, den Abend in ihrem Hause zu verbringen, wurde mit freudiger Bereitwilligkeit angenommen, und als nach einiger Zeit der Rechnungsrath, bald nach ihm Pfarrer Schwerdtmann eintrat, die Lampe auf dem runden Tisch brannte, um den sich die Gesellschaft gruppiert hatte, so schien das Gescheh durch Anziehung und Abstoßung der Töne, durch Satz und Gegensätze ein Concert eigener Art diesen Abend zu Stande bringen zu wollen.

Die Tante thronte auf ihrem Sopha; ihr gegenüber saß Elisabet, mit einer leichten Flechtarbeit beschäftigt, der zunächst auf einer Seite der Rechnungsrath, auf der andern der Doctor Platz genommen hatte; neben der Tante saß auf einer Seite der Pfarrer, auf der andern der Baurath. Dem Doctor war nicht entgangen, daß Elisabet seit dem Eintritt des Pfarrers einsilbiger und schüchtern geworden war.

Dieser hatte sich anfangs mit dem Baurath unterhalten; die neue Erscheinung des Doctors aber war, er mochte nach einer andern Seite hin beschäftigt erscheinen oder nicht, der vorzüglichste Gegenstand seiner Beobachtung.

„Ihre Reise nach München hatte wohl einen wissenschaftlichen Zweck, mein Herr?“ fragte er denselben, als er dieser Reise eben mit einigen Worten gedacht hatte.

„Allerdings,“ sagte dieser; „mein amtlicher Beruf machte es mir wünschenswerth, die Kunstschätze Münchens, die ich früher auf einer Durchreise nur flüchtig in Augenschein nehmen konnte, genauer kennen zu lernen. — Sie, mein Fräulein,“ wandte er sich an Elisabet, „waren wohl auch schon dort, da Sie hier nahe genug dabei sind!“

„Noch nie!“ erwiderte diese. „Onkel hat mir längst versprochen, mit mir hinzugehn, aber das Versprechen bis jetzt nicht gehalten.“

„Kommt schon, nur Geduld!“ sagte dieser lakonisch, und blies die Wolken von seinem Munde, was, beiläufig gesagt, dem Pfarrer ein großer Stein des Anstoßes war; denn er war der Ueberzeugung, das Rauchen sei etwas äußerst Ueberflüssiges, wo nicht Sündhaftes, und mancher feine Wink war dem Rechnungsrath schon darüber gegeben worden, der die Winke aber mit den Wolken verdampfen ließ.

„Es ist schrecklich — man möchte verzweifeln, wenn man bedenkt, welche Summen Geldes gegenwärtig dort verschwendet werden, um den unnützeſten Prunk und Pomp in dieser Stadt anzuhäufen, der keinem Menschen kalt noch warm giebt. Wie vieles Gute könnte damit gethan werden!“

Der Baurath übernahm eifrig die Vertheidigung der neuen künstlerischen Weltstadt und ihrer Schätze: „Ich gestehe,“ sagte er, „daß ich mit Stolz und Eifer die Riesenschritte dieser herrlichen Stadt unter der Regierung des jetzigen Fürsten verfolge. Sollte doch jeder Deutsche, besonders jeder Süddeutsche stolz sein, daß er in der Mitte seines Vaterlandes Schätze sich zusammenfinden sieht,

zu deren Anschauung er früher nur durch weite Reisen und mit vielen Kosten gelangen konnte. Jetzt kann man seine Studien im engen Raume auf die ausgedehnteste Weise machen. Vom Genuß will ich gar nicht reden; aber es giebt meines Erachtens nichts Dankenswertheres, und nichts, was einen König mehr ehren kann, als wenn er seinem Volke Gelegenheit giebt, den Geschmack zu bilden dadurch, daß er in Einer Stadt alle Herrlichkeit für dasselbe zusammenstellt. Die Kirchen, die in neuester Zeit dort aufstanken, im reinsten byzantinischen und im schönsten gothischen Styl, die herrliche Glyptothek, die Pinakothek, das Regierungsgebäude, der Königsbau — wirklich, als ich bei meinem letzten Aufenthalt das Alles wie durch Zauber emporgewachsen sah, muß' ich denken: solch ein Königswille, der das Emporzutreiben vermag, ist doch eine schöne Kraft!”

„Ja, wenn sie nur nicht aus dem Mark seines Volkes flöße,“ sagte der Pfarrer. „Würde der König, statt diese vielen, schönen, kalten Steine zu hohlem Göpendienst aufzurichten, seinen Millionen Baiern die Bibel in die Hand geben, und durch gute Anstalten dahin wirken, daß aus seinen Unterthanen lebendige Bausteine zum Tempel Gottes würden, wäre er eine bessere Kraft; denn auf diese Art wird nur das Mark des Volkes vergeudet.“

Elisabet war betroffen von diesem Wort und schaute schnell den Doctor an, der ernüchtert sah, während der Baurath als für die Steine begeisterter Fachmann mit einiger Heftigkeit die Partei der Steine nahm.

„Ich,“ sagte die Rechnungsräthin, „war zweimal in München, und sollte auf dasselbe als die Hauptstadt

meines eigentlichen Vaterlandes am meisten stolz sein; aber die Steine haben mich nie besonders interessiert, und würden es jetzt ohnedies nicht mehr thun."

"Glaub's," sagte ihr Vatte.

"Ja," erwiderte der Pfarrer; "wessen Blick in die Tiefe dringt, der kann an solchen Dingen keine Freude haben."

Der Doctor wandte sich, während dies auf der linken Seite gesprochen wurde, an den Baurath mit den Worten: "Es ist natürlich, mein Lieber, daß Sie für die neuen Münchener Herrlichkeiten ganz besonders begeistert sind, und Niemand kann Ihnen dies verargen. Um so weniger, da Sie, gerade als Mann vom Fach, zu sehr mitten drin stehen, das Schöne mehr in seiner vereinzeltten Erscheinung auffassen und durch die Mannigfaltigkeit in der Zusammenhäufung dieses vereinzeltten Schönen zur Bewunderung hingegriffen werden. Ich bekenne, daß der frühere Eindruck auch bei mir ein überwältigender war; aber bei meinem jetzigen Aufenthalt hat sich mir unabwieslich dennoch eine andere Ansicht aufgebrängt. Gerade die Willkürlichkeit, mit der man bei den verschiedenen Gebäuden an den Baustylen aller Zeiten und Völker umhergreift, ist ein Beweis, daß dieser Baustyl nicht aus einem inneren Geseß herausgewachsen, sondern äußerlich zusammengetragen und gemacht ist. Obgleich die Willkürlichkeit — die zwar Reichthum und Uebersüß zu sein scheint, in Wahrheit aber bettelhafte Armuth bekundet — überhaupt Krankheit unserer Zeit ist, so tritt sie doch nirgends sprechender hervor, als eben in München. Die Kunst sollte immer eine Nothwendigkeit zur Grundlage haben. In München

ist diese sogenannte Kunstblüthe eine erotische Pflanze; sie wurzelt nicht im Boden des Volkes, hat keine Geschichte und darum kann man ihre Scheinblüthe im Namen des Nothwendigen, von dem sie zehrt, nur beklagen. Dieses Nothwendige —“

„Ja,“ rief der Pfarrer, „und dieses Nothwendige ist das Eine, was Noth thut —“

„Dieses Nothwendige,“ fuhr der Doctor ruhig fort, „ist in jedem Staat Haushalt, Gerechtigkeit, Volkserziehung, und wenn erst dafür gesorgt ist, mag die Kunst von selbst aus dem Wohlstand des gesättigten Lebens emporspriessen; wo aber die Kunst eine Verschwendung auf Kosten des Gemeinwesens ist, wo nicht zuerst die geistige Bildung des Volkes bis dahin geführt ist, die Schönheit aus sich hervorzubringen, da kann es sie auch nicht fühlen, und nur lorgnettierende Kenner sind dann das Volk, das seine Freude dran hat. Für diese ist München allerdings interessant genug.“

„Aber,“ rief der Baurath, „werden nicht dieser Kenner immer mehr werden? Die Kunst schafft Kenner, nicht die Kenner schaffen Kunst. Der Anblick des Schönen bildet ein Volk auch.“

„Niemand weniger als ich wird Ihnen das bestreiten,“ sagte der Doctor lächelnd, „und Niemand als ich kann mehr wünschen, daß das Volk durch wahre Schönheit gebildet und erzogen werden möchte; aber die wahre Schönheit ist nicht eine so willkürlich gehäufte, die wahre Schönheit ist einfach, hat ihr Volk als Grundlage und Hinterhalt, eine Idee zum Inhalt, wie es bei den

edlen Griechen war, und wirkt eben darum auch wieder auf das Volk veredelnd und Ideen erweckend zurück."

"Aus nichts wird aber nun einmal nichts," meinte der Baurath. "Irgendwo muß man anfangen und zwar da, wo Stoff, Mittel, Geist zum Anfang ist. Wie es sich aber auch in andern Zeiten und Ländern damit verhalten haben mag, bei uns finden oder in München fanden sich diese Bedingungen nun einmal in Kopf, Herz und Hand jenes Fürsten, und so wollen wir ihm dankbar sein, daß er jene Werke hervorgerufen hat, an denen sich der Sinn des Volkes noch nach Jahrhunderten beleben und heben kann." Der Doctor nickte Beifall.

"Ja wohl — beleben, heben, veredeln, Ideen erwecken — (die griechischen Götzenbilder!) warf dagegen der Pfarrer mit grimmigem Hohn hin.

"Waren Sie denn aber nicht von Schwantthaler befriedigt?" fragte der Rechnungsrath.

"Wie sollte ich nicht? Schon seine Werkstätte lohnte die Reise reichlich, wenn auch nicht die Schätze der Glyptothek, der Pinalothek und der Kirchen wären."

"Die Verehrer des alten und die Anhänger des neuen Paganismus müssen natürlich dahin einen Zug fühlen, wo seine Standbilder gegossen werden," sagte der Pfarrer.

Der Doctor ließ nach diesen Worten seine Blicke nach dem Pfarrer hinüber gleiten; er schien aber keine Lust zu haben, in diesem Augenblick den Fehdehandschuh aufzuheben, und sagte nach einer Pause zu Elisabeth gewendet: "Da hier von Paganismus und Standbildern die Rede ist — ich erinnere mich, mein Fräulein, bei Ihrem

Herrn Vater einst ein Heft sehr gut gezeichneter Abbildungen der besten Antiken gesehen zu haben; sie machten damals auf mich einen sehr lebhaften Eindruck. Es war das Erste der Art, was ich zu Gesicht bekam, und auf meiner Reise nach Italien mußte ich derselben oft gedenken. Sie besitzen dieselben wohl noch?"

"Gewiß," sagte Elisabet freundlich lächelnd. "Sie waren meinem Vater sehr theuer und ich habe alle seine Schätze aufbewahrt."

"Davon mußte ich ja kein Wort, daß du solch ein Werk besitzt," sagte der Onkel.

"Ich konnte mir nicht denken, daß es Interesse für Sie haben würde," erwiderte Elisabet etwas erröthend.

"Solcher Schätze," sagte der Pfarrer, "erfreut man sich gerne im Kämmerlein und bei verschlossenen Thüren."

Elisabet sah ihn in diesem Augenblick an mit ihren großen, klaren Augen. Das Blut war aus ihrem Gesichte wieder zurückgewichen, und als jetzt der Onkel und der Baurath wünschten, das Werk sogleich zu sehen, auch der Doctor in ehrerbietigem Tone darum bat, so stand sie ruhig auf, dasselbe zu holen.

Sie war längst gewohnt gewesen, diese Denkmäler der alten Griechenzeit mit unbefangenen Auge zu betrachten. Ihr Vater hatte sie gelehrt, darin die Kunst zu ehren, und einer Verwechslung mit der sinnlichen Welt und gemeiner Anschauungsweise dadurch von vornherein vorgebeugt. Als sie nun aber in ihrem Zimmer das große Buch aufschlug und einige halbbedeckte und ganz unverhüllte Venusgestalten vor ihr standen, dann eben solche Männergestalten — als sie beobachtete, daß in dieser Ge-

seelschaft ein Mann sei, der die Kunst als solche nicht zu ehren wisse, der überall die niedrigsten, die gehässigsten Anspielungen in seinem heiligen Eifer mache; als sie ihre Unzulänglichkeit bedachte, diesen Mann zu überzeugen, daß man dergleichen auch mit andern Augen betrachten könne, als er, — da erfaßte sie ein eisiger Schauer. Sie hätte keinen Augenblick angestanden, dem Doctor das Nest zu übergeben, denn sie fühlte unwillkürlich, so unbekannt er ihr auch war, daß bei ihm keinerlei Verleumdung, keinerlei Verwechslung von Kunst und Sinnlichkeit Statt finden werde; so wie sie aber des Pfarrers und der Worte und Blicke gedachte, die von ihm ausgehn würden, so packte sie ein innerer Krampf; — es war ihr durchaus nicht möglich, das Nest vorzuzeigen. -- Wenn sie es jedoch nicht that, mußte derselbe nicht bestätigt glauben, was er ausgesprochen, daß sie mit heimlicher Unreinigkeit an diesen Bildern sich vergnüge? daß ihr Gewissen ihr verbiete, sie an's Tageslicht zu bringen? Nein! Es mußte sein.

Sie nahm das Nest schnell in den Arm und ging, ohne sich Zeit zum weitem Besinnen zu lassen, wieder zurück. — In einem Nebenzimmer saß noch Anna mit einem kleinen Lichtchen bei ihren Puppen. Das große Buch erregte sogleich ihre Aufmerksamkeit, ihre kindische Phantasie dachte sich dabei ein Bilderbuch und, Elisabeth nachsehend, hat sie dringend, sie dasselbe auch sehen zu lassen. Unwillkürlich mußte sie sich Anna's wahrscheinliche Frage vergegenwärtigen: warum hat denn der Mann keine Kleider an, und die Folgerungen und Ruhanwendungen, die der Pfarrer machen würde; ihr Gefühl sagte ihr wieder, wie schon manchmal, daß etwas Wahres daran sein möge.

Sie gab das Nest in die Hand des Fremden, entschuldigte sich auf einen Augenblick mit ihrer Sorge für das Kind und entfernte sich schnell mit diesem, ihm schönere Bilderbücher mit Farben versprechend.

Mit großem Vergnügen blätterten der Doctor und Paurath, und die Bemerkungen des Ersteren über die Satyre, Gaune, Amore, Apolle, über Niobe, Laoloon, über Diana und Juno u. s. w. zeigten von seiner gründlichen Beschäftigung mit diesen Gegenständen. Elisabeth's Aengstlichkeit hätte sich ohne Zweifel bald verloren und einem reinen Entzücken Platz gemacht, wenn sie hätte zuhören können. Der Pfarrer hatte abgewendet, ohne einen Blick darauf zu werfen, mit der Frau des Hauses gesprochen; als diese sich aber zufällig erhob, fühlte er sich doch gar zu abgesondert, und vielleicht ließ ihm auch das Gewissen nicht zu, diese Scene vorübergehn zu lassen, ohne ein Zeugniß dagegen abgelegt zu haben. Er näherte sich der Gruppe der Betrachtenden. Unglücklicher Weise mußte ihm gerade das Anstößigste entgegenlächeln: die ~~coen~~ische Venus des Praxiteles, wie sie aus dem Bade steigend ihr Gewand ergreift. Kaum war sein Blick darauf gefallen, als er sich mit einer Geberde des Abscheus abwandte und ausrief: „Pfui!“

Die Andern sahen auf: der Eine verwundert, der Andere lächelnd, der Dritte spöttisch. „Das erregt natürlich Ihren Widerwillen?“ fragte der Doctor.

„Allerdings,“ war die Antwort, „solch ein schamloses Bild muß jedes sittliche Gefühl zurückstoßen. Gott hat dem Menschen Kleider gegeben, daß er sich damit bedecken soll!“

„Gewiß, mein guter Herr Pfarrer,“ erwiderte der Doctor lachend, „Ihnen hat er wolche gegeben, und es ist recht schicklich und anständig von Ihnen, daß Sie dieselben angezogen haben. Und sehen Sie nicht, wie diese Venus eben das übrige ergreift? Sie thut es, um sich Ihrem Blicke zu entziehen. — Aber waren nicht Adam und Eva auch unbekleidet?“ —

„Ja, so lang sie ohne Sünde waren, aber mit dem Falle wurden sie unrein, und seitdem mußten sie sich der Kleider bedienen.“

„Eben! Und seit damals ist dem Gemeinen Alles gemein und unrein. Im Geiste aber wird uns das Paradies wieder geschenkt, und in der Kunst tritt es unmittelbar uns entgegen. Darum aber darf Kunst und Natur nicht verwechselt werden. Wissen Sie denn nicht, daß dem Reinen Alles rein ist?“

„Seien Sie rein, wenn Sie eine Nackte sehen!“ sagte der Pfarrer leise mit gepreßter Stimme; aber der strafende Blick seines Auges sollte seinem Nachbar das Gewissen rühren. Die Wirkung dieses gewichtigen Wortes war jedoch nicht die gehoffte, denn der Andere gab ihm lächelnd, aber eben so leise zurück: „Aha, mein Herr! Steht es so mit Ihnen, daß auch der Stein Ihnen gefährlich wird? Allerdings haben Sie dann ganz recht, wenn Sie verführerische Bilder fliehen.“ Und er schob das Buch weit weg, um es dem Pfarrer aus dem Gesichte zu bringen; dann sagte er etwas lauter: „Sie beweisen aber damit, daß der zum Verständniß jedes Geistesproduktes so notwendige Scheidungsproceß zwischen Geist und Fleisch bei Ihnen noch gar nicht vor sich gegangen ist, daher Sie

denn aber auch die Anfangsgründe der Lehre vom Schönen noch nicht begriffen haben."

"Um diese Kunst beneide ich Sie nicht," erwiderte der Pfarrer, "denn durch sie wird eben das feine Gift gemischt, das so süß eingeht; von diesem Taumelkeld ist die ganze jehige Welt trunken geworden. Diese Richtung ist es, die in ausgelassenem Muthwillen alle Schranken des Glaubens und der Zucht durchbricht und statt dessen einen Göpendienst aufrichtet, bei welchem nicht allein den Menschen Altäre und Bilder geweiht werden, sondern auch das höchste und letzte Bestreben, obgleich man es nicht Wort haben will, dennoch bloß auf Genuß und Ehre zielt, wo man sich nicht entblödet, die Venus selbst wieder als Gottheit auf den Altar zu setzen."

Das Gesicht des Doctors war jezt ernst geworden. "Sie bestätigen mit diesen Worten uns, was ich so eben aussprach," sagte er, "daß Sie noch nicht zu der Unterscheidung des himmlischen und geistigen Elementes in der Kunst gekommen sind, und daher die Verwechselung beider. Gerade das ist ja das Wesentliche der reinen Schönheit, daß sie an sich nie die Dienerin niederer Begierden sein kann, sondern nur durch Mißbrauch des Betrachtenden dazu herabgewürdigt wird. Die wahre Kunst fängt ja erst da an, wo die Sinnlichkeit abgestreift und die Form in's Element des Geistes eingetaucht wird."

"Ja, ja!" rief der Pfarrer, "man weiß, wie alle diese Künstler, die diese Schönheiten schufen, hinsichtlich der Sittlichkeit und Sinnlichkeit zu ihren Originalen sich verhielten."

„Damit haben wir hier nichts zu schaffen,“ erwiderte der Andere; „nur das Kunstwerk, wie es vorliegt, nicht wie es zu Stande kommt, haben wir zu betrachten, und hier fragt es sich allerdings, ob es so rein vom Künstler selbst aufgefaßt ist, daß der Betrachtende die Berechtigung einer niedrigen Auffassung nicht aus dem Kunstwerk selbst schöpfen kann, wodurch es aber eben aufhören würde, reine Schönheit zu sein. Wie der Schöpfer selbst in der menschlichen Gestalt mit Befriedigung das Meisterstück seiner irdischen Gebilde sah, so herrscht auch in der reinen plastischen Kunst, die es mit der menschlichen Gestalt zu thun hat, kein anderes Interesse, als eben diese Gestalt in ihrer höchsten Vollendung und einer entsprechenden Stellung oder Thätigkeit dem Auge vorzuführen. Indem der schaffende Gedanke, der ihm zu Grunde liegt, in seiner Form sich ausdrückt, hat das Kunstwerk eine reinigende Kraft, die den Betrachtenden, wenn er nicht mit unreiner Phantasie hinzutritt, und somit zu dem Gedanken, der es geschaffen hat, sich erheben kann, über alles sinnliche Begehren hinausheben muß.“

„Ja, ja!“ warf der Pfarrer ein, „außerordentlich reinigend wirkt das Bild der Venus! Die Menschen sind Sünder und bleiben Sünder, sie mögen sich auf noch so große Höhe stellen.“

„Ihre eigene Erfahrung hierin scheint ganz besonders stark zu sein,“ bemerkte der Baurath.

„Ich habe nur noch hinzuzufügen,“ fuhr der Doctor fort — „denn auf Ihre Sündhaftigkeit lasse ich mich nicht weiter ein, Sie haben das selbst mit Ihrem Gott

abzumachen — daß der Eindruck einer Venus allerdings ein anderer ist — obschon er ein gleich reiner sein kann für denjenigen, der den Sinnen zu gebieten weiß; — aber dennoch ist ein Unterschied in dem Eindruck, den hier der Belvedere'sche Apoll, hier Laokoon, hier diese Diana und hier diese Venus hervorbringt. Das ist so natürlich, als die Gestalten in ihrer Bedeutung unter sich verschieden sind. Sie haben aber ihren Zweck erreicht, wenn sie das ausdrücken, was sie ausdrücken sollen."

Elisabet trat ein und setzte sich leise dem Doctor gegenüber. Sie hatte genug gehört, um zufrieden gestellt zu sein.

"Wir wollen abbrechen," sagte der Pfarrer mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf das Mädchen, der auch den Blick des Doctors auf dieses lenkte. — „Die Funken solcher lodenden Weltweisheit sangen in unbewachten Gemüthern ohnedieß leicht Feuer. — Uebrigens bleibt es doch immer interessant genug, diese Reden anzuhören, die diese schaffenden Gedanken der Menschen preisen, als wären sie zunächst an die schaffenden Gedanken Gottes zu setzen, und doch ist schon die Bedeutung dieser Götzenbilder und der Dienst, dem sie ihr Dasein verdanken, ein so schlagender Beweis von der Verfinsternung dieser gepriesenen Griechen, die den Einen unsichtbaren Gott, von dem man sich kein Bildniß nach Gleichniß machen sollte, so verloren hatten, daß sie aus jedem Gedanken einen Gott machten und von den selbstgeschaffenen Götzen Glück und Heil verlangten."

„Die Verfinsternung muß doch nicht so gar groß gewesen sein," nahm der Baurath das Wort, „wenn aus

ihre Gestalten hervorgehn konnten, wie der Zeus des Phidias und jene Athene, die alle Majestät in sich vereinigten, die in einem menschlichen Antlitz sich denken läßt. Auch ist ja jenes Gebot nicht den Griechen gegeben, und ich denke, Paulus habe sich mit mehr Liebe in die eigenthümliche Lebensansicht der Griechen versenkt, als Sie, mein Herr, da er, ohne ihnen wegen ihrer übrigen Götter Vorwürfe zu machen, sie nur daran erinnerte, daß sie ja auch schon dem unbekannten Gott, ohne ihn zu kennen, Altäre errichtet hätten.“

„Wie kann ein Mensch,“ sagte der Doctor, „der nur einigen Sinn für Kunst und Wissenschaft hat, an den Griechen vorübergehn, ohne einen andern Eindruck, als daß sie verfinsterte Götzendiener gewesen seien! — Ich denke, mein Fräulein, fuhr er zu Elisabeth gewendet fort, indem er sich ihr näherte und wieder an ihrer Seite niederließ, Ihnen wird das edle Griechenvolk mit seiner Poesie und seiner Plastik wohl noch nie als ein verfinstertes, bedauernswürdiges erschienen sein; Sie werden es auch den Griechen nicht als Vergehen anrechnen, daß ihre Kunst aus ihrer Religion entsprang, daß diese lichten Göttergestalten nicht etwa aus Langerweile, sondern in heiliger Begeisterung zu heiligem Dienst geschaffen wurden.“

„Gewiß nicht,“ sagte Elisabeth; „ich ward früh gewöhnt, das anders anzusehen. Auch bin ich Ihnen sehr dankbar, daß Sie meiner Bilder hier sich angenommen haben. Ich weiß das nicht zu vertheidigen, und wer dies nicht kann, der zieht den Kürzeren, und wenn er das Recht noch so sehr auf seiner Seite hätte,“ fügte sie leiser hinzu.

„Den Kürzeren? Sie waren also mit diesem Manne auch schon im Streit?“

„Nicht eigentlich. Es kommt nie so weit. Ich bin geschlagen, ehe der Streit beginnt.“

Sie sagte das so treuherzig, daß sie den Doctor ganz bezauberte. „Worin aber können seine mächtigen Waffen Ihnen gegenüber bestehen?“ fragte er neugierig.

„In seiner Sicherheit. Und dann — je nachdem man die Sachen nimmt, mag er in seiner Weise doch auch manchmal nicht so ganz Unrecht haben.“

„Allerdings. Jedes Ding hat seine zwei Seiten, eine gemeine und eine ideale. Und — nicht wahr, seine Waffen holt er immer von jener Seite her?“

Elisabet lächelte und gab keine Antwort.

„Mit einem solchen Manne kann eine zarte Dame sich allerdings nicht in Streit einlassen. Sie würde sich beschmutzen.“

„Sein Eifer für unsere christliche Welt gegenüber der heidnischen möchte ihm eigentlich doch durchaus nicht zu verargen sein,“ sagte sie nach einer Pause. „So lieb mir die Griechen sind, so wünschte ich mich doch noch keinen Augenblick in jene Zeiten, die, so bedeutsam und reizend sie zu uns hereinblicken, doch als Wirklichkeit durchaus nicht so lieblich gewesen sein mögen. Man kann sich wohl hinein träumen, aber tauschen möcht' ich nicht. Ich konnte Schiller'n nie begreifen, daß er sich so gar sehnüchtig in jene Zeiten wünschen, und all das Schöne, das wir haben, so verkennen konnte. Unser großer Gott ist doch gewiß was Anderes, als alle die vielen, kleinen, neidischen Götter und Götterchen, die, sobald ich sie mir

als schäpende Mächte denken soll, mir ein unbeschreibliches Unbehagen, ja Grauen einflößen.“

Elisabet erhielt lange keine Antwort. Die Augen des Doctors verweilten träumerisch auf ihrem Angesicht. Elisabet wußte nicht, ob er sie nicht gehört hatte, oder ihr nicht bestimmen wolle. Sie ward verlegen. Plötzlich aber sagte er: „Gewiß! gewiß! wie Recht haben Sie hier! Die Griechen sind zwar in der reinen Form, in der schönen Aeußerlichkeit ewige Vorbilder für uns; aber die Fülle, der Inhalt, die Tiefe, das ist unser christlich germanisches Erbtheil, und Schiller selbst, so wenig er unsere Welt anerkennen wollte, stand doch der Tiefe und Innerlichkeit seiner eigenen Bildung nach hoch über der antiken Weltanschauung. Aber was verstehen Sie zunächst unter dem Schönen, das unser Besizthum sei?“ septe er fragend hinzu.

„Nun, unsere Religion und unsere Kunst, — Alles was mir gefällt, was groß und wahr ist, unsere ganze reiche Welt mit ihren geistigen Schätzen. Viele kenne ich, viele ahne ich nur, und wie viele mögen noch auf der Welt sein, von denen ich noch gar nichts gehört habe!“

„Sie freuen sich also der Welt und ihrer geistigen Schätze?“ fragte er lebhaft.

Elisabet fiel es auf einmal ein, wie übel es ihr bei der Offenheit der Freundin gegen den Pfarrer ergangen war, und erst nach einer Pause, indem sie schüchtern den Blick zu ihrem Nachbar erhob, fragte sie denselben: „Glauben Sie wohl auch, daß uns die Liebhaberei für solche Schätze gefährlich werden könne?“

„Wie meinen Sie das? Gefährlich kann uns Alles werden, sogar die Religion,“ sagte er lächelnd, indem er sein Auge nach dem Pfarrer hinübergleitend ließ, der in einiger Entfernung stehend sich mit dem Baurath stritt.

„Die Religion? Dürfte ich Sie um eine Erklärung bitten?“ sagte Elisabeth hastig.

„Allerdings, wenn man sie, die das Heiligste und Innerlichste ist, wie ein äußerliches Kleid anzieht; wenn man, statt den inneren Sinn zu heiligen und zu vergeistigen, die äußeren Dinge an sich für verwerflich und verdammlich erklärt; wenn man den eigenen ungeheiligten Sinn der Welt als Maassstab anlegt, und sich zugleich für berufen hält, mit diesem Sinn die Welt zu richten. Freilich einem solchen Sinne hören die äußeren Dinge an sich nie auf, schädlich zu sein, er kann nur in totaler Abschließung gegen die Welt seine Ruhe finden — aber nur scheinbar, denn die Reibung mit ihr wird ihn nie zu wirklichem Frieden kommen lassen, und die Sinnlichkeit, die er zur Vorkerthüre hinausweist, kommt zur Hinterthüre wieder herein, und bleibt als Stachel in ihm sitzen: Diese Leute verschließen sich gegen Wissenschaft und Kunst, wollen letztere höchstens anerkennen, wenn sie als Dienstmagd ihrer Interessen auftritt, aber das selbstständige Regieren derselben gilt ihnen als etwas Unheiliges oder geradezu Verwerfliches. Selbst an der Natur haben sie keine Freude, überall ist das Grauen vorherrschend. Alle Güter des Lebens müssen sie daher im Jenseits erst suchen, und getröstet sich um so mehr ihrer zukünftigen Herrlichkeit, je mehr ihre Reibung mit der Welt, der sie

18
sich so schroff gegenüber stellen, sie zur Unseligkeit dießseits verdammt."

In diesem Augenblick hörte man den Pfarrer, dessen Gespräch mit den Andern ebenfalls in die Streitfrage über Pietismus genauer eingelaufen war, mit starker Stimme sprechen: „Ja wir wollen Partei sein, Partei im eigentlichen, engsten Sinne — die Partei, die einst zur Rechten stehen wird!"

„O nicht doch!" rief der Baurath, „es ist hoffentlich ein Richterstuhl für Sie bereit, daß Sie sich bequem darauf placiren können."

„Und wenn es so wäre?" bemerkte der Pfarrer lächelnd. „Steht doch geschrieben, die Heiligen werden mit Christo die Welt richten. Das sind diejenigen, die um Seinetwillen geschmähet und gehasset werden, die in Seinem Dienst ihr Leben opfern, die jeden Augenblick bereit sind, frei vor aller Welt die Wahrheit zu verkündigen. Ja," fuhr er mit stolzer Hoheit fort, „ich will und werde beim großen Gerichtstag mit zu Gerichte sitzen."

„Ich hoffe, es werde Ihnen ein für ihre Thatkraft noch angemesseneres Amt," rief der Baurath; — „vielleicht wird eine Peitsche in Ihre Hand gegeben, um die Unseligen damit hinauszupeitschen."

Unser Pfarrer wurde aber nie verlegen. „Eine Peitsche?" sagte er ruhig — „das wird nicht nöthig sein; — übrigens hat ja der Herr selbst eine solche nicht verschmäht, um die Unseligen und Heuchler aus dem Heiligthum hinauszupeitschen."

Der Doctor lächelte behaglich. Ob wohl diesem Lächeln Spott, oder ein Gefühl der Ueberlegenheit oder

wohl gar eine in diesem Augenblick auftauchende geheime Sympathie, — oder gar Alles zusammen zu Grunde liegen mochte? — Elisabeth lehnte sich ängstlich an den Onkel, der bis dahin wenig an dem Streite Theil genommen hatte. Doch jetzt trat er plötzlich vor und sagte, zu dem Pfarrer tretend, halb spasshaft, aber doch mit einer Hausherrngeberde: „Mein Herr, das Abendessen ist zwar bereitet, wie ich an den Lichtern, die im Nebenzimmer angezündet sind, bemerken kann; aber ich gestehe, daß mir vor Respekt und Bangen der Bissen im Munde stecken bleiben würde, wenn ich ihn mit meinem künftigen Richter verzehren müßte, der, weil ich nicht im eigentlichen, engsten Sinne zu seiner Partei gehöre, mich ohne Gnade und Barmherzigkeit verdammen würde. Da nun in diesem Hause das Terrain, so lang ich lebe, noch mir gehört, so möchte ich Sie bitten — nicht um Ihres Herrn willen, denn der wird mir ein barmherzigerer Richter sein, als Sie, — sondern um Ihrer selbst willen, mich und mein Haus jetzt zu verlassen und künftig mit Ihren Weltgerichteplänen zu verschonen. Ich habe mit Verwunderung vernommen, daß durch Ihre eigenen Bemühungen sich allenthalben Gerüchte über mich und mein Haus verbreitet haben. So unrichtig nun die Urtheile sind, die den Gerüchten zu Grunde liegen, und so gleichgültig sie mir um deswillen sein können, so konnten sie doch nicht dazu beitragen, mir Ihre Gegenwart wünschenswerther zu machen; und jetzt, da Ihre Gesinnungen sich so stark aussprechen, kann ich Ihnen die meinigen nicht länger verhehlen.“

Der Pfarrer hatte anfangs mit einiger Verwirrung dem Hausherrn zugehört, den er bisher für die Null im

Hause angesehen hatte; aber sein Muth, der ihn nie verließ, bewährte sich auch hier. „Nun, ich gehe, wo man die Wahrheit nicht hören will, schüttle aber auch den Staub von meinen Füßen zum Zeugniß über Sie.“

„Ich gedenke es zu verantworten,“ entgegnete der Hausherr; und der Pfarrer, nachdem er seinen Hut genommen, verließ mit einer kurzen Verbeugung das Ormisch.

Diese schnelle, unerwartete, derbe Scene hatte auf Alle betäubend gewirkt. Der Rechnungsrath selbst schien über seine ungewöhnliche Thatkraft zu erkennen, und als jetzt der Baurath, verlegen darüber, daß sie durch ihn gewissermaßen herbeigeführt worden war, sich entschuldigte und sich mit seinem Freunde ebenfalls entfernen zu wollen schien, bat ihn der Hausherr in fast flehendem Tone, ihn doch jetzt nicht so allein zu lassen. Auch die Blide des Doctors sahen gar nicht aus, als verlangten sie nach der Thüre, und die laute wie die stumme Bitte veranlaßten den Baurath endlich, zu bleiben. Elisabeth war durch den Austritt äußerst unangenehm berührt. Sie hatte nicht Ursache, dem Pfarrer gewogen zu sein, und ahnte sogar, daß vorzüglich der Druck, der auf ihr lastete, den Onkel zu dieser ungewöhnlichen Handlungsweise veranlaßt haben mochte; aber nun war's ihr doch, als sei eine Saite gesprungen, und der Rückschlag habe ihre Brust getroffen. Sie war lange in sich versunken.

Fünftes Capitel.

Als die Hausfrau, die ihrer Köchin die Braten unter-
sucht hatte, wieder eintrat und etwas befremdet nach dem
Pfarrer fragte, erzählte ihr Gemahl etwas hasenherzig,
daß derselbe plötzlich starkes Nasenbluten bekommen und
sich fortbegeben habe, um in der frischen Luft sich abzu-
kühlen. Leise sagte er dem Baurath, er wolle seinen
Gästen und seiner Frau den Abend nicht verbittern, sie
werde den wahren Hergang schon bald genug erfahren.
Die Rechnungsräthin aber mochte etwas ahnen, sie blickte
ihren Gatten und die Gäste befremdlich an, und war den
ganzen übrigen Abend hindurch schweigsam und verstimmt.
Die Männer aber wurden nach und nach wieder wärmer,
und der Doctor, an Elisabeth's Seite sitzend, fühlte sein
ganzes Wesen in seliges Behagen aufgelöst. Alle seine
Worte, er mochte sie nun in's Allgemeine oder unmittelbar
an seine Nachbarin richten, sie galten nur ihr. Er sprach
von seinen Reisen, von den Kunstschätzen Italiens, und
die durchaus nicht ruhmredige, sondern edle und einfache
Weise, wie er sich ausdrückte, bewies zur Genüge, daß
er überall in den Sinn einzubringen, daß er die Dinge
in ihrem inneren Zusammenhang zu erfassen wußte, daß
er der Meister seines Stoffes war. Elisabeth vergaß Alles

11
rund um sich. Sie schaute in eine neue Welt, sah hier dunkel Geahntes, oft kaum dem Namen nach Bekanntes in klarer Anschaulichkeit sich vor die Augen gemalt. Perugino, Giesole, Rafarl, Correggio, und wie sie alle heißen mögen, die edlen Darsteller des Heiligen der Vergangenheit — unser Doctor wußte Jedem mit Bestimmtheit seine Stelle anzuweisen und Jeden in seiner Eigenthümlichkeit mit wenigen Strichen zu zeichnen. Dabei sprach eine so wahre Begeisterung aus seinen Augen, daß Elisabeth der festen Ueberzeugung wurde, der Mann, den sie da vor sich habe, habe dieses Heilige nicht nur begriffen, sondern auch mit dem innersten Gemüth erfasst.

„Ich bewundere die Klarheit, mit der Sie Alles wiederzugeben vermögen,“ sagte sie. „Hat denn der Anblick von so viel Schöнем nicht etwas Sinnverwirrendes, so daß man davon überfluthet wird und sich selbst verliert? Mir begegnet das oft: nicht alles Schöne ist mir gleich so verständlich, und dann macht es mich ganz unglücklich, daß ich nicht damit zurecht kommen kann. Ich fühle mich dann ganz tief drunten.“

„Aber doch nur so lange, bis Sie in den Sinn des Kunstwerkes eingedrungen sind? — und so wird es Jedermann gehn. Jedes ächte Kunstwerk hat aber etwas, was zum Gemüthe spricht und auch dem Begriffe nach und nach sich aufschleicht. Es ist nicht nothwendig, daß man selbst Künstler sei, selbst etwas Aehnliches hervorzubringen vermöchte, um in ein solches eindringen zu können. Unser Geist, indem er es innerlich erfasst, kommt dem Gedanken, der es hervorbrachte und dem Geist, der ihm inne wohnt,

immer näher, wird Künstler in seiner Weise, und erstarkt in dem Maße, in dem er das Kunstwerk begreifen lernt."

"Im Kleinen fand ich das schon oft erprobt, was Sie hier aussprechen, aber mehr nur im Gefühl und in der Ahnung, und nur beim Einfachen will es mit dem Begreifen recht vorwärts."

"So soll es auch sein," sagte der Doctor lächelnd, seiner Nachbarin in die Augen schauend, "Gefühl und Ahnung, das sind die Elemente, in denen die Frauen sich bewegen sollen. Es giebt nichts Tieferes und Wahreres, als das Ahnungsvermögen und das Gefühl eines ächten weiblichen Gemüthes." — Und sein Auge wurde ernst, während er das aussprach, und sah mit einem bis jetzt noch nie gekannten, in Ahnung bebenden Gefühl in die Wundersterne neben ihm.

"Ja," sagte Elisabeth, "aber wenn wir nicht Rechenschaft zu geben wissen, warum uns etwas gefällt, so können wir es doch nicht vollkommen genießen, weil die Meinungen Anderer, so verkehrt sie oft sein mögen, uns doch unwillkürlich imponiren, uns verwirren und unsere Freude und verkümmern."

"In dem, was Sie da sagen, mein Fräulein, ist so viel Wahrheit, daß ich nicht anders glauben kann, als daß Sie hier aus tiefer Erfahrung sprechen; und wenn ich Ihre frühere Aeußerung hinzunehme, so scheint es mir sehr wahrscheinlich, daß auch Ihnen die Freude am Schönen schon verkümmert wurde — daß man diese Freude Ihnen schon als gefährlich bezeichnet hat. Dürfte ich nicht hoffen, Ihres näheren Vertrauens theilhaftig zu werden, und da-

durch zu Ihrer Beruhigung und zur Befestigung Ihres Urtheils etwas beitragen zu dürfen?"

"Run denn," sagte Elisabeth — „ich möchte Sie um Aufschluß darüber bitten, ob das, was Sie heute von den plastischen Künsten sagten, auch auf die Poesie anzuwenden sei, daß nemlich in einem poetischen Produkte auch eine reinigende Kraft liegen könne, auch wenn es dem äußeren Scheine nach oder einem einzelnen Theile nach den strengsten oder — —"

"Den niedrigsten, den gemeinsten" — warf der Doctor ein, „Begriffen von Sittlichkeit und Schicklichkeit nicht genügen sollte?"

Die Augen des Doctors bligten. „Die Verbindung, in der Sie die Frage stellen, beweist mir, daß Sie den tiefen inneren Zusammenhang des Schönen unter sich gar wohl kennen."

"Aber ich weiß es nicht zu begründen, und der so oft wiederholte Vorwurf der Unschicklichkeit oder gar Unsittlichkeit hat doch für ein Mädchen etwas sehr Bedrückendes."

"Sie fanden aber doch gewiß schon selbst, daß wirkliche Verletzung Ihres Schicklichkeitsgefühls nur dann stattfindet, wenn die Sittlichkeit, der jedes ächte poetische Produkt huldigen muß, nicht aus jeder scheinbaren Niederlage wieder triumphirend aufsteht, wenn unschickliche Bezüge oder Ausdrücke in einer Weise vorkommen, die voraussetzen läßt, daß der Dichter beabsichtige, der gemeineren Gesinnung irgend eines von ihm dargestellten Individuums die Oberhand zu lassen und sie zu rechtfertigen. Denn daß der Dichter solche Gesinnungen schül-

tert, ist ihm gewiß nicht als Fehler anzurechnen; sie kommen ja auch im Leben tausendfach vor; — bloß wenn er sie beschönigt, ihnen nicht die Strafe folgen läßt, die sie verdienen, kann ihm selbst ein Vorwurf gemacht werden. Diese Strafe kann freilich innerhalb der Gesetze der poetischen Gerechtigkeit gehalten bleiben und somit dem gemeinern Sinne sich auch wieder entziehen, aber das feinere Gefühl findet sie bei einiger Beachtung immer wieder heraus, und jedes Unrecht muß das Gericht finden, das eben der Eigenthümlichkeit desselben angemessen ist. Daß die äußere Strafe aber in der Poesie, wie im Leben, nicht die härteste ist, das werden Sie gewiß schon daraus erkennen, weil oft der Unschuldigste am meisten leiden muß, feinere Verirrungen oft eine viel härtere Strafe finden, als grobe; (aber äußere Geschehnisse haben überhaupt nur so weit Werth und kommen so weit in Betracht, als sie auf das Innere des menschlichen Gemüthes zurückwirken und dieses von den Schladen reinigen, die Geistes- oder Herzensverirrungen angelegt haben.“

„Ich glaube Sie zu verstehen; — aber sind Sie auch der Meinung, daß der Zweck besser erreicht würde, wenn man, wie Viele wollen, nur Ideale des Guten uns vorstellte, wodurch dann das sittliche Gefühl nicht beleidigt, und dem Dichter nicht der Vorwurf gemacht werden könnte, als wollte er uns die Sünde in einer verführerischen Gestalt vor Augen stellen? Wie denn so Viele gerade Schiller'n vor Göthe den Vorzug geben.“

„Jedes Ideal,“ erwiderte der Doctor, „wird in dem Maße unpoetisch, als es psychologisch unwahr ist; auch Schiller bewährte sich gerade in den Stücken als Meister,

in denen er von den Idealen herabstieg und sich in die Menschen hineinlebte. Die wahre Poesie ist die verkürzte Wirklichkeit, muß aber ihre Grundlage immer in der Wirklichkeit haben, und je weniger sie einseitige Licht- und Schattenseiten festhält, je tiefer sie eingeht in die menschlichen Schwachheiten, Fehler und Verkehrtheiten, die sich im Leben tausendfach durchkreuzen, je klarer sie uns den Spiegel des menschlichen Herzens vorhält, wo Licht und Schatten gemischt ist, wo eben so wohl das Böse wie das Gute die Oberhand gewinnen kann, — um so tiefer wird auch ihre Wirkung sein. Denn nur durch's Eingehn kann sie auch wieder herausführen; nur wenn der Schaden aufgedeckt wird, kann er auch geheilt werden. Das Ende aber muß dann ein nothwendiges, aus den inneren Verhältnissen selbst hervorgehendes sein, das Ende muß der Schluß des Anfangs sein, d. h. aus den zum Voraus gesetzten Charakteren und den Verhältnissen, die auf dieselben einwirken, sich von selbst herauswickeln. Und in diesem Proceß muß eine Idee zu Tage kommen, die uns tiefere Blicke in die Menschennatur mit ihren Bedürfnissen und ihrer Kraft — oder Mangel an Kraft — eröffnet, und die Schranken aller menschlichen Kraft im Guten wie im Bösen aufweist. Die Strafe tritt ein im Verhältniß zur Schuld, und wirkt reinigend auf uns selbst zurück, denn es wird uns deutlich, daß eine höhere Hand die Geschehnisse der Menschen ordnet, daß die göttliche Gerechtigkeit die Schuldigen durch ihre eigenen Thaten die Bestrafung finden läßt, die unschuldig Leidenden oder die Bereuenden aber väterlich zu sich hinzuzieht. So wird unser letztes Gefühl Furcht vor Gott, zugleich aber das

wohlthuende Bewußtsein sein, daß dieser Gott, der die Geschicke der Menschen ordnet, als Bestrafer alles Bösen, als Rächer der Unschuld, daß dieser Gott uns nicht fern und fremd, sondern uns nahe ist, und nicht seine Schreden, sondern seine Segnungen über uns ausgießen will, wenn wir seiner leisen Führung zu unserm Heile nicht widerstreben und uns derselben nicht entziehen.“

Elisabet war sehr bewegt und saß lange still. Endlich sagte sie: „Sie haben hier durch wenige Worte tiefe Saiten in mir angeschlagen, indem Sie dasjenige ausgesprochen haben, was ich selbst längst dunkel fühlte: daß die wahre Poesie mit der Religion, mit den letzten Geheimnissen des Menschenlebens in einem tiefen inneren Verbande ist; und jene nemliche stille Weiße, die über uns kommt, wenn wir uns zurückziehen können aus dem wilden Getriebe des Lebens in unsere eigentliche Heimath, — da wir uns unserm Gott in die Arme werfen können, da alles unruhige Umherirren der Seele zur Ruhe kommt — sie ist dieselbe, die wir empfinden, wenn, nachdem wir von dem Dichter uns haben auf Irrwegen umherführen lassen, wir mit ihm zu einem rechten Ende gekommen sind. Zwar giebt es manchen Riß, und wir müssen über Klippen und Feden; aber das Bewußtsein, daß das doch eigentlich außer uns geschieht wird, daß wir, im Grunde genommen, ja doch geborgen sind, und alle diese Leidenschaften und Verirrungen nur zum Scheine mitmachen und sie wieder von uns abschütteln können, hat etwas Heimliches.“

„Ich wundere mich, mein Fräulein, daß dieses Gefühl in Ihnen schon so klar vorherrscht, denn gewöhnlich läßt sich die Jugend fortreißen, und will die Verirrungen,

die sie im Bilde mit durchlebt, auch in der Wirklichkeit durchleben.“

„Ich habe Bange vor allen romanhaften Verirrungen in der Wirklichkeit,“ sagte Elisabeth; „ich weiß nicht, woher das kommt, darum mache ich sie nur gern in Büchern mit, und habe so den doppelten Genuß, mitzuleben und mitzuirren — und doch zugleich still daheim zu sein.“

„Hat aber das nicht auch wieder etwas Gefährliches, bei aller scheinbaren Geborgenheit?“ sagte der Doctor lächelnd.

„Freilich, und das ist's, was mich oft irre macht. Göthe z. B. reißt mich fort, wie sonst nicht leicht ein Mensch. Ich meine, durch seine Augen und seine Worte hindurch die Natur und die Welt erst recht verstehen zu lernen. Es ist Alles so menschlich, so natürlich — aber in all dem ist doch wieder etwas Gefährliches.“

„Dies liegt in der Natur der Sache,“ erwiderte der Doctor, „Göthe hat sich selbst erst durch das Ringen mit dem Leben und dem eigenen Herzen emporgearbeitet, sich zum Bewußtsein hinaufgerankt und über die Widersprüche aufgeschwungen; darum tragen die meisten seiner Produkte, besonders aus der früheren Zeit, das unmittelbare Gepräge seiner inneren Kämpfe.“

„Ich dachte, Elisabeth,“ bemerkte die Tante, die den letzten Theil des Gesprächs der Beiden belauscht hatte, etwas scharf, „ich dachte, nachdem du selbst die Gefahr, die in deinen Kunstliebhabereien liegt, anerkannt, so wäre es endlich an der Zeit, du wendetest ihnen den Rücken, und scheutest dich, öffentlich Dinge herbeizutragen, deren

du dich schämen mußt, und von Dichtern zu reden, die du selbst als gefährliche bezeichnen mußt.“

Elisabet sah verwirrt vor sich nieder, und dem Doctor schien ein Licht aufzugehn über das Verhältniß zwischen Tante und Nichte.

„Ihre mütterliche Fürsorge für das Fräulein, Madame, entspringt gewiß aus den löblichsten Beweggründen, und verdient alle Anerkennung; aber Sie scheinen doch hier einen gewissen Unterschied in den Bedürfnissen allzuwenig zu berücksichtigen. Woran der Eine interesselos vorübergeht, — und zwar ganz mit Recht, denn Jedes schickt sich nicht für Alle, und wozu uns nicht ein inneres Bedürfnis treibt, dem sollen wir auch fremd bleiben; das ist eben das Schöne, daß in der Welt für die verschiedensten Bedürfnisse gesorgt ist — das kann für den Andern nothwendig sein wie das tägliche Brod.“

„Nothwendig wie das tägliche Brod, mein Herr,“ fiel die Tante schnell ein, „ist nur das Eine, daß man seine Sünde erkenne und sich früh von der Welt abwende; die Romane waren mir auch nothwendig, in Wahrheit aber sind es nur Confitüres, an denen man sich den Magen verdirbt. Wer Romane liest, der will sie in seinem eigenen Leben verwirklichen, der fällt in die Stricke der Welt, der Sinne und des Satans, das weiß ich —“

„Sei ruhig, Frau!“ sagte ihr Mann, seinen Discurs mit dem Baurath unterbrechend; „man glaubt dir das gern aus keiner eigenen Erfahrung, aber du kannst hierin Elisabet nicht mit dir vergleichen.“

„Sie haben, Madame,“ sagte der Doctor mit großer Ruhe und Höflichkeit, „so eben sehr treffend die Gefahr

des Romanlesens bezeichnet, denn sobald die Romane mit den darin gezeichneten Leidenschaften mittelst unserer Phantasie den Trieb der Nachahmung wecken und unserer Sinnlichkeit Nahrung zuführen, sobald werden sie uns auch gefährlich, und es kann der Fehler sowohl vom Roman ausgehn, als auch von uns selbst. Geht er vom Roman aus, so ist dieser kein ächtes Kunstwerk; geht er aber von uns selbst aus, so ist das ein Beweis, daß es uns nicht möglich ist, das Sinnliche und Geistige auseinander zu halten. Die Poesie verkehrt sich uns dann in Wirklichkeit, und das ist es eben, was Sie mit den Worten bezeichneten, daß, wer Romane lese, sie im Leben verwirklichen wolle; und bei wem dieß der Fall ist, der soll sich allerdings vor Romanen hüten, denn für ihn wird Alles Gift, weil er nur für die Sinne Nahrung daraus zieht. Es ist längst bekannte Thatsache, daß Göthe's Werther viel Unheil in der Welt anrichtete, aber bloß aus dem Grunde, weil sich Allen, bei denen dies der Fall war, die Poesie in Wirklichkeit verkehrte. Göthe selbst war sehr betroffen über die Wirkung seines Büchleins, die von ihm um so weniger geahnt wurde, als Werther bei Göthe gerade das Gegentheil bewirken mußte. Die Pistole, die Werther'n den Tod gab, gab Göthe das Leben; jene krankhafte Stimmung, die ihm selbst inne wohnte, die ihn selbst zu unterjochen drohte, schüttelte er von sich ab, indem er sie in einer äußerlichen Gestaltung auf die Spitze trieb.

— „Und hier, mein Fräulein,“ fuhr er sich wieder unmittelbar an Elisabeth wendend fort, die ihm mit dem lebhaftesten Interesse zuhörte, „wären wir wieder auf dem Punkte, den wir zuletzt berührten. Fast alle größeren

Dichtungen Göthe's, besonders aber Alles, was er in seiner Jugend schrieb, trägt das Merkmal eines inneren Kampfes an der Stirne, eines Emporringens über die Widersprüche des Lebens, über die Schwächen des eigenen Gemüthes; seine Schöpfungen wurden die Brücken, die ihn selbst über die wilden Wasser hinüberführen mußten; in seiner großen Seele spiegelte sich die Welt: in der Jugend mehr in ihren Tiefen, mit all ihrem Schmerz, mit ihren Leiden, ihrer Seligkeit; in späteren Jahren mehr in ihrer ruhigen Schöne und Harmonie. Darum haben seine Jugendprodukte den stürmischen, wilden Charakter und reißen uns so unaufhaltsam mit sich fort; die späteren athmen jene Ruhe und Klarheit, haben jene Abrundung, die das Ganze so lieblich macht, und zeigen, wie dem Dichter die Form in ihrer höchsten Vollendung zu Gebote stand. — Weil nun die Welt in ihrer äußeren Schöne ihn so mächtig gefangen hielt, so war es sehr natürlich, daß er, der die feine Grenzlinie der Schöheit so genau einzuhalten wußte, jene der strengen, ernsten Sittlichkeit wenigstens nicht immer als Hauptsache behandelte. Er hat sich in Allem versucht, aber wirklichen Tadel möchte doch wohl nur Weniges verdienen."

"Was mir den Dichter so lieb macht," sagte Elisabeth, "das ist vorzüglich die Klarheit und Einfachheit des Ausdrucks, und daß er uns immer schrittweise vorwärts führt. Man muß bei ihm keine großen Sprünge machen. Ueberhaupt gefällt mir nur das, was einen inneren Zusammenhang hat."

"Nun und das ist eben das Wahre," sagte der Doctor freudig.

38 In der inneren festen Gliederung bewährt sich der Meister, und unser eigenes ästhetisches Gefühl ist daran zu erkennen, daß es frei und rein den Eindruck aufzunehmen weiß und sich durch den Genius des Dichters weiter tragen lassen kann. Je vollkommener dann das Kunstwerk ist, um so vollkommener wird auch seine Wirkung sein. Es muß irgend ein Gedanke darin herrschen, der in allen seinen Konsequenzen durch die Hülle hindurchscheint; und da Alles, was auf die Spitze getrieben wird, darum auch seine Einseitigkeit, seine Widersprüche herauskehren muß, die sich im gewöhnlichen Leben so leicht wieder abstumpfen, so ist die ächte Poesie das Höchste, ist die weiseste Lehrerin und um so wahrer und ergreifender, je tiefer sie eindringt in den Kern des Lebens, je mehr die Kämpfe, das Glück und Unglück, das sie schildert, im Zusammenhang mit den tieferen menschlichen Bedürfnissen steht. Darum ist die ächte Poesie das Ideal der Wirklichkeit, zeigt spiegelklar Wahrheit und Täuschung, menschliche Größe und menschliche Schwäche; zeigt, wie Unschuldig sich in Schuld verkehrt, wie menschliche Erhabenheit umschlägt in menschliche Kleinheit; zeigt uns die Grenze alles Menschlichen, und das Grauen, das Unbehagen, das wir empfinden, muß sich dadurch lösen, daß wir als erste Quelle und letztes Ziel immer wieder Gott mit seiner Gerechtigkeit und seiner Gnade herausfinden. Wir wissen, woran wir sind, wir können uns die Lehre zu Ruhe machen und bei Zeiten umkehren, wenn wir in irgend einer Weise selbst in den Stricken gefangen waren. Und somit gilt von ihr so gut, wie von allem Schönen das Wort, daß sie eine reinigende Kraft habe."

Der Doctor hatte diese Worte mit gedämpfter Stimme, aber mit einem Feuer gesprochen, das ahnen ließ, es handle sich hier um sein Theuerstes. Ja, vielleicht war in den letzten Worten ein tieferer, ihm selbst unbewusster Zusammenhang mit ihm selbst, mit derjenigen, an die sie gerichtet waren, mit dem im Dunkel ruhenden Geschick. Als er sein Auge aufhob, sah er Elisabeth's Antlitz ihm zugewendet, die Augen in strahlendem Glanze sich in die seinigen tauchend. Keines sprach ein Wort. Den Doctor durchzuckten selbige Schauer, und als Elisabeth ihre Augen niederschlug, als sie in Verwirrung das Angesicht etwas wegwandte, sagte er leise, indem er ihre Hand zu fassen suchte: „Es giebt aber noch eine andere Poesie, eine höhere, seligere, wodurch alle Poesie für uns erst wahr und wirklich wird, wodurch der Genuß zur Seligkeit, die Erde zum Himmel wird — kennen Sie diese Poesie?“

Elisabeth sah träumend. Sie hörte Musik, leise, ferne und doch nahe, und ihre Hand lag einen Augenblick, ohne daß sie es wußte, in der seinigen. O, es giebt im Leben eine geheime Magie, die plötzlich uns in ihre Kreise reißt, wo wir meinen, das Leben zu verstehn — wir verstehn's nicht, aber in geheimnerem, tieferem Sinne haben wir es doch verstanden und sind gezogen und haben uns ziehen lassen vom Rath der ewigen Weisheit.

Auf einmal erinnert sich Elisabeth der Gegenwart, sie zieht ihre Hand an sich, und mit schnellem, ängstlichem Blicke auf die Gesellschaft sucht sie zu erspähen, ob sie beobachtet worden seien, was übrigens nicht der Fall gewesen war. Der Baurath hatte sich des Gespräches bemächtigt, als er bemerkte, daß der Doctor sich aus-

schließlich mit Elisabet unterhielt. Er hatte längst wahrgenommen, was in seinem Freunde vorging, und auch der Rechnungsrath hatte mit Wohlgefallen die Aufmerksamkeit bemerkt, die der junge Mann seiner Nichte widmete. Elisabet's Angesicht, das jetzt einen so veränderten Ausdruck hatte im Vergleich mit den letzten Tagen, war dem Alten ein sehr vergnüglicher Anblick. Man erhob sich eben. Der Baurath näherte sich Elisabet, die jedoch ihre Unbefangenheit nicht sogleich wieder gewinnen konnte und einige Verwirrung zeigte. Dem Doctor aber wurde es nicht möglich, vor dem Abschiede noch ein anderes Wort, als wie sie die gewöhnliche Höflichkeit erlaubte, an seine schöne Nachbarin zu richten. — Der Onkel äußerte sich wohlwollend über den Fremden, sogar mit geheimen Anspielungen, aber Elisabet entzog sich sobald als möglich allen weiteren Gesprächen. Sie mußte jetzt allein sein.

Der Doctor war, als die beiden Männer das Haus verlassen hatten, lange still neben dem Baurath hergegangen. Dieser brach endlich das Schweigen, und seinen Arm in den des Andern legend, sagte er: „Freund, Sie haben wirklich Feuer gefangen!“

„Wundert Sie das? Kann man in diese Augen sehen, ohne verzaubert zu werden? Diese Augen, die nichts zu wissen scheinen und Alles zu wissen scheinen! Wie einzig ihr Lächeln ist! Wie einfach jede Bewegung, und doch welcher Zauber in Allem! Durchaus Natur, Wahrheit in jedem Wort, in jeder Geste! Und dann ein Etwas, etwas ganz Besonderes, das ich für nichts

Anderes halten kann, als für ächte Weiblichkeit, und das mich unwiderstehlich anzieht."

"Gottlob," sagte der Andere lächelnd; "es wird doch Lust! Uebrigens haben Sie Recht, das Mädchen ist schön. Aber es scheint mir, Sie haben schon Fortschritte bei ihr gemacht."

"Woraus schließen Sie das? Ich konnte ihr kein einziges Compliment sagen, und nur zuletzt wagte ich eine Anspielung."

"Nun ja, und diese scheint nicht verloren gegangen zu sein. Sie wußte mir fast nichts zu antworten, als ich noch am Ende mit ihr sprach. Aber Sie haben auch gesprochen, wie auf dem Ratheder."

Der Andere lachte und sagte: "Ja, ich that mein Bestes; nur verlor ich einige Mal den Faden, ihre Augen verwirrten mich. Aber glauben Sie wirklich, daß sie mir gewogen sei? Ich ahne und hoffe es selbst, aber es könnte doch auch sein, daß nur das Interesse an meinem Gespräch sie so aufgeregt hätte. Wissen Sie auch gewiß, daß sie noch frei ist?"

"Ich glaube; doch auf's Gewissen kann man so Etwas nicht beschwören; ich kenne überhaupt die Familie nicht genauer. Sie wurde sehr vorgezogen, und die Tante, die alte Närrin, machte viel Staat mit ihr, ehe sie in neuester Zeit Betschwester wurde, und soll sie schon so halb und halb einem alten verliebten Hauptmann versprochen gehabt haben. Ob dies das Mädchen weiß, kann ich nicht sagen; einige Lieutenants umschwärmten sie ebenfalls. Sie benahm sich durchweg anständig und lebte ziemlich zurückgezogen. Einige sagten, sie habe

gelehrte Grillen im Kopfe, doch wurde dies von Anderen wieder bestritten, und dies beweist, daß man wenigstens keine sicheren Merkmale ihrer Gelehrsamkeit haben mußte; sie rebusirt sich wohl auf die gute Erziehung, die das Mädchen von Hause aus genossen hat."

„Ha! Sie muß mein werden! ich weiche nicht vom Plaze, bis ich mein Schicksal weiß!" rief der Doctor leidenschaftlich. „Mein Herz ist ganz verwandelt. Aber die Zeit ist mir so kurz zugemessen; ich sollte übermorgen schon wieder fort."

„Da müßte die Sache freilich im Sturmschritt gehn," erwiderte der Andere; „doch wäre es allerdings gut, wenn Sie das Mädchen vor Ihrer Abreise für sich gewinnen könnten, denn es könnte doch ein anderer Vogel kommen, da das Kind so hübsch und liebenswürdig ist und zudem Vermögen hat."

Sie waren jetzt am Gasthose angekommen, wo der Doctor abgestiegen war, und der Baurath wollte Abschied nehmen, als Ersterer ihn noch zurückhielt und um eine nähere Auskunft über den Pfarrer bat.

„Ach ja," erwiderte der Andere lachend, „den haben wir ja ganz vergessen. Er ist wegen einer Erbschaft hier, und soll sich in dieser Angelegenheit ziemlich interessiert zeigen. Nebenbei hat er einen heiligen Zweck im Auge: das Haus des Rechnungsrathes zu belehren, und seiner eigenen Aussage zufolge stehn alle Glieder desselben in seiner „Bearbeitung.“ Nun scheint ihm aber Elisabeth ausgewichen zu sein und er soll von ihr geäußert haben: sie sei ein verstocktes Weltkind, aber er hoffe, doch noch auf sie einzuwirken. Dies scheint dem Alten zu Ohren

gekommen zu sein und die famose Scene herbeigeführt zu haben."

"Ach, das arme Kind!" rief der Doctor; „aber ich bin doch mit dem Pfarrer zufrieden; er hat mir den Boden aufgelockert. Ich will sie ihm aus den Klauen reißen!"

Wir müssen versuchen, hier eine etwas abgerundete Schilderung des Pfarrers Schwerdtmann zu geben, um Mißverständnissen vorzubeugen. Wir werden ihm später hier nicht mehr begegnen, und unsere Geschichte kann die Eigenthümlichkeiten desselben nicht ausführlich genug an's Licht stellen, um sie ganz verständlich zu machen.

Er hatte schon in jüngeren Jahren sich der Richtung zugewendet, als deren Kämpfer und Vertreter er aufgetreten war. Der Mann war seiner Richtung mit Leib und Leben zugethan und sein Eifer für dieselbe ging so weit, daß sich die Ansicht bei ihm festsetzte, es müsse jedes Gespräch ganz unmittelbar auf religiöse Gegenstände sich beziehen. Von seinem eigenen Leben wollte er jede Minute möglichst gut benutzen und keine Gelegenheit versäumen, als ein Apostel seiner Wahrheit frei vor aller Welt aufzutreten. Sein Wille war gut, und er hatte wirklich nur das Heil seiner Mitmenschen vor Augen. Da aber keine Kraft der Menschen ohne Beimischung der menschlichen Schwäche ist, so kann es nicht auffallen, dieselbe auch bei unserm Pfarrer hervortreten zu sehen; aber diese Schwäche wurde gerade dadurch gefährlich, daß er sie für seine Stärke hielt. Seine eigene Natur ging

etwas in's Grobe, und er mochte vielleicht die List des Satans in derben Anläufen an sich selbst erfahren haben und täglich noch erfahren. Nun hatte er aber die Ueberzeugung, es seien alle Naturen durchweg gleich: das nemliche Quantum Weiz, das nemliche Quantum Hochmuth, das nemliche Quantum Wollust. Von feineren Nuancen in der Zusammensetzung des Dinges, das Mensch heißt, hatte er so wenig einen Begriff, als von Poesie, auch nicht davon, daß nicht alle obigen Eigenschaften immer gleich fertig auf der Oberfläche dieses Dinges anzutreffen sein möchten. Daß damit auch seine Menschenkenntniß trotz viel natürlicher Klugheit nicht weit her sein konnte, ist leicht begreiflich, und da er nichts las als religiöse Schriften, — denn seine Urtheile über poetische Schriften gründeten sich mehr auf Hörensagen, und er liebte es, immer die schärfsten Urtheile seinem Gedächtniß einzuprägen und bei Gelegenheit wieder zu benutzen — so konnte diese Menschenkenntniß nicht sehr erweitert werden. Er kannte zwar aus früheren Zeiten her Einiges von Göthe, Schiller u. s. w., aber hierüber konnte er eben so wenig ein Urtheil fällen, weil er mit demselben unästhetischen Sinne es genossen hatte, mit dem er es später verwarf. Dabei aber traute er sich den tiefsten Blick in die menschliche Natur zu; er wußte sich im Besitze aller Wahrheit und sah verachtend oder mißtrauisch auf Alles, was „draußen“ vorging. In diesem Draußen war Alles inbegriffen, was nicht im allerngsten Kreise des Pietismus eingeschlossen war, und er erkannte durchaus nicht an, daß auch Beziehungen auf die ewigen Wahrheiten des Christenthums in entfernteren Kreisen Statt finden können, die

eben als Beziehungen auch zu beachten und nicht als Aus-
schrägen zu verachten seien. Er that sich etwas auf dieses
Ausschließen zu Gute. Auch in seiner Belehrungsmethode
hatte er eine eigene Praxis. Er liebte es gewöhnlich,
durch allerlei Fragen und Bemerkungen seinen Gegner zu
schrauben; gab man ihm nun in einer Beziehung Recht,
so ging er schnell in seinen Folgerungen weiter; wider-
sprach man ihm hier — wie z. B. in Beziehung auf
die vollkommene Auktorität jedes Buchstabens der heiligen
Schrift — so fielen sogleich bedenkliche Aeußerungen, von
strafenden Blicken begleitet, über Heuchelei, Unglauben
u. s. f. Kam ihm aber eine Seele vertrauensvoll ent-
gegen, gab sie seinen Belehrungen ein geneigtes Gehör,
so liebte er es, nach Außen sogleich eine Art von Barri-
kade um dieselbe zu bilden, die er auf den Spruch baute:
Ihr müßet gehasset werden von Jedermann um meines
Namens willen. Diese Barrikade war der Geruch des
Pietismus, der ihm so süß war, daß er ihn, wie der
Priester den Weihrauchkessel, immer vor sich her trug.
Durch diesen Weihrauchkessel wußte er alle unreinen
Dünste immer möglichst ferne von sich zu halten; denn
wer den Geruch nicht liebte, der sollte sich wegwenden;
wer aber sich seinen Einflüssen hingab, wer heilöbegierig
war, der wurde alsobald durchräuchert; denn der Pfarrer
kalkulirte ganz richtig, daß dadurch für immer eine Schei-
dung zwischen seinem Pflegling und der verführerischen
Welt aufgepflanzt und der Rückfall erschwert würde, und
diese Rückfälle fürchtete er mehr als billig, denn er wußte
nicht, daß, was innerlich im tiefsten Herzen Macht ge-
wonnen habe, keinen Feind von Außen mehr zu fürchten

brauche; daß Feinde von Außen nur so lang gefährlich
sein können, als sie nicht innerlich überwunden sind. —
Unter die Rubrik Unglaube begriff er Alles, was seinen
Sagungen zuwiderlief, und die verwickeltsten Kämpfe, die
feinsten Fragen waren für ihn schon abgethan, wenn er
ihnen diesen Namen anheften konnte. Es war beneidens-
werth, wie schnell er damit fertig war; er las nie ein
Buch, dessen Geruch nicht der ihm selbst eigene und lieb
gewordene war. Wusste er aber im Hause seiner Freunde
ein solches, so beobachtete er sie mit misstrauischer Angst-
lichkeit und ließ manche spitze Rede fallen, um seine Miß-
billigung darüber kund zu geben. Ueberhaupt übte er
gern Vormundschaft; ein freies Reges der Geister war
in seiner Nähe niemals möglich, denn jede Meinungs-
äußerung, selbst in Kleinigkeiten, die anders als die
seinige klang, wurde sogleich als Verrath am Christen-
thum selbst gestempelt, und dieß mit einer Ueberlegenheit,
einem Bewußtsein eigener Unfehlbarkeit im Blick und
Ausdruck, daß schon ein bedeutender Muth dazu gehörte,
seine Meinung ihm gegenüber standhaft zu vertheidigen.
Diese Annahme war freilich ebensowohl Mangel an
wahrer Bildung, als an eigentlicher Heiligung des Ge-
müthes. Es war Alles zu äußerlich und darum auch
seine Belehrungssucht so vorreilig. Es fehlte die Liebe
und mit ihr die Gründlichkeit. In Debatten gab er sich
nie gefangen, behauptete, selbst wo er überwiesen war,
dennoch seine Ansicht mit unerschütterlicher Redheit fort;
nur nahm die Redheit, je weniger er mit den Waffen
der lauterer Wahrheit kämpfen konnte, einen um so zwei-
deutigeren Charakter an und bewies, daß der natürliche

Mensch mit seiner Herzeshärtigkeit, mit seinem Hochmuth und noch manchen anderen Eigenschaften immer noch nicht bei ihm gebrochen war; er kam manchmal noch hervor im geistlichen Gewande, indem er jetzt für den Mann um so gefährlicher wurde, weil er sich in dessen eigenen Augen in einen Engel des Lichtes zu verkleiden wußte.

Unser Pfarrer war nicht frei von Eitelkeit in Beziehung auf seine Bekehrungskunst, die ihm bei ungebildeteren, derberen Naturen oft gut zu Statten kam; aber eben, weil er in Eitelkeit befangen war, ließ er sich auch oft täuschen, war geneigt, Schmeicheleien und die oberflächlichen Zeichen einer scheinbaren Sinnesänderung für das Wahre zu nehmen, wenn sie nur der rechten Form nicht ermangelten, in der er sie hören wollte. Auf diese fest ausgeprägte Form im Ausdruck legte er das größte Gewicht, und wo diese Form fehlte, da war bereits gerichtet über die Menschen. Oft trug diese richterliche Weise dazu bei, gerade bei Wahrheit suchenden Seelen entweder die Gewissen zu beängstigen, oder dieselben noch weiter wegzutreiben, und in beiden Fällen wurde der Segen, der von ihm ausgehn sollte, in Fluch verkehrt. Er wollte das Heiligthum jeden Augenblick zur Schau getragen haben; — daß es Gemüther geben könne, denen eine heilige Scheu verbiete, dieß Heiligthum auch am unrechten Orte zu zeigen, davon hatte er keinen Begriff. Aber sein Wille war dennoch gut, und wenn er bemerkte, daß er zu weit gegangen, daß er sich und seiner Sache Schaden gethan hatte, so suchte er gewöhnlich wieder auf seine Weise gut zu machen, was er verborben. — Es war sonst nicht immer seine Weise, so stark mit seinen

3 Ansichten hervorzubringen, wie er es in jenem ersten Gespräch den beiden Mädchen gegenüber gethan hatte; aber wo Götze berührt wurde, da begegnete es ihm immer, daß er die Haltung verlor. Er war der Ansicht, daß man hier nie zu scharf richten könne, und daß Solche, die ihn schön fänden, schon als tief vom Verderben Angesteckt betrachtet werden müßten.

Nachher hatte er sich über die Nichte bei Onkel und Tante näher erkundigt und mit einiger Verwunderung gehört, daß keinerlei der Verirrungen, die er nach solch einer Geistesrichtung für unvermeidlich bei einem jungen und so schönen Mädchen gehalten hatte, bisher an den Tag gekommen waren. In ihrem Herzen glaubte er aber alle Unreinigkeiten dennoch voraussetzen zu müssen, die nur des günstigen Augenblickes harreten, um rückhaltlos hervorzubringen; denn daß auch christliche Zucht und Sitte innerlich veredelnd wirken, daß, auch wo die wahre Wiedergeburt aus dem Geiste noch nicht zu Stande gekommen, eine gewisse Herzensunschuld besonders weiblichen Gemüthern bewahrend zur Seite stehen könne, davon hatte der Mann seiner Individualität nach keine Ahnung.

Haben wir uns zu lange bei diesem Charakter verweilt? Es war nöthig, um begreiflich zu machen, wie er seinen Zweck bei Elisabeth verschleudert und sie nach entgegengesetzter Richtung hintreiben mußte. Es thut wahrlich Noth, daß, wie überall, so auch hier ansah! das Gericht; — der tiefer dringende Leser weiß, wo? —

Zehntes Capitel.

Den andern Morgen gab es eine Erklärung zwischen Onkel und Tante, worin zwar der Mann sich als Hausherr, die Frau aber ebenfalls sich als Hausfrau behauptete; Ersterer nemlich bestand auf seinem Willen, den Pfarrer nicht mehr im Hause sehen zu wollen, die Frau aber auf dem andern, ihn dennoch bei sich zu empfangen; und da keines mächtig genug war, sich oben zu behaupten, so verglich man sich stillschweigend dahin, daß jedes seinen Willen haben sollte.

Elisabet hatte ihre Nacht in mancherlei Träumen zugebracht, und am Morgen begab sie sich zeitig an das Aussondern und Ordnen der Papiere ihres Vaters. Es waren Aufsätze und Uebersetzungen, deren Veröffentlichung er sich aber vor seinem Tode noch verboten hatte, weil es ihm nicht vergönnt war, die letzte Hand daran zu legen. So lieb ihr dieselben waren, so that es ihr doch keinen Augenblick leid, sie aus den Händen geben zu sollen; ja sie beneidete fast die Blätter, daß sie nun unter eine so sichere Obhut kommen sollten, daß der todte Schatz lebendig werden dürfe. Sie sendete Alles ab, schrieb an Leonore, und ohne sich Rechenschaft zu geben, warum? zog sie ein Kleid an, das ihr gut ließ, und ein geheimes

Bangen fuhr durch ihre Glieder, so oft sie Jemand auf den Treppen hörte. Der Fremde mußte doch auch kommen, um zu danken.

Als sie zur Tante ging, fand sie dieselbe sehr mißmuthig, und da Elisabeth auf unschuldige Weise mit zu den Ursachen des Zankes gehörte, der über ihr Haus gekommen war, so brach der Sturm rückhaltlos über ihr aus: „Ich hatte dich schon lang gewarnt, du sollest diesen weltlichen Sachen den Rücken kehren!“ sagte die Tante im Verlauf ihrer Rede; „sie stürzen dich in's Elend und Verderben. Ich meinte gestern, der Schlag müsse mich treffen, als du das Buch mit den halbnackten und nackten Männern und Weibern daherbrachtest. Das ist ja ganz unerhört, daß ein Mädchen solche Dinge aufbewahrt. Du soltest von dergleichen noch gar nichts wissen und dein Vater verdiente noch unter dem Boden einen Verweis, daß er dich so früh damit bekannt machte. Pfarrer Schwerdtmann hat sich mit großem Befremden darüber geäußert und hinzugesagt: jezt wundere er sich freilich auch nicht mehr, warum dir Göthe gefalle. Das Unkraut habe in dir schon tief Wurzel geschlagen. Ich bin freilich selbst Mitschuld, daß es so bei dir überhand genommen hat, ich war auch in der bösen Welt gefangen; aber ich will von nun an meinen Mutterpflichten gegen dich sorgfältiger nachkommen und dir nicht mehr gestatten, daß du dich mit solchen weltlichen Dingen abgiebst. Mein Mann ist viel zu nachsichtig und einsältig; er sieht nicht ein, was für ein Verderben darin liegt. Wenn ich dich gewähren ließe, du könntest mir am Ende noch mit einem Komödianten davonlaufen, und dann hätte ich keine ver-

lorents Seele zu verantworten. Dieser Doctor sieht mir auch nicht viel besser aus. Seine Erzählungen von gestern her gehn mir noch wie ein Mühlrad im Kopf herum. Wer wird auch wegen Bilder und Bildsäulen nach Italien reisen! Das thun nur Narren und Engländer!“

Man hörte in diesem Augenblick Bewegungen im Ausgang. Elisabeth ward roth und bleich. Die widersprechendsten Gefühle, Schmerz, Lustigkeit und Aerger, waren ihr während der Rede der Tante durch die Seele gestürmt. Und jetzt — sollte es der Doctor? — sie athmete nicht auf, als das Dienstmädchen zwei Bekannte, eine Frau mit ihrer Tochter, ankündigte, die indess in's Besuchszimmer eingetreten waren. Sie gingen dahin. Man begrüßte sich, und Elisabeth hatte Zeit, sich zu fassen. Es war aber ein stechender Schmerz in ihr zurückgeblieben; der Gedanke: wie wird es dir von nun an in diesem Hause ergehen? stand wie eine finstere Mauer im Hintergrund, und sie war ziemlich einsylbig. Während des Gesprächs trat der Doctor ein. Er schien etwas frappirt, Fremde zu treffen, war aber einfach und ungezwungen, wie gestern. Er richtete seine Worte meist an Elisabeth; diese war jedoch bemüht, das Gespräch allgemein zu erhalten, und den fremden Damen war der fremde Herr interessant genug, um sich ihren Antheil am Gespräch und der Beobachtung nicht entziehen lassen zu wollen. Sie saßen fest wie Kletten, und der Doctor sah sich endlich veranlaßt, Elisabeth zu eröffnen, daß seine Verhältnisse ihn nöthigten, morgen wieder abzureisen, daß er sich aber den Wunsch nicht versagen könnte, das Glück ihrer Gesellschaft den heutigen Tag noch genießen zu

dürfen, und da der Tag so schön sei, so habe er sich bereits die Einwilligung des Herrn Rechnungsrathes bei ihm selbst geholt, den Nachmittag mit seiner Familie gemeinschaftlich mit ihm, dem Baurath und dessen Familie in dem benachbarten . . . zuzubringen. Er bat um ihre Erlaubniß, auch der Tante seine Bitte vortragen zu dürfen. Elisabeth erröthete, sah aber nicht verneinend aus, und der Doctor wendete sich nun an die Rechnungsräthin. Diese jedoch sagte schnell besonnen, sie hätte für sich und ihre Nichte schon bei einer Freundin auf heute zugesagt, und müßte daher sein Anerbieten mit Dank ablehnen. Der Doctor biß sich in die Lippen und warf einen bittenden Blick auf Elisabeth. Diese war bleich geworden, aber sie hatte in diesem Augenblick einen Muth, über den sie nachher selbst erstaunte; — sie wußte ja, was sie von dieser Tante zu erwarten hatte. „Liebe Tante!“ sagte sie, „Oheim hat heute für sich und mich zugesagt, und Sie haben für sich und mich zugesagt, und obgleich es sich für mich ziemt, mich Ihrem beiderseitigen Willen zu fügen, so glaube ich doch, wo die Waagschaale gleich ist, durch meinen eigenen Wunsch den Ausschlag geben zu dürfen; und ich kann nicht leugnen, daß es mir heute angenehmer erscheint, den Tag in frischer Luft zuzubringen, als in den dumpfigen Zimmern. Wenn Sie mir also gestatten wollen“ — setzte sie leiser hinzu, wurde aber von dem Doctor unterbrochen, der, entzückt über ihre Zusage, an die Tante einige begütigende Worte richtete, und sich dann empfahl, nachdem er noch um die Erlaubniß gebeten hatte, Elisabeth mit der Gesellschaft abholen zu dürfen. — Die Tante hatte nur ein: „Ei, ei!“ vorge-

bracht, aber als der Doctor zur Thüre hinaus war, sagte sie spöttisch: „Meine Prophezeiungen scheinen sich gar zu schnell erfüllen zu wollen; ich muß ganz erstaunen, wie lebenslustig und genussüchtig du plötzlich geworden bist, daß du dich nicht entblödest — —“ „Ich bin eben nicht fromm, liebe Tante!“ stieß Elisabet hastig hervor. Die Damen aber, die sich erhoben hatten, unterbrachen die weiteren Exclamationen zwischen Tante und Nichte durch ihren Abschied. Elisabet sah seinen Spott in ihren Mienen — Spott über Tante und Nichte. Sie wünschten ihr einen recht angenehmen Tag. Elisabet war ganz bleich, und wie im Traum begab sie sich in ihr Zimmer.

Dort warf sie sich in eine Ecke und ließ ihren Thränen freien Lauf. Hatte sie sich nicht eine Blöße gegeben? mußte sie nicht gewärtig sein, diese Scene von Haus zu Haus getragen zu sehen? wurde jetzt nicht ihr Verhältniß zur Tante stadtkundig? und konnte der Doctor, der ihr im Ganzen so fremd war, aus ihrem Betragen nicht vorschnelle Schlüsse zu seinen Gunsten ziehen? wußte sie, ob er sie nicht darum verachten, verlachen würde? kannte sie denn seine Verhältnisse? kannte sie seine Gesinnung? und wenn seine Bitte um ihre Gesellschaft ein bloßer Akt der Höflichkeit und Dankbarkeit war, — wenn ihr Leben nach wie vor an der Seite und im Hause dieser Tante sich fortspinnen sollte, wie hatte sie dann so übel gethan, um eines Vergnügens willen ihre ganze Stellung sich noch mehr zu verkümmern, und sich selbst so zu prostituiren! — Sie war ganz unglücklich, sie wußte nicht, was sie beginnen oder lassen sollte. Man rief sie zum Mittagessen, aber sie ließ sich entschuldigen und bat nur um einen

Teller Suppe; — sie fürchtete den Unmuth der Tante, dem sie jetzt nichts entgegen zu setzen wußte. Bald kam jedoch der Onkel, nahm, ohne ein Wort zu sagen, ihre Hand, zog sie sich nach in das Eßzimmer und setzte sie auf ihren gewohnten Sitz. Die Rechnungsräthin sprach kein Wort, ihr Gatte aber brachte manchmal einen Spas vor, um Elisabeth aufzuheitern, was ihm denn auch nicht ganz mißlang. Doch blieb ihre Seele bedrückt, und erst als der Doctor kam, sie abzuholen, als sie in seinem ehrerbietigen Benehmen und seinen frubeglänzenden Augen doch etwas Anderes als kalte Höflichkeit und Spott zu finden glaubte, wurde sie wieder sicher und gab sich dem Einfluß der Gegenwart mit Behagen hin. Der Gesellschaftswagen wartete unten mit der kleinen Gesellschaft; die Tante war doch inconsequent genug, zum Fenster hinauszuschauen, und ihr Gatte rief ihr zu, indem er einstieg, sie möge sich die Zeit recht angenehm vertreiben, er verspreche ihr, ein Gleiches zu thun. — Der Doctor setzte sich Elisabeth gegenüber, und sein Gespräch hatte bald alle unangenehmen Erinnerungen aus ihrer Seele verwischt.

In der Nacht, die diesem Tage folgte, schreibt Elisabeth an Leonore: „Ich schreibe Dir in tiefer Erregung, in ernster, ja geweihter Stimmung. Mein Geschick ist entschieden, ich habe mein Herz und meine Hand verschenkt. — Erschrick nicht, Leonore, über diesen schnellen Schritt, nenne ihn keinen übereilten! Ich bin meinem Herzen, meinem Instinkt gefolgt, und mein Instinkt und mein Herz hatten noch immer Recht. Ich habe Ihn kennen gelernt — auch seine äußeren Verhältnisse, und weiß genug, um ganz

ruhig, ganz freudig in Beziehung auf die Zukunft sein zu können. Robert hat Hoffnung, in Bälde Professor zu werden, er ist aber der Meinung, daß wir mit der Heirath nicht bis dahin zu warten brauchen, denn er hat schon jetzt ein anständiges Einkommen, und mein Vermögen als Zuschuß — von dessen Umfang ich, beiläufig gesagt, erst heute durch den Onkel benachrichtigt worden bin — macht jede Sorge überflüssig. Das stelle ich gleich voran, um Dich, die praktische Leonore, nicht strupulös zu machen. Du kannst Dir denken, daß ich selbst mit Ungeduld den Tag herbeiwünsche, der mich diesen Verhältnissen entreißt, der mir eine Heimath giebt, der mich meinem Robert in die Arme führt. Leonore! ich bin sehr — ich bin ganz glücklich! Könntest Du doch Ihn selbst sehen und hören, um mein Glück zu begreifen! Es ist jetzt all mein unruhiges Sehnen zur Ruhe gekommen, alle meine Träume haben sich erfüllt, alle Wünsche meines Vaters haben sich realisirt. Und mein Oheim, mein von der Natur und vom Vater mir gesetzter Vormund, giebt von ganzem Herzen seine Zustimmung. — Laß mich auch einen freudigen zustimmenden Laut aus Deinem Munde hören!

„Ich seufze tief auf, mein Herz ist beklemmt — gewiß vom Uebermaß des Glückes, Leonore! — Ach, ich bin ein närrisches Mädchen, es bricht ein Thränenstrom aus meinen Augen — ich weiß gar nicht, wie das kommt; aber die Einsamkeit meines Zimmers nach dem reichen Tage voll der bewegten, stürmischen Gefühle, — der Gedanke, daß jetzt mein Schicksal plötzlich sich gewendet hat, daß mein eigenes Wort mich unwiderruflich — nein,

unwiderrusslich noch nicht, — aber doch mich gebunden hat, hat mich auf einmal mit schrecklicher Gewalt gepackt. Es sollte eben nicht sein, daß ein Mädchen allein steht. Mein Vater hätte mir sollen bei der Wahl beistehn können; dann, wenn seine eigene Stimme Ja gesagt hätte, dann wäre ich vollkommen ruhig und glücklich. O möchte er doch von dorthen Ja dazu sagen sammt meiner Mutter, und möchte mein treuer Gott, der mich bisher an Seiner Hand geführt hat, auch Ja dazu sagen! — Du darfst aber nicht glauben, daß ich vorschnell und unüberlegt gewesen bin; auch mein Onkel hat sich sowohl bei dem Bau- rath, als bei einem andern Bekannten, der Robert näher kennt, genauer erkundigt und von Beiden erfahren, daß er nicht nur ein sehr gelehrter und geistreicher, sondern auch ein sehr würdiger Mann, und daß mein Glück an seiner Seite gewiß sei. Und diese Bemerkungen konnte ich ja auch selbst machen; — und seine Liebenswürdigkeit, Leonore, das ist die Zugabe, die Belohnung dafür, daß ich die Würdigkeit so sehr in Betracht gezogen habe.

„Gewiß, Leonore! es ist alle Schwäche wieder vorbei, und ich bin ganz glücklich. Ach daß ich Dir doch alle seine lieben Worte wiederholen könnte! — — doch nein! sie waren für mich, und ich behalte sie auch für mich. — Gute Nacht, Leonore! ich bin nun nicht mehr allein, ich habe eine Heimath in einem Herzen, und mein Herz ist die Heimath eines andern geworden.“

„Sonderbarer Weise waren in Bad L., wo wir den Tag zubrachten, eine Menge Officiere. Die Bekannten drängten sich herzu. Hauptmann Warloff — O! künft ja den Oeden — wollte sich gar unserer Gesellschaft

anschließen; meine Augen müssen aber nicht ermutigend ausgesehen haben, denn er zog sich wieder zurück. Ahlen maß meinen Robert mit finsternem Blick, — aber ich habe ihm ja keine Hoffnung gemacht! — Ganz im Geheimen sei Dir jedoch gestanden, daß ich doch nicht ganz unzufrieden war über die kleine Huldigung vor den Augen Robert's, obgleich ich gleichgültig genug darüber ausah, und auch in Wahrheit bin; — aber in den Augen des Geliebten wird doch der Schatz ein bißchen größer, wenn man bemerken kann, daß er auch von Andern geschätzt wird. — Es hat auch seine Wirkung nicht verfehlt.

„Die Tante steht sauer, und „wäscht ihre Hände in Unschuld.“ Ich aber, wenn ich bedenke, welche Klippen mich bedrohten, danke Gott, nun von ihr und ihrem Pfarrer erlöst zu sein. —

— „Ich hab' Ihn wieder gesehen und mein Glück wieder in seinen Augen gelesen. Er war bei mir auf meinem Zimmer, musterte meine Bücher, meine Beschäftigungen. Er war zufrieden damit: ich mußte staunen über das zarte Schönheitsgefühl und über die klare Kenntniß des wahrhaft Schönen, die er überall beurlundete.“ Sogar über Stickerien u. dgl. ist sein Urtheil treffend und oft belehrend. — Robert wünscht, daß ich mich noch ein wenig in einer Küche umsehe, um eine gute und praktische Hausfrau zu werden. Ist das nicht sehr beachtenswerth und ein Beweis seines soliden, einfachen Sinnes? Er sagt, er wünsche eine liebe deutsche Hausfrau an mir zu bekommen. O gewiß, ich will eine werden! Mit Eifer und Ausdauer will ich mich meinem Berufe weihen!

„Robert sagt, solche Leute, wie der Pfarrer, seien die gefährlichsten Menschen, weil die Sinnlichkeit, die sie, wenn gleich dieselbe immer verneinend, doch nicht aus ihrer Natur bannen könnten, um so gefährlicher jeden Augenblick wieder hervorbrehen könne. Ich weiß nun zwar nicht, wie weit dies bei unserm Pfarrer der Fall ist; aber eine kleine Bemerkung, die ich machte, erregte eine eigentliche Schadenfreude in mir. Es stand einmal während der Anwesenheit desselben sehr feines Backwerk da, und die Tante wartete auf. Dem Pfarrer schien es zu behagen; nach etwa einer Viertelstunde schaute ich auf den Teller — er war leer, der Gast hatte ein Stück um's andere gegessen. Er erschrak, als mein Blick vom Teller aufsteigend den seinigen suchte, und war den ganzen Abend sehr deprimirt und einsylbig. Er scheint Gewissensbisse über seine Naschhaftigkeit empfunden zu haben. Robert lachte hell auf, als ich ihm diese Bemerkung mittheilte.“ —

„Leonore! mein Robert ist abgereist. Ich bin allein, weine ihm nach und komme mir tief verlassen vor. O, ich habe ihn jetzt recht kennen gelernt! Seine Seele ist so groß, seine Liebe so tief und feurig — sie überströmte mich und erschloß mir eine neue Welt. Ja, Robert, du hast Recht, unsere Liebe ist ewig — nein, kein Ende! kein Ende! — O Leonore! nicht wahr, Du vergiebst mir? Ich liebe Dich ja gewiß auch noch recht herzlich, aber Robert steht mir nun doch näher als Du. Da ich aber nur Eine Liebe und nur Eine Freundschaft kenne, so denke ich, diese Beiden sollen immer neben einander Raum haben. Robert bittet auch um Deine Freundschaft.

„Meine natürliche Jaghaftigkeit findet Robert manchmal etwas übertrieben. Er wünscht, daß ich sicherer werden und mutziger dem Leben in's Angesicht schauen lernen möchte. Solch ein Mangel in der Erziehung und im Naturell könne auch nach und nach überwunden werden. Der weltlich heitere Lebensgenuß sei etwas Erlaubtes, so lange er nicht in's Uebermaas gehe und in den Schranken der Sittlichkeit bleibe. Und mein Zartgefühl bewahre mich ja ohnedies vor jeder Ueberschreitung, die in irgend eine Schuld führen könnte. Er meint, allzu skrupulös sei nicht gut. Vor jeglicher Einwirkung des Pfarrers und der Tante warnte er mich noch besonders, was übrigens ziemlich überflüssig war. Auch wird Ersterer morgen abreisen, und ich wünsche ihm viel Glück in seinen Beschränkungen. Zu der Charakteristik dieses Mannes will ich Dir zu guter Letzt noch Einiges liefern.

„Er verachtet und haßt das Theater schon um deswillen, weil die Schauspieler etwas Anderes dort vorstellten, als sie wirklich seien, und das sei Sünde. Von Musik will er gar nichts gelten lassen, als einen Choral; selbst gegen Haydn, gegen Händel, gegen Bach protestirt er hartnäckig. Daß im Don Juan mit so furchtbarer Wirkung die Donner des jüngsten Gerichts hereinbrechen, erscheint ihm als Blasphemie, denn man dürfe das nicht als Spasß aufführen, worin ein so furchtbarer Ernst liege. — Als ob das, was eine so erschütternde Wirkung auf jedes Menschenherz machen muß, Spasß wäre! Ach, ich kann diesen Mann gar nicht begreifen. Die trockenste Eintönigkeit und Eintönigkeit, ein Absterben, ein Hinunterdrücken jeder eigenthümlichen Regsamkeit, das erscheint

ihm als das Wahre, als das Leben. Wie würde es doch auch in der Welt aussehen, wenn alle Menschen so dächten! todt! fade! schrecklich! langweilig!

„Ueber Göthe und Schiller auch noch einige Worte von Robert: Göthe führe uns verwickeltere Kämpfe vor als Schiller, zersehe in Einem Individuum alle die Krankheitsstoffe, die ihn selbst belastet, und schreibe so immer aus seiner Individualität heraus. Darum sei er so wahr und packe so unmittelbar, während Schiller mit dem Gedanken seine Gestalten erfasse, was ihnen eben oft nachtheilig sei. Sie seien zu wenig Menschen, hätten zu wenig Fleisch und Bein. Findest du das nicht manchmal richtig? — ich gewiß! ich liebe die Ideale nicht, die mit hohen Phrasen einhertraben. Menschlich fühlen, menschlich irren, menschlich leiden! — Robert sagt: im wahrsten Menschlichen sei immer auch etwas Göttliches.“

Es kann nicht unsere Absicht sein, unsere Leser zu Vertrauten der zwischen Robert und Elisabeth gewechselten Liebesbriefe zu machen; doch sei uns gestattet, zur Bezeichnung des damaligen Stadiums der Entwicklung dieser Menschen und Verhältnisse sowohl aus dieser als aus Schärtel's Correspondenz nach anderen Seiten einzelne Stellen mitzutheilen.

— „Du willst, ich solle Dir Alles schreiben, was ich denke, rede, thue, soll Dir Elisabeth vor die Augen zaubern in allen Situationen, — als ob das nicht eine andere Künstlerin thun müßte! Wende Dich doch an jene

„immer Bewegliche,“ dieser wird's besser gelingen; denn Elisabeth ist bei aller Beweglichkeit eine innerlich Unbewegliche geworden; sie hat sich selbst verloren, sie kennt nur einen Refrain, und der ist — Robert. Wenn ich etwas wissen möchte, was ich nicht weiß, so denke ich: Robert wird dir das einst sagen; wenn ich etwas lese, was ich nicht verstehe, so denke ich: Robert wird dich das einst lehren. Bin ich allein, so denke ich: ach, daß doch Robert da wäre! bin ich in Gesellschaft, so — nun es kommt das alte Lied. Siehst Du, so werden alle meine Gedanken ein Kranz, der sich in einander fügt, immer fester, dichter um den Einen Mittelpunkt: Robert. Die Leute sagen, ich sei viel größer geworden, seit ich Braut sei, und da muß etwas dran wahr sein, denn ein sehr unparteiischer Mund hat sich neulich in ähnlicher Weise ausgesprochen. Als ich vor ein paar Tagen von einem Spaziergang zurückkam und Anna mit ihrer Mutter bei uns fand, sagte die Kleine, nachdem sie mich lange angeschaut hatte: Nicht wahr, Mutter, wenn ich einmal so groß und schön bin, wie Tante Elisabeth, dann darf ich auch eine Braut werden. Die Mutter sagte Ja, und Anna wiegte sich in ihrer Hoffnung auf die Braut. So sind die Kinder. Wenn sie klein sind, möchten sie immer groß werden, und wenn sie groß sind, möchten sie wieder klein sein. Wie oft schon sehnte ich mich, noch so klein zu sein, wie meine Anna; — aber jetzt bin ich doch froh, so groß und schön zu sein, wie Elisabeth, um des Einen willen, den das glücklich macht.

„Ich habe wirklich viel zu thun auf Weihnachten. Meine Sorgen sind jetzt um eine Person größer geworden,

und dann muß vorzüglich Anna diesmal doppelt reich beschenkt werden, da es das letzte Mal ist, daß ich ihr freudestrahlendes Gesichtchen sehen werde. — Wie freue ich mich doch wieder auf die heilige Nacht! Sie kommt mir wie eine geistige Sonne vor, die ihre Strahlen weithin in die winterliche, nächtliche Welt ausbreitet, und es giebt gewiß kein köstlicheres Mittel, diese Sonne früh schon in die zarten Kinderherzen hineinleuchten zu lassen, und ihnen für das ganze Leben ihren Wunderschein einzusenken, als die Weihnachtsbäumchen, die festlichen Gaben, die bildlichen Hinweisungen auf den heiligen Ursprung all dieser Freuden. Meine Mutter — ich habe Dir von ihr noch wenig gesagt, ich rede überhaupt nicht viel von ihr, sie ist mir mit diesem Heiligthum verwachsen; — meine Mutter hat mir jedes Jahr eine andere Darstellung aus der heiligen Geschichte auf meinem Kindertisch bereitet, und die Hirten, der Stall, die Engel, die Weisen — all das glänzt mir noch aus der Kinderzeit mit wunderbarem Scheine in die Seele. O, diese Nacht ist das seligste Geheimniß! es faßt mich immer ein heiliger Schauer, wenn ich ihrer gedenke. — Ich will Dir etwas leise in's Ohr sagen: Hebe in der Weihnacht deine Augen zum Himmel auf, dort bei den Sternen begegnest du den meinigen.

„Ich gehe wirklich wenig aus, ich bin am liebsten zu Hause mit meinen Gedanken. Die Leute sind mir langweilig. Neulich war ich in Gesellschaft bei General Braubachs. Die junge Welt unterhielt sich mit Gesellschaftsspielen, woran ich mit Vergnügen Theil nahm. Später wurde getanzt, und ich wurde sehr bestürmt.

Besonders Ahlen wollte gar nicht vom Flecke gehn, und hat mit einer Festigkeit, die mir um so unheimlicher wurde, da ich mich erinnerte, wie selten er überhaupt tanzt, daß es also nicht das harmlose Vergnügen an sich war, was ihn zu seiner Bitte bestimmte. Es fiel mir dabei plötzlich etwas ein — und dann mußt' ich auch Werther's gedenken, und seiner Tanzwuth und Eifersucht, und nun hätte ich es um keinen Preis thun können. Ich weiß nicht, wie Du hierüber denkst. Wenn Dich das Tanzen eifersüchtig macht, so will ich es nie thun.

„Du fragst, wie ich meine Abende zubringe? Meist ganz still; mein Clavier ist mir Abends die liebste Gesellschaft, und selbst wenn ich bei Onkel und Tante bin, so geht es nicht laut her. Ich sitze dann in einem Eckchen und denke — nun Du weißt es schon. Der alte Onkel ist trotz all seiner Trockenheit doch eine gar zu possierliche Person. Ich muß immer der Türken gedenken, wenn er so beschaulich mit seiner Pfeife dasißt, und ein unüberwindliches Verlangen, ihn in einem Türken zu sehen, bestimmte mich, einer Hausmütze, die ich ihm gegenwärtig sticke, eine etwas turbanähnliche Form zu geben. Ich werde ihm so lange schmeicheln, bis er sie trägt. — Die Tante, die immer noch in einer Correspondenz mit Pfarrer Schwerdtmann steht, aber doch von ihrem ersten Rigorismus bedeutend zurückgekommen ist, liest jeden Abend für sich eine Betrachtung. Nun hat sie aber, sie mag laut oder leise lesen, eine etwas singende Lesemanier, die, wenn sie still liest, durch ein taktmäßiges Kopfbewegen angedeutet wird. Wird sie schläfrig, so wird die Bewegung stärker, wahrscheinlich weil sie dann die Worte

mit stärkerer Betonung denkt. Nun aber überwiegt doch zuletzt der Schlaf, und es begegnete ihr einmal, daß ihr das Buch mit großem Getraße entfiel, und als sie es haschen wollte, sie die Nase auf den Tisch schlug. Diesem will jetzt Onkel vorbeugen, und setzt sich seit einigen Tagen seiner Frau ganz nahe, gerade gegenüber, mit der Pfeife im Munde unbeweglich sie anstarrend. Wird nun die Kopfbewegung stärker, glaubt er, der gefürchtete Augenblick nahe heran, so packt er plötzlich mit einem „Seht!“ das Buch mit einer Hand, mit der andern den Kopf seiner Frau (seine Zähne halten die Pfeife fest) — was sie aber natürlich sehr ungnädig aufnimmt; sie behauptet, es sei ihr nicht eingefallen, schlafen zu wollen. Ohne ein Wort zu erwidern, legt er ihr das Buch wieder zurecht, und die Scene beginnt von Neuem. Ich heiße in mein Tuch, um das Lachen zu verbergen.

„Ich hoffe manchmal im Geheimen, Dich in den Feiertagen hier zu sehen. Du hast es nicht versprochen, aber ich glaube doch, daß Du kommst. Gibt es doch Mancherlei zu besprechen, und Du mußt auch wieder einmal nach Deiner Elisabeth sehen!

„Ich muß Dir noch was sagen, ein Geheimniß. Es ist zwar nur ein Liedchen, das Alle wissen, aber ich weiß den Sinn; vom Gärtner und dem Blümlein: Er grub's mit allen den Würzlein aus, und trug's zum Garten beim schönen Hause. Sieh', das bist Du und ich — und o, wie gern will ich Dein Blümlein sein, wenn Du Dir die Mühe nehmen willst, mich mit allen den Würzlein auszugraben, und in Deinen Garten zu verpflanzen. Wird

es ja doch in Deinem Garten auch ein Plätzlein geben,
wo mich Gottes Thau und sein schöner Sonnenschein und
Regen trifft; — und wenn die Zeiten dürre sind, so
lässest Du Dich wohl die Mühe nicht verdrießen, dem
Blümlein Wasser zuzutragen, und ich will Dir die Sorge
wieder lohnen und freudig Dir entgegen blühen!“

Siebentes Capitel.

Robert Schürkel zu einem Freund.

„Ich habe dir eine Neuigkeit anzukündigen: ich bin Bräutigam. — Ich! — denke Dir dieses Wunder. Ich will in die Ehe treten, habe mich knall und fall festgebunden, und bereue diesen Schritt keinen Augenblick, fühle mich im Gegentheil übergelüthet, selig! So sind die Menschen. Aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt, in lauter Extremen sich bewegend. Du weißt, ich verachte die Ehe; — nichts war mir widerlicher, als das feste Band, mit dem sie die Menschen kettet, die freien Geister knechtet. Und jetzt! — — Aber wer ist denn seine Braut? höre ich Dich murmeln — aus welchem fernen Himmelsstrich hat sich dieser den Schatz geholt?

„Ich antworte: gar nicht weit her und doch recht weit her. Anfang und Ende kommen oft zusammen. Besonders bei einem Aesthetiker. Du erinnerst Dich ja unseres alten Professor Spermann von B. her — des köstlichen Mannes, der so oft die Zielscheibe unseres Wipes war. Der Alte hatte eine Gattin — wir nannten sie nur die schöne Heilige, und ein Kind — erinnerst Du Dich des Kindes? Ich weiß noch, daß ich einst diese Mutter und

dieses Kind auf einer Rasenbank belauschte, und am Abend zu einem der Kameraden sagte: ich wisse jezt, wie die Mutter Gottes ausgesehen haben müßte. Ihr lachtet, und ich lachte auch; aber jezt lächle ich in anderem Sinne, und denke: der Knabentraum enthielt Wahrheit, denn das Kind ist meine Göttin und meine Heilige geworden. Aber wie kam das? höre ich Dich fragen. — Du weißt, der Alte hatte einen ausgezeichneten Schulsack, war gelehrt in seiner Weise und hatte im Einzelnen recht geistreiche Gedanken. So wenig er sich zur absoluten Idee hätte erheben können, — denn sein steifer, mit religiöser, gemüthlicher Färbung gemischter Kantianismus war ihm angewachsen — so tief waren doch oft seine Bemerkungen über die antike Weltanschauung, und auch noch ein moderner Wissense-mann darf sie nicht verachten. Ich wollte mir nun dieselben zu Ruhe machen, wollte fragen nach der papiernen Hinterlassenschaft des Alten, — und siehe, auf einmal trat mir seine lebendige Hinterlassenschaft entgegen, im strahlenden Glanze jungfräulicher Schönheit. Nun warb ich schnell um die ganze Hinterlassenschaft, und die ganze ward mein.

„Beschreiben werd' ich Dir meine Elisabeth nicht, und wenn Dir der Mund noch so sehr wässert; Du darfst einst kommen und ihr auch in die Augen schauen. Sie wäre tabellos, wenn sie nur — etwas leichtsinniger wäre. — Mißverstehe mich nicht! ich meine das Wort nicht im frivolten Sinne; aber es ist eine gewisse substanzielle Ehrlichkeit in ihrem Wesen, die sie zwar oft äußerst lieblich kleidet, die es ihr aber doch nie möglich machen wird, sich zu jener schaukelnden Sicherheit des Selbstbewußtseins

emporzuschwingen, die uns Männern eigen ist, und die auch andere Frauen in höherem oder geringerem Maße sich aneignen können. Es tritt dies nicht deutlich hervor, und jetzt möchte es dem oberflächlicheren Auge ganz verschwunden scheinen; denn sie rankt sich an mir und meinem Bewußtsein mit einer Freudigkeit auf, die ein immer höheres Erschließen des süßen Kelches allerdings in Aussicht stellt; — aber ganz wird und kann und — — soll sie aber auch nicht balanciren lernen! Ich bin der festen Ueberzeugung, daß Weiber, die ganz dem modernen Geiste in's Angesicht schauen können, dann auch fähig sind, wenn die Umstände verlockend oder drängend werden, die erkannte Freiheit zu mißbrauchen, kurz daß jene Unmittelbarkeit, jene Blüthe des Daseins von ihnen gewichen ist, die sie eben zum Weibe macht, und die ihnen in einem gewissen Grade immer bleiben muß, wenn sie nicht zum Manne werden sollen. — O Freund! welch ein Gefühl, welch ein Bewußtsein früherer Zeiten glühe doch dem unsrigen, da der Geist, umleuchtet von göttlicher Klarheit, sich vor solch ein köstliches Gebilde der Natur stellen kann, seinen inneren geistigen Mechanismus zu studiren, sich die Gestaltungen zu vergegenwärtigen, die dasselbe in verschiedenen Situationen annehmen könnte, sich auszudenken, was für Wirkungen gewisse verwickelte Lebensmomente auf solch eine bestimmte Individualität ausüben könnten. Meine Untersuchungen haben sich bei Elisabeth folgendermaßen festgestellt: Sie ist Weib, durchaus, würde somit unter keinem Verhältniß weder ein ganzer, noch ein halber Mann. Sie ist schüchtern, ja vielleicht feig; aber ihr ganzes Wesen ist so durchaus

Wahrheit, so einfach und folgerichtig, ihre Stimme ist so süß, daß König Lear selbst sie für seine Cordelia halten würde, und ich misse gern jene großartigeren, herberen Eigenschaften, die sich nun einmal in einem solchen Weibe nicht finden können. Sie wird wohl nie stolze Thaten thun (wenigstens müßten die Umstände oder Gemüthsbewegungen vorher eine furchtbare Revolution in ihr bewirken); aber sie würde aushalten können in Trübsal, sie würde lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun, und genau genommen sind das zu einer friedlichen Ehe viel passendere Eigenschaften, als die an's Männliche streifende, rüstige Thatkraft jener körnigeren weiblichen Naturen, die früher meine Ideale waren. — Wie suchte ich mir zum Studium überall derbe Bürgerstöchter mit festen Füßen, rundem Leib und jedem Blick! — Das aber ist nun vorbei; ich habe hinter den Vorhang geschaut. Es ist kein Geheimniß in solchen Naturen, wie ich sie der Erfahrung nach kennen gelernt habe; denn das Geheimniß der Natur ohne ihre Vergeistigung ist bald ausgeholt, und was dann zurückbleibt, ist Debe und Leerheit. In Elisabeth aber ist ein Geheimniß, und dies Geheimniß zu studiren, soll die Aufgabe meines Lebens in seinen süßesten Augenblicken sein. — Du lachst, Du deuteest diese Worte recht fein gemein, glaubst, der Gürtel werde wohl auch dieses Geheimniß lösen; — ich glaube nicht. — Auch ist in mir selbst eine große Veränderung vorgegangen, ja ich kann sagen, daß ich mit meinem Entschluß in die Ehe zu treten, in eine ganz neue Phase meines Daseins getreten bin. Ich habe das herbe Glück der Skepsis nun lange genug genossen; — mein Herz war fast vertrocknet, das

Gemüthsleben mit all seinem Zauber, seiner Poesie war mir immer weiter zurückgeschwunden. Nun auf einmal haben sich mir alle seine Schleusen wieder aufgethan; — ja was sage ich: wieder! Aufgethan wie noch nie! Ich habe jetzt erst angefangen zu leben, bin wieder ein Kind geworden, das träumt, das sich sehnt, das ahnend vor der Pforte des Paradieses steht. Gute Nacht!"

Elisabet an Leonore.

„Du beklagst Dich, Leonore, daß ich Dir so wenig schreibe. Du glaubst, ich vergesse Dich ganz und gar. Das ist aber gewiß nicht der Fall. Ich gedenke Dein, aber die Gedanken wollen jetzt nur nicht recht zu Worte kommen. Ich komme mir vor wie eine Raupe, die sich eingesponnen hat, für die Außenwelt unempfindlich geworden ist, aber nur den Sinnen nach; innerlich lebe ich, reicher, glücklicher als je. Ich wundere mich oft, daß das kleine Menschenherz so viel Wonne, so viel Seligkeit in sich einschließen kann. Das Leben kommt mir vor wie eine Wunderblume, die, nachdem man lange vor ihr stand wie vor einem dunklen Räthsel, sich plötzlich öffnet und mit Einemmale einen Blick in alle ihre Herrlichkeiten gönnt.

„Ich bin vor acht Tagen wieder von . . . zurückgekommen, wo ich einige Tage zubachte. Ich habe nun zum ersten Mal die Stadt gesehen, von der mein Vater mir so manche freundliche Schilderung machte, die Stadt, die meine Heimath werden soll. Heimath! Heimath! wie

Klingt doch das Wort so schön! wie arm ist der, der keine hat, wie reich, wie selig derjenige, der in ihr Alles findet, was seine Träume je von Glück und Seligkeit zu ersinnen vermochten!

„Die Menschen scheinen mir in dieser Universitätsstadt zu sein wie überall. Eine Brautenschaft, eine Deirath ist etwas äußerst Wichtiges. Ich war ihnen eine merkwürdige Erscheinung. Robert behauptete, er mache Staat mit mir, und ich, obgleich ich mich in eine ganz fremde Welt einführen ließ, empfand keine Spur von Schüchternheit.

„Die Verwandten Robert's, Justizrath Reinhold und seine Gattin, nahmen mich sehr gütig auf. Sie haben eine einzige Tochter von halb vierzehn Jahren, ein wunderliches Mädchen! Ihr Name ist Susanne, sie wird aber gewöhnlich Sannchen gerufen. Man könnte ihr Gesichtchen niedlich heißen, wenn es nicht gar zu albern wär. Robert beschäftigt sich viel mit ihr, aber auf eine Weise, die mich oft für das Kind in Verlegenheit brachte. Jedes Wort, das sie sagt, fängt er auf und belustigt sich ganz rückhaltlos über sie. Anfangs glaubte ich, sie müßte das übel nehmen; zu meiner großen Beruhigung gewahrte ich aber, daß sie den Spott meist gar nicht merkte, und denselben oft sogar als Compliment nahm. Sie lebt ganz in der Außenwelt, begreift das, was sie essen oder anziehen kann, kennt alle Studenten mit ihren Namen oder Uebernamen, und duzt Jedermann. Ich bin ganz erstaunt, auf einer Universität eine solche Intelligenz und eine solche Erziehungsmethode zu finden. Ihre Mutter lächelt und sagt: sie ist ein Kind, sie wird schon ver-

nünftig werden. Von ihrem Urtheil über Bücher nur eine Probe. Shakespeare's Macbeth lag auf dem Tische. Sie blätterte darin und sagte: ach ja, die Märlein liebe sie außerordentlich. Ich fragte: was für Märlein? — Nun, hier Hamlet und Macbeth (sie glaubte, Hamlet sei eine Person in Macbeth); was ist denn dies anders als Märlein? da kommen ja Hexen vor. Robert fragte, ob sie denn nicht an Hexen glaube? Sie hätte noch keine gesehen, erwiderte sie. Er rathe ihr aber, doch vor den Hexen Respekt zu haben, sagte er ernsthaft; es hätte mit denselben seine Richtigkeit, denn ihre eigenen Gedanken seien in einem Hexenkessel gebraut worden, und wenn sie sich daher nicht für ein Märchen gehalten wissen wolle, so müsse sie den Hexenglauben aufrecht zu erhalten suchen. Sannchen klatschte in die Hände, dankte für das Compliment und sagte: für ein Märchen wolle sie sich gern gehalten wissen, denn dort seien die schönsten Prinzessinnen, und Helden, schön wie der junge Tag, lägen zu ihren Füßen. — Aber in den Märchen, meinte nun Robert, lehre sich oft plötzlich das Innere nach Außen, dann werde aus dem Tage Nacht, aus der Schönheit eine Hexe, und so könnte es ihr als einem Märchen begegnen, daß die Finsterniß des Innern sich plötzlich auf ihr Gesicht setze, und dann liefen die schönen Helden alle vor ihr davon. Das wollte denn doch Sannchen nicht ganz gefallen, und die Lust zu den Märchen verminderte sich bedeutend.

„Eine unbedachte Aeußerung der kleinen Märchenheldin führte mich auf den Gedanken, daß ihre Mutter es gern gesehen hätte, wenn ihr Neffe noch einige Jahre unverheirathet geblieben wäre und dann ihre Tochter ge-

freit hätte. Robert, den ich deshalb leise fragend umging, lachte, zog mich in das Nebenzimmer, wo Sannchen eben an einem recht traurigen Blumenstück zeichnete, stellte mich vor den Spiegel, die Kleine neben mich, mit der Bemerkung: er wünsche nur einmal zu vergleichen, welche von uns Beiden größer, schöner, klüger u. s. w. sei. Die Kleine dauerte mich; ich glaubte, sie müßte beleidigt sein, und gab schnell zu bedenken, daß jetzt die Jahre mir günstig gewesen, die künftigen würden Sannchen bereichern. Dann solle er wieder vergleichen. Danke, Sannchen! danke für die trostvolle Verheißung! sie ist ein Compliment! rief der schelmische Mensch, und ein Compliment ist um so feiner und hofmässiger, je weniger Wahrheit in ihm steckt. — Sannchen aber holte sich schnell einen Schemel, stellte sich neben mich und rieth ihm, ihre Größe nicht mehr in Zweifel zu ziehen, sonst schwinde sie sich auf einen Stuhl, und würde von diesem auch auf ihn mit Stolz herab sehen. — Dies, meinte Robert, wäre für sie das einzige Mittel, groß zu werden, und ein handgreiflicher Beweis von der Eigenthümlichkeit ihrer Größe. Je wichtiger eine solche sei, um so mehr habe sie das Recht, sich zu blähen, weil sie um so früher wieder zum Falle komme. Er wolle ihr dann den Sessel unter den Füßen weggiehen, um durch ein sprechendes Beispiel seiner Elisabeth das Umschlagen jeder einseitigen oder vielmehr lustigen Größe anschaulich zu machen.

— „Doch wie kommt's, daß ich Dir hier Albernheiten auswähle, da es ja so viel Schönes zu berichten gäbe? aber des Schönen könnte ich den Anfang gar nicht finden, und das Allerschönste, mein Glück und Robert's Liebe,

das ist etwas Geheimen, Unaussprechlichen, das ich selbst nicht begreifen kann. Mir wird oft bange, ob ich mir das Alles denn auch so recht aneignen dürfe, ob das Glück Bestand haben könne. — Aber warum sollte ich denn daran zweifeln? In mir und meinem Willen liegt gewiß kein Grund zu Befürchtungen, und in Robert eben so wenig. — Es ist zwar Vieles in den Männern, was uns Frauen immer unbegreiflich bleibt, was uns eine gewisse Scheu vor ihnen einflößt; — ich weiß nicht, was es ist — eine Ueberlegenheit, die in's Ungeheure geht, von der man gar kein Ende absehen kann, und die uns erdrücken würde, wenn nicht auf der andern Seite ein gewisser Instinkt uns sagte, daß wir nun eben einmal etwas ganz Anderes seien, und in unserer Weise doch auch wieder etwas in uns hätten, was den Männern fremd und unbegreiflich sei, was ihnen Respekt einflößen müßte, — daß wir diesen Männern ja nicht zu gleichen brauchen, ja, daß wir gerade darum zu ihnen passen, weil wir ihnen nicht gleichen. Darum fügt es sich so in einander. Ich weiß nicht, woher mir diese Gedanken kommen, aber ich habe sie schon oft zu Hülfe gerufen, wenn ich verzagt werden wollte, wenn mich die Frage quälte, ob ich denn auch einem so starken Geiste eine Gefährtin würde sein können?

„Robert scheint sehr bewundert zu werden. Er sprach nicht darüber, ich merkte es nur so. Aber ist es denn auch ein Wunder, wenn er bewundert wird? — Er las mir eines Abends auf meine Bitte Shakespeare's Romeo vor; ich glaubte die Schönheit des Stückes längst zu kennen, aber sie hat sich mir an diesem Abend erst in all

ihren Tiefen aufgeschlossen. Du solltest ihn lesen hören!
Ach wie schön wird mein Leben werden! wie durchleuchtet
von geistigem Glanze! „*das ist mein Leben!*“

„Doch, Leonore, Du wirst mich schelten. Ich komme
immer wieder auf das Eine, auf meine Gefühle und mein
Glück zurück, und Du wirst ohne Zweifel erwarten, daß
ich Dir auch ganz andere Dinge, Bemerkungen über meine
neue Heimath, über die Bevölkerung mittheilen solle. Was
soll ich viel sagen? Die Stadt ist häßlich, winzlig, bergig,
mit hohen Häusern und engen Straßen, einiges Neuere
ausgenommen; die Bevölkerung, so weit ich sie kennen
lernte, umgänglich und artig; Robert zeichnete mir vorher
die Figuren mit wenigen kräftigen Federstrichen, und ich
sah sie zum Sprechen getroffen. Er ist ein feiner Kri-
tiker. — Gesellschaftliche Beziehungen sind übrigens nur
so weit in meinen künftigen Lebensplan aufgenommen, als
sie durch die Verhältnisse selbst bedingt sind, und so weit
sie Robert angenehm sein werden.“

„Unsere künftige Wohnung entzückt mich. Ein herr-
liches Thal, das im Frühlinge Schönheiten entfalten muß,
die ich im Winterkleide nur ahnen konnte, breitet sich vor
meinem Fenster aus. Ich will Dir's später einmal be-
schreiben.“

„Auch unsern lieben Dichter hab' ich gesehen, Leonore!
Er lebt sehr zurückgezogen den Wissenschaften, der Natur,
dem häuslichen Kreise; — ach, ein schönes Leben! Niemand
würde ihn für das halten, was er ist. Aber sein Nach-
tigallensang ist ohne Wiederkehr verstummt, so oft auch
der Lenz seitdem die Nachtigallen wieder brachte.“

144 „Liebe Leonore! ich gedenke Dein wirklich öfter als Du nur glaubst, und oft, daß ich's nur gestehe, mit einigem Reide. Ich wünsche mir Deine Sicherheit, Deine Gewandtheit in der Haushaltungskunst. In die Haushaltung der Tante mag ich jetzt nicht eingreifen, weil ich so wenig als möglich mit ihr zu thun haben will, obgleich sie — ich muß das anerkennen — wirklich recht gütig ist, und mir bei Anschaffung meiner Bedürfnisse gern hilft. — Um in eine fremde Küche zu gehn, ist's wirklich zu kalt, darum helfe ich mir auf andere Art. Ich studire die Haushaltungskunst täglich in der Theorie, und ich glaube, daß dies doch auch fördert,[?] und gewiß zur Vertrautheit damit führt.[?] Ich suche mich überhaupt zu bereiten, um nicht wie ein Kind in den Ehestand zu hüpfen; ich halte mir immer den ersten Schritt vor und frage mich, ob ich denn meinen neuen Pflichten auch gewachsen sei? — Aber nicht wahr, Leonore, Du glaubst auch, daß ein ernster Wille doch recht viel vermag, selbst wenn unsere Uebung im Aircelauf der täglichen Sorgen nicht sehr groß sein sollte? Auch ist die Uebung ja bald, wieder errungen, und das Glück, für Robert sorgen zu dürfen, macht mir Alles leicht. — Es ist wunderbar, wie Alles in uns, an uns, was in unserm Auge bisher nur zum Zeitvertreib, zur Spielerei diente, plötzlich vor uns selbst zu einer Bedeutung gelangen kann; wie unser ganzes Leben mit Einemmal einen Zweck bekommen, ernst werden kann, so daß es Pflicht für uns wird, die inneren Kräfte, die bisher zersplittert austauchten, zu sammeln, und dem ersten Zweck entgegen zu führen.

„Diese Gedanken ziehen mir wirklich immer durch die Seele, während ich meine Vorräthe hervorhole, meine Kisten mustere, die zum Theil noch von meiner theuren Mutter, zum Theil von Tante Brigitta gefüllt wurden. Einen Theil der Meubles habe ich hier, einen Theil in meiner künftigen Heimath bestellt.

„Ach, wie heimlich ist es doch, seine eigene Haushaltung so zusammentragen zu dürfen, sich sein Nestchen aufzubauen, in dem man sich geborgen weiß! — Beim Nestchen fällt mir mein Vögelchen ein, das Du bekommen sollst, Leonore! Es soll Dich täglich mahnen an Deine Elisabeth, die es zwar selbst schmerzlich vermissen wird.“

Robert an seinen Bruder.

„Dein Brief ist lange liegen geblieben. Entschuldige! Ich habe wirklich gar viel zu besorgen und zu denken. In vier Wochen ist meine Hochzeit, und ich hoffe, Du findest Dich dabei ein. Elisabeth wünscht Dich kennen zu lernen und hat mir aufgetragen, Dich in ihrem und ihrer Verwandten Namen einzuladen. — Ja, ich sage Dir, Du mußt kommen und meine Elisabeth im Brautschmucke sehen. Du wirst Dich dann nicht mehr wundern über meine schnelle Wahl.

„Sie war einige Tage hier bei unsern Verwandten und ist gestern wieder abgereist. Ich beginne zwanzig Arbeiten und lasse sie alle wieder liegen. Ich bin ein Träumer geworden. Du würdest lachen, wenn Du mich jetzt sehen könntest, mich, den Lustigen, den Behaglichen. Welcher Seligkeit doch das Menschenherz fähig ist!

124 „Doch ich komme ja zu gar keinem Say! das wird ein famoser Brief werden! Ich bin nur froh, daß ich nicht Jahre lang Bräutigam sein muß, ich stürbe oder würde toll. Ich habe gar keinen andern Gedanken mehr als Sie! Sie! — Und doch ist durchaus nicht etwa nur das sinnliche Element in meiner Sehnsucht vorherrschend; im Gegentheil, ich hätte nie gedacht, daß ich je so geistig lieben könnte; aber es ist bei ihr gar nicht anders möglich.

„Das Geheimniß, das in ihrer zarten Natur liegt, ist ein geistiges; ihre Augen, die so klar sind, daß man tief in ihre Seele zu schauen meint, haben mir doch zugleich wieder etwas Unergründliches, und so etwas muß auf Unsern um so mächtiger wirken, da es für uns eigentlich so wenig Geheimnisse auf der Welt giebt. O, diese Augen! Es kann keine schöneren geben! der lange Schnitt derselben, und die langen Wimpern, die sie beschatten, und der herrliche Strom, und das bläuliche Weiß, in dem er schwimmt — die Gottheit spiegelt sich in ihnen! Ja, ich will mein Geheimniß studiren, ich will die Blätter dieser Seele lesen, will sie umschlagen, Blättchen um Blättchen, und bin gewiß, ich werde überall das Weib, das ächte, reine Weib finden.

„Du darfst aber nach diesen Exclamationen nicht Großartiges von meiner Elisabeth erwarten. Keine Künstlerin, kein Genie mit irgend einem besonders hervorragenden Talente. Nichts Derartiges, und ich liebe das auch nicht.

„Was sie so eigenthümlich macht, ist ein innerliches Ergreifen und Umfassen alles Schönen und Wahren mit allen ihren Seelenkräften; und da ihr jezt Alles durch

mich erst recht aufgeht und zum Bewußtsein kommt, so rankt sich ihre Seele um mich, wie das Eypheu um die Eiche. Ich kann Dir versichern: noch nie hat mich mein Wissen seliger gemacht, als seit ich es in ihre weiche, empfängliche Seele niederlegen kann.

„Hierin ziehe ich nun aber eine gar feine Grenzlinie — oder vielmehr ich halte die von der Natur gezogene fest. Ich will sie nemlich nicht von den religiösen Vorstellungen emancipiren, und fördere sie also im Verständniß der Kunst nur so weit, als es sich mit ihren Vorstellungen, die unangetastet bleiben müssen, verträgt. Sie hat nemlich von Religiosität gerade so viel, als ich wünsche, d. h. sie hat die Form, ohne sich über den Inhalt klar zu sein. Und dies ist's gerade, was ich will: sie soll die Form¹ behalten; ich liebe das an den Frauen. Die Personen und Namen sollen ihr stehen bleiben. Es ist etwas so Kindliches in ihrem Wesen, daß ich ein Thor sein müßte, wenn ich mir den zarten Duft der Blume selbst zerstören wollte. Ich fragte sie eines Abends, als wir unter dem Fenster standen und in die Sternennacht hinausblickten, ob sie ihrem Gott sich nahe fühlte? — O ja, gewiß! sagte sie; ganz nahe und doch wieder so hoch über mir! — Und sie war so zauberisch schön, als ihre Augen diesen Gott im Himmel droben hinter den Sternen suchten, daß ich in diesem Augenblick um ihretwillen wünschte, ich möchte auch noch in solchen Illusionen¹ befangen sein. — Lache nicht! solche wunderliche Wirkungen kann die Liebe hervorbringen. Ich wandte unwillkürlich meine Augen auch nach oben, denn sie soll mich nicht für einen Gottesverächter halten, und konnte natürlich

nicht begreifen, daß man seinen Gott noch näher haben, daß ich ihn mit Andacht auch hinter ihren Augen suchen kann. — Es ist zwar ein großer innerer Widerspruch in ihr; sie ist hingerissen von der modernen Poesie, und an diesen Widerspruch wäre also leicht anzuknüpfen, um sie ganz in's moderne Wissen schauen zu lassen; aber ich will das selbst nicht; sie braucht als Weib kein Philosoph zu werden, und ich denke, die eigentliche Grenze zwischen Glauben und Wissen sie nicht passieren zu lassen, — um so weniger, da ihre Religiosität ganz die rechte Grundlage hat, denn sie sucht genau genommen nur auf der Sittlichkeit, und ich hatte gleich Anfangs Gelegenheit, eben in Beziehung auf Religion ihren stark hervortretenden Wahrheitstrieb zu bemerken. Sie war unter die Klauen eines Pietisten gerathen, der wohl zu den allerderbsten und handgreiflichsten gehört, die ich je gesehen habe. Dies war für mich ein großes Glück, denn das zarte Kind war so bedrängt, daß ihr, wie sie mir nachher gestand, meine Erscheinung wie eine Volkschaft vom Himmel vorkam, die sie erlösen sollte von der Geistesfolter dieses Inquisitors. — Er ist aber bei mir übel angelaufen, und wenn ich so recht über die glückliche Fügung nachdenke, die mir Alles in die Hände spielte und mich im Glänzendsten Lichte erscheinen ließ, so möchte ich selbst Sinn darin sehen und dem Himmel danken.

„Du fragst, ob meine Braut mystikalisch sei? Gerade so viel, als ich wünsche. Ich möchte ihr ganzes Wesen Harmonie nennen. Wenn sie am Claviere sitzt und in bald weichen und sanften, bald ergreifenden Accorden ihre Gefühle ausspricht, — ich werde oft weich und schwärmerisch

wie Jean Paul. Du weißt, daß ich eigentlich für Musik immer wenig Sinn hatte, und ich danke den Göttern, daß meine Braut keine Kunstjüngerin ist, die Tage lang in gewaltigen Läusen mit schulmeisterlicher Beläufigkeit sich abmüht. So wie Elisabet die Kunst treibt, nur wenn das Bedürfnis vorhanden ist, und dann mit so tiefer Wahrheit und Einsicht, wird es mir zum höchsten Genuß.

„Du fragst weiter, warum ich meine Vermählung nicht lieber aufgeschoben habe, bis ich Professor sei? Aber ich finde dies unnöthig. Die Professur ist mir gewiß, und auch ohne dieselbe haben wir zu leben. Meine Einkünfte nebst den Zinsen von Elisabet's Vermögen, das nicht unbedeutend ist, reichen vollkommen; ich wüßte also nicht, warum ich mein Glück noch länger aufschieben sollte? Auch Elisabet ist durch nichts gehemmt, und folgt mir, je eher je lieber, in ihre neue Heimath. Auch hierin ist sie so einzig: sie ist los und frei von allen weilläufigen Nebenbeziehungen, und weder Vettern, noch Basen, noch sonstige nahe oder ferne Verwandtschaften theilen ihr Herz mit mir. Sie gehört mir, mir einzig und allein. Ihre ganze Natur, wie sie innerlich und äußerlich erblüht, ist mir entgegengereift. Unsere Ehe ist, um in der Kirchensprache zu reden, im Himmel geschlossen.

„Du weißt, ich hatte früher nie Lust zu heirathen; denn unwillkürlich graute mir vor jenen kleinen Zufälligkeiten des engen häuslichen Lebens, und der Gedanke, daß ich vielleicht desselben einst überdrüssig werden könnte und dann, meiner Freiheit verlustig, an dem Ehestandskarren immer ziehen müßte, hatte für mich etwas so Beengendes;

— und weil ich doch wieder zu viel gute Moral im Kopfe habe, um, wenn ich einmal eingespannt wäre, mich nur nach Belieben wieder auszuspannen, so hatte ich mir vorgenommen, lieber gar nicht zu heirathen. So denkt man im gemeinen, kleinen, selbstsüchtigen Zustande, und ich bin froh, daß ich so dachte, denn ich hätte vielleicht sonst früher einen dummen Streich gemacht. — Wie ist aber das Alles jetzt so ganz anders! wie heilig, wie theuer, wie beseligend erscheint mir der Ehestand nun! wie bin ich hinausgehoben über solche selbstsüchtige Erbärmlichkeit, und wie tief erschließt sich mir der heilige Sinn dieses Institutes und des Familienlebens überhaupt! Ja, ich weiß gewiß, — in meiner theuren Elisabeth selbst, in ihrem ganzen Zauber und meiner Liebe für sie liegt mir die sicherste Bürgschaft, daß nie ein Rücksall in jene egoistische Gesinnung bei mir stattfinden kann.

„So finde ich, daß die wahre Liebe etwas Reinigendes und Heiligendes hat, und uns der Menschheit, dem Staate, der Familie praktisch nahe bringt, wie es die Wissenschaft nur theoretisch thut. Jetzt werde ich erst ein ganzer Mensch; denn durch das Glück und den Frieden des Familienlebens wird der Muth und die Lust, in's Allgemeine zu wirken, erhöht und gestärkt. Ich genieße mit meiner Elisabeth die Kunst und Natur, das Leben in seiner einfachen Schöne, und so durchdringt und ergänzt sich gegenseitig das Ideale und Reale, der Zauber der Poesie und der Wirklichkeit. Das Leben erschließt sich mir in all seinen Höhen und Tiefen, nicht mehr blos durch die Vernunft, die uns im Wanken trotz all ihrer Herrlichkeit doch etwas kühl läßt und über den Alltagszustand nicht

hinausheben kann. Das kann im tiefsten Grunde nur die Liebe mit ihren Ahnungschauern, mit ihrer Götterwonne, mit all dem Zauber, der die Erde zum Himmel macht. Ich schäme mich jetzt; — doch still davon, das soll tief vergraben sein. Ich habe mich ja schon früher wieder gefunden.

„Als ich noch für jene verberren Gestalten eingenommen war, die mit kräftiger Selbstständigkeit auf eigenen Füßen stehn und sich frei und fest durch die Welt und das Getümmel drängen, — wie wenig kannte ich damals den tiefsten Zauber des Weibes! Dieser besteht nicht in einer Selbstständigkeit, die an's Männliche streift, nicht in der Stärke des Weibes, sondern in ihrer Schwäche, die aber wieder Stärke auf eine andere Art ist. Das finde, das ahne ich in Elisabet. Sie wird Weib sein, man mag sie drehen wie man will.

„Doch sieh, ich selbst drehe mich im Kreise, aus dem ich nicht hinaus kommen kann, und ich habe, ehrlich gestanden, diesen Brief nur geschrieben, um dem ewigen Kreisen der Gedanken einen bestimmten Ausdruck zu geben, um durch das Wort das, was mich innerlich bewegt, auch aus mir heraustreten zu lassen. Ich habe diese Tage ganz verträumt, oder vielmehr im Himmel verlebt, aber ich muß nun doch wieder vernünftig werden.

„Mit meinem Buche bin ich fertig bis auf die Schlußbemerkungen, in denen ich einem kommenden Genius den Weg bereiten will. Ich gedenke es vor meiner Hochzeit noch zum Drucke zu befördern. Die Herren sollen sich die Zähne dran zerbeißen.“

„Mein Kind machte hier Aufsehen; die Leute merkten, daß es Hände und Füße habe, und es war mir eine stolze Befriedigung, meine künftige Frau den hiesigen Damen vorzustellen. Du kennst mich, ich bin hierin nicht ohne Eitelkeit und lasse gern meinem Geschmack nachsagen, daß er das Schönste herausgefunden.“

Achtes Capitel.

Elisabet bekam von Robert einige kostbare Kleidungsstücke zum Geschenk, und seine Briefe brachten ihre Seele, die im stillen Brüten über ihrem Glück die Welt fast vergessen hatte, wieder in eine andere Richtung. Robert sagte ihr nemlich feurige Schmeicheleien über die Bewunderung, mit der man von ihr spräche; er nannte sie seinen Stolz, sein Glück, sein Leben, und hob besonders rühmend hervor, daß sie sich in der Gesellschaft (die auch einem Philosophen, wenn er sich täglich in ihr bewegt, seine kleine Welt werden kann), so vortheilhaft ausgenommen habe. Solche Worte aus dem Munde des Geliebten gehn in einem weiblichen Herzen natürlich nicht verloren; man wird auf die freiere Ausbildung seiner Persönlichkeit unwillkürlich aufmerksamer, wiegt sich mit Behagen in den Gedanken an die eigene Erscheinung mit ihren Erfolgen, und wünscht sich immer größere Sicherheit; — und vielleicht war es nicht ganz absichtslos, daß Robert seiner Elisabet gegenüber diese Seite mehr hervorhob, weil er wußte, daß ihre Natur immer mehr zum stillen Traum- und contemplativen Gedankenleben hinneigte, und weil er selbst auf die äußere Erscheinung und eine gewisse gewiegte Sicherheit derselben sehr viel Werth legte. Sie

nahm sich vor, in diesem Zweig der Ausbildung lieber vor- als rückwärts zu kommen, und es mußte ihr natürlich als wünschenswerth erscheinen, auch bei der Bevölkerung der Stadt, in der sie sich noch aufhielt, in möglichst günstiger, glänzender Erinnerung zu bleiben.

Ein verbindliches Billet der Obristin Billard lud Elisabet zu einer großen und glänzenden Gesellschaft ein; es war darin besonders hervorgehoben, daß die liebenswürdige Elisabet, die als eine der ersten Zierden der Stadt geglänzt und die Gesellschaft bisher verschönert hätte, und die man nun so bald verlieren sollte, diesmal gleichsam als Königin im festlichen Kreise erscheinen sollte. — Als Nachschrift setzte die Obristin bei, daß die Frau Rechnungsräthin ihr wie früher, so auch jetzt ein freudig bewillkommter Gast sein würde, aber bei den strengen Umständen, denen dieselbe seit einiger Zeit zu huldigen scheine, müsse sie befürchten, daß die Hoffnung auf das Glück ihrer Gegenwart wohl eine vergebliche sein werde.

Elisabet sagte mit Vergnügen für ihre Person zu; sie kannte die Obristin längst als eine heitere, wenn auch etwas pikante Weltfrau; der Tante, die eben nicht zu Hause gewesen war, gab sie bei deren Heimkunft das Billet und bat sie schmeichelnd, sie möchte diesmal ebenfalls mitgehn.

„Es thut mir leid,“ erwiderte diese, „daß ich nicht nur dir deinen Wunsch nicht erfüllen kann, sondern dich auch bitten muß, daß du selbst nicht dahin gehst.“

„Warum soll ich nicht hingehn?“

„Weil es dir nicht gut ist; ich kann dir die Ursache nicht sagen.“

„Ich bin längst gewohnt,“ sagte Elisabeth hastig, „daß Sie mir jedes Vergnügen widerrathen, ja, daß, wenn ich Ihrem Rathe gefolgt hätte, mein ganzes Lebensglück mir ferne geblieben, und der Himmel weiß, welch betrübtes Loos gefallen wäre. Ich bin nun aber doch so mündig geworden, daß ich selbst weiß, was gut und dienlich ist, und ich werde um so weniger diesmal von der Gesellschaft zurückbleiben, als, wie ich Ihnen versichern kann, mich nicht die Sucht nach Vergnügen dahin treibt, sondern die reifliche Ueberlegung, daß der Anstand es erfordert. Ich will der Gesellschaft dieser Stadt, die ich nun bald verlassen werde, der ich manche heitere Stunde verdanke, nicht als absurd erscheinen, sondern auf friedliche und anständige Weise aus ihrem Kreise scheiden.“

„Ich will dir das nicht verargen,“ sagte die Tante mit ungewohnter Milde, „ja, ich verspreche dir, zu dem öffentlichen Balle, der, wie ich höre, nächstens gegeben werden soll, dich selbst zu begleiten, wenn du mir den Gefallen thun willst, nicht zu der Obristin zu gehn.“

„Aber, mein Himmel, warum denn gerade zu ihr nicht? Sie hat uns nie etwas zu Leide gethan, ist eine artige, liebenswürdige Frau, und giebt mir hier auf eine so freundliche Weise den Wunsch zu erkennen, mich noch einmal bei sich zu sehen, daß es albern oder unhöflich erscheinen müßte, wenn ich die Einladung nicht annähme.“

„Ich wiederhole es: geh' nicht hin! ich begleite dich zum Ball,“ sagte die Tante mit einer gewissen Aengstlichkeit.

„Aber, liebe Tante, der Ball interessirt mich viel weniger; um des Tanzes willen gehe ich nicht, und eine Verbindlichkeit nöthigt mich auch nicht dorthin —“

„Ei, es nöthigt dich auch keine zur Obristin; sie ist nicht deine Freundin,“ fuhr die Tante heraus.

„Nicht meine Freundin?! Nun, doch auch gewiß eben so wenig meine Feindin. Ich erinnere mich keiner einzigen Ungelegenheit mit ihr. Sie Beide freilich standen früher sehr intim und stehn sich jetzt ferner; aber das hat wohl auf mich keinen Einfluß; ja selbst gegen Sie, liebe Tante, scheint sie immer die gleich freundlichen Gesinnungen zu hegen.“

„Ich kann dir nichts Anderes sagen, als: die Obristin ist ein leichtsinniges, höchst weltlich gesinntes Weib —“

„Das weiß ich wohl,“ fiel Elisabet schnell ein, „aber was soll das hier? Mag ihre Gesinnung sein, wie sie will, das hat sie vor sich selbst und ihrem Gott zu verantworten; auf diese Abendgesellschaft aber hat dies keinen Bezug.“

„So? Keinen Bezug? Weißt du nicht, daß im Hause des Gottlosen —“

„Ich weiß, ich weiß,“ erwiderte Elisabet lachend —

„Nein, junges, thörichtes Kind, du weißt nicht,“ sagte die Tante hastig und böse, „du weißt nicht, was für Fallstricke die Welt legt. Die Obristin hatte dir ihren alten Verehrer, den Hauptmann von Warloff zugebracht, der auch mir nur um beinetwillen den Hof machte, wie ich später merkte, und du kannst dir nun leicht denken, daß sie seinetwegen mit erboßt war, das Vögelchen sich so entrißen und die pfliffigen Pläne vereitelt zu sehen.“

„Wenn dies auch so ist, wie Sie sagen,“ erwiderte Elisabet stolz, „so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß, wenn ich auch meinen Geliebten nicht gefunden hätte,

die Frau Obristin dennoch in ihrem Leben nie durchgedrungen wäre. | Ich bin keine Waare, die nach Belieben über sich verfügen und sich verkaufen ließe; ich habe den Hauptmann nie mit einer Spibe, nie mit einer Gederbe zu Hoffnungen ermuthigt, denn er war mir immer zuwider, wie er wohl merken konnte und auch gemerkt hat. — Ich kann aber, fuhr sie nachdenkend fort, kaum glauben, daß es mit dieser Auppelei so ernsthaft gemeint war. Wenigstens hat selbst der Herr Hauptmann mir seinen Verdruß noch nie sonderlich zu erkennen gegeben. Er ist immer gleich artig, gleich galant, und ich glaube wohl, daß er längst getröstet sein wird, wenn er auch je solche Gedanken ernstlich hatte. Auch der Frau Obristin wird es gar nicht unlieb sein, ihren alten Verehrer für sich behalten zu dürfen, und sie wird ohne Zweifel diese Einladung an mich haben ergehn lassen, um mir ihre und Herrn Hauptmanns friedliche Gesinnung vor meinem Abgange noch recht klar auszusprechen. Eben deshalb bin ich gesonnen, ihr auch die meinige dadurch zu zeigen, daß ich ganz unbesangen diese Einladung annehme.“

„Du kennst die Leute nicht; die Obristin ist intriguant —“

„Nun, was kann sie mir denn thun? In Ihrem eigenen Hause wird sie mich doch nicht beleidigen! Meie Tante! ich bin nicht mehr so kindisch, daß man nicht mich selbst überlassen dürfte. Wer nahe daran ist, sich zu verheirathen, dem sollte man doch zutrauen, daß er auch weiß, wie weit und wohin er zu gehn hat.“

Elisabet ging, um dem Streit ein Ende zu machen. Ihr Selbstgefühl war erwacht und sie setzte einen kleinen

Ruhm darin, hier der Tante entgegenzuhandeln, theils um ihr für immer die Bevormundung zu verleiden, theils weil sie gewiß wußte, daß sie sich selbst und der Sicherheit ihres Betragens die Achtung aller Welt zu bewahren wisse; — und eben diese Sicherheit zu zeigen, die ihr selbst ein so überaus befriedigendes und beglückendes Gefühl gab, dieser Wunsch gab im Geheimen den stärksten Ausschlag. Das Haus der Christin war der Verrinigungspunkt der ganzen vornehmeren Bevölkerung der Stadt, vorzüglich der Officiere, und Elisabet wollte vor ihrem Abgange sich noch auf eine Weise sehen lassen, die ihr selbst und ihrem künftigen Gatten Ehre machen und ihr Andenken in einem glänzenden Lichte erhalten sollte.

Ihre Phantasie beschäftigte sich unwillkürlich mit dem Abend des kommenden Tages. Sie ordnete ihre Garderobe, die sehr glänzend war und keinen geringen Antheil an der schönen Erscheinung haben sollte, die morgen unsere Elisabet im Spiegel beschauen wollte. Sie rief sich öfters während dieses Tages in's Gedächtniß zurüd, daß Robert selbst nichts weniger gern sehe, als ängstliche Zurückgezogenheit; daß er wünsche, sie solle als seine Braut und Gattin das Leben jederzeit auf harmlose Weise genießen, und sie sagte sich mehrmals bestimmt, daß sie nur den Wunsch des Bräutigams erfülle, wenn sie dieser Einladung folge.

Aber es lag auch noch etwas Anderes mit darunter, das sich Elisabet nicht gestand und das doch keineswegs der letzte Grund war, warum sie gehn, gerade dahin gehn wollte. Sie wußte nemlich, daß Lieutenant Ahlen, der einen öffentlichen Ball seit lange nicht besucht hatte,

hier auch gegenwärtig sein würde, weil er ein intimer
Freund des Sohnes jenes Hauses war. Dieser Lieute-
nant Ahlen war nun zwar unserer Elisabet ganz genau
genommen nie viel mehr als eine gleichgültige Person
gewesen, und seit sie Braut war, hatte sie nicht mehr
viel an ihn gedacht. Aber die bescheidene Art, mit der
er ihr gehuldigt, hatte doch jenes zarte Wohlwollen, jenes
innige Mitleid bei ihr hervorgerufen, das so viele Mädchen
mit der Liebe selbst verwechseln, während es doch eigent-
lich nichts ist, als geschmeichelte Eigenliebe, die ihren
Reflex auf den Liebhaber wirft. — Nun hatte aber
Ahlen seit längerer Zeit bei mehreren Begegnungen sich
so kalt und ruhig, ja nach ihrer Meinung geringschätzig
ihr gegenüber sich bewiesen, daß sie gar zu gern gewußt
hätte, ob er denn wirklich ganz getrübet sei. Nun, es
wäre ja ganz gut! sagte sie zu sich; aber ein anderes
Etwas in ihr meinte: seine Achtung doch hast du seither
keineswegs verwirkt, und du mußt durchaus herausbringen,
ob er sich wirklich dir gegenüber so behaupten kann, wenn
er dich wieder länger und, — könnte es ganz leise tief im
Stunde, — in all deiner Schönheit sieht. Elisabet dachte
nichts Arges dabei, sie wollte ihn nicht als Liebhaber
fesseln, — wenigstens wäre sie in tiefster Seele erschrocken,
wenn man ihren Gedanken einen so nackten Spiegel vor-
gehalten hätte. — Es war also nur Neugierde, welche
Rolle er denn ihr gegenüber spielen würde, und da ihr
Herz sich nicht herbeiliess, dem Gewissen weitere Rechen-
schaft zu geben, so glaubte sie sich im Besitze vollkom-
menen Rechtes, wenn sie ihrem Kopfe folgte und nicht der
Lanze.

Die Tante versuchte zwar den andern Tag nochmals, die Richte von ihrem Vorhaben abzubringen und zeigte sich beleidigt, daß sie ihrem Anerbieten hinsichtlich des Balles gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte; aber Elisabeth erklärte nochmals, daß nicht die Sucht nach Vergnügen und übergroße Tanzlust sie zöge, sondern wohl überlegte Rücksichten. Und der Onkel, der diesmal beim Streit zugegen war, machte seiner Frau viele Complimente über ihre in einzelnen morgenröthlichen Spuren wieder hervorbrechende Lebenslust, bat sie, doch dem guten Vorsatz von Ballbesuchen nicht wieder untreu zu werden, er selbst werde sie dahin begleiten; was aber diese Gesellschaft anbelange, so sehe er nicht ein, warum Elisabeth nicht dieselbe ebenfalls besuchen sollte, wenn es ihr Vergnügen mache.

So war es denn beschlossen. Elisabeth putzte sich und ging. Während sie aber mit dem Dienstmädchen durch die nächtlichen Straßen dem hell erleuchteten Hause zuwanderte, überfiel sie plötzlich eine Bangigkeit, ein Gefühl der Einsamkeit und Debe, daß sie stehn bleiben und Lust schöpfen mußte. Sie wäre gern wieder umgekehrt, wäre gern wieder heim zur Tante gegangen, wenn sie sich nicht geschämt hätte. Sie wußte sich das Gefühl nicht zu erklären, und nur durch ein mächtiges Ankämpfen gegen dasselbe, wobei sie allen Stolz zu Hülfe nahm, der sie vorher besetzt hatte, gelang es ihr, die nächtlichen Schreckgespenster zu bemeistern. — Bist du doch eine Thörin! sagte sie zu sich selbst. Wirst du denn nie mündig werden? soll dich immer ein Phantom der eigenen Phantasie verfolgen, unterjochen, unsicher machen? Sollen einfältige

Hirngespinnste eines sauerthöfischen Weibes solchen Einfluß auf dich haben? Wie würde dich Robert auslachen, wenn er's wüßte! Und doch — es könnte — nein, nein! es ist beschlossen, du gehst! Und schnell, als fürchtete sie abermals durch etwas in dem eigenen Innern aufgestört zu werden, lief sie vorwärts, und kam fast athemlos mit ihrem Mädchen in den Vorzimmern an. Nach Abnahme der Umhüllungen und schneller Revision der Garderobe trat sie in die hell erleuchteten Gemächer ein, wo schon eine große Gesellschaft versammelt war, und wurde von der Hausfrau mit einer Art auszeichnender Vert ulichkeit empfangen.

Ach, solch ein Salon, wo eine kleine Welt sich re-t, wo Jeder im Ganzen sich zu verlieren scheint, und doch Jeder im Ganzen nur sein Ich wiederfinden will! — Es kann nicht unsere Absicht sein, das Salonleben hier in diesem kleinen Salon zu zeichnen; alle Welt kennt es genug. — Wir bleiben beim Nächsten und schauen uns nur nach einigen Damen um, in deren Nähe Elisabet sich gesetzt hatte. „Das ist doch ein schönes Mädchen!“ sagte die Eine. — „Aber wie sie sich auch seit neuerer Zeit pudt!“ murmelte die Andere; „man meint, sie wolle einen Grafen, nicht einen armen Schlucker von Doctor heirathen. Dieses silbergraue Seidenkleid ist vom schwersten Stoffe.“ — „Nun, sie wird mit den kostbaren Gewändern die arm-selige Partie überleiden wollen, wenigstens uns die Augen damit verkleben. Vielleicht verkauft sie dieselben später und kauft Windeln dafür.“ — „O nein, Bücher! Sie soll nur deswegen diesen Gatten gewählt haben, weil sie so gern Bücher ließt.“ — „Aha, eine Gelehrte! Darum

also hat sie sich keinen Officier ausgelesen! Ihre Tante soll aber auch wider diese Partie geeifert haben." — „Ja, der Mann wird nicht fromm genug sein." — „Also die Nichts ohne Zweifel auch nicht; — sie sieht aber nicht weltbös und auch nicht gelehrt aus." — „Rein, sie ist eigentlich nicht übel, unsere Obristin war sehr für sie eingenommen, doch jetzt ist sie ihr gram, und mich wundert, daß sie sie eingeladen hat. Sie wissen ja, Herr v. Warloff wollte sich diesen Bissen auslesen. Es wäre freilich artig gewesen für den alten Herrn — er hat seine Sechshundfünfzig auf dem Rücken — eine so schöne, junge Frau und Krankenwärterin für seine alten Tage zu bekommen." — „Nun, das kann man der Kleinen wohl nicht verargen, daß sie nach eigenem Belieben über sich verfügte; aber mich wundert's doch, daß Warloff so gar freundliche Miene zum bösen Spiel machte. Sehen Sie, wie er sich ihr nähert, wie er ihr schön thut, — nicht wie ein unglücklicher, sondern wie ein beglückter Liebhaber; — wie ruhig und stolz sie mit ihm spricht!" — „Seine Freundlichkeit ist nur Maske," bemerkte die Erste wieder. „Er soll sehr erbozt über sie sein, und einst, als er ein wenig umnebelt war, geäußert haben, er wolle ihr noch einen Spuk spielen, ehe sie abzüge." — „Nun, das war Geschwätz! was könnte er ihr denn anhaben!" — „Etwas ein wenig beschimpfen. Man kann diesem Gesichte Alles zutrauen."

Die Coulissen-Rednerinnen hatten nicht ganz Unrecht. Das Gesicht des Hauptmanns Warloff war von der Art, daß man ihm gerade das zutrauen konnte, was man eben von ihm erwartete. Dem Harmlosen mochte er harmlos

erscheinen, dem Vernünftigen erschien er als Gek; dem, der sich mit der Chronik standaleuse abgab, war sein Name längst als eines berühmten Ritters in diesem Reich bekannt. Er war einer der Menschen, die sich überall einzufügen und alle Menschen für die eigenen Absichten zu gebrauchen wissen. Elisabeth hatte sich immer vor ihm gehütet aus einer natürlichen Echeu, deren Ursache ihr nicht bestimmt zum Bewußtsein kam, und vorzüglich die Aufmerksamkeit, welche früher die Tante von ihm sich hatte erweisen lassen (obgleich er aus großem Widerwillen des Rechnungsrathes gegen ihn nie in's Haus gezogen worden war), hatte Elisabeth auch die geheime Abneigung gegen die Tante eingefloßt, und ihr Benehmen vorsichtig und zurückgezogen erhalten.

Im Hause der Obristin aber war er seit vielen Jahren der tägliche, gern gesehene Gast, und man war gewohnt, sich gegenseitig seine Leiden und Freuden mitzutheilen und so viel möglich zusammen zu tragen. Der Rechnungsräthin war von diesem Hause seit ihrer Sinnesänderung mancher Spott widerfahren, den die Leuten um so weniger unterdrücken konnten, als man gewohnt gewesen war, sie als Gleichgesinnte manchmal zur Theilnehmerin der Freuden zu machen; man glaubte also der Kritik, die sie ihrem jetzigen Sinne nach über ihre ehemaligen Freunde fällen mußte, nicht besser zuvorkommen zu können, als wenn man ihren Einfluß auf die Meinung der Welt durch vollkommene Lächerlichmachung zum Voraus untergrub. — Zum Ruhme der Tante aber sei es gesagt: sie vergalt hier nicht Böses mit Bösem und äußerte sich gegen Niemand über dieses Haus, was auch

die theilweise Unbekannthschaft Elisabet's mit den eigentlichen Verhältnissen erklärlich macht.

Der Hauptmann mochte einst schön gewesen sein; aber ein schnelles Leben hatte seiner Gestalt früh den Greisenstempel aufgedrückt, und seine Züge hatten, wenn sie nicht gerade angespannt waren, einen schlaffen, hängenden Ausdruck. Bart und Haupthaar aber waren noch sehr schön schwarz, — ob gefärbt, wissen wir nicht zu sagen. In der Unterhaltung war er sehr gewandt und konnte sich je nach den Umständen so ehrbar betragen, daß wirklich nur tiefere Menschenkenntniß oder der Taft einer unverdorbenen weiblichen Seele hinter diesen gutmüthigen und harmlosen Schmeicheleien einen unheimlichen Hintergrund ahnen konnten. — Er war noch heute ein ausgezeichnete Tänzer, aber man sah ihn nie mit einer Dame tanzen, die ihm gleichgültig war, deren Gunst er nicht zu irgend einem Zweck für sich gewinnen wollte. Heute war er von Elisabet's Seite fast nicht wegzubringen. Als getanzt wurde, drängte er sich ihr gleich in den zwei ersten Touren als Tänzer auf, und als es bei der dritten einem Andern gelang, ihre Hand zu erhalten, wußte er sich bei jedem Ruhepunkt wieder in ihre Nähe zu machen und sein Geplauder auf ganz unbefangene Weise fortzusetzen. Elisabet war sehr unzufrieden, gab ihm durchaus kein ausschließliches Gehör; der Hauptmann aber schien dies gar nicht zu bemerken, schwappte unausgesetzt und wußte so viele Anekdoten und Späße einzuflechten, daß selbst Elisabet, so ernsthaft und würdig sie auszu sehen suchte, oft unwillkürlich lächeln oder mit den Umstehenden gar lachen mußte. Und jeder Erfolg dieser Art

machte unsern Hauptmann sicherer, lebendiger, zudringlicher.

Den Lieutenant Ahlen aber suchte Elisabeth's Auge vergebens unter der Gesellschaft, und es ward ihr nach und nach unbeschreiblich unheimlich zu Muth, gleich als wäre sie allein, schuplos, bloßgestellt unter einer fremden, theilnahmlosen, wo nicht gar übelwollenden Masse. Es schien ihr, als streckten sie hier und dort die Köpfe zusammen, und sie sei der Gegenstand des Gesprächs. Eine heiße Sehnsucht nach der Heimath, nach dem Geliebten überfiel sie, und sie wäre gern so bald als möglich wieder fortgegangen, wenn sie nicht befürchtet hätte, Aufsehen zu machen. O wie so ganz anders war es, als sie sich gedacht hatte! Der Tanz, der ihr den verhassten Hauptmann so gar nahe brachte, war ihr lästig, und doch, wenn sie ablehnte, sich zu älteren Damen hinsetzte, ihr Priniger mit seiner frohen, heiteren Laune war ihr immer auf den Fersen. Die Damen scherzten, hoben den Finger auf, erinnerten an den Bräutigam, worauf Elisabeth erwiderte, sie gedächte seiner jede Minute während des ganzen Abends, und sehnte sich doppelt nach seiner Gegenwart, weil die Zudringlichen ihrer Entbehrlichkeit sich dann vielleicht lebhafter bewußt würden. Eine Frage nach ihrer neuen Heimath beantwortete sie gleich spitzig für den Hauptmann; dieser aber entgegnete: „Wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, der weiß die Schönheit herauszufinden, sie mag sein, wo sie will, und wer Muth hat, der weiß ihr auch nachzugehen, sie mag hingehn, wo sie will, und jede Schönheit, sie mag noch so spröde sein,

wird dem Muth und der Beharrlichkeit endlich auf irgend eine Art Concessionen zu machen genöthigt sein."

"Sie faszeln, mein Herr!" sagte Elisabet, "je zwinglicher der Muth wird, um so widerlicher wird er!"

"Es kommt auf die Proben an!" sagte der Hauptmann, sich auf dem Absatz drehend.

Beim Cottillon wendete Elisabet sich zufällig und gewahrte die Gestalt des Lieutenant Aphen unbeweglich in einer Ecke lehrend. Mit übereinandergeschlagenen Armen stand er da und schaute sie düsteren Blickes an. Purgur überzog ihr Gesicht; es war ihr nun plötzlich, als sei sie nicht mehr allein, nicht mehr ohne Beschützer, und als die Tourregel ihr eben gestattete, sich einen Tänzer zu wählen, ging sie freudig und hastig auf ihn zu und gab ihm die Hand. Er nahm die Hand, ein Strahl brach aus seinen Augen, er schlang den Arm um Elisabet's schlanken Leib und stürmte mit ihr durch die Reihen. Ihr war auf einmal so wohl, so heimlich zu Muth, und, als er sie um ihre Hand für die nächste Tour bat, sagte sie ihm dieselbe sogleich in vertraulichem Tone zu. Während des Tanzes fragte sie ihn, warum er denn so spät gekommen sei, ihre Augen hätten ihn vergeblich gesucht. — "Gesucht haben Sie mich?" flüsterte der Jüngling freudetrunken, "o, hätt' ich das gewußt! Ich quälte mich ab, ich wollte nicht kommen, Sie nicht sehen, aber ich hielt's nicht mehr aus, weil ich Sie hier wußte."

Elisabet schwieg. Sie hatte ja nun die Versicherung, daß sie nicht vergessen sei, und hatte sie auf die unzweideutigste Weise. Aber damit war es nun nicht abgethan;

sie hatte den Jüngling durch ihre große Zutraulichkeit kühn gemacht, er glaubte sich berechtigt, ihr einen Bink von seiner Liebe, seinen Schmerzen zu geben, und wie er so mit ihr dahinbrauste, und im Sturm der Musik seine Pulse flogen, da sagte er leise: „Elisabet, so zu sterben! — mit dir hinunterzustürzen in's Meer der Ewigkeit, da, das wäre Lust, Labsal dem verzweifelnden Herzen!“ —

„Ahlen, Ahlen! Um Gotteswillen, Sie sind wahnsinnig! Was soll das werden? Ich bin Ihnen freund-lich, schweesterlich zugethan, aber das ist Alles, und so soll es bei Ihnen auch sein —“

„So soll es sein! Ja, das kann man befehlen,“ sagte er bitter, „warum hast du mich verschmäht, Elisabet? Wenn Liebe glücklich macht, wärst du wohl mit keinem Gatten glücklicher geworden. Jetzt ist mir das Leben eine Last.“

Eben war die Tour aus, und ehe der Lieutenant um die nächste bitten konnte, stand schon ein Anderer sammt dem Hauptmann da, und Elisabet wußte jetzt nicht, welches Uebel das schlimmere wäre. Dem Lieutenant konnte sie kein Wort sagen, denn sie wurde vom Hauptmann gehört — und was hätte sie ihm auch sagen sollen? Er sollte vernünftig sein? Er sollte eine Liebe überwinden, die ihn nur unglücklich mache? Hätte das etwas gesfruchtet? Ihr Herz blutete für den Jüngling, von dessen Kummer sie jetzt erst eine rechte Vorstellung bekommen hatte; — aber durfte sie ihm ihre Theilnahme zeigen? Was machte ihn unglücklicher, ihre Gleichgültigkeit oder

ihre Theilnahme? Während der Hauptmann ihr einen Schwall von Artigkeiten sagte, stand sie neben ihm, zu Boden starrend; sie hörte kein Wort. Der Lieutenant hatte sich wieder um einen Schritt zurückgezogen und lehnte am Fenster. Der Hauptmann erschien ihr dennoch jetzt als das kleinere Uebel; sie wünschte aber sehnlichst, daß die Tour zu Ende sein möchte, und gab dann hastig ihre Hand einem andern Tänzer, der sich herbeigedrängt hatte und auch dem Hauptmann zuvorgekommen war. Aber dieser Plagegeist war unvertreibbar, und während der Lieutenant sich wieder mit finsternem Gesicht zurückgezogen hatte, die Obristin aber auf ziemlich eclatante Weise die Gesellschaft auf des Hauptmanns Huldigungen aufmerksam machte und lächelnd an das Sprüchwort erinnerte: „alte Liebe rostet nicht,“ erlaubte sich dieser gegen das arme Mädchen Ausdrücke und eine Haltung, die ihr plötzlich das klare Bewußtsein gaben, dieser Situation müsse um jeden Preis ein Ende gemacht werden. Sie winkte den Lieutenant zu sich heran, — der eben in einem angelegentlichen Gespräch mit dem Sohn des Hauses begriffen war, wobei die Blicke häufig auf sie selbst und den Hauptmann fielen; — sie bat ihn, er möge sie von diesem Ausdringling erlösen und sich dann nach ihrem Dienstmädchen umsehen, da sie sich augenblicklich zu entfernen wünsche. Wenige Worte wurden zwischen dem Lieutenant und dem Hauptmann gewechselt; der letztere schien diejenigen des Lieutenants höhnisch aufzunehmen, folgte ihr aber doch nicht, als sie, mit kurzem Wort sich von der Hausfrau verabschiedend und auf deren Einwendungen nicht hörend, sich mit stolzem Schritt entfernte, um sich

nach Hause zu begeben. Da jedoch das Mädchen noch nicht anwesend war, so mußte sie sich die Begleitung Ahlen's gefallen lassen.

So hatte sie nun unversehens, in unüberlegter Hast, dem Einen Uebel sich übergeben, um sich vom andern zu befreien. In diesem Jüngling hatte der schnelle Wechsel der Ereignisse eine Art von Kausch hervorgerufen; der Aufruhr in seinem Innern erlaubte ihm keine Worte; nur als Elisabet, an ihrem Hause angekommen, ihm dankte und auch des Dankes der Ihrigen ihn versicherte, sagte er wild: „Die Deinigen? wer sind die Deinigen? ich will keinen Dank von den Deinigen! — von dir aber —“

„Elisabet,“ fuhr er mit starker Stimme fort, „von dir erwarte ich einen Lohn, ehe ich gehe, dich zu rächen; — darf ich, Elisabet?“

Elisabet gab keine Antwort; aber als der Soldat sich niederbeugte, seinen Mund auf ihre Lippen drückte, ließ sie ihn still gewähren und entfloß erst, als von der Straße her Tritte in ihr Ohr schollen.

So hatte dieser Abend, auf den Elisabet's Trost gepocht, auf den ihre Eitelkeit so stolze Hoffnungen gebaut hatte, schlimm gerndet. Sie war gekemüthigt, verhöhnt, hatte einen Stachel im Gewissen und einen Stachel im Herzen; sie warf ihre Kleider ab und blieb, in einen Scharl geüllt, die halbe Nacht sitzen und ließ ihren Thränen freien Lauf. Sie gelobte sich, den äußeren Warnungen und inneren, mahnenden Stimmen künftig gehorchen; — ja, sie that der Tante im Geheimen

Abbitte, und es stiegen Zweifel in ihr auf, ob denn sie dieser Tante gegenüber überhaupt so ganz Recht hätte?

Am andern Morgen um zehn Uhr hörte Elisabeth von einem Duell jenseits des Stromes auf dem Boden des Nachbarlandes; — die Stadt war eine Grenzstadt. Sie hörte von Verwundungen, von Tod — sie hörte endlich, daß in einem Pistolenduell Hauptmann v. Warhoff auf der Stelle todt geblieben und Lieutenant Ahlen, tödtlich verwundet, jeden Augenblick abscheiden könne.

Wie war da Elisabeth zu Muth? —

Wir sehen die zweite Nacht nach diesem Vorfall eine Gestalt, schwarz und tief verhüllt, am Arme einer anderen durch die Straßen wanden auf ein großes Haus zu, in dessen drittem Stockwerk die Wittwe des Major Ahlen wohnte. Diese Frau hatte mit ihrem einzigen Sohne zusammen ein heimliches Familienleben geführt. Sie war nicht eben reich, doch hatte sie zu leben. Sie war eine ernste, rasche Dame und hatte nicht viel Umgang, hing aber mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihrem Einzigen, der ihr Ruhm und Stolz war. Sie hatte die Liebe des Sohnes für die schöne Professoretochter gekannt und nach einigem Widerstreben gebilligt, — und ihrer Meinung nach sollte sich dieselbe geschmeichelt fühlen, daß sie, die Majorin Ahlen, sich herbeilassen wollte, das Mädchen ihre Tochter zu nennen und das Glück ihres einzigen Sohnes an sie zu ketten. Die Majorin war nemlich von Geburt

eine Adelige und ihre Gedanken waren früher darauf gegangen, ihren Sohn durch eine höhere Verbindung auch in eine höhere Carriere zu bringen; seine Leidenschaft für dieses bürgerliche, nicht ganz arme und sehr anständige Mädchen aber hatte die stolzeren Pläne der Mutter herabgestimmt, da ihre Zärtlichkeit ihr nicht erlaubte, sich gegen das Herz und die Wünsche des Sohnes anzustemmen. — Daß Elisabet den Bewerbungen dieses Sohnes und ihrer eigenen liebevollen Annäherung ausgewichen war, hatte die alte Dame bitter gegen das Mädchen gemacht, und als so unerwartet ihre Brautenschaft erklärt wurde, hatte sie sich gänzlich von ihr und der Gesellschaft, wo sie Elisabet finden konnte, zurückgezogen, so daß diese über ihre eigentliche Gesinnung gegen sie gar nicht unterrichtet war. Den Schmerz ihres Sohnes hatte die alte Frau wohl gekannt und bejammert, aber sie hoffte auf die Alles heilende Zeit. Da kam der verhängnißvolle Abend und am andern Morgen das Duell, — und die Hoffnungen, die Pläne, die Aussichten der Majorin erstarben plötzlich mit ihrem Sohne. Dieser hatte noch zwei Stunden gelebt, hatte Elisabet und seiner Mutter, die bei der Nachricht seiner tödtlichen Verwundung in Ohnmacht gefallen war, ihren Sohn also nicht mehr lebend gesehen hatte, seine Grüße geschickt — und war dann als Leiche in der Mutter Haus gebracht worden.

Vor der Thüre dieser Frau stand nun Elisabet, auf den Arm des Rechnungsrathes gelehnt, zitternd, und hielt angstbellemmt seine Hand zurück, als er pochen wollte.

„Aber, Kind, du wolltest ja hierher! Wenn ich nicht pochen soll, so wollen wir wieder heim; mir ohnedies um so lieber!“

„Doch, doch, Onkel! Ich muß, ich muß die unglückliche Mutter sehen, ich muß mir ihre Verzeihung ersehen! Ich muß eine Verständigung finden, es drückt mir sonst das Herz ab!“

„Nun denn, in Gottes Namen!“ sagte der Alte und nickte auf. Die alte Magd fragte nach ihrem Namen, der Rechnungsrath nannte blos den seinigen, und sie wurden in ein Zimmer geführt, das als Vorzimmer diente und nur wenige Möbel enthielt. Eine offene Thüre zeigte in ein anderes, welches das Zimmer des jungen Lieutenants gewesen zu sein schien. Es hingen da an den Wänden die Abzeichen des Kriegerstandes, und bei einer Lampe saß in einem Armstuhl in tiefem Brüten verloren die unglückliche Mutter des gestorbenen Sohnes. Sie war eine große, etwas hagere Frau, die früher schön gewesen sein mochte; aber jetzt waren die vertrockneten Züge so tief eingesunken, daß Elisabeth sie fast nicht wieder erkannte. Die Frau schaute nicht auf, und die Jungfrau wagte nicht, sich ihr zu nähern; schluchzend stand sie in der Entfernung, bis der Rechnungsrath vortrat und sie mit einigen entschuldigenden Worten anredete. Sie schaute ihn lange mit finsternem, fast irrem Blicke an: „Was wollen Sie von mir?“ fragte sie endlich, „ich habe mit Ihnen nichts zu verhandeln.“

„Meine Richte hier, Madame, fühlt sich sehr unglücklich, daß sie, wenn auch unwissentlich — unabsichtlich

die Ursache Ihres Jammers werden mußte; sie wünscht ein Wort der Verständigung mit Ihnen, Madame." Und in diesem Augenblick trat Elisabeth vor und warf sich zu den Füßen der Matrone, schluchzend, ihre Kniee umklammernd und rief: „O, ich hatte keine Ruhe mehr! ich kann die Entfernung von Ihnen nicht ertragen! Sie haben Alles verloren, und ich — ich bin die unglückselige Ursache Ihres Unglückes!“

„Ha! Sie da, Fräulein!“ rief die Majorin aufspringend und mit dem Fuße die Jungfrau wegstoßend, „was wollen Sie in meinem Hause? Sie haben hier nichts zu schaffen. Ja wohl, Sie sind die Ursache meines Unglückes, aber ich denke, das Bartgefühl sollte Ihnen sagen, daß Sie als diese Ursache kein gewünschter Anblick für ein zerrissenes Mutterherz sind.“

„O, ich flehe Sie an um Mitleid — Sie können nicht unglücklicher sein, als ich bin,“ sagte Elisabeth stöhnend.

„Mitleid? Unglücklich? Sie?“ rief die Alte fast höhrend, „Sie sind ja glückliche Braut! Sie haben ja nichts verloren! Doch ja, nicht wahr? Das gute Gewissen? Ja, ja! Das ist's! Das kann auch unglücklich machen, und dies ist noch das einzige Gute in der Welt. Vergessen Sie nur dies Unglück nicht, wenn Sie glücklich werden wollen! Adieu, Fräulein, wir sind fertig.“

Und die stolze Dame wandte sich, um Elisabeth in ihrer Verzweiflung allein zu lassen. Diese jedoch sprang auf, warf sich ihr in den Weg und sagte: „O, ich begreife Ihren Schmerz und Ihre Bitterkeit; — ich klage Sie nicht darum an, aber könnten Sie in mein Herz

sehen, wie in diesem Augenblick nichts darin wohnt, als die Sehnsucht, in Ihrem Herzen an die Stelle des Kindes, das Sie verloren haben, treten zu dürfen! Gebieten Sie über mich: ich folge Ihnen willenlos — wenn ich Ihnen nur etwas werden, Ihren Verlust tragen helfen darf.“

„O, das ist unnöthig, Fräulein!“ rief die Alte höhnisch, „dazu ist's zu spät. Es gab eine Zeit, — ich hätte Sie gern als Tochter angenommen; aber jetzt ist mir Ihr Anblick widerlich, ja schrecklich, grauennerwendend. Machen Sie, daß Sie fortkommen!“

„O, ich Unglückliche! Aber ich habe Sie ja nicht mit Wissen und Willen unglücklich gemacht! Ich konnte ja nichts dafür, daß Ihr Sohn mir seine Liebe zuwendet, daß er das Rächeramt für mich übernommen, daß er dabei das Leben verloren hat; das ist eine Schickung, das kommt von Gott.“

„Ja, von Gott, wie alle Folgen, die eine Ursache haben!“ rief die Alte ergrimmt — „glaubst du, ich wisse nicht, was in der Nacht vor seinem Tode zwischen dir und ihm vorgegangen? wie seine Liebe und sein Todesmuth bis zur Raserei angewachsen? wie er mit Willen in den Tod ging? Warum,“ rief sie, „hast du meinen Sohn angezogen, wenn du ihn nicht glücklich machen wolltest? — Warum liebest du dich fangen — warum mußte er dein Rächer werden — warum hast du ihn in den Tod geschickt?“ — „Aber, du närrisches Ding!“ fuhr sie mit fast irren Blicken und unheimlicher, leiser Stimme fort, „ich weiß wohl, die Angst treibt dich her, du wüchtest mich versöhnen, meinen Fluch von deinem Haupte wenden; —

aber es soll dir nicht gelingen, und du sollst verdammt sein! (und die Hand des Weibes ballte sich, vor ihrem Munde stand weißer Schaum, während sie herausschief:) du sollst das Schwert, das du in meine Brust gestossen hast, auch in der deinen fühlen, — und dein Kind, wenn du je eins gebierst, soll von dir — — —“

„Halt ein, Weib!“ rief der Rechnungsrath, entsezt auf die Alte zuspringend, um ihr den Mund zuzuhalten. Er warf sie um, sie sank in den Armstuhl, der hinter ihr stand, und schaute ihn mit irren Blicken an. — „Komm, Kind, komm, wir haben da nichts mehr zu thun!“ wandte er sich jetzt an Elisabet, die todesbleich an der Wand lehnte. „Was so ein närrisches Weib in der Raserei schwappt, hast du nicht anzuschlagen!“ — und er streckte sie fortzuziehen. Elisabet aber hat mit schwacher Stimme, daß man sie zum Tokten führen möchte, der noch im Hause lag, was jedoch der Onkel nicht zugab. Er nahm die Nichte in den Arm und schleppte sie unter einem heiseren Lachen der Majorin fort.

Elisabet war krank und hütete vierzehn Tage das Bett. Sie sprach sehr wenig und weinte viel. Von dem erschütternden Eindruck des ganzen Vorfalles kam sie immer wieder auch zu einem sehr ernstern Selbstgericht, in dem sie sich denn auch von einer gewissen Coquetterie gegen den unglücklichen Ahlen nicht frei fand. Sie war in dieser Beziehung vielleicht sogar strenger gegen sich, als es ein unbefangener und seelenkundiger Dritter gewesen wäre.

Denn auch hier war es hauptsächlich die Unfähigkeit, ein älteres Verhältniß rasch und praktisch abzubrechen, innerlich und äußerlich, was zu diesem Schwanken geführt hatte. Der Rechnungsrath schrieb den tragischen Vorfall mit ein paar Worten an den Doctor, der die Duellgeschichte in der Zeitung las, und nun zu seiner Braut eilte, sobald er abkommen konnte.

Neuntes Capitel.

Elisabet bekam um dieselbe Zeit einen Brief von Leonore; — er ist nur kurz, wir geben ihn mit Worten.

„Du weißt, meine theure Elisabet, wie mir Dein Glück am Herzen liegt, wie ich immer in Gedanken mit Dir umgehe, wie ich mit Dir glücklich war über die Wendung Deines Schicksals: — o, ich habe sehr zu Gott für Dich gebetet. Gerade der große Eifer um Dein Glück trieb mich nun, dem würdigsten Manne, den ich kenne, unserm Dekan, als er sich vor einigen Tagen recht väterlich mit mir unterhielt, unsere damaligen Gespräche mitzutheilen. Er war sehr ungehalten über den Pfarrer, bemerkte aber dabei, daß das, was er gesprochen, wohl viel zu derb sei, aber gänzlich verwerfen könne man es nicht. — Die Zeit reicht mir aber nicht, mich näher darüber auszulassen. Ich sagte ihm dann von Deiner Heirath, nannte ihm den Namen Deines Geliebten. Er hatte schon davon gehört, bezeichnete den Mann als einen sehr liebenswürdigen Charakter, bekannte mir aber, daß er ganz auf dem Boden des modernen Wissens stehe und daher — kein evangelischer Christ mehr sei. Es sei in

seiner Wissenschaft etwas Gefährliches, und diejenigen, die sich ihr hingäben, kämen auf schlüpfrigen Boden und müßten schon stark sein, wenn sie ganz das Gleichgewicht erhalten sollten. — Ich habe mich nun zwei Tage mit der Frage herumgetragen, ob ich Dir dies schreiben sollte; aber Du weißt, meiner geraden Natur ist's unmöglich, so etwas vor Dir zu verbergen, besonders wenn es Dein Lebensglück anlangt. Ich glaube nun zwar nicht, daß für Dich wirkliche Gefahr zu befürchten ist; aber doch mag die Warnung dazu dienen, Dich vorsichtig zu machen. Es heißt ja in der Schrift: prüfet Alles und das Gute behaltet. Dein zarter Sinn wird auch hier das Gute herausfinden"

Elisabet brütete tief und lange über diesem Brief. Sie hatte ja Erfahrungen gemacht, tief einschneidende Erfahrungen, die ihr sagten, es sei etwas Wahres an dem hier Ausgesprochenen. Sie schauderte, und wenn sie des Glückes der Majorin gedachte, der ihr jezt erst recht in den Vordergrund trat, — denn bisher hatte sie sich selbst über dem Schmerz um den Jüngling ganz vergessen, — so wurde es ihr zur quälendsten Frage: ob sie denn heirathen dürfe, — und gerade diesen Mann, von dem sie jezt eben in diesem Augenblick Solches erfahren mußte? Ihr Herz blutete, sie sah vor sich finstere Nacht; denn dem Leben zu entsagen, Alles aus dem Herzen reißen zu sollen, eben da das Leben sich ihr aufschließen, ein ihr theures Herz sie in das seinige einschließen wollte, das war doch für ein zwanzigjähriges Mädchen sehr — fast allzu schwer. Und sie war so allein. Sie wagte es nicht, den furchtbaren Kampf in ihrem Innern Jemand sehen zu

lassen — die Tante am wenigsten, von der sie eine innere Ehen zurüchhielt, so daß sie mit ihr fast gar nicht sprach.

Da, während sie lechzte nach einer Seele, der sie sich erschließen, nach einem Trost, der ihr in dieser Nacht werden sollte, kam Robert, Robert, der Erschnte und Gefürchtete. Er preßte die Geliebte in seine Arme, und Elisabet weinte sich stumm an seinem Halse aus. Robert glaubte natürlich, Elisabet's Leiden und ihre Thränen gälten nur dem jungen Leben, das um ihretwillen den Tod gefunden, denn vom Andern wußte er ja nichts; und seine tröstenden Worte bezogen sich also vorzüglich auf diesen Theil ihres Kummeres.

„O, das ist freilich schrecklich!“ erwiderte Elisabet, „und es wird auf mein ganzes Leben einen dunkeln Schatten werfen, daß zwei Menschen, daß ein herrlicher, hoffnungsvoller Jüngling um meinetwillen den Tod gefunden, — daß eine Mutter ihr einziges Kind durch mich verloren hat.“

„Aber, Geliebte! du bist ja an diesem Zusammenwirken der Verhältnisse unschuldig, du solltest ja Opfer werden, und wenn ein edelmüthiger junger Mann sich fand, der dich rettete, wenn er zugleich glaubte, dich rächen zu müssen, wenn er in diesem Rächeramt für die Unschuld seinen Tod fand, so ist das wohl sehr zu beklagen; aber da es lauter von dir nicht projectirte und nicht geahnte Schidungen sind, so hat man sie eben als Schidungen anzusehen, unter die man sich beugen, deren Lehre man beherzigen soll, um deren willen man sich aber das Gewissen nicht brängstigen lassen kann, eben weil man sie nicht vorausah, ihnen also nicht hätte ausweichen können.“

„O, doch, doch!“ sagte Elisabeth leise. „Die Tante wußte es, ahnte es, und eine geheime Stimme in mir mahnte auch ab, aber — ich horchte nicht darauf!“

Der Bräutigam biß sich in die Lippen. Er wußte, daß er selbst seine Elisabeth abgemahnt hatte, dem Einfluß der Tante sich hinzugeben, und es war ihm sehr unangenehm, hier die Erfahrung gegen sich sprechen zu sehen.

„Reinesfalle,“ sagte er, „konnte ein solches Ende von dem Besuche einer Abendgesellschaft in einem honesten Privathause vorhergesehen werden — und Alles genau betrachtet, hat die göttliche Gerechtigkeit den frechen Wüstling sammt seiner Frau Obristin durch diesen Ausgang hart gestraft; — daß auch der Unschuldige sammt dem Schuldigen unterging, ist eine jener tragischen, aber nicht zu ändernden Schickungen, über die wir uns nur durch den Gedanken trösten können, daß Leb und Untergang an sich nicht das Schwerste im Leben ist, sondern das lastende Gewissen, das in den Untergang treibt. Du darfst mir's glauben: der Jüngling, der todeswund dich und seine Mutter noch grüßen ließ, starb mit minder belastetem Herzen, als der Andere, und hat gewiß den Frieden in seinem Gott gefunden.“

„Sein Angesicht soll sehr freundlich im Tode gelächelt haben,“ sagte Elisabeth, mit einem leisen Trostgefühl ihre thränenschweren Augen auf den Tisch vor sich bestend, wo in einem Papier eine Locke des Jünglings lag, die sie sich zu verschaffen gewußt hatte.“

„Ja!“ rief Robert, fast fröhlich über den Trost, der in diesem Gedanken für seine Elisabeth zu liegen schien,

„du darfst gewiß glauben, daß die Seele des Jünglings im Frieden ist, daß sein Schatten gewiß auch mit seinem Geschick versöhnt ist, — daß er dich wie ein guter Engel umschwebt.“

„Aber seine Mutter! o, seine Mutter!“ rief Elisabeth, von Neuem in Schluchzen ausbrechend. „Ach, sie wollte von keiner Versöhnung, von keiner Vergebung wissen! Sie nannte mich die Ursache ihrer Leiden; sie hat — sie hat — mir gesucht!“

„Gesucht?“ rief Robert, aber sein Ton zeigte mehr Entrüstung, als Angst oder Entsetzen. „Und warum denn?“

„Weil — —“ Elisabeth stockte. Von jenem nächtlichen Ruffe, von der Exaltation des unglücklichen Jünglings, die die Mutter ihr vorgeworfen, konnte sie nichts sagen; das war ihr unmöglich. — „Sie scheint,“ fuhr Elisabeth fort, „einen Haß auf mich geworfen zu haben, seit es ihr unzweifelhaft wurde, daß ich nicht wünschte, ihre Tochter zu werden, seit ich die Braut eines Andern bin. Daß nun ihr Sohn um meinethwillen seinen Tod fand, steigerte ihren Haß zum Grimm, und sie hat gegen mich, die ich aus tiefstem Herzenodrang mich ihr zu Füßen warf, mich ihr zum Ersatz für ihr verlorenes Kind selbst zum Kinde anbot, schreckliche Worte ausgestoßen, — Worte, vor denen mein Innerstes erstarrt, — Worte, die mich zum Unglück verdammen, — die — —“ Elisabeth hielt inne, ihre Lippen waren bleich, sie starrte in's Leere.

„Was für Worte, Elisabeth?“ fragte ihr Bräutigam selbst fast ängstlich, als er die fürchterliche Wirkung dieser Worte auf dem Gesichte seiner Geliebten sah.

„Sie sagte, — ich solle das mir selbst thun, was ich ihr gethan, — das Schwert in's Herz stoßen, — wenn ich je — —“

„Wenn du was je, Elisabet? Rede, rede!“ bat Robert.

„Wenn ich je Mutter würde!“ stieß sie hervor und warf sich mit dem Gesicht auf den Sopha; „o, ich kann, ich darf nun nicht dein Weib werden!“ Und ihr Schluchzen erneuerte sich so heftig, daß es ihr eigentliche Herzstöße gab. Robert selbst stand in tiefem, ernstem Schweigen einige Augenblicke da. Endlich sagte er: „Elisabet, ich frage dich jezt: glaubst du, diese Worte müßten sich erfüllen, nur weil sie ausgesprochen sind?“

„Ich weiß es nicht, — wahrscheinlich aber! Worte, wenn sie ausgestoßen sind, erfüllen sich.“

„Aber doch gewiß nicht darum, weil sie ausgestoßen sind.“

„Bei den Griechen war's ja auch so. Der Gluch einer unglücklichen Mutter wirkt nach.“

„In unserer christlichen Welt,“ sagte Robert freundlich, „ist das andere. Wir wissen, daß solche Worte daß aller Gluch sich nur erfüllen kann, wenn er in einem inneren Verhältniß zu der Person steht, gegen die er gerichtet ist, d. h. wenn er gleichsam schon in ihren Charakter geschrieben ist und aus ihm heraus sich entwickelt. Nun aber gebe ich dir zu bedenken, ob das, was hier eine unglückliche Mutter in ihrem wilden, blinden Grimm austieß, in einem inneren Verhältniß zu deinem Charakter, zu deinem ganzen Wesen steht, — ob diese Frau das Recht hatte, diesen Gluch über dich auszusprechen, da ja

in Wahrheit nicht du es warst, die das Unglück über sie gebracht hat. So wenig die Mutter des Werther hätte von Lotten das Blut ihres Sohnes fordern können, oder so wenig die Mutter Eduards von Ottilien, so wenig kann mit Recht dieses Weib das Blut ihres Sohnes über dich und deine Kinder herabrufen."

"Du glaubst also nicht, es würde sich erfüllen, weil es ausgesprochen, weil es ein Glück ist?" fragte Elisabeth zaghaft.

"So wenig glaube ich das und so wenig sehe ich dieses Wort als ein Hinderniß unseres Glückes an, daß ich, wenn du einwilligtest, heute noch mit dir zum Altar träte," sagte Robert so zuversichtlich, indem er die Geliebte leise umschlang und ihr Köpfchen an seine Brust legte, daß Elisabeth ihn durch ihre Thränen hindurch vertrauensvoll anblickte und sich die Thränen wegwischen ließ. "Ein Glück hat nur dann Sinn, wenn die Möglichkeit gegeben ist, daß er aus der Gesinnung und Handlungsweise der Person, über die er ausgesprochen wird, sich entwickelt. Gesezt z. B. du wärest leichtsinnig, erzögst deine Kinder leichtsinnig, dann trügest du den Glück in dir, und er würde sich erfüllen an dir. Du würdest nicht an ihn glauben, du würdest ihn verlachen, würdest drauf lossündigen, und eben dadurch würde er reif. So etwa ließe sich in unserer Zeit noch ein zum Voraus gesehter Glück erklären. Er wäre aber unnöthig, denn er würde sich auch eben so gut ohne einen Vorausspruch erfüllen; er läge in der Natur der Sache. Unser Leben und unsere Thaten sind nur die Auseinanderlegung unseres Charakters; äußere, finstere und unheimliche Mächte, die Unheil

brütend auf uns lauerten, fürchten wir in unsern Tagen nicht mehr, — und in diesem Falle müßten wirklich finstere Mächte im Bunde sein; denn aus dir und deinem Charakter möchte sich der wunderliche Fluch wohl schwerlich entwickeln können. Eine Philine allensfalls möchte ein passendes Subject sein, um die Möglichkeit der Realisirung solcher unheimlichen Vorausbestimmungen in sich selbst zu tragen. Aber bei deinen Eigenthümlichkeiten, — ich kann das nicht oft genug wiederholen, — haben solche schauerliche Worte in meinen Augen wenigstens keine Bedeutung.“

„Ich sehe freilich selbst keinen Grund ein,“ sagte Elisabet, sich mehr und mehr beruhigend, „warum sie sich an mir erfüllen sollten; denn ich bin ja gewiß eigentlich nichts weniger, als flatterhaft und leichtsinnig; — und wenn uns Gott Kinder schenken sollte,“ fuhr sie tief erröthend fort, während Robert schallhaft lächelte, denn es war das erste Mal, daß Elisabet von Dergleichen sprach, — „so soll es gewiß an mir nicht fehlen, sie so treu und sorgsam aufzuziehen, als es nur irgend in den Kräften einer Mutter steht. — Ich will gewiß treu sein, Robert, und dein und der Meinigen Wohl soll meine innigste, zärtlichste Sorge sein! Ich bin aufmerksam geworden, bin aus dem Schläfe aufgerüttelt durch das harte Gericht, das aus jener — ich muß mir doch jezt selbst sagen — geringen Verirrung über mich hereingebrochen ist, und du sollst sehen, daß ich meiner Pflicht nicht mehr untreu werde; ich will der inneren Stimme folgen, und dann wird es mir ja doch wohl der große Gott nicht an seinem Segen fehlen lassen! Er wird das Wort auslösen, das

eine verzweifelte Mutter über mich ausgestoßen hat! — O, ich weiß es, mein Gott liebt mich! Er ist mir nahe, ist mir gnädig, wenn ich ihn vor Augen und im Herzen habe.“ — Elisabeth's Augen hatten sich zum Himmel gerichtet und die letzten Worte waren leise gesprochen, mehr Gebet und Gelübde, als Versicherung. Robert hatte mit mildem, freundlichem Lächeln sie angehört; er küßte sie auf die Stirne und sagte: „Gewiß, Elisabeth, es ist so, wie du sagst, und es freut mich, daß dein reiner Sinn sich aus der Verblüffung wiedergefunden hat. Dein Gott selbst hat dich herausgeführt. Ja, wohl ist Gott nicht ein Gott, der wie ein gehorsamer Polizeimann mit einem Prügel dem nacheilte, den sein Herr ihm zu züchtigen befohlen hätte. Er züchtigt nicht um eines in blinder Wuth oder rasendem Schmerze ausgestoßenen Wortes willen. — Aber, Elisabeth, nachdem du dessen einmal versichert bist, so sollst du dich auch nie mehr durch den Gedanken an diesen Fluch quälen, sollst dir nicht dadurch die heitere Lebensansicht trüben, den heiteren Lebensgenuß verkümmern lassen, — du sollst ihn ganz vergessen.“

Elisabeth, von diesen Worten plötzlich aufgestört, sprang auf und sagte, sich Robert gegenüberstellend und ihn mißtrauisch betrachtend: „Vergessen? Vergessen? Ha, nein! Das will ich nicht! Ich will immer an ihn denken, alle Tage und alle Stunden, will ihn zur Warnung mir vorhalten, daß er sich nicht erfülle.“

„Zur Warnung? Einen Fluch? — Nein, Elisabeth! dann wärest du keine Frau für mich,“ sagte Robert, ebenfalls aufstehend und mit finstrem Blick sie betrachtend.

„Ein Weib, das täglich und stündlich einen Fluch fliehet, wäre eine unheimliche Erscheinung. Ein unsinniger Fluch muß vergessen werden.“

„Ha, Robert, Robert! du nimmst dies allzuleicht. So ist es also wahr! Man hat mir gesagt, — man hat mich gewarnt vor dir, — du seist —“

„So? was sei ich, Elisabeth?“ sagte Robert erröthend und mit Spannung einen Schritt vortretend. „Wer hat dich gewarnt? Was hat man dir von mir gesagt?“

„Du seist, — ja du seist, — es sei etwas Gefährliches in dir; keine Philosophie —“

„Sei unchristlich, nicht wahr?“ sagte Robert auf einmal lachend; „wer hat das gesagt? die Pietisten?“

„Nein, andere Leute, wahre Christen!“

„Ha, das Ungeziefer!“ murmelte Robert, — „Ja, wie konnte ich auch glauben, daß die alte Schlange der Lästung, der Verfolgungssucht, des kleinlichen Parteigeistes dir gegenüber schweigen werde!“

„Keine Verfolgungssucht, kein Parteihaß! Robert, es ist was Ernstes, und jetzt eine ernste Stunde. Ich bin nicht die Richterin über dein Wissen und deinen Glauben; — es sei auch ferne von mir, dich darüber zu Rede stellen zu wollen, denn ich könnte dich doch nicht beurtheilen; aber ich frage dich, Robert, jetzt auf dein Gewissen: sind in dir und in deiner Philosophie Garantien des beständigen Glückes für ein schwaches Weib? — darf, kann, soll ein armes, schwaches Weib sich dir anvertrauen?“

Robert war erschüttert; sein ganzes Wesen nahm den Ausdruck des tiefsten Ernstes an, und nach einer Pause

sagte er: „Du sprichst, Elisabeth, wie es einer edeln Jungfrau würdig ist, und als einer edeln Jungfrau antworte ich dir nun: Die Philosophie ist etwas Ernstes und Nothwendiges, ja Heiliges; sie hat eine tiefe Berechtigung in der Welt. Der Philosoph hat die höchsten Probleme des Menschenlebens zu lösen, und du hast ganz Recht, wenn du dich als incompetente Richter in dieser hochwichtigen, dir allzu hohen Sache gleich von vornherein erklärst. Du bist auch nicht die Richter in — kannst es ewig nie sein; du hast keine eigene Sphäre und sollst in deiner Sphäre bleiben. Was ich aber von dir fordern kann und fordern muß, das ist Vertrauen in mein Wissen und in meine Gesinnung, und ich verbürge dir mit meinem heiligen Wort, daß in Beidem die beste Garantie deines Glückes liegt, die nur mit dem Augenblick aufhört, da dein Vertrauen aufhört. Ich möchte dich mahnen an das Märchen von den Geistern, die sicher über das Wasser tragen, so lange man ihnen vertraut; hört das Vertrauen auf, so fällt der Getragene in's Wasser. Auch mit dem Vertrauen auf deinen Gott ist's ja so: er trägt dich, so lange dies Vertrauen zu ihm steht; fällt es, so fällst du mit. Ich kann dir versichern, daß mein Wissen mit deinem Glauben viel tiefer zusammenstimmt,² als die blinden Schreier, die weder vom wahren Glauben, noch vom wahren Wissen einen Begriff haben, nur ahnen, und sie sind daher auch nicht die Richter. Ich sehe Göttliches, wo sie nur leere, gottverlassene Welt vor sich haben, und auch du sollst die Göttlichkeit derselben mehr und mehr begreifen lernen — in deiner Weise. — Weiter wünsche ich aber, Elisabeth, daß, indem du mir Vertrauen

gewährst, du dich auch der Grübeleien entschlößest, zu der sich keine Natur so gern hinneigt, daß du dem Leben muthig und klar in's Angesicht schauen lernst. Eine Frau kann nicht die Stimmungen eines Mädchens bei ihrer Confirmation durch's ganze Leben hingleiten; der Ernst des Lebens kommt und die Gefühle müssen That werden. Ist es so bei dir, dann wird das Glück unserer Ehe nicht getrübt werden. Und da dieser alberne Fluch nicht in deiner Natur liegt, so soll er ausgestrichen werden."

Der Onkel trat herein und kündigte den Besuch des Bauraths an. Robert hatte nicht mehr Gelegenheit, viel allein mit Elisabeth zu verkehren. Bei seinen Liebesungen war sie freundlich, ja nahm sie mit einer gewissen timiden, zarten Aufmerksamkeit an, doch war sie viel ernster als früher, und Robert, wenn er so recht überdachte, was sie durchgemacht und wie es wohl doch natürlich sei, daß eine Jungfrau über den Tod eines Jünglings sich unglücklich fühle, der sie geliebt hatte, der für sie gestorben war, und dessen Mutter Verwünschungen gegen sie ausgestoßen hatte, konnte ihr nicht darum zürnen; ja sein zarteres Gefühl sagte ihm, daß sein Wunsch und sein Eifer in Unterdrückung und Verbannung der Traurigkeit wohl allzu groß gewesen sei, — daß sein Abscheu vor dem Fluche und dem Glauben Elisabeth's daran ihn wohl zu weit getrieben habe. Er suchte durch die achtungsvollste Zärtlichkeit sie ganz zu versöhnen, und Elisabeth schied in der Nacht im Frieden von ihm. Als sie aber auf ihrem Zimmer war und alle ihre Erlebnisse und die Verhandlung darüber noch einmal recht tief überdachte, da kam ein Mißbehagen über sie, über das sie sich nicht

Rechenschaft geben konnte, — und endlich eine Angst und Jaghaftigkeit, wie vielleicht noch nie seit diesem verhängnißvollen Tode: sie fühlte, daß sie sich nicht mit dem trösten könne, was Robert gesagt. Sie sagte sich recht klar, daß Robert's Warnungen vor dem Einfluß der Lante und ihre eigene Eitelkeit sie in dies Netz getrieben habe, das mit ihrer Demüthigung durch den Hauptmann, mit Hinwegräumung der nothwendigen Schranke zwischen ihr und dem Jüngling, mit dessen Tod und dem Fluch der Mutter über ihr sich zusammengezogen hatte. Robert hatte nun über das Alles — freilich ohne Alles zu wissen — sich auf eine Weise ausgesprochen, bei der ihr Gewissen sich nicht beruhigen konnte, und die Frage: „kannst du das Weib dieses Mannes werden?“ — jagte ihr wieder schneidender durch die Seele, als je; — Elisabeth hatte nemlich doch auch in die Schwächen Robert's tiefer geschaut, als wir, und jetzt in der finsternen Nacht tauchte Alles als Schreckgespenst vor ihr auf. Sie wußte keinen Trost, keine Antwort.

Da fiel ihr die Bibel ein. Sie lies hastig darnach, schlug auf — und die ersten Worte, die ihr in's Auge fielen, waren: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge müssen zum Besten dienen.“

„Ja, das ist mir von Gott gesandt! Also wenn ich Ihn liebe, dient mir Alles zum Besten. Auch das Leiden, das über mich gekommen, auch der Tod des Jünglings; der ja bei Ihm seine Ruhe gefunden, auch der Fluch, auch die Ehe mit Robert, — auch Leiden, die noch über mich verhängt sein könnten, — Alles wird mir zum Segen, wenn ich Gott liebe, wenn ich mich zu Ihm halte,

durch Seine Stimme mich führen lasse, wenn ich mich fest, fest an Sein Vaterherz lege!"

Und Elisabeth hat in dieser Nacht — um Mitternacht — einen geheimen Bund mit ihrem Gott gemacht, hat sich Ihm angelobt fest und unauslösllich auf Leben und Tod; hat Ihm gelobt, sich nicht durch's Leben, auch durch keine Philosophie verführen und von Ihm abziehen zu lassen, wenn sie die Philosophie sie von Ihm abziehen wollte. Gewann ihre Seele in der Erhebung und Weiße des Augenblickes wieder den festen, einfachen Glaubensinhalt, der sich ihr in der Welt aufgelöst, verallgemeinert und verflüchtigt hatte, oder vertrat sie der Geist mit unaussprechlichem Seufzen: — genug, Gott nahm ihr Wobet und ihren Bund an. Elisabeth bekam eine große Freude, was ihr als Zeichen der Bestätigung ihres Gottes galt. Am andern Morgen war sie mild und ruhig und verlangte nur von Robert, daß er die Hochzeit um einige Wochen weiter hinauschiebe, was dieser, wiewohl ungern, endlich einging.

Robert brachte die Rede nochmals auf den Fluch, und sie gestand ihm, daß sie ihn überwunden habe, daß sie sich jetzt frei von ihm fühle.

"Wie ist das möglich?" rief er; „hat die Kraft der Vernunft wirklich den Sieg in dir davongetragen? Bist du zu der Erkenntniß gekommen, daß über die Zukunft keine Vorausbestimmung getroffen sein kann? — daß kein Dämon und kein Mensch und kein Gott über die Lebensgeschichte zum Voraus etwas wissen kann?"

"Kein Gott?" — fragte Elisabeth, mit ihrem ernstesten, klaren Auge den Geliebten anschauend. „Ja, Gott weiß

es; wie könnte Er sonst der Allwissende sein! Aber Er selbst hat mich in dieser Nacht vom Bluche befreit."

"Wie befreit? Auf welche Art — durch welches Mittel?" fragte Robert verwundert und halb ungläubig, ob seine Braut bei rechten Sinnen sei; — denn daß der Gott, der für Elisabet noch Person war, nicht in sie niedersteigen, ihr das Gefühl der Versöhnung nicht mittheilen könne auf eine unbegreifliche und doch ihr bewusste Art, das war ihm ausgemacht, er mußte also auf sonderbare Vermuthungen von Mysticismus gerathen.

Elisabet aber sagte: "Das muß dir immer ein Geheimniß bleiben. Genug, daß ich mich frei fühle, daß ich dir ruhig und freudig zum Altar folge."

Und unser Held, wie er tiefer nachdachte, ließ seiner Braut immer mehr Gerechtigkeit widerfahren. Er überzeugte sich, daß sie mehr stille Kraft und mehr stille Würde habe, als er ihr zugetraut, und gelobte sich von Neuem, sie nie ganz zu weden, sie in ihrem Elemente zu lassen. "Die Stimme Gottes lebt hell und klar in dir," sagte er, und eine Thräne trat in sein Auge, als er sie zum letzten Male vor seiner Abreise an seine Brust drückte.

11111

Sebntes Capitel.

Es war Mitte März. Der Hochzeitstag rückte heran. Elisabet war sehr rührig und thätig, kaufte, ordnete und packte; und als ihre Angelegenheiten besorgt waren, schickte sie sich an, von den Bewohnern der Stadt (jene beiden Damen, die Christin und die Majorin, hatten die Stadt bald nach dem unglücklichen Duell verlassen, letztere war für immer abgezogen,) und allen lieben Plätzchen der Umgegend Abschied zu nehmen. Robert sollte erst am Vorabend der Hochzeit eintreffen, sie mußte dies also allein thun. Sie glaubte, es würde ihr ganz leicht werden. Man aber mußte sie doch die Erfahrung machen, daß alles früher Erlebte, jede Freude, selbst jeder Schmerz, jeder Eindruck, den die Erinnerung an einzelne Menschen, an einzelne Punkte anknüpft, auch ein geheimes Band ist, das uns mit all diesem verschlingt. Nun wurde ihr Alles doppelt theurer, und sie lehrte mehrmals zurück, um von den Lieblingsplätzchen Abschied zu nehmen. Die Höhe aber, auf der sie ihren Geliebten zum ersten Mal gesehen hatte, von welcher aus sie jetzt wieder die Welt im Abendgold vor sich liegen sah, wo sie wieder auf der Bank saß, wo Anna wieder neben ihr umhersprang. — die Höhe ihr wurde zu einem Tempel. Elisabet bat ihren

Gott um seinen Segen, bat ihn, daß er bei ihr bleiben, daß er sie nicht verlassen, daß er, wenn sie sich verirre, sie wieder suchen möge.

Der Oheim war jetzt äußerst zärtlich gegen seine Nichte, nemlich nach seiner Art. Er stellte sich oft vor sie hin, im Turban mit der Pfeife im Munde, und betrachtete sie mit seinen freundlichen, wehmüthigen Augen, daß Elisabeth sich oft versucht fühlte, ihm um den Hals zu fallen, aber die garstigen Rauchwolken gestatteten nur eine Seitenumarmung, wobei der gute Onkel immer starke Grimassen schnitt. Sie bat ihn, ihrer alle Tage zu gedenken, und er versprach ihr, dies jekeemal Abends halb acht Uhr zu thun.

Einen Tag vor dem Vermählungsfeste traf Robert ein und schloß seine Braut mit dem seligsten Entzücken in seine Arme. Sie erschien ihm jekeemal wieder schöner, blühender, ihre Gestalt höher, graziöser und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, denn ihr ganzes Wesen hatte einen bestimmteren Ausdruck bekommen. Elisabeth war eine von den Blumen, die stark und kräftig heranwachsen, wenn sie einen Stab im Hinterhalte haben, an den sie sich anschließen, um den sie sich ranken können; — ohne Stab, ohne Hinterhalt schwanken sie unstät im Winde, neigen das Haupt, oder helfen sich kümmerlich am Boden fort. Warum hätte sie jetzt nicht stolz und freudig das Haupt emporrichten sollen, da eine starke Stütze ihr so nahe war?

Wir hören ein wenig in Elisabeth's Zimmer, wo die Liebenden flüsternd, fast zu leise für unser Ohr, sich unterhalten. Robert ist in der lustigsten, übermüthigsten,

ernstesten, gemüthlichsten Stimmung; Elisabet lieb, hingehend, etwas strupulös, wie immer.

„Endlich, endlich ist die erbärmliche Zeit des Wartens vorüber, Elisabet! die Zeit, die sich wie eine Ewigkeit ausdehnte! Ich zählte wie die Kinder auf Weihnacht: jezt noch sechs Tage, noch drei, zwei Tage, aber ich gewann bei der Rechnung nie viel, denn in dem Maß, als sich ihre Zahl verminderte, wuchsen sie an Länge. Ich mochte am Ende den Tag, die Menschen nicht mehr ansehen; ich kannte nur noch eine Sonne, keine Augen, die mir aber fehlten. Jezt werden sie mir nie mehr untergehn, wachend und träumend werden sie um mich, neben mir, bei mir sein. — Elisabet! hast du denn auch schon ganz vollkommen überdacht, was es heißt, eine Frau zu werden?“

Die Augen Elisabet's hielten ihm nicht ganz Stand, sie wandten sich mit einiger Verwirrung seitwärts. Sie erwiderte lächelnd: „Ja, Robert, ich habe sogar schon recht viel an Küche und Keller gedacht; die Vorräthe, die mit dem Wagen kamen, konnten dich davon überzeugen. Es ist doch nichts zerbrochen? Die Töpfe mit den eingemachten Früchten machten mir besonders bange. Wir glaubten sie aber in dem großen Schrank am besten gesichert. Hast du das Kistchen mit den Krystallwaaren noch nicht ausgepackt?“

„Wie gut sich doch die züchtige Jungfrau hinter die thätige Hausfrau verstecken kann! Aber ich will mich stellen, als merkte ich ihre Verlegenheit gar nicht, und ihr recht eherbar antworten, daß ich ihr die Fragen längst beantwortet habe: daß nemlich Alles gut angekommen sei.

Die Freunde hielten wir ausgespaden. Es steht bereits Alles an seinem Orte, und du wirst dich wundern, wie schön sich die Möbel fügten, wie angenehm, wie reizend sich das Ganze ausnimmt. Wir rückten und ordneten einen ganzen Tag, besonders das Wohnzimmer Elisabeth's mit den weiß und grauen Glanztapeten, den grünen Möbeln, mit dem Bücherschrank, dem herrlichen Fortepiano — o du wärest neidisch auf diese Elisabeth, wenn du wüßtest, wie schön ihr Leben sein wird!“

„Und Robert würde diese Elisabeth auch um ihr Glück beneiden, wenn er es nicht theilen dürfte. Ja, Robert,“ fuhr sie dann mit großer Innigkeit fort, „es macht mich ganz glücklich, daß ich dir angehören darf, und ich will dir ein treues und gehorsames Weib werden. Mit Vertrauen lege ich morgen meine Hand in die deine. — Aber der Schritt ist doch ernst, ist der Wendepunkt unseres ganzen Lebens. Werden wir auch bereitet sein, Robert, auf alle Wechselfälle des Geschicks? — Hast du auch schon an Unglück gedacht?“

„Pf, Pf!“ sagte Robert lachend, und Elisabeth den Mund mit Rüssen schließend: „wer wird auch an Unglück denken am Tage vor der Hochzeit! Du weißt, daß man mit Willen es heraufbeschwört.“

„Nein, nein, ich beschwöre es nicht herauf, aber es könnte auch kommen ungerufen. Jede Ehe giebt ja Proben, daß die Tage nicht immer golden sind, und keine oder große Unannehmlichkeiten durchkreuzen sie ja tausendfach.“

„Nun, von den kleinen Unannehmlichkeiten werden die Frauen meist am härtesten betroffen; wenn sie aber

nehmen, will ich sie dir tragen helfen als dein getreuer Mann."

"Wir tragen helfen? — Aber könnte denn nicht auch das Mißgeschick dich treffen, so daß ich's mit dir zu tragen hätte?"

"Ach! die Männer haben in unsern Tagen selten mehr viel vom Geschick zu leiden, sie sehen ihm gemüthlich zu, bis es sich langweilt, sie zu verfolgen, oder sie bezwingen es mit ihrer Kraft."

"Bezwingen es mit ihrer Kraft?" sagte Elisabeth verschüchtert; "kann man denn das Geschick auch bezwingen? Das kommt ja von Gott, und auch Unglück soll immer zu unserer Besserung und Züchtigung dienen; wir sollen uns durch dasselbe demüthigen lassen."

"Liebes Kind!" sagte Robert plötzlich ernst und milde und zog sie näher an sich: "Du hast auf meinen Ehering vollkommen gut geantwortet, mit dem ich dich nur prüfen wollte. Nun kann ich dir beweisen, daß wir — nur in andern Worten — doch eigentlich Beide das Gleiche gesagt haben. Denn auch zur Demuth gehört eine innere Kraft, und umgekehrt ist innere Kraft gar nicht möglich ohne Demuth, ohne ein gläubiges Hingeben an das Göttliche, an die ewige Macht, die unser eigenes Geschick und das der ganzen Welt umschlingt. Unser Leben soll ja eben dieser ewigen Macht, unserm Gott, gewidmet sein; er verschmäht es nicht, auch durch uns seine großen Weltwerke zu befördern und auszuführen, und je reiner wir uns Bewußtsein in uns entwickeln, um so mehr werden wir hinausgehoben über die kleinen Zufälligkeiten des Lebens und um so zuversichtlicher dürfen wir hoffen, daß

unser Gott, dem wir mit unserer Kraft dienen, seinerseits auch wieder für uns sorgen werde. Je vollkommener unser Wille in dem seinigen aufgeht, je mehr seine Zwecke die unsrigen werden, um so weiter wird unser Herz, um so vollkommener unsere Kraft, und um so mehr werden wir auch die Herren des Geschickes werden; — und wohl nichts, als eine Hochzeit sollte mehr mit demüthigem Sinne begangen werden.“

„Ach, ihr seid wunderbare Männer!“ sagte Elisabet, ihm mit Bewunderung in die Augen sehend; „aber sage mir, Robert, muß ich dich immer ganz begreifen, um deiner würdig zu sein? Und wenn ich dich manchmal nicht ganz begreifen sollte, so wie vorhin, ist das ein Fehler? Die Weiber sind schwach, könnten sie da den Männern nicht manchmal eine Last werden?“

Robert lachte und sagte ganz leise: „Ja, eine süße Last!“ Doch schnell wieder ernsthaft setzte er hinzu: „Liebe Elisabet! das liegt schon in der Natur der Sache, daß ein ächtes Weib einen ächten Mann nicht ganz begreifen kann, am wenigsten einen Philosophen; aber dies ist durchaus kein Fehler. Der Mann ist des Weibes Haupt, und das Weib wird dadurch seiner würdig, daß sie sich an ihn anschließt, Vertrauen zu ihm hat, sich durch ihn schützen läßt und ihm, wo sie ihn nicht begreift, nicht durch Tadelsucht und Rechthaberei oder weibliche Empfindelci das Leben sauer macht. Wenn du diese Eigenschaften nicht bei dir zu fürchten hast, so wirst du mir immer eine süße Last bleiben, oder vielmehr gar keine Last sein. — Du bist als Weib so gut ein ganzer Mensch, wie ich als Mann; wir haben Ein Ziel vor uns, sollen

Seiße das Ewige erfassen, ihm nachjagen, aber wir können es doch nicht immer ganz auf dieselbe Weise thun. Es ist mein Beruf als Philosoph, zu denken, die Welt in ihren Tiefen zu erforschen; der deinige ist das nicht und soll es nicht sein. Du sollst glauben, lieben, hoffen, und zwar," sagte er wieder lustig, „lieben nächst Gott vor Allem deinen Mann, glauben zunächst an das Göttliche, vor allem Andern aber an deinen Mann, und hoffen zunächst auf deine ewige Seligkeit, vor allem Andern aber auf deinen Mann. Das klingt wie Spaß, aber es ist Ernst dahinter."

"Ei, ei, der Mann, der Mann! So will ich ihn künftig meinen Glauben, meine Liebe, meine Hoffnung nennen. Der Titel ist etwas lang. Du hast übrigens hier tiefe Dinge berührt und es sind mitsprechende Stimmen in meiner Brust dabei laut geworden. Mein Glaube an dich wächst immer mehr, meine Liebe hast du, und wenn ich nicht auf dich hoffen könnte, so wäre ich elend. Ja, ich will mich an dich anschließen mit allen meinen Seelenkräften, ich will durch dich stärker, besser, weiser zu werden suchen und — von jenen bösen Eigenschaften hast du gewiß nichts bei mir zu befürchten."

"Du bist meine süße Blume, und ich will dich auf meinem Herzen tragen und will dich behüten und pflegen und will mein Glück immer in deinen Augen lesen!" — Dies war Robert's leise flüsternde Antwort, und Elisabeth war glücklich, sie sprach nicht mehr mit Worten.

Es war im Hause des Rechnungsrathes ein kleines Fest veranstaltet, zu welchem die näheren Bekannten ein-

geladen waren. Auch Robert's Bruder hatte sich eingestellt, und begrüßte freudig und bewundernd seine schöne Schwägerin. Die Gesellschaft war sehr heiter. Robert glänzte durch manchen geistreichen Scherz und Elisabeth — aus allen ihren Bewegungen, aus ihrem Angesicht sprach eine köstliche Ruhe, — sie war so lieblich, ihr Lächeln so zauberisch, daß nicht nur Robert's Blicke, sondern die der ganzen Gesellschaft sich mit innigem Wohlgefallen auf sie hefteten. Die Tante, die jetzt ernster als früher war, aber die Härten des letzten Winters auch wieder abgelegt hatte, war eine freundliche Wirthin.

Der Onkel meinte, als sich spät Abends die Gäste entfernt hatten, dieses Fest sei bloß um seinetwillen veranstaltet worden, weil man ihm die Hochzeit dadurch habe deutlich machen wollen; denn auf andere Weise hätte man ihn nicht dazu vermögen können, das als „hohe Zeit“ zu feiern, was seine Zeit so langweilig und sein Haus so leer mache. Auch habe er eine schwere Verbindlichkeit sich auferlegt, die er fast bereue, da er nicht wisse, ob er sie ganz pünktlich werde halten können, weil sein Gedächtniß so schwach werde. Das Andenken könnte auch früher oder später kommen. Dies wollte jedoch Elisabeth nicht gestatten und versprach ihm eine schöne Uhr mit einem türkischen Minaret, woraus ein Wächter jeden Abend zur bestimmten Stunde hervortreten und rufen sollte: Denk an Elisabeth! Zu gleicher Zeit solle daraus sein Lieblingslied ertönen. Er aber rieth Elisabeth, lieber jeden Abend selbst zu kommen und ihn an ihr Andenken zu mahnen. Denn ihr Gesicht wäre eine viel nachdrücklichere und angenehere Mahnung als alle Wächter. Sie versprach,

sich jeden Abend im Geiste einzustellen, wogegen aber Robert eifrig protestirte, da er den Geist seiner Gattin durchaus nicht vermissen könne; dieser gehöre nothwendig zu ihrem Körper. — Der Onkel nannte ihn einen Weizigen, der andern Menschen gar nichts gönne, und rieth ihm, zur bessern Ueberwachung seines Schatzes ihren Geist mit Schranken zu umgeben, daß er ihm ja nie aus demselben entwiche. Robert aber meinte, das gar nicht nöthig zu haben, er setze im Gegentheil seinen Ruhm und sein Glück darein, ihren Geist vollkommen frei zu geben; denn er sei gewiß, daß er sich dennoch nie zu lange und zu weit von ihm entfernen werde. Elisabeth's Augen strafte diese Worte nicht Lügen, und resignirt sagte der Onkel, er müsse dem übermüthigen Hexenmeister eben seine Brute auf Gnade und Ungnade überlassen; denn er sei vollkommen von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugt, da er in lepter Zeit manchmal die Ehre gehabt, den Körper seiner Nichte in seiner Nähe zu sehen, ihr Geist aber sei weit weg gewesen, und es hätte oft eines Posthorns bedurft, um ihn wieder herbeizublasen; er beuge sich der Hoffnung, künftig eine gleich starke Anziehungskraft auf diesen Geist auszuüben, und werde daher doch zu dem Wächter seine Zuflucht nehmen müssen.

Der Hochzeitstag brach an und Elisabeth begrüßte ihn mit pillem Ernste. Ihr Leben, das bisher bedeutungslos, zwecklos dahingeflossen war, sollte jetzt ernst und bedeutend werden; alle ihre Kräfte, die bisher brach gelegen, nur zu ihrem eigenen Vergnügen sich geregt, sollten jetzt in gleichmäßiger Vertheilung zum Nutzen, zum Glück und

Wohl ihres Vatten sich entfalten. Dafür aber sollte sie auch des Lebens Güter alle kennen lernen, Alles, was ihr Herz sich gewünscht, sollte ihr zu Theil werden. Ihr Wille war stark, ihre Entschlüsse gut, ihre Hoffnung groß, ihr Glück hatte keine Grenzen. Sie gedachte ihres Vaters, ihrer Mutter, und der Gedanke, daß ihre Wahl ohne Zweifel der herzlichsten Zustimmung Beider sich zu erfreuen gehabt haben würde, daß ihre Geister segnend sie umschwebten, überströmte sie mit innigem Heimathsgefühl. Sie sammelte ihr Gemüth in einem brünstigen Gebet und bat ihren Gott um seinen Segen. Nur der Gedanke an den Jüngling warf einen Behmutheschleier über ihre Stimmung. — Er paßte zum Ernst des Tages.

Auch Robert war heute so weich, so gemüthvoll; aus seinem ganzen Wesen sprach zugleich ein so großer Ernst und eine so tiefe Empfindung, alle seine Aeußerungen trugen so sehr das Gepräge der Sammlung und einer geweihten Stimmung, sein Benehmen war so zart, daß Elisabeth der festen Ueberzeugung wurde, ihr Glück von heute an reiche bis in den Himmel hinein. Freundin Leonore hatte sich auch eingefunden, um Elisabeth zum Altare zu begleiten. Diese trug nur ein schwarzes Atlasgewand ohne jeglichen Schmuck; um ihre reichen, dunkeln Haare schlang sich der Myrthenkranz, und ein weißer Blondenschleier vollendete ihren Anzug. Sie glaubte diese Kleidung dem Andenken des Jünglings schuldig, der, sie rettend und rächend, seinen Tod gefunden hatte.

In dem Dome war die Umgebung des bekränzten Altars dicht mit Menschen umstellt, und es blickten viele Uniformen darunter. Sie weckten in Elisabeth tief ernste

Gedanken, in Robert theilweise Gedanken anderer Art. Solche blühende Uniformen sind nemlich für einen Gelehrten durchaus kein lieblicher Anblick, besonders wenn sie ihm nicht ganz heimisch sind; er wird sich bieweilen denselben gegenüber etwas armselig und unbehaglich vorkommen. Daher ist es eine weise Einrichtung, daß gewöhnlich die Gelehrten, ihres inneren Werthes sich bewußt, gegen das Gefühl der äußeren Unscheinbarkeit durch das der inneren Größe sich stählen und verachtend auf die Uniformen blicken. Dies war aber gerade bei Robert nicht der Fall, eben weil er sehr viel Sinn für die Schönheit der äußeren Erscheinung hatte. Er hatte zwar seine eigenen Gedanken über solche Uniformen, aber er wußte, daß er, wenn er sie aussprach, noch ein Prediger in der Wüste war, daß er sich gerade hier inmitten eines Publikums befand, das, durch die Uniformen vermöhnt, gewohnt war, mehr dem äußeren Scheine zu fröhnen und das schön zu finden, was am meisten glitzert, mochte es nun den höchsten Regeln der Schönheit entsprechen oder nicht; — und da sein eigener Grad, den er, auch wider Willen dem Brauche huldigend, angezogen hatte, eben doch unscheinbarer war als diese Uniformen, so mußte er seine Elisabeth unwillkürlich bewundern, daß sie, als ein so junges Mädchen, sich durch diese blühenden Soldatengewänder nicht hatte blenden lassen — und ihm vor denselben den Vorzug gegeben hatte. Ein Gefühl der Demuth, der Selbstachtung, der Dankbarkeit, der tiefsten Anerkennung des inneren Werthes seiner Braut übermannte ihn dergestalt, daß er sein Gelübde der Treue mit einer Wahrheit und Innigkeit aussprach, die von ihm

bei dem besten Willen doch vorher nicht geahnt werden war, — und dem äußeren Ausspruche folgte die innere Wiederholung mit einer tiefen Hingabe und Heiligung seines ganzen Wesens.

So viel vermögen oft geringfügige Umstände über unsere Stimmung, und gerade die ganz voraussetzungslosen Geister sind am meisten dem bedingenden Einflusse der Gegenwart unterworfen. Wie gut doch, wenn dieser zufällige Eindruck ein reinigender ist, nicht ein hemmender!

Elisabet kümmerte sich in diesem Augenblick um keine Uniformen. Sie war jetzt weit über all das hinausgehoben. Sie stand vor dem Throne Gottes, während ihre Augen unverrückt auf die Stufen des Altars geheftet waren; sie legte ihre Wünsche, ihre Bitten Ihn zu Füßen, indem ihre Thränen leise auf den Boden fielen.

Erst im Wagen sah sie wieder in Robert's strahlende Augen. Nun war sie also sein, verbunden mit ihm auf Leben und Tod! Robert hatte sein Kleinod gewonnen, und Elisabet hatte ihr Haupt, ihre starke Stütze gefunden! Sie sprachen nicht, ihre Seelen strömten in einander.

Die Glückwünsche der Freunde wurden mit Dank angenommen, und die Gesellschaft blieb bei einem traulichen Frühstück noch eine Stunde beisammen. Die Gläser klangen, wie gestern, so auch heute zum Wohl der Neuvermählten lustig zusammen, und man erklärte es für eine gute Vorbedeutung, daß kein Glas sprang, kein Ehering sich vom Finger löste und zu Boden fiel, daß überhaupt kein einziges Merkzeichen auf einen Groll der unsichtbar die Fäden schlingenden Schicksalsmächte schließen ließ. Die Natur war ruhig, die Götter schliessen, die Welt lag ganz

im hellen Sonnenschein, — und die Schatten, die hin und wieder zogen, kamen nur von den Gestalten selbst, die sich im Sonnenschein bewegten. Leise Frühlingselüftchen strichen durch die offenen Fenster zwischen den Gestalten durch, und ahnungsvoll, mit lichtem Lebensmuth, schauten die Augen der Liebenden hinaus in die schöne Welt, hinaus in die schöne Zukunft, tauchten sehnsüchtig in den üppigen Lebensborn, der aus der reichen, herrlichen Welt ihnen künftig gemeinschaftlich zuströmen sollte. — Leonore band unserm Philosophen sein junges Weib auf die Seele und nannte es einen goldenen Schatz. Und Robert stimmte bei mit jauchzendem Herzen.

Es war Elisabeth's Wunsch gewesen, mit Robert zunächst nach München zu gehn und an seiner Seite die weiten Säle zu durchwandern, nach denen sie sich schon so oft gesehnt hatte. Sie konnte sich allerdings einen höheren Genuß versprechen, wenn sie diese Schätze von ihm sich zeigen ließ, als wenn sie dieselben in Gesellschaft des alten Onkel in Augenschein genommen hätte. Und für Robert war es ein süßer Genuß, seiner Elisabeth Alles zu erklären, und erklärend mit ihr wieder zu genicthen. Er hatte also mit größter Bereitwilligkeit ihrem Wunsche entsprochen.

Elisabet nahm nur einen flüchtigen Abschied von dem Primathause, denn sie wollte noch einmal hieher zurückkommen, und auch ihre Geburtsstadt und Leonore noch einmal sehen, ehe sie in ihre neue Welt einziehen würde.

Wir aber überlassen jetzt die Neuvermählten sich selbst und ihrem Glück und suchen sie erst in der neuen Primath wieder auf.

Elftes Capitel.

Elisabel's Tagebuch. An Leonore.

„Leonore, weißt Du, was Glüd heißt? Vollkommenes, seliges Heimathgefühl! Sieh', die Welt ist schön und groß und reich, aber wir müssen eine Heimath haben, ein Plätzchen im Hintergrund wissen, wo wir sicher wohnen können, wo der Raum unser ist, und diese Heimath habe ich nun gefunden. Zuerst im Herzen meines Vaters, und nun auch in den Räumen, die mich umgeben. Als ich am Arme Roberts die Treppe hinausstieg, als er mich in den Zimmern umher führte, wo ich mein Eigenthum in schönster Ordnung aufgestellt und eingereicht fand, den Raum übersah, der künftig meine Welt sein würde, da durchdrang mich auf einmal ein vollkommenes Gefühl des Besizes, des Daseimseins. Ich fiel Robert um den Hals, und er hielt mich lange still an seine Brust gedrückt. Auch er gestand mir dann, daß er noch nie bis jetzt dies selige Heimathgefühl geschmeckt, daß er es aber geahnt hätte, seit ich seinem Herzen theuer sei. O! er war so lieb und gut und sanft; er versicherte mich so zärtlich, wie er sich von Grund aus glücklich fühle, wie jeder ungestörte Trang nach der Welt, nach dem Großen

und Weiten in ihm zur Ruhe gekommen, wie er die engen Räume unseres Hauses jetzt als einen Hafen betrachtete, in dem er sicher eingelaufen, von dem aus er ruhig der Welt und ihrem Treiben zusehen und seine Kräfte mit erneutem Muth ihr zuwenden wolle.

„O, ich gelobte mir in meiner innersten Seele, daß ich ihm diese Heimath, so viel in meinen Kräften stände, immer gleich lieb und theuer machen wolle, daß die kleinen Zufälligkeiten des Lebens mir mein Glück nie ver kümmern und das Vertrauen zwischen uns nie stören sollten.

„Roberts Freunde hatten die Zimmer schön bekränzt, hatten uns aber erst später erwartet, und kamen freudig herbei, als sie unsere Ankunft vernahmen. Auch Sannchen sprang herbei und wir waren den ganzen Abend noch sehr heiter und bauten Lustschlösser auf die künftigen Tage.“ —

— — Wir erlauben uns hier ein paar Worte aus der Unterhaltung jenes Abends einzuschalten, deren Elisabeth hier flüchtig gedenkt.

Sannchen meinte: „Wenn das Leben der jungen Eheleute ein Roman wäre, so müßte es jetzt aufhören, denn von nun an würde es langweilig.“ !

Einer der Freunde meinte: „Wenn es eine Tragödie wäre, so müßte es jetzt anfangen. Denn nach der Eini gung müßte das Erhabene seine Natur entfalten, indem es die geschlossenen Kreise wieder aus einander laufen und erst im Tragischen wieder zusammenfallen lasse.“

Der andere Freund meinte: „Wenn ihr Leben eine Komödie wäre, so müßte es jetzt zwecklos werden und das Oberste zu Unterst lehren.“

Robert meinte: „Da ihre Ehe Alles zusammen sei, so werde sie nach jeder Trennung die Rückkehr des Schönen in sich selbst sich vorbehalten.“

Elisabet aber meinte: „Ihre Ehe sei nichts von alle dem. Sie sei etwas Einfaches, etwas Schönes, sei von Gott geordnet, sei nicht zwecklos und sie wollten daher immer harmonisch zusammen bleiben.“

Robert aber meinte: „Dann wäre ihre Ehe ein Ideal und hätte keine Wirklichkeit, und das liebe sie ja nicht.“

„Doch, doch!“ betheuerte Elisabeth, „hier hoffte sie Ideal und Wirklichkeit in vollkommenen Einklang zu bringen.“ — —

Welches hatte wohl Recht? Alle? oder Eines? oder Keines?

— — Wir fahren im Tagebuch fort.

„Heute ging ich in meinem Hauswesen von einem Stückerhen zum andern, ordnete, räumte, stellte, veränderte, freute mich; Robert war immer bei mir und freute sich mit mir. Soll ich Dir meine Zimmer beschreiben? Das Besuchzimmer groß, geräumig, mit gelben chinesischen Tapeten. Die Möbel und die Stickerien nehmen sich herrlich aus. Die Büsten von Schiller, Göthe stehen zwischen Blumen, und die feinen Porzellan- und Kristallgeschirre untermischt mit kleineren Büsten auf dem Etagere, die schönen Spiegel und die Uhr, die der Oheim gab, sind eine Zierde. Mein Piano giebt wunderbaren Klang. Mein Wohnzimmer hat in den Fensternischen, einige

heimliche Plätzchen, und den Theetisch, der vor dem grünen Sopha steht, soll manchmal ein kleiner Freundeskreis umschließen. Auch meine Bücher sind hier aufgestellt. Einige Kupferstiche schmücken die Wände. Aus diesem Zimmer mag ich mich gar nicht entfernen. Du kannst Dir kein heimlicheres Plätzchen denken. An dies Zimmer grenzt ein weiteres, wo wir gewöhnlich speisen, und das Schlafzimmer beschließt auf dieser Seite die Reihe. Auf der andern Robert's Studirzimmer und das Gastzimmer.

Der Frühling unter meinen Fenstern erblüht auf herrliche Weise. Die Lüftlein streichen losend um meine Wangen. Die Lerchen wirbeln in der Luft und jenes leise Summen und Surren tönt in meine Ohren, das von dem geheimen Weben der Natur und von dem Wohlbehagen der tausend und aber tausend Creaturen zeugt, die tief verborgen sich des Lebens freuen. Der Fluß murmelt dumpf dazwischen und sein weißer Silberstreif zieht sich in langer Linie unter den knospenden Gebüschen durch. Der Wald, der jenseits das Thal begrenzt, an dem Dörfchen traulich gelagert sind, schneidet mit seinen dunkeln Tannen den Horizont ab; nur auf einem Punkt, wo das Quertal sich öffnet, sind die entfernteren Gebirge sichtbar. Die Gärten unter mir tragen jenen Frühlingsschmuck, der uns so sehr anzieht: wo die Pflänzlein austauschen jung und zart und in ihrer reinen Ordnung weit getrennt in lichtem Grün lieblich abstecken gegen ihren dunkeln Grund. Eine Flöte tönt jetzt von fern und leis herüber, und die Brilchen neben mir geben so süßen Duft, daß Alles vor mir, um mich, neben mir in Harmonie zusammenströmt. Ach, wie bin ich glücklich!

„Heute haben wir das erste Mittagmahl am eigenen Tische genossen. — Es ging ganz gut, Leonore! Auch mein Mädchen läßt sich gut an; sie ist nicht ungeschickt, nur scheint sie mir selbstgefällig und von vornherein Alles verstehen zu wollen, und das lieb' ich nicht. Sannchen's Mutter gab mir heute viele Vorschriften, wo wir zuerst Besuche machen sollten, wie man sich insinuiren müßte, um die Gunst der ersten Professoren nicht zu verscherzen. Sollte das wohl nothwendig sein? Ich gehe mit Robert mit Vergnügen in jedes Haus, in welches mich einzuführen er für gut findet, und ich glaube, daß er selbst nichts versäumen wird, gedanke ihm daher auch durch solche pretiöse Fraubasereien nicht lästig zu fallen. Er könnte sich nur darüber ärgern. Sind denn die Menschen überall so kleinlich? Rücksichten, Form, Anstand, — und statt daß all dies bloß Mittel sein sollte, um sich gegenseitig das Leben durch heitern und geistreichen Umgang angenehm zu machen, ist es Zweck, höchster, einziger, in dessen Umgrenzung sie sich vollkommen befriedigt fühlen, wenn nur Jedes seine Portion Selbstruhm hinnehmen darf. O wie liebe ich mir mein Haus, mein Eigenthum, meine Heimath! Hier ist Fülle, ist Inhalt, ist Glück und Befagen.

„Fast jeden Augenblick, den Robert erübrigen kann, bringt er bei mir zu, und ich zähle die Minuten, bis er wiederkommt. Alle meine Sorgen drehen sich um ihn. — Soll ich Dir das tiefste Geheimniß mittheilen, warum die Ehe das Schönste und Herrlichste ist, was es auf der Welt geben kann? Weil in ihr das, was höchste Er-
ligkeit ist, zugleich höchste Pflicht wird: für den zu leben,

mit all unsern Gedanken und Bestrebungen uns in den zu versenken, für den zu sorgen, den vollkommen zu beglücken, der uns das Theuerste und Liebste auf der ganzen weiten Welt ist. Weil wir in unserm Berufe sind und doch nur unserm Herzen zu folgen brauchen, weil wir hoffen dürfen, Gott wohlgefällig zu sein und doch keine Pflichten zu erfüllen haben, die im Widerstreit mit unsern Wünschen, mit unserer Natur wären. — Wie süß ist es mir doch, für Robert sorgen zu dürfen, seinen Wünschen nach- oder zuvorzukommen und in seiner Zufriedenheit und in seinem Glück meinen höchsten Lohn zu finden! Und innerhalb dieser kleinen Welt, die unsere Welt ist, sind wir dann so geborgen, so heimlich!

„Heute eine Menge Besuche. Ich puhte mich sehr; Robert liebt das. Solche fliegende Visiten kommen mir wie Marionettenspiele vor, wo die Gestalten an uns vorbeifiliren und wir an ihnen, und wo die mit wenigen Abänderungen sich immer wiederholenden Stichwörter die geistige Würze des Spieles sind, das gesehen, genossen, keinerlei Inhalt in unserm Gemüthe zurückläßt. Und doch ist es wunderbar: alle fremden Menschen, denen ich entgegentrete, imponiren mir. Jeder Einzelne kommt mir vor wie ein Kunstwerk eigener Art, wie ein Räthsel, auf das man nicht nur so gerade losgehen dürfe, das man nicht nach sich taxiren dürfe, sondern das eigenthümlich betrachtet, errathen und gewürdigt sein will. Ich glaube, daß die gute Lebensart, die zurückhält, die Leben leben und gelten läßt, im Grunde auf diesem Instinkt der Achtung Anderer beruht. Aber bei wie Vielen, wenn man sie nun kennen lernt, wenn sie sich vor uns entfalten,

schrumpft das Räthsel zusammen, steckt nur in dem schönen Kleide, in einem angelernten Anstand, in ein wenig Geschwähigkeit, in erborgten Phrasen, und so sehr wir uns bemühen mögen, sie als Originale zu ehren, und etwas Besonderes aus ihnen herauszufinden, — sie sind eben das, was der Augenblick, die Gelegenheit aus ihnen macht.

„Was doch der Besitz schöner Gegenstände glücklich macht! Die herrlichen Vasen, meine Porzellan- und Kristallgefäße verursachen mir oft eine kindische Freude. Ich stelle mich davor, dahinter, rücke sie gegen die Sonne und beobachte die tausend Strahlenbrechungen der unendlich mannigfachen symmetrischen Formen und Ecken. Welche Pracht doch in solch geschliffenem Gestein liegt, wenn es in einer günstigen Beleuchtung all seine Herrlichkeit entfalten kann! Auch des Abends beim Schein der Lampe muß ich solche Gegenstände unwillkürlich drehen, wenden, und oft werden dann die Diamanten der Großmutter noch an's Licht geholt, um die wunderbare Farbenpracht der herrlichen Steine zu beschauen. Heute hielt Robert meine Finger gegen die Gaslampe, und wirklich! ich wurde fast erschreckt über ihre Durchsichtigkeit. Ach, unser eigener Körper, der uns so bekannt dünkt, wie geheimnißvoll, wie fremd in seinen unendlich zarten Zusammensetzungen kann er uns entgegentreten, wenn uns das plötzlich so zum Bewußtsein kommt! Robert wollte mir versprechen, mich ein wenig Anatomie zu lehren; aber mit einem innern Grauen hat ich ihn, das nicht zu thun. Ich weiß nicht, warum ich einen solchen Abscheu vor dieser Wissenschaft habe. Daß mein Bau und der

Bau aller Menschen ein unendlich künstlicher ist, daß Alles auf's innigste zusammenstimmt und sich in einander fügt, das weiß ich, und mit stiller Anbetung danke ich dafür meinem Gott und staune ihn an für seine Wunder; — aber wissen, wie Alles zugeht, will ich durchaus nicht. Von jeher, wenn ich die Lungen, das Herz, die Abern, wie sie laufen, in Abbildungen sah und hörte, wie diese oder jene kleine Hemmung den Tod herbeiführen könne, befiel mich eine innere Angst: ich meinte dann, unser Leben mit seinem ungestörten Fortgang hänge von unserer wissentlichen Thätigkeit ab, ich müßte alle mögliche Sorge auf das Athmen, auf diese und jene Kleinigkeit wenden, damit der Organismus nicht gestört würde; und das beengte mich dann so sehr, hemmte mir den Athem, und ich konnte mich aus dieser unheimlichen Vorstellung nur retten, indem ich mich erinnerte, daß mein Leben und Tod in der Hand meines himmlischen Vaters liege. Dies gab mir schnell mein Vertrauen zurück und brachte mich in's Gleichgewicht; jene Worte der Bibel: „es fällt kein Haar von eurem Haupte,“ haben mir immer eine tiefe, selige Befriedigung gegeben.

Es war ein schöner Frühlingstag. Der junge Doctor saß träumend mit innigem Behagen, die Arme auf der Brust gekreuzt, in seinem Zimmer, als die Thüre aufging und ein großer, stattlicher Mann zu ihm eintrat. „Freund Fischmann!“ rief Robert aufspringend und mit Entzücken den Fremden in seine Arme schließend. Die Männer ergossen sich in gegenseitigen Freudenäußerungen

über ihr Wiedersehen, drückten sich die Hände, bewunderten gegenseitig ihr männliches Aussehen, und der Doctor wunderte sich, daß der Freund früher gekommen sei, als man ihn erwartet habe. „Ich habe mich schneller von meinen Verhältnissen in Bern losgemacht, als ich es vorher hoffen konnte, und wollte lieber hier noch einige Unbequemlichkeiten tragen, als da, wo ich nichts mehr zu thun hatte, mich noch länger auf langweilige Art herumschleppen. Ich gestehe, daß ich mich sehr freute, als mir die Professur der hiesigen Universität angetragen wurde. Das Vaterland hat eben doch eine unüberwindliche Anziehungskraft. Möchten wir noch so glücklich in der Fremde sein, — ein Ruf aus der Heimath in die Heimath klingt wie Aeoloharfen und weckt in dem Herzen eine unbeschreibliche Sehnsucht, daß man unwillkürlich ihm folgen muß.“

„Das freut mich um so mehr,“ entgegnete der Doctor, „als ich glaubte, es würde dich um deiner Gattin willen Ueberwindung kosten, deine angenehmen Verhältnisse in der Schweiz zu verlassen und dich wieder hier einzubürgern. Du hast sie aber doch nun mitgebracht?“ —

„Gewiß! auch meinen kleinen Sohn, und unsere Bedienung, so daß du eine völlige, wohl eingerichtete Schweizerhaushaltung bei uns finden wirst. Sie sind zwar Alle, außer dem Kleinen, bis jetzt ganz unglücklich, und ich fürchte fast, bei meiner Frau werde sich ein dauerndes Schweizerheimweh ansetzen: Sie war nahe an der Verzweiflung, daß sie sich von der lieben Heimath losreißen sollte; glaubte, es sei rein unmöglich, daß man auch draußen in der Fremde leben könne, und eben weil die Trauer und die Klagen kein Ende nehmen wollten,

beschleunigte ich die Reise. Ein unvermeidliches Uebel wird leichter ertragen, wenn es schnell über uns kommt, als wenn wir ihm so lange vorher in's Angesicht schauen. Ich sagte ihr, daß man überall auch wieder Freunde träfe, und hatte hierbei vorzüglich dein Haus im Augenmerk; denn ich hörte, daß du heirathen würdest, eine lebenswürdige Gattin bekäme, und ich hoffe nun, daß dieselbe sich auch meiner Frau freundlich annehmen wird."

"Nun gewiß!" entgegnete der Doctor lebhaft, "meine Elisabeth wird es sich sehr angelegen sein lassen, die Freundschaft deiner Gattin zu erwerben, und ich denke, wir werden ein gemüthliches Leben zusammen führen. Aber auch von der übrigen Bevölkerung der Stadt darfst du erwarten, daß sie euch als Fremden mit Zuvoorkommenheit beegnen wird. Denn unsere guten Landleute waren von jeher auf alles Fremde und Weithergekommene ganz besonders erpicht, und deine Frau, als eine schöne Schweizerin, wird bald Gegenstand der Neugierde und des Wohlwollens sein; denn die Schweizer haben in der ganzen Welt einen guten Klang."

Der Professor machte lächelnd eine zustimmende Bewegung, fragte dann den Doctor über seine Ehe und die näheren Verhältnisse, unter denen sie geschlossen worden sei. Robert erzählte sie ihm und schloß mit Innigkeit: "Ich bin sehr glücklich und weiß, daß mein Glück dauernd sein wird. Mein früherer Widerwille gegen die Ehe ist mir jetzt ganz unbegreiflich. Ihr Joch erscheint mir als die süßeste Last, die ich um alle Freiheit der Welt nicht mehr vertauschen möchte, und die Erkenntniß, daß die wahre Freiheit nur in der Ordnung und unter der Zucht des

Gescheh gefunden werden kann, giebt mir einen bisher unbekannten Frieden, mit dem süßesten Genuß gepaart. Was ist doch all das unstäte Herumflattern, das ohne Zweck, ohne Frieden und darum auch ohne wirklichen Genuß ist, gegenüber der stillen, behaglichen Ruhe, welche die holde Einschränkung des häuslichen Lebens mit sich bringt."

"Es ist sehr schicklich und nothwendig, daß ein junger Eheherr von einigen Tagen oder Wochen also denke," sagte der Professor lächelnd, "und es ist liebenswürdig, daß er es so naiv sentimental ausspricht, ohne zu fürchten, darob belächelt zu werden. Uebrigens, Schärtel! ich finde dich als einen ganz andern wieder. Es ist eine große Veränderung mit dir vorgegangen. Deine Worte nehmen mir eine Sorge vom Herzen; denn das Bild von dir, das ich noch von früherher in mir trug, wollte nicht ganz in diesen stillen, friedlichen Ehestandshimmel passen, und ich bin um so mehr begierig, die Frau kennen zu lernen, die den unstäten Wiltsfang, der auf die Ehe Spottlieder machte und nur nach derben Histen sich umsaß, also zu fesseln wußte, daß er sogar weich, gemüthlich, oder, wie soll ich's nennen, fast sentimental über die Ehe sich äußert."

Der Doctor lachte: "Ach! du sprichst da von längst vergangenen Zeiten, von Zeiten, die total aus meiner Seele ausgestrichen wären, wenn ich nicht manchmal von Außen an sie erinnert würde! Du irrst dich, wenn du meinst, ich habe meiner Gattin die Reinigung meiner Gesinnung zu danken. Ich war längst frei von diesen Schlacken, die eine unreife, irrende Jugend bei mir

angeseht hatte. Im Gegentheil ging die Wahl der Gattin erst aus dieser geistigeren Stimmung hervor, war Resultat derselben, nicht Ursache; und ich muß dies premiren, da ich so gewissermaßen stolz darauf bin, durch meine eigene innere Kraft das Unreine ausgeschieden zu haben."

"Gut, gut!" erwiderte der Professor; „aber damals wolltest du nicht gelten lassen, daß diese hervorragende Sinnlichkeit Unreinigkeit sei; du nanntest das gesunde naturkräftige Entwicklung, Zerreißen der Ketten, die das Kind vom Manne trennen, Hindurchbrechen in's lichte Reich des Selbstbewußtseins; du verbandest damit das Studium der Plastik...."

„Nun ja, und das war Alles ganz gut, und ich sehe es heute noch so an; aber eine Reaktion des Geistes war schlechterdings nothwendig. Denn ich gestehe dir, ich sank nach und nach tiefer. Du weißt, während meiner Studienjahre war ich an ein schönes Mädchen gefesselt, zu der mich Faust'sche Ideen hingezogen hatten. Ich durchlebte mit ihr den Roman in all seinen Nüancen; nur die Worte, die im Faust vorkommen, ließen wir bei Seite, weil sie nicht eben nothwendig waren. Die Mutter meiner Liebsten war keine Vetschwester und hinderte uns nicht. Unser Kind lebte, ein schöner Knabe, der mich so glücklich machte, daß ich seiner Mutter mehrmals schriftliche Eheversprechen gab, obgleich sie nur ein ganz gemeines Mädchen war, ohne alle Erziehung, doch nicht gerade mit ganz unedler Gesinnung. So oft ich mir aber die Sache ganz klar machte, das Mädchen als meine künftige Ehefrau mir dachte, erschrak ich darüber, und der Zwiespalt mit mir selbst trieb mich nach Nord-

deutschland. Dort trieb ich mich umher, suchend und nicht findend, findend und mich überzeugend, daß ich falsch gesucht und falsch gefunden hatte. Ich durchstürmte alle Höhen, durchwühlte alle Tiefen; aber Eines wurd' ich gewahr, daß es nicht so leicht ist, sich wieder zu finden, wenn man sich verloren hat, daß es mit der niederziehenden Kraft des Mephisto seine Richtigkeit hat, und, daß, wenn man ihm den Finger bietet, er bald die ganze Hand, ja den ganzen Menschen hat; daß dies Alles zwar in höherm Sinn wieder gut ist, weil es als eine Krankheit entweder zum Tod, zum völligen Untergang, d. h. zum Versinken in's Laster führt, oder eine Reaction des Geistes hervorrufen muß. Dies Letztere war denn bei mir der Fall. Meine Kräfte waren frisch und gesund genug, um die Krankheit auszustoßen. Mein Geist ermannte sich mit Macht und kämpfte den Kampf, der allerdings anfangs schwer genug war, aber mit dem Siege endigte. Ich ging auf weitere Reisen, warf mich zugleich mit Macht auf's trockenste Studium und kräftigte mich nach und nach so sehr, daß ich mit vollkommener Freiheit über allen Verlockungen zu dergleichen Verirrungen stand; ja, ich fand, daß ich das Schöne nun erst mit viel mehr Bewußtsein, mit viel größerer Freiheit genießen und mich dessen freuen konnte."

"Was ist aus jenem Mädchen seitdem geworden?" fragte der Professor.

"Bei der Rückkehr in's Vaterland vernahm ich, daß sie sammt dem Kinde gestorben war. Es schmerzte mich. Ich hörte, daß sie mich als die Ursache ihres verlorenen Lebens, den Räuber ihrer verlorenen Unschuld ansehe und

mir noch sterbend ihren Haß vermacht habe. Das machte mich noch ernster. Aber der feste Wille, ein waderer Mann zu bleiben, gab mir auch den Muth, ihre Manen zu versöhnen und den Fluch aus Herz und Leben auszuwischen.“ —

„So lebte ich nun seit drei Jahren in ernster Thätigkeit, nicht als Ascetiker, — denn der Genuß erlaubter Lebensgüter und Commoditäten, deren ich mich zunächst hatte entschlagen müssen, weil sie mir „zum Tode“ verholfen hatten, konnte nach und nach, als der Geist gekräftigt war, wieder herbeigezogen werden; und nun, seit ich vermählt bin, ist jede Einseitigkeit ausgeglichen, und Alles ist in Harmonie und Frieden.“

„Nun, dies Bekenntniß freut mich sehr, besonders da sich durch dasselbe wieder die Wahrheit des Sages bewährt, daß das Uebermaß gerade die Nothwendigkeit und Möglichkeit der Reinigung mit sich bringt, und daß, je sicherer die brausende Jugend fortstürmt und fällt, um so gewisser auch die Reaction erfolgen kann und muß.“

„Allerdings,“ erwiderte der Doctor, „wenn nämlich der Geist Kraft und Selbstbewußtsein genug hat, sich oben zu erhalten, oder wieder aufzuschwingen, wenn er das Gleichgewicht verloren hatte.“

„Aber welches war die Veranlassung, die dir dieses Gleichgewicht zurückgab? Ist das nur ganz von selbst gekommen? Du weißt, ich bin dergleichen Verirrungen fremd geblieben; ich stürmte in den Idealen fort und kann dich also aus eigener Erfahrung nicht verstehen.“

„Ich hatte,“ erwiderte der Doctor nach einigem Stillschweigen, „mich eine Zeitlang in Magdeburg auf-

gehalten. Du weißt von meiner Vorliebe zur große, stolze Frauengestalten. Eine Offizierswittwe, die ich zufällig im Theater sah, und die wirklich ein schönes, fast männlich kräftiges und stolzes Ansehen hatte, fesselte mich so sehr, daß ich keinen Gedanken, keinen Wunsch mehr kannte, als ihren Besitz; ich erkundigte mich nach ihren Verhältnissen und erfuhr, daß sie aus gemeinem Stande sei und als Haushälterin bei einer adelichen Familie gedient habe. Ihr nachmaliger Gatte, ein Hauptmann, habe sich in sie verliebt, sie geheirathet und ziemlich glücklich mehrere Jahre mit ihr gelebt. Ein Jahr vor meiner Ankunft in Magdeburg sei er gestorben, und die Wittwe lebe seitdem zurückgezogen und ehrbar und habe schon einige Heirathsanträge zurückgewiesen. Meine Hoffnung wurde dadurch sehr herabgestimmt; aber mein Wille und mein Wunsch waren dennoch einzig auf ihre Eroberung gerichtet. Ich fand Gelegenheit, mich bei ihr einführen zu lassen, fand ihr Benehmen ganz dem Bilde, das ich mir von ihrem Charakter entworfen hatte, entsprechend. Sie war keck, hatte schnelle, witzige Einfälle, lachte hell auf, wenn man in ihrer Nähe auch manchmal Zweideutigkeiten sich erlaubte, war aber in der That doch sehr sittsam, und ich ging längere Zeit bei ihr aus und ein, ehe ich mir eine Anspielung auf meine Leidenschaft und meine Wünsche gestattete. Endlich aber merkte ich, daß ich ihr unentbehrlich wurde. Sie paßte ängstlich auf die Stunde, da ich kommen sollte, und es wurde mir nun nicht mehr schwer, sie ganz zu gewinnen. Sonderbar aber! Ich hatte ganz kurze Zeit mein Glück genossen, als mir immer tiefer die Binde von den Augen fiel, die

mir die Unliebendwürdigkeit, die Zwitterhaftigkeit dieses Halbmannes verhüllt hatte. Sie liebte mich wirklich leidenschaftlich, aber diese Liebe äußerte sich auf eine so herrische, tyrannische Art: sie schlug mir vor, mit mir in meine Heimath zu gehen, wo ich mich um ein Amt bewerben und sie dann heirathen sollte, und als ich ihr begreiflich machte, daß das nicht anginge, daß ich nicht mit einer Geliebten erscheinen könnte, ohne die öffentliche Meinung gegen mich einzunehmen, als ich ihr versprechen wollte, sie, wenn ich ein Amt erhalten hätte, zu holen und zu heirathen, wurde sie wüthend, wollte mich nöthigen, mich in Preußen einzubürgern, mich um eine Lehrerstelle zu bewerben, und weil ich widersand, wurde das Verhältniß so unendlich, daß ich mich entschloß, heimlich zu entfliehen. Ich mußte von ihrer Thatkraft befürchten, daß sie mir in die Heimath nachjüge, wenn sie meine Spur baselbst auffinden könnte. Darum beschloß ich, meine Habe lieber auf Reisen zu verwenden. Ich ging nach Griechenland, von da nach Italien, und kam erst nach mehreren Jahren in's Vaterland zurück."

"Und hast du nichts mehr von der Amazone gehört? Hat sie dich nie mehr beunruhigt?"

"Ich hatte noch einen Strauß mit ihr," versetzte der Doctor etwas verlegen und lächelnd, "als sie mein Vorhaben durchschaute; aber die Art, wie wir auseinander kamen, giebt mir die bestimmte Gewähr, daß ihre Ansprüche auf mich völlig beseitigt sind; ja, daß ihr Gemüth sich selbst durch das Uebermaß des Zorns zur Ruhe herabgestimmt hat und wieder in's Gleichgewicht getreten ist. Ich hörte später von ihr, sie lebe wieder zurück."

gezogen auf anständigem Fuße und scheine das Intermezzo vergessen zu haben. Mir hinterließ aber ihre Art und Weise einen tiefen, unangenehmen Eindruck. Ich konnte auch in Rom die verben, ledigen Weiber nicht mehr schön und liebenswürdig finden; ich hatte mich tief in mich selbst zurückgezogen und gelobte mir, wenn ich mir einst ein Weib nähme, müßte es ein ächtes Weib, ein sanftes und bescheidenes Weib sein. Das habe ich denn auch in meiner Elisabeth gefunden, und da sie zugleich ein sehr schönes Weib ist, so ist mein Glück vollkommen."

"Ich freue mich herzlich für dich," erwiderte der Professor, "und stimme auch im Ganzen immer noch in deine Lobpreisung des Ehestandes ein, obgleich bei mir die Jahre Manches vom ersten Reiz hinweggenommen, Manches anders gewendet haben. Es kommen zwar auch in der Ehe oft Tage, die uns nicht gefallen, Stimmungen, die sich feindlich zwischen uns und unser Glück lagern; aber wenn wir die Ueberzeugung haben, daß es doch so, wie es einmal ist, gut für uns ist, so löst sich die kleine Disharmonie von selbst wieder, und ich stimme dir vollkommen bei, wenn du sagst, daß die Häuslichkeit die sicherste Einfriedigung für die unstillen Wogen unseres Gemüthes ist. Und wenn Kinder kommen, Schätzel! — herrliche, kräftige Buben, dann lernt man erst die Freuden des häuslichen Lebens aus dem Grunde kosten. Solch ein Kind in seiner stillen Entfaltung, alle Tage mehr verstehend, mehr aufmerkend, sich in seiner Eigenthümlichkeit selbstständiger entwickelnd — du mußt meinen Jungen sehen, er ist meine höchste Freude! Nur seine Sprache macht mir wirklich zu schaffen: sie besteht aus

dem wunderbarlichsten Gemisch von Schweizerisch und Hochdeutsch, weil außer mir bloß seine ganze Umgebung schweizerisch redete."

"Also spricht deine Frau auch schweizerisch?" rief der Doctor.

"Eine Schweizerin kann sich nicht ganz verleugnen," antwortete der Professor.

"Ich weiß die näheren Umstände nicht," sagte Robert nachdenklich, "die dich damals in der Schweiz festhielten; — warst du verlobt, ehe du als Professor angestellt wurdest?"

"Ja," erwiderte der Professor; "du erinnerst dich, daß ich vor Jahren wegen der demagogischen Schwindelen, denen ich zwar bereits entsagt hatte, deren Folgen mir aber doch noch Verderben drohten, in die Schweiz flüchtete. Ich trieb mich einige Zeit an verschiedenen Orten umher und setzte mich endlich in Interlaken, wo die Anwesenheit der vielen Engländer mir Gelegenheit verschaffte, mein Brot durch Lecturen zu verdienen. Das Gefühl der Heimathlosigkeit drückte aber so schwer auf mich, daß ich für keine Freude empfänglich war und endlich meinte, es gebe keinen Ausweg als den Tod."

"Wie?" rief Robert, "bei dir, dem starken, feurigen Manne, dem kräftigen Geist, solch ein Gefühl der Verzagttheit?"

"Dies ist sehr natürlich. Ich war zerfallen mit mir und der Welt; ich war aus meiner Carriere gerissen, hatte keine Hoffnung, im Vaterland eine Anstellung zu finden, ich steuerte in der Welt umher wie ein Pilot auf

offener See ohne Compass, ohne Hoffnung, ohne Zweck. Eine tiefe innere Zerrissenheit hatte sich meiner bemächtigt, die theilweise durch mein Geschick, theilweise durch unsere Philosophie hervorgerufen war, deren Consequenzen mir ein gewisses Grauen machten, die Alles niedergerissen hatte, ohne etwas Positives zu geben. Ich war ein Flüchtling, fühlte mich ausgestoßen vom Himmel und von der Welt, mein unsäßer Geist trieb mich rastlos umher. Die herrliche Natur machte mir mehr Schmerz als Freude; aber dennoch vermochte ich es nie lange in den Zimmern auszuhalten; wenn meine Lectiionsstunden zu Ende waren, stürmte ich wieder hinaus, durchwühlte alle Klüfte, erklimmte alle Höhen, und war nur zufrieden, wenn ich recht abgemattet, oft mit zitternden Knien, von den schwindelnden Abhängen wieder herabkam, und dann an ihnen hinausschauend mir sagen konnte: wenn du hier herabgestürzt wärest, so wär's jetzt fertig, — es stand in deiner Macht! — Das Leben hatte mir gar keinen Werth mehr, und nur durch diese beständige Reibung und Abspannung, durch die täglich sich wiederholende Gewissheit, daß ich selbst der Herr über Leben und Tod sei, wurde es mir möglich, dem Leben jeden Tag von Neuem in's Angesicht zu schauen. Eines Abends, es war im Spätherbst, war es mir später als gewöhnlich möglich gewesen, mich aus der Umgrenzung der vier Wände in meine freie, große Gebirgswelt zu retten. Es war ein stürmischer Abend, und mir war, als wollte die Natur heute einen Bund des Friedens mit mir schließen. Denn je gewaltiger die Winde brausten, je mehr sie mich auf ihre Flügel nahmen, um so wohler, um so heimischer wurde

mir zu Hülfe. Ich stamm mit ihrer Hülfe den nächsten höheren Berg hinauf, ich sah nicht rechts noch links, und als ich endlich auf dem Gipfel angekommen war, erblickte ich eben den letzten Strahl der Sonne sich an den Spitzen der hohen Alpenhäupter brechen, die nur einzeln und vorübergehend aus den jagenden Wollen auftauchten. Hier oben erbrach und las ich einen Brief von meiner Mutter, es war der letzte, den ich von ihr erhielt, und worin sie mir schrieb, daß sie ihr Ende herannähen fühle; sie habe keine Hoffnung, mich je wieder zu sehen — sie nahm Abschied von mir. Verloren in dunkle Träume, gedachte ich der Heimath, meiner Kindheit, der Erwartungen, die ich vom Leben gehegt hatte, all der Lustschlösser, die ich in die Zukunft gebaut hatte, — Alles, Alles tauchte vor meinem innern Blicke auf, wie die Berghäupter vor meinem äußern, aber nur, um wie diese sich wieder in Nebel zu hüllen, in Nichts aufzulösen, und mein ganzes Leben war am Ende mit einem öden Grau überzogen; mir schien's, als müßte es immer noch öder und trüber werden, als sei für mich kein Ausweg, keine Lebenshoffnung, kein Sonnenschein mehr auf der Welt. Es überkam mich ein Weh, ein Heimathschmerz, wie noch nie in meinem Leben. Das Leben schien mir zu Ende zu sein; ich glaubte es nicht mehr tragen zu können, und ich beschloß, ihm nun auch in der That ein Ende zu machen. Wie auf Sturmesflügeln jagte ich den Berg herab. Meine Füße konnten endlich dem Gewicht der eigenen Schwere nicht mehr nachkommen; ich stürzte, und da ich eben an einem Abhang angekommen war, fühlte ich noch einen schweren Fall; dann verlor ich das Bewußtsein."

„Als ich nach langer Zeit wieder erwachte, und zuerst halb träumend die Augen aufschlug, sah ich mich in einem reinlichen Zimmer; freundliche Gestalten bewegten sich um mich; später unterschied ich einen würdigen alten Mann, ein herzliches kleines Mütterchen und ein jugendfrisches, hübsches, flinkes Mädchen, das sich so treu um mich bemühte, daß ihr Bild in meinen Träumen sich mit einem süßen Heimathgefühle vermischte; und zu meiner Wiedergenesung, die langsam genug vor sich ging, — denn ich hatte eine gefährliche Kopfwunde erhalten, — trug vorzüglich diese Treue, das liebe Bild und das Heimathgefühl bei. Indessen erfuhr ich, daß ich im Hause eines ehrbaren Rathsherrn von Unterseen untergebracht war, der mich mit seinem Knechte am andern Morgen auf dem Felde gefunden und mit sich genommen hatte. Was war natürlicher, als daß ich denjenigen, die mein Leben gerettet hatten, mich zum tiefen Danke verpflichtet fühlte, der mir um so mehr von Herzen ging, als noch ein innigeres Gefühl mit in's Spiel kam. Die Nachricht vom Tode meiner Mutter war indessen eingegangen; ich fühlte mich von jeglichem Bande in der Welt los; nur in dieser stillen, friedlichen kleinen Welt hatte ich meine Heimath gefunden; an sie wollte ich mich festknüpfen. Die Tochter des Hauses wurde meine Gattin, ich erhielt aber bald die Professur in Bern. Meiner Frau wurde es freilich schon schwer, sich aus ihrem tiefen Thal heraus in die Gegend von Bern zu finden; doch tröstete sie sich, ihre Berge noch in der Ferne zu sehen; ob sie sich aber hier wird zurecht finden können, das bleibt mir immer eine Sorge.“

2. 6 „Nun, wir wollen hoffen, daß es geht; erlaube mir, daß ich dich meiner Frau vorstelle, ich höre sie eben kommen. Doch vorher noch die Nachricht, daß Einige der Unsern sich morgen bei mir einfinden werden, um Mehreres zu berathen. Auch du wirst hoffentlich nicht fehlen?“ — Der Professor war's zufrieden und ging dann mit dem Doctor zu dessen Gattin, die einen so günstigen Eindruck auf ihn machte, daß er nachher unserm Doctor die Hand reichend sagte: „Du bist ein Kenner, du hast gut gewählt. Ich wünsche dir Glück!“ —

Zwölftes Capitel.

Mehrere junge Männer, sämmtlich Freunde Schärtel's, waren bei diesem versammelt. Man hatte noch Einige, die aus der Ferne hatten herzu kommen sollen, wiewohl vergebens, erwartet. Zuletzt trat noch ein älterer Mann herein, eine große, würdevolle Gestalt, mit ernstem Antlitz. Die Andern erhoben sich, begrüßten ihn mit ehrerbietiger Zutraulichkeit, räumten ihm den besten Platz ein, und die Verhandlungen begannen in der Form freier, flüssiger Unterhaltung, in der einige Fragen gründlich erörtert wurden.

Sie besprachen sich über den Stand der Wissenschaft, über die Bestrebungen einer in neuester Zeit aufstauenden Partei, aus dieser Wissenschaft Consequenzen zu ziehen, die Gefahr bringend für den guten Ruf nicht allein, sondern auch für die rechte Würde und damit den Bestand der Wissenschaft werden mußten. Der Senior der kleinen Gesellschaft hob mit aller Schärfe eines consequenten Verstandes alle Folgerungen hervor, die eine solche Vermischung oder Verwechslung mit jener schlimmen Partei für die wahre Wissenschaft herbeiführen könnte, und ermahnte zu strenger Sonderung, zu bestimmtem Ausprechen, daß man hier zu Lande mit jenen Bestrebungen nichts

gemein habe. Er erinnerte an die zur Zeit der Reformation austauchenden Illuminaten, die sich in ähnlicher Weise zur wahren Reformation verhalten hätten, wie jetzt diese Helden der Emancipation des Fleisches zur wahren Wissenschaft.

Eben so fand man für nothwendig, jenen Älteren Zweig der Schule, der in übertriebener Pietät für die romantischen Glaubensklänge nicht wagte, den ernstlichen Konsequenzen der modernen Wissenschaft klar in's Angesicht zu schauen, der überkleiden, sich accommodiren möchte auf Kosten des Begriffs, und dadurch in's nebelhaft Schwankende sich verloren, — auch jenen Zweig auf die wahren Forderungen der Wissenschaft hinzuweisen, und sich, wenn man hier nicht sollte zu überzeugen sein, auch von ihm auszuschneiden als die wahre, richtige Mitte, die auf freiestem Standpunkte stehend, sich berufen fühle, das wahrhaft Geistige aus dem Schiffbruch aller vor der Vernunft unhaltbaren Beiwerke des historischen Glaubens zu retten. Vier der Gegenwärtigen, zwei Professoren und zwei Doctoren vereinigten sich, und sprachen sich, mit mehr oder weniger Klarheit zwar, aber Alle mit Energie, für diese allein richtige Mitte aus, und der Wunsch des ältesten Professors, einen abwesenden Freund, einen wackern Streiter, der sich im Ausland aufhielt, bald persönlich in ihrer Mitte zu haben, um durch gemeinsames Wirken in Zeitschriften und Büchern um so nachdrücklicher aufzutreten zu können, fand allseitige freudige Zustimmung. — Man verlor sich endlich in minder wesentliche Fragepunkte.

Zwei in der Gesellschaft Anwesende hatten sich stille verhalten. Der Eine, ziemlich groß und ziemlich beleibt,

obgleich er nicht über dreißig Jahre alt zu sein schien, saß etwas beiseit, und trommelte mit seinen Fingern auf das Fenstergestimpe. Wenn der alte Herr ihm gar zu erhaben in seinen Ausdrücken und strenge in seinen Forderungen zu werden schien, verzog sich entweder sein Mund zu Spott, oder sein Trommeln wurde ungeduldiger. Endlich stand er auf und musterte die im Zimmer befindlichen Gegenstände. Er kam auch an ein dem Anscheine nach ganz neues ohne Zweifel erst vom Glaser gekommenes Portrait, das verkehrt am Boden stand, und ohne Zweifel des baldigen Aufhängens harrete. Der junge Herr, dessen Name Siegwart war (da er aber um seines literarischen Namensbruders willen seinen Namen haßte, so hatte ihn Robert seiner Wartin um gewisser innerer Geistesverwandtschaft willen als Sir John Falstaff vorgestellt, zugleich aber bemerkt, er habe es noch nicht weiter als zu einer schlechten Copie seines berühmten Vorbildes gebracht;) — nun dieser junge Herr nahm das Bild auf, betrachtete es einen Augenblick, legte es dann hastig auf einen Tisch, und sagte mit einer Art innerlichem Abscheu: „Höre Schärtel! — willst du das Kreuz! in deinem Hause aufrichten?“

„Das Kreuz? warum?“ — fragte Robert, der die Frage nicht verstand. Siegwart Falstaff deutete ohne ein weiteres Wort auf das Bild aus einer weiten Entfernung.

Robert lachte und sagte: „Nengstigt dich das Kreuz?“

„Nein, es edelt! mich an. Wie magst du nur diesen Galgen in deinem Hause haben?! Meint man doch, du wolltest ein Pietist werden, oder dich bei den Pietisten insinuiren.“

„Meines von Weiden“, sagte Robert lächelnd, „obgleich ich mich keinen Augenblick besinnen würde, alle Meister des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, wenn ich Copiren bekommen könnte, nach und nach in meinem Hause aufzuhängen, obgleich sie sämmtlich nur die heilige Geschichte zum Gegenstand für ihre Kunst genommen haben. Zu diesem Etablisch kam ich übrigens auf eigenthümliche Weise.“

Robert holte das Bild, und es selbst einen Augenblick betrachtend, dann den Andern es hinhaltend, fuhr er fort: „Es ist Albrecht Dürer's bekannter Christus am Kreuz; meine Elisabeth war ganz wunderbar von dem milden Friedensausdruck in diesem Gesichte bewegt und erbat sich dasselbe. Ich war natürlich sogleich bereit, wurde es aber noch mehr, als sie mir zögernd gestand, sie finde eine Aehnlichkeit zwischen diesem Antlitz und meinem Gesichte. Ich fand es ganz angemessen und sehr anständig, daß sie ihren Gott und ihren Gatten in Einem Bilde verehere. Was meint ihr, ihr Herren?“ — Die Männer gingen mehr oder weniger auf diesen Scherz ein; Einige wollten wirklich die Aehnlichkeit auch zwischen den Gesichtern finden; Falstaff aber sagte ergrimmt: „O ich möchte das Herz meines Weibes nicht mit diesem Kreuzbruder theilen!“

Der alte Professor zeigte sich sehr ungekultig und verwies dem jungen Manne alles Ernstes seine frivolste Verführung; auch Robert sagte ärgerlich: „Ich muß dich bitten, wenn du mein Haus nicht überhanzt werden willst, vor meiner Gattin nie deiner losen Zunge den Zügel schiefen zu lassen; ihre Ehren sollen durch dich nicht beleidigt, und ihr Gemüth nicht geängstigt werden.“

„Ich möchte überhaupt,“ fuhr er fort, „vor den Herren noch eine Frage aufwerfen. — Unsere Philosophie ist bis jetzt noch nicht in die Schichten der eigentlichen Gesellschaftswelt eingedrungen, sie ist Geheimniß der Wissenden, und mich bewegt wirklich mächtig die Frage: ist das weibliche Gemüth organisiert, um die moderne Philosophie in ihrer Nacktheit aufzunehmen, und in sich verarbeiten zu können? Es ist dies eine sehr wichtige Frage, der ich jetzt erst ganz genau auf den Grund sehen möchte, da ich ein Weib habe, deren innere Organisation mir für dieselbe nicht gemacht zu sein scheint. Für mich selbst bin ich eigentlich schon zu einer festen Ueberzeugung gelangt, aber es ist mir von Interesse, auch eure Meinung zu vernahmen.“

Halßpaff, gereizt von des Doctors und des alten Professors Klage, erwiderte dem Ersteren, er habe von seiner Gegenwart nicht viel üblen Einfluß zu befürchten, denn wenn er wirklich eine so zart organisierte Gattin habe, der das wahre Wissen Kopfweh machen könne, so taugte sein Umgang überhaupt nicht für sie, er werde ihn daher nicht allzuoft incommodiren. Er aber sei der Ansicht, daß, was Wahrheit sei, für Alle gut sein müsse, Männer wie Frauen und Frauen wie Männer. Er wenigstens, möchte nicht sein Weib mit einem Gott theilen, wenn er überhaupt einmal Lust haben sollte, sich ein Weib zu nehmen. Da müßte die Hefel, die er sich anlegte, wenigstens dadurch erleichtert werden, daß er im eigenen Hause seine eigene Zunge nach Belieben spazieren gehen lassen dürfte. „Auch könnte ich davon nur Gewinn hoffen. Wenn sie keinen Gott mehr hat, ist die Liebe desto

14 mächtiger; wie bei den Indiern ist dann der Mann ihr Gott; ich möchte mein Weib nicht durch einen Glauben von mir getrennt wissen, der mir ein Gräuel ist.“

„Wie kommt es eigentlich“, Herr Doctor! „sagte der Professor Senior, daß sich dieser Herr zu unserer heutigen Unterredung herbeigebracht hat, da er durchaus nicht zu uns gehört? — im Gegentheil eben zu jenen schlimmen Kräften zu gehören scheint, denen gegenüber wir uns auf das Bestimmteste auf den Ernst und die höhere Weiße der wahren Wissenschaft berufen müssen, — denen gegenüber wir der Welt und uns selbst zeigen müssen, daß das Heilige nicht profanirt wird und werden darf, sondern heilig bleibt und bleiben muß? — Ich kann nicht glauben, daß innere Geistesverwandtschaft Sie zu diesem Herrn treibt.“

Mit einiger Verlegenheit sagte Robert: „Siegwart zeigt sich nicht immer so schlimm, und ich gebe ihn auch immer noch nicht verloren, daß nicht noch eine tüchtige Kraft aus ihm werden könnte. Aber so wie er sich heute vernehmen läßt, möchte allerdings die Hoffnung auf ihn weit zurücktreten, und ich sehe selbst ein, daß wir uns künftig werden fernher sehen müssen.“

„Nach Belieben!“ sagte Siegwart; „ich gehöre nicht zu den Umkleidenden und Umschreibenden, wie ihr, ich gehe auf mein Ziel gerade los, und weiß, daß ich wahrer bin, als ihr Alle.“

„Wenn du überhaupt ein Ziel hast,“ sagte Robert; „für jezt bist du entbehrlich in unserm Kreise, denn zu unserm Ziel paßt das deine nicht.“ — Halsstarrisch ließ sich das nicht zweimal sagen, er nahm seinen Hut, und ging ziemlich sorglos zur Thüre hinaus.

Nach seiner Entfernung sagte ein junger Mann mit einem feinen, klugen, etwas scharf geschnittenen Gesichte — sein Name war Schwäberlein — : „Siegwart ist über die von Schärtel ausgeworfene Frage freilich kurz und scharf genug hingefahren, und hat somit den Knoten mit Einem Hieb gelöst; aber mir will es fast scheinen, wenn wir Andern auch noch so subtil möchten dahinter gehn, — je subtiler wir's versuchen, um so fester werden wir ihn zusammenziehen, und uns am Ende selbst darin verwickeln. Machen wir uns da die Sache klar: ist unsere Weisheit wirklich die Wahrheit, so wird sie in der Welt durchdringen, früher oder später. Immer größere Kreise werden von ihr durchdrungen werden. Es ist ja gar nicht möglich, daß da die Frauen ausgeschlossen bleiben könnten. Sie werden auch nach und nach aus: Glaubenden Wissende werden und mögen zusehn, wie sie in der Wissenschaft zurechtkommen. Ich achte die Frauen genug, um zu glauben, daß sich wenigstens Viele unter ihnen ganz gut mit derselben werden vertragen können.“

Wer wollte das läugnen?“ sagte Robert. „Es giebt zweierlei Arten, die sich gut mit ihr werden vertragen können: leichtsinnige, flatterhafte, halbe, und Frauen mit männlichem Geiste, und diese Arten mögen sich denn auch mit ihr befreunden; und sich so gut oder so schlecht sie wollen, darin ausnehmen.“

„Ich weiß eins, die sich gern so gut als möglich darin ausnehmen und in den Männerstiefeln einherholzte!“ sagte eine Stimme vom Fenster her. — Diese Stimme war noch nie laut geworden. Die Andern wendeten sich nach der Figur um, und wir müssen sie etwas näher beschreiben.

Ein kleiner Mensch, dessen Körperformen schwerfällig und faulig waren. Der Kopf saß fest zwischen den Schultern, Nase und Mund waren breit, das eine Auge bekam manchmal einen schielenden Schein, der das Gesicht entstellte hätte, wenn nicht ein Zwischenzug um den Mund demselben den unzweideutigsten Stempel der Gutmüthigkeit aufgedrückt hätte, der den ganzen Menschen trotz seiner Häßlichkeit zu einer recht behaglichen Erscheinung machte. Sein Gesicht verzog sich selten zu einem Lachen, auch wenn er späßhafte Aeußerungen hörte, oder selbst vorbrachte. Er war eifrig beschäftigt, einen Stod zu schnipeln, in dessen Rinde er Hieroglyphen grub, wobei er die Splitter, die auf den Fußboden fielen, immer sogleich wieder aufhob und zum Fenster hinauswarf. Auf seiner Stirne stand Schweiß von der mühseligen Arbeit, und seine ganze Erscheinung gab den Eindruck, als würde jedes Geschäft, dem er seine augenblickliche Aufmerksamkeit zuwandte, mit einer Aufmerksamkeit und Ehrlichkeit betrieben, die ihm alle Gedanken an Entferntes in diesem Augenblicke unmöglich machte. Sein Name war Eberhard, von den Freunden wurde er aber gewöhnlich „der Substanzielle,“ oder „die Substanz,“ betitelt, welchen Ehrennamen er so gewöhnt war, daß er nie ermangelte, sein „He!“ darauf laut werden zu lassen. — „Du meinst Madelaine, deine Cousine?“ fragte Robert lächelnd; — „ja, ich weiß es wohl, sie dürstet längst nach dem neuen frischen Trunk. — Nun, diese Art Frauen wollen wir jetzt übergehen. Es giebt aber noch eine andere Art, und ich brauche sie auch nicht näher zu beschreiben; — es sind mit einem Worte jene Wesen, die in dem ganzen Reich der Neßtheit

und durch den Stempel süßer, reiner Weiblichkeit entzünden, die von dieser Weiblichkeit mit einem Zauber übergossen sind, den wir um alle Weisheit der Welt nicht vertauschen möchten. — Auf diese Gestalten das absolute Selbstbewußtsein pflanzen zu wollen, scheint mir so unnatürlich, als wenn ich eine Blume als Pfropfreis auf einen Apfelbaum setzen wollte. Es sind hier keine Grenzlinien, die ein ächtes Weib von einem ächten Manne trennen, und wehe dem, der diese Linien verwischen wollte; es würde sich an ihm selbst rächen.“

„Auch ich bin im Allgemeinen deiner Meinung“, sagte nun Professor Fischmann. „Die Frauen haben eine Binde über den Augen in Beziehung auf die letzten Geheimnisse des Menschenlebens; und obgleich ich nicht weiß, ob wirkliche Gefahr damit verbunden wäre, wenn man den Versuch machen wollte, sie vollkommen in's Reich des Wissens einzuführen, so halte ich es für unfruchtbar, wenn nicht überhaupt für unmöglich. Sie können sich nicht zum geistigen Begriff Gottes erheben, sondern denken sich denselben immer als Naturmacht. — Mit meiner Gattin wenigstens wäre das ein Stück Arbeit, dessen Erfolg die Mühe schwerlich lohnen würde. Sie ist als Schweizerin durch die gewaltigen Einträge einer großartigen, überwältigenden, oft Verheerung in ihrem Schoße führenden Natur zu sehr gewohnt, sich unter dieselbe zu beugen und die Macht des großen Oristes anzuerkennen, der das Alles gemacht hat und erhält, der uns beschützt, daß die Berge nicht über uns fallen, die Lawinen uns nicht zudecken, — als daß man sie überzeugen könnte, daß sich das Alles von selbst versteht und von selbst

2 Gemacht hat. — Sie hörte einst einem Gespräch zwischen mir und einem Freunde zu, worin ich im Fluß der Rede berührte, wie der menschliche Geist der göttliche² sei und im Lauf der Weltgeschichte durch immer tieferes Erfassen seiner selbst, sich dieser Göttlichkeit bewußt geworden sei. Meine Frau sagte lachend: „Ei ihr Herren! wenn das wahr ist, daß ihr Gott seid, so habt doch die Güte, auch einmal regnen zu lassen.“ — „Ich versprach ihr“, fuhr der Professor nach einer Pause, die durch das Lachen der Männer ausgefüllt gewesen war, fort, „das Kunststück ihr einst zu produciren, wenn sie mir Zeit lassen wollte, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen; aber sie rief: „Vorbereitungen? ei ihr Herren Götter! Vorbereitungen? Gott sprach: es werde! und es stand da; und das nemliche Kunststück möchte ich nun auch von euch sehen.“

„Nun angenommen“, nahm Doctor Schwäberlein wieder das Wort, „daß du hier Recht hast, — ich bin auch weit entfernt, den Frauen, die in ihren Vorstellungen so festgewachsen sind, daß sie nicht aus ihnen heraus können oder wollen, den Begriff ohne Noth ausbringen zu wollen. — Es muß immer jene Stufenleiter von der Vorstellung in den Begriff stehn bleiben, die nicht nur den verschiedenen Classen der menschlichen Gesellschaft, sondern auch der Begabung der einzelnen Individuen in ihr adäquat ist. Aber bei gebildeten Frauen — bei solchen, die gegen die Aesthetik, die ganze Literatur der Neuzeit sich nicht abschließen, die noch überdem im täglichen Umgang eines Mannes sind, der durchaus gesättigt von der modernen Wissenschaft, die ganze Welt in diesem Lichte² steht — ich sehe nicht ein, wie es zu verhalten ist.

daß solche unwillkürlich angesteckt, und nach und nach überführt werden. Glaubt Schärtel dann ihre schöne Erscheinung gefährdet, weil das absolute Selbstbewußtsein nicht für die Frauen passe, so giebt er damit der modernen Wissenschaft eine Schlapper; denn was nicht am Ende alle Lebensverhältnisse durchdringen und erklären kann, was ihnen raubt und nichts zum Ersatz giebt, das könnte ja naturgemäß nicht die rechte Wahrheit sein.“

„Was du Consequenzen ziehst!“ sagte Robert lachend; „Als ob nicht eben die feinste, durchsichtigste Wahrheit gerade darin ihre Richtigkeit bewährte, daß sie für niederere Organisationen unzugänglich ist und bleibt, während sie nur dem durchsichtigsten Geiste zugleich die höchste Befriedigung und den höchsten Genuß gewährt. Daß das Weib anders organisiert ist als der Mann, und daher auch die Wahrheit in einer etwas andern Form nothwendig hat, — wer wird das läugnen wollen, der nicht oberflächlich dahin fährt, sondern in die Tiefen bringt?“

„Aber immerhin geräthst du in einen unauslöschlichen Widerspruch. Denn zu gleicher Zeit mit aller Macht darnach zu ringen, daß in der Welt keine Weisheit durchdringe, während du im eigenen Hause sorgfältig darüber machen willst, daß diese Wahrheit sein hübsch in ihre Hülle bleibe — und das bei einer Frau, die du zugleich mit sicherer Hand in die schöne Literatur der ganzen Welt einführen willst, — das scheint mir sehr barok.“

„Ich gedenke sicher mitten hindurch zu segeln“, sagte Schärtel. „Man kann den Weibern sogar die modernen Ideen einimpfen, kann sie nach seinem Sinn drehen, wie man will, ohne daß man sie dennoch damit aus den reli-

giösen Vorstellungen ganz heraus reißt. Man hüte sich nur, es platt und nackt auszusprechen.“ —

„Das ist ja eine reine Unmöglichkeit, wenn du sie überhaupt über Kunst, über die Welt und ihren Zusammenhang einigermaßen aufklären willst. Die Durchdringung des Endlichen und Unendlichen, die höhere Einheit des Entgegengesetzten, das Hereinbrechen der Idee in die Wirklichkeit, — mein Himmel! da ist man ja sogleich ganz auf unserm Boden!“

„Natürlich“, erwiderte der Doctor lächelnd, „und ich werde ihr das Alles nach und nach begreiflich machen. Aber ich sage ihr nicht, daß Gott selbst nichts Anderes ist, als diese Idee; die Idee ist ein Ausfluß von Gott, ist die göttliche, und damit ist sie als Weib vollkommen zufrieden. Ich sage ihr auch nicht, daß die qualitative Ewigkeit die quantitative aufhebt. Man zieht uns ja oft der Taschenspielerkünste; hier sind sie vollkommen am Platz. — Sie wird, wie der Nachtwandler, sicher über die schmalsten Wege gehn; würde ich sie aber reden mit nackten Worten, so würde sie zusammenschauern. So beurtheile ich ihre Natur, und demgemäß will ich sie auch behandeln. Ein verborgenes, ungreifliches Heiligthum muß ihr als Weib bleiben. Der männliche Geist hat freilich die Kraft, das Hohe, auch indem er es preisgibt, festzuhalten; aber ich kann nicht wissen, ob dies bei dem Weibe in kritischen Augenblicken auch der Fall ist, wenn ihm Alles in der Idee aufgegangen und in die Endlichkeit hineingezogen ist.“

„Nun das ist wieder etwas Anderes“, sagte Schwalberlein; „du sprachst vorher nur von der äußern Erscheinung,

der du um der schönen Wirkung willen ihre Unmittelbarkeit erhalten wollest; aber immer muß ich sagen, du stehst auf schwachen Füßen, wenn Gefahr im Uberschreiten der feinen Linie liegt.“ —

„Die Gefahr halte ich nicht für groß“, fing der Schweizer Professor wieder an; „ja es giebt gewisse weibliche Erscheinungen im Leben, die das höchste Selbstbewußtsein nur um so schöner zieren würde; — in meinen Träumen sah ich schon solche Gestalten, aber für die gewöhnlichen Frauen paßt es allerdings nicht.“

„Gewöhnlichen!“ nahm der Doctor das Wort auf; — „sage mir einmal, ob die Göthe'schen Frauengestalten gewöhnlich sind?“

„Wenigstens nicht aus dem ungebildeten Stande, und das Nützliche liegt denn eben in dem holden Nichtwissen.“

„Ja, aber auch in den Kreisen der feinsten Bildung, wenn er sie schildert, hat Göthe immer mit seinem Takt das Selbstbewußtsein seinen Frauen ferne sein lassen. Selbst seine Charlotte hat Bewußtsein, klares und festes; aber die Selbstbeschaunung ist ihr ferne. Und welche einzige Gestalt ist Ottilie, obgleich sie ganz angefüllt von der modernen Lebensanschauung ist, und von den antiquirten religiösen Vorstellungen sich nur wenig findet, als für die ästhetische Wirkung nothwendig ist; z. B. bei Ottilie das demüthige Gefühl für die Vorstellung der Madonna.“

„Aber die menschliche Gesellschaft schreitet vor, und da müssen auch die Frauen mit. Der Gedanke, das Selbstbewußtsein dringt durch, da ist kein Ausweg, kein Entrinnen; und je früher man sich darüber klar wird, um so weniger braucht man Umwege zu machen.“

223 „Es kommen aber doch“, begann Robert wieder nachdenklich, „im gemeinen Leben manche jener häßlichen Erfahrungen, wo der Zufall oder das Geschick uns eine Poffe spielt, die wir nicht in Verbindung mit unsern Begriffen bringen können, die nicht aus unsrer Schuld hervorgehen; und da ist es für Weiber durchaus nothwendig, daß sie solche zufällige Widerwärtigkeiten in eine Beziehung zu Gott und seine unmittelbare Schickung bringen können. Sind sie ganz aufgeklärt, so können sie das doch nicht mehr.“

— „Doch nicht mehr!“ rief Schwäberlein. „Sagt nicht der Philosoph: was wirklich ist, ist vernünftig?“

„Schon gut! in unserm Sinne; ob man aber die Weiber alle, — nachdem nun einmal ihre Natur ist, zu solcher philosophischen Ruhe auch bei widerwärtigen Begegnissen hinaufschrauben kann, ist eine große Frage; — und gesagt auch, es wäre möglich, ich wünsche es nun einmal bei Elisabeth durchaus nicht. Es ist nichts schöner, als ein Weib, das in einer Bedrängniß, bei einem Ungemach, das sie trifft, die Augen gläubig zum Himmel hebt. Sie sind eben doch von anderem Stoffe, sind schwächerer Natur, und sollen es sein; darum sind sie die Weiber, und die Linie, die sie zu Männern macht, darf nicht passiert werden, wenn sie Weiber bleiben sollen. Eine Frau, die sich beim Tode ihres Gatten mit moderner Weisheit tröstet, wäre mir eine widerliche Erscheinung.“

„O, wenn sie wirklich dem Stoffe nach Weiber sind, wie du sagst, so bleiben sie es auch, wenn sie die Wahrheit kennen. Im Augenblick der Angst sind sie dann vollkommene Weiber, und das ganze Gebäude, das

ihre Natur über sich hinaus gehoben hatte, fällt zusammen.

„Ja“, sagte nun Eberhard vom Fenster her, „und wenn es dann zusammenfällt, so thut es einen großen Fall. Und das Weib fällt mit, und verwundet sich, wenn es auch nicht gerade stirbt.“

„Nun ja, dann giebt es eine rührende Scene; der Philosoph pflegt die Wunde und küßt die Thränen von den Wangen. Nach und nach kühlt man sie so gegen weibliche Weichheit und Sentimentalität.“

„Wohl; aber du sprichst dir damit doch selbst das Urtheil“, sagte Robert; „ist weibliche Weichheit die Eigenthümlichkeit der Weiber, von Natur aus, — wie denn eben diese Natur sie zu Weibern macht — so kann und darf man nicht nur so nach Belieben dagegen antreten — und sie andrücken. Wir als die Männer, als die Starken, Höherstehenden haben im Gegentheil die Verpflichtung, diese weiblichen Eigenthümlichkeiten zu ehren, sie in dem Elemente, das nun einmal ihre Natur ist, so viel als möglich zu lassen, ihnen die äußere Form des Wissens, die Vorstellung, nicht ohne Noth zu entreißen, und es ist also unsre große Aufgabe, ihnen die Früchte der modernen Bildung, so weit es geschehen kann, zukommen zu lassen, ohne daß damit die religiösen Vorstellungen ganz umgeworfen werden. Und zwar nicht allein um des innern Lebensprinzips willen, das ihnen aus diesen Vorstellungen zufließen soll, sondern eben sowohl um der ästhetischen Schönheit ihres Wesens willen, das naturgemäß nicht das des absoluten Wissens und absoluten Selbstbewußtseins sein kann.“

125 Der Ernier der Gesellschaft hatte auffallender Weise zu dieser ganzen Verhandlung kein Wort gesprochen. In ernstem Sinnen sah er vor sich nieder und ließ die Stimmen der Sprechenden nur an seinem innern Ohr vorübergehn. Endlich aber sagte er in ernstem Tone: „Auch ich möchte warnen und mahnen, hier doch ja so behutsam als möglich zu Werke zu gehn. Meine mir so theure Gattin, die ich im vorigen Jahre durch den Tod verloren habe, war auch theilweise in die Philosophie eingeweiht; ich fand nicht gerade, daß die Consequenzen auf ihr Gemüth einen besondern Eindruck gemacht hätten, so lange sie gesund war und in dem thatkräftigen Leben ihre Freude und ihren Frieden fand. Aber bei ihrem Tode sah ich schreckliche Wirkungen, die mich noch manchmal wie mahnende Gespenster verfolgen, ja mich eine Zeitlang fast irre an der Wahrheit machten. Als unzweifelhaft steht mir aber seitdem fest, daß zarter organisirte weibliche Gemüther nie ganz eingeweiht, wenigstens nie genöthigt werden sollten, wenn es ihrer Natur widerspricht, für sich selbst die Philosophie in ihren Consequenzen für's praktische Leben zu adoptiren. Man kann ihnen wenigstens noch gewisse Hinterhalte und Auswege lassen.“

„Run ja, dann sage man ihnen seine Ansichten, man gebe ihnen einen Ueberblick über den Standpunkt der Wissenschaft und stelle ihnen frei, sie zu adoptiren, oder im alten Glauben zu bleiben.“

— „Als ob“, rief Robert entrüstet, „die armen Dinger, wenn ihnen der Schleier, der über ihrem Auge lag, mit jeder Hand zerrissen worden ist, ihn nur so willkürlich wieder flüden und zusammenhalten könnten! Wenn

die Steppes in ihren Geist geworfen ist, so wird sie weiter fressen; dann ist kein Halt und kein Ausweg mehr!"

"Es ist das traurig, es ist aber eben unvermeidlich", fing Schwäberlein von Neuem an. "Im engen ehelichen Leben muß die Lebensanschauung des Mannes der Frau nach und nach bekannt werden; sie wird sie dann entweder annehmen, oder sich dagegen stemmen; das Erste soll Unheil bringen, das Zweite bringt gewiß Unheil."

"Eben darum ist der Mittelweg die Accommodation an's Weibliche. Ein Weib hat ihren Schwerpunkt nicht im Kopfe, sondern im Gemüth; das muß man im Auge behalten, sie gewöhnen, daß sie sich beschreibt, das Wissen des Mannes ehrt, ohne es anzutasten, auch wo sie es nicht versteht; dafür ehre man ihr Gefühl, ohne es anzutasten."

"Aber wie willst du sie über solche Stellen in unserer Literatur wegführen, wo der Conflict zwischen den antiquirten religiösen Vorstellungen und der Neuzeit ganz klar hervortritt? Man kann ja keinen Schritt gehn, ohne daß man die Nase auf solche Stellen stößt."

"Bist du ein Meister in Israel und weißt nicht, wie leicht sich über das Eis hinweggleiten läßt, besonders mit Weibern, die eine leichtere Natur haben? — Elisabeth ist im Allgemeinen der Ansicht, daß Alles in der Bibel wahr sei, weil es da stehe, daß es ihr nicht zustehe, zu grübeln; und diese Grundwahrheit ist dann der Grund, worauf ihr alle Wahrheit beruht. Und da der Widerspruch gegen die Bibel bei unsern großen Meistern, wenn er auch klar hervortritt, doch im höherem Sinne wieder aufgehoben wird. — wie bei uns selbst dies der Fall ist, so wird es

ganz leicht, sie über den Widerspruch hinwegzuführen. — Der reine Fluß des aller Form und Gestalt entkleideten Geistigen ist einem ächten Weibe doch gewiß nicht, oder doch nur schwer faßbar; es klebt ihm etwas Materialistisches an, seine Natur ist nicht eine vollendete, in sich abgeschlossene, wie die des Mannes; das Weib muß seine Kraft von Außen her holen und kann darum auch Religion nicht entbehren. Ich meine, Elisabeth wäre nicht mehr schön — durch keine Kunst der Coquetterie, durch keine Würde ist das zu ersetzen, was durch ihren Eintritt in's Reich des Wissens unrettbar zerstört. Wenn sie die Grenze überschritten hat, — auch wenn sie es zu fassen vermag — ist sie, was ich selbst bin, und dann um so gewisser, ein Zwitter. Ihr wird aufgepflanzet, was dem Manne nothwendig ist; das Unnatürliche wird sich rächen.“

„Und dennoch muß ich sagen: du betrügst dich, und zwar um eines Stedenpferdes willen,“ sang der hartnäckige Streiter wieder an, — „und das wird sich auch rächen. Du kannst nicht zu gleicher Zeit das pflegen, was du bekämpfst, dessen Bekämpfung das Endziel deines ganzen Strebens ist. Den Frauen ist allerdings die Abhänglichkeit an irgend Etwas nothwendig, weil ihre Natur keine selbstständige ist; aber du selbst kannst gewiß nicht wünschen, daß die antiquirten religiösen Vorstellungen es seien, woran sich ihr Herz hänge. — „O nein, gewiß nicht!“ rief Robert lachend, „und ich werde auch dafür sorgen, daß ihr Herz mit Anderem ausgefüllt wird, als mit Religion, was wir ohnedies nicht schwer wird; denn ihr Sinn ist der Welt nicht abgewandt, und der Kunst zugewandt. Aber die Transcendenz braucht ihr darum

doch nicht mit Worten entrißen zu werden. Ich gönne ihr gern, wenn sie ein Weihnachtsfest oder Himmelfahrtsfest feiert, wenn sie dann ihr Ideal im Himmel über den Wolken sucht; ich sehe alsdann an ihrer eigenen Erscheinung den unmittelbaren sinnbildlichen Ausdruck der Idee, ich finde das Alles ihrer Natur ganz angemessen und wüßte nicht, warum ich ohne Noth den Gedanken seiner Form entkleiden sollte."

"Nun, wir wollen sehen, wie lang sich das Puppenspiel fortsetzen läßt," erwiderte Schwäberlein lächelnd; "von mir hast du keine voreiligen Aeußerungen in der Nähe deiner Gattin zu befürchten, ob ich gleich gestehe, daß mir deine Subtilität etwas abenteuerlich vorkommt. Und so wie ich dich kenne, gedenke ich auch bald zu erleben, daß dein guter Wille mit deiner guten Laune davon läuft."

"Nicht so schnell als du denkst," sagte Robert.

Auf einmal öffnete sich die Thüre, und herein streckte Falstaff seinen Kopf. — "Nach diesen geistreichen ungeheuerlichen Auseinandersetzungen," sagte er, "hat sich mein Wissen und Begriff dahin geregelt, daß ich mich entschlossen habe, gar nicht zu heirathen; denn ich möchte eben so wenig eine Frau, die sich verblendet, als eine, die weiß. Die Frauen als Ehefrauen! gehören meines Erachtens gar nicht mehr in die moderne Welt, sie sind mit der antiquirten Vorstellung selbst antiquirt. Als Gretchen's bleiben sie aber nach wie vor gar artig, besonders wenn sie dir im nemlichen Augenblick eine schöne Nacht versprechen, da sie dich zum Altar führen wollten. Eines nimmt man an, das Andere schlägt man aus. — Ich gestehe aber, daß noch keine Einzige diesen

lößlichen Versuch bei mir gemacht hat, den leptern nemlich. Nun sage ich der sehr ehrenwerthen, abgeschmackten Gesellschaft Adieu!“ — Nach diesen Worten schob er seinen Kopf wieder zur Thüre hinaus, und man hörte seine Schritte sich entfernen. — „Ich habe heute auch ganz merkwürdige Dinge gelernt,“ fing jezt Eberhard an; Falstaff aber hat mich eigentlich vollends aufgeklärt. Nur meine ich, wenn die Frauen mit der antiquirten Vorstellung eigentlich naturgemäß selbst antiquirt sind, — und da sich die Welt jezt in sich abgeschlossen hat, man könnte ihrer süßlich entbehren.“

„Ein Neutrum, wie du, natürlich, das Mann und Weib zugleich oder vielmehr keins von Beiden ist!“ rief Robert lustig.

„Wenn ich einmal ein Mann werde,“ sagte der Kleine, ernst an seinem Stod fortschnügelnd, „so wähle ich mir eine Frau, die zwei Naturen hat; und demgemäß muß sie klug sein und doch nichts merken, tief fühlen und doch nichts genau nehmen, in der Vorstellung leben und doch den Begriff, der diese überwunden hat, zu würdigen wissen.“

„Ei, dann müßtest du nur eine Rippe aus deinem eigenen Fleische nehmen, und ein Frauchen daraus formen!“ sagte der Doctor lachend. „Alle diese Eigenschaften, da sie dich durchdringen, werden sich hoffentlich auch in der Rippe concentrirt finden. Dann erhältst du ein Frauchen, das eben so wenig Weib ist, als der Mann Mann, das eben so wenig kochen kann, als der Mann denken, das eben so gut denken kann, als der Mann kochen.“

„Ich fürchte nur das Eine: wenn sie solche Neutrumnatur hat, ihr Leib möchte dann verschlossen sein, und

daßer die Geburten den entgegengesetzten Weg nach dem Laufe der Natur zum Kopfe heraus nehmen."

"Ei, desto besser! wenn sie beide Naturen in sich vereinigt, so braucht sie dich nicht einmal zum Manne."

"Ja," sagte Eberhard, "das hätte einen Haken: man könnte mir die Vaterschaft streitig machen."

"Das wäre freilich schlimm, besonders wenn du selbst darüber im Zweifel wärst; — und solcher Zweifel ist etwas Vertracktes. Um dich nun nicht diesem Zweifel preiszugeben, könnte man ein Influenzrohr an den Gehirnen anbringen, so daß jeder Gedanke, der flüssig wird, sogleich herüber und hinüber reichen kann, ohne daß du dir die Mühe des Redens geben darfst."

"Ach, das sind überflüssige Apparate!" sagte Fischmann; "wenn er von seiner Ehe nur Nerven hofft und fürchtet, kann er die Rippe sparen. Wenn er Kopfweh hat, darf er nur befehlen. Wir machen den Hephästos, klopfen ihm den Kopf aus, und helfen der armen Creatur an's Licht."

"Ja meine Herren!" sagte Eberhard, sich hinter dem Ohr kratzend — eine Lieblingsbewegung, wenn er in Verlegenheit war — "es muß schlechterdings irgend eine Empfängniß dem Kopfweh vorangehen. Wenn ich noch so viel Kopfweh, aber keine Gedanken habe, so hilft alles Klopfen nichts. Es würde nicht einmal eine Mißgeburt, viel weniger eine gepanzerte Kraftgeburt herauspringen."

"Du müßtest eben vorher ein Weiß verschlingen," sagte Robert lachend. "Dies bleibt dir aber wohl immer unmöglich. Darum schneide dir nur immer noch deinen Steden und -Stab, der dich durch die Jahre und durch's

Leben führen soll. Hast du am Ende auch keine Nerven aus deinem Kopfe, und keine Ecken aus deinen Rippen aufzuweisen, so kannst du doch hoffentlich recht viel dürre Stöcke zählen. — Warum schnippest du denn so eifrig daran? Kein zehnjähriger Knabe könnte sich mehr Mühe geben."

"Mit diesem Stock hat es eine eigene Verwandtniß."

"Welche Verwandtniß?"

"Das ist ein Geheimniß."

"Heraus damit! Du scheinst ein besonderer Stockliebhaber zu sein; sie hängen wie die Orgelpfeifen in deinem Zimmer. Soll dieser etwa sich jenen anreihen?"

"Allerdings."

"Aber zu welchem Zweck?"

"Um mir meine Größe und meine Kleinheit einzuschärfen."

"Wie soll ich das verstehen? durch's Maß etwa? oder gar durch Prügel?"

"Pfui! wer wird auch die Substanz prügeln wollen!" rief Schwäberlein.

— "Sie könnte es ja auch selbst thun. Es wäre dies ein unseliges Bewußtwerden durch den Instinkt, durch das süße Gefühl des Schmerzes. Sie treibt sich dann aus ihrer todten Innerlichkeit heraus und wird sich durch selbstgemachte Leiden ihrer Existenz, ihrer Kraft und ihres Umfangs zugleich bewußt."

"Du hättest hinsichtlich der Bedeutung des Stockes dem Nagel auf den Kopf getroffen, wenn du nicht zufällig auf seine Rehrseite geschlagen hättest," erwiderte Eberhard;

„denn er ist eben Symbol, daß die Substanz noch bei sich selbst ist, noch nicht herausgetreten aus dem Ansichsein.“

„Soll ihr der Stod als Steden dienen, um einst heraustreten zu können?“

„Mit nichts. Die Substanz schreibt jedes Frühjahr solch einen Steden, — als einziges Zeichen eines durchlebten Jahres, das sie aufzuweisen hat. Der Steden muß jedes Jahr um einen Zoll wachsen: hat er die Länge der Substanz erreicht, dann ist ihre Frist zu Ende; — das ist ein alter Accord.“

„Mit wem?“

„Mit ihrem Pfleger.“

„Und der ist?“

„Die väterliche Idee.“

„Ein Stedenaccord! ist er bald zu Ende? ist der Steden bald groß genug?“

„Ach wenn er's wäre, — und ich hätte noch keine Gedanken, — wie dann, väterliche Idee?“

„Dann hat sie dich umsonst gefüttert und groß gezogen — oder vielmehr klein gelassen; dann nimmt sie den Stod und prügelt dich durch, oder wirft dich als eine unnütze Aebe in's Feuer.“

„Aber eben damit belohnt sie mich dann als ihren treuesten Sohn.“

„Du bist ein wunderlicher Ranz,“ sagte Schwäberlein; „hast du denn überhaupt auch eine Ueberzeugung? — Denn daß du die Philosophie schlecht verstehst, ist klar. — Bist du ein Altgläubiger? ein Pietist?“ —

„Ich? Himmel! bewahre! Ich habe — ich will dir's nur gestehn, gar keine Ueberzeugung, aber auch keinen

Willen, und eigentlich auch keine Idee. Ich laß Alles in der Welt laufen, was im Laufe begriffen ist, und wenn es anrennt, lache ich in die Faust; Allem was andruht, gönne ich die Ruhe, ich selbst aber hüte mich, daß ich ja nicht in Lauf komme.“

— „Hast du keine Leidenschaft?“ fragte Robert.

„Nicht daß ich wüßte. Es müßte denn eine manchmal über mich kommende starke Betrübniß so zu nennen sein.“

„Betrübniß? worüber?“

„Sieh', das ist ein Geheimniß, das um so tiefer ist, als ich selbst weder seinen Inhalt, noch seine Tiefe angeben kann.“

„Auch den Inhalt nicht? Also weißt du nicht, worüber du betrübt bist? Und doch ist deine Betrübniß Leidenschaft? Also ein Melancholicus? ein Geist ohne Inhalt? ein Kaufmann von Venedig?“

„O nein! da thust du mir zu viel Ehre an — oder vielmehr Unehre. Du darfst ja nicht glauben, daß aus dieser ungründlichen oder grundlosen oder tiefsinnigen Schwermuth irgend eine unsinnige, ungründliche That der Freundschaft hervorberechen könne. — Ich bin zu modern, als daß ich nicht für mein Pfund Fleisch Sorge tragen sollte; — und wenn das Leben auch nur Narrenwerth hat und nichts weiter ist, als ein Pfund Fleisch: das Pfund ist doch etwas Aeelleres, als eine überhirnische Freundschaftsidee. Du darfst also eine solche Extravaganz bei mir durchaus nicht fürchten.“

In diesem Augenblick trat Elisabeth ein, wollte aber schnell wieder zurückgehn, als sie die Männerversammlung

gewahrte, die sie schon auseinander gegangen glaubte. Robert ging ihr aber entgegen und führte sie mit einem gewissen Gefühl des Stolzes vor den Kreis. Verschämt, aber schnell sich fassend, grüßte sie und sprach dann mit dem alten Professor, der sie mit herzlichem Wohlwollen anredete. — Jeder machte sich unwillkürlich seine Gedanken, dies schöne Haupt betrachtend, über dessen Fähigkeiten oder Unfähigkeiten eben so viel verhandelt worden war. Auf Robert's Gesicht schien die Frage zu liegen: „Nicht wahr, solch ein Weib ist schon werth, daß man sich um feinethwillen ein wenig accommodire?“

Die Substanz nahte sich, zerbrach ihren Stod und legte ihn Elisabet zu Füßen. Diese sah verwundert und begriff nicht.

Robert aber sagte: „Warum den Stab zerbrochen? bekommt die Substanz Gedanken? — ist das Duldbigung oder Vericht?“

„Es ist — Allegorie.“

„Und bedeutet?“

„Einen — zerbrochenen Steden.“

„Geistreiche Substanz! ich dachte, es müßte wenigstens ein Scepter bedeuten.“

„Die Substanz wird zum Narren!“ sagte Professor Fischmann.

Brief Robert's an einen Freund.

Heute war ich mit den Freunden zusammen. Wir haben Wichtiges verhandelt, haben uns zusammengethan, da wir jezt auf einen Punkt concentrirt sind, (auch Fischmann ist angekommen,) um auch mit vereinter Kraft in Einem Geiste zu wirken und zu bauen. Wir Alle wünschten nur Dich noch herbei, und ich habe von den Freunden den Auftrag, Dich zu fragen, ob Du nicht genügt wärest, Deine Wohnung auf einige Zeit hier aufzuschlagen. — (Folgt nun Einzelnes, was wir als nicht hergehörig übergehen wollen.)

„Da Du ganz Dein eigener Herr bist und auch Deine Gattin sich gewiß gern entschließt, eine Zeitlang in unserer freundlichen Stadt zu wohnen, so wird Dich wohl nichts von diesem Entschlusse abhalten. Ich freue mich schon zum Voraus für meine Elisabeth, wenn sie eine Freundin, die Deine Gattin ist, gewinnen könnte, und auch ihr, der freilich in jeder Beziehung gereiften, ja vollendeten Frau möchte doch eine Blume, wie mein süßes Kind eine ist, lieblich genug dünken, um sich freundlich zu ihr herabzulassen. Wir haben am Ende auch noch ein recht langes Capitel über die Frauen abgehandelt, und die verschiedensten Ansichten wurden geltend gemacht. Du weißt, daß ich, freilich in einem Widerspruch gegen mich selbst, den Grundsatz festhalte, daß die Frauen nicht organisiert sein, das absolute Selbstbewußtsein in sich aufzunehmen. Wenigstens wurde es mir von Schwäberlein als ein Selbst-Widerspruch entgegengehalten, in dem Augenblick, da wir

für Durchführung des Begriffs austraten, die Weiber auf der Stufe der Vorstellung belassen zu wollen. Er meinte, wir müssen den Versuch zuerst mit unsern eigenen Frauen machen. Ich verwehre dies nun keinem. Mag Jeder zusehen, wie er mit der seinigen zurecht kommt. Ich finde es nun einmal der Natur meiner Elisabeth angemessen, das Göttliche als ein Geheimniß, als ein dunkles Räthsel zu verehren, daß ich ein Thor sein müßte, wenn ich mir den zarten Glanz, den dieser Räthselschein auf meine wunderliche Blume wirft, ohne Noth voreilig zerstören wollte.

„Sie sagte mir einst, als ich sie ausforschte, es sei im Heiligen ein großes Geheimniß; ich forschte weiter, aber sie wußte mir über das Geheimniß keine nähere Auskunft zu geben; ihr Heiliges ist ihr selbst ganz dunkel, ruht in dem Hintergrund ihrer Seele; die religiösen Vorstellungen treten nie störend in den Vordergrund; und ich habe sogar Ursache zu glauben, daß sie in Beziehung auf ihr Heiligstes nicht ganz auf festen Füßen steht, sondern, angeleitet von der modernen Literatur, die Emancipation des modernen Bewußtseins von der Religion dunkel fühlt. — Aber so wunderbar steht's mit den Weibern: so lange etwas nicht klar ausgesprochen ist, so lange ist es ihnen auch noch nicht genommen, es mag noch so weit in den Hintergrund gedrängt sein, — das dunkle Heiligthum bleibt dennoch in ihrer Seele und muß darin bleiben, wenn sie Weiber bleiben sollen. Ich fühle das so deutlich, seit ich Elisabeth's Natur und Eigenthümlichkeiten studire. Das absolute Selbstbewußtsein wird nie zu ihrer Natur passen; aber die Inconsequenz ist ächt weiblich und mir sehr

rührend, und ich will dafür sorgen, daß sie nie ganz daraus gerissen werde. Schwäberlein lachte mich zwar aus und meinte, die Komödie würde sich bald wenden, mein guter Wille würde bald mit meiner guten Laune davonlaufen, aber — soll ich Dir's gestehen? — es ist eine gewisse Pietät über mich gekommen, seit ich mit diesem theuren Wesen verlettet bin. Seit ich die Inconsequenz liebe, bin ich selbst inconsequent; sogar meine Forderung, daß sich der Spas an das Höchste wagen, das Göttliche selbst zur Zielscheibe seiner Laune setzen soll, verwechselt sich mir in Elisabeth's Nähe immer mit wirklicher Frivolität. So albern? dieses Gefühl ist, ich komme, sobald sie um mich ist, doch nicht darüber hinaus; ich könnte kein Wort sagen, das dieses Weib nicht zu fassen vermöchte, daran sie Anstoß nähme, und ich bin über diesen Rückschritt in den Stand der Unschuld, in den die Liebe mich versetzt, so wenig unzufrieden, es ist mir so wohl dabei, daß ich mir gelobt habe, diesen Zauber ihres kindlichen Gemüths nie zu brechen. Es ist eine feine, aber bestimmt gezeichnete Grenze, die das Weib vom Manne scheidet, (auch Du erkennst ja dieses an) und ich sehe sie jetzt klarer als je. Ein Zufall, oder vielmehr eine durch uns selbst herbeigeführte Situation brachte mir dies zu so entschiedenem Bewußtsein.

„Du kannst Dir denken, daß ich kein kühler Liebhaber bin; aber ich höre dennoch keinen Augenblick auf, beobachtender Psycholog zu sein, und die Wechselwirkung des Erkennens der feinen Fäden in der Natur meiner Geliebten und der Liebe zu dieser Natur bereitet mir eine wahre Seligkeit. — (Du weißt, ich kenne die Weiber und

wie bei den gemeinen Naturen so leicht die Sinnlichkeit zu erregen ist. Ein solches Weib aber hätte ich nie zur Gattin genommen; denn ich weiß aus Erfahrung, wie schnell der Zauber zerfällt, wenn die Blume gebrochen ist, — wenn wir dann nicht Vertrauen und Achtung gegen sie haben können.

„Ich führte meine Elisabet, unwillkürlich der eigenen Schwäche nachgebend, einst auf eine harte Probe. Wir waren eines Abends, da sie als Braut mich besuchte, ganz allein. Nur meine Tante war zu Hause und auf ihrem Sopha eingeschlafen. Elisabet war unbeschreiblich reizend; sie lehnte in meinem Arme im Fenster, das Antlitz dem Mondlicht zugekehrt; ihre süße Stimme verstrickte mir die Sinne immer mehr. Meine Küsse wurden immer glühender, ich hielt sie fest umstrickt, als sie sich sachte von mir losmachen wollte.

„Wirklich, die Schwachheit hatte mich übernommen, ich hatte den festen Willen, Alles daran zu setzen, um über sie zu triumphiren; ich fühlte plötzlich ein fieberhaftes Zucken durch ihren ganzen Körper hindurchgehen; ich glaubte, sie würde nachgeben, sie würde schwach sein, und meine eigene Verirrung war so groß, daß mich diese Hoffnung mit wilder Freude erfüllte. — Aber plötzlich riß sich Elisabet los, war in einem Nu mir aus dem Gesichte verschwunden, und ich hörte, wie sie die Thüre ihres Zimmers verschloß. Da stand ich nun und biß die Zähne zusammen; einen Augenblick behielt der Grimm die Oberhand, doch nach und nach besänftigte sich mein Blut; aber die tiefe Sehnsucht nach ihrem Anblick machte mir's

unmöglich, mich zu entfernen. Eine geheime Hoffnung hielt mich immer noch zurück. Ich ging leise durch ein anderes Zimmer, von dem ebenfalls eine Thüre in Elisabeth's Gemach führte; und wie entzückt war ich, diese nur angelehnt zu finden. Hier überraschte mich aber ein Anblick, der mich mir selbst vollkommen zurückgab und mich mit tiefer Beschämung und Ehrfurcht vor der süßen Unschuld meiner Geliebten erfüllte. Eine nette Nachtlampe brannte im Hintergrunde, und zwischen dieser und mir lag Elisabeth auf ihren Knien. Ihr Haupt lehnte an der Ottomane, die Hände waren über der Brust gekreuzt. Sie schien gebetet zu haben, und der Friede des Gebetes lag unverkennbar auf ihren unbeschreiblich schönen Zügen. Ich wagte kaum zu athmen, um sie meine unheilige Gegenwart nicht gewahren zu lassen. An den Thürpfosten gelehnt, in tiefer Dunkelheit stehend, versank ich in ernste Gedanken. Was wäre aus uns Beiden geworden, wenn das theure Kind schwach genug gewesen wäre, meinem stürmischen Verlangen nachzugeben! Ich weiß gewiß, daß nach dem flüchtigen Genuß eine tiefe Unzufriedenheit sich meiner bemächtigt, daß eine geheime Mißachtung sich unauslöschlich in mein Herz gegraben hätte; — und doch war ich es, der das gewollt hatte, ich, der Starke, der wohl weiß, was hinter dem Genuße steckt, und wie kurz das Glück ist, wenn es sich nicht auf Achtung gründen kann und durch die gesplittenen Bande gewiebt ist. So zweckwidrig ist der Mensch, wenn er sich von der Leidenschaft regieren läßt.

„Und dieses süße Wesen, das dort auf den Knien lag, dieses hatte widerstanden in unbewußtem Instinkt der

Reinheit, und, obwohl das eigene Kraft, ist sie sich dieser Kraft nicht bewußt, sondern muß sie im Gebet erst vom Himmel herunterholen und diesem danken; sie weiß diese Kraft außer sich und kann sich dieselbe erst aneignen, wenn sie den Gott darum ansieht. Dies möchte nun Manchem nicht gefallen, und er möchte meine Elisabeth eine Beischwester nennen. Mit Solchen streite ich nicht, auch nicht mit denen, welche der Meinung sind, es sei nur Prüderie gewesen; eine einfache Natur hätte dem allgewaltigen Gefühl der Liebe nachgegeben. Dir, der Du tiefer schaust, und vielleicht dennoch auch nicht meiner Ansicht bist, lege ich die Frage vor: wenn in ähnlichem Falle Dich Deine Geliebte ruhig und kalt zurückgewiesen, in stolzer Sicherheit und im Bewußtsein der eigenen Kraft: hätte Dir das mehr gefallen? Mir gewiß nicht. Solche Weiber sind zu ehren um ihres starken Geistes willen, aber als Weib möcht' ich sie nicht. Es fehlt das Rührende, das Weiche, das Köstliche, kurz das Weibliche.

„Diese Gedanken kaltblütiger Ueberzeugung kamen mir aber doch nicht so ganz in jenem kritischen Augenblick; ja, um mir keinen Ruhm anzumessen, der mir nicht gebührt, ich bekenne Dir, daß sie alle wieder über den Haufen geworfen waren, als Elisabeth aufstand und ich nun denken konnte: . . . Da hörte ich aber meine Tante aufstehn und sah sie mit dem Licht gegen die Thüre kommen. Wie der Wind schob ich zu einer andern hinaus und zählte mich ab durch einen Spaziergang in der Mondnacht. Das Herz klopfte mir, bis ich ihr am andern Morgen zum ersten Mal wieder in's Auge geschaut hatte, aber so ich sie selbst etwas ängstlich und mißtrauisch sah, ging

ich schnell auf sie zu, faßte ihre Hände, küßte sie mit Ehrerbietung und dankte ihr leise, daß sie mir gestern widerstanden habe. Da hättest Du das Ausfluchten ihrer Augen sehen sollen, wie sie ihr Köpfchen an mich anlehnte und mir das volle Vertrauen wieder gab. O, ich war der seligste Mensch! Aber halten ließ sich Elisabeth nicht mehr; sie reiste an jenem Tage ab; und ich weiß heute noch nicht, ob sie sich oder mir weniger traute.

„Das Alles schrieb ich Dir nun, weil ich weiß, Du studirst auch gern Menschen, und weil ich ganz erpicht darauf bin, Dir, meinem theuersten Freunde, meine Elisabeth als einen in ihrer Art ganzen Menschen vor's innere Auge zu stellen.

„Nachher war ich doppelt zufrieden mit diesem Ausgang, als die Duellgeschichte und der Gluck der Mutter mein Kind in Alarm brachte. Nicht nur hätte ich sie selbst nicht mehr trösten können, — auch ich hätte mich am Ende in den Aberglauben hineinbeugen lassen!! So stehn doch wir Beide frei und schuldlos da.

Dreizehntes Capitel.

Brief Madelaine's an Rosa.

„Du glaubst mich wahrscheinlich längst nach der Hauptstadt des Nordens abgereist, und bist erstaunt, mich immer noch auf demselben Flecke zu finden. Ich bin auch oft im Begriffe, mich dahin aufzumachen. Vielleicht hätte das wieder Reiz für mich, könnte mich frisch und angenehm beschäftigen; wo nicht, so würde es mir dort doch leichter, mich unter der Masse zu verlieren und jenes stille Leben zu beginnen, das uns in's Alter hinüberführt, als hier, wo mich Jedermann kennt, Jedermann gewohnt war, mich zu bewundern und mein Lob zu singen — gewohnt war, war: sich', in diesen Worten liegt ein Stachel, sich sagen zu müssen: deine Jugend ist hin, ist entflohen und kehrt nimmer wieder. Ich könnte mich täuschen; — kann ich doch sehen, wie so Viele sich täuschen, nicht glauben wollen, daß ein Jährchen um das andere dahingeht, und eines um das andere Theilchen um Theilchen ihrer Schönheit mit sich nimmt. Sie glauben wieder jung zu sein, wenn sie sich jung stellen, glauben, es der Welt in Vergessenheit bringen zu können, daß sie schon seit zehn oder noch mehr Jahren in diesen Sälen auf- und niedertändeln;

glauben, wenn sie sich unter die jüngsten Mädchen mischen, auch wieder so naiv, so jung, so kindlich sich auszunehmen, wie diese. Aber das kann ich nun einmal nicht. Ich war von jeher als stolz bekannt, und Manches der geringen Dingelchen wurde von mir hintangesetzt, die jetzt, weil ich älter werde, sie aber noch in erster Blüthe stehn, mich oft mit einem leisen Triumph beäugeln. O! dann locht es in mir! Aber mit ruhig kaltem Blicke gehe ich durch ihre Reihen und behaupte meinen Platz. Sie hatten neulich eine Intrigue gegen mich ausgesponnen. Du weißt von unserm Oratorien-Verein, wobei ich stets die erste Stimme habe. Nun wollten sie eine Sopranpartie aus Judas Maccabäus, die ich vollkommen eingeübt hatte, einer Andern zutheilen, einem dünnen, saden Stimmchen; „weil es doch langweilig sei, immer die nemliche Stimme hören zu müssen, die man nun schon so lange kenne“, — war eines der Dämchen frech genug, so kalt zu sagen, daß meine Ohren es hörten. Ich ließ es ruhig geschehen, und als das Ding — schlecht, wie zu vermuthen war, sein Probestück abgelegt hatte, sagte ich ihr mit der ernsthaftesten Miene von der Welt: sie hätte so gut gesungen, daß ich wünschte, nach ihr nie mehr etwas Anderes hören zu müssen. Viele lachten, und unser Director klappte sich hinter den Ohren. Bei einer andern Arie, die mir ebenfalls zugetheilt gewesen war, bat ich sie, dieselbe ebenfalls für mich zu übernehmen. Sie wollte sich entschuldigen. Ich ließ nicht nach. Als sie aber mitten darin stehen blieb, und ich von allen Seiten bestürmt wurde, sang ich sie selbst mit einer Klarheit, die allgemeine Bewunderung erregte. Als ich geendet hatte, soll ein Student

seiner Schwester, die in der Nähe stand, halb leise gesagt haben: „Madelaine bleibt aber doch einzig in ihrer Art, ihr werdet sie nie hinunterbringen.“ „Wie nicht, aber die Jahre“, — war die Antwort des Dämchens. Nun, der Ausdruck ist doch ein Beweis, daß ich immer noch trocken bin, und daß selbst die Weider mir meinen Werth stehn lassen müssen.

„Warum aber, höre ich Dich fragen, hat denn eigentlich das Urtheil und die Anerkennung dieser Mädchen und Studentchen so viel Werth für dich? Was können sie dir nützen? wie können sie dich glücklich machen? Ja sieh', das ist eben das Unglück. Sie nützen mir nicht, sie machen mich nicht glücklich. Ich frage nichts nach Allen, ich verachte sie Alle; — aber dennoch unwillkürlich, wenn man mit diesen Menschen lebt, setzt man sich in eine gewisse Beziehung zu ihnen, und eben diese Beziehung verursacht die Reibung in uns, deren wir nicht Herr werden können, so lange wir uns unter ihnen umhertreiben. Diese Welt mit ihren ewig wechselnden Erscheinungen, die immer wieder in ihren Anfang zurückgeht, sich immer wieder verjüngt, mit der wir selbst immer wieder neu, wieder jung werden sollten, umfluthet uns wie ein wogendes Meer und erregt eine Art Angst in uns, daß wir in diesem Meere nicht versinken, sondern immer oben schwimmen möchten. Ich hasse mich oft ob dieser ängstlichen Sorge; ich bin unglücklich; — aber ich kann es dennoch nicht über mich gewinnen, mich zurückzuziehen, mich in Vergessenheit zu bringen, und so oft eine Einladung kommt, oder ein Ball angekündigt wird — wenn ich mir noch so oft zergliedere: wie gering wird das Vergnügen sein, das

du dort findest! wie fade, wie langweilig die Unterhaltung! wie bist du vielleicht beim Nachhausegehn mit dir und der Welt unzufrieden! — während ich das denke, flößern meine Hände allgemach in der Garderobe, und wenn der Abend kommt, steht Madelaine schöner und eleganter als jemals vor ihrem Spiegel und sagt sich: heute oder niemals mußt du fesseln — fesseln! ja das ist das Zauberwort, das satule, den Himmel und die Hölle in sich schließende. Wie oft habe ich schon gefesselt, glaubte gefesselt zu haben; aber es war nur Schein, mag nun die Schuld in mir oder Andern liegen; — und nun geht die Jugend sachte fort, man wird alt, und wenn man alt wird, ist man das Stichblatt der Jugend. Um dem zu entgehn, giebt es nur ein Mittel. Obgleich mir der Ehestand um seiner selbst willen, zumal in bürgerlichen Verhältnissen, nie besonders verlockend war, — denn die Entbehrungen und Mühseligkeiten, die eine beschränkte Existenz mit sich bringt, ekelten mich an; — aber er ist die priesterliche, die Anstandsbede für das Alter, sanctionirt von Alters her durch die Vorurtheile der Welt, die das Weib nicht frei auf eigenen Füßen stehend, sondern nur als Zweiglein, aufgespröpft auf einen fremden Stamm, ehren und anerkennen will. — Ja sieh, wär' ich Dichterin, wär' ich reich, dann führt' ich ein Leben frei und herrlich wie Corinna; — doch was sage ich? Was war das Ende von Corinna's Herrlichkeit? Was war das Ziel ihrer Sehnsucht? Ein Heerd und die Liebe, die Treue eines Mannes. Was machte sie elend? Den Heerd und die Treue verlieren zu müssen. Das ist der beständige Refrain im Leben der Weiber, und darum haße

ich oft mich selbst, daß ich ein Weib bin und als ein Weib Ketten an den Füßen habe, während der Geist sich emporheben möchte der Sonne entgegen, wie ein Adler, mit kühnem Flug die Welt zu umkreisen! —

„Doch wie thöricht, mich wieder zu ereifern und über mein Loos zu klagen! Die Natur hat mich nun einmal dem Körper nach zu einem Weibe gemacht, und ich habe zuzusehen, wie ich mit dieser Rolle zurechtkomme; auch giebt es oft wieder Augenblicke der Befriedigung, wo ich um aller Welt Schätze nichts Anderes sein möchte, als eben ein Weib; — nur einen Afford möcht' ich mit dem Schicksal machen: daß es mich darum nicht ausschließen darf von den Schätzen des Wissens, der Erkenntniß, die der Männer Ruhm und Geheimniß sind. Ja, wenn ich in diese Geheimnisse eindringen könnte, dann erst wollt' ich mich recht glücklich fühlen; denn ich glaube, daß wir dann erst ganz fest und sicher werden, und nie mehr die Balance verlieren, wenn uns nichts mehr in der Welt dunkel und unverständlich ist, wenn wir über Allem stehn und darum durch nichts mehr verwirrt und beängstigt werden. Denn das ist eben der große Zauber mächtiger Geister, daß sie — nicht aus Trivialität, sondern mittelst der Wissenschaft, mittelst des Eindringens in die Tiefen der Welt und der Gottheit durch nichts mehr geschreckt und eingeschüchtert werden können, sondern mit Ruhe und Klarheit die Welt unter sich wissen und als Geisterkönige über dieselbe herrschen.“

„Sieh, ich will Dir's nur gestehn: ich müßte blind sein, und die Literatur der Neuzeit müßte spurlos an mir vorübergegangen sein, wenn ich nicht gemerkt hätte, daß

Die gebildete Welt unserer Tage auf einem andern Standpunkte steht, als in früheren Zeiten; daß Manches vor dem Prüffstein des menschlichen Geistes jetzt als unhaltbar zusammenfallen muß, woran man früher mit einfältigem Sinn und blindem Glauben festhielt. Auch die Religion möchte unter dem scharfen Messer der menschlichen Vernunft manchen Querschnitt zu erleiden haben; und ob ich mir gleich nicht genau darüber Rechenschaft geben kann, was innerhalb ihres Bereiches fallen muß und was stehen bleiben kann, so hab' ich doch das ganz bestimmte Gefühl, daß für mündige Geister Vieles unwesentlich wird, was dem großen Haufen noch als Popanz entgegengehalten werden muß, und es will mir nicht immer gelingen, ein unangenehmes Gefühl zu unterdrücken, wenn unsere christlichen Prediger uns immer an die Demuth, an die Selbstverleugnung, an Aufstichnehmen des Kreuzes mahnen wollen und dabei an jenen Kreuzestod unaufhörlich anknüpfen, der vor achtzehn hundert Jahren unter den Juden Statt gefunden hat. ¹¹ Auch wenn ich den Messias singe; — die Musik ist schön und macht den Eindruck wirklicher Erhebung, aber zu überzeugen vermochte sie mich noch nie. Es ist in all dem, in der christlichen Religion überhaupt ein schöner und tiefer Sinn, wenn man die Gedanken davon herauschält und sich einzeln zergliedert, und hierin hat gewiß Manches eine ewige Bedeutung; aber in dieser Ferne, mit dieser zwingenden, niederdrückenden Autorität kann unsere Zeit dieselbe nun und nimmermehr anerkennen.

„Ich rede über solche Punkte mit Niemand, denn aus den Zirkeln der großen Welt sind solche Fragen ja

längst ausgeschlossen. Mein Theim bringt die christliche Religion nie in den Mund, weder im Scherze, noch im Ernste, und in unserer guten Stadt ist man der Meinung, Frauen hätten in Dergleichen keine Stimme. Je mehr ich in mir zur Klarheit komme, je mehr beengt mich dieser Druck; aber dennoch weiß ich mich zu accommodiren und mache mir's zum Grundsatz, auch zu schweigen und nicht zu fragen. Der junge Doctor Schärtel — Du weißt, ich habe Dir früher einmal von ihm geschrieben — der, so geistreich und gelehrt er ist, in Bezug auf die Frauen auch in den nemlichen Vorurtheilen befangen ist, — oder vielmehr nicht Vorurtheilen, sondern abschließendem Hochmuth auf das Privilegium des Wissens für die Männer; — als ich diesen einst unbefangen fragte, was denn eigentlich die Resultate der modernen Philosophie seien, gab er mir nach einigem Zögern mit einem leisen Zug von Spott um den Mund zur Antwort: „Die Resultate? — Nun, die sind mit Einem Wort das Wissen.“ Ich wandte mich unwillig von ihm ab, und er, so artig er nach wie vorgehen mich war, brachte doch von jener Zeit an nur gar zu gern die feineren Grenzlinien zur Sprache, durch welche die Frauen von den Männern getrennt seien, wie diese Grenzlinien sich nicht bloß durch die äußere, sondern auch durch die innere Natur, durch Seele und Geist zögen, wie jede Ueberschreitung dieser Grenze sich auf irgend eine Art räche, wie die Frauen einen andern Wirkungskreis, andere Liebhabereien, andere Gefühle und andere Gedanken hätten, und wie die Verschmelzung daher nur bis auf einen gewissen Punkt gehn dürfte, u. s. w. Ich ließ diese feinen Stichelreden ruhig an mir vorübergehen

und sagte nur: er scheine schon traurige Erfahrungen mit starken Frauen gemacht zu haben, weil er ihnen so strenge Grenzen ziehe; und unbegreiflicher Weise wurde er durch dies Wort auf einen Augenblick sehr verlegen. Er soll früher und auf Reisen in Norddeutschland, wo er sich eine Zeit lang aufhielt, leichtsinnig gewesen sein, wovon man übrigens längst keine Spur mehr bei ihm vorfindet. Er ist im Gegentheil sehr solide und hat sich nun verheirathet. — Dies Dir zur Beruhigung für Deine fürsorgenden Gedanken, weil Du einst meintest, das wäre eine Partie für mich. Auch das Obige kann Dich völlig aufklären, daß hier keine Sympathieen, sondern Antipathieen vorherrschen. Zudem hat er — Du wirst lachen — blaue Augen, wie ich selbst, und das war nie mein Geschmack. Nein, mein Ideal — es ist immer noch in die Nacht meines Innern verschlossen und wird vielleicht immer da bleiben. Ja, Du magst mir's nun glauben, oder nicht, alle Verehrer, alle Anbeter, deren ich mich schon rühmen konnte — ich dachte mir schon oft die Möglichkeit, die Gattin eines derselben zu werden, und ich hätte mir's vielleicht gefallen lassen, wenn die Sache sich von selbst gemacht hätte; — aber wenn sie sich zerschlug, so empfand ich keinen Augenblick Kummer. Nur ein einziges Mal habe ich in ein paar Augen geschaut — —

„Doch ich wollte Dir ja noch von Schärtel und seiner Gattin sagen, die ich vor ein paar Tagen in einer Musikgesellschaft zum erstenmal sah. Du weißt, ich bin keine übertriebene Lobpreiserin der weiblichen Schönheit; aber ich bin auch nicht neidisch, wenn ich wirklich Ursache habe, eine solche anzuerkennen, und das ist denn hier der

Holl. Ich wüßte sie mit Niemanden aus meiner Bekanntschaft zu vergleichen. Ihr Gesicht hat einen sehr feinen Schnitt, und Augen hat sie! — ich könnte mich selbst in sie verlieben, da ich die dunkeln, tiefen Augen so sehr vorziehe. Dabei ist ihre Hautfarbe blendend, was ich auch besonders zu schätzen weiß. Sie ist immer umstellt von einem Troß junger Herren, die sie aus der Nähe und Ferne bewundern, und ihr Gemahl scheint selig in ihrem Besitz und sehr angenehm berührt von den allseitigen Cultigungen. Sie scheint nur Augen für den Gemahl zu haben. Doch mein Brief ist übermäßig lang geworden.“

Elisabet an Leonore.

„Wie lieblich, wie angenehm meine Tage verstreichen! Mittags oder Abends versammeln sich immer einige Freunde bei uns. Wir plaudern, treiben wohl auch Musik, gewöhnlich aber bringt Robert oder einer der Freunde ein Buch zum Vorlesen, das gelesen und kritisiert wird, wobei die Männer freilich oft scharf genug verfahren. Ich, die ich nur nach dem Eindruck urtheile, den es auf mich macht, und die Regeln der Kunst fast nirgends herausfinde, wenn es sich mir nicht durch liebevolles Eingehn in das Kunstwerk nach und nach von selbst aufschließt, habe da vielfache Gelegenheit, mein Urtheil zu kräftigen und auch das nach und nach genießbar zu finden, was mir bisher als meiner Gemüthsart nicht gerade zusagend verschlossen bleiben mußte. Oft streift freilich das Gespräch in höhere, mir ganz unzugängliche Sphären; doch scheinen sich die Männer

selbst hier mit einer gewissen Rücksicht auf mich und mein Erkenntnißvermögen auszudrücken, und ich kann nicht leugnen, daß, obgleich ich mich des völligen Verständnisses begebe, doch jener mir inwohnende unbestimmte Drang des Suchens und der Begierde zu lernen mich auch unwillkürlich auf solche Gespräche aufmerksam macht. Es ist Manches anders, Leonore, als ich vorher dachte und fürchtete. — Vor Allem aber — gestehe ich's doch nur selbst — ist Alles, worin Robert zu Hause ist, mir ein Gegenstand der liebevollen Aufmerksamkeit, und selbst der trockenste, mir unverständlichste Satz, aus seinem Munde kommend, weckt in mir ein Verlangen — nicht gerade nach Verständniß, aber doch nach einem Näherrücken dessen, was ihn so hoch interessirt. —

„Zwei Personen aus meinem neuern Bekanntenkreis muß ich Dir näher schildern. Die eine ist die Nichte des Präsidenten Frisch, heißt Mabelaine, hat beide Eltern verloren. Ihr Vater war Fabrikbesitzer im Elsaß, ihre Mutter eine Französin. Sie lebt unter angenehmen Verhältnissen, als große, stolze, gefeierte Schönheit, seit einer Reihe von Jahren bei ihrem Oheim. Es ist auffallend, daß sie nicht vermählt ist; aber sie soll mit Willen das Heirathen bis jetzt verschmäht haben. Sie ist wirklich eine herrliche Erscheinung, hat eine Figur, wie aus Marmor gehauen. Ihre Stirn ist hoch und stolz, das Auge klar und gebietend, der schmale Mund fest geschlossen. Der einzige Fehler möchte, da sie Blondine ist, ein nicht ganz weißer Teint sein. Wenn ihr Auge ruhig über den Kreis der Männer oder über die Gruppen der jüngeren Mädchen hinstreift, hat sie etwas Imponirendes. Kein Zug von

jener Sucht des Geschehensinwollens, des Sichhervorträngens. Mir ist jede ihrer Bewegungen sehr interessant, und ich gestehe, daß ich mich klein und gering neben ihr fühle, wie eine Schülerin ihrer Meisterin gegenüber. Sie muß ein großes Bewußtsein ihres Werthes haben. Wegen mich ist sie sehr zuvorkommend und scheint mich anzudeuten. Mich dünkt, das wolle bei ihr viel heißen, denn sie macht nicht viel Worte. Robert ist ihr nicht gewogen. Er sagt, er wolle ihr ihren Werth nicht streitig machen, ihre Erscheinung habe etwas Großartiges, aber ihm sei sie dennoch widerlich. Diesen Augen, dieser Stirne, ihrem ganzen Wesen mangle durchweg die Weiblichkeit. Ich kam bei der Vergleichung mit einem Strahlenkranze von Lobsprüchen weg, die ich natürlich aus dem Munde des Gatten als baare Münze nehmen durfte.

„Die Andere ist eine Schweizerin, die Frau eines Professors, die fast zu gleicher Zeit mit uns hier ankam. Sie scheint gar lieb und gutmüthig zu sein; doch gestehe ich Dir, ich fürchte, sie passe nicht ganz in unsere Verhältnisse, und das mag sie selbst fühlen. Sie ist ein Naturkind, in den Bergen geboren und mit diesen Bergen verwachsen, ausgezeichnete Hausfrau, reinlich bis zur Uebertreibung; wenigstens ich möchte nicht so wie sie meine Lebenszeit mit Putzen und Scheuern zubringen, und mir scheint auch, daß ihrem Gatten diese Sucht unangenehm ist. Was aber uns interessirt, Musik, Literatur, Gemälde, das Alles interessirt sie nur so weit, als sie es in Verbindung mit ihren Bergen bringen kann. Außer diesen ist die Welt todt für sie. Natürlich ist unter diesen Umständen auch das Heimweh das vorherrschende

Gefühl. Ich habe wahres Bedauern mit ihr, um so mehr, da mir scheint, ihr Gatte entfremde sich von ihr, fühle sich unglücklich. Ich spreche ihr daher immer zu und suche sie mit ihrem Loos auszuföhnen, das ja das glücklichste von der Welt sein könnte, wenn sie offene Augen dafür haben wollte.

„— Liebe Leonore! es gehört doch eine viel größere Umsicht und Thätigkeit, besonders mit dem Kopfe dazu, um ein Hauswesen so ganz gehörig zu leiten, und ich gedenke manchmal meiner lieben kleinen Freundin und wünsche mir ihre Nähe, ihren Rath, ihre Umsicht. Oft erschrecke ich auch vor dem Gedanken: würde dich wohl Leonore auslachen, wenn sie sähe, wie du dies und jenes so verkehrt angreiffst? Ich habe gewiß guten Willen, Leonore, und lerne gern, will mich die Mühe auch nicht verbrießen lassen, obgleich sie mir mehr Zeit und Gedanken einnimmt, als ich glaubte. Robert liebt einen gewissen Comfort, Alles gut und schmackhaft gekocht, und da fehlt es mir manchmal, und mein Mädchen ist leichtsinnig und giebt sich dabei die Miene, als könne sie Alles. Wenn Robert nicht zufrieden ist, so sagt er's nicht gerade, aber ich merke es doch; ist er aber zufrieden, dann bin ich auch so glücklich. Ja, daß ich Dir's nur gestehe: es ist mir oft ganz unbegreiflich und so rührend, daß der starke Mann mich und meine Sorge um ihn braucht, daß er gewissermaßen hülfbedürftig ist, daß ich es bin, die ihm das Leben angenehm machen kann, — die ihn so glücklich machen kann! daß sich sein ganzes Leben um mich dreht! Es ist dahinter etwas so Tiefes, viel mehr als man glaubt,

wenn man das Heirathen nur so mit oberflächlichem Sinne ansieht.

„Einer sonderbaren Erscheinung muß ich in diesen flüchtigen Blättern an Dich gedenken: eines Freundes meines Robert, der tolligsten Figur, die Du Dir denken kannst: kurz, dick, stämmig, Alles in die Breite gezogen; aber dieser Körper steht auf dünnen Füßen, und manchmal, — ich weiß nicht, thut er's aus Spaß, oder ist's eine Schwäche, — scheint es, als hinkte er. Auch sein Auge schielt manchmal, aber dies Alles schadet gar nicht; man ist der wunderlichen Figur gewogen, wenn man sie nur sieht. Er ist von sehr guter Familie, vertraute mir aber neulich mit geheimnißvoller Miene, er wäre am liebsten ein Bäckermeister geworden; denn einen Brodteig zu schaffen, habe er von jeher als die nützlichste und vergnüglichste Arbeit angesehen, und er beneide heute noch jeden Bäckerjungen. Ein Bäckermeister sei fertig auf den ganzen Tag, und habe doch etwas Rechtes geleistet, viele Menschen dürften sich alle Tage an seinen frischgebackenen Broden satt essen, und reeller Genuß, Wohlergehn und das Wachsthum der Menschheit ständen mit diesem herrlichen Handwerk im innigsten Verbande. Sein Vater aber hätte gemeint, es sei anständiger, wenn er an dem großen Gedankenteig, Weltweisheit genannt, mitkneten hülfe, und das sei eine so saure Arbeit, daß er jedesmal, wenn er mitten drin sei, stecken bleibe, und auf diese Weise noch kein einziges genießbares Pröbchen seiner Kunst zu Tage gefördert habe. Er bat mich sogleich um eine kleine Arbeit, und winket Garn u.

„Er trug mir sein „Wohlwollen“ an mit der Bemerkung, es sei „unschädlich“, denn eigentlich, fuhr er mit geheimnisvoller Miene fort, bin ich ein unterschiedsloser Geist, also mit jenem Geiste unmittelbar zusammenhängend, der Alles und Nichts ist. Robert J. B. ist ein ganzer Mann, und Sie, meine liebe Freundin, sind eine ganze Frau; aber ich bin eigentlich nichts von alle dem, und ich rühme mich dessen; denn gerade weil ich nichts Rechtes bin, bin ich Alles, bin eine Fuge, und daher das nützlichste und unnützte Stück zugleich auf der Welt. In jeder beliebigen Verlegenheit dürfen Sie sich also gestrost an mich wenden, denn wenn ich Ihnen auch nirgends Hülfe versprechen kann, — es wohnt in mir kein Fünkchen positive Kraft — so weiß ich doch immer den Blick zugleich nach Rechts und Links zu drehen, und wer sich daher hinter mich stellte, der darf sicher hoffen, durch alle Widersprüche mitten hindurch zu gehn.

„Ich danke ihm natürlich sehr für seine gnädige Protektion, und versprach ihm, diese an einen Nagel zu hängen und mein Zimmer damit zu zieren. Ich hätte zwar im Sinn, das schöne Schauspiel nie herunterzunehmen und durch den Gebrauch abzunutzen, denn ich fühlte mich vollkommen sicher unter der Protektion meines Vatten, aber ich wollte dasselbe doch am Nagel jederzeit ehren.“

Acht Tage später schrieb Madelaine:

„Mosa! Wie wunderbar! Vor acht Tagen, als ich Dir schrieb, ist der Magnet meines inneren Lebens noch

umhergefahren, wie auf einem von tobenden Wellen umhergejagten Schiffe zu geschehen pflegt, da weder der Magnet weiß, noch die Schiffer wissen, wo Norden ist. Jetzt steht der Magnet und weiß fest und klar nach seinem Punkte.

„Wenn Du mich nach diesem fragst: er lag längst in der Tiefe meiner Seele, und vor zwei Jahren ist er mir auch leidenschaftig entgegengetreten — weit weg von den Menschen, in einer Region, wo der Geist so weit und so frei wird, wie die Natur, die er anstaunt, wo er sich so groß fühlt, ja unendlich größer und erhabener, als diese Natur, obgleich man dem Leibe nach in seiner Kleinheit vor ihr zusammensinkt. Dort hat mein Auge Ihn gesehen; aber die Erscheinung ging vorüber, sie versank in Nacht, nur manchmal erhob sie sich dämmernd in meiner Seele — bis sie auf einmal wieder klar, leuchtend, bestimmt vor ihr aufgetaucht ist — — und ich habe gesehen in seinen Augen, aus jedem seiner Worte, daß eine unwiderstehliche Anziehung zwischen uns statt findet.“

„Aber ach, Rosa! Im Augenblick, da ich ihn gefunden habe, habe ich ihn auch wieder verloren! Gefunden und verloren! — Beides in Einem Augenblick! Willst Du weiter wissen? Ich kann nicht! Ich weiß nichts, als daß es mir oft scheint, es sei Morgendämmerung, oft wieder, es sei Abenddämmerung.“

Den andern Tag.

„Das Obige muß Dir unverständlich sein, und ich sage Dir daher mit wenigen einfachen Worten: Es ist ein Professor aus der Schweiz angekommen, den ich dort

bei zwei Jagden gesehen habe. Er machte damals großen Eindruck auf mich, und daß mein Bild in seiner Seele nicht erloschen war, das bewies seine Betroffenheit, als er auf der Straße gehend mit Schärtel mir begegnete. Ich habe ihn seitdem bei Schärtel's gesehen und gesprochen. Er ist ein großer ernster Mann mit tiefschwarzen Augen, ist seiner Philosophie mit Leib und Leben ergeben, und sein Entzücken, als ich einige Worte, einige Fragen hinwarf, ließ mich schließen, daß er gern, gern mein Lehrmeister würde.

„Aber — dieser Mann ist verheirathet und hat schon ein dreijähriges Söhnlein, ein liebliches Kind, aus dem die Augen des Vaters herausleuchten. Seine Frau ist eine Schweizerin, aber mir scheint sie ganz gewöhnlich, nichts als gute Hausfrau. Der Mann scheint nicht befrachtet. Sie hat starkes Heimweh. Natürlich! Eine Schweizerin kann sich nirgends angewöhnen. Leb' wohl!“

„Robert!“ sagte eines Tages Elisabet.

„Elisabet!“ sagte Robert —

„Sag' mir doch einmal: gehn denn Philosophie und Theologie weit aus einander?“

Robert spitzte die Ohren, setzte sich neben die Wartin und sagte: „Wir wollen uns diese Fragen näher ansehen, und somit möchte Robert von Elisabet hören, was sie wohl für einen Unterschied zwischen einem Theologen und einem Philosophen findet.“

„Nun also, die Philosophen sollen denken, Alles in Begriffe fassen; — müssen das die Theologen auch?“

„Denken, in Begriffe fassen — ja, das sollen sie meines Wissens thun.“

„Aber führt denn das Denken nicht auf Abwege?“

„Woher weißt du das, Elisabeth? führte dich schon dein Denken auf Abwege?“ fragte Robert neugierig.

„Ach nein,“ sagte Elisabeth etwas verlegen, „aber ich weiß doch, daß die Menschen, die nur dem Kopfe folgen, von der Bibel abgezogen werden.“

„Warum wohl, Elisabeth, werden sie von der Bibel abgezogen?“

„Nun, weil dort Manches steht, was, wenn man es nur so mit gemeinem Sinne betrachtet, man nicht ganz reimen kann.“

„Ei, das ist mir ganz nagelneu,“ rief Robert, „daß es in der Bibel Dinge geben soll, die Elisabeth's gemeiner Sinn nicht ganz soll reimen können! und ich wünschte, daß sie mich eines Nähern hierüber belehrte.“

„Ach geh, geh!“ sagte Elisabeth, „ich weiß wohl, daß du hierüber besser Bescheid zu geben weißt als ich, und daß du nicht so unschuldig bist, als du dich stellst. Auch weiß ich wohl, daß in der Welt viel Unglauben herrscht.“

„Du glaubst also, daß die Theologen keine Philosophen sein dürfen, weil das Denken von der Bibel abzieht? — Warum aber, Elisabeth, hast du denn einen Philosophen zum Gatten gewählt, wenn du das Denken für unverträglich mit der Bibel hältst? Hast du mit diesem Akte nicht der Bibel Valet gesagt? — nicht einen Bund mit dem Denken gegen die Bibel geschlossen?“

23) Elisabeth machte ein ernsthaftes Gesicht, und ihrem Gatten gerade in die Augen schauend, sagte sie: „Nein, Robert, das hab' ich nicht. Ich glaube gewiß, daß nur in der heiligen Schrift der Grund zu unserer Seligkeit zu finden ist; und wenn mir auch im Einzelnen Manches dunkel ist, das Ganze ist so schön und herrlich, daß es mich immer wunderbar bewegt, wenn ich das Wort Gottes aufschlage. Ich glaube, daß in Leiden und Trübsalen nichts, gar nichts als die Schrift uns trösten kann. Es würde mich schmerzen, wenn du anders von ihr dächtest; und obgleich du mich schon früher einmal über diese Sache beruhigt hast, so weiß ich doch nicht recht, wie du eigentlich denkst.“

„Sieh', Elisabeth,“ sagte ihr Gatte in ernster Freundlichkeit; „ich erwartete von dir eine solche Antwort und solche Frage, und schraubte dich nur deshalb, um einen gewissen Conflict, der, dir selbst unbewußt, in dir selbst lag, etwas mehr zum Bewußtsein zu bringen. Du hast nemlich ganz Recht, wenn du sagst, daß, wer dem Denken folge, sich von der Bibel entfernen müsse; dem gemeinen Menschenverstand ist Manches, was sie enthält, ein Anstoß, und dieser gemeine Menschenverstand hat denn auch, wie die Weltgeschichte und die geistigen Revolutionen in der Welt zur Genüge ausweisen, sein Recht, sich geltend zu machen, der Bibel gegenüber behauptet und hat gewaltig in ihren Eingeweiden gewühlt. Eben die Philosophie, die es mit dem Denken zu thun hat und Alles in Begriffe fassen soll, fassen muß, kann auch des gemeinen Menschenverstandes nicht entbehren, sie hat ihm als einem berechtigten Rechnung zu tragen; aber indem

ße seinem einseitigen Interesse die Forderung des höheren Denkens entgegenstellt, geht sie zugleich über ihn hinaus. Auch die Theologie muß als Wissenschaft dem gemeinen Menschenverstand, wie er sich im Rationalismus geltend machte, eine Berechtigung zuerkennen. Derselbe hat zwar seine Stätte nur im Trennen und Auflösen einseitiger Bestimmungen, er schieb das vor der Vernunft Unhaltbare aus, konnte aber den inneren Zusammenhang und den tieferen Sinn der religiösen Wahrheit nicht finden; das war der spekulativen Weltansicht vorbehalten, die den Verstand als Dienerin gelten läßt, aber in Einheit mit dem göttlichen Geiste doch weit über ihn hinausgeht und ausschreibend doch auch zugleich wieder sammelt. Es gehört überhaupt zum Wesen des in der Welt wirkenden und webenden Geistes Gottes, daß er nichts in der Welt ausschließt, sondern alle Gegensätze und alle scheinbaren Widersprüche in sich aufnimmt und in höherer Weise ausgleicht. Es ist Alles in der Welt in einem inneren Zusammenhang, nichts kommt von ungefähr, und das ist eben die siegende Macht der Wahrheit, daß sie aus jeder Verhüllung, aus jeder scheinbaren Niederlage nur um so glänzender wieder hervortritt, daß Alles ihr dienen muß, und sie daher auch den Unglauben und Irrthum nicht zu scheuen hat; sie ist im Gegentheil so lange noch nicht vollkommen entwickelt, als sich der Unglaube ihr gegenüber noch geltend machen kann, feiert aber da ihren höchsten Triumph, wo sie als die reinste geistige Macht alle Gegensätze in sich vermittelt weiß; und hier ist auch der Punkt der Versöhnung zwischen Glauben und Wissen, Theologie und Philosophie." 1.

Elisabet hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört und sagte nach einer Pause: „Du hast hier wunderliche Worte ausgesprochen, und ich wünsche, daß ich in der Erkenntniß weiter wäre, um sie besser verstehen und würdigen zu können; namentlich ist es mir unklar, wie die Theologie auch den Unglauben als einen Bestandtheil der Wahrheit anerkennen, und dabei doch die alte bleiben, Wissenschaft vom Glauben sein kann.“

„Nun ja, die alte bleibt sie freilich nicht, soll es auch nicht bleiben. Aber auch bei verschiedenen Formen kann der Inhalt im Wesentlichen derselbe sein. Der Geist offenbart sich der Menschheit in immer reinerer und geistiger Weise. Die Theologie ist nicht selbst der Glaube, sondern die Wissenschaft vom Glauben, und muß das begriffsmäßig erkennen, was der Glaube in unmittelbarer Form als Wahrheit hat; aber das ist eben die unverwundliche Natur der Wahrheit, daß sie, sie mag unter den verschiedensten Formen auftreten, die größten Umwege machen, dem Inhalt nach dennoch immer wieder dieselbe bleibt. So hat auch die Wissenschaft aus der Entfremdung sich wieder mit dem Glauben zusammengefunden und erkennt das als wahr an, was dieser in seiner kindlichen Einfalt festhielt. Nur die Schale hat sich ihr abgelöst —“

„Doch, Elisabet!“ unterbrach er sich plötzlich, „ich wünsche keinen Philosophen aus dir zu bilden, und das, was ich dir hier sage, sage ich weniger, um dich aufzuklären, als um dir Glauben an mein Wissen und Vertrauen zu meinem Glauben beizubringen. Es ist mein Wunsch,“ fuhr er freundlich fort, „daß du über solche Dinge nicht viel grübelst, daß du die einfache Wahrheit

der Bibel hinnehmest und sehn lässest, wie sie steht. Du hast darin das Wahre, hast das in der Form des Glaubens, was ich in der Form des Wissens habe, und wir kommen in höherer Weise immer wieder zusammen, wenn auch unsere Wege sich manchmal zu trennen scheinen. Ich bin nun einmal der Meinung, daß sich für Frauen der Begriff eben so wenig paßt, als für die Männer die Nadel. — Wie kommst du eigentlich auf diese Fragen?"

"Ein von dir neulich hingeworfenes Wort: daß die Frauen eigentlich katholisch sein sollten, machte mir Skrupel."

"Nun, dies warf ich im Scherz hin; es hat aber eigentlich doch einen Sinn; denn der Protestantismus hat nicht mehr einen ganz unmittelbaren, sondern schon einen reflectirten Glauben, und eine Protestantin steht somit schon mit einem Fuße in der Reflexion. Nun bleibe immerhin mit einem Fuße darin stehn, hüte dich aber, auch den andern hineinzuwerfen!"

Madelaine an Rosa.

"Der Professor ist der Sohn des innigsten Jugendfreundes meines Oheims. Dieser hat ihn mit einer Herzlichkeit aufgenommen, die mich staunen machte, ja, gestehe ich Dir's, mein Herz in eine zitternde Bewegung brachte. Die Unterhaltung dieses Mannes hat für mich ein Interesse, mit dem ich kein anderes zu vergleichen wüßte."

"Du wirst das nun gefährlich finden und mir in Deinem nächsten Briefe eine schöne Warnungspredigt

schiden. Aber sei ganz ruhig! Du weißt, ich bin stark und kann über eine augenblickliche Schwäche, die Du etwa in der „zitternden Bewegung“ finden möchtest, schnell Herr werden. Auch hatte diese keinen andern Grund, als die Freude, daß der schalichste Wunsch meines Lebens mir nun erfüllt werden soll; denn diese Freundschaft will ich mir zu Ruhe machen und mir über das endlich bestimmten Aufschluß verschaffen, was mich so lange bewegt. — Du weißt, mein Cousin Eberhard, der lantige Zwerg, — der Schelm ist nicht dumm, er hat seine Lücke hinter den Ohren; — aber er ist mein völliger Antipode und machte sich bisher immer ein Vergnügen daraus, meine wissenschaftliche Neugierde anzuloden und dann in der Irre umherzuführen, und je mehr ich tappte und nach Licht verlangte, um so lustiger dünkte es ihn, und seine Grimassen wurden oft so scheußlich, daß ich einmal, den Knoten gewaltsam zerhauend, ihm eine Maulschelle gab. Ich erschrak selbst über meiner That, aber ihn brachte auch dies nicht aus der Fassung. Er machte mir ein tiefes Compliment und sagte: Ich nehme die Maulschelle an als wohlverdiente Belohnung dafür, daß ich den Mann, der in diesem erhabenen weiblichen Körper steckt, zur Hälfte aufgeweckt habe; ich will mich aber nun hüten, den Mann ganz zu wecken, denn alledann könnte die Belohnung so weit gehn, daß er mich mit Haut und Haar verschlänge. Ich sagte ihm zwar tröstend, es hätte keine Gefahr, mir würde zu sehr an ihm ekeln; aber er meinte doch, das Wagestück sei von nun an allzu gefährlich, und es war keine Hoffnung für mich, von ihm irgend Licht zu erlangen.

„Nun aber ist meine Lebenssonne am Horizont aufgegangen, und mit ihr wird auch völlige Klarheit in mein Inneres bringen. Ja, ich freue mich, daß es ihm aufbehalten war, mir den so großen Schatz bringen zu dürfen, denn wir fühlen uns immer zum Dank verpflichtet gegen Jeden, der uns einen Schatz bringt; und wem danke ich lieber als ihm?“

Sechs Tage später.

„Richtig! Wie ich vermuthete! Ein ganzer Brief voll Warnungen, voll Ermahnungen, voll Bitten! — Ei, Du holde Tugendwächterin! Was siehst Du für Nachtschatten am hellen, lichten Tage! Reibe Deine Augen aus und erkenne, daß es Morgen ist, schöner, heller Morgen! Und auch Du darfst, wenn Du willst, Dich aufmachen und in seinem Glanze wandeln lernen. Doch vor Allem zu Deinen Sorgen. Sage mir einmal, — Du kennst mich nun schon lange — welchen Eindruck machte Dir mein Wesen: — den der Stärke oder den der Schwäche? Um welcher Eigenschaften willen liebtest Du mich? Ganz aufrichtig die Hand aufs Herz! — Nun, die Antwort lese ich durch alle Entfernung hindurch aus Deinem Herzen heraus, denn Du sagtest oft: Ach, daß ich so stark und so kalt und so groß wäre wie du! mein Herz ist so heiß! — Nun, glaubst Du denn, das Alles sei auf Einmal verschwunden? diese Stärke habe mich auf Einmal verlassen? — Um so mehr, da ich ja weiß und wohl im Auge behalte, wie die Verhältnisse sind, da ich weiß, daß keine Hoffnung ist, den mir allerdings sehr theuern Freund auf eine andere Art zu besitzen, als im Reiche der Geister.

In den Strömungen dieser Welt aber haben wir uns
als verwandte Geister gefunden, und da will ich mir
denn auch meinen Besitz nicht schmälern, nicht entreißen,
nicht daran mäkeln lassen; das wäre Alles ganz vergeb-
liche Mühe, darum versuch' es auch nicht weiter. Du
machst mich darauf aufmerksam, daß ich Dir früher eine
feste Existenz, den Namen einer Frau als mir wünschens-
werth geschildert hätte und meinst darin das Gefährliche,
das mich jetzt fortreißen könnte, zu finden. Aber auch
darin betrügst Du Dich. Du vergiffest, daß ich damals
die Philosophie noch nicht kannte, den festen, sicheren Halt
noch nicht hatte, der mir jetzt in mir selber sich aufstellt.
Auch Corinna war nur Dichterin, keine Philosophin; sie
wusste nicht, daß das Geheimniß der Gottheit ganz und
voll in ihr selbst wohne; hätte sie das gewußt, so wäre
gewiß auch sie stärker gewesen. Ja, Rosa, ich sage Dir,
es ist schön, im Lichte zu wandeln, alle Schlacken des
Irrthums, alle Finsterniß vor sich niederfallen zu sehen,
wie die Nebel vor der Sonne! Das, was Du vorher
hassen mußt, weil Du es, so wie es sich Dir auf-
drängte, nicht annehmen konntest, das wird Dir jetzt lieb
und werth, weil Du die äußere Schale davon abschälen
kannst, und der innere Kern Dir als holde, genießbare
Frucht sich darbietet. So ist's fast mit allen Erzählungen
der Bibel. Sie sind wahr, aber nicht so, wie sie ge-
geben sind; nur der ideale Sinn bleibt stehn, das Äußere,
die Erzählung selbst, fällt in Nichts zusammen oder hat
nur eine ganz unbedeutende historische Grundlage, die erst
durch die Volksage zu jener Gestalt umgebildet wurde. Ach,
das löst sich so wunderbar ab, fällt blickartig erleuchtend

in unser Inneres, und wir fühlen uns so stark, — getrieben, gespornt, wir möchten unser Wissen von den Dächern predigen —

Nach zwei Tagen.

„Rosa! weißt Du, was Gott ist? Nicht wahr, Du denkst Dir immer auch noch einen Mann, der über Deinem Leben wacht und Dich behütet? Das Alles ist eitel Dunst, — Kinder Glaube. Gott ist nichts Anderes, als der Inbegriff aller wesentlichen und sittlichen Wahrheiten und Gesetze, eine Idee, die eben in der Zusammenfassung aller Ideen die absolute ist. Diese Idee ist aber nicht, ist leer, todt ohne die Welt; — in ihr widelt sie sich aus sich heraus, zuerst in der geistlosen Natur, wo sie außer sich ist, dann im Reich des Geistes, im Menscheng Geist, in der Geschichte, wo sie sich wiederfindet und mit sich zusammenschließt. Zuerst wird das Göttliche, das Unendliche noch als ein über der Welt Stehendes, als ein Jenseitiges erkannt, dabei aber doch als das allein Wirkliche angesehen, so daß das Menschliche ganz davon erdrückt wird und nicht zu seinem Recht kommen kann. Das ist der orientalische Standpunkt. Aber das Endliche, Menschliche, welches auch sein Recht will, macht sich frei, bildet sich seine Götter menschlich und schafft eine Welt der schönen, freien Sinnlichkeit und des freien Gedankens, worin das Göttliche zuletzt untergeht. Das ist der abendländische Standpunkt, der der Griechen und Römer. Jetzt wendet sich der Geist wieder zurück zum morgenländischen, indem er die Versöhnung nur in der Einheit beider, in der Einheit des göttlichen und menschlichen

Geistes weiß, welche er in einem einzigen Menschen, in Jesu, als vollzogen sich denkt und anschaut, die übrige Menschheit aber davon ausgeschlossen sein läßt. Aber seitdem ging die Vertiefung des Geistes in sich selbst immer fort, so daß er, der göttliche, aus seiner Jenseitigkeit einkehrte in's Diesseits, der menschliche sich selbst begriffen hat als den göttlichen, und also das rein Menschliche auch das Göttliche, und umgekehrt das Göttliche nichts Anderes ist, als eben das wahrhaft Menschliche. Das ist der moderne Standpunkt.

„In diesen wenigen Sätzen habe ich Dir das ganze Geheimniß der Welt geoffenbart. Ob Du es freilich so ganz wirst fassen können, ist eine andere Frage. Mir hat es wie ein Lichtstrom meinen Geist erleuchtet. Wie befruchtender Regen ist es auf das dürre Erdreich meiner Seele gefallen, und nun ist mir's erst, als fange ich an zu leben; ich trinke das Göttergefühl in durstigen Zügen.

„Es ist wunderbar: unser Doctor Schärtel hat die Maxime, seiner Frau diese Weisheit vorzuenthalten, ihrer Vorstellung den persönlichen Gott stehn zu lassen; er ist der Ueberzeugung, daß es doch gewisse Lagen im menschlichen Leben geben könne, wo ein ächtes Weib den Glauben an eine persönliche Göttlichkeit nothwendig hätte, und er geht daher zart genug mit ihr um, umkleidet und umschreibt, wo er zu einem Bekenntniß getrieben wird. Ich könnte oft laut auflachen ob diesem Spiel. — Nein, da lob' ich mir das Männermark, das durch meinen Geist zieht. Nein Geheimniß, das ich nicht aufdecken, kein

Hintergrund, den ich nicht in den Vordergrund ziehen konnte: das ist meine Lösung!

„Die Frau Professorin Fischmann muß ich Dir auch einmal beschreiben. Sie hat frische schwarze Augen, wie eine Kirsche, und das ist das einzige Hübsche an ihr. Eine Nase nicht klein. Auch der Mund ist etwas aufgeworfen, der Teint aber frisch; ihre Figur markig. Sie hätte ein herrliches Bauernweib gegeben, über Knechte und Mägde gebieten können. Sie ist aus Interlaken, und wenn man sie an ihre Heimath erinnert, wird sie voll Leben, endet aber oft mit Thränen. Da ich sonst nichts mit ihr zu reden weiß, so bringe ich gewöhnlich unwillkürlich das Gespräch auf ihre Berge und ihre frischen, grünen Matten. Ich bin darum eine Art Liebling von ihr geworden, so schmerzliche Wunden ich ihr aufreißte. Dies mag übrigens auch daher kommen, weil ihr Kleines mir sehr hold ist, dem meine Bonbons besonders zusagen. Ein wahrer Spas ist es, sie in gebildeter Unterhaltung zu hören. Sie kann hochdeutsch reden und sich ziemlich gut ausdrücken. Wenn sie aber mit ihrem Kinde oder ihrer Magd spricht, — mag gegenwärtig sein, wer will — verzerrt sich ihr Mund zu den rauhen Kehlaugen des Schweizerdeutsch; und dies scheint dem Vatten unangenehm, der seinen Kleinen an bessere Sprache gewöhnen möchte. — Er glaubte sich neulich bei mir über diese seine frühere Wahl entschuldigen zu müssen; er sprach von seinem damaligen gedrückten Gemüthszustand, und daß eigentlich Dankbarkeit der Wahl zu Grunde gelegen habe. Der arme edle Mann! Er dauert mich. Er scheint nicht glücklich.“

Zwei Tage später.

„Die ganze Welt sieht anders aus, Rosa, wenn man in's lichte Reich der Freiheit hindurchgedrungen ist. Poesie, ach wie fällt mir's gleich Schuppen von den Augen; wie sind die Geispenster, die absoluten Gegensätze von Gut und Böse verschwunden!“ Ich sehe so klar und deutlich, wie Alles, jede Kraft in der Welt, weil sie ihre Wurzel im Göttlichen hat, von vornherein gut ist, wie sie aber heraustretend aus ihrem Grunde, sich selbstständig auf eigene Füße stellend, zunächst für sich wirkt, selbstliche Zwecke verfolgt, die aber alle in höherer Weise wieder aufgehoben werden und weil sie nothwendig sind, sich einfügen in's große Ganze, in den Weltenplan, der durch die Gegensätze hindurch im dunkeln Drange zu seinem Ziel kommt. Das Böse ist daher nur ein scheinbar Böses, im höheren Sinne ist es wieder gut, weil nothwendig und mit der Wurzel im Göttlichen stehend. Begreiffst Du das, Rosa? Wenn Du es nicht begreiffst, wenn es Dir nicht wie Blitze Dein Inneres erleuchtet, so bist Du noch ein Kind, steckst noch im Aberglauben; auf Deinen Augen liegt dann noch die Decke.

„Ach, wie danke ich meinem ersten Freunde, daß er mir die Decke hinweggenommen hat! Der theure Mann! Er gestand mir, um die Stunde, da er hoffen dürfe, mich zu sehen, mich zu belehren, — um diese Stunde drehe sich sein Leben. Ach, er hat außerdem auch so wenig Freude! Mein Mädchen erzählte mir, daß es manchen Auftritt gebe zwischen ihm und seiner Frau, die für nichts Sinn hat, als für's Puzen und Scheuern, und ihn oft

quält und stört in seinen Studien, um dieser Narrheit im ausgebehntesten Sinne genug zu thun. Und eben weil sie zu viel puht, ist's doch nie ausgeräumt. Dabei soll sie oft klagen und weinen. Alles, was ihr fremd vorkommt hier zu Lande, ist ihr ein Anstoß. Es sollte eben Alles sein, wie in der Heimath. Elisabeth, — ich ärgerte mich schon oft, mit welcher Beharrlichkeit diese die Schweizer Bäuerin ermahnt, all das Schöne und Liebe und Gute, das sie hier habe, doch nicht gering zu achten, doch offene Augen für all das zu behalten; es sei ja zu ihrem eigenen Unglück, wenn sie es verlasse, und so fort, — als ob nicht eben darin, daß sie es verkennt, die sicherste Bürgschaft läge, daß ihre Natur gar nicht dazu gemacht ist, es zu erkennen, es schätzen zu können. Sie konnte es nie, wird es nie können. Wie sollte auch dieses Weib diesen Mann schätzen können? — Nein! und daß sie es nicht kann, ist mein einziger Trost. Mag sie ein Weib heißen! Sein Geist, seine Seele gehört mir, und ich will sie mit Niemanden theilen.“

Vierzehntes Capitel.

Die Wohnung Schärtel's wurde gewöhnlich von den Andern heimgesucht, wenn sie einen gemüthlichen Ort wünschten, wo sich Alles heimisch fühlen konnte. Und das hatte seine Ursachen. Für's Erste war die Wohnung selbst sehr lieblich gelegen mit Aussicht in's Freie, während die Uebrigen meist Stadtwohnungen hatten. Zweitens war die Hausfrau eine so liebliche Erscheinung, daß es Jedem in ihrer Nähe wohl ward; und das eheliche Verhältniß zwischen ihr und ihrem Gatten war so ansprechend, der junge Doctor immer heiter, harmlos witzig, geistreich unterhaltend, daß eine ganz eigene, angenehme Atmosphäre in dem Hause herrschte, das auch äußerlich mit einem Comfort ausgestattet war, wie er nur in jungen, frischen Haushaltungen gefunden wird, wo Alles so modern als möglich und so bequem als möglich ist.

Wissenschaftliche Gespräche waren gewöhnlich an solchen Abenden ausgeschlossen, wenn man sich nämlich in Elisabet's Gesellschaftszimmer versammelte; für die Wissenschaft als solche hatte Robert ein für allemal sein Studierzimmer bestimmt.

Sehr oft wurde vorgelesen, und da die Kunst des geistreichen Vortrags Niemand besser verstand, als unser

junge Doctor, der eine ganze Bühne repräsentiren konnte, so wurde das Lectoramt gewöhnlich ihm zugetheilt. Man sprach darüber, man kritisirte, man lachte, und Jeder gab gern aus seinem Lebenskreise, aus seinen Erinnerungen auch irgend eine Anekdote, einen Zug, erhaben oder komisch, wodurch diese Abende einen ganz eigenthümlichen Reiz bekamen. Elisabeth zog besonders die Schweizerin heran. Sie sah wohl, daß es der guten Frau nicht heimisch war in den neuen Verhältnissen, sie sah den gedrückten Gemüthszustand des Professors, der sich aus diesem Uebelstand immer deutlicher ergab; — Elisabeth meinte wenigstens, nur die Ungeduld der Frau sei Schuld an der üblen Laune des Vatten. Sie suchte ihr Geschmack an der Literatur beizubringen, und sie hielt dies darum für keine Unmöglichkeit, da Eusette (so hieß jene) doch nicht ganz ungebildet war, und als junges Mädchen einige Jahre in einer französischen Pension zugebracht hatte. Diese Eusette kam eines Abends einer Aufforderung Elisabeth's nach, und erschien als Berner Oberländerin in der Gesellschaft. Eberhard setzte sich sogleich an's Clavier und spielte den Ruhreigen. Alle unbefangenen Zuschauer waren entzückt, sowohl von der herrlichen Tracht als von der vortheilhaften Hebung der ganzen Gestalt der Schweizerin durch dieselbe. Das Gewand war von schwerem Seidenstoff, die Bänder und Verzierungen von schwarzem Seidensammet, wozu die Silberketten, die den Ärmeln unter dem Arm schlossen, und eine schwere gleichartige um den Leib sich gar vortheilhaft ausnahmen. Das schwarze Hütchen mit der Feder saß reizend zu dem frischen Gesicht und den lebhaften schwarzen Augen. Jeder

mußte sich gestehen, daß sie eine hübsche Bäuerin wäre, und Madelaine säumte nicht, dieses Lob sehr anerkennend auszusprechen. Sie machte aufmerksam, wie schade es wäre, wenn die französische Kleidung in jenen herrlichen Thälern zwischen jenen Bergen einst diese einzig schöne Tracht verdrängen sollte, und bemerkte dabei, daß, wie es Trachten gebe, die für gewisse Gegenden und gewisse Völker eigens geschaffen, gleichsam aus ihnen herausgeboren seien, so gebe es auch Gestalten, die nur für diese Gegenden und nur für diese Tracht geschaffen seien. Verpflanzung in fremde Regionen sei immer gewagt. Elisabeth wurde von dieser Bemerkung nicht angenehm berührt, obgleich sie ihr im Herzen nicht ganz widersprechen konnte. Sie beobachtete den Professor, der in schmerzliches Sinnen verloren dasaß und endlich darauf aufmerksam machte, wie der Mensch eigentlich immer nur das sei, was seine Umgebung aus ihm mache. Wenn er nicht durch irgend eine Vorausbedingung in seiner Gemüthsrichtung bestimmt sei, oder oft auch gerade durch diese Vorausbedingung, wirken immer die Eindrücke von Außen überwältigend auf ihn ein. Er wisse aus eigener Erfahrung, wie aus der Erfahrung Anderer, daß man nach zehn Jahren sich eigentlich in all seinen Begriffen, Lebensanschauungen und Sympathieen förmlich umgedreht haben könne, so daß man mit Staunen auf seine Vergangenheit zurückschaue und kaum mehr begreife, wie dieser, wie jener Eindruck Geist und Gemüth habe fesseln können.

„Wo wäre aber dann eine Garantie dafür,“ fragte Elisabeth ernst, „daß auf dem unsichern Lebensmeer alle

menschtlichen Beziehungen, alle Sympathien, alle theuern Bande sich nicht ebenso wieder loderten, wie sie sich geknüpft haben?"

„Das ist nur bei den Gelehrten der Fall,“ sagte die Schweizerin lächelnd, „die zu viel denken und sich durch das Denken zu sehr drehen. Bei uns zu Lande denkt man nicht so viel und dreht sich daher nicht so arg. Man lebt nach zehn Jahren, wie man heute gelebt hat, und dadurch hat man Frieden und ist immer fröhlich.“

„O nicht doch!“ rief Robert, „eure Schweizerbursche sind auch modernisirt, ganz anders als vor zehn und zwanzig Jahren, und wieder in zehn und zwanzig Jahren werden sie wieder anders sein, denn jezt. Ich möchte übrigens meinen lieben Freund aufmerksam machen, daß doch jeder Mensch seinen besondern Charakter hat, und daß dieser Charakter derselbe bleibt, wenn auch alle äußern Verhältnisse sich drehen.“

Eberhard sagte: „Du hast Unrecht und der Professor hat Recht: unsere modernen Helden sind keine Charaktere mehr; sie drehen sich mit den Verhältnissen.“

„Das sollst du mir beweisen, junger Herr!“ sagte unser Robert leise, aber grimmig.

„Das will ich dir beweisen, junger Herr!“ versetzte der Nürrische leise, aber freundlich.

„Und ich will dir das Gegentheil beweisen!“

„Gut, dann beweisen wir Beide einander das Gegentheil und Beide behalten wir Recht. — Aber wer zulezt lacht, lacht am besten.“

Während dieses Seitengesprächs sehten auch die Andern ihren Disput fort.

„Frau Professorin Fischmann scheint das Denken als einen Fehler anzusehen,“ sagte Madelaine. „Nun wird ihr zwar Niemand zumuthen, für sich selbst das Denken zu adeptiren; aber als die Gattin eines Professors der Philosophie möchte sie doch etwas zu weit gegangen sein, das, was ihres Gatten höchste Stärke ist, als einen Fehler zu rügen.“

„Aber Frau Professorin Fischmann rügte nur das „Drehen,“ nicht das Denken zunächst,“ sagte Elisabeth schnell. „Sie suchte nur eine Ursache für das Sichdrehen und wollte sie im Denken finden.“

„Gleichviel!“ erwiderte Madelaine, „es kann Niemanden, der den Werth des menschlichen Denkens ermessen kann, einfallen, zu glauben, daß dieses Sichdrehen ein Schade sei; denn was der Gedanke dreht, das bringt er zugleich auf eine höhere Stufe der Erkenntniß, und dies ist immer ein Gewinn für den Menschen selbst, wenn auch manchmal die niederen Beziehungen oder Sympathien darunter leiden sollten.“

Der Professor sah Madelaine mit einem strahlenden Blick an; reden mochte er nicht, sein Herz war voll.

Eberhard griff in die Tasten und spielte: „Auf'm Bergli bin i g'sesse u. s. w.“ Elisabeth sang das Liedchen, das die Schweizerin wieder fröhlich stimmte. Es wurde noch manches Schweizerlied gesungen. Robert sprach von der reizenden Wirkung der Vermummungen, sie übten immer eine gewisse Gewalt über die Einbildungskraft; ja ihn haben diese Tracht und diese Liedchen wieder ganz unmittelbar an den Fuß der Jungfrau geführt, und die herrlichen Berge, die er an einem herrlichen Herbstabend

gesehen, seien vor seiner Seele aufgestiegen. Wie elektrisirt sprang bei diesen Worten der Professor auf und umarmte unsern Philosophen, der ihm verwundert in's Angesicht schaute und nach dem eben beschriebenen Vorgange dieses Betragen sich nicht erklären konnte. Der Professor gab aber keine eigentliche Erklärung, er sagte nur: „Ach, du hast ein herrliches Bild in meiner Seele aufgerufen!“ Madelaine's Lächeln beachtete Niemand. Die Schweizerin war in Primathgedanken ganz aufgelöst, und Robert erwähnte mancher Verkleidungen, deren Zeuge er schon gewesen war.

Unter Anderm gedachte er einer außerordentlich schönen Erscheinung in Rom beim Carneval, wo auf einer großen Terrasse eine Künstlerversammlung eine Gruppe aus dem Olymp darstellte. Mars, Vulkan und Andere, besonders aber Jupiter und Gahymed seien fast unübertrefflich schöne Gestalten gewesen. „Den Jupiter machte ein deutscher Künstler, eine schöne, erhabene Figur mit herrlichem, würdevollem Ausdruck, und den Ganymed ein Jüngling von etwa 18 Jahren, den man mir ebenfalls als einen deutschen Künstler bezeichnete; ich habe denselben auch später mehrmals gesehen und ein waderes, aufstrebendes Talent in ihm gefunden. Die persönliche Erscheinung dieses Jünglings,“ fuhr der Doctor, in träumendes Sinnen verloren, fort, „hat mich so außerordentlich angezogen, wie noch selten eine menschliche Gestalt, — natürlich mein Weib Elisabeth von vornherein ausgenommen.“

„Nun gut, daß dieser Nachsatz kommt,“ sagte Elisabeth lächelnd, „sonst wäre ich eifersüchtig geworden.“

„Ja wirklich, du hättest Ursache; es war reines Schönheitsgefühl, das mich für ihn begeisterte. Er hatte,“ fuhr der Doctor fort, „damals ein Tricotgewand an, über dem ein leichtes, kurzes Röckchen von glänzendem, silberartigem Stoffe die ganze unvergleichlich schöne Figur noch mehr hob, als verdeckte. Dieser Junge war so gewandt, sein Gang war so leicht, jeder Schritt war ein Tanz, und seine phrygische Mühe warf er mit einer Grazie in die Luft! Sein Gesicht war so lachend, die herrlichen, braunen Locken umwogten dieses Gesicht so lieblich, daß noch lange nachher, wenn ich dieser Erscheinung gedachte, mein Herz warm aufwallte; ja, heute noch ist sie eins meiner löstlichsten Bilder aus Rom. Das Verhältniß zwischen Jupiter und Ganymed war ebenfalls äußerst ansprechend. Der hohe Herr neigte sich zärtlich zu seinem Mundschent, und dieser näherte sich ihm einigemal mit schallhafter Grazie, wußte aber gewöhnlich, wenn Jupiter ihn heranziehen wollte, durch irgend eine Wendung zu entweichen. Fagte er ihn aber an der Hand und zog ihn in seinen Arm, so war der Ausdruck im Gesicht und die Körperhaltung des Jungen so eigenthümlich ernst, bewundernd, und doch zugleich so kindlich, zutraulich sich anschmiegend, daß diese Gruppe des Pincels des höchsten Meisters würdig gewesen wäre. Selten habe ich eine solche Beweglichkeit des Körpers gesehen. Er wurde auch sehr bewundert und allgemein als die schönste Erscheinung des Carnevals gepriesen. Ich suchte seine Bekanntschaft mit regstem Interesse, er zeigte sich im täglichen Umgang als einen heitern, aber sehr wohlgezogenen jungen Mann, ja manchmal schien es mir, als

sei er zu gut für einen Maler; einige ältere Künstler, — darunter eben der Jupiter, — denen er von einem Münchner Künstler angelegentlich empfohlen worden war, sagten mir, er sei aus guter Familie, aber Näheres könnten sie mir über seine Herkunft nicht sagen. Er zeigte sich in Auffassung der Antike glücklich, und sein Talent für Landschaftsmalerei ist hervorstechend. Besondere Vorliebe aber hat er für die heilige Malerei, und hier scheint vorzüglich Perugino sein Mann zu sein. Er kopirte ihn mit einer Pietät, die mir rührend war. Ich hatte nur zweimal Gelegenheit, den liebenswürdigen Jüngling zu sehen, gab ihm beim Abschied ein kleines Andenken und erbat mir von ihm ein Gleiches. Er gab mir eine Ansicht von Neapel, von ihm selbst aufgenommen, die ich immer noch mit gleichem Entzücken betrachte."

Robert holte das Gemälde. Die Stadt war von Norden her aufgenommen und lag im Abendschein in wundervoller Beleuchtung da; vom Meer sah man rechts im Hintergrund ein Stück mit der Insel Capri. Der Besuch und die blauen Berge des Hintergrundes contrastirten mit dem üppigen Pflanzentwuchs des Vordergrundes auf die lieblichste Weise. „Ich habe dieses herrliche Gemälde schon oft bewundert,“ sagte Elisabeth, „noch nie aber erzähltest du mir, daß du dasselbe von einem so reizenden Künstler habest. Von nun an muß ich mir immer den silbergewandigen Ganymed dabei denken, der dich so sehr begeistert hat.“

„Daß du dich nur nicht in ihn verliebst!“ sagte Robert lachend.

„Etwa durch dich hindurch?“ fragte Elisabeth. „Dies wäre nur insofern möglich, weil Alles, was dich anzieht, auch für mich einen Zauber hat.“ Robert sah sein Weib mit innigem Vergnügen an.

Madelaine hat die Gesellschaft auf den andern Abend zu sich mit der Bemerkung, daß sie ihrem Onkel dadurch eine kleine Ueberraschung bereiten möchte, der seinen Geburtstag feiere, aber an Festen keine Freude hätte, jedoch eine so muntere, junge Gesellschaft gewiß gern in seinem Hause sähe. Man sagte zu und war im Voraus gewiß, einen angenehmen Abend zu verleben.

Madelaine's Stellung in dem Hause des Präsidenten konnte eine sehr glückliche genannt werden. Seit dem Tode ihrer Aeltern vor etwa sechs Jahren hatte sie derselbe zu sich genommen, und seitdem herrschte sie als eine Art von Gebieterin im Hause. Der alte Herr hatte seine Frau vor etwa vier Jahren verloren, seine Kinder waren früher gestorben, so daß er sich an Stelle derselben gern von seinen Neffen und Nichten umgeben sah. Zwar überkamen den alten Herrn noch manchmal Heirathsgeanken, aber das war immer nur vorübergehend. Madelaine selbst übte eine gewisse Herrschaft über ihn aus, doch mischte sich keinerlei Art von Zärtlichkeit in ihr Verhältniß. Er schien sie zu achten, schien stolz auf sie zu sein, weshalb er auch sehr nachsichtig gegen sie war und alle ihre Einfälle gut hieß; aber seinem persönlichen Geschmack sagte eine andere Klasse von Frauen mehr zu, und Madelaine hatte oft Gelegenheit, ihre Lippen zu verziehen, wenn er sich um junge Damen mit einem Interesse be-

mühte, als gälte es noch wirklich, Herzen zu erobern. Ueber Elisabeth's Schönheit hatte er sich einmal mit Begeisterung ausgesprochen, und Madelaine dachte nun, sie werde ihn durch die unerwartete Erscheinung der Freundin gar angenehm überraschen. Zu vortheilhafter Hebung ihrer eigenen Schönheit hatte sie einige Vorbereitungen getroffen. Sie dachte ihrem Freunde dadurch einen Genuß zu verschaffen, unter dem Vorwand der Geburtstagsfeier. Sie hatte nemlich vor einigen Tagen auf ihrem Pulttisch die Tritbiossage gefunden, schwedisch mit der deutschen Uebersetzung und mit sehr schönen Stahlstichen geziert. Ein junger Künstler, der einige Zeit an einem Theater gearbeitet hatte, mußte ihr zu einem Tableau die nöthigen Vorbereitungen treffen. Die gestrige Verkleidung der Schweizerin (die freilich nicht sowohl Verkleidung, als vielmehr Ablegung der Verkleidung bei dieser gewesen war) hatte ihre Hoffnung auf den Erfolg ihrer eigenen Schönheit im fremden Gewande erhöht, und als ihre Gäste kamen, war sie in der rosigsten Laune.

Unter den Gästen fehlte jedoch die Frau des Professors, und beinahe hätte auch Elisabeth gefehlt.

Diese hatte nemlich am Tage vorher noch eine Trauerkunde erhalten: ihr Oheim war unerwartet schnell gestorben. — Wir müssen auf diesen Fall und seine Wirkung auf Elisabeth etwas näher eingehn. Die Tante schrieb ihr bei der Anzeige, daß der Oheim seit Elisabeth's Entfernung viel ernster, in sich versunkener geworden sei und manchmal geäußert habe: die Welt gebe doch eigentlich keinen Frieden; er sehe ein, daß man sich besser bereiten,

daß man seine Rechnung bei Zeiten machen müßte; — da sei er plötzlich, vom Schlage gerührt, hinweggerafft worden. Er scheine eine Todesahnung gehabt zu haben.

Elisabet war von dem Tode dieses Oheims sehr schmerzlich betroffen. Sie weinte heftig, wollte sich nicht trösten lassen. Er war einer der wenigen Menschen gewesen, an die sie sich mit ihren Gedanken innig angeschlossen hatte; — und daß er, der Onkel, noch solche Bekenntnisse gethan hätte, schien ihr für sie selbst von tiefer Bedeutung zu sein; sie trat im Geist an das Sterbebett des Alten — auch an das ihres Vaters, und seine Worte, die sie auf die Schrift als den einzigen Trost im Tode hingewiesen hatten, leuchteten in ihrer Seele auf. Robert sprach einige schöne, herzliche Worte darüber, war aber fast ungehalten, daß sie durch das heftige Weinen ihre schönen Augen so verderbe; und als sie sich weigerte, Abends ihrem Versprechen zu genügen und der Abendgesellschaft des Präsidenten beizuwohnen, verlangte er durchaus, daß sie nachgebe; ihre Trauer könne dem guten Onkel doch nicht mehr helfen, er selbst, der Onkel, würde sie fortschicken, wenn er's könnte, und es würde sie doch zerstreuen u. s. f. Elisabet überfiel ein Schauder. Sie dachte an jenen Abend, da der Onkel sie auch fortgeschickt hatte, und dabei sammt ihr so verkehrt gefahren war. Nun wurde ihr's noch schwerer. Sie entschuldigte sich mit Kopfschmerz; Robert erklärte ihr aber, daß ihre Kopfnerven nur vom Weinen angestrengt seien, das sich immer steigern, je mehr sie weine; die kleine Zerstreung würde auch ihr Kopfschmerz heben. Robert selbst war nun eben in der Laune, gern gehn zu

wollen, einetheils um der heiteren Gesellschaft willen, andertheils aber auch um des Präsidenten willen, dessen Gewogenheit ihm doch auch von Nutzen sein konnte; denn er war das Mittelglied zwischen der Regierung und der Universität. Und Robert mochte doch auch nicht gehn ohne sein liebes Weib, das er in seinen Thränen nun gar nicht allein lassen wollte. Er beorderte sie endlich, war lieb und aufmunternd aufmerksam, so daß ihre Stimmung sich nach und nach aufheiterte, ja daß sie sogar bei seinem Späße einmal lachte. Nun war's gut. Robert betheuerte ihr, daß ihr das schwarze Kleid vorzüglich stünde, es mahne ihn an die Hochzeit; — aber unwillkürlich mußte Elisabeth wieder schauern, denn jenes schwarze Hochzeitskleid hatte ja seinen Grund auch in einer Trauer gehabt. Doch fürchtete sie, Robert bezüchtige sie der Empfindelei, und ging daher ohne weitere Widerrede an seinem Arm in das Haus des Präsidenten.

Madelaine hatte den Gesellschaftsfaal mit Epheugewinden ausgepuzt, und einige Geschenke von ihr und Eberhard standen auf einem Tischchen. Der Professor und Eberhard waren schon zugegen, als Elisabeth bei ihr eintrat. — Diese Madelaine hatte wirklich etwas Impo- nirendes, etwas Königliches; ihre herrliche Gestalt zeigte sich auch ohne hervorstechenden Puz immer auf die vortheilhafteste Weise. Wer sich mit dem Ausdruck überwiegenden Selbstgefühls befreunden konnte, der immer auf ihrem Gesichte lag und nur selten, wie jetzt eben heute, einem weichen Ausdruck Platz machte, — wer nicht der Ueberzeugung war, die Schönheit des Weibes habe ihren

tiefften Zauber im Sichnichtkennen, Sichnichtfühlen, der konnte sich wohl für Madelaine begeistern.

Der Präsident, als er eintrat, suchte anfangs, durchslog den kleinen Kreis, zeigte sich dann aber recht angenehm berührt, nahm die Glückwünsche in Empfang und sprach mit jedem Einzelnen. Er mochte ein Mann in den Sechszigern sein, nicht groß, aber noch lebhaft in seinen Bewegungen, obgleich aus seinen Augen manchmal ein Leidenszug zu sprechen schien, der entweder von körperlichem Leiden oder von zeitweiligem Gemüthedruck, vielleicht auch von seinen Amtspflichten herrühren mochte. Er machte die Bemerkung, daß die junge, frische, lebensvolle Gesellschaft ihn ohne Zweifel sein Alter vergessen machen wolle. Er finde es auch viel passender für das Alter, sich zur Jugend zu setzen und dadurch in die eigene Jugend sich zurück zu versetzen, als sich griesgrämig im Alter einzupuppen, besonders an solchen Tagen, die unwillkürlich an das Alter mahnten. Die Geburtstage seien eigentliche Trauertage, — je älter man werde, je trauriger; denn immer kürzer sei die Strecke, die man vor sich sehe, immer länger die hinter sich liegende, die verlorene, unwiederbringliche.

„Aber, Onkel!“ sagte Eberhard, „ist es denn nicht schön, an solch einem Tage von seinem Präsidentenstuhl herunter, gleichsam wie von einer langen Leiter abwärts, seine Tage und Jahre zu überschauen und sich zu sagen: was warst du, und was bist du geworden? — und ist es nicht schön, über sich den Himmel zu sehen und zu denken: noch ist meine Heimath, wenn die irdische mir zurückweicht?“

Der Onkel seufzte, fuhr mit der Hand über Stirne und Augen, während Mabelaine sagte: „Mit den Himmelsgedanken wollen wir den guten Onkel nicht plagen. Er trägt ohne Zweifel den Himmel in seinem Bewußtsein, und dieses Bewußtsein führt ihn auch über Alter und Grab hinweg. Das Schönste aber ist, wenn er das Alter überhaupt vergißt, und mit jungen Damen und Herren heute wieder jung wird. Dieser Kranz wird seiner Stirne keine schwere Last sein.“ Damit setzte sie ihm einen Epheukranz auf und schob seinen Fauteuil neben denjenigen, auf dem Elisabet Platz nahm, und bald war der alte Herr fröhlich und lachte zu den Scherzen der jungen Männer. Elisabet aber wußte sich nicht gleich zu finden. Sie hatte hier gleich wieder ganz unerwartet einen tiefen Blick in die Trostlosigkeit des Alters gethan, das keine Hoffnung und keinen eigentlichen Frieden hat; und auf die sonderbarste Weise knüpfte sich nun der Abend mit seinen Erfahrungen an den Tag an. Sie suchte endlich gewaltsam die ernststen Betrachtungen niederzudrücken, denn sie fühlte selbst, daß ja nach dem Wunsche der Hausdame und des Hausherrn sie dazu da sei, den alten Mann Alter und Grab vergessen zu machen, nicht ihn trüber zu stimmen durch stillen Ernst oder gar laute Nüchternung an Alter und Grab. Deshalb wollte sie auch ihrer Trauer nicht erwähnen. Das Gespräch streifte jedoch diesen Abend noch mehrmals an Alter und Grab vorbei, und zwar theilweise durch die unvorbedachte Schuld derer, die den Geburtstagsgehenden Beides hatten vergessen machen wollen.

Während man auf „Gesundheit und langes Leben“ ansah, öffnete sich eine Seitenthüre, und ein sehr schönes

Gemälde wurde sichtbar: das Meer im Abendschein, ruhig, wellenlos, und an dem Ufer an ein Felsstück gelehnt, halb sitzend, halb knieend Madelaine als Ingeborg in weißem, eng anschließendem Seidengewand mit Velz verbrämt, in halb abgewandter Stellung, das Gesicht dem Meere zugekehrt, den Hals auf ihrem rechten Arme. Ihr Auge sieht sehnüchtig in die Ferne. Madelaine's Gestalt zeigte sich hier in ihrer unübertrefflichen Schönheit, und ihre blonden reichen Haare, in einen Knoten im Nacken geschlungen, auf der Seite tief die Schläfen deckend, gaben auch ihrem Gesicht, das nicht einmal ein Profil ganz sichtbar war, einen weicheren Ausdruck. Man konnte sich täuschen, konnte meinen, eine Ingeborg hier vor sich zu sehen. — Nur Robert und Eberhard warfen sich lächelnd einige Blicke zu: unser feiner Aesthetiker bewunderte zwar Madelaine's Kunst, mittelst deren sie sich den Ausdruck der klagenden, sehnenden Liebe in der Gestalt der blassen, süßen, nordischen Schönheit geben konnte, aber er sagte sich unwillkürlich: wenn nicht deine blonden Haare dich berechtigten, — kein Zug deines inneren Wesens berechtigt dich, die Maske einer Ingeborg anzunehmen. Dazu taugte doch wahrlich mein Weib besser! Mit Entzücken vergegenwärtigte er sich die innere Verwandtschaft seiner Elisabeth mit Ingeborg, während er das äußere Bild der Ingeborg in Madelaine musterte.

Auch dem Präsidenten mußte etwas Aehnliches durch den Sinn ziehen; er sagte: „Schöne Frau, ich wünschte, Sie möchten sich auch in jenes Kleid dort stecken. Ließe sich das nicht machen?“

„Wie wäre das möglich?“ warf der Professor mit Ungebuld ein; „dunkle Haare und braune Augen können einer Ingeborg nie angedichtet werden. Würde nicht mit Entfernung des nordischen Charakters der ganze Zauber dieses Gemäldes zerfliegen?“

„Wir würden uns dann mit einem kleinen Kunstgriff helfen,“ sagte Eberhard; „wir würden den inneren Spiegel nach Außen halten, und die äußere Seite hineinkehren, dann käme eine noch schönere Ähnlichkeit zu Stande, als wir sie hier bewundern.“

„In wiefern?“ fragte der Professor. „Wir bewunderten hier nur das Bild der Ingeborg, und müssen Alle anerkennen, daß es ein schönes Bild war.“

„Aber wir sahen durch dieses durch ein ganz anderes Bild, viel größer, viel höher, viel stolzer, viel heißer und viel kälter zugleich, als diese blasser nordische Jungfrau.“

„Wahr, wahr!“ murmelte der Professor. „Sie steht näher Italien und näher dem Himmel, ist das Erhabenste und das Schönste zugleich, was man sehen kann!“

„Du hast Recht,“ sagte der Präsident zu Eberhard; „mich wundert, was Mabelaine auf den Gedanken brachte; sie setzte bisher eine Ehre darin, sich nie mit einer schnüftig Liebenden zu vergleichen, nie auch entfernt ihre Gestalt mit der Liebe und Sehnsucht in Verbindung zu bringen.“

„Was schwärzest du da von Italien und vom Himmel, von Erhabenheit und Schönheit?“ fragte Eberhard den Professor.

„Ich? — ich dachte eben an die Schweizer Jungfrau,“ sagte dieser nicht ganz ohne Verlegenheit lächelnd. „Dein Bild der Größe, der Hoheit, deine Erwähnung von Hitze und Kälte hat sie mir leibhaftig vor Augen gezaubert.“

„Aha!“ rief der Präsident, der Mann, der seine Frau am Fuße der Schweizer Jungfrau sank, begeistert sich wieder in der Erinnerung für die herrliche Erscheinung.“

„Ganz passend und schicklich für einen Ehemann,“ sagte Robert, „daß er Alles in Verbindung mit seiner Liebe bringt, und sich aus der Erinnerung immer wieder den Zauber für Gegenwart und Zukunft auffrischt.“

„Die Erinnerung kann man nicht auffrischen,“ sagte der Professor rasch, „wenn der Zauber nicht zugleich in der Gegenwart liegt.“

„Eben um so größer muß der Zauber der Gegenwart noch sein,“ entgegnete der Präsident lächelnd, „weil die Erinnerung an die Schweizer Jungfrau ihn noch in Ekstase bringt.“

„Gewiß!“ sagte der Professor aufstehend und Madelaine sich zuwendend, die eben in ihren gewöhnlichen Kleidern wieder eintrat.

„Du hast uns ein schönes Bild gezeigt, Madelaine, ich bin dir dankbar,“ sagte der Präsident — „und ein ganz nagelneues Bild, das eben um so schöner ist, weil es so neu ist. Seit wann steckst du dich in das Symbol der Liebe und Erhsucht?“

„Madelaine erröthete etwas und vermied das Auge des Professors, während sie dem Onkel versicherte, sie habe

nur ihm eine Freude machen wollen, und eben kein anderes Gemälde gerufen.

„Man hat sich aber darüber gestritten, ob es für dich passend sei; und ich gestehe, daß ich auch eine andere Gestalt in solcher Stellung zu sehen wünschte. — Wollen Sie uns nicht auch einmal durch ein Tableau beglücken, schöne Frau?“

„Vielleicht, Herr Präsident, wenn es einmal eine so schöne Veranlassung in meinem Hause giebt, wie jetzt in dem Ihrigen.“

„Ah, ein Geburtstag des Herrn Gemahls etwa? — aber dann laden Sie mich auch dazu ein, nicht wahr? Ich sehe nichts lieber, als schöne Damen in einer schönen Situation; — aber heute finde ich Ihr Angesicht umschleiert, und auch Ihre Kleidung deutet auf Trauer. Bei einer jungen Ehefrau muß man wohl die Ursache weiter her suchen?“

Robert erzählte, für Elisabeth antwortend, den Trauerfall, und das Antlitz des alten Herrn umbüßerte sich wieder. Trüblächelnd murmelte er: „Ach, der leidige Tod! er taucht heute immer wieder auf. Entweder sollte es ein Kräutlein wider den Tod geben, oder man sollte sich wenigstens des Gedankens an ihn entschlagen können.“

„Unsel, die Nähe der Schönheit macht Alter und Tod vergessen,“ sagte Madelaine spöttisch lachend.

„Im Gegentheil, sie schärft das Uebel,“ erwiderte der Präsident. „Gerade die Schönheit bringt uns die leidige Aussicht des Greisenalters am schärfsten zum Bewußtsein, das immer mehr der Freude an ihr absterben soll, und ihr doch nicht absterben kann und will.“

„O, da lob' ich mir die alten nordischen Helden!“ rief Madelaine, „die herrlichen Helden in meiner Brithiossage, die sich nicht in der Sehnsucht nach der verlorenen Jugend abquälten, sondern sich beim Becher von den Thaten der Jugend erzählten, und endlich, wenn sie das Leben satt hatten, groß und stark genug waren, nicht zu warten, bis der Tod sie holte, sondern sich dem Tode selbst in den Arm legten.“

Elisabet und Robert erschrafen ob diesem Wort, das Madelaine mit dem Triumph des beleidigten Selbstgefühls hervorbrachte, das durch die vorübergehenden Reden rege geworden war.

Eberhard entgegnete: „Ja, schau, Cousine, das hat einen Haken. Die alten nordischen Helden haben gemeint, es komme durch das selbstreigene Blutabzapfen ein Gewinn heraus für's Himmelreich; sie haben geglaubt — gleichviel an was? und der Glaube hat ihnen Muth gemacht auch zum Sterben.“

„Als ob nur der Glaube Muth zum Sterben gäbe,“ sagte der Professor; „die Selbstmörder der Neuzeit sterben gewiß alle nicht aus Glauben!“

„Vorzügliche Wahrheit!“ sagte Eberhard, „goldene Wahrheit! Nur sind unter diesen Selbstmördern nicht mehr viele Greise, und daraus schließe ich, daß die Selbstmörder der Neuzeit aus dem hitzigen Blut herauswachsen müssen, weil sie nicht mehr aus dem großen Heideglauben wachsen. — Weil aber Madelaine den Heideglauben und die aus ihm hervorstehenden Selbstmorde rühmt, so hat sie vielleicht auch Freude an andern Heldenthaten des Heideglaubens. Ich las erst vor ein paar Tagen von

den Fidschiinsulanern, daß dieselben ihre Greise lebendig begraben, und wenn sie unter dem Boden schreien, so treten die Jungen den Boden fest, bis die Stimmen verstummen.“

Elisabet schauderte, und der Präsident sprang auf, wie von Entsetzen ergriffen. Eberhard fragte, ob er das noch nie gehört hätte?

Die jungen Männer nahmen das Wort und verwiesen dem ungeschlachteten Menschen alles Ernstes die Aufzählung eines so häßlichen Bildes in einer heiteren und anständigen Gesellschaft, und Robert war der Meinung, es möge sich mit den Fidschiinsulanern verhalten wie es wolle, — sie seien von unserm Welttheil und von unsern Sitten weit genug entfernt, um sie nie zu berühren; wir könnten ihnen auch nicht helfen, wir wollten unsere Phantasie also auch nicht mit ihren Leiden und Freuden abquälen. Am Ende sei es einerlei, auf welche Weise diese stumpfen Halbmenschen wieder von der Erde verschwänden, auf der sie sich auch auf ihre Art eine Weile freuen dürften. Er wisse zwar nichts von ihnen, aber es mache ihm so wenig Kummer, ob sie sich gegenseitig auffräßen, als ob die Hay- und Schwerdtfische, die in dem dazwischenliegenden Meer schwämmen, sich gegenseitig verzehrten.

Und damit schob er behaglich ein Stück Schweinskeule in den Mund.

„Aber sie haben doch auch Menschengefühl,“ sagte Elisabet, indem sie nicht ohne Angst den Gatten betrachtete; „und ich habe doch schon gehört, daß solche Heiden, wenn sie belehrt werden, die freudigsten Christen werden.“

„Nun ja, weil die Form, unter der das Christenthum ihnen angeboten wird, als die niedrigste mit äußerlichen Drohungen und äußerlichen Verheißungen ihnen begreiflich wird und darum zusagen muß. — Und ihr Menschengefühl reicht freilich auch weit genug, um, wenn sie sich gegenseitig abschlachten, in Wuth oder Wehgeheul auszubrechen. Im Ganzen aber sind sie stumpf und unfrei genug, um nie über das Sklaventhum hinauszukommen. Sie sind eben die Mittelstufe zwischen Thier und Mensch.“

„Dast Recht!“ sagte Eberhard. „Wenn sie als Heiden lebendig in den Backofen gesteckt werden, um gebraten zu werden, so schreien sie so laut, als z. B. du schreien würdest, wenn du anstatt dieses Schweins hier in denselben Fall gekommen wärest.“

„Häßlicher Mensch!“ schrie Madelaine, ihren Teller wegstoßend, während der Präsident sagte: „Wie, was Madelaine! — tragisches Blutabzapfen oder tragisches Fleischerschneiden, das ist neben einander feil, ist Beides Fleischerhandwerk.“

„Der einzige Unterschied,“ sagte Eberhard vergnüglich, „ist, ob man dabei schreit oder schweigt — oder singt. Das Singen im Feuerofen aber ist noch länger aus der Mode gekommen, als das erhabene Blutabzapfen. Dat eben auch seine Ursache.“

„Allerdings,“ sagte der Professor, „und darum ist es recht gut, daß, seit die Wunder aufgehört haben, auch die Prüfungen durch die Feuerofen bei uns zu Ende sind.“

„Sind sie zu Ende? sie könnten auch wieder kommen,“ sagte Eberhard.

„Nun ja, symbolisch, wie sie immer da waren.“

„Auch in Natura; die Civilisation darf nur bis zu jenem Punkt kommen, den unser Papa in der Philosophie selbst als das letzte Stadium der Civilisation bezeichnet: da die erhabenen Völker der Zukunft, die Besitzer alles Wissens und aller Geheimnisse, über einander herfallen werden, um sich zu verschlingen.“

„Nun enden wir dieses Gespräch!“ sagte der Präsident; „es ist eine unerquidliche Festsrede, und hat mir den Conflict zwischen Leben und Tod nicht eben ausgeglichen. Mein Heldennuth ist daher auch nicht größer geworden. — Schönste Frau! rufen Sie mich in's Leben zurück, scheuchen Sie die albernen Todesgedanken fort! Bitte!“

Und Elisabeth trat an das Clavier und ließ sich von Eberhard eine Arie aus ihrem Don Juan accompagniren. Nachher sang auch Madelaine; aber der alte Herr setzte sich zu Elisabeth und sah sich heute nicht mehr nach seiner Nichte um. Er scherzte, war fröhlich und guter Dinge. So hatte er den Tod vergessen und saß wieder mitten drin im Leben. Und Elisabeth, um ihn nicht wieder daraus zu verschrecken, lachte und scherzte mit.

Aber der Abend mit seinen Eindrücken verwischte sich nicht mehr ganz aus ihrer Seele, und auch in anderen Gemüthern blieb er vielleicht nicht ganz ohne Nachwirkung anderer Art.

Fünfzehntes Capitel.

Die kleine Gesellschaft versammelte sich bei Schärtel's an bestimmten Tagen. Die Damen waren dann meist mit Handarbeit beschäftigt. Robert las vor mit seiner schönen, sonoren Stimme. Der Professor, wenn er sich einstellte, setzte sich meist schweigsam in einen Winkel, oder unterhielt sich halbleise in ernstester Weise mit Mabelaine; Eberhard, wenn er zugegen war, schnitt Grimassen, sungrirte als Diener oder Narr der Gesellschaft, wie es eben vonnöthen war. Hat man ihn besonders, so ließ er sich auch am Klaviere nieder, überraschte aber dann oft, wenn man ernst gestimmt war, mit einem schlechten Walzer oder einem Schweizerliedchen; war man hingegen lustig, dann ließ er seine Saiten in den gewaltigsten, erhabensten Tönen rauschen. Das brachte dann freilich jederzeit eine Revolution in den Gemüthern hervor, aber je nach ihren Eigenthümlichkeiten in den verschiedensten Nuancen Anziehung oder Abstoßung; und Eberhard's Narrengesicht grinste in Ergözung, wenn bei einem gemeinen Walzer Mabelaine vornehm die Nase rümpfte, der Professor finster drein sah, seine Gattin hingegen sich nur durch den Anstand abhalten ließ, fröhlich aufzuhüpfen, und wenn Robert sie dann aufforderte, sich gern herbeiließ, im Ringelscheiben

mit ihm herumzufahren. Elisabet, die einst auch von Eberhard's Treiben unangenehm berührt wurde, fragte ihn, warum er solches thue, worauf er ihr antwortete: er lausche jederzeit Gott seine Geheimnisse ab und übe sich jetzt im Rivelliren.

Der Student Seyfried, ein Verwandter der Frau Professorin Fischmann, (auch ein Schweizer), den das Heimweh manchmal sympathetisch mit ihr zusammenführte, kam eines Tags und brachte der Gesellschaft kleine, sehr hübsch colorirte Lithographien, — lauter Schweizeransichten: vom obern und untern Grindelwald, dann, vom Faulhorn aus aufgenommen, die ganze Kette der höchsten Spitzen: Wetterhorn, Schreckhorn, Finsteraarhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau. Dann Interlaken, das Lauterbrunner Thal mit dem Staubbach, dann die Jungfrau von der Wengernalp aus: — einige Felsstücke bilden auf letzterer den Vordergrund, hinter dem sich das letzte kleine Thal vor der Jungfrau unmittelbar hinzieht. Diese Gemälde interessirten die ganze Gesellschaft, die größtentheils alle diese Punkte schon in der Wirklichkeit gesehen hatte; aber der eine Theil hatte doch nur rein sachliches Interesse dafür, während bei den andern ein tiefes persönliches Interesse, persönliche Sympathien und Antipathien durch diese Bilder aufgerüttelt wurden. Die Schweizerin brach in einen Schrei des Entzückens aus beim Anblick ihrer heimatlichen Berge; sie verschlang die Bilder fast mit ihren Augen, und als ihr liebes Interlaken zum Vorschein kam, von dem sie zwar auch eine Zeichnung besaß, aber von einer andern Seite her aufgenommen, — da brach sie in einen Strom von Thränen aus. „Sieh' Frits, sieh'! das

ist der Berg! von diesem Abhang des großen Augen bist du damals heruntergestürzt! Hier unten zwischen diesen Bergen in der Schlucht ist unser Feld, da hat dich der Vater gefunden! Ach, welch ein Schrecken war's, als er dich auf dem Wagen brachte, einen fremden Menschen, auf den Tod verwundet! Der gute Vater, er schrie schon unter der Thüre: „Wibervölcher, i bring ich Arbet. Chömmet, chömmet, i han en Mensch gfunde für todt!“ — Die gute Frau sah in ihrer eigenen Erregtheit nicht, welche Wirkung die Worte auf ihren Gatten machten. Die Andern sahen den Professor theilnehmend an, der bei dieser mächtigen Erinnerung an eine Zeit, wo sich alle Schrecken und alle Lieblichkeit des Lebens für ihn zusammengedrängt hatte, — die Epoche machend für ihn gewesen war — der doch wohl dabei ganz besonders wehmüthig bewegt werden mußte. Es schien dies auch wirklich der Fall zu sein. Ein innerer Kampf, zurückgedrängt in die Tiefe von den fest verschlossenen Lippen, kündigte sich nur durch einen starren Blick der Augen und ein schwereres Athmen an, aber kein dankbarer Strahl dieser Augen traf die Gattin, die auf die Frage Elisabeth's: wie lang denn dieser Fremde damals bewußtlos in ihrem Hause gelegen habe? recht weitläufig erzählte, wie seine Kopfwunde lebensgefährlich gewesen sei, wie er vier Wochen ganz bewußtlos, und dann noch fünf Wochen leidend in ihrem Hause zugebracht habe; wie sie Sorge und Angst um ihn gehabt, ja Thränen um ihn vergossen hätte; es sei ihr selbst unbegreiflich gewesen, wie ein ihr ganz fremder Mensch sie so habe interessiren können.

„Nun, als der fremde Mensch ihr lieber Herr Gemahl geworden war,“ sagte Schärtel lächelnd, „wird sich das

Unbegreifliche wohl zum Begriff erhoben haben. Aber wieder scheint der Begriff über seine Existenz in Zweifel gekommen zu sein," fuhr er, dem Professor einen Schlag auf die Schulter gebend, fort; „er brütet über seine eigene Tiefe. Doch, was ist das?" — Der Student hatte eben das letzte seiner Bilder hervorgebracht und dasselbe zufällig zuerst vor den Professor hingelegt. Dieser fuhr mit einer Schnelle, als wäre sein Arm ein zuckender Blitz, nach diesem Gemälde, sobald er dessen ansichtig wurde. Kein Mensch hatte es noch betrachten können. Ohne ein Wort zu reden, mit festgeschlossnem Munde, hoch gerötheter Wange, die Augen bedeutungsvoll auf Mabelaine gerichtet, streckte er ihr das Blatt hin, und diese hatte es kaum gesehen, als sich ihr Auge erhob, und mit strahlendem Glanze in das seine versenkte.

Es war ein Augenblick entscheidender Wichtigkeit. Sie vergaßen die Welt um sich, und zogen sich erst wieder mit einem Seufzer Jedes in sich zurück, als die übrige Gesellschaft aufmerksam wurde und sich verwundert nach den Beiden und nach dem Blatte umsah. „Dieses eine Stück giebst du mir!" sagte der Professor zu seinem Vetter. „Fordere, was du willst, dafür." — Der Student zeigte sich erbötig, es ohne Ersatz abzutreten, und Robert fragte, warum ihn denn dies gerade interessire. Der Professor ließ sich aber nicht weiter ein, zog seine Brieftasche hervor und schob das Blatt hincin. „Nun, wir Andern werden es doch auch betrachten dürfen?" fragte man verwundert. Der Professor warf noch einen Blick auf Mabelaine, die mit seinem Erröthen und zu leisem Lächeln geneigtem Munde seiner Bewegung zugeesehen hatte; als man sich

„aber nicht abweisen ließ und das Blatt nochmals zu sehen verlangte, bot der Professor es der Gesellschaft dar, ohne ein Wort beizufügen. „Was ist denn nun an diesem Blättchen so gar Besonderes?“ — fragte unser neugieriger Robert; „es ist der bekannte Punkt, da die Jungfrau sich am schönsten ausnimmt, im Gefolge von Eiger und Mönch.“ „Nun die Schneehäupter mit ihren Zacken heben sich besonders imposant,“ versetzte der Professor.

„Aber das Bild scheint doch besondern Werth zu haben?“ fragte Robert wieder. „He, besondern?“ sagte der Professor lakonisch. Die Schweizerin hatte das Blatt auch in die Hand genommen: „Du hast die Wengernalp und diese ganze Partie vor zwei Jahren allein wieder besucht. Ich erinnere mich noch: du warst eine Zeit lang so schweigsam, als du zurückkamst, und sagtest einst, du hättest eine merkwürdige Erscheinung gesehen, „ein Glänzen der Jungfrau, wie im Geisterschein.““ — Der Professor nahm hastig das Blatt, steckte es in seine Brieftasche und dieselbe in die Brusttasche.

„Richtig!“ rief Eberhard plötzlich, „die steinerne Jungfrau?“

„Nun ja, der war ich nahe genug,“ sagte der Professor erröthend, mit einem unwilligen Seitenblick auf Eberhard. „Sie stand vor mir in strahlender Schönheit. Es ist dort der Punkt, wo man zu ihr hinaufflimmt.“

„Und du bekamst sogar Lust, sie zu ersteigen!“ —

„Wenigstens zu ihren Füßen anzubeten — “

„Pfui! betet man auch Steine an?“

„O ja! wenn sie so schön sind.“

„Ist das ein Wortspiel?“ fragte unser Robert, verwundert die Sprechenden betrachtend. Elisabeth hatte hastig die Schweizerin um einige Einzelheiten ihrer heimatlichen Gegend befragt; und diese verlor sich in Redseligkeit so, daß dieses Gespräch auch in seinem Verlauf nicht weiter auffallend war.

Madelaine hatte im Fenster gestanden, die Wendung des Gespräches unter den Männern war ihr unerträglich geworden. „Wollen wir nicht einmal Alle zusammen der Jungfrau entgegenreisen?“ sagte sie lächelnd sich an die Frauen wendend.

„Ach wie gern! wie schön wäre das!“ rief die Schweizerin, ihr Gespräch abbrechend, mit Entzücken; „die ganze Gesellschaft hätte für einige Tage Raum in meines Vaters Hause.“

„Aber nur nicht in ihrer Nähe bleiben,“ sagte Eberhard halbblaut. „O, glaube mir,“ wandte er sich an den Professor, „sie wird langweilig, wenn man ihren Anblick oft genießt. Nur die Beschwerden, durch die der Reisende zu ihr gelangt, machen ihre Nähe so reizend; — könnte man diesen Anblick täglich haben, so würde die Freude so gemein und alltäglich, wie jede andere Frau oder Jungfrau. Oder meinst du nicht?“

„Du kannst Recht haben,“ erwiderte der Professor, „wenn du von der steinernen Jungfrau redest; denn diese ist eine kalte, todtte Masse und gewinnt ihren Reiz nur durch das strahlende Gewand, das sie bekleidet, und durch die Sonnenstrahlen, die sie zurückwirft —“

„Und durch die Nebel und Donnerwolken, die sie umhüllen,“ fiel Eberhard schnell ein, als er sah, daß

Madelaine's Auge ihn finster anschaute. In Madelaine's Anschauen versunken, fuhr er langsam fort: „Dann muß freilich ihr Anblick herrlich, schrecklich, einzig sein, wenn sie dasteht, die Hehre, in finst'rer Donnermajestät, — wenn Blitze um ihren Scheitel zucken, wenn schwarze Wolken, von Stürmen gepeitscht, um ihre Brust jagen, wenn alles Lebendige, was das Unglück hat, in ihrer Nähe zu sein, von ihrem Fuße zertreten wird, — wenn die Ströme, die von ihr niederstürzen, nicht mehr Glück und Segen, sondern Tod und Vernichtung bringen, sie selbst aber dasteht immer gleich kalt und stolz, unberührt von der Macht des Geschicks, die steinerne Jungfrau, die kein Gefühl für die Leiden der Menschenkinder hat, die nimmer lächelt, wenn der Himmel über ihr lächelt; ja, es wäre der Mühe werth, sie zu sehen, und ich selbst nähme meinen Wanderstab und schaute sie — in weiter Entfernung an.“ — Er war langsam rückwärts gegangen und lauerte sich jetzt auf einem Tabouret zusammen.

Robert, der den Sinn dieser Worte ziemlich errathen hatte, sagte lachend: „O du verkröchelest dich vor ihr in ein Mausloch, wenn du nicht fürchten müßtest, daß die Wasserströme ihres Zorns auch dein Mausloch erreichten.“

„Sie haben uns hier,“ sagte Madelaine, als sie sah, daß die Andern wieder aufmerksam geworden waren, ganz ruhig, „ein großartiges, wenn auch finst'eres Bild von der steinernen Schweizerjungfrau entworfen, und vielleicht möchte es nicht meine, sondern Sache der patriotischen Frau Professor Fischmann sein, hier Partei zu ergreifen. Ich meine uns darauf aufmerksam machen zu sollen, daß sich eine interessante Parallele zwischen dieser steinernen Jung-

frau und dem was man gewöhnlich — Geschick heißt, ziehen ließe, denn dieses ist genau genommen auch das steinerne, unerbittliche, das kein fühlendes Herz hat, sondern nur äußerlich das abstößt, auf die Wohnungen der Menschen niederwirft, was die Stürme, die über die Welt hingiehen, ablösen. Was sich im Lauf der Zeiten allmählich an der Oberfläche angelegt hat, seien es Vorurtheile, seien es Gewohnheiten, Meinungen, — sei es Schnee, oder Eis, oder Harg, oder Pech, wenn sie erreicht werden von den Luftströmungen, die sie zu lösen vermögen, so stürzen sie nieder, gleichviel, ob die, die drunten wohnen, stark und weise genug sind, sich auf die Berge zu retten, oder im Strome zu schwimmen. Wer das nicht kann, wer sich nicht zu helfen weiß, der soll versinken: das Geschick fragt nichts darnach; — nur der ist werth, daß ihm das Leben erhalten bleibe, der sich zu retten weiß, der seine Kraft und seine Kunst im Kampfe mit den Elementen erprobt."

Elisabet warf einen schnellen Blick auf ihren Gatten, als wollte sie fragen: ist das auch deine Meinung? Eberhard hatte sich Madelaine wieder genähert und sagte mit einem tiefen Compliment halb leise: "Die steinerne Jungfrau sieht das Geschick mit steinernen Augen an."

"Wenn Ihre Worte wahr wären, mein Fräulein," sagte Robert lächelnd, "so verdienten künftig nicht mehr die bösen, sondern die schwachen Geister von der Fluth verschlungen zu werden; und da die Schlimmsten gewöhnlich die Klügsten sind, so möchten in einer etwa zu erwartenden — nicht Sünd- sondern Schwachfluth sich sehr zweideutige Kräfte oben erhalten; meiner guten Elisabeth müßte ich

heute noch in aller Eile einen Reisrock bestellen, denn sicherlich sänke sie unter in dem großen Strom, der überhaupt den Jungfrauen und Frauen, wenn sie nicht so starke Herzen haben wie Fräulein Madelaine, übel mitspielen möchte. Zum Glück aber," fuhr er fort, als er sah, daß die Wolke auf Elisabet's Stirne noch nicht ganz gewichen war, „sind die Verhältnisse auf der Welt in dieser Beziehung noch nicht umgekehrt, sondern immer noch dieselben, wie in den alten Tagen. Das Geschick ist keine blinde Nacht, sondern meist in einem tiefen innern Verhältniß zu der Schuld oder Unschuld der Menschen, und wenn auch in den Schrecken, mit denen es die Menschenkinder oft überfällt, der Unschuldige mit dem Schuldigen, der Edle mit dem Schlechten untergehen mag, so bleibt das gute Bewußtsein, das jenen von diesem scheidet, eben die rettende und verklärende Kraft, das unverwundliche Erbtheil, das ihm nicht genommen werden kann, durch das er sich Eines weiß mit seinem Gott."

"Ach, das ist eine gute Phrase!" rief Madelaine; "wenn sie nur eigentlich einen ernsten Sinn hätte, wenn es nur mit diesem unverwundlichen Erbtheil nicht eine so gar zweideutige Verwandtniß hätte!"

"Zweideutige?" fragte Robert, — "inwiefern?"

"Die Weisheit kommt aufs Schlüpfrige," sagte die Schweizerin.

Madelaine fragte: "Genau genommen, wer kann edel, wer kann schlecht genannt werden?"

"Derjenige, der selbstische Zwecke verfolgt und mit Hintansetzung der Rechte Anderer verfolgt," entgegnete Robert schnell, "der ist schlecht, und sein Bewußtsein wird es ihm sagen."

„Deine Unterscheidungen,* nahm jetzt der Professor das Wort, „sind, so nackt und abstract, wie du sie hier hinstellst, allerdings klar und scharf genug; aber sobald man auf das Leben schaut, auf die mannigfachen und feinen Verschlingungen der Verhältnisse, so lassen sie sich in dieser scharfen Begrenzung doch nur auf sehr wenige Beispiele anwenden. Denn es ist wohl Keiner, der nicht in irgend einer Weise selbstliche Zwecke verfolgt, verfolgen muß und eine gewisse Berechtigung dazu hat, und diese Berechtigung, wenn sie sich auch für den Augenblick den Augen der Welt verhüllen sollte, und der Handelnde zunächst als unberechtigt und darum böse erscheint, wird sich doch nach einer andern Seite hin anders herausstellen, in höherer Weise sich lösen, und den Handelnden und seine That vor seinem eigenen Bewußtsein und den Augen der Welt frei geben. Sowie auch derjenige,“ fuhr er, indem er einen flüchtigen Blick auf seine Gattin werfen wollte, aber nicht über den Tisch hinweg kam, fort, — „der keine selbstlichen Zwecke verfolgt, darum gewiß nicht immer gut genannt werden kann; er hat, in niedern Sphären sich umtreibend, zwar eine untergeordnete Berechtigung, die aber weit zurücktritt vor den höchsten Bedürfnissen des Geistes. Ein solcher Mensch ist nichts, ist weder gut noch böse, hat keinen Inhalt, als das tägliche Bedürfnis, und wenn man das auch ehren und anerkennen soll, so muß es doch den höhern Forderungen des Geistes weichen.“

Matelaine's Wange glühte, und ihr feuriges Auge begegnete dem des Professors, Eberhard laute an seinen Nägeln und murmelte: „Aha!“ Robert aber entgegnete:

„Wenn ich auch nicht gemeint bin, dir das zu bestreiten, was du hier im Allgemeinen aussprichst, so möchte ich dich doch aufmerksam machen, daß diese Sätze, in der Praxis verfolgt, auch zu manchen Fehlgriffen verleiten könnten; denn trotzdem, daß Gutes und Böses im menschlichen Leben sich mannigfach durchkreuzen, so giebt es doch einen bestimmten, unzweideutigen Maßstab dessen, was gut und böse ist, und unser Gewissen sagt uns, wenn wir etwas Unrechtes anstreben, ganz deutlich, daß es unrecht ist; wenn wir aber gegen diese Stimme taub sind, und dennoch zum Unrecht verführen lassen, wird es uns zwar allerdings möglich werden, uns mittelst sophistischer Trugschlüsse vor uns selbst zu entschuldigen, wozu die Erfahrung, daß aus Bösem auch immer wieder Gutes entspringen kann, eine scheinbare Berechtigung geben kann; aber das innere Gericht wird dennoch jeder That auf dem Fuße folgen, die mit widerstrebendem Gewissen, die mit Lostrennung vom absoluten Geiste, die mit dem Bewußtsein des Unrechts gethan wird.“

„Du scheinst,“ erwiderte der Professor ein wenig spitzig, „durch eine etwas gesuchte Polemik weiter getrieben zu werden, als dein System überhaupt zuläßt; oder möchte dieses selbst an einem innern Zwiespalt krankn? Denn an einem andern Orte und unter andern Voraussetzungen würde mein lieber Freund es sich sehr angelegen sein lassen, uns zu beweisen, wie jede That eine Einseitigkeit sei, auch die gute, also etwas Böses an sich habe; daß alle Schuld eine Selbstbeschränkung Gottes sei, also innerhalb Gottes selbst gedacht werden müsse, nur soweit außer ihm, als es als Endliches mit der Einseitigkeit be-

haftet sei, und nur in seinem Mittelpunkt, in der Allgemeinheit, in der geistigen Einheit aller sittlichen Wahrheiten und Gesetze seine Versöhnung finde. Ob nun das Maß größerer oder kleinerer Schuld etwas weiter oder etwas weniger von diesem Mittelpunkt entfernt ist: der Mittelpunkt gibt ihr dennoch ihre Lösung, und sie wird auch von ihm selbst vertreten."

"Ja," sagte Robert ernst, "er nimmt sie allerdings auf seine Rechnung, indem er an dem Schuldigen selbst seine That sich rächen läßt."

"D nein, nein!" rief der Professor lustig; "der Schuldige löscht die Schuld durch seine Thränen selber wieder aus!"

"Schwerlich wird er das, wenn er die That mit dem Bewußtsein begeht, daß sie Sünde ist; es müßte denn die göttliche Strafgerechtigkeit ihn recht bald ereilen und durch Leiden seine Gesinnung läutern."

"Wer ist hier der Meister, wer ist der Schüler?" rief Eberhard; "ich meines Theils möchte wetten, daß Jeder Unrecht und Jeder Recht hat; denn Jeder geht bei sich selbst in die Schule, und sein Herz destillirt die Weisheit, die dem Kopf Götterauspruch ist und Lebensregel wird. Möge Jeder damit soweit kommen, als er kann. Ich meines Theils möchte Jeden bitten, der Verstand hat, mir nachzuahmen und jede That zu fliehen; denn in jeder sitzt eine Schlange, die uns beißen wird, sei sie gut oder böse; und das einzige Mittel, anständig durch's Leben zu segeln, ist, daß wir uns aller Selbstthätigkeit begeben und uns dahin fortschieben lassen, wo die Umstände und andere Menschen uns haben wollen. Wenn es uns dann

auch hureutig geht, — wir haben doch das Bewußtsein, daß wir nichts verschuldet haben, und wenn einst der große Herr beim großen Weltgericht uns fragen sollte: ei du unnützer und getreuer Knecht! warum hast du dein Pfund nicht auf Wucher gegeben? so können wir ihm getrost antworten: Es zeigt einen Fortschritt in der Erkenntniß Eurer Herrlichkeit, daß Sie uns zugleich einen unnützen und getreuen Knecht nennen. Denn wir waren nur darum getreu, weil wir unnütz waren, und nur darum unnütz, weil wir getreu waren. Jede That ist einseitig, jeder Wucher, im Guten wie im Bösen, ist Uebertreibung und darum Sünde, deren wir uns nicht theilhaftig machen wollten: so hatten wir keine andere Wahl, als unser Pfund zu vergraben. — Glaubt mir, dann wird er sagen: Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über Wenigem getreu gewesen, darum will ich dich zu mir in's Nichts setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude."

Er hatte die Worte so feierlich gesprochen, daß das Lachen der Männer erst nach einem Augenblick losbrach. „Allerdings," sagte Robert, „du erndtest dann, was du gesät hast, Nichts, und somit wird dir völlige Gerechtigkeit zu Theil."

„Ich genieße den Segen des Nichtsthuns in dieser und jener Welt, denn ich mache mich nach keiner Seite hin einer Schuld theilhaftig, ich stoße nirgends an, — (er nahm seine Rockflügel zwischen die Hände und spazierte sachte im Zimmer umher;) ich komme überall ungeschlagen durch, kränke keine mir gegenüberstehenden Rechte, darf somit hoffen, daß mir auch meine Rechte nirgends gekränkt werden, darf darum unbekümmert leben, — so

lange mich das Leben selbst leben lassen will, und wenn ich einst sterbe, so habe ich zwar keinen Ruhm, aber auch keine Schuld der Einseitigkeit an mir. Ich kann mit gleichen Füßen in den Schooß zurückhüpfen, der mich aus sich entlassen hat, in der Hoffnung, daß ich ihm keine Schande machen werde. Wenn er mich dann so treuherzig mit meinem Pfund wiederkommen sieht, so wird mir gewiß ein besserer Empfang, als euch Bucharern, die den Profit von Heiden, Juden und Christenkindern an sich reißen und das Himmelsbrot essen, das die Andern im Schweiß ihres Angesichts haben backen müssen."

"Aha! darum möchtest du lieber selbst Brot backen," sagte Robert, "und keinen Sauerteig dazu geben. Dein verfliegenes Gewissen hat nicht den Muth, sich vom Geist der Geschichte und der Zeiten in die Höhe treiben zu lassen."

"Vielleicht deshalb," erwiderte Eberhard, "weil ich bei euch verkehrte Maximen finde. Ihr laßt immer Hefe und Geist bei einander, glaubt, der Geist verfliege, wenn die Hefe abgelassen würde: darum steigt die Hefe in die Höhe, wird Meißter über den Geist, verunreinigt und trübt denselben."

"Gerade das Gegentheil, geistreiche Substanz!" erwiderte Robert.

"Ich," sagte Madelaine, "lasse meinem lieben Cousin gern die Freude, nichts zu sein und nichts zu thun, und sich zum Lohn dafür mitten in den Schooß seines Gottes, in's Nichts, zu setzen."

"Die Atmosphäre wird schwül," sagte Robert; "wollen wir nicht in's Freie?"

264 Elisabeth hatte wie auf Nadeln gesessen und ergriß diesen Vorschlag mit Hast. Sie begriff mehr oder weniger von diesem Gespräch, genug, um peinlich davon berührt zu werden. Mit ängstlicher Spannung sah sie sich nach der Schweizerin um, die ebenfalls tief nachdenklich dasaß. Obgleich sie durch geringere Combinationsgabe von diesen verwickelten Reden fast ganz ausgeschlossen war, verstand sie doch so viel davon, um zu spüren, es sei etwas nicht recht, das ihr selbst dunkeldrohend entgegenstarrte. Sie sagte zu Elisabeth: „Mich hat man gelehrt, man solle das Gute thun und das Böse lassen. Das Gute komme von Gott und das Böse vom Teufel.“

Man wollte in's Freie, aber auch draußen war's schwül. Es kam ein Gewitter heran, das sich in furchtbarer Weise entlud. Für diese Jahreszeit war das ungewöhnlich; einige Schläge waren so entsehrlich, daß auch die starken Geister bleiche Gesichter bekamen. Die Frauen, die an einen persönlichen Gott glaubten, beteten leise, und Elisabeth wollte mit einem geheimen Schauder ein Strafgericht Gottes sehen, — eine ernste Antwort vom Himmel auf das, was sie so eben gehört hatte. Das Kind der Schweizerin, das sich an seine Mutter angeklammert hatte, sagte weinend: „Mutter, warum donnert der liebe Gott so arg? Ich bin ja heute brav gewesen. Wir wollen beten, Mutter!“ Und im nächsten Augenblick: „Ach, Mutter! ich will dem lieben Gott mein neues Peitschle geben, daß er nicht mehr so donnern läßt. Oder meinst du, er habe mehr Freude an meinem Pferd? Gelt! bring's ihm, ich geb's gern.“ — Die Mutter küßte ihr Kind.

Bei dem Wollenbruch, der gleich darauf folgte, hatte Madelaine nicht Lust, hinauszutreten, um sich als Königin auf die Berge zu setzen, obgleich Eberhard sie freundlich dazu einlud.

Madelaine an Rosa.

„Ich bin jetzt über mich selbst und über das Leben mit seinen Forderungen und Rechten zum klarsten Bewußtsein gekommen. Ich weiß jetzt, daß wir selbst unseres Glückes Schmied sind, daß wir wählen können zwischen Glück und Unglück, zwischen Frieden und Unfrieden, und daß, je nachdem die Wahl ausfällt, wir dieselbe nur vor uns selbst zu verantworten haben. Vor uns selbst — auf welchem heiligen Berge ist doch der Mensch jetzt angelangt! Er selbst ist sein Richter, ist der göttliche Geist und der Menscheng Geist, der kleine und der große, der schwache und der starke, — schwach noch, wenn er sich darunter fühlt, groß und stark aber, wenn sein Bewußtsein auf den einen Punkt sich concentrirt, um dessen willen er da ist, — wenn er die Hand ausstreckt nach dem Baume der Erkenntniß. Welch ein tiefer Sinn doch in jener Fabel der alten Hebräer liegt! welch eine Vorahnung der künftigen Herrlichkeit des menschlichen Geschlechtes! Gott selbst sagt: „Siehe, Adam ist geworden wie unser Einer, er weiß, was gut und böse ist!“ — Die Thoren, die alten Ausleger, wollten in diesem Aussprüche Spott finden. Ha! Ueberraschung, Bewunderung liegt darin, in die die Menschheit über sich selbst aus-

bricht und sie ihrem Gott in den Mund legt, — das Bewußtsein der Gottheit, ausblühend als ein inneres Schauen, als kleiner Keim des herrlichen Baumes, der jezt aufgewachsen ist. So kommen Anfang und Ende zusammen. Ja, es gehn Ströme durch die Welt, Ströme des Geistes: ein inneres Klingen und Weben; wer hinhört, der vernimmt; es stimmt innerlich zusammen; was zusammengehört, durchkreuzt sich und wirkt bestimmend auf unser Leben ein. So ist auch mir das Bewußtsein über meine Freiheit und das Bewußtsein über meine Bestimmung zugleich aufgegangen, und derjenige, der mich frei machte, hat sich mir durch die Uebereinstimmung unserer Geister auch als der gezeigt, dem ich gehöre, zu dem mein ganzes Wesen hinströmt, und mag auch eine Schranke zwischen uns sein, mögen die Verhältnisse sich zwischen uns aufthürmen: das stört und irrt mich nicht. Zwischen unsern Geistern ist keine Schranke. Diese strömen in Eins zusammen, wie eine heilige Opferflamme.“

Später.

„Rosa! Ich schaue immer tiefer in das eheliche Verhältniß des Professors und sehe mit Schrecken, daß er viel, viel unglücklicher ist, als er mir nur gestehn wollte. Sein Leben ist ganz freudlos. Er sagt nicht viel, aber ich höre es sonst, und seine ernste, kummervolle Miene, sein tief niedergedrücktes Wesen spricht deutlich genug. Wie danke ich's dem Orschid, daß doch ich ihm etwas sein darf! — Du hast meine Briefe nicht recht verstanden. Die sonnenhelle Wahrheit blendet Dein

Auge noch. Du brauchst Wolken, brauchst Berge, die verhüllen. Sag': wo ist denn der Gott, von dem Du faselst? — Ist er in der Luft? Durchflieg' die Lüfte, nimm astronomische Bücher, studire sie, durchsuche die Welt, such' Alles aus! — wo findest Du ihn? — In der Welt und nur in der Welt, zuerst in der ungeistigen, dann in der geistigen. Schlag' das Buch der Geschichte auf; dort tritt er dir entgegen. Das rein Menschliche ist zugleich das Göttliche; ich kann es Dir nicht oft genug wiederholen. — In den tiefen, ernsten Augen meines Freundes leuchtet es mir auch entgegen. Da begreife ich es, und begreifend fühle ich mich stark genug, es auch zu fassen. Leb' wohl!"

Der Professor und der Doctor gingen zusammen einen einsamen Weg spazieren. Der Doctor griff in seiner heitern Mittheilung manche Note über interessante Gegenstände; der Professor aber war kleinlaut, sein feuriges Auge heftete am Boden, die Arme waren über der Brust gekreuzt, und hie und da stieg ein Seufzer aus seiner Brust auf. Endlich, als sie weit von der Stadt entfernt und an einen Bergabhang gekommen waren, sprach der Professor den Wunsch aus, daß sie zusammen ein wenig ausruhen möchten, was sich Robert gern gefallen ließ. — „Freund, sage mir, was hältst du von der Ehe?“ fing auf einmal der Professor an.

„Was ich von ihr halte? Welche sonderbare Frage! — Ich halte von ihr, daß sie schön und gut und löblich ist.“

„Nun ja! dieser Meinung bin ich auch; — aber hältst du sie für durchaus bindend?“ —

„Das wohl nicht! das thut auch sogar die christliche Kirche nicht. Warum aber fragst du so sonderbar und beklemmt? Sollte dein persönliches Interesse dabei wirklich so stark vorwiegen, wie ich seit dem neulichen Gespräch fürchte? Sollte — —“

„Ja, ja! Persönliches Interesse!“ sagte der Professor hastig und leise, indem er den Arm um den Leib seines Freundes schlang, „ich bin unglücklich! namenlos unglücklich! und wenn du mir nicht räthst, wenn du mir nicht hilfst, so muß ich verzweifeln.“ —

Robert war bestürzt. „Höre, ich weiß wohl, Madelaine hat dich bestrickt, und die neuliche Scene läßt mich ahnen, daß sich eure Bekanntschaft nicht erst von hier aus datire. Was hat es denn für eine Verwandtniß damit? Kennst du Madelaine und alle ihre Eigenschaften näher?“

„Näher, oder nicht näher, wie du willst. Laß dir gefallen, daß ich mein vergangenes Leben nochmals vor dir aufrolle. Du weißt, in welchem Zustand ich war, als ich mein Dasein durch jenen Sturz endigen wollte. Ich glaube, daß jeder Mensch in seinem Leben auch irgend einmal in solche Verfassung kommt, wo ihm Alles verleidet ist, das Leben keinen Reiz mehr für ihn hat; wenn aber völlige Heimathlosigkeit, gänzliche Lostrennung von den Banden des Vaterlandes und der Familie die Gemüths schwere, wo nicht hervorrust, doch unendlich steigert, — da ist es natürlich, daß die Trostlosigkeit mit einer solchen That endigen mußte. Als ich endlich wieder

zum Leben erwachte, hatte das Heimathsbedürfniß eine Stätte gefunden, das Heimathesgefühl erwachte neu, und kammerte sich an diese Stätte, die Räume der kleinen Schweizerwohnung fest, die mich aufgenommen hatte. Dankbarkeit kleidete sich in das Gewand der Liebe; ich glaubte, Alles gefunden zu haben, was ich je in meinem ganzen Leben bedürfen würde."

"Aber erinnere dich," sagte Robert, "daß du vor Wochen oder Monaten mir von deiner Ehe recht Freundschaftliches sagtest, und ich kann daher kaum glauben, daß dieses schnelle Unglück, das jetzt auf einmal über dich hereingebrochen ist, ein wirkliches ist und nicht bloß aus deiner veränderten Anschauungsweise sich herschreibt."

"Ja, ja," sagte der Professor, "es war damals noch so rechte Kirchhofesruhe in meiner Seele, wo das Herz sich jeglicher Wünsche begeben hat, wo es nichts hofft, nichts glaubt, nichts will, — wo es todt liegt."

"Das wäre freilich übel, wenn es damals wirklich so in deinem Herzen ausgesehen hätte, und die zufriedene Schilderung deiner Ehe nur Selbstbetrug gewesen wäre."

"Ja wohl, nur Selbstbetrug!" sagte der Professor, vor sich hinstarrend.

"Du hast aber nun schon so lange mit deiner Gattin gelebt, bist an sie gewöhnt, hast einen lieblichen, hoffnungsvollen Knaben, — glaube mir, solche Bande lösen sich nicht so leicht, und ein neuer Eindruck, eine — gewaltige Phantasie — verzeihe mir den Ausdruck, ich kann es für nichts Anderes halten, — sollte auf einen Mann von deinen Jahren, von deiner Vereiftheit nicht mehr so übermächtig einwirken, daß er das liebe, traute Heimathes-

band, das ihn angefettet und bisher festgehalten hat, nun so Knall und Fall zerreißen und von sich werfen wollte."

"Ja, Schärtel, du hast gut reden! Du redest jetzt aus dir heraus von dem süßen Ehestande, der du im Besitze eines schönen, liebenswürdigen, gebildeten Weibes bist, eines Weibes, das Geist und Herz und Sinne gleich sehr anspricht und fesselt."

"Aber deine Gattin ist doch auch wahrhaftig keine häßliche Erscheinung, und ist eine gutmüthige Frau, eine gewandte und geordnete Hausfrau —"

"Ja, nur zu gewandt und geordnet! sie wendet und ordnet so viel, daß sie alle Ordnung und mich selbst damit aus dem Hause hinauswendet; sie hat nie Ruhe; es ist ihr nie reinlich genug; sie hat nun einmal keine Freude an sitzender Arbeit, am Lesen noch weniger; da muß also der Bereich ihrer vier Wände für ihre Unruhe, für ihre Pugnarrheit immer ein Lummelplatz sein. Ich habe im Hause einen Plagegeist, und Geist und Gemüth geht leer aus."

"Ei! wenn mir das Uebermaß läßig wäre, wollt' ich's bald auf's gehörige Maß zurückgeführt haben. Du warst du von Anfang an nur zu gut."

"Mag sein; aber jetzt ist das Pferd störrig, will sich nicht mehr leiten lassen."

"Aber was hat es denn für eine Bewandniß mit Mabelaine? Wo sahst du sie zuerst? Mir schien's, euren Worten und Deutungen nach, in der Schweiz, der Jungfrau gegenüber."

„Allerdings,“ sagte der Professor, und sein dunkles Auge weifte in träumerischer Verklärung am Boden. „Ich war an einem herrlichen Abend auf der Wengernalp aufwärts gegangen, bis gegen jenen Punkt hin, wo die herrlichen Bergkolosse sich, durch den Gletscher und Thalabschuß von dem diesseitigen Bergrücken getrennt, unverhüllt dem Blicke zeigen. Die Spitzen der Berge waren in Gold und Purpur getaucht und fesselten meinen Blick. Da hörte ich wundervolle Accorde. Ich schaute umher, ganz ungewohnt dieser Laute, die so sehr gegen die Schalmeyen der Hirtenknaben, die man hier gewöhnt ist, abstachen. Da sah ich etwa fünfzig Schritte über mir, auf einer Felsspitze stehend, eine Erscheinung in weißem Gewande, ebenfalls vom Strahl der Sonne röthlich gefärbt, — die goldenen Locken leise vom Winde bewegt, das herrliche Profil sich klar am blauen Himmel abzeichnend und der Jungfrau zugewendet, in fast übermenschlicher Größe, freilich nur scheinbar. Sie hielt eine goldene Leier in der Hand, und ihre Finger weckten bald die leisesten, süßesten Accorde, bald braussten die Töne gewaltig dahin. So wie ich war, — in einer der Menschheit abgewandten, nur der Natur und ihren Geheimnissen lauschenden Stimmung, — war ich einen Augenblick versucht, sie für ein über- oder unterirdisches Wesen, für den Geist der Jungfrau selbst zu halten, der hier aus sich herausgetreten wäre, um seine eigene Herrlichkeit auch einmal von Außen anzuschauen.“

„Ja, es mochte fast so etwas sein,“ murmelte Robert vor sich hin.

„Ich hatte sie lange angestaunt, ich war ganz geblendet; sie aber schaute nur zur Jungfrau und griff in ihre Saiten, die sie leiser und leiser bewegte, wie wenn mit der scheidenden Sonne auch das Leben aus ihrer Leier scheiden müßte. Sie stieg endlich nieder, hielt ihre Leier in unvergleichlich schöner, antiker Haltung im Arm, und ging ruhigen Schrittes nieder. Ich wagte nicht, vorwärts zu treten. In einiger Entfernung aber sah sie mich, ein feines Erröthen glitt über ihre Wangen, ein Lächeln zog über ihre Lippen. Ich glaubte, sie sei allein hier; weiter unten aber sah ich einige Damen und Herren zu ihr treten, die an den Abhängen umhergestiegen waren. Im Lauterbrunner Thal sah ich sie später nochmals mit ihrer Gesellschaft; ich erkundigte mich und hörte, daß der eine Herr der Bruder der Dame (er glich ihr auch ein wenig), beide Deutsche oder Franzosen, die Andern ein englisches Ehepaar seien, die zusammen reisten. Ich unterhielt mich eine Zeitlang englisch mit der ganzen Gesellschaft, nachher deutsch mit ihr allein, und der Zauber band mich immer fester; aber später trat das Bild natürlich wieder tiefer in das innere Heiligthum der Seele; ich legte die Tottenbede der Gewohnheit darüber her. Seit ich sie aber wieder gesehen habe, hier — in unserm Kreise, hab' ich auch keine Ruhe mehr.“

„Ich gestehe dir,“ sagte Robert, „daß besonders, wenn ich deine Individualität in Betracht ziehe, ich ganz gut begreife, wie Madelaine einen solchen überwältigenden Eindruck auf dich ausüben konnte: sie hat etwas Großartiges und einen starken Geist. Schon manchmal

bedauerte ich im Stillen, daß sie keine Königin sei; sie hätte vielleicht als solch viel Gutes, vielleicht aber auch Böses gestiftet. Eben weil ihr Geist dieses Großartige hat, will es mir scheinen, er passe nicht in engere Verhältnisse; er ist zu strebend, zu gewaltsam, und du könntest in anderer Weise dir einen Plagegeist aufladen, der zwar nicht in deinem Geräthe stöberte, um Reinlichkeit und Ordnung zu erhalten, vielleicht aber Anderes durchstöberte, was dir noch weniger Behagen und Gedeihen brächte, als dein rühriges Schweizerweib."

"Du gehst in deinen Combinationen irre!" rief der Professor; „ihre große Seele hat mit Leidenschaft die Philosophie ergriffen; sie ist ihr Zweck und Ziel des Lebens, und für mich selbst hat seitdem diese Philosophie eine Bedeutung erlangt, eine Lebensfrische bekommen, wie in meinem ganzen Leben noch nie, so daß ich der Ueberzeugung bin: für mein innerstes Gedeihen, für mein höchstes Streben ist es absolut nothwendig, daß eine solche Gattin mir zur Seite stehe; wenn ich nicht diese Hoffnung haben kann, so ist das Leben für mich todt, meine Kräfte erlahmen, ich versinke in Apathie. Das bedenke, Schürtel! um dies dir zu sagen, habe ich diesen einsamen Weg eingeschlagen. Du hast mir neulich in unsern philosophischen Steinwürfen deine Meinung deutlich genug kund gegeben, aber ich frage dich jetzt auf dein Gewissen: erlaubt dir dieses, mir die Fortsetzung einer Ehe, die mein Tod ist, als absolut nothwendig vorzuspiegeln?"

Unser Philosoph sah ernst genug daren. Es war eine schwere Frage. „Ich erkenne an," sagte er, „daß,

wenn die Ehe durch Lösung der Gemüther von einander geistig bereits getrennt ist, ihre leibliche Fortsetzung sogar zu einer Unsittlichkeit werden kann, — daß ihre Trennung alsdann zu einer sittlichen Nothwendigkeit wird; aber ich kann mich eben durchaus noch nicht überzeugen, daß die deine unwiderruflich auf diesem Punkt angekommen sei. — Geduld! laß mich reden," sagte er, als der Professor schnell einsinken wollte. „Was du da sagst von der Erschlaffung, das sind zeitweise Gemüthsstimmungen, vorübergehend, wie sie gekommen sind. Wehe dem Mann, dem nur ein Weib für's ganze Leben Geschmach an seinem Höchsten, seiner Wissenschaft beibringen könnte; den ein anderes Weib, die wahrlich keine Kantippe ist, sondern ein braves, arbeitsames Weib, der, wie ihren Angehörigen, du ewig verpflichtet bist, die die Mutter deines Kindes ist, — den, sage ich, ein solches Weib untauglich zur Ausübung seines höchsten Berufes machte. Im Gegentheil, sie würde ihn, wenn nicht Leidenschaft in seiner Seele lebte, mehr in seine Bücher und in seine Wissenschaft hineintreiben und also fördernd wirken, wenigstens in dieser Beziehung. Es mag sein, daß Madelaine deinem Geiste zusagt; es hat das vielleicht tiefere Ursachen; aber ich wollte dir's schriftlich zum Voraus geben: — als Hausfrau würdest du an ihr Manches vermissen, was du an deiner Schweizerin hast, und wenn du also deinen Geist frei genug machen könntest, das zu erkennen, so wären dir vielleicht bittere Erfahrungen erspart. Dabei kannst du Madelaine's Umgang doch genießen, und es scheint mir fast, als sei für diese das Heirathen gar nicht nothwendig, eben weil ihr Geist über

die Weiblichkeit überhaupt, also auch über das weibliche Bedürfniß hinausgeht."

Der Professor sah schmerzlich bewegt zu Boden. Er sprach keine Sylbe.

"Und denkst du denn gar nicht an dein Kind?" fuhr Robert endlich fort; „ist es denn eine solche Kleinigkeit für einen Vater, sein theures Kind entweder selbst missen zu müssen, oder es der Mutter zu entreißen, — in ihm der Mutter somit auch den letzten Trost zu rauben, und das zarte Pflänzchen der Stiefmutter zu übergeben, die — entschuldige: Madelaine wäre deinem Kinde doch keine Mutter, wie seine leibliche; sie hätte schon zu viel in Büchern zu lesen, sie könnte sich nicht gar zu viel mit dem Kinde abgeben."

"Wenn du je hierin Recht hättest," sagte der Professor, „so würde ich den Jungen in einer Pension erziehen lassen."

"Also weder du ihn haben, noch seine Mutter ihn haben! Während ihr so ihn Beide zusammen erziehen könntet, und durch ihn immer wieder ein Band der Einigung und der Freude hättet."

Der Professor legte sein Gesicht in seine beiden Hände.

"Glaube mir:" fuhr Robert wieder fort, „wenn du nicht von Leidenschaft geblendet gewesen wärest, so hättest dir neulich Madelaine nicht so liebenswürdig erscheinen können; so groß, so stark sie sein mag — ich möcht' sie nicht als Weib!"

"Ach, du kennst sie nicht! du hast Vorurtheile, bist jetzt von deinem Weibe und ihrer Liebenswürdigkeit ganz

geblendet, so daß du, weil du mich nicht begreifen kannst, auch nicht der Mann bist, der mich und meine Sache im rechten Lichte ansehen und sie recht beurtheilen kann. Das hab' ich eigentlich außer Acht gelassen, als ich dich zum Vertrauten meines Herzens und seiner Leiden machte, und ich sehe mit Schmerz, daß ich mich wieder in mich selbst zurückziehen muß."

"Griß!" sagte Robert freundlich, „glaube mir: dein Leiden geht mir nahe, und ich begreife auch ganz wohl, daß es nicht aus einer augenblicklichen Laune hervorging, sondern ein wahrhaftes ist, und daß es tiefe psychologische Ursachen hat; darum bin ich weit entfernt, dir mich absolut entgegenstellen und dich nöthigen zu wollen, du müßtest unter allen Umständen deine alte Ehe fortsetzen. Um was ich dich allein bitte, ist das, daß du dich nicht überstürzest, daß du dich nicht gewaltsam einer Heilung entgegenstemmest, sondern das, was ich dir zu bedenken gab, dir recht tief überlegest. Mathelaine's Umgang ist dir ja gar nicht verwehrt; ihren Geist kannst du doch genießen, wenn er dich anspricht."

"Wird aber auch nicht dieser Umgang mir verbittert werden? Eufannen's Eifersucht ist bereits rege. Wie lange wird es gehn, bis es doch zu einem Bruche kommt?"

"Wenn aber dein Wille redlich ist, wirst du auch Eufannen wieder beruhigen können. Raum kann ich glauben, daß das geschlechtliche Interesse so vorwiegen soll, wenn doch der Geist es ist, der dich anzieht. Hole den Plato vor, studire ihn recht emsig; er wird dir dann Kraft geben, das Geistige vom Sinnlichen zu sondern,

und du hast den Vortheil, genießen zu können, ohne in Schuld zu verfallen.“?

„Schuld!“ rief der Professor, — „Schuld sehe ich gar keine da, und,“ fügte er mit leiser Stimme hinzu, „Robert! sage mir, hältst du ein verlorenes Leben für nichts? verschätzten Göttergenuss, harmonisches Zusammenströmen von Geist und Sinnen für nichts? Glaubst du denn wirklich, daß ich Madelaine immer sehen und das Leben ertragen könne, wenn ich hoffnungslos sein soll? Und wenn ich das einmal erkannt habe, warum soll ich nicht eilen? warum durch Zögern der Mörder meines eigenen Glückes werden?“

„Wirklich, ich glaubte dich noch nicht so tief verstrickt,“ sagte Robert ernst; „und wenn es wirklich so steht, wenn du meinst, das Leben nur unter dieser Bedingung ertragen zu können, — wenn dir dein Ehejoch unerträglich ist, so will nicht ich es sein, der dich zurückhält. Aber auch zum Vorwärts kann ich durchaus nicht rathen. Ja, nachdem wir so weit gekommen sind, muß ich dich noch auf einen wichtigen Punkt aufmerksam machen: hast du denn noch gar nicht an die öffentliche Stimme gedacht? Hast du gar nicht bedacht, was es für einen Eindruck machen wird, wenn man hört: ein Professor, der mit seiner braven Frau vor so und so viel Wochen aus der Schweiz hierher gekommen ist, mit der er so und so lange gelebt und ein Kind gezeugt hat, scheidt auf einmal seine Frau fort, löst sich von ihr trennen, um — um Madelaine zu heirathen! Und diese Madelaine, die bisher nicht heirathen konnte oder wollte, trennt hier eine zuvor glückliche Ehe, um Frau Professorin zu werden!“ —

„Madelaine trennt sie nicht; ich thue das — —“

„Doch verführt durch Madelaine's Reiz; — aber gleichviel. Ich gestehe dir, daß mir die Sache bänglich erscheint, und nicht nur für dich selbst, sondern für uns Alle, die wir zu gleicher Schule gehören, eine Bedeutung hat, die sich auch auf uns Alle ausdehnen wird. Du weißt, wie gern unsere Feinde sittliche Mängel an unsern Personen auffinden, und von den Personen auf das falsche System schließen möchten, dem wir huldigen. Da könnte denn Niemand auf unsere Philosophie einen schlimmeren Schein laden, als du, einer ihrer eifrigsten Vertheidiger. Und wie werden die Feinde, die Pietisten, die Sünden-richter, diesen Schein ausbeuten! wie werden sie in alle Welt hinaufschreien: seht, so sind sie Alle! das ist Folge der falschen Wissenschaft! Dies ist ein wohl zu beherzigender Einzelpunkt im Ganzen; und weil er mich und die Freunde mit berührt, so haben wir auch eine Stimme dabei. Noch näheres Interesse, das ich habe, will ich nicht einmal stark betonen, obgleich ich dir bekenne, daß ich nicht nur ^{persönlichen} Antheil an deiner Gattin nehme, sondern auch um meiner Elisabeth willen in Sorgen wäre; denn sie ist von Natur schüchtern, grübelnd, und es würde einen sehr schlimmen Eindruck auf sie machen, durch einen meiner nächsten Freunde ein Beispiel gegeben zu sehen, wie wenig Garantie bei uns für Liebe, eheliche Treue, für beständiges Lebensglück zu finden sei. Alle diese Gründe drängen mich, dich inständig zu bitten, dich nicht zu übereilen, nicht in der blinden Leidenschaft fortzurennen, sondern wohl zu überlegen, auf welchem Boden du stehst und was du thust. Der Geist ist ja frei und kann auch

die Fesseln einer Leidenschaft sprengen. Und so lange du es wenigstens nicht versucht hast, sie zu sprengen, wäre das schnurgerade Nachgeben für einen Mann von deinem Jahren ganz unwürdig, wenn man auch gar nicht die Heiligkeit deiner alten Familienbande in Betracht ziehen wollte.“

Der Professor war von diesen letzten un widersprechlichen Wahrheiten tief betroffen, und gelebte endlich nach langem innerem Kampfe seinem Freunde, keinen übereilten Schritt zu thun, aus Plato sich Kraft zu schöpfen, und durch den Drang seines Herzens hindurch, über ihn hinaus, wieder in das lichte Reich der Freiheit zu steuern.

Am selben Tage, da dieses Gespräch vorfiel, schrieb

Madeline an Rosa.

„Es hätte fast einen Bruch gegeben. Fischmann hat an seinen Ketten geschüttelt. Der unglückliche Mann, um dessen trostlose Lage ich Blut weinen möchte, hat mir sein ganzes Herz geöffnet. Ja, mein Herz erbebt unter der Wucht seines Schmerzes, seiner Verzweiflung. — Doch ich frage mich eben, ob ich klug daran thue, Dir meine Erlebnisse mitzutheilen, weil Du so alberne Furcht für mich hast. Da ich aber weiß, daß mein Stillschweigen Dich doch unglücklich machen würde, so sollst Du wenigstens mit einigen Strichen benachrichtigt sein.“

„Ja, Rosa, es ist nun allerdings am Tage, daß er mich liebt — liebt vom ersten Abend an, da er mich am Fuße der Jungfrau zum ersten Mal erblickte!

„Und er hat mir bekannt, daß er nun erst wisse, was Lieben sei. Natürlich! Habe doch auch ich nun erst dieses Gefühl kennen gelernt.“

„Ich mag nicht viel Worte machen. Nur so viel: nachdem ich einmal den göttlichen Fingerzeig erkannt habe, nachdem ich gewiß weiß, daß wir zusammen gehören, und daß mein Freund in seinen Ketten das trostloseste Leben fortschleppt, so bin ich nicht gemeint, mich zu widersetzen, wenn er über Kurz oder Lang diese Ketten zerbricht und seine Schweizer Bäuerin wieder zu ihren Bergen zurückschickt, nach denen sie solche Sehnsucht hat. Was thut dieses Weib hier in dem fremden Lande als Gefährtin eines Mannes, dem sie das Denken zum Verbrechen stempelt, „weil das Denken ihn von ihr entfernt habe?“ Ich gebe Dir nur diese wenigen Worte von ihr, um sie zu charakterisiren. Nun wollte sie ihm gar meinen Umgang wehren, weil ihre Eifersucht erwacht ist. Nein, dieses Weib soll uns nicht trennen!

„O, Rosa! wenn ich einst die Gattin dieses Mannes wäre! er sollte neulich, er würde wahnsinnig vor Entzücken, wenn das Wirklichkeit werden sollte. Ach, er baute Luftschlösser, er entwidelte ein Bild vor mir, wie wir dann erst uns alles Erhabenen freuen, alles Schöne genießen, wie wir das ernste Studium und die heitere Erholung — Alles, Alles zusammen ausführen wollten! Adieu!“

Einige Tage darauf.

„Was ist das, Rosa? Fritz zieht sich zurück; er kommt nicht mehr, mich allein zu sehen, er kämpft mit

seiner Liebe, er konnte den Blick meiner Augen nicht aushalten, als ich sie fragend auf ihm ruhen ließ; er ging hastig fort; — — ich mittere Verrath! Schärtel und Eberhard haben sich gegen mich verschworen!"

Den andern Tag.

"Ja, ja! Es ist so! Ich frage nicht, ich dränge mich nicht auf, ich bin zu stolz dazu; — und sollte mein Herz darüber brechen, so soll doch keine Frage über meine Lippen kommen! Kann er sich überwinden, diese Jammerheide fortzuschleppen, so möge er! War doch nicht ich es, die ihn aufgefodert hat, sie zu lösen. Wie unglücklich er ist, wie er kämpft, sehe ich wohl."

Nach zwei Tagen.

"Schärtel's bemühen sich sehr, die Schweizer Bäuerin aufzumuntern, aufzustacheln, daß sie ihr Glück doch endlich fassen lerne, — sie zu einer leidlichen Gesellschaftsdame zuzustufen. Ich hätte ihnen in's Gesicht lachen mögen. Ihr Thoren! das ist all nichts! Was nicht von Innen herauskommt, das läßt sich auch nicht von Außen anleben. —

"Schärtel hat mich heute in's Vertrauen gezogen. Nach langen Einleitungen über meine Seelengröße, meinen Geist u. s. w. legte er mir die Gründe dar, die ihn vermocht hätten, dem ihm so theuren Freund von einem Schritte abzurathen, der jedenfalls schwere Folgen haben und, so jäh ausgeführt, ein sehr schlimmes Licht auf dessen öffentliche Wirksamkeit werfen müßte. Er rief mich auf,

mitzuhelfen, daß dem Freunde der schwere Kampf der Ent-
sagung erleichtert werde. Die Gattin sei über die Ge-
sinnung des Professors noch nicht eigentlich aufgeklärt,
und die Wölfe solle wo möglich über ihrem Haupte vor-
überziehen. Sie sei ein braves Weib, wenn auch auf
untergeordneter Bildungsstufe stehend. Um des Kindes
willen vorzüglich müsse man wünschen, daß die Ehe nicht
zerissen werde. Ich, als die Starke, habe jedenfalls die
Kraft, auch in der Entsagung voranzugehn. Für einen
Vater sei es keine Kleinigkeit, dergleichen Bande zu zer-
reißen. Die Neue sei ein schlimmer Gast. (Ich fragte
ihn bei diesem Wort, ob er aus Erfahrung spreche? Er
sagte schnell: Ja!) Er machte mich hierauf aufmerksam
auf die idealen Güter des Lebens, auf den Werth der
Freundschaft, erinnerte an Plato u. s. w. Ich ließ ihn
ganz ausreden und fragte dann nur: ob er die Ueber-
zeugung habe, daß der Professor glücklich sei, wenn er
die Ehe fortführe? Zufrieden wird er wenigstens mit der
Zeit wieder werden, entgegnete er mir. Darauf sagte
ich ganz ruhig: „Wenn Sie in Ihren Bemühungen fort-
fahren, Frau Professorin Fischmann zu bilden, so wird
Sie am Ende noch das Glück des Gatten belohnen!“ Er
sah mich ungewiß an, aber ich bin sicher, daß kein Spott
durch meine Züge durchbrach. Er blieb ganz im Unge-
wissen. Ich sagte ihm dann, daß ich der Ueberzeugung
sei, wir seien um des Glückes willen auf der Welt; —
„ideales oder reales, wie Sie wollen,“ ergänzte ich schnell,
als ich sah, daß er mir antworten wollte. „Wo das
reinste Glück ist, da ist der höchste Lebenswerth. Können
Sie nun den Beweis liefern, daß der mir so theure

Freund glücklich ist, — glücklicher auf der von Ihnen vorgeschlagenen Bahn, so soll von mir gar keine Rede sein. Ich habe ihn ja nicht aufgefordert, seine Ehe zu lösen, und werde ihn auch nicht dazu treiben.“ Schärtel war zufrieden, da er nicht mehr von mir herausbringen konnte. Mein Herz zuckte aber unter den abermaligen Lobpreisungen meines erhabenen Sinnes. Und wenn Du bei mir gewesen wärest im einsamen Zimmer, Du hättest die Freundin schwach gesehen. Weil sie nicht Deinen treuen Busen hatte, verbarg sie das Haupt in's Kissen, als die Thränen strömten.“

Nach acht Tagen.

„Du ruffst mich zu Dir, Du mahnst mich, zu fliehen, Rosa? Nein, nein! das ist nicht nöthig. Einige Tage lang freilich war ich tief niedergedrückt; ich hätte oft rasend werden, oft verzweifeln können. Ich glaubte Alles verloren, meinen theuren Freund sogar als Freund verloren! Ich sah ihn gar nicht, zu mir kam er nicht, zu ihm konnt' und wollt' ich nicht, zu Schärtel's mocht' ich nicht. So war ich denn auf mich selbst beschränkt, auf meine Art schwach und auf meine Art stark. Meinem Oheim fiel auf, daß ich fast nicht aß und so bleich sah, und „deine Lippen drückst du zusammen, als wären sie mit einem Schloß versiegelt; — was haßt du, Mädchen?“ Ich sagte aber nicht, was ich hätte. — Eines Abends kam Er. Aber mein Onkel und Eberhard waren zugegen. Der kleine Estrid stellte sich gar dumm und naiv, und das mußte ich ihm noch danken, obgleich ich wohl weiß, daß er mit Schärtel gegen mich verschworen ist. Da er

aber jetzt den Onkel gar treuherzig beschäftigte, so gewahrte dieser wenigstens nicht die tiefe Erregtheit des Professors und die Blicke, mit denen er mich suchte. Er blieb lange, aber Eberhard blieb ebenso lange, und was mich wunderte, — der Professor machte keinen Versuch, gab nicht durch den leisesten Wink zu verstehn, daß er gewünscht hätte, mich allein zu sprechen. Es schien ihm nur mein Anblick wieder einmal nothwendig gewesen zu sein. Ich selbst wurde, nachdem ich mich gefaßt hatte, ruhig, ja fast vornehm. Wir wollen sehen, was noch aus der Sache wird.“

Vier Tage darauf.

„Nosa! Ha, das gemeine Weib! Ich habe einen Brief von Susanna gesehen, einen Brief in die Heimath, worin sie sich bitter beklagt über die Behandlung durch ihren Vatten, worin sie meiner auf empörende Art gedenkt, — worin sie ihr Loos beklagt, ihre Entfernung von der Heimath. — Aus dem ganzen Briefe, der nicht einmal ganz ordentlich gesetzt war, ging unzweideutig hervor, daß nicht das mindeste Gefühl, kein Funke einer Würdigung des Schapses in ihr lebt, den sie besitzt; daß ihr Sinn nichts zu umfassen weiß, als ihre Berge und ihre Heimath, sammt der Ervatterschaft und den Feldern und Döfen und Rüben. — — Ha, Nosa! und dieses Weib sollte im Besitz dieses Gutes bleiben, das sie gar nicht zu würdigen versteht? Er, der Theuerste, sollte mir um dieses Weibes willen entrisen werden, bloß darum, weil sie einmal mit ihm getraut worden ist zu ihrem eigenen Elend und zu seinem Elend?! Und er

sollte sich so mit ihr fortschleppen? sollte meinem Besiz in der schmerzlichsten Selbstverleugnung entsagen, nur um dieses Weib, das ihn nicht liebt, das nicht mit ihm glücklich ist, dessen Herz sich dahin sehnt, wohin es gehört, — nur um dieses Weib zu behalten und sich von ihm geistig zu Grunde richten zu lassen? Denn daß er verkümmern muß unter solchem Druck, in solcher Umgebung, das liegt am Tage. — — Rosa! daß das nicht sein darf, das siehst Du selbst ein und kannst mich daher auch nicht tadeln, wenn ich Dir gestehe, daß ich dafür gesorgt habe, diesen Brief in die rechten Hände zu bringen. Das sage ich denn freilich nur Dir, unter dem Dedmantel der tiefsten Verschwiegenheit. Kein Mensch weiß, daß ich den Brief gelesen, und weder der Professor, noch sonst Jemand weiß, woher ihm die Warnung, die Aufforderung kommt, diesen Brief sich auf der Post zu verschaffen. Ich zittere, ob es Erfolg hat, ob die Aufforderung nicht zu spät kommt. — Aber auf andere Art als anonym möchte ich ihn doch nicht darauf aufmerksam machen. Ich wäre zu stolz, ihn wissen lassen zu wollen, daß ich es sei, die die Entfernung dieses Weibes wünscht: ich will mich ihm nicht an den Hals werfen. Aber doch soll auch er nicht unglücklich sein, und ich will nicht unglücklich sein, und seine Schweizerin braucht nicht unglücklich zu sein.“

Zwei Tage später.

„Es ist geschehen, Rosa! die Schweizerin ist fort, Anna und Hall! — ich athme tief auf! Leb' wohl!“

Nach zwei Tagen.

„Ja! Nun weiß ich erst, daß nur auf diese Art der unerträgliche Zustand sich natürlich und wohlthuend lösen konnte, daß ein Gott meine Hand regierte, um die grellste Disharmonie wieder in Harmonie aufzulösen! Ist es doch, als sei mein theurer Freund von einem drückenden Alp befreit. Nun kommt er wieder täglich, und trinkt Leben, wie er sagt, aus meinem Antlip. Das Entzücken spricht nicht nur aus seinen Augen, auch seine Lippen strömen davon über. Heute erlaubte ich ihm den ersten Kuß; — — Rosa, ich bin doch nicht so ganz stark, sein Entzücken war ein bißchen ansteckend. Mein Oheim war verwundert über den Bruch des Professors mit seiner Frau; — aber er ist ein alter Lebemann und weiß die Sache als solcher denn auch bald zurechtzulegen.

„Die langen Gesichter meiner beiden Feinde amüßten mich am meisten. Sie sahen mich mit mißtrauischen Augen an. Sie wittern, daß irgend etwas von mir ausgegangen sein könnte, was entscheidend hier eingegriffen hat; aber ich war klug; sie können nicht das Mindeste beweisen. Ich würde mir zwar gar nichts daraus machen, die That offen zu bekennen, wenn ich nicht um feinetwillen dabei unbetheiligt scheinen möchte. Er betheuerte mir, ein Gott habe ihn aus seinem Irrsal erlöst. Er hat Recht.“

Sechszehntes Capitel.

Elisabet war, auch noch ehe es zu einem Bruch kam, schmerzlich berührt von der Disharmonie zwischen dem Professor und seiner Gattin, und sehr besorgt um das Ende, das sie dunkel ahnte. Sie fühlte sich nicht sehr zu Madelaine hingezogen; die Schweizerin in ihrer Natürlichkeit war ihr viel lieber, obgleich sie auch mit ihr nicht eben auf intimum Fuße stand. Elisabet schloß sich überhaupt nicht so leicht an. Was sie anzog, war nicht die Gesellschaftswelt, nicht Zerstreuungen und Vergnügungen des bunten oberflächlichen Lebens. Sie liebte die Stille und — die Bücher, und was sie von diesen wegriß und entfernte, das war ihr manchmal sogar widerlich. Mit ihrem Gatten stand sie in einem eigenthümlichen Verhältniß, — immer in einem lernenden; das Gelernte verarbeitete sie aber oft auf eine eigenthümliche Weise. Jedes gehörte Wort regte und bewegte sich in ihrem Geiste, und da ihr nichts verständlich war, was sie nicht in irgend einer Weise mit einer Erfahrung aus sich selbst zusammenstellen und verbinden konnte, so war die innere Reibung um so größer und hatte nicht immer ein befriedigendes Resultat. Die ungemeine Leichtgläubigkeit, mit der Robert jede Materie, sie mochte nun aus dem Gebiete

des Wissens oder Lebens genommen sein, zu überschauen und so zu sagen, unter einem bestimmten Gesichtspunkt zu rubriciren wußte, erregte immer ihre Bewunderung; — freilich schien es ihr auch manchmal, als würde dabei mitunter gar zu sehr in's Große und Allgemeine verfahren, und das Einzelne, das Kleinere, in seinen Rechten allzu wenig berücksichtigt. Und Elisabeth lebte so gern im Kleinen.

Robert führte sie unter Anderm auch in's Mittelalter ein, machte sich's aber zum Grundsatz, gerade bei der ächten Poesie nicht zum Voraus belehrend auf sie einzuwirken. Er ließ ihr den unmittelbaren Genuß, holte sie zuerst selbst in ihrem Urtheile aus und berichtigte dasselbe erst, wenn es ihm nicht richtig schien.

Es trat aber eine eigene Erscheinung immer mehr hervor. Sie wurde tief ergriffen von dem, was sie las: die Gestalten lebten und webten vor ihr, und sie lebte mit ihnen, in ihnen. Die Schönheit des Nibelungenliedes hatte sie sehr bewegt; besonders die ungeheuren Folgen des so kleinen Anfangs machten ihr viel zu schaffen; immer und immer brütete sie wieder darüber. — Ihr Tagebuch weist uns dies aus. Wir bedauern, daß der Raum uns nicht gestattet, es hier anders als andeutend zu berühren. Rüdiger's Gestalt mit dem unlösbaren Conflict, in den ihn seine Treue bringt, scheint sie lange verfolgt zu haben.

Robert bemerkte diese Eigenthümlichkeit bei seiner Wartin, und halb war sie ihm freudig, halb leidig. Auch Parcival fesselte sie unwiderstehlich. Das dunkel Geheimnißvolle der ganzen Gralsage und Parcival's Persönlichkeit, besonders sein Aufwachsen in dem stillen Walde,

die Wandersehnsucht und das Primatbegefühl, das so ganz aus ihr selbst herausgehoren war, das Suchen nach dem verborgenen, geheimnißvollen Heiligthum, in dem sie tieferen Sinn finden wollte, — sie war ganz hingenommen und versank oft in Brüten darüber, so daß Robert für gut fand, ihr das Geheimniß als kein so gar tiefes zu erklären und sie darauf aufmerksam zu machen, wie das Mittelalter, das das Heilige als ein fernes, Fremdes über sich gewußt und außer sich gesucht, als überhaupt in der Außerlichkeit stehend, auch dieses Heilige in äußerlicher Herrlichkeit sich habe vorstellen, mit äußerem Prunkte habe ausschmücken müssen. — Er fand aber weiter für gut, ihren Geist wieder mehr in die Neuzeit zu führen, denn ihr stilles Brüten über den Tiefen schien ihm gefährlich; sie sollte der Welt klar in's Angesicht schauen lernen und auch dem Scherz, für den sie ihm immer zu wenig Sinn zu haben schien, ihren Geist mehr öffnen. Elisabeth ergriff auch willig alles Dargerreichte, sie lachte hell auf bei Raupenberger's Badereise, und Jean Paul wäre ihr großer Liebling geworden, wenn nicht das, was sie beim Lesen fesselte, ihr immer wieder durch undurchdringliche und oft fast unübersteigliche Schichten von halb sinnigen oder unsinnigen oder tiefsinnigen Räthseln entzogen oder in die Ferne gerückt worden wäre. Ja, bei der Hast, mit der sie las, mit der sie suchte, wurden ihr diese Berge oft geradezu unübersteiglich, und sie warf mehrmals das Buch fort, — aber dennoch sah sie bald wieder dabei und jagte durch die Blätter.

Göthe jedoch blieb ihr Liebling. Auch bei ihm waren es vorzüglich die mittelalterlichen Klänge gewesen, die sie

zuerst an ihn gefesselt hatten. Hans Sachsen's poetische Sendung und der Aufsatz über deutsche Baukunst waren ihr von früherer Jugend her theuer. Sie hatte nemlich schon damals, angeregt durch den schönen, ebenfalls unvollendeten Münster in der Stadt, die eine Zeitlang ihre Heimath gewesen war, — auch durch hübsche Denkmale altdeutscher Baukunst in ihrer eigentlichen Vaterstadt, sich ganz besonders für diese interessirt, hatte Abbildungen aller Kirchen und Münster, deren sie habhaft werden konnte, sich verschafft und einige selbst gezeichnet; man konnte fast die Geschichte der deutschen Baukunst aus ihren Blättern herausfinden.

Elisabet suchte Alles hervor, was über Göthe's Leben, besonders seine Jugend Aufschluß geben konnte; denn der jugendliche Göthe blieb ihr immer am liebenswürdigsten, und sie hatte schon manchmal gewünscht, Straßburg zu sehen, um Erwin's Denkmal in Natura bewundern und zugleich den Ort betreten zu dürfen, da der alte Genius zuerst den jüngeren geweckt, bis er, seiner Kraft bewußt, stark und behend wie der Löwe des Gebirges ausrüllte auf Raub. Sie wollte den ganzen Umfang seines Raubes nach und nach kennen lernen, und Robert pflegte die Empfänglichkeit seines Weibes für die Göthe'schen Schönheiten. Die bestimmten religiösen Vorstellungen wurden dabei sachte umschifft, so daß Elisabet vielleicht schon oft unvermerkt über eine Klippe hinausgesegelt war; aber freilich stand doch auch immer die Klippe noch, und wenn Zufall oder Geschick ihr Schiffelein auf dem offenen Lebensmeer wieder darauf hintrieb, so konnte es doch noch einmal daran zerschellen.

Elisabet seckte tief und kam immer tiefer in den Cultus des Genius. Da sie aber gewohnt war, sich willenlos dem Eindruck hinzugeben, der sie gewöhnlich mit sich fortriß, so war es ihr schon oft geschehen, daß sie, die Wirklichkeit vergessend, diese auch wirklich versäumt hatte. Das Tägliche, einfach Nothwendige hatte dadurch Noth gelitten, es war ihr in solchen Augenblicken läßlig, und ihre Stimmung, wenn sie dem Nothwendigen genügen sollte, keineswegs eine heitere und angenehme. —

Robert, der in seinem Comfort nicht gern etwas vermissen mochte und in seiner Gattin immer die gleich aufmerksame sehen wollte, ward einigemal ungehalten, und eines Tages besonders hatte sie Gelegenheit, über sich selbst Aufklärung zu erhalten. Robert hatte ihr angekündigt, daß er ihr Abends einen Gast zuführen würde, den er mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit wünschte ausgenommen zu sehen. Sie hatte sogleich einige Anordnungen getroffen. Da aber gerade ein Bulwer'scher Roman sie in seinen Zauberkreis bannte, so überließ sie die weitere Besorgung ihrem Mädchen, und gab sich wieder dem lieblichen, gewohnten Zuge hin. — Robert, zurückkehrend, überschaut mit schnellem Blicke die Anstalten, findet sie mangelhaft, und als er, in das Zimmer seiner Gattin tretend, diese von einem Buche weg ihm entgegeneilen sieht, so bricht der Zorn in hellen Flammen aus. Elisabet, bestürzt, will sich entschuldigen; er hört es nicht und droht, sich die Bequemlichkeiten, die er bei seiner Frau vermissen müßte, auf andere Weise zu verschaffen. Dieser Vorfall machte tiefen Eindruck auf sie. Sie vermochte den ganzen Abend nicht, mit völliger Freiheit sich wieder

zu finden, und ein Brief an die Freundin läßt uns einen tieferen Blick in den Zustand ihres Gemüthes werfen.

Elisabel an Leonore.

„ — Ich bin in diesen Tagen auf mich selbst aufmerksam geworden.

„Du kennst ja unsere Jugendträume von Leben, schöner Wirklichkeit im Einklang mit Poesie, die gleich den fernen Bergen dem Vordergrunde jenen geistigen Reiz verleihen sollte, ohne den das wirkliche Leben uns fade und einsörmig erschien. Das Alles däuchte uns so unschuldig, so ungefährlich. Wir meinten, weil wir uns persönlich frei wußten von den romanhaften Verirrungen der ungebildeteren Jugend, so sei für uns keinerlei Gefahr damit verbunden. — O, ich Thörin, die ich mich in Sicherheit einwiegen ließ und nicht unter den Rosen einen andern Feind merkte, der nicht hervorbrach aus seinem Schlupfwinkel, bis er groß genug war, mich umfassen und festhalten zu können! — Hast Du nie an Dir selbst gemerkt, daß für uns Alles zur Sünde werden kann durch das Uebermaß, durch die Leidenschaft, mit der wir daran hängen, und daß es dann wie ein feiner, unsichtbarer Faden sich um uns selbst und unsere Verhältnisse winden kann — so lange winden und schlingen, bis es Alles erreicht und der Feind nur anzuziehen braucht, um uns unauf löslich zusammenzuznähren? Ich sehe auf einmal in eine Kluft, in die ein unbewußtes Gemüth am Ende stürzen könnte. — — Doch ich muß Dir unver-

ständig scheinen, und wenn ich Dir meine Drangsal schildere, lächelt Du mich vielleicht noch aus und findest mich kindisch, in etwas so Unbedeutendem solch Unheil zu sehen; aber für mich ist es wichtig genug. Du kennst meine Lesesucht, und ich habe noch nie daran gedacht, sie zu dämpfen, zu bezähmen. So ist sie stark geworden, während ich in ihr noch ein kleines, unschuldigtes Kind hegte und pflegte, und jetzt, da mir auf einmal die Schuppen von den Augen fallen, finde ich das Kind als einen Dämon wieder, der mich umgarnt, der mir meinen Gatten entfremden, mein häusliches Glück untergraben, mir den Frieden rauben und mich am Ende in die Tiefe ziehen könnte. — Robert war öfters schon sehr ungehalten über mich, und nie hätte ich gedacht, daß durch mein Verschulden Worte über seine Lippen gehn würden, die, ach! von wenig Glück und Freude zeugen.

„Was sind wir doch für arme Menschen! Wir sehnen uns, Alles um uns zu versammeln, was uns Genuß gewährt; wir halten uns für stark genug, immer gleich weise aus den aufgehäuften Gütern das für uns auszuwählen zu können, was in jedem Augenblick das Beste dünkt, und so Genuß und Frieden zu vereinigen, — und ehe wir's uns versehen, hat uns der Genuß den Frieden gestört. Wie gut sind unsere Vorsätze! wie sicher sind wir in unserm guten Willen, sie zu halten! und während wir noch fest zu stehen glauben, hat sich schon sachte das schmale Brett unter unsern Füßen verschoben, und der Fall erst lehrt uns merken, wie es mit uns steht.“

Elisabet hatte nun den festen Willen, diesem liebsten Genuße ganz abzusagen, aber Robert selbst führte sie unwillkürlich immer von Neuem in den Zauberkreis, der ihr erst so bedrohlich erschienen war. Immer zwar ihr Ziel im Auge behaltend, mußte sie nun doch die Erfahrung machen, daß selbst das vollkommene Bewußtsein des Uebels sie nur selten retten konnte vor der augenblicklichen Versuchung: mit tausend gaukelnden Bildern lodte es, bis sie gefangen war. Nachher machte sie sich Vorwürfe, war über diese Erscheinung beängstigt und beschloß, bei Robert Rath und Kraft zu holen, da sie sich nicht selbst zu helfen wußte. Sie brachte nur im Allgemeinen das Gespräch auf Neigungen, Begierden und Leidenschaften, und fragte: in wiefern sie verwerflich wären oder nicht? Lächelnd sagte Robert: „Die Neigungen sind unverwerflich, so lange sie Neigungen sind; sie werden verwerflich, wenn sie Begierden werden, und müssen verworfen werden, wenn sie Leidenschaften sind.“ — „Wohl,“ sagte Elisabet, „aber ich glaube immer, es müßte ein in sich abgeschlossenes, sich entgegensetzendes Reich des Guten und Bösen geben, und dem widersprechend finde ich in der Erfahrung ein Ineinandergreifen von beiden, das ich nicht wieder zu trennen vermag.“ — „Ganz recht,“ erwiderte er, „und du kannst aus diesem Ineinandergreifen sehen, daß der Philosoph nur auf den tieferen Grund der Sache geht, wenn er das Böse nicht mehr als etwas absolut Anderes ansieht, als das Gute, sondern als etwas, das dem Guten anhaftet als Gegensatz, wie der Schatten dem Licht. Es setzt sich zunächst dem Guten entgegen, muß aber nur dazu dienen, diesem zum Bewußtsein zu verhelfen, und“

endet seine Lösung, indem es als Ueberwundenes seine Wesenhaftigkeit verliert. Das Grauen davor muß in dem Maße schwinden, als wir es in seiner eigentlichen Unwahrheit und Nichtigkeit kennen lernen, und es überwindend unseres wahren Wesens bewußt werden, welches das Bild der Gottheit ist.“ — „Ja, darin gerade steckt der Knoten,“ erwiderte Elisabeth; „man kann das Böse als solches erkennen, kann es verabscheuen, und doch im Augenblick darin gefangen sein. Wie hilft man sich da?“ — „Durch festen Willen,“ sagte Robert; „der Wille des Menschen hat eine Götterkraft, und jedes Band, womit das Böse uns umschlingt, kann zerrissen, der geistige Tod hinweggenommen werden, und wir zu neuem Leben erwachen.“ —

„Das glaube ich wohl, auch die Schrift sagt uns dies ja; — aber wir haben eben, wenn wir in der Leidenschaft befangen sind, nicht immer diesen guten Willen,“ sagte sie etwas kleinlaut. — — „Ich will dir's nur gestehen: ich bin durch meine ungeregelte Leseliebhabelei auf dies Gespräch geführt worden, und die Unzulänglichkeit von meiner Seite, dem Uebel gründlich abzuhelpen, brachte mich auf den Gedanken, der Feind selbst möchte dabei im Spiele sein.“

Robert, dem dies so unbedeutend und darum plötzlich lustig vorkam, sagte lachend: „Ei, Narrchen, schlag' dem Feind ein Schnippchen und geh' ihm durch, und wenn er dich nicht fahren lassen will, beschwöre ihn beim absoluten Wissen.“ Der alte Fuchs ist mürbe geworden, und ich stehe dir dafür, verdukt blinz er in deine schönen Augen.“

Am folgenden Tage schrieb Elisabeth in ihr Tagebuch:
„Heute Nacht hatte ich einen wunderlichen Traum.
Ich saß mit einer Freundin in ihrem Zimmer; es war
Abend, und wie man da leichter zu etwas Gespenstischem
geneigt ist, so kamen wir im Gespräch, ich weiß nicht wie,
auf Satan. Die Freundin lachte über mich, daß ich an
ihn glaubte, und in dem Augenblicke sah ich eine dunkle
Gestalt im Fenster lehnen. Er war ganz wie ein Mensch,
nur hatte mir sein Schatten etwas unbeschreiblich Schauer-
liches. Daß die Freundin lachte und nicht an ihn glauben
wollte, schien ihn sehr zu freuen,¹⁾ und sachte rückte er uns
näher. Da schrie ich mit Entsetzen auf und rief: da ist
er ja, siehst du ihn nicht? Nun wollten wir fliehen; aber
wie gebannt stand ich und konnte nicht. In der entsetz-
lichen Angst meines Herzens schrie ich zu Gott, — da
wich er und ward immer dunkler. Nun waren wir andern
Abends wieder da. Wir saßen an einem Tischchen, und
ich erinnerte mich, daß ich nun die Gewißheit hatte,
Satan existire wirklich und werde wieder kommen. Zu-
gleich aber stand ein Gefäß vor mir von Porzellan, wie
eine Apothekerbüchse, und ich wußte, daß die Büchse etwas
enthielt, das ihn vertreiben könnte; was aber, wußt ich
nicht. Nun kommt er wirklich, und der Schrecken lähmte
mich für den Augenblick. Doch schnell ergriff ich meine
Büchse und hielt sie triumphirend ihm entgegen, erwar-
tent, daß er sogleich weichen würde. Er ging auch
wirklich einen Schritt zurück, doch nur zum Schein, und
mit grinsendem Lächeln mich umkreisend, sagte er: So
lange du so sicher bist, und so leichten Kaufs davon zu
kommen meinst, gehörst du doch mir, und ich will dich

schon erhaschen. Ja, selbst wenn du guten Willen hast, selbst wenn du scheu und ängstlich bist, so weiß ich dein Mittel zu meinem Zweck zu nützen. Öffne doch die Büchse, öffne sie! — Da kam wieder meine Angst; und weil das gestrige Mittel geholfen hatte, so betete ich wieder, doch nicht so aus tiefstem Drang, und Satan ward wohl dunkler, aber wegzubringen war er nicht. Ja, gerade wenn ich meinte, jetzt geht er, war er plötzlich wieder heller und mir wieder nahe. Nun packte mich aber die Angst so fürchterlich, daß ich laut aufschrie und erwachte. Wie froh war ich doch da, daß Alles nichts war, und daß Robert mich nicht gehört hatte. Er hätte mich doch nur wieder ausgelacht."

Da wir eben im Tagebuch blättern, stoßen uns noch einige Bemerkungen auf, die uns von Interesse sind.

"Ich dachte früher oft, Eheleute hätten wohl Alles gemeinsam, und ich würde mich bei keinem Gedanken, den ich vor Gott hätte, scheuen, ihn auch alsbald vor meinem Manne auszusprechen. In Beziehung auf das Höchste, meinte ich, müßte immer eine unwillkürliche Sympathie stattfinden.

"Ich möchte eigentlich herausbringen, warum ich mich nicht so ganz mit Robert's Antworten in solchen Dingen befreunden kann; sie sind ja so natürlich, so vernünftig, so leicht hingeworfen und faßlich, daß mir jedesmal eine Stimme sagt: ei, auf diese Auslegung hättest du auch schon lange selbst kommen sollen, diese ist wohl die natürlichste; — aber eine andere, tief hinten hervorkommende sagt leise: glaub's nicht! such's tiefer — tiefer!

„Robert sagt: die Vernunft sei das Höchste, der Gedanke in seiner vollkommenen Entwicklung der reinste Spiegel des Göttlichen; Vorstellungen seien nur Vorläufer, hätten das Wahre, aber in anderer Form, im Bilde, und je reiner die Erkenntniß würde, desto mehr müßte das Bild, die Schale sich ablösen, bis endlich der reine Kern, ohne Hülle, zu Tage gefördert sei. — Ich erinnere mich ähnlicher Worte von früher, und das Nachdenken darüber hat mich auf eine wunderliche Entdeckung geführt. Wenn ich mir etwas vorstelle, so schaue ich es innerlich an, und ich habe das Gefühl, als wenn dieses innere Auge gleich hinter dem äußeren wäre. Wenn ich aber etwas denke, so nimmt dies den ganzen Kopf in Anspruch, und es kommt mir vor, als wenn ich vorher einen weitem Vorhang zurückschieben müßte. Also hätte wohl Robert Recht, daß der Gedanke etwas Größeres sei, als die Vorstellung. Aber mit dem Gefühl hat es doch eine eigene Bewandniß. Dies ist etwas von allem Denken Unabhängiges. Der Wille — gründet sich dieser wohl auf das Denken oder auf das Gefühl? Ich dachte mir schon oft, wenn einst alle diese vier zusammenklängen in einem tiefen, Mark und Bein durchdringenden Erfassen der Gottheit, dann müßten wir selig werden.

„Ich sagte Robert meine gestrigen Gedanken, und er war erfreut darüber, berichtigte sie aber dahin, daß Gefühle und Ahnungen von der Beschaffenheit des Individuums, von Erziehung, Gewohnheiten und Vorurtheilen abhängig, und so den vielfältigsten Zufälligkeiten ausgesetzt wären. Es sei zwar ein Gefühl des Rechts durch das Gewissen in Jedem gepflanzt, erleide aber ebenfalls

je nach Erziehung und Verurtheilen viele Verdunkelung und Mißkennung, was alles erst durch die Vernunft, das klare Erkennen des Wahren und Rechten, aufgehoben und damit den Verirrungen derselben vorgebeugt werden könnte. Das Gefühl, zuvor durch die Verurtheile der Erziehung verdunkelt und bedingt, sträube sich anfangs, der Vernunft unbedingt Raum zu lassen, weil es ihr mißtraue, als würde sie ihm mit der Schale auch den Kern nehmen; sei aber dieses einmal überwunden, sei die Wahrheit so sehr in uns übergegangen, daß wir mit ihr eins geworden seien, unser Geist durch das Erkennen der Wahrheit nach allen Seiten durchleuchtet, so wirke er auch wieder auf das Gefühl zurück, ziehe dieses nach und bringe jene Empfindung des seligen Aufgehens in die Gottheit hervor, das mir als Ahnung vorgeschwebt. Das habe ich mir sogleich aufgeschrieben, um mich daran halten zu können. Mit Verwunderung muß ich Robert darum betrachten, daß er so weit gekommen sein soll, und es fiel mir eine Last vom Herzen. Also wäre wohl das Mißbehagen, das mich schon so oft gequält, die vermeintlichen inneren Stimmen, auch nur Vorurtheil, hervorgerufen durch Erziehung und eine allzu ängstliche Gemüthsart, und ich dürfte sie unbedenklich unterordnen meiner — oder vielmehr Robert's Vernunft.

„Und warum sollte denn dies nicht auch recht und gehörig sein? Ist er doch mein Haupt! Meine Stütze! Habe ich denn nicht alle Ursache, ihn zu ehren, zu bewundern? — —

„Heute fragte mich Robert, ob, wenn ich böse Gedanken zu unterdrücken strebte, denn immer der Gedanke

an den Himmel bei mir vorherrschend sei. Mit Beschämung mußte ich dies verneinen. Auf seine Frage nach dem Grunde, glaubte ich diesen in der Trägheit meines Herzens finden zu müssen, welches das Ewige noch nicht in jedem Augenblick mit ganzer Kraft sich aneignen könne. — Ob denn aber darum die Macht meines Gewissens schwächer sei, fragte er weiter, wenn ich mich in irgend einer Entzweiung mit Gott fühlte. Ich hatte hierüber sehr bestimmte Erfahrungen und gestand ihm, daß ich dabei sehr gequält würde und immer das Gefühl hätte, als wäre das Angesicht Gottes mit großem Ernst auf mich gerichtet, was mich nicht ruhen lasse, so lange dieser Zustand daure. In meinem Willen stehe es aber nicht immer, ihn zu ändern; nur das Gebet helfe mir dann darüber hinweg. Robert war zufrieden; ja, was mich wundert, er erhob mir das zum Ruhm, was ich als Schwäche bedauerte: denn man müsse das Gute um sein selbst willen lieben, nicht in Hoffnung auf Lohn. Der Lohn sammt Himmel und Hölle lägen schon im Bewußtsein. — Nun natürlich! aber der wirkliche Himmel muß doch noch was Anderes sein! Ach, manchmal glaube ich ihn zu ahnen!

„Im Wissen soll alle Versöhnung liegen! aus dem rechten Wissen das rechte Thun kommen. Ich weiß aber oft das Gute und thue es doch nicht. — Eigentlich wären aber dann die Ungebildeten sehr unglücklich, und man dürfte sie um keiner üblen That willen anklagen und richten, — sie hatten eben nicht das Wissen!

„Ob es denn wohl für die Männer, die so Alles wissen, kein Heiligthum mehr giebt? keine Schreden? keine

Ehen? kein Geheimniß? — Man läßt sich oft vom Gewöhnlichen, Täglichen hinnehmen und zerstreuen, aber es giebt doch gewisse Punkte, auf die wir immer wieder zurückkommen müssen, und nicht ruhig werden können, bis wir wissen, wie wir mit ihnen daran sind.

„Madelaine hat das Wissen, und der Professor hat das Wissen, und ich sehe deutlich, was sie anstreben. Das Wissen bringt sie zusammen, — scheidet den Professor von seiner Frau, — die Arme! sie hatte Recht: das Denken hat ihn gedreht, — oder die Leidenschaft; und das Denken soll und wird Ja sagen.“

Robert hatte ein kleines hübsches Gut gemiethet, einen Garten, der sich den Berg hinaufzog, nicht allzu weit hinter seinem Hause, und in seinem obern Theile eine herrliche Aussicht gewährte. Dort war eine Terrasse und ein niedliches Häuschen, von Eichen umrankt. In der Mauer, darauf das Häuschen stand, war eine kleine Küche, und außen an die Mauer angelehnt, noch eine malerische Strohütte angebracht. Der Garten hatte unten einige Beete zum Pflanzen von Gemüse und Blumen; den Berg herauf zogen sich theils gewundene Gänge mit kleinem Strauchwerk, theils Reben, die ein Gärtner besorgte. In diesem niedlichen Häuschen, auf dieser Terrasse, gedachte Robert manche Stunde zuzubringen, und oft sah man ihn nach Tische, entweder mit seiner Gattin, oder einigen Freunden dort sitzen. Die balsamischen Düfte des Frühlings, die schöne Gegend mit ihrem weiten Thal, mit ihrem Fluß, ihren Dörfern, mit ihren fernen Bergen

im Hintergrunde und dem steil aufstrebenden, mit Weinbergen bepflanzten Höhenzuge, der das Thal diesseits begrenzte, lockten immer von Neuem. War Elisabeth nicht dabei, so ließen sich die Freunde oft in den wunderlichsten Gesprächen gehn. Hier eine kleine Probe.

„Wißt ihr nichts Gutes aufzutischen?“ sagte Falstaff, sich in seinem Erßel dehnend; „die Welt ist eigentlich recht langweilig.“

„Ja, es ist wahr,“ sagte Schwäberlein; „wenn nur auch wieder einmal ein Genie käme, das uns die reine Komödie brächte! Es könnte schon lange da sein; die Elemente für seine Erscheinung sind längst vorbereitet.“

„Ja wohl,“ sagte Robert; „aber reine Komödie können wir nicht brauchen, es müssen die tiefsten Kämpfe drin vorkommen.“ —

„Also eine tragische Komödie?“ fragte Schwäberlein —

„Oder besser eine komische Tragödie,“ meinte Eberhard —

„Nein,“ sagte Robert, „sondern eine tragische Tragödie und komische Komödie zugleich; der komische Theil muß komisch und der tragische muß tragisch sein.“

„Wie aber, wenn der tragische Theil komisch und der komische tragisch würde?“ fragte Eberhard.

„Das,“ entschied unser höchster ästhetischer Preisrichter, „würde dem ästhetischen Gefühl widersprechen. Höchstens in Wellenbewegungen dürfte es sich vom Tragischen in's Komische, und wieder vom Komischen in's Tragische fortbewegen; und wenn dann das Kunstwerk wieder in seinen Anfang zurückgegangen ist, dann ist Sonntag, dann feiern wir die Rückkehr des Schönen in sich selbst.“

„Die Tragik streichen wir aber dann vorher aus,“ meinte Falstaff; „denn diese wird je sinnloser und überflüssiger, je länger die Welt steht.“

„Du willst freilich,“ sagte Robert, „so lange vom Ernst des Lebens nichts wissen, bis dir noch durch Prügel die Nase darauf gestoßen wird.“

„Sprichst du wohl aus eigener Erfahrung? Wenn du solch ein Bekenntniß ablegen könntest, träte ich in deine Fußstapfen,“ sagte Falstaff, seinen Bart streichend.

„Der Procurator ist so ärmlich, als der Angriff,“ sagte Schwäberlein.

„Wo müssen aber eigentlich die großartigen Kämpfe in unserer Zeit herkommen?“ fragte Eberhard; „es ist Jeder, der kämpft, ein Narr.“

„Natürlich,“ entgegnete Robert, „in den Augen des Narren ist alles Große Narrheit, und alles Narrenhafte gescheit.“

„Was?“ rief der Andere eifrig, „wilst du leugnen, daß alle Kämpfe Narrheit seien, wenn man schon zum Voraus hinter die Coulissen steht? Ist nicht aller Kampf nur Einseitigkeit, in die man sich gar nicht mehr einlassen kann, wenn man als Wissender schon das Ende voraussieht? Derjenige, der das noch nicht weiß und also blindlings hineintappt, wird nur lächerlich. So wird alle Tragik komisch oder armselig; man hat Mitleid mit dem Narren und thut mit keiner absoluten Idee einen Schritt über ihn hinüber. Das ist das Résumé aller künftigen Tragik.“

„Nur nicht zu vergessen, mein närrischer Philosoph,“ rief Robert, „daß nicht alle Leute auf dem philosophischen

Standpunkt stehn und hinter die Couliſſen ſehen; und daß ſie nicht darauf ſtehn, iſt eben das Tragische. Aber auch für das moderne Wiſſen kann es noch eine Colliſion von Pflichten geben, die höchſt tragisch werden kann."

"Ach!" ſeufzte Falſaſſ, "nur daß man ſich noch durch Pflichten in Colliſionen bringen läßt, iſt tragisch. Die Welt wird aber doch auch nach und nach klug werden. Ich bin der praktiſche Philoſoph und ſtehe als ſolcher auch über den Pflichten."

"Ja, in der Philoſophie des Meines biſt du Praktiker," warf ihm Robert entgegen.

"Wenn ich nur wüßte, wo Kämpfe hernehmen," murmelte Eberhard, ſich den Kopf kratzend; "die Conſflikte, denen man gewöhnlich in der Welt begegnet, löſen ſich gar ſo leicht. Es iſt weder Wiß noch Tragik mehr dahinter. Wir werden die Tragik mit Extrapoſt vom Himmel herabholen müſſen; denn nach dem jetzigen Weltlauf will ſie nicht mehr gezeihen."

"Was Himmel, was Extrapoſt, du altväteriſcher Menſch!" rief Schwäberlein, den dieſe Worte aufgefaßt hatte; "Himmel und Extrapoſt ſind jetzt aus der Mode gekommen; das Zeichen der Zeit ſind die Eiſenbahnen, dieſe geheimnißvollen Weltteufelchen, die in der Peripherie umherſiegen, wie der Menſchengeiſt; unſere Erde iſt der Himmel, und was nicht auf der Erde erwächſt, das hat auch keinen Theil weder am Himmel, noch an der Erde. — Von den Eiſenbahnen ſind wir in dieſem Winkel der Welt zwar ausgeſchloſſen; deſto mehr Genies ſind längſt von ihm ausgegangen." — Seine Augen blieben auf der Stadt

ruhen, die zur Linken lag und theilweise dem Blicke noch sichtbar war.

„Ach, du gutes Winkelstüd!“ rief er aus, „du modernes Zion, du heilige Stadt, die schon so manches Licht der Welt aufgesteckt, schon so manchen Geistesherken groß gezogen hat! Du bist das Licht, das leuchtet in die Finsterniß. Aus dir quillet Fülle um Fülle, Weisheit um Weisheit. Du bist mit nichts die kleinste unter den Städten Juda; aus dir gehn hervor alle Gedanken, die den Menschen groß und herrlich machen, die ihm zutheilen die Rechte der Gottheit —“

„Darum,“ fiel Eberhard ein, „lobsinger der Tochter Zion, unserm guten, herrlichen Winkelstüd! Hier wohnen die Götter, hier thronen die Spötter; — ihr vergeiht, es reimt sich gerade; — hier triumphirt das Leben über den Tod. Darum kommt, ihr Völker von Morgen und Mittag und Abend! — zu den Mitternachtsvölkern gehören wir selbst — schöpft in unserm Winkel, holt Brotsamen unserer Weisheit! Du Jugend, die du lechzest nach Wissen, lechzest vor Allem nach Freiheit: — wir lösen dir jegliches Band; nur die Formel, die Formel behaltet zur Hand.“

„Schweig, Mensch!“ rief Robert; „nicht gesprevelt an unserer heiligen Formel, durch die die Welt geschaffen ist!“

„Um des schlechten Reims willen kann man deinen schlechten Witz noch hingehn lassen,“ sagte Schwäberlein; „und wenn man in Betracht zieht, daß du selbst nun einmal nicht fähig bist, mit der Formel auch den Geist festzuhalten, so muß man deine Worte als Probestüd

deiner eigenen Weisheit gelten lassen, die sich nicht über die Formel hinausheben kann."

"Ja," sagte Robert, "in deinem Kopf wohnt nur die Formel; der Geist war für ihn zu schwer. Dieser fiel dir in den Magen; dort liegt er als unverdaute Masse, darum macht er dir so übel."

"Das läßt sich hören," sagte Eberhard bedächtig; "euch ist er im Kopf sitzen geblieben, mir in den Magen gefallen; euch macht er immer schaukeln und oft schwindeln; ich aber verspüre in mir die Kraft wiederzukäuen, und hoffe daher, die schwere Masse auch noch einmal unter die Zähne zu bringen."

"Du verspürst also etwas Rindviehpartiges in dir?" sagte Robert; "etwa die Eigenschaften einer guten Kuh —?"

"Ja, doch erst in Hoffnung."

"Hast du schon empfangen?"

"Nein, nicht!"

"Also bis jetzt noch ein Kalb, versprichst aber, einst eine Kuh zu werden. Nun, wenn du einst empfangen hast, und ein Erbsolgekalb glücklich zur Welt geboren ist, so versprechen wir dir, uns deine nahrhafte Milch recht schmecken und uns durch dieselbe fett machen zu lassen."

"Ja, das kommt auf eure Individualität an, ob ihr fett durch sie werdet; vielleicht macht sie euch auch mager und bringt euch die Auszehrung. Wenn eure Säfte nemlich nicht gesund genug sind, um ihren Nährstoff aufzunehmen."

"O, dafür hast du ausgesorgt. Unsere Säfte sind ja gerade der Extrakt aller andern Säfte, die geistige Quintessenz der ganzen Welt. Der Fehler könnte also

höchstens an deiner Milch liegen, daß sie überhaupt unverdaulich wäre. Wenn sie uns aber ja nicht taugen sollte, so geben wir sie wieder von uns."

"Nun, dann diene sie doch wenigstens als Vomitiv, um die euch innewohnenden Unreinigkeiten hinauszutreiben. Nur wenn etwa Galle mitkäme, könnte sie euch den eigenen Mund bitter machen."

"Dann nehmen wir einen guten Schluck Champagner," meinte Falstaff, "der nimmt Alles weg und richtet den Magen wieder ein."

"O, ich wollte," rief Robert in höchster Fidelität, "daß sich der Spaß auch einmal an uns selbst machte!"

"Wünschst du dies wirklich?"

"Warum denn nicht? Je größer ein Ding ist, desto gewisser versteht es einen Spaß. Es ist eine hohle und wohlfeile Komik, die sich an eine schon zum Voraus nichtige Größe macht. Die ächte Komik greift die wahre Größe an."

"Aber wenn nun das große Ding durch den Spaß ein kleines Ding wird?"

"Das ist nur dann der Fall," belehrte der geistreiche Kritiker den Narren, "wenn seine Größe nur eine Scheingröße ist. Eine solche muß verschwinden, wenn man ihrem Wesen auf den Grund kommt. Aber das wirst du doch von unserer Größe nicht voraussetzen. Der Extrakt aller Menschengröße, der im Besitze aller Kraft, aller Wahrheit und alles Wissens ist, hat ein vollkommenes Umschlagen in menschliche Kleinheit nicht zu fürchten. Darum nur leß heran, sei's Bub' oder Mann! Spiße die Waffen, ich geb' dir zu schaffen, im lustigen Streit ringen wir

heut! Die Steine sind Wipe, die lassen vom Eise be-
haglich sich schleudern nach Lust und nach Recht; wer siegt,
sei der Meister, wer fällt, sei der Knecht!"

"Du trumpfst ja, wie der Riese Goliath!" sagte die
Substanz, an ihren Nägeln lauernd.

"Und mit um so größerer Zuversicht, weil nicht nur
die Kraft Goliath's in meinen Adern lebt, sondern auch
die Davide nicht mehr von israelitischer Seite her zu
fürchten sind. Der todte Gott der Christen ruft keine
Kämpen mehr auf. Sowohl die Davide als Goliathe
wachsen auf unserm Boden. Alles Heldenthum hat sich
in uns concentrirt. Wir sind der Zeug des lebendigen
Gottes."

"Oder vielmehr der lebendige Zeug des todtten
Gottes."

"Nein," sagte Robert, "wenn Gott todt wäre, wür-
den auch wir nicht leben."

"Aber wenn wir nicht lebten, wäre auch Gott todt."

Ein Lächeln zog über Robert's Lippen: "Nun ja,
wir sind der Gottheit lebendiges Kleid. Will dir, gute
Substanz, Restregel der Gottheit! denn das Kleid immer
noch nicht sitzen?"

"Nein, es beißt mich."

"Ich will dich krapen."

"Nein, es kratzt sich selbst ab."

"Dann wird es ja schmutzig!"

"Wache nur du recht eifrig über dein eigenes, gött-
liches Staatsgewand, daß es dir nicht etwa noch ausge-
zogen werde, und du wieder im bürgerlichen Alltagskleide
eingergehen müßest."

„Ausgezogen? Mir? Ha, ha, ha! Und von wem denn?“

„Von dem Kämpfen, den du eben ausgerufen. Ich nehme den Handschuh einstweilen in seinem Namen auf.“

„In welche Race soll er wohl gehören? weißt du etwas von einem Solchen?“

„Nein, aber ich hoffe, er gehöre in die Race der Weiber, oder Kinder, oder Narren.“

„O, köstlich! Weiber, oder Kinder, oder Narren! Wir wollen ihm zum Voraus eine Narrenkappe sticken lassen und mit den Ueberbleibseln die Leinige zieren. Wenn das Kind oder der Narr zugleich ein Weib ist, so giebt es ein treffliches Paar. — Ach! mir geht ein Licht auf: ohne Zweifel wird das wohl die Rippe sein, von der wir früher einst sprachen. Soll ich sie dir einmal im Schlafe herausnehmen? Du selbst hast doch nicht die Kraft, dich ihrer zu entäußern. Ich hoffe, du ladest uns zur Hochzeit.“

„Ganz gewiß, und du wirst der Brautführer. Ich wasche dir dann vorher das Gesicht und gebe dir ein ehrbares Gewand.“

„Warum? Glaubst du, ich müsse dein Blut versprizen?“

„Nein, einen Ringkampf bestehen.“

„Mensch, hast du Visionen? Oder ist dir's nicht richtig im Oberstübchen? Etwa wie der hörnerne Siegfried mit einer wilden Brunhilde?“

„O, das wäre mir ein seliges Vergnügen!“ rief die Substanz preisend, „aber ich könnte mich nur zu der Wahl

entschließen, — nicht wenn du die Wilde, sondern wenn die Wilde dich am Boden hätte."

"Ha, ha! diese Komödie mücht' ich auch sehen!" rief Falstaff.

"O, du winziger Dickkopf, was hast du da für monströse Gedanken? Ich rathe dir, Meerbräutigam zu werden, denn einer menschlichen Macht ist das nimmer vorbehalten. Unser Einem am Boden? Und durch ein Weib!" Und unser Held wurde recht grimmig, sammelte aber sein ganzes Göttergefühl, um sich zu vergewissern, daß er über diesen Spas nur zu lachen brauche, um ihn beseitigt zu haben. "Nein, nein!" rief er, "wir sind die Herren der Welt! ob sie steigt oder zerfällt, wir sind immer oben —"

"Bis wir — verflohen!"

"Wenn du einen Begriff vom Umfang und von der Tiefe der modernen Philosophie hättest," sagte nun unser Held auf einmal ernst, "so könntest du auf solche albernen Gedanken gar nicht gerathen. Du weißt ja selbst, daß wir durch all das nicht überwunden sind, was die Welt gegen uns schreit und schreibt und schreien und schreiben kann."

"Freilich weiß ich das," sagte Eberhard, sich den Kopf kratzend, "und ich würde ganz verzweifeln an eurer Goliathkraft, wenn nicht Eine Hoffnung mich aufrecht erhielt."

"Und was ist diese Hoffnung?" fragte Robert lächelnd.

"Daß auch der göttergleiche Achill ein Pünktchen an der Ferse hatte, wo er vom Pfeil verletzt werden konnte; daß auch der hörnerne Siegfried ein Fledchen im Rücken hatte, wo sein eigen Weib ihm seinen Tod eingenäht;

daß auch — — doch jenen Andern, der auch von der Schlange an der Ferse gefunden wurde, wollen wir aus dem Spiele lassen, es ist an den Vorigen genug. So wird es doch auch Ein Plätzchen geben, an dem ihr verwundbar seid."

"O, der Plätzchen genug, wo wir als Menschen verwundbar sind," sagte Robert lächelnd; „aber was ist damit gewonnen? Tod und Untergang des Individuums als solchen schlägt unsere Philosophie nicht mit zu Boden. Was nützt es also, wenn mich ein Monstrum sogar umbringt? Das ist freilich keine Unmöglichkeit."

"Freilich nicht. Es sei auch ferne von mir, dich, o Held, als Individuum tott am Boden finden zu wollen. Du mußt ja mein Brautführer werden. Wir sind im Reiche des Geistes, nicht der physischen Gewalt."

"Das müßte aber doch ein Muthier von Kraft sein, das deine Forderungen erfüllt."

"Im Gegentheil, ein armer, schwacher Tropf, der keine Kraft hat."

"Und damit soll ich überwunden werden?" rief der Andere auflachend. „Was ist bewiesen, wenn ein armes, schwaches Weib die Philosophie nicht ertragen kann? Diese soll entweder sterben, oder sich in die Vorstellung, oder — den modernen Pietismus retten."

Eberhard sah verzweiflungsvoll, trostlos aus, und je gräulicher seine Miene wurde, um so mehr lachte der Andere. Da sprang der Kleine den Berg hinab.

"Stürze dich nur nicht in den Lethesfluß, der da unten läuft!"

Unten aber schlug der Narr ein Schnippchen: „Ich? Bewahre, ich möchte dich vorher als meinen Brautführer sehen!“ Dann ging er seines Weges trällernd:

Und wer nicht denkt, dem wird es geschenkt,
Und wer nicht glaubt, dem wird es geraubt,
Und wer was will, der halte nur still,
Und wer was träumt, dem hat es gekümt,
Und wer was ahnt, der hat es gekannt,
Und wenn es quillt, dem hat sich's erfüllt,
Und wer was schaut, der sage es laut.

Die Atmosphäre war fast schwül geworden.

„Kommt, laßt uns heimgehn,“ sagte Robert; „ich sehne mich, in den Augen meines Weibes mich von dem Unsinn zu erholen.“

„Haßt du nicht Angst vor den Augen deines Weibes nach solchem Gespräch?“ fragte Schwäberlein.

„Ich,“ sagte Falstaff, „sehne mich, in einer Glasche Affenthaler den Geist wieder zu finden, der sich in diesem geistreichen Gespräch verloren hat.“

Ziebenzehntes Capitel.

Am Abend desselben Tages saß Elisabet allein in ihrem Zimmer. Die Abendsonne vergoldete eben die Dörfer und Berge, die das schöne Thal jenseits begrenzten; die Nachtigallen schlugen im Weidengebüsch auf der rechten Seite des Flusses; eine süße Ruhe lag über dem ganzen Thale.

Diese Ruhe harmonirte so sehr mit der Gemüthsstimmung Elisabet's, daß sie, an das Klavier sich setzend, das fröhliche Liedchen anstimmte: Am Neckar, am Neckar, da ist e Jedes gern'; wer d'Heimath hat am Neckar, der schut se net in d'Hern'. Ruhe! u. s. w.

Sie hatte kaum begonnen, als Robert mit einem Fremden unter die Thüre trat, die in sein Zimmer führte, aber auch stille stehn blieb, bis sie den letzten Vers beendigt hatte. Dann nahm er etwas Korbartiges, Verdecktes an einem oben angebrachten Ringe in die Hand und trat vor, den Fremden seiner Gattin vorstellend.

„Ich habe diesen Herrn unterwegs auf der Straße angetroffen und in ihm einen Bekannten aus früherer Zeit entdeckt. Du wirst ihn freundlich aufnehmen, auch ohne vor der Hand seinen Namen zu wissen. Du findest diesen Namen vielleicht selbst.“ — „Meine liebe Frau!“

wandte er sich mit einem gewissen Selbstgefühl zu dem Fremden.

Elisabet ging dem Gast entgegen, hieß ihn willkommen und sah mit einem flüchtigen Blick, daß er ein sehr junger Mann war. Er zeigte sich in der Art seines Auftretens und in der ehrerbietigen Weise seines Entgegenkommens als ein Mann von Welt.

„Ich bringe dir aber hier noch einen andern Gast,“ fing Robert wieder an, nachdem die ersten Worte der Begrüßung gewechselt waren, „den du ebenfalls, wie ich hoffe, gnädig empfangen wirst. Er schüt sich, dein Eigenthum sein und dich mit seinen süßen Trillern unterhalten zu dürfen.“ Und damit nahm er das Tuch weg, und ein sehr niedliches Kanarienvögelchen in einem großen, schönen Käfig kam zum Vorschein: „Es ist ein alter Kammerade.“

Elisabet war entzückt. Sie nahm den Käfig aus Robert's Hand, hob ihn empor, ihr Auge leuchtete, sie gab dem lieben Vogel süße Namen und vergaß einen Augenblick, daß ein Fremder Zeuge ihrer Freude sei, der vielleicht die Nützlichkeit derselben albern finden mochte. Der Gatte jedoch hatte wohl absichtlich die unschuldige Ueberraschung seiner lieben Elisabet mit der Einführung des Fremden verbunden, theils aus einer gewissen kleinen Eitelkeit, weil er wohl wußte, wohl einen zauberischen Ausbruch ihre Schönheit in solchen Augenblicken freudiger Ueberraschung bekam, — theils wohl auch aus Gutmüthigkeit, um sie über das Feinliche der ersten Augenblicke des Verkehrs mit einem willfremden Menschen leichter hinüberzuführen. Er beobachtete mit einem schnellen

Blick, welchen Eindruck der Abblid seines lieben Schreibes auf den Fremden machte, und er durfte zufrieden sein mit dem Urtheil, das aus den Augen dieses jungen Mannes sprach, dessen Richterspruch über weibliche Schönheit ihm von ganz besonderer Bedeutung sein mochte.

Elisabet stellte den Näsig weg und wechselte wieder einige Worte mit dem Fremden, als auch Eberhard eintrat. Robert stellte wieder vor. Der Fremde betrachtete verwundert die drollige Gestalt, die ihrerseits den Fremden betrachtend bewunderte. Erst später warf auch Elisabet wieder einen prüfenden Blick auf Lehstern. Er mochte zwei- bis dreiundzwanzig Jahre alt sein, hatte schöne Züge, braune, halbgelockte Haare und große braune Augen. Seine Figur schien aber noch ausgezeichnet durch Gewandtheit und seine Gelenkigkeit. Jede Bewegung war leicht, naturgemäß. Seine Sprache war die eines Deutschen aus höheren Kreisen, mit etwas fremdem Accent. Man setzte sich. Im Laufe des Gespräches fing Robert an, italienisch zu reden. Der Fremde sah einen Augenblick fragend nach Elisabet hin, und als ihre Züge nicht den Ausdruck des Verständnisses annahmen, antwortete er deutsch. Er erzählte, wie er im Begriffe sei, seine Reisen zu beendigen und nach München zurückzukehren; wie er, seit Robert und er sich zum letztenmal in Rom gesehen, sich noch längere Zeit in Neapel und dann in Sizilien aufgehalten habe, wie aber die Sehnsucht nach der Heimath mächtig in ihm erwacht sei.

Die Männer verloren sich nun in Kunstgesprächen, Kunstkritiken, besonders über Malerei. Robert fragte den jungen Mann vielerlei über Italien und seine Künstler,

kam sodann auf die deutschen Künstler zu reden und geißelte mit treffendem, oft heissem Witz die Verirrungen so vieler Meister und Kunstschulen, die abgelebte, aus mythischen Reisen vergangener Zeiten hervorgeholte Stoffe sich zum Verwurf nahmen, die damit eine in sich abgeschlossene Zeit wieder heraufbeschwören wollen, und weil sie in diesem Ideenreife nichts Neues und Großartiges zu Stande bringen könnten, sich ein eigenes Geschäft daraus machten, das schon Dagewesene, — nicht in guten Reppen, was ganz wünschenerwerth wäre, sondern in neuer, selbstständiger, darum aber verfehlter Weise wiederzugeben, was nicht anders sein könne, weil es gegen das Bewußtsein des Jahrhunderts gehe, und die Einmischung der weltlichen Stimmung in den geistlichen Stoff sich an ihren Kunstprodukten selbst rächen müsse. Er beklagte und bedauerte, daß die wenigsten Künstler und Kunstjünger die moderne Zeit und ihre Anforderungen erfaßt hätten, daß ihr guter Wille, Idee in ihre Werke zu bringen, sie veranlasse, die Idee als dürres Gerippe anzudecken, ihr dann ein Mäntelchen in irgend einer Allegorie umzuhängen, wobei dem Publikum gesagt werden müsse: „Seht, das bedeutet das, — das thut eine Wand vorstellen!“ — „O! wann wird die Zeit anbrechen,“ rief er in großem Schmerze klagend aus, „wo auch der Künstler wieder im Allgemeinen, — nicht nur in wenigen Ausnahmen, — seine Zeit, die moderne Zeit erfaßt, wo er nicht mehr Vergangenes in verdräpelter Form aufwärmen, sondern Neues schöpferisch erschaffen, Idee und Bild wieder als Eines, als Zusammengehöriges, Untrennbares schauen und denken und geben wird! Ich kann

Ihnen versichern, man möchte verzweifeln, wenn man die Confusion, die unter den Künstlern in München, Düsseldorf u. s. w. herrscht, ansieht, wie sie über Mythos, Allegorie und Idee im Finstern tappen und der Meinung sind, wenn man sie zu überzeugen sucht, daß Allegorie nicht Idee sei, man wolle ihnen die Idee selbst aus der Kunst wegstreichen. Wenn Sie je bei der Kunst bleiben wollen," fuhr er fort, "so halten Sie fest an der Wahrheit und Wirklichkeit, und suchen Sie durch Vorbild, Wort und Schrift, wenn es Ihnen gegeben ist, dahin zu wirken unter Künstlern, Kunstlernern und Kunstschülern, daß man wieder begreifen lerne, was Idee sei und was Bild sei; daß man sich nicht mehr umtreibe in fast- und kraftlosem Getändel, das nie erfassen, nie paffen kann, das somit auch das Herz des Volkes nie gewinnt; daß man wieder einfach werke und die Pictißerei für immer aus der Kunst verbanne."

"Doch was klage ich!" fuhr er fort; "man muß nur warten können! Ist es doch so natürlich, daß man in der Welt noch nicht weiter ist; leben wir doch in einer Zeit des Uebergangs, und den Künstlern und Kunstjüngern ist am wenigsten zu verargen, daß sie dieser Uebergangszeit, die auf sie krüdt, noch nicht Meister geworden sind. Die Pietät für das Alte, Herkömmliche, für einen Idealskreis, in dem sich ihre herrlichen Vorbilder bewegten, der diesen natürlich und den damals herrschenden Vorstellungen adäquat war, hält sie bei diesen zurück. Weil aber doch die Reizetät der früheren Zeiten fehlt, so wird man empfindsam und üppig. Gerade das Edelste, die Kunst, von solchen wird Uebergangszeiten immer am schwersten

betroffen. Die neue Zeit muß erst anbrechen, das Leben selbst, als wirkliches, muß die Idee erst aufnehmen und verarbeiten; das Schöne muß vorher wieder in's Leben des Volkes eindringen, ehe die Kunst es hier finden und verklärt reproduciren kann."

"Ich möchte nur wissen," fing hier Eberhard an, der bisher noch nicht gesprochen hatte, „wie das Schöne aussehen wird, das die Kunst im wirklichen Leben einst finden soll; könntest du mir nicht einen Umriss geben?"

„Das wird man einem Menschen nicht erklärlich machen können, der keine Idee kennt, und die Schönheit der Bewegung der Idee eine Narrheit heißt."

„Nun, ich will mir deine Idee einmal in die Länge ziehen. Wo muß ich sie suchen?"

„Bei Männern, die wissen, was eine That heißt; bei Männern, denen man es nicht mehr in jedem Zuge ansehen wird, daß sie entweder selbst Polizeidiener sind, oder fürchten müssen, es möchte ein Polizeidiener sie arretiren; bei Menschen, die nicht mehr von dem Geseze einer falschen Schaaum beherrscht, jede Leidenschaft verbergen, jeden Ausdruck der Individualität unterdrücken; die nicht mehr registrierte, reducirte, geledete, beschneipfelte, bis oben zugeknöpfte, mit dem Lincal gemachte Menschen sind."

„Ah!" sagte Eberhard, „also macht die Leidenschaft Männer! und die Polizei verhindert die Leidenschaften! Da wird also nur die Polizei Schuld sein, daß ich noch kein Mann geworden bin! — Nicht wahr, der Mann muß mit Götterkraft den Boden stampfen; das ist das Signal, daß er ein Mann ist? — Nun vorläufig, bis die Polizei erlaubt, daß auch die Männer mit Götterkraft

den Boden stampfen, könnte ich das Stampfen an den Fingern lernen. Dann kann ich's doch, wenn die neue Zeit anbricht! — Sie müssen jedoch nicht glauben, junger Herr," wandte er sich an den Fremden, „in diesem Philosophen da einen Jakobiner, einen Revolutionär, oder gar einen Lumpen vor sich zu sehen. Er ist ein ganz anständiger Mensch, der noch nie mit der Polizei in Collision gekommen ist; es ist nur ein gewisser ästhetischer Rißel, der es ihm so wünschenswerth macht, in der Wirklichkeit wieder interessante Leidenschaften, wie sie in Revolutionen, bei Lumpen, Zigeunern &c. vorkommen mögen, zu sehen, um wieder einen Stoff für die Kunst zu haben."

„Sollte hier aber der einzige Stoff für die Kunst zu suchen sein?" fragte der junge Mann lächelnd, halb träumerisch; „die Kunst ist eine ewige, mit den höchsten Gütern des Menschenlebens auf's innigste verwachsene; sie war auch — alle Zeiten haben das gelehrt — immer nur so lange groß, als sie sich mit diesen höchsten Gütern sättigte; sie selbst wurde verflärt, indem sie, in göttlichen Boden ihre Wurzeln einsenkend, uns das Göttliche, verkörpert und doch zugleich in durchsichtiger Klarheit, vor Augen stellte. Und dieses Göttliche wandelt ja mit jedem Schritt, — wenn auch dem gemeinen Auge vielleicht nicht immer offenbar, — dennoch auch noch heute unter uns, und wer es festzuhalten weiß, findet auch heute noch einen Stoff für die Kunst selbst in der Wirklichkeit, — oft da, wo er es am wenigsten vermutete."

„Wer wollte das längnen?" sagte der Philosoph lächelnd; „aber Ihr eigenes Wort spricht für Sie und mich zugleich. Die wahre Kunst hat jederzeit das Ideal

erfaßt, das Ideal eines Volks, das Ideal eines Zeitalters; und das Kunstideal scheint allerdings zu fordern, daß, was von göttlichen Kräften im menschlichen Leben zerstückelt sichtbar wird, in besonderen, von allen Mängeln gereinigten Gestalten vereinigt, außer und über der Welt glänze. — Aber wenn Sie recht genau forschen, so werden Sie finden, daß dennoch die wahre Kunst immer und überall ihre Idee aus der Wirklichkeit nahm, und nur weil sie dies that, weil sie nicht Fremdes, Niegesehenes an den Haaren herbeizerrte, um es ihrem Publikum vorzuführen, weil sie ihr eigenes Publikum künstlerisch reproducirt, demselben wieder vorführte, hat ihr Publikum sie verstanden, und hat die Kunst als Leben gebendes Prinzip schöpferisch und verklärend auf dasselbe einwirken, dasselbe über sich selbst hinausziehen können. — Ich bin weit entfernt," fuhr der Philosoph fort, „den einzigen Stoff für die Kunst in Revolutionen und bei Lumpen zu suchen, wie Sie nach dem Vorhergehenden etwa zu glauben versucht werden konnten; Niemand hat wohl mehr Sinn als ich für das Erhabene, für das plastisch Schöne in Ruhe oder Bewegung. — für alles das, was der Menscheng Geist in seinen verschiedenen Entwicklungsphasen nothwendig Schönes zu Tage gefördert hat, — und Niemand kann mehr wünschen als ich, daß das Göttliche, was in und hinter der wirklichen Welt liegt, aber durch die Kunst verklärt, dem bloßeren Auge der Menge vorggeführt werde, daß das Ideal der Wirklichkeit — nicht die Wirklichkeit schlechtweg — in einzelnen Figuren, oder Gruppen von Figuren, von der Kunst erfaßt und wiedergegeben werde. Die Aufgabe der wahren Kunst

bleibt immer die gleiche: das Göttliche, das in der Welt wirkt und lebt, zu erfassen; aber die Art, wie sie es zu erfassen hat, muß wechseln mit dem veränderten Bedürfnis, mit der veränderten Stellung der menschlichen Gesellschaft zur Idee, und ihre Wirkung in der Welt hängt lediglich davon ab, daß sie ihre Aufgabe nicht verkenne. Sie soll die schönsten Gestalten, die sie in der Welt vorfindet, in ihrer höchsten Idealität erfassen und in reinster Wahrheit geben, aber sie soll nur wirkliche Gestalten geben, und die Idee, die aus ihnen spricht, soll wirklich aus ihnen selbst sprechen, nicht aus einer über-sinnlichen, oder wohl gar unsinnigen Allegorie."

"Was Sie hier aussprechen," sagte der junge Fremde, "scheint mir sehr wahr, und giebt mir Licht über das, was ich selbst dunkel fühlte. Ich gestehe Ihnen, daß ich selbst über Manches, was die Idee in der Kunst anlangt, noch unklar war, und fast fürchte, daß nach dem, was ich von Ihnen höre, auch München mich nicht genügend wird aufklären können. Ich fühlte wohl längst, daß auch der Künstler Philosophie nöthig hat, und ich gedachte darum in München zu studiren; aber es ahnt mir, daß ich vielleicht dort nicht finde, was ich brauche."

"Ja wohl finden Sie es nicht," sagte Robert Lachelnd, und zeichnete nun mit geistreichem Witz das begriffslose Gemengsel von Wabrem, Halbwaßrem und Falschem, das dort gegenwärtig für Philosophie ausgegeben werde.

"Ja, ja!" sagte Eberhard, "da wird es freilich noth thun, daß Sie, mein Herr, die Philosophie da studiren, wo man weiß, was Philosophie ist."

Können Sie nicht bei uns bleiben?“ fragte Robert wieder. „Nöthigen Sie Ihre Verhältnisse, nach Baiern zu gehen?“

„Nicht absolut,“ sagte der junge Mann. „Ich hätte wohl Einiges dort zu besorgen, aber das läßt sich auch noch aufschieben, und da ich eigentlich Herr meiner Zeit und meiner Liebhabereien bin, — denn auch zur Kunst hat mich nur innerer Drang getrieben, — so hindert mich keine äußere Macht, meinen Studien obzuliegen, wo es mir am besten gefällt.“

Elisabet war ab- und zugegangen und hatte gemeinschaftlich mit ihrem Mädchen das Abendbrot besorgt. Sie bat ihre Gäste in's Nebenzimmer; Robert, durch den glücklichen Fund des jungen Künstlers und die Lebhaftigkeit des Gesprächs außerordentlich heiter gestimmt, forderte Elisabet auf, ihm nun auch zu sagen, welche Gestalt unter den ihr schon beschriebenen Freunden Rom's sie in dem Fremden herausfinde.

„Es ist Ganymed,“ sagte Elisabet, „ich war bald darüber im Reinen. Doch habe ich mir den jungen Herrn unwillkürlich noch jugentlicher, ich möchte sagen — knabenhafter, vorgestellt.“ Der Künstler verbogte sich lächelnd, und Robert gab zu bedenken, daß bereits drei Jahre zwischen jener Carnivalscene und der Gegenwart lägen.

„Haben Sie Ihr Talent für mimische Darstellungen nicht weiter ausgebildet? Sie leisteten damals schon viel,“ sagte Robert.

„Darin! Ich holte es von jeher nur hervor, wenn mich die Ekstase des Augenblicks dazu veranlaßte zu meinem und Anderer Vergnügen. Ein Geschäft habe ich

nie daraus gemacht, auch mich selten zum Voraus darauf eingeübt. Ist der Wunsch da, steht der Wille fest, so ist auch die Möglichkeit gegeben."

Robert nickte mit dem Kopfe, beifällig lächelnd: „Ja, ja, das ist das Wahre. Ich bin Ihnen heute noch dankbar für jene Carnivalscene; die Erinnerung daran macht mir immer noch das Herz warm. Von wem ging die erste Idee dazu aus? Gewiß von Ihnen!"

„Theilweise allerdings; — die Rolle des Ganymed ging damals aus meiner innersten, eigenthümlichsten Stimmung hervor. Ich hatte den italienischen Frühling zum erstenmal gesehen und mit einer Inbrunst, mit einem Entzücken begrüßt, daß ich mich unwillkürlich als Ganymed fühlte; ich hätte die ganze Welt an meine Brust drücken, von einer Wolke in Alvaters Arm mich emporheben lassen mögen. — Zugleich war ich meinem theuern Lehrer mit dem Götterangeficht auf's Innigste verbunden; ich verdanke ihm sehr viel, er war mir wirklich ein Vater geworden; da kam ich denn auf den Gedanken, ihm die Gewänder zur Rolle des Jupiter vor dem Carnival zum Geschenk zu machen, und mich ihm als Ganymed vorzustellen. Die andern Künstler wünschten nun auch Jeder ein Göttergewand umzulegen, und so füllte sich unsere Tafel unversehens."

„Sie haben wirklich den Mythos in seinem tiefsten Sinn erfaßt," sagte Robert; „denn die Fröhlichkeit und heitere Unbefangenheit, die sich in Ihrem ganzen Wesen ausdrückte, entsprach ganz dem Gefühl des Glücks, das Ganymed empfunden haben mag, sich wirklich in den Olymp versetzt zu sehen; und der sinnige Ernst, mit dem

Sie Ihren Jupiter bewunderten, goß über die ganze Darstellung einen Zauber, gab ihr eine Weiße, die ich nun erst recht erklärlich und begreiflich finde, da Sie mir Ihre eigene Gemüthsstimmung als die erste Ursache der ganzen Darstellung angaben. — Haben Sie öfter noch den römischen Carneval durch solche Götterscenen verherrlicht?“

„Ich war vor zwei Jahren in Neapel, und voriges Jahr lag ich in Sicilien krank während des Carneval — und eben war es wieder mein Jupiter, dem ich damals so viel Dank schuldig geworden bin. Er hat wie der treueste Vater an mir gehandelt und mir nicht nur in der Kunst fördernd, sondern auch in sittlicher Beziehung ermahnend und kräftigend zur Seite gestanden. Als ich krank lag, schenkte er den weiten Weg von Rom nach Sicilien nicht; er kam mit dem Dampfschiffe und pflegte mich mit eigener Hand.“

Elisabet sah den Jüngling freundlich an, um deswillen ein Maler einen so weiten Weg gemacht hatte.

„Hatte er Familie?“ fragte Robert; „ich erinnere mich derselben nicht.“

„Seine Gattin war ihm eben gestorben, als ich ankam, und ihr Kind mit ihr. So war denn der brave Mann in seinem großen Schmerze doppelt willfährig, mich in seinem Herzen gewissermaßen als Kind einzusetzen.“

„Ist er immer noch in Rom?“ fragte Elisabet.

„Ja, und vielleicht bleibt er immer dort; der Abschied war mir sehr schmerzlich; er versprach mir jedoch, mich besuchen zu wollen, wenn ich mich je einmal unglücklich fühlen sollte. Er ist ein crasser Mann, und hat

sein Leben daran gesetzt, alle Künstler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zu copiren."

Unserm Robert, der längst die Anlage einer Sammlung von Copieen der großen Meisterwerke für seine Universität gewünscht, wurde die Sehnsucht nach denselben durch diese Bemerkung wieder aufgefrischt; er sprach sie aus, und der junge Künstler zeigte sich willfährig, mit seinem Meister deshalb Unterhandlungen anzuknüpfen.

"Ach, Sie müssen eine Zeitlang bei uns bleiben," sagte Robert. "Ich lasse Sie nicht fort! Was wird das herrlich sein! Wir treiben dann alles Schöne, was Kunst und Wissenschaft zu bieten vermag: Sie verschönern unser Leben durch Kunst, und wir lehren Sie den Begriff des Schönen, die Idee der Kunst."

"Ach ja! die Idee," sagte Eberhard, — "die müssen Sie lernen! Die Idee, die Alles trägt, Alles stützt, nichts bedeutet, aber Alles ist. Ach die Idee! ich schweipe, wenn ich sie mir klar machen will. Mein Kopf kann die Eine aus dem vielen Einzelnen nie zusammenbringen."

"Man muß sie dir eben einmal hinmalen in irgend einer Allegorie und einen Commentar dazu geben, wie gewisse moderne Künstler thun," sagte Robert lachend.

"Oder noch besser wäre es," fiel Eberhard ein, "ihr maltet auf eine große leere Tafel oben in die Luft in einen Halbkreis: absolute Idee, im untern Halbkreis der Tafel dann die Welt —"

"Aber wie gesagt?" fragte lächelnd der Maler, — "etwa eine Kugel?"

"Nein, nur das ganze Dorf, und die Kirche daneben, — nur daneben."

„Daß die Kirche aber dann nur nicht den Berg herunterfällt; man muß sie stützen!“ sagte Robert in fröhlicher Laune.

„Nein,“ warf Elisabeth ein, „das darf nicht sein. Der Idee soll ihr Recht widerfahren, aber der Kirche auch. Die Kirche muß mitten in's Feld. Ihr dürft nur einen schönen gothischen Münster malen, dann sieht's hübsch genug aus.“

„Ja,“ sagte Robert, „dann stehn wir wieder mitten drin im Mittelalter.“

„Aber wie helfen?“ rief Eberhard mit weinerlicher Stimme. „Ein Bild, ein Bild für die absolute Idee!“

Robert sah pfiffig und erhaben drein, und seine Gattin, ihn anschauend, sagte auf einmal lächelnd: „Stellt doch dieses Gesicht in die Mitte, dann habt ihr ein Bild für eure Idee!“

„Lapp, so sei's!“ riefen der Maler und Eberhard wie mit Einer Stimme, und der Philosoph sagte mit bedeutsamem Tone: „Aus dem Munde der Unmündigen strömet die tiefste Weisheit; sie reden, da sie nicht von wissen, und zeugen, das sie nicht gesehen haben.“

„Nein!“ sagte Elisabeth ernst, „Anlänge an die Bibel sollst du nicht bei solchen Albernheiten bringen.“

— „Wie kommt's,“ fragte Eberhard, „daß Sie unser Land und unsere Stadt, diesen Winkel der Welt, aufsuchten und passirten?“

„Ich machte eine Reise den Rhein hinunter und dann wieder zurück hierher, um auch diese Gegenden kennen zu lernen. Ich bin ganz fremd hier zu Lande, und meine Freunde, so ganz unerwartet einen Bekannten aus

den alten schönen Tagen, am Liberstrand verlebt, gesunden zu haben, war groß. — Diesen Bekannten aber nun in so schönen Verhältnissen wieder zu finden, das macht meine Freude vollkommen, und giebt meiner eigenen, so ganz auf's Gerathewohl unternommenen Abschweifung in der Reise eine Bedeutung, die mir nicht im Traume eingefallen wäre.“

Elisabet verbeugte sich leicht. Robert, ihre Hand nehmend, erzählte, wie alt ihre Ehe schon sei, und rieth dem jungen Herrn, sich, wenn er einmal ein Nest gefunden habe, nur auch recht bald unter dieses harte Joch zu beugen; es seien die herben Erfahrungen, die man in der Ehe mache, so gar sehr geeignet, den Mann mit seiner brausenden Götterkraft in das demüthige Geleise eines zahmen Bäckleins zu bringen, ihn einzubegen und so für die Welt und das Leben brauchbar zu machen. Man lerne da Brodstudium, Brodkunst, Brodliche und Broddemuth; kurz, man werde ein Mensch wie andere Menschen, und das Rührendste bei der Sache sei, daß man sich nun erst vorkomme, als sei man jetzt ein wahrer Gott geworden. Dieser großartige Selbstbetrug trage denn auch viel dazu bei, daß man die harten Ketten, mit denen man gebunden sei, als Rosenketten ansehe und ganz süß finde. — Und damit hatte Robert die Hand Elisabeth's sachte um seinen Hals geschlungen, sich näher zu ihr hingebeugt, und schaute nun mit dem ganzen unvergleichlichen jovialen Ausstrud seines geistreichen Gesichts zu ihr empor.

„Es ist die Frage, mein Herr,“ sagte Elisabeth, sich lächelnd zu dem Fremden wendend, „ob Sie in Italien

Gelagenheit genug hatten, die Art und Weise dieses Philosophen näher kennen zu lernen. Er liebt es immer, die Lüge in das Gewand der Wahrheit, und die Wahrheit in das Gewand der Lüge zu kleiden, und das spielt dann so fein in einander, daß eine andere ehrliche, gemeine Natur oft ganz stupig werden und die Wahrheit für Lüge, und die Lüge für Wahrheit nehmen könnte."

"Nun, hoffentlich machst du dir nicht selbst das Compliment, dich für eine solche ehrliche, gemeine Natur zu erklären; das paßt nur für unsere Substanz; — um daher sogleich zu beweisen, daß meine würdige Gebieterin über den ehrlichen, gemeinen Naturen steht, muß ich sie bitten, gütigst zergliedern zu wollen, was in meinem vorhin Gesagten Lüge und was Wahrheit ist."

"Das will ich deinem eigenen Gesicht überlassen, auf dem leserlich genug geschrieben steht, daß die Wahrheit nicht wahr — aber freilich auch, daß die Lüge nicht böse gemeint ist."

"Ei! in meinem Gesicht findest du heute außerordentlich viel; — aber höre! bedenkst du gar nicht," fuhr Robert jetzt in scheinbarer Entrüstung fort, "daß du mit der so eben ausgesprochenen Anlage des Philosophen seine Philosophie verdächtigst? Geziemt es der Wartin eines Philosophen, gut deutsch von ihrem Manne auszusagen, er liebe, die Wahrheit in das Gewand der Lüge, und die Lüge in das Gewand der Wahrheit zu kleiden? Weißt du nicht, daß du damit seine ganze Existenz, all seinen Broderwerb in Frage stellst? — Du bist noch keine rechte Philosophin! Einer solchen muß

nämlich immer daran liegen, Allem, was ihr Mann sagt, Beifall zu zollen, es als ihre eigene innerste Ueberzeugung der Welt anzupreisen, und so an ihrem Theile mitzuwirken, daß der Mann als der Sieghafte, Unüberwindliche vor den Augen der Welt dastehe. Du mußt von andern Frau Philosophinnen und Theologinnen erst lernen."

"Ja, dann steht es schlimm mit deiner Philosophie," sagte Elisabeth lachend, "wenn sie meines Mundes als Possaune bedarf, um durchzubringen und sich einzubürgern in der menschlichen Gesellschaft! Mir kommt deine Kunst der Dialektik wie ein Aal vor; wenn ich sie halten will, entwischt sie mir. — Neulich schaute ich in die Phänomenologie, — ich wollte eine Antwort auf eine Frage herausfinden — da sagte mich ein ordentlicher Schwindel, und ich fand mich nur wieder zurecht, als ich mich in meinem Zimmer umsaß, mich überzeugte, daß ich ja auf meinen Füßen feststehe, daß die Erde unter mir und der Himmel über mir ganz ordentlich noch stehn und gehn —"

"Und daß dein Robert auch noch steht und geht, zu deinen Füßen sitzt und, von deinem Arm umfassen, sich von dir tragen läßt und dich trägt," sagte Robert mit scherzender Innigkeit, indem er das ihm so theure Weib noch näher heranzog. — "Sei nur froh, daß du nicht unsere Substanz dort drüben geheirathet hast, die so tief nachdenklich dort sitzt und in deinem Schicksal ihr eigenes sieht. Wenn du von der Phänomenologie Schwindel bekommst, so fliehe nur immer in meine Arme; diese sind fest und haben die Kraft, dich auch zur Noth vor dem Falle zu schützen."

„Eine andere Stütze ist noch sicherer, als die deinige; du könntest ja auch sterben,“ sagte Elisabeth mit einer etwas wehmüthigen Stimme.

Es war ihr vielleicht diese Wendung, die sie dem Gespräch geben konnte, willkommen; denn der Ausbruch der ehelichen Zärtlichkeit Robert's vor den Fremden machte sie verlegen; sie hatte ihr Auge erheben wollen, um zu sehn, wie die Zuschauer darüber dächten; es kam aber auf der Reise nach oben nicht über den Tisch hinaus.

„Meine Elisabeth führt nämlich eine Doppelrolle,“ sagte Robert, zu den Anderen gewendet; „die eine mit mir, den sie sieht, die andere mit dem lieben Gott, den sie nicht sieht. Nun kalkulirt sie ganz richtig: stirbt mir der Eine, so bleibt mir doch ganz gewiß der Andere; darum will ich es ja nicht mit dem verkerben, der mir ganz gewiß bleibt. Sie mag aber immerhin; ich bin auf den alten Papa gar nicht eifersüchtig; er sitzt ruhig über seinen Wolken; fürchte auch keinen Engel Gabriel, der — woran denken Sie, lieber Maler,“ unterbrach er sich selbst, als er sah, wie der Maler mit höchstem, fast scheuem Interesse nach Elisabeth hinschaute.

„An ein altes Gemälde,“ sagte dieser, die Hand über die Augen legend.

„Was für ein Gemälde?“

„Nun, eine Verkündigung.“

„Robert!“ sagte Elisabeth, „solche Reden, wie du sie hier führst, streifen an das Frivole, und davor hab' ich einen fürchterlichen Abscheu.“

„Mit nichts, liebes Kind!“ erwiderte Robert. „Das Frivole liegt nicht in meiner Rede, sondern in der

verkehrten Aufwärmung der Vorstellung, die in der Welt jetzt an der Tagesordnung ist, die frivol wird und die meine Rede geißelt. Doch liegt es nicht in meinem Interesse, dich eigentlich über den Sinn meiner eigenen Worte aufzuklären, darum magst du immerhin noch die Frivolität am falschen Orte suchen."

Elisabet hatte sich losmachen wollen, es gelang ihr aber nicht. Robert sagte lachend: „Du entkommst nicht, ehe wir quitt sind! — du bist mir noch etwas schuldig."

„Ich? — was?"

„Hab' ich dir doch heut' einen so lieben Kameraden gebracht," sagte er halb leise, „und du hast mir zum Dank nicht einmal einen Kuß gegeben."

Eine glühende Röthe schoss in Elisabet's Gesicht.

„Verdiene ich keinen für das liebe Vögelchen?" fuhr er ergänzend fort.

„Wie hast du es bekommen?" fragte Elisabet, „ich gab es ja Leonoren."

„Und ich gönnte ihr's nicht, ich hab' es ihr wieder abgebetzelt und express kommen lassen — in Hoffnung auf Lohn. Leonore bekam ein anderes."

„Bist du denn so eigennützig, daß du nichts geben kannst, ohne gleich wieder dafür nehmen zu wollen?"

„Eigennützig im höchsten Grad. Rein Zug, wo nicht ein Gewinn in Aussicht steht."

„Ei! wenn der Herr sein Geschenk nur wie eine Waare für Tauschhandel ansieht, dann hätte er sie behalten sollen, bis ich sie ihm abzukaufen gesonnen bin," sagte sie, sich plötzlich mit einem Ruck losmachend und aufspringend.

Die Gegenüberstehenden konnten ihr Vergnügen über diese Wendung nicht ganz verbergen; Robert, dem sie etwas unerwartet kam, war einen Augenblick stupig, sagte sich aber schnell, und sagte in demüthigem Tone: „Nun ja! da liegt es ja am Tage, wie ich armer Mann unter dem Pantoffel leufze.“

„Ach, hier geht mir erst das rechte Licht auf!“ sagte der Maler, träumerisch lächelnd vor sich hinschauend.

„Welches Licht?“ fragte Robert.

„Ueber die Idee —“

„Welche Idee?“

„Ja, mir dämmert's auch,“ sagte Eberhard.

„Hört, der Substanz dämmert's! dann wird's Tag! Ach, daß mich doch auch ein Strahl trüfe von ihrem Licht, wenn sie einst rufen wird: es werde Licht! — Aber, lieber Bertram, über welche Idee geht Ihnen ein Licht auf?“

„Ueber die Idee von — —“

„Von einem Manne und von einem Weibe; nicht wahr?“ sagte Robert schnell. „Ei ja! diese Idee schließt den Inbegriff der Gottheit und Menschheit in sich. Wir, mein lieber Maler, meine Elisabeth und ich, können Ihnen diese Idee nach und nach von den verschiedensten Seiten verkörpert darstellen.“

„Nein! nichts werden wir darstellen,“ sagte Elisabeth fast trozig, „als höffentlich immer einen anständigen Mann, und, so Gott will, eine ordentliche Hausfrau!“

„Nichts Anderes,“ sagte Robert, etwas verwundert über ihren Ton; „aber doch noch etwas darüber, und darin wird dann eben das Geheimniß liegen.“

Die Fremken fühlten, daß die Zeit zum Ausbruch da sei; Robert wiederholte die Mahnung an den Maler sie nicht gleich wieder zu verlassen, worüber dieser am andern Morgen eine bestimmte Antwort zu geben versprach.

Dann empfahlen sie sich.

Als die beiden Gatten allein waren, brach Elisabeth in einen Strom von Thränen aus.

„Bist du aber nicht kindisch, Elisabeth?“ sagte Robert, sie freundlich bei der Hand nehmend. „Warum weinst du denn?“

„Ach, laß mich! ich weiß es nicht. Du solltest auch zarter sein.“

„Zarter? zarter! war ich denn unzart?“

„Nun, nicht gerade; aber —“

„Nicht gerade? aber —“

„Ich kann es eben nicht leiden,“ plappte sie heraus, „wenn man vor fremden Menschen zärtlich thut.“

„Zärtlich thut? So? glaubst du, ich thue zärtlich? Dann dauerst du mich!“

„Nun, ich glaub' schon, daß es dir von Herzen ging, aber — man braucht's ja nicht so zu zeigen.“

„Nicht zu zeigen! Soll man wohl alle Zärtlichkeit, alles Zeigen der liebevollen Gesinnung für den Winkel sparen? Schäme dich, Elisabeth, deiner Zimpferlichkeit!“

Im Auge des Mannes war wirklich eine sittliche Entrüstung zu lesen, und er warf sich auf den Sopha, ohne sein Weib weiter eines Blickes zu würdigen.

„Du mußt mir nicht böse sein,“ sagte Elisabeth endlich schüchtern; „ich weiß selbst nicht, warum es mich so

aufgeregt hat.“ — Nach einer Pause, in der sie vergebens auf eine Antwort gewartet hatte, fuhr sie fort — und im Verlauf der Rede erheiterten sich ihre Züge merklich —: „Es mag vielleicht mein Widerwille, vor Fremden meine Liebe zu zeigen und meine tieferen Gefühle laut werden zu lassen, sich schon von früher herschreiben. Ich habe nämlich ein Paar gekannt, das zu . . . seine Wohnung auf dem Markt hatte. Das Paar war häßlich, Mann und Weib hatten einen außerordentlich großen Mund, so daß das Eine einem Affchen, der Andere einem Hunde glich; sie waren aber erst kurz verheirathet und liebten sich mit unendlicher Zärtlichkeit. Nun hatten sie die Gewohnheit, sich täglich nach dem Mittagessen unter das Fenster zu legen, der Mann auf diese Seite des Kreuzes, das das Fenster in zwei Theile schnitt, die Frau auf die andere. Außerhalb dieses Kreuzes begegneten sich dann ihre Augen wieder, und nicht selten der Mund; sie dachten nicht daran, auf den Markt herunter ihre Blicke zu richten; sie sahen nur sich, und gewährten so den übrigen Marktbewohnern und Marktgästen täglich das ergößlichste Schauspiel.“

Robert sprang wie elektrisirt von seinem Sopha auf, und mit lautem Lachen schloß er seine Gattin in die Arme. „Das giebt das köstlichste Bild, gleich morgen muß es der Maler zeichnen!“ rief er aus. „Nein Wunder nun! mein Elisabethchen wollte freilich keine solche Affin sein! — Nun, bekomm' ich jetzt den Kuß für's Vögelchen?“ —

„Ich halte den Maler für eine außerordentlich glückliche Acquisition für unsern kleinen Zirkel; er wird ihn

sehr beleben," sagte am andern Morgen Robert zu seiner Gattin. "Wenn er nur gewiß da bleibt. — Wie hat er dir denn gefallen? was machte er für einen Eindruck auf dich? ich fand ihn gestern schweigsam gegen sonst, ~~ja~~ eigentlich in sich gekehrt."

"Eben beschweigen kann ich auch nicht viel erzählen von dem Eindruck, den er auf mich gemacht hat," erwiderte Elisabeth. "Nur seine äußere Erscheinung brachte mich auf den Gedanken, daß er der von dir mit so feurigen Farben geschilderte, muthwillige junge Künstler sein möchte; aber er kam mir bescheiden, ja ernst und zähm vor."

"Das wird sich schon in's Gleichgewicht stellen, wenn er bekannter wird," sagte Robert. "Ich glaube, daß deine Erscheinung ihn ein wenig frappirte; er dachte wohl nicht, so etwas hier zu finden," setzte er lächelnd hinzu, die erröthende Gattin schalkhaft am Rinn fassend.

"Du bleibst eben immer der Alte," sagte Elisabeth halb grollend, "immer darauf ausgehend, mich in Verlegenheit zu bringen, oder zu demüthigen durch scheinbare Schmeicheleien, die ich für Spott halten würde, wenn ich nicht gar zu viel Interesse dabei hätte, sie bei dir für Ernst zu nehmen. Aber Robert! — meine gestrige Aufregung war doch nicht ganz ohne ernstern Grund. Man hört alles Schöne von seinem lieben Eheherrn gar gern, wenn keine Zeugen dabei sind, aber — gelt, wir spielen keine Komödie vor Andern? es widerspricht meinem innersten Gefühl."

"Liebes Kind!" sagte Robert, sie freundlich auf die Stirne küßend, "wenn es deinem innersten Gefühl wider-

spricht, so muß wohl was Wahres daran sein. Uebrigens
gestehe ich dir, es ist nicht ganz ohne geheime Absicht,
wenn ich dich manchmal ein bißchen in Verlegenheit bringe.
Dein Wesen, so lieb es ist, ist doch durch beschränkte
Erziehung zu wenig markig und bestimmt. Es ist nicht
gleich Alles verloren, wenn man einer kleinen Eitelkeit,
die eigentlich doch in jedem Weibe steckt, ein wenig nach-
giebt, einer kleinen Leidenschaft Raum läßt, diesen oder
jenen bestimmten Zug seines Wesens, wie er austaucht,
nicht gleich wieder unterdrückt. Darin eben besteht der
Reiz des Lebens, sein ganzer Zauber, daß man die ver-
schiedenartigen Eigenthümlichkeiten gegenseitig sich hervorkehren
läßt, und — freilich sich immer als der anständige Mann
und die ordentliche Hausfrau bethätigt, wie du gestern
sagtest; — aber gestehe selbst, man ist doch eigentlich noch
sehr wenig, wenn man nichts ist, als ein anständiger
Mann und eine ordentliche Hausfrau. Ein solches Leben
wäre doch langweilig; ich möcht' ihm nicht zusehen, auch
keine Rolle in dieser Komödie spielen. Nun Adieu, süß
Liebchen! laß mir als gute Hausfrau etwas Gutes zu
Mittag kochen!"

Elisabet hielt den Watten. „In deinen Reden ist
immer etwas, was mir gefällt und nicht gefällt, was mir
Wahrheit und Lüge zugleich zu sein scheint. Du hast
gestern auch wieder Einiges über das Göttliche hinge-
worfen, das mich erschreckte, und du hast mir darüber
noch Rede zu stehen."

„Rede, ich stehe!" sagte der Philosoph lächelnd, „nur
darf die Katharsis nicht über zwei Minuten dauern,
denn ich muß in's Colleg."

„Nun, so geh'!“ sagte Elisabet. — „Nein, ich will vorher hören.“ — „Du nanntest gestern den Begriff eines Mannes und Weibes den Inbegriff der Gottheit und Menschheit, und das ist nicht wahr. Gott ist kein Mann.“

„Kein Mann!“ rief der Philosoph mit schalkhafter Verwunderung. „Und doch hat er ein Angesicht, und schaut böse, wenn Elisabet nicht brav ist!“

„Geh', Robert!“ sagte Elisabet, „du mißbrauchst mein Vertrauen.“

„Nein, nein! ich mißbrauche es nicht, ich decke nur meiner Elisabet ihre eigene Ansicht von der Sache auf. Aber auch noch von anderer Seite her betrachtet, wird das Wort wohl wahr sein. Elisabet glaubt ja, daß die Madonna einst im reinen Schooße die Gottheit empfangen, und daß diese Gottheit einst in Gestalt eines Mannes auf der Erde gewandelt hat. Also muß wohl der Begriff eines Mannes und eines Weibes den Inbegriff der Gottheit und Menschheit zugleich ausdrücken. — Oder sollte das wohl auch Lüge und Wahrheit zugleich sein?“

Er schaute ihr prüfend in die Augen, und Elisabet wandte sich weg. Der Philosoph lachte, wollte noch etwas sagen, schluckte es aber wieder hinunter, küßte sein Weib, und eilte zur Thüre hinaus.

Wir finden in Elisabet's Tagebuch eine Stelle, die an diesem Tage geschrieben zu sein scheint.

„Ich habe die Poesie, die wahre Poesie, bisher immer darum geliebt, weil sie uns warnt vor diesen oder

jenen kleinen Eitelkeiten oder Leidenschaften, weil sie uns zeigt, wie die kleinen Ursachen große Folgen haben. Ich habe mich so behaglich gefühlt in meiner Kause, wenn das Alles außer mir gespielt wurde, und ich mich gleichsam daheim im Vaterhause, nur vorübergehend berührt von diesen Stürmen, fühlen durfte. Sollte es sich denn aber doch anders verhalten? Der Reiz des Lebens nicht in der Ruhe, sondern im Kampfe liegen? Nicht in der Freiheit von den Leidenschaften, sondern in der Freiheit trotz der Leidenschaften? Ich weiß es nicht, will still hinhorchen. — O gedenke des Gestorbenen! —

— „Ha! die Schweizerin fortgejagt, die Ehe zerrissen, Madelaine triumphirt! Und warum das? weil jene als einfache Hausfrau nicht mehr genügte, und Robert, der doch jene Ehe halten wollte, gestand mir erst noch heute, daß man als einfache Hausfrau langweilig wäre, daß er einem solchen Leben nicht zusehen möchte. Also muß er dem Professor Recht geben, daß er so gehandelt hat; — es schwimmt mir Alles vor den Augen, mir ist, als thue sich ein Abgrund auf. — O, sei vorsichtig, Elisabeth! traue nicht, weder dir selbst, noch Andern!“ —

Elisabeth

Achtzehntes Capitel.

Ein Brief.

„Theurer Siegmund! Während Du wohl jeden Tag glaubst, mich in Deinem schönen, alten Schlosse ankommen zu sehen, sitze ich hier in einer kleinen Universitätsstadt S.....s, und so wie die Sachen stehn, wirst Du mich wohl auch nicht gleich erwarten dürfen Aber was sucht denn der Mensch nun wieder dort? höre ich Dich fragen, — oder vielmehr, was hat er dort gefunden oder verloren? — Und wenn Du so fragst, hast Du auch schon meine ganze Antwort. Ich suche, ich habe gefunden, und habe verloren — was? ja, das weiß ich eigentlich selbst nicht.

„Du weißt, warum ich nach Italien ging, was die Ursache war, daß ich mich mit der ganzen Leidenschaft des jugendlichen Herzens auf die Kunst geworfen habe. Du weißt, daß Deine eigene Gemäldegallerie, und vor Allem jenes dreifache Bild von Pietro Perugino Schuld daran war, jenes Bild, das mir die ganze Welt ersetzte und die ganze Welt umschloß: auf dem einen Flügel die Jungfrau, wie sie auf ihren Knien liegend gen Himmel schaut, gottverlangend, anbetend, die zarten Formen noch nicht völlig erschlossen. Auf dem andern Flügel die Ver-

kündigung, da dasselbe Bild mit niedergeschlagenen Augen kniet und die Himmelsbotschaft empfängt. Und im Mittelpunkt die Erfüllung, die Mutter mit dem Kinde, worüber ein Zauber ausgegossen ist, ein Harbenschmelz, der mich immer von Neuem wie ein dunkles Geheimniß zu sich hinzog. Du weißt, mit welcher Hestigkeit Dir jenes Bild von mir abgefordert wurde, wie wir uns eine Zeitlang förmlich seinetwegen entzweiten. Alle Träume meiner Kindheit haben sich mit ihm verweben, ich vergaß Essen und Trinken, wenn ich es als Knabe sehn durfte; und als die theure Mutter dem Vater in's Grab gefolgt war, ich Herr meines Lebens, meiner Zeit und meines Gutes wurde, — da schnürte ich mein Bündel und zog als ~~Wanderer~~ Maler in das Vaterland meiner Madonna. Ich dachte: dort muß ich sie suchen, dort ist ihr Vaterland, dort werde ich sie finden. Ich fand dort den Perugino wieder, meine Madonna aber nur annähernd in einer seiner Gestalten, und heute noch muß ich Dein Bild für sein höchstes Meisterwerk erklären; — ein Original in der Wirklichkeit aber fand ich nicht, und die köstliche Ahnungswelt der Jugend war auch verflogen. Du weißt, ich stürzte mich in's Leben, — ich verlor mich selbst; und als ich einst, tief im Innersten zerrissen, über mich selbst, über mein verlorenes Ideal, über mein verlorenes Leben Dir jenen leidenschaftlichen Brief schrieb, und in unsinniger Verblendung Dich als die Ursache meines Zerfalls anklagte, — da schriebst Du mir mit Bangen und Sorge, ich solle doch kommen, Dein Bild solle mein werden.

„Ich muß jetzt lächeln, wenn ich mir diese Deine Sorge, Deinen Selbstvorwurf recht vergegenwärtige, und

daß Du meinstest, mit jenem Bilde wäre mir wieder ganz geholfen gewesen. Bedenke doch! Deine Madonna schlägt die Augen wohl nieder und schlägt sie zum Himmel auf, — aber Dich selbst sieht sie nie an, sie wird nie ernsthafter und nie heiterer, sie regt und bewegt sich nicht. Das Alles aber ist höchst nothwendig. Ja, auch die Stimme ist ganz unerlässlich. O sie tönt wie Musik! Du würdest Dich selbst wundern, wenn Du die Stimme Deiner Madonna hören würdest.

„Doch ich höre Dich fragen: ist denn der Mensch ein Narr geworden? Bewahre! ich bin ganz vernünftig, sitze hier und schreibe, und denke mir zum Voraus Deine Freude, wenn Du meine Bilder mit den Deinigen vergleichen kannst.

„Meine Kisten werden bald in München ankommen. Laßt sie ja uneröffnet, bis ich selbst komme. Und nun, Gott befohlen bis auf Weiteres! Sei so gut, mir meine Angelegenheiten, so wie bisher, auch noch eine Zeit lang zu besorgen, und sende mir Geld.

„Mein Name ist immer bloß Vertram.

Dein Otto.“

Elisabet's Besorgnisse, daß ihr Gatte wohl aus Laune und Uebermuth manchmal eine kleine Komödie vor den Freunden mit ihr aufführen wolle, schien sich nicht zu erfüllen; ja, sie fand ihn wieder ernster, und wo möglich noch zärtlicher und aufmerksamer gegen sie. Es war Alles gut, was sie that, Alles schön, wie sie ging und stand. Ob hieran der Maler, — der sich denn

wirklich bewegen gefunden hatte, eine Zeit lang Bewohner der Stadt zu bleiben, und mit liebenswürdiger Bescheidenheit bat, ihn als Hausfreund aufnehmen und dulden zu wollen, — ob an dieser zarten, achtungsvollen Zärtlichkeit der Maler einige Schuld hatte? oder ob die ernste Katastrophe zwischen dem Professor und seiner Gattin Mitursache seiner ernsteren Stimmung war? — Auf Elisabeth machte sie den Eindruck größeren Vertrauens, und die dunklen Gespenster, die sie geängstigt hatten, wichen allmählich wieder. Der Maler selbst war sehr anspruchslos, sein Gespräch immer anziehend, die Kunstwelt und die herrliche Natur Italiens that sich jetzt durch die belebten Erzählungen fast in unmittelbarer Wirklichkeit vor Elisabeth's Blicken auf. Unserm Robert war die neue Erscheinung gerade jetzt außerordentlich willkommen, weil Elisabeth's grübelnde Natur durch sie leichter über die Katastrophe im engsten Freundeskreise hinübergeführt wurde. — Elisabeth bemerkte nun wohl manchmal, daß der junge Maler sie mit großem Interesse betrachtete und alle ihre Bewegungen verfolgte; es brachte sie auch manchmal in Verlegenheit, aber im Ganzen mußte sie es doch natürlich finden. Er war Künstler, hatte nun lange genug die italienischen Frauen gesehen, die deutschen waren ihm wieder etwas Fremdes. Sie brachte einmal scherzend das Gespräch auf diese italienischen Frauen.

„Sie haben keinen Begriff davon,“ sagte der junge Künstler mit einigem Erröthen, „wie es in Italien unter der Frauenwelt aussieht. Ihre Bildung steht fast durchweg auf der niedrigsten Stufe; Schwachhaftigkeit und Aberglaube sind die hervorragenden Merkmale ihres Wesens.

Wenn man einmal Jahre lang unter ihnen lebt, erkundet man sie erst recht; bloß Durchreisende, oder nur flüchtig in Italien sich Aufhaltende bekommen keinen rechten Begriff davon. Liebesabenteuer sind das Einzige, was ihr Leben ausfüllt, und es ist kein Ort, keine Stätte, kein Augenblick heilig genug, sie von denselben zurückzuhalten. Die Kirche wird selten in anderer Absicht besucht, als um solchen Abenteuern nachzugehen. Dabei stellen sich die Männer mit dem Rücken gegen die Säulen oder gegen den Altar, die Frauen haben dann eine Zeichensprache, hinter der kein Mensch, als die Eingeweihten etwas Weiteres ahnt. Besonders ist die Art, den Schleier zu legen, so bezeichnend, daß man je nach seinen Falken berechnen kann, wann die Stunde des Stelldicheins kommt, oder mit dem Kreuzmachen wird das Zeichen verbunden, wie man sich treffen will. Der Ehebruch ist so sehr an der Tagesordnung, daß ich unter Vielen, die ich kannte, kaum Eine wüßte, der man nicht irgend etwas nachsagen konnte.“

„Das ist aber schrecklich!“ sagte Elisabeth. „Eine tiefe Versunkenheit eines ganzen Volkes! Wo sind denn da Treue und Glauben hingelommen?“

„Sie haben sich geflüchtet zu den Altargemälden der alten Meister. Dort allein findet man sie noch; in der Wirklichkeit nirgends.“

Der junge Mann schaute wehmüthig vor sich hin, während er diese Worte sprach, und Elisabeth betrachtete ihn mit Theilnahme. Mochte er wohl auch schon von dem Wurme angegriffen worden sein, und den Glauben an Treue und alle höheren Güter des Lebens eingebüßt

haben? Ein inniges Bedauern zog durch ihre Seele, und sie gelobte bei sich selbst, ihm Freundin zu werden, aber durch ernste Haltung vor seinen Augen ihm zu beweisen, daß noch nicht alle Treue, nicht alle Würde der Frauen, nicht der Glaube an das Heilige aus der Welt verschwunden sei.

Aber noch eine andere Betrachtung drängte sich ihr auf. Robert hatte ihr einst auch von den Italienerinnen gesprochen und ihrer Liebesabenteuer gedacht. Aber er hatte die Sache leicht behandelt und es sogar als eine artige Eigenthümlichkeit des Katholicismus hervorgehoben, daß er dem ungebildeteren Volke die Buße erleichtere und leichtere Versöhnung bringe, was erfrischend auf die heiter wogende Menschenwelt einwirke. Denn eine lange und traurige Buße sei des Menschen unwürdig. — Robert liebte es, manchmal solch ein Wort Elisabeth gegenüber hinzuwerfen. Er fürchtete, vielleicht nicht mit Unrecht, viel weniger Leichtsinns von ihrer Seite, als Grübeleien. Aber Elisabeth grubelte nun doch wieder.

„Geben Sie mir nun auch einmal ein Urtheil über meine Elisabeth! Was halten Sie von ihr? wie stellt sie Ihrem inneren Blicke sich dar?“ fragte Robert nach einigen Tagen den jungen Freund.

„Was ich von ihr halte?“ sagte dieser zögernd. „Ich wäre in Verlegenheit, ein so schnelles Urtheil abzugeben; Sie erlassen mir's wohl noch.“

„Wohl verstanden,“ sagte Robert lächelnd; „es ist weder auf eine Schmeichelei, noch auf eine Artigkeit für

mich als Ehemann abgesehen, wenn ich so frage. Ich stelle mich auf ganz objectiven Standpunkt und erwarte das Gleiche von Ihnen, und so frage ich denn, ob Sie Elisabeth für einen auch Ihrer Kunst würdigen Gegenstand halten?"

"Ob ich sie dafür halte? — Kann darüber wohl irgend ein Zweifel sein?"

"Nun ja! für Portraitmalerei natürlich keinesfalls; halten sich doch da auch die Häßlichsten für würdige Gegenstände. Aber ich meine, ob Sie Elisabeth ihrer ganzen Erscheinung nach für würdig hielten, daß sie als eine Gattungsgestalt, die eine allgemeine Idee ausdrückt, in irgend ein historisches Gemälde aufgenommen würde?"

"Sie gleicht auf's Haar einer Madonna von Perugino," sagte der Maler, ziemlich gleichgültig vor sich auf den Boden schauend.

"Wie? was? — von Perugino? dem Lehrer Raphaels? wo zu finden? Ich kenne ja seine Werke alle in Rom, Umbria und wo sonst, aber ich entsinne mich nicht, —"

"Sie ist in der Privatsammlung eines Betters von mir."

"Sie haben einen Better, der eine Privatsammlung hat? und in dieser eine Madonna von Perugino? — wie heißt er denn?"

"Nun, das thut jetzt nichts zur Sache," sagte der Maler abbrechend; „ich wollte Ihnen damit nur beweisen, daß ich Ihre Gattin für einen der Malerei würdigen Gegenstand halte."

"Von Perugino?" — sagte der Philosoph, nachdenklich vor sich hinsehend. „Er, der Maler still verklärter Anschauung des Heiligen, der die bräutliche Sehnsucht der

ahnenden und träumenden Seele im Schmucke der lieblichsten Schönheit uns dargestellt hat, — aber jener zarten, weiblichen, schüchternen Schönheit, welche sich handlungelos außerhalb der Welt stellt, und zum nahen und doch fernem, geoffenbarten und doch verhüllten Geheimniß der Erlösung mit trunkenen Andacht, mit unsagbarer Wehmuth, mit einem Himmel voll Schmerz und Entzückung aufblickt — er, der eigentliche Maler der jungfräulichen Schönheit, die aber nie weltlich frei und stark werden kann, — Perugino hätte dieses Gesicht schon geschaut und in diesem Gesicht sein Ideal erkannt? — Ach, ach! das ist mir ein gutes, und — ein böses Zeichen!”

„Ein böses Zeichen?“ rief der Maler auffahrend, und mit allen Zeichen höchster Befremdung den Philosophen anstarrend.

„Mißverstehe mich nicht, lieber Junge!“ sagte der Philosoph freundlich. „Damit soll weder dem Perugino, noch meinem lieben Weibe ein Vorwurf gemacht, oder gar eine Schmach angethan werden. Ich wollte nur das damit andeuten, daß demnach meine Elisabeth eine herrliche Erscheinung ist, die aber in's Mittelalter gehört, und den Bedürfnissen und der Aufgabe der neuen Zeit wohl nie ganz zugänglich sein wird.“

„Sonderbarer Philosoph!“ sagte der Maler lächelnd; „als ob, was damals schön gewesen ist, nicht auch heute noch schön sein könnte; was damals wahr gewesen, nicht auch heute noch wahr wäre; was damals entzückt hat, nicht auch heute noch entzücken könnte!“

„Du verstehst mich nicht, weil du kein Philosoph, sondern eben auch ein Maler bist, wie alle andern, der

in der dicken katholischen, römischen Luft das helle Tageslicht auch noch nicht gefunden hat. Wenn du einmal in der Philosophie über die Anfangsgründe hinaus bist, wirst du mich schon besser verstehen. — Du bist also auch der Meinung, daß man heute noch Madonnen malen könne?"

"Warum denn nicht? Jene Peruginische gefällt mir heute noch so gut, wie sie vor dreihundert Jahren gefallen haben mag."

"Nun ja! — aber moderne Madonnen, — gefallen dir diese auch?"

"Wenn sie so gut sind wie jene, — ja."

"Ja wenn! wenn man jetzt noch Madonnen malen könnte! — Doch sag! — hast du denn Alles vergessen, was ich dir bei deinem ersten Besuche vor einigen Tagen sagte über die Idee der Gegenwart und Vergangenheit?"

"Ich weiß kaum ein Wort mehr davon," sagte der Künstler, mit Naivetät den Frager anlächelnd.

"Ei! ei!" machte der Philosoph; „und was hat dir denn den Kopf so eingenommen?"

"Die Peruginische Madonna," sagte der Maler lächelnd; „ich dachte mir, ich wollte sie auch malen."

"Da mußt du noch warten, bis sie einmal einen Jungen hat; dann kannst du malen ein schönes Weib, das mit herrlichen Augen ein schönes Kind betrachtet, und du hast eine Madonna," warf der Philosoph mit heiterer Laune hin.

"Das währt mir aber zu lange; da male ich vorher eine Verkündigung."

„Warum nicht gar!“ rief der Philosoph mit einem sittlichen Schauer. „Ich würde dir dein Bild zusammenschneiden, wenn du so eine Taktlosigkeit begehen könntest.“

„Und warum das?“ fragte der Maler, auf's Höchste betroffen.

„Für's Erste,“ rief der Philosoph grimmig, „be- trachte einmal unsere Elisabeth, — ob du in ihr eine Zimmermannsrau, — oder Braut, wie du willst, — wieder erkennen kannst, wie sie vor achtzehnhundert Jahren unter dem Geschlecht der Juden gelebt haben mag.“

„Welche Frage!“ rief der Maler. „Ich male in einer Madonna nicht etwa eine simple Zimmermannsrau, sondern eine Gebenedeite Gottes, die gewürdigt wurde, vermöge ihrer zarten und reinen Natur das Geheimniß der Gottheit in sich aufzunehmen.“

„O sancta simplicitas!“ brummte der Philosoph vor sich hin, doch so leise, daß der Maler es nicht verstehen konnte. — „Bist du etwa katholisch?“ fragte er laut.

„Wie gehört das hieher?“ fragte der Maler in einiger Verlegenheit.

„Nun, weil, wenn du in den Vorurtheilen des Katholicismus erzogen werden bist, eine solche Sprache von einem Manne in unserm Jahrhundert noch verziehen werden kann. Aber selbst in Rom glaubt man das eigentlich nicht mehr.“

„Eine solche Sprache? Hast du denn nicht eben in deiner Begeisterung für Perugino in der nämlichen Sprache gesprochen?“

„Nun, da sprach ich von einem Künstler des Mittelalters, bei dem damals der nach Selbstbewußtsein ringende

Weiß der Zeit eben auf der Stufe der Kunst (in der umbrischen Schule durch deren Meister) angelangt war, die ich dort schilderte: auf der jungfräulich-bräutlichen, der Welt abgewandten, die das Geheimniß der Gottheit noch außer sich hat und eben erst in der verklärten Entzündung von oben her empfängt. Darum die Innerlichkeit, aber noch der Mangel an Form; Perugino's Gestalten ermangeln noch der vollkommenen Rundung, haben aber jene unsagbare Innigkeit, jenes Glühen einer in Gott aufgelösten Seele, das uns zugleich in Entzücken und Reid versetzen könnte. — Aber schon in Raphael war diese Stufe überwunden; schon er hat künstlerisch die spezifische Einheit des Göttlichen und Menschlichen geschaut; in der ruhigen, bestimmten Klarheit seiner Gestalten wohnt das Göttliche wesentlich, nicht mehr bloß von oben hereindringend, und mit ihm war die Stufe des Perugino somit bereits absolut überwunden. Er hat uns das feste Ideal gebracht, das ganz menschliche, natürliche, das aber zugleich das göttliche wesentlich inne hat. Darum sind seine Gestalten von so unvergleichlicher Wirkung. — Sie sind aber da; sie sind uns im religiösen Ideentreise schon gegeben; unsere Zeit bedarf sie nicht mehr, und sie im neunzehnten Jahrhundert reproduciren zu wollen, — so oder anders, — ist ein so verfehltes Beginnen, wie wenn ich jetzt wieder Nibelungen schreiben, oder den Standpunkt Luther's mir und der Welt als den neuesten vorführen wollte. Die Geschichte läuft fort, unaufhaltsam; das Rad der Zeiten läßt sich nicht zurückdrehen. Man malt dem neunzehnten Jahrhundert keine Madonnen mehr, weil das neunzehnte Jahrhundert weiß, daß die Natur

mit ihren ewigen Gesetzen nicht durchbrochen zu werden
braucht, um den göttlichen Willen auszuführen, um einen
Gottmenschen zur Welt zu bringen; das neunzehnte Jahr-
hundert weiß, daß es der Erscheinung der Engel nicht
mehr bedarf, (und der Hervorbringung einer Welttheiten,)
um der Menschheit zu verkünden, daß, wenn ein Mensch
gebeten wird, Gott und Mensch in Einer Gestalt, Gott
im Fleische erscheint; es weiß, daß Gott nicht mehr über
den Wolken wohnt, sondern einzig und allein in der
Natur und Weltgeschichte. Und jeder Mensch, der das
erkennt, der sich zum Begriffe hinanschwingt, ist ein Trä-
ger dieses Geistes; Jeder, der eine neue Idee zur Er-
scheinung bringt, jeder Genius ist so Gott und Mensch
in Einer Gestalt. — Es kann daher einzig und allein
Aufgabe der Kunst sein, diese Idee der Immanenz, der
wesentlichen Einheit des Göttlichen und Menschlichen in
der Menschheit überhaupt in irgend einer großen Situa-
tion, einer Begebenheit der Weltgeschichte zu vergegen-
wärtigen, und zwar die große Vergangenheit so, wie sie
sich begeben, nicht wie ihr Zeitalter sich die Begebenheit
gedacht hat, der Welt vorzuführen. Alle übernatürlichen
Zugaben müssen entfernt werden. — Nur falsche Vorstellung
war's, die die Geburt Christi mit solchen übernatürlichen
Begebenheiten ausstaffirte, und unser Jahrhundert, das
einmal weiß, daß es keine Engel giebt, daß kein Mensch
geboren werden kann ohne Zuthun des Mannes, muß
einen sittlichen Abscheu empfinden vor der Trivialität solcher
Künstler, die, obgleich wissend, daß es sich nicht so ver-
halten haben kann, sich selbst und Andern doch wieder
weiß machen wollen, es habe sich dennoch so verhalten.

Es rücht sich diese Unnatur dadurch, daß sie durch entstellende Vermischung der weltlichen Stimmung in den geistlichen Stoff, die ein Merkmal unserer Zeit ist, uns entweder empfindsame, oder üppige Naturen verführen."

— „Du selbst, junger Herr," fuhr er, in seinem Eifer nachlassend und die Stimme senkend, fort, „hast schon tief genug in die Geheimnisse des Lebens geschaut, um nicht sogleich erkennen zu müssen, daß ich Recht habe; — ja, ich kann gar nicht glauben, daß du nur bis diesen Augenblick dir selbst darüber unklar gewesen seist."

Er nahm bei diesen Worten den Maler beim Arm und schaute ihm in die Augen, — erschraf aber über die tiefe Bewegung, die aus diesen sprach.

„Nur, du lägst!" sagte der Maler leise. „Ich habe schon in Augen geschaut, die beweisen, daß es Engel gibt."

„Ja," versetzte der Philosoph lächelnd, „schöne Weibchen, die dir den Kopf verrückt haben. — Wenn sie gut sind, die Engel, und uns lieben, dann sind sie unsere Engel."

„O weh!" seufzte der Maler.

„Was hast du?" fragte Robert; „hab' ich dir wirklich mit meinen Worten weh gethan? hab' ich dir etwas geraubt, an das du bisher noch geglaubt hättest? Ich kann es nicht glauben! — du wolltest dich nur selbst betrügen. Sprich, Junge! hab' ich dir deine Illusionen zerstört?"

„Was hast du für ein Interesse dabei, sie mir zu zerstören? Ich gönnte dir ja dein Glück; warum hast du mir das meinige nicht gelassen?"

„Wenn ich es nicht gethan hätte, so hätte keine eigene Vernunft es gethan.“

„Zerhört!“ sang der Maler wieder an, vor sich hin-
starrend. „Was ich eben wiedergefunden hatte, — der
Glaube an das Göttliche, die ganze Abhangswelt, vom
Himmel herströmend, — zerhört! Verfliehen mein Ideal,
meine Jugend, die in verklärter Gestalt wieder vor mir
aufgetaucht war, — in die ich mich wieder hineinleben
wollte, hineinzuleben hoffte! — Wenn du meinst, aus
deinem Begriff könne ein neues, großes Künstlerleben
hervorgehn, so beweist das nur, daß du mit all deiner
Weisheit keine Hafer vom Künstler, vom Schöpfer in dir
hast. Was mich zum wahren Künstler machen konnte,
das war der Glaube meiner Jugend. Seit ich ihn ver-
loren, zweifelte ich auch an meinem Beruf, wenn auch
nicht an meinen Gaben. Ein Augenblick, ein Wunder
hat ihn, oder was ihn ersetzen konnte, in mir erweckt;
und nun kommst du mit deinem Begriffe! Und nun ist
der Jugendglaube erst dahin! nun für immer.“

„Junge!“ sagte der Philosoph mitleidig, „diese Zeit
kommt einmal, früher oder später; und wenn sie kommt,
macht sie uns Schmerz, das hab' ich selbst erfahren; denn
das kindliche Gemüth wiegte sich gar glücklich in den
holden Träumen, die aus der Welt des Glaubens in ihm
aufstiegen. Auch dem Philosophen wird es nicht so leicht,
dieser Welt Ralet zu sagen und in die herbe Klarheit
des Gedankens einzubringen. Aber diese Klarheit ist nur
für den Augenblick herbe; ist sie in uns eingebrungen,
dann erhöht sie unsern Geist, befähigt ihn, nun das
Leben kräftiger zu fassen, und was uns früher wehe that.

das wird jetzt Genug. So hat ja ein Mädchen ge-
weissagt; ein Mann wird sich nicht von ihr beschämen
lassen. — Und wenn wir dann genauer prüfen, so finden
wir, daß uns eigentlich nichts geraubt ist, daß wir Alles,
was wir vorher besaßen, noch besitzen, ja daß unser Besitz
jetzt erst ein unermüßlicher ist und uns gar nicht mehr
genommen werden kann. Bekenne doch selbst: was wenige
Worte von mir umwerfen konnten, das mußte wohl auf
schwachen Füßen stehn! Die Wunderwelt des Glaubens
muß zerfallen, und jeder Einzelne, der zum Bewußtsein
hindurchdringen will, muß diesen Proceß durchmachen.
Aber indem der Begriff erscharrt, die ganze Welt wieder
in neuer, feiner Form vor unserm Blicke aufsteht, ge-
winnen wir nicht nur als Mensch, nicht nur als Denker,
sondern selbst als Künstler; wir stehn dann mitten in
unserer Zeit, haben unsere Zeit begriffen und so das
Mittel in Händen, uns selbst auch ihr wieder begreiflich
zu machen, in höherem Sinne auf sie einzuwirken, ihr
die Einheit des Göttlichen und Menschlichen in festen,
nicht mehr in Lustgestalten, in erhabener Handlung, in
irgend einer großartigen Idee vor die Augen zu führen.
So wird die Menschheit nach und nach den Gott, den
sie nicht mehr über den Wolken weiß, im eigenen Herzen,
so wie in der Weltgeschichte suchen und finden, und der
Künstler, wie der Philosoph hat dann das Bewußtsein
in sich, nicht außer der Zeit und ihrem Bedürfniß, son-
dern in und über ihr zu stehn, und Gott gleich von
seinen Werken sagen zu können: sie sind gut; — denn
sie haben gewirkt, was sie wirken sollten, sie haben ihre
Zeit mitten in ihren Bedürfnissen gepakt. Ein Solcher

steht an Gottes Statt, ist der Träger seines Geistes, und hat das Bewußtsein, stehend oder untergehend, daß seine Sache den Sieg in sich selber trägt.“

Mit Hener und Begeisterung hatte Robert diese Worte gesprochen. Er stand vor dem Maler, der auf seinem Stuhl saß und ihn mit untergeschlagenen Armen, mit fest geschlossenen Lippen und tiefem Ernste ansah.

„Sieh', darum wünschte ich dich hier zu behalten, du lieber junges Blut!“ fuhr der Philosoph, ihm das Haar aus der Stirne streichend, fort, „weil du als Künstler mit in unsern Bund treten sollst, die Menschheit nach und nach aus den Fesseln des Aberglaubens zu erlösen. Dieser dein Beruf ist so wichtig, daß du deine Kräfte nicht auf falschem Weg vergeuden sollst; — ja, mir grant vor dem Gedanken, daß du schon im Begriff warst, diesen falschen Weg nachtretend, unfruchtbar, sinnlos einzuschlagen, und dich und die Welt mit Gestalten zu beglücken, die viel schöner, ursprünglicher schon da gewesen sind. Du sollst in andere Bahnen, und sollst dabei finden, daß du nicht nur nichts verloren, sondern gewinnen hast.“

— „Und auch das Gefühl,“ setzte er freundlich hinzu, „das dich in die falsche Bahn reißen wollte, soll dich auf der wahren fördern. Die Freude an der Schönheit, wenn sie zur That begeistert, hat eine Berechtigung, die ihr nicht durch kleinliche Eifersüchtelei entzogen werden soll. — Du verstehst mich!“

Der Maler, mit einem Erstaunen, mit einem Entzücken, das nicht zu beschreiben ist, fiel dem Philosophen um den Hals, zeigte diesem aber eben durch die Festig-

leit seines Freudeausbruchs, daß er seinen Worten vielleicht einen weitern Sinn beilegte, als Robert ihnen gegeben wissen wollte.

„Nichtverstehe mich nicht, Junge!“ sagte er ernst; „mein Weib ist tugendhaft, und es kann nie meine Absicht sein, daß du sie lasterhaft machen sollst. Es würde dir auch schwer werden,“ sagte er lächelnd hinzu; „du hast am ersten Abend gesehen, daß sie festen Willen hat und nichts sein und vorstellen will, als eine gute Hausfrau. Aber freundlicher, herzlicher Umgang, freier Aus- und Eingang in meinem Hause sei dir jederzeit gestattet, so lange ich nicht Anzeichen habe, daß du dich meiner Liebe und meines Vertrauens unwerth machst. Soll doch auch jedes schöne Gefühl mit dazu beitragen, unsern inneren Menschen zu kräftigen und zu vollenden, uns zur That zu spornen; und durch wahres Ausßgefühl, durch Eindringen des wahrhaft Schönen in unsere Natur und unser Bewußtsein, wird auch der sinnliche Trieb geädelt und über sich selbst hinausgehoben. In diesem Sinne hast du meine Worte zu deuten, und nur wenn du sie so deutest, wird es uns Allen zum Glück und Heil ausschlagen. Deutest du sie anders, vergiffest du dich und deine hohe Aufgabe, so wirst du, — wo nicht uns Alle, doch wenigstens dich selbst verderben; denn jedes Vergessen von deiner Seite ist das sicherste Mittel, Elisabeth gegen dich mißtrauisch zu machen, und dich für immer aus ihrer Gesellschaft zu verbannen. Ich weiß, Junge, wohin man geräth, wenn man nicht wacht, und du hast es vielleicht auch schon erfahren. Willst du mir das Versprechen geben, diese meine Worte in der Erinnerung

behalten, und dich ihrem Sinne gemäß immer betragen zu wollen?"

„Ich will, ich will!“ rief der Maler, den Philosophen inbrünstig küßend; „der Bruderkund sei geschlossen, auf Leben und Tod!“

Mit inniger Nährung, ja mit einem eigentlichen Entzünden erwiderte Robert die Umarmung, nannte den Maler seinen süßen Jungen, und pries sich glücklich, ihn gefunden zu haben.

„Noch Eins!“ sagte Robert. „Elisabet lebt noch theilweise in der Welt der Vorstellung, und ich habe meine Gründe, sie derselben nicht ohne Noth ganz zu entreißen. Die Weiber überhaupt sind für völliges Durchdringen des Begriffes doch nicht organisiert, und Elisabet insbesondere trägt noch dem, was ich heute von dir vernahm, ihr Prognostikon an der Stirne. — Auch von unserm Afford darf sie nichts wissen; es würde sie gleich mißtrauisch machen und ihr die Unbefangenheit, die sie allein gut kleidet, nehmen. Doch ich höre sie kommen; fasse dich!“

Der Maler war aber nicht gefaßt. Er fuhr zusammen, als er sie sah, und schien jetzt ihren Anblick nicht ertragen zu können.

Elisabet trat ruhig ein, aber verwundert über die Aufregung des Malers blieb sie stehn. Er entfernte sich schnell, ein Geschäft vorschüßend.

Elisabet fragte ihren Vatten: „Hast du etwas mit dem Maler gehabt? einen Disput? er schien mir sonderbar.“

„Er bat, ob er dich nicht malen dürfe,“ sagte Robert; „ich wollte es ihm weder verbieten noch erlauben ohne

deine Einwilligung. Er wagte aber nicht, dich selbst darum zu bitten."

Elisabet erröthete, betrachtete den Gatten ernst und sagte: „Du scherzest; einem jungen Manne, der sich bei einem solchen Wunsche so benähme, könntest du gar keine Hoffnung machen, mich malen zu dürfen."

„Du hast Recht," sagte Robert; „er hat auch gar nicht darum, — ich wollte dich nur versuchen; wie aber, wenn nun ich wünschte, daß du ihm sitzen möchtest?"

„Ich sitze ihm aber nicht! ich kann das nicht leiden!" sagte sie fast heftig.

„Auch nicht, wenn ich es wünsche?"

„Auch dann nicht. Du hast mich selbst, du brauchst mich nicht gemalt."

„Wenn du aber einmal fortgehst?"

„Ich gehe aber nicht fort, ohne dich."

Und der Mann küßte sein Weib, und freute sich, daß er sie selbst hatte, und daß sie nicht fortging ohne ihn.

Es war ihm rührend und eine sichere Bürgschaft ihrer Treue.

Aber doch — wer ergründet die Tiefen des menschlichen Herzens! — Robert mußte sich eben so oft sagen: „Das Wesen dieses Weibes ist allzu einfach, allzu treuherzig. Ein wenig mehr Schalkheit, ein wenig mehr Redlichkeit, Selbstgefühl, ein wenig mehr Kunst der Balance würde sie noch unendlich reizender machen. Kleine Härten und Leidenschaften, — freilich nur kleine, keine große, — sind ja eben die Würze des Lebens; kleine Entzweigungen machen die Versöhnung um so süßer;" — und wie gern hätte er sie kunstmäßig eingeleitet in solche kleine

Viquanterieen, wenn er sich nicht theils vor sich selbst, theils vor Elisabet gescheut hätte. Vor Elisabet, weil sie gleich mißtrauisch wurde, vor sich selbst, weil der Reiz doch natürlich im Augenblick verflogen sein mußte, wenn nicht die Selbsttäuschung erhalten werden konnte, daß das nicht aus ihm, sondern aus Elisabet herausgewachsen sei. Er mußte daher stillschweigend der Zeit vertrauen, tröstete sich mit dem poetischen Reiz, der durch den Maler in sein tägliches Leben kam, war aber auf der andern Seite doch auch wieder fast ängstlich, weil in diesem Jungen eine feurige Natur zu liegen schien, und die Fassungslosigkeit, mit der er fortgestürzt war, zu allerlei Befürchtungen Anlaß gab.

Um so mehr war Robert daher überrascht, als er den Maler das nächste Mal wieder sah.

So klar war diese Stirn, so frei dieses Auge, so sicher jede Bewegung dieser herrlichen Gestalt, daß er das Wunder nicht genug anstaunen konnte, und mit innerlichem Jauchzen bei sich selbst dachte: „Da seht mir einmal, wie das freie Wissen wie durch Zauber aus Kindern Männer macht! Der Schmetterling hat die Puppe durchbrochen und wiegt sich frei in den Lüften!“

Er nahm sich nun vor, in keinerlei Weise von vorn herein bestimmend einzuwirken, sondern Alles gehn zu lassen, wie es gehn wollte. Er wollte auch den Maler nicht zum „Schaffen“ drängen; er wußte wohl, daß Ideen innerlich empfangen werden müssen; daß man gewisse Uebergangszeiten auch im Geist und Gemüth des Einzelnen wirklich vorübergehn lassen muß; daß man überall die In-

Individualität so weit ehren muß, als zu ihrer selbstständigen Entwicklung nothwendig ist.

Daß er auch bei der unverkennbaren Bewunderung des Malers für seine Elisabeth dennoch demselben den freien Zugang in seinem Hause gestattete, hatte außer den oben angegebenen Gründen, die mehr fast unbewußt genannt werden können, noch einige bewußte, und darunter war eine zum Grundsatz gewordene innere Freiheit von jeglicher Art von Eifersucht oder Eifersüchtelei, die bei den Ehemännern in Romanen und der Wirklichkeit zu einem stehenden Artikel geworden zu sein scheinen.

Er wußte, daß seine Elisabeth treu war, treu wie Gold, ja fast skrupulos, und dem wollte er mit seiner höheren Freiheit entgegen wirken: d. h. so, daß sie sich gewöhnen sollte, mit allerlei Menschen umzugehen, das Schöne, das durch dieselben in ihren Lebensweg geworfen wurde, hinzunehmen, — Verirrungen, das wußte er, würde ihr zartes Gefühl gleich herausfinden; — und auch in dem schlimmen Falle, daß ihr Friede getrübt werden oder eine Verwicklung sich vorbereiten sollte, war ja er selbst immer wieder zur Hand, um den Knoten zu durchhauen.

Menschen zu studiren, das war ja sein Element; den Lebensgeheimnissen in all ihren Verschlingungen nachzuforschen, sein eigentlichstes Studium. Der Maler war hiezu die hervorragendste und glücklichste Figur. Er war ein Buch, bei dessen Studium jedes einzelne Blatt Genuß versprach. Ja, was das Sonderbarste war, er schien manchmal gar vom Schüler zum Meister übersprungen zu sein, — nicht etwa in irgend einer belehrenden Aeußerung, das fiel ihm gar nicht ein; aber die Sicherheit

seines Betragens war so überaus sicher, daß sie dem Philosophen manchmal selbst zum Geheimniß wurde. Manchmal war's, als zwünge ein seiner Spott um seinen Mund, und als kritisiere er die Kritiker; das äußerte sich aber nie in Worten; nur seine Hand war thätig, und er zeigte nicht alle Blätter seines Skizzenbuches. Wollte ihn aber Robert packen und aushehlen, so war er auf einmal der naive Maler, der nur in seiner Art verarbeitete, mehr auf der Oberfläche stehn blieb, während die Andern in die Tiefe drangen. Es entstand dadurch überhaupt mancher angenehme Kontrast; ja, es war eine eigentliche Lücke durch ihn ausgefüllt. Manches Witzwort, manches Zügliche im Ausdruck der Andern fand sogleich eine Stelle in seinem Skizzenbuch als Caricatur oder als irgend eine erhabene Figur.

Auch die Gegenüberstehenden mußten ihm manchmal verfallen: der Eine als himmelftürmender Prometheus, der Andere als Cyclop, der den Felsen mitten in eine Schafherde schleudert; — ja Eberhard fand einmal ein köstliches Bild, da Gott Vater liegt, schlafend oder todt, und Adam, der den göttlichen Mantel um sich geworfen hat, stürmt herbei und hält seinen Zeigefinger dem Gott an die Nase, um ihm Leben zu geben, und der eben erwachende Gott greift nach dem Leben gebenden Finger, um sich daran emporzurichten. Der gewaltige Adam trug die Züge unseres Robert. Ebenso das scheußliche Bild des Chronos, der seine Kinder frisst. Darunter stand: „Nobernste Idee.“ Auch fand Eberhard einst die Bilder von *Dramah*, *Wischnu*, — beide mit mehreren Gesichtern, sämtlich Portraits; — *Ehima*, letzterer Falstaff's Eben-

bild; er war aber in unanständiger Stellung, und darunter stand: „Er hat einen etwas verben Geschmack.“

War aber Elisabeth zugegen, so zeichnete er nie. Unterhielt er sich nicht mit ihr, so nahm er seinen Standpunkt hinter den Andern, um den Blick ganz frei zu haben. Er schien oft eifrig zuzuhören, aber Robert sagte sich doch manchmal mit Lächeln: „Er ist halt ein Maler, der nie was lernt, als seine Malerei. Nun — er soll sie nur recht lernen, und wenn er seine Studien nach der Natur macht, so kann es nicht fehlen, er muß den Standpunkt der Gegenwart gewinnen, und alle transcendente Beigeschmäche nach und nach überwinden und endlich widerlich finden.“

Gegen Robert's Gattin war der junge Mann, obgleich sehr aufmerksam und unbefangen zutraulich, doch zugleich so ehrerbietig, daß keinerlei Besorgniß mehr von irgend einer Seite her aufstauen konnte. Nur in unwillkürlichen Liebhabereien schien er ganz besonders mit ihr zu sympathisiren. So war, während sich die Andern mehr in ihrer Begriffswelt bewegten, alles Naiv-Schöne sogleich in den Begriff aufnahmen und eben dadurch verflüchtigten, bei ihm vermöge seiner ganzen Lebensrichtung und Lebensanschauung eine gewisse Unmittelbarkeit, ein Stehnbleiben im Natürlichen, im Schönen; er nahm das, was er sah, als solches, einfach wie es sich darstellte, und darin traf er immer mit Elisabeth zusammen; denn das Schöne drang ihr auch durch's Auge hindurch unmittelbar in's Herz, während es bei Robert immer den Weg durch den Begriff, durch den Kopf hindurch zum Herzen machte. Und seiner höheren Einsichtszufolge, oder

vielleicht auch aus einem gewissen Mangel an Geduld, auch das Kleine und Unbedeutende als schön zu fassen, konnte er sich mit mancher kleinen Liebhaberei seiner Gattin nicht in die Länge befreunden, und sie war mancher leisen Spöttelei ausgesetzt, wenn sie sich seiner höheren Einsicht nicht sogleich unterwerfen wollte.

So hatte sie die Eigenthümlichkeit, auf Spaziergängen nie an einer schönen Feldblume vorbeikommen zu können, ohne sie zu pflücken. Während des Gesprächs, wenn nicht eine Aussicht in die Ferne sie fesselte, suchte sie eben, ohne suchen zu wollen, und band einen Strauß. Ihrem Gatten gefiel nun das; er fand es äußerst reizend, dieses schöne Auge auf dem Ager umherirren, das liebe Wesen sich unverdrossen bücken und sich dann an ihren Blumen erfreuen zu sehen. Ja, aus Gefälligkeit bückte er sich selbst und freute sich mit an dem Strauß.

Aber das war doch nur einmal schön; wo nicht besondere Vorliebe für solche kleinliche Erscheinungen, wie Feldblümchen sind, existirt, kann man sich wohl auch zum Spaß mitfreuen, sie einmal bewundern, aber in der Länge wird es langweilig. Weil jedoch Elisabeth sie immer von Neuem schön fand, seinem Arm entwichte, um sie geschwind zu pflücken, wurde er manchmal ungeduldig. — Dieser that es nun bitter weh, daß sie an ihren Blümchen kalt und stolz vorbeispazieren sollte. Ja, sie schloß mehrmals, wenn sie nicht wagte, sich schon wieder zu bücken, schnell die Augen, oder wandte die Blicke geflissentlich auf andere Gegenstände, um ihr Gelüste zu bekämpfen. Robert sagte einmal bei solchem Anlaß: „Ei, grab' sie doch einmal mit allen den Würzelein aus und

pflanz' sie im Garten beim schönen Haus! — ist es nicht ganz entseßliche Sünde, die Nützchen alle abzureißen? sie schreien ja! Begnüge dich doch mit Einer, ich thu's ja auch.“ — Elisabeth war geschlagen; sie lachte zwar, aber ihre Blumenvasen blieben leer.

Nun, seit der Maler da war, war geholfen. Ging er mit, — er hatte beim ersten Spaziergang Elisabeth's Liebhaberei entdeckt, — so war er mit seinen leichten Hüften bald da, bald dort, und nie ging man nach Hause, ohne daß die Vasen verschiedener Größe einen frischen Inhalt empfingen.

Die Beiden setzten sich dann wohl zusammen, die Blumen nach bestem Geschmade zu ordnen, und der Maler hatte hierin wieder ein Geschick, das Elisabeth in Entzücken brachte; der Philosoph setzte sich dann wohl Beiden gegenüber und betrachtete die zwei lebendigen, athmenden Blumen mit dem nemlichen Interesse, wie sie ihre Wiesenblumen. — Zur Abwechslung brachte der Maler die schönsten Bouquets auserlesener Gartenblumen, und man ergößte sich an den Farben, stellte zusammen, schied aus, verfolgte die Abstufungen, brachte in's Licht oder in Schatten, und suchte so die Wirkung des Schönen in allen Nüancen zu verfolgen und zu erhöhen. — Der Philosoph wußte dies Alles begriffsmäßig zu fassen, wo die Andern nur dem Auge und natürlichem Schönheitsfinne folgten; er hielt ihnen wohl auch eine kleine Vorlesung über die Metamorphose der Pflanzen, oder die Männer gingen zusammen durch, was in diesem Zweige der Malerei schon geleistet worden ist, und hier zeigte denn Robert so viel Feuer und Kenntniß, daß es seiner Eli-

sabet unerklärlich war, wie es komme, daß der Gatte nicht auch an den natürlichen Blumen alle Tage die gleiche Freude habe. Doch war sie zufrieden, daß für ihre eigene Liebhaberei nun dennoch gesorgt war.

Elisabet hatte in ihrer früheren Jugend auch gemalt in Wasserfarben. Die Gemälde, lauter Landschaften, hingen in ihrem Schlafzimmer, was Ursache war, daß der Maler sie noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Sie selbst schwieg sorgfältig darüber; Bertram hatte ihr einige kleinere Landschaftsgemälde, die er mit sich geführt, zum Geschenk gemacht, und die hohe Vollendung, sowohl in Zeichnung als Colorit, zeigte ihr den ungeheuren Abstand zwischen seiner Kunst und ihren ärmlichen Versuchen. Sie fühlte sich als Nichts, mochte ihr Nachwerk nicht mehr ansehen, und doch hatte dies Gefühl der eigenen Miskachtung auch wieder etwas Schmerzliches, weil die theuersten Jugenderinnerungen sich an diese Landschaften knüpften. Die Zehler hatte längst ihr Gatte mit Liebe daran gerügt; sie hatte sich's gefallen lassen, die ganze geringe Kunst als etwas der Vergangenheit Angehöriges gleichsam mit diesen Bildern an den Nagel gehängt; es konnte ihr nie einfallen, sie nochmals hervorzusuchen, sie vervollkommen zu wollen. Sie hatte dazu die triftigsten Gründe.

Nun traf es sich einmal, daß Robert bei einem Gespräch über Landschaftsmalerei, wobei er seinem Aerger über ungehörige Staffage, in der sich die meisten Künstler gefielen, vollen Lauf ließ, dieser Bilder seiner Gattin auch im Vorbeigehn erwähnte, und als der Maler aufhörte, dieselben der Reihe nach vorwies.

Dieser wollte, — war's nun aus Gefälligkeit, oder überschätzender Vorliebe, oder aus Ueberzeugung, — viel mehr verstecktes Talent darin finden, als Robert selbst, rühmte ganz besonders einige Baumgruppen und einen gewissen klaren Zug, ein feines Gefühl für die Perspective, das unverkennbar durchscheine, — mußte aber selbst lächeln über die mißrathenen Menschengestalten, die darauf hingestreckt waren, die zeigten, daß unserer Elisabeth jegliches Talent für richtige Auffassung der menschlichen Figur abging. Wenigstens damals; ob dies jezt noch der Fall sei, mußte nach einiger Uebung erst die Probe zeigen.

Mit Lebhaftigkeit bat der Maler den Philosophen, das Talent für Landschaftsmalerei bei seiner Gattin doch nicht so ganz brach liegen zu lassen; er fand es unbegreiflich, daß es hierzu nur seiner Aufmunterung bedürfte; denn wo Geschick vorhanden sei, da müsse doch wohl von selbst auch die Lust sein. Wie manche freie Stunde bleibe auch einer jungen Frau, die sie doch gewiß nicht schöner nützen könnte, als durch Fortbildung in einer so herrlichen Kunst. Robert hatte nicht viel dagegen einzuwenden, und mit einer Art Triumph benachrichtigte der Maler bei der nächsten Begegnung die junge Frau von seinem Fund, machte ihr Vorwürfe über ihre Verheimlichung, und war emsig bemüht, über ihr wirkliches unverkennbares Talent ihr Aufschluß zu geben. Er schloß mit der Bitte, sich doch seine Anleitung zur Vervollkommenung desselben gefallen lassen zu wollen.

Elisabet war sehr betroffen über dieser Eröffnung, hoch überrascht über die Anerkennung ihrer geringen Leistungen aus dem Munde eines Künstlers, vor dessen eige-

ner Sicherheit sie einen tiefen Respekt hatte; ja, es that ihr in innerster Seele wohl, gerade das von ihm herausgefunden zu sehen, was sie gleichsam als einen Theil ihres eigenen Ich dort niedergelegt hatte.

Aber seinen Vorschlag zur Wiederaufnahme dieser Art von Thätigkeit wies sie dennoch mit einer Entschiedenheit zurück, die nicht ohne Heftigkeit war, gleichsam als fühlte sie ihren eigenen Mangel an Widerstandskraft, und mußte daher um so kürzer und bestimmter ihren Willen nach Außen und Innen hin aussprechen und festhalten. — Der Künstler war empfindlich; Elisabeth ließ sich aber in keine weitere Erörterung ein, sondern brach kurz ab mit den Worten, daß sie ihre Gründe habe, die er ehren möge.

Als der Künstler die junge Frau das nächste Mal wieder sah, war keine Spur seiner früheren Zutraulichkeit sichtbar. An Robert hingegen schloß er sich mit solcher Herzlichkeit an, die Männer verkehrten zusammen auf so gewöhnliche Weise, beachteten sie so wenig, — ob absichtlich oder unabsichtlich, das wußte sie nicht; — aber die verwöhnte Elisabeth war davon schmerzlich berührt. Sie weinte im einsamen Kämmerlein bittere Thränen, und um dieselben vor sich selbst zu rechtfertigen, sagte sie sich, daß Robert wohl Ursache hätte, die Entsagung von ihrer liebsten Kunst um seinetwillen und nur um seinetwillen besser zu würdigen und dafür dankbarer zu sein. Sie wollte aber gewiß schweigen, und wenn ihr Herz darüber bräche. — Elisabeth schwieg richtig; als aber am andern Tage auf einem Spaziergange der Maler zeichnete, und Robert seiner Elisabeth freundlich aufmunternd sein Taschentuch hinhielt,

mit der Bitte, sie möge ebenfalls zeichnen, griff sie hastig darnach, und führte das Bleistift eifrig, ohne sich um den Künstler in ihrer Nähe zu kümmern. Die Skizze gelang, die Männer bewunderten, Elisabeth war ganz gleichgültig, ja vornehm; als aber der Künstler am Abend sie recht auf's Gewissen fragte, warum sie sich denn so hartnäckig weigere, diese herrliche Natur auch in ihren Farben nachzuahmen und den Geheimnissen derselben gründlicher nachzuspüren, gestand sie ihm, — nicht mehr so vornehm, sondern mit einiger Verzagtheit, — es sei in den Farben ein Zauber, der sie zu sehr fessele; es würde sich mit ihren Pflichten als Gattin und Hausfrau nicht vertragen.

Vertram hatte aber nicht so bald das Wort von dem Zauber gehört, als er auch keine Ruhe mehr hatte. In diesen Zauber mußte Elisabeth hinein.

Neunzehntes Capitel.

Das Interesse der kleinen Gesellschaft wurde jedoch durch die Ankunft zweier neuer Glieder in einen ganz andern Kunstkreis hinübergezogen. Der Literat, der theuerste Freund unseres Robert, hatte sich entschlossen, mit seiner Gattin den Sommer in unserer Universitätsstadt zuzubringen, hatte ein sehr hübsches Landhaus, etwa zehn Minuten von der Stadt entfernt, das gerade leer stand, gemiethet, und kam nun, nachdem das Gepäc vorausgeschickt und die Einrichtung von den Freunden so gut als möglich getroffen worden war, mit seiner Gattin eines Abends an. Man hatte schon vorher viel über das Ehepaar hin und her geredet, und die Erwartung hatte sich sehr gesteigert, da die Wenigsten die Gattin des Literaten näher kannten, Alle aber große Erwartungen von ihr hegten.

Wir fassen das Wesentlichste aus den Notizen über Charakter und bisherige Verhältnisse dieser Beiden in Folgendem kurz zusammen.

Der Literat war ein ausgezeichnete Gelehrter, hatte schon mehrere Werke im Interesse der modernen Wissenschaft geschrieben, welche die Aufmerksamkeit, theilweise auch den Widerspruch der gelehrten Welt auf sich gezogen

hatten. Aber nur der gelehrten Welt; denn er hatte als würdiger Mann verschmäht, seine Sache vor ein größeres Publikum zu bringen und mit Charlatanerie durch Zeitungsanzeigen und Notizen anzupreisen; er war der Ansicht, daß die Wahrheit sicher genug durchbringen werde durch ihre eigene Kraft, man brauche nicht mit Gewalt gegen verjährete Vorurtheile anzurennen; und das war denn auch die Ursache, daß er, obgleich ein großer Denker und lebendiges Beispiel des jenem deutschen Stamme inwohnenden Tiefsinnes, doch als Persönlichkeit vor den Augen der großen Menge nicht stark hervorgetreten war.

Da er reich war, so trachtete er nicht nach einer festen Stellung, obgleich er dieselbe nicht verschmäht hätte, wenn ihm eine Professur z. B. wäre angetragen worden. Es war schon auf mehreren Universitäten davon die Rede gewesen, doch noch nie mit wirklichem Erfolg; denn die Partei des „Stillstandes“ oder „Rückschrittes“ war noch allzu mächtig und widersetzte sich seiner Ernennung überall.

Seine außerordentliche Vorliebe für Kunst und das Schöne hatte ihn zuerst zum begeisterten Bewunderer, dann zum wirklichen Anbeter einer Künstlerin gemacht, die, eine Aoryphäe ihrer Zeit, die Bewunderung aller Zeiten erregen würde, wenn alle Zeiten sie in frischer Jugendkraft sehen und hören könnten.

Diese Künstlerin war Anna Bolley, Sängerin und Schauspielerin, die durch geniale Erfassung ihrer Kunst das höchste Geheimniß derselben in sich darstellte: die Kunst wurde nemlich wieder zur Natur, war somit eben so wohl verklärte Natur, als eine zum höchsten Bewußt-

sein hindurchgedrungene, und doch sich nur als Natur führende Kunst.

Diese Sängerin hatte ganz Europa entzückt. Aber ihre Kunst zehrte an ihrem Lebensmark, eben weil sie in ihre Rollen mit aller Kraft der Seele sich hineinlebte; — weil sie selbst wurde, was sie darstellte, hatte die überwältigende Macht des Pathos ihren Körper dermaßen angegriffen, daß ein bedenklicher Blutfluß ihre Kräfte zu verzehren drohte, und die Aerzte zur höchsten Vorsicht rathen mußten, obgleich das Publikum in nicht zu stillender Begeisterung aller Orten mehr und immer mehr verlangte. Auch darin war sie eine seltene Erscheinung, daß sie sich ihren Ruf auf dem schlüpfrigen Boden der Bretter ganz makellos erhalten hatte. Es mochte dies aber vielleicht mit der Wahl ihrer Rollen, oder vielmehr mit ihrer ganzen Begabung in einem inneren Verhältniß stehn. Ihr Genie war nemlich minder hervorstechend in weiblichen als in männlichen Rollen; ihre Stimme Altstimme; sie excellirte vorzüglich da, wo sie — nicht Liebhaberinnen, sondern Liebhaber vorstellte. Fidelio, Titus, vorzüglich aber Romeo waren ihre Forcerollen, und wer sie da gesehen hat, der kann sie nicht wieder vergessen.

Diese Sängerin nun machte die Bekanntschaft des liebenswürdigen jungen Mannes, der für uns keinen andern Namen, als den des „Literaten“ hat; genug, daß er dennoch ein Mensch ist. —

Sie war müde der Bretter, war weise genug, um einzusehen, daß der Ruhm uns stedenloser bleibt, wenn wir ihn nicht überleben, — wenn er uns überlebt; da überdies die Sorge für ihre Gesundheit den Rücktritt

räthlich machte, und da der Literat ein Mann von Rufe war, so gab sie seinen Bewerbungen ein geneigtes Gehör, wurde seine Gattin, und Beide lebten im Auslande seit anderthalb Jahren in einer glücklichen und zufriedenen Ehe.

Diese Frau nun sollte Elisabet's Bekannte, ihre Freundin werden! Ihr Herz pochte, sie hatte bange, ohne zu wissen wovon; aber dennoch baute sie Lustschlösser auf die künftigen Tage mit dem neuen Reiz der Kunst, der sich über ihr Leben nun ausbreiten würde.

Sie hatte sich auch nicht geirrt. Die liebenswürdige Frau, die, obgleich keine Schönheit, doch auf Jeden, der sich ihr nahte, einen äußerst vortheilhaften Eindruck machte, schloß sich an unsere Elisabet mit einer Güte und Vorliebe an, die über Erwartung und über Verdienst ging. Selbst über ihre Schönheit sagte sie ihr so schmeichelhafte Dinge, daß Elisabet halb verlegen, halb stolz wurde. Robert aber war ganz entzückt; seine Rose wurde ihm immer doppelt so theuer, wenn von Außen her solche anerkennende Urtheile kamen.

Elisabet und mit ihr der ganze Kreis wurde aber auch in jeder Beziehung vortheilhaft gehoben durch diese Frau. Man fühlte ihr an, daß sie die Welt gesehen, in höheren Lebenskreisen sich bewegt hatte. Sie war früher als Künstlerin ersten Ranges, die sich an keine Stätte hatte binden lassen, von den höchsten Kreisen bevorzugt und manchmal näher heran gezogen worden.

Eine solche Erscheinung wirkt immer auf die gebildeten Kreise des mittleren Standes in gewissem Sinne veredelnd ein.

Es giebt Jeder mehr Acht auf sich selbst, Jeder wünscht vor dem Schönheitsgefühl des Andern nicht häßlich zu erscheinen, und so zeigt sich wenigstens für den Anfang in einem solchen Kreise immer mit neuen Anregungspunkten ein erhöhtes Streben, und eine gewisse erhöhte Befriedigung durch neue Anstrengung und neuen Genuß.

Die ehemalige gefeierte Künstlerin, die ein Theil der gebildeten Bevölkerung der Universitätsstadt schon selbst in der Residenz bewundert hatte, war für die ganze Stadt eine sehr interessante Erscheinung, und auch andere gesellschaftliche Kreise bemühten sich, sie herbei zu ziehen, um das Glück ihres Umgangs zu genießen. Sie schien aber nicht geneigt zu sein, sich so zerreißen zu lassen, und wendete sich nach jedem Versuch in die Weite immer wieder mit erneuter Vorliebe der kleineren Gruppe zu, deren Zeichnung diese Blätter enthalten. Elisabeth's Musilliebe und Talent wußte sie besonders zu pflegen; die Stimme war gut, aber im Ausdruck hatte es bedeutend gefehlt. Sie hatte auch, wie so viele junge Damen, nicht gewagt, den Mund recht zu öffnen, hatte gemeint, es sei eine Schande, erscheine affectirt, wenn man Stimme und Ausdruck bis zum Pathos steigere, auch wo das Pathos hingehört.

Durch die Belehrungen und das Vorbild der edlen Frau wurde ihre ganze Auffassung dieser herrlichen Kunst eine freiere, und sie machte solche Fortschritte, daß die Sängern es sich zur ganz besonderen Freude machte, ihr zuerst schwerere Arien unterzulegen, und dabei den Wunsch aussprach, Elisabeth so weit fördern zu wollen, daß sie

mit Hülfe einiger andern heranzuziehenden Kräfte zu eigenem Vergnügen künftig kleinere Opern aufführen könnten. — Wegen Robert äußerte sie einst unter vier Augen: „Ich kann Ihnen versichern, daß ich, was die inneren Verhältnisse in der ganzen Persönlichkeit Ihrer Frau betrifft, noch nie ein weibliches Wesen gefunden habe, das mir mehr eine Julia Capulet vergegenwärtigt, als sie.“

Wirklich: Elisabeth fühlte sich auch so ganz in die Rolle hinein, als sie dieselbe einstudirte, daß sie manchmal hätte überredet werden können, sie selbst sei Julia.

Wer war aber dann Romeo? — Die Sängerin ohne Zweifel.

Elisabeth warf sich mit Leidenschaft auf die Musik. Sie sollte ihr Ersatz geben für alles Andere, und ihre Erfolge darin erzeugten auch ein Gefühl der Befriedigung.

Die Sängerin hatte dem ganzen Kreise eine freundliche Aufmerksamkeit gewidmet. Unter die von ihr Bevorzugten gehörte aber Eberhard. Seine drohlige Erscheinung belustigte sie, sein Talent für Musik schien ihr für höhere Zwecke dienlich. Sie sah auch wirklich mit Staunen, daß er ganze Opern mit Leichtigkeit auf dem Claviere zu bemeistern wußte, und durch seltene Fingerfertigkeit, die man hinter seinen gewaltigen Tagen gar nicht gesucht hätte, die vervielfältigte Instrumentalmusik je nach Bedürfniß zu ersetzen verstand.

Ueber unsern Maler äußerte sich die Sängerin nicht, obgleich sie ihn manchmal zu beobachten schien. Dieser war der Einzige, auf dessen Benehmen die Ankunft der neuen Gesellschaftsglieder gar keinen Einfluß ausgeübt hatte. Aber dennoch war es Jedem, der tiefer beob-

achtete, sogleich deutlich, daß, was gute Lebensart, feineres und freieres Benehmen betraf, Niemand der Sängerin näher stand, als eben der Maler. Er selbst schien dies auch zu fühlen; es war ihm angenehm, sich mit ihr zu unterhalten; er beobachtete gegen sie eine Artigkeit, der sich z. B. Madelaine noch nie hatte rühmen können.

Das Suchen Anna's nach weiteren musikalischen Kräften in dem kleinen Männerkreise hatte nicht ganz den gewünschten Erfolg. Robert sang nicht, der Literat ebenfalls nicht. Schwäberlein hatte eine dünne Tenorstimme, Falsteff aber einen ausgezeichneten Bass; da er jedoch diese Gesellschaft, die ihm zu sittlich und schidlich war, selten mit seiner Gegenwart beehrte, (denn er konnte sich zur Noth bei Damen schon ein wenig geniren, aber er that's eben nicht gern,) so war er nicht als eigentliche Kraft für diesen Kreis zu benutzen. Anna umging öfters den Maler, der schon manchmal durch Singen kleiner italienischer Liedchen gezeigt hatte, daß er etwas zu leisten vermöchte; aber er that keinen Zug, und das war um so verwunderlicher, als er schon mehrmals Proben gegeben hatte, daß er, wenn es galt, irgend etwas darzustellen, schnell der Mann auf dem Platze war. Wir werden nachher ein Beispiel davon geben.

Frau Anna selbst gab sich manchmal dazu her, die Gesellschaft durch ihre Kunst zu erheitern; aber wenn sie sang, mußte es immer etwas in sich Abgeschlossenes sein, denn „ein abgerissenes Musikstück“, pflegte sie zu sagen, „macht uns nie den Genuß, den es als Theil, an seinen Ort im Ganzen gestellt, auf uns ausübt. Man ist hier nicht von vorn herein in der Stimmung, weder der Vor-

tragende, noch der Hörende, die nothwendig ist, und, wenn sie gradweise durch den Strom des Ganzen gesteigert worden, eben da auf dem rechten Punkte angekommen ist, wo diese Arie dann den vollen Eindruck auf das Gemüth machen kann, den sie machen soll. Es zieht immer ein gewisses Schmerzgefühl durch meine Seele, wenn ich das Abgerissene soll vortragen oder hören, dessen Schönheit ich kenne, aber zugleich fühle, daß eben doch die Stimmung, wo nicht fehlt, doch gewiß nur eine halbgeweihte ist, also auch nicht den Genuß haben kann, der ihr würde, wenn sie dasselbe als rechten Theil im rechten Ganzen genießen könnte."

"Wie wahr ist dieses," sagte Elisabeth, "und wie sehr auf alles andere Schöne anzuwenden, das eben auch nur als Ganzes ganz auf uns einwirken kann! Ich habe schon oft, wenn ich schnell herankam und eine schöne Stelle in einem Buche fand, die mich früher entzückt oder erschüttert hatte, wenn ich sie am rechten Ort mit rechter Stimmung gelesen, dieselbe kaum wieder erkannt. Sie schaute mich kalt und fremd an, und ich begriff nicht, wie sie früher solche Wirkung hatte auf mich ausüben können."

Eine ganz eigene Freude wäre es für einen aufmerksamen Beobachter gewesen, die beiden Frauen über Haushaltungsgegenstände reden zu hören. Während früher Elisabeth durch die Schweizerin, die ein Haushaltungsgeheimen ersten Ranges war, in diesem Zweig der Wissenschaft^h bedeutend angeregt und gefördert worden war, war dieser Freundin gegenüber sie manchmal die Lehrerin. Frau Anna hatte guten Willen, wie Frau Elisabeth; aber Lieb-

haberei war die Haushaltungskunst bei keiner von Beiden; und was nicht Liebhaberei ist, das bleibt immer mangelhaft. Dagegen hatte Frau Ann vor Elisabeth zwei Vortheile voraus. Der erste war, daß sie sehr reich, der zweite, daß ihr Gatte für sich selbst anspruchslos war, für die gute und geordnete Föhrung der Haushaltung selbst sehr viel Sinn hatte und sich ihrer annahm. Es gab Leute, die wollten ihn geizig schelten; aber man darf nicht alles Böse glauben.

Unsere Elisabeth hingegen hatte nicht über so große Summen zu gebieten. Ihr Gatte nahm sich nicht ihrer Haushaltung an und hatte dabei mehr Bedürfnisse. So wurde ihr's viel schwerer; je seufzte manchmal unter der Last.

Wir sind unsern Lesern noch einige Briefe von Madelaine schuldig, die wir zusammen folgen lassen.

Madelaine an Rosa.

„Du tadelst mich, daß ich mit Susanne so verfahren und den Knoten der Verhältnisse so schnell durchhauen habe. Du sagst, das sei unweiblich oder unedel. Du meinst, das wäre Sache des Mannes selbst gewesen: sei die Gesinnung der Schweizerin wirklich schlecht, und sei die Fortsetzung seiner Ehe mit ihr für den Professor eine Unmöglichkeit, so würde sich die Sache später von selbst auf den Punkt getrieben haben, und mein Gewissen wäre doch dann frei geblieben. —

„Vielleicht argumentirst Du hier richtig, vielleicht auch nicht. Wie manche Ehe ist schon fortgeschleppt

worden, wie manches Leben mit all seinen Freuden und allen Seligkeiten, die es in sich getragen hatte, ist schon im Reime erstorben, weil es einem leidenden Theile oder beiden an Thatkraft fehlte, die Ketten zu zerreißen und sich seine eigentlichsste Lebensbestimmung selbst zu geben.

„Ich gestehe Dir, daß ich die That vollbrachte, ohne mich vorher viel darüber zu besinnen. Ich wurde vorwärts getrieben von einer unwiderstehlichen Macht; — ich wußte, daß der Professor, zurückgehalten von den zwei feindlichen Mächten, von Eberhard und dem Doctor, sich zu seinem eigenen Elend so fortbehelfen würde; daß die jämmerlichen gespannten Verhältnisse, so sehr sie auch uns Alle beengten, doch schwerlich zu einem Bruch geführt hätten; denn die Vermittler hätten immer wieder von Neuem vermitteln und hinhalten können, und da ich deutlich sah, daß nicht nur mein Glück, sondern auch das des Professors, auch das der Schweizerin selbst auf dem Spiele stand, — denn daß sie nicht glücklich waren, stand an ihren Stirnen geschrieben, — so habe ich mit einem raschen Griff das Rad gedreht, habe Alles zum Glück gewendet, alle Wünsche ihrem Ziele nahe gebracht. —

„Sage nun selbst: war das nicht gut? Sollte ich etwa um des Vorurtheils willen, daß Frauen, die davon berührt sind, sich bei solchen Verwickelungen leidend verhalten müßten, — nur durch den Druck der Umstände willenlos (!!) in ihr Glück oder Unglück hineingeschoben werden dürften, — mich auch gegen meine Natur in diese Weiberform zusammenzwingen? Nein! nein! selbst auf die Gefahr hin, daß mein Handeln einseitig, — nach einer Seite hin ungerecht, unheilbringend wäre. Jeder

Handelnde verfällt in Einseitigkeit, ist nach einer Seite hin ungerecht, und muß die Folgen seiner That zu vertreten wissen. Das aber will ich, selbst wenn mir Jemand den Beweis liefern könnte, daß sie eine wirkliche Schuld wäre. Ja, ich wollte, wenn es darauf ankommen sollte, mich gar derselben rühmen; denn sie ging hervor aus der Bestimmtheit meines Wesens, und diese Bestimmtheit muß ja eben sowohl ihre Schatten- als ihre Lichtseiten haben. Wer die Stärke in meiner Natur liebt, der muß auch ihre Schwäche mit in den Kauf nehmen. Das, mein Kind, kann ich Dir haarklein aus der Philosophie selbst beweisen. — Ja, diese Philosophie wird mir so durchsichtig klar, ich sehe so deutlich, wie unsere Stärke und unsere Schwäche aus Einer Quelle stammt, wie diese Schwäche nothwendig an der Stärke selbst haftet, wie sie, die nichts Anderes, als eine Selbstbeschränkung Gottes ist, ihm selbst ledlich zugeschoben werden darf. — Nicht wahr, das erschreckt Dich wieder; — aber sage selbst: ist meine Geisteskraft nicht eine Stärke? liebst Du, liebt mich Fritz nicht um ihrerwillen? Wenn nun diese Stärke eben mir auch den Muth gab, mittelst einer schnellen Handlung, durch eine scheinbare Ungerechtigkeit, — oder vielmehr nur durch eine bloß der feinsten Delicatesse bemerkbare Indiscretion, — Alles zum Guten zu wenden, so bleibt zwar die Indiscretion meine Schuld, aber sie ist wieder aufgehoben durch ein höheres Wesen, als das der bloßen Humanität, nemlich durch eine gewisse göttliche Gerechtigkeit, die durch ein schnelles Hereinbrechen den Lauf der Dinge umgestaltet und die verkehrte Stellung, in welche die Gemüther durch Unkenntniß ihrer selbst

und ihrer Bedürfnisse gekommen waren, wieder zurecht bringt.

„Die Abreise der Schweizerin macht zwar einiges Aufsehen unter dem Publikum, aber die Sache ist jedem Tieferblickenden doch gleich erklärlich; das Schweizerheimweh kennt man ja in der ganzen Welt. — Fritsch hat bereits zu der Ehescheidung die nöthigen Schritte gethan.

„— Fritschmann hat mir nun erklärt, was es mit jener Vaterschaft Schärtel's und der vielgepriesenen Neue für eine Verwandtniß hat. Der junge Herr hatte auch einst eine bauerische Geliebte, gab ihr Eheversprechungen und ging durch, weil er sie nicht halten mochte. Glücklicher Weise starb die Person sammt ihrem Kinde und löste so den Conflict auf natürliche Weise; wäre sie am Leben geblieben, der Herr Philosoph hätte natürlich sein Gelübde nie erfüllt. Und dieser Mensch wagt es nun, einem Andern, der edler war als er, der eine bauerische Geliebte ohne vorherige Verschuldung geheirathet hatte, den aber sein Edelmuth in's Elend zu ziehen drohte, die Ketten am Hals festbinden zu wollen!

„Nein, die Sache macht mir nicht den mindesten Strupel; diese Susanne ist nichts als ein Einzelglied der Gattung, ein Exemplar der Schweizerrace; *AC* hat ein solches Geschöpf das Recht, einen Mann wie Fritschmann einzig zu besitzen? hat sie nicht bewiesen, daß sie seiner nicht würdig ist? daß sie die Seligkeit seines Besitzes gar nicht kennt? Daß sie den Geist nicht von den Steinen zu unterscheiden, ihn nicht über sie zu setzen weiß, das bewies ja ihr Heimweh! Darum geschah ihr nur, was

Nichtens ist, als sie wieder zu ihren Steinen zurückgeschickt wurde. Nun mag sie diese umarmen, mag sie lieben, sich mit ihnen freuen, oder mit ihnen weinen!

„Ich will mich mit dem Geiste vereinen, den sie nicht zu umfassen vermochte. — Ja, ich will trinken aus seiner Fülle, will ihm zu kosten geben die Seligkeiten, die ich für ihn im Busen hege! — Was ist die Welt, was ist das Leben? — leer, todt, kalt, so lange sich nicht Alles für uns in einem andern Ich concentrirt, — dann, wie mit einem Zauberschlage wird Alles lebendig, wir verstehen Welt und Leben, die Sonne geht auf, die Nebel fallen, wir stehn im Licht, trinken Licht und werden selbst Licht. Leb' wohl!“

„Ja, Rosa, ich weiß jetzt, was Liebe heißt! Ich kenne diese Götterflamme, in der der Gott selbst sich versenken, sich verbrennen möchte, um wie ein Phönix aus den Flammen neu sich zu gebären. Ja, diesen Gott zu fühlen, bei sich zu haben in Allem, was wir thun, sich mit ihm Eins und verschmolzen zu wissen, mit ihm einzubringen in die Tiefen der Natur und des Geistes, ihn in sich selbst und in Andern gegenwärtig zu wissen, — welche Befriedigung der früheren Jahrhunderte vermöchte sich mit der zu messen, die uns, uns Spätgeborenen aufbehalten ist! Jetzt endlich ist der Gott hindurchgebrochen, hat die Ketten, in denen er so lange seufzte, zerrissen; die Freiheit ist angebrochen und hat die Dämmerung in Lichter Tag verwandelt! Die Schatten des Aberglaubens, der Bigotterie fliehen, versinken in das Nichts, dahin sie gehören! Wie ist es doch auch in mir klar und hell ge-

worden! Wie ist alle Angst, alle Unklarheit verschwunden, wie erscheint mir selbst die Sünde, dieser Schatten, dieses Nichts, wenn man es mit rechten Augen anschauen lernt, jetzt als ein possirlicher Spielball des Geistes, den er handhaben, schwingen, erfassen und wieder von sich werfen kann nach Belieben! Die Sünde ist nichts Anderes, als der Schatten des Lichtes, ist unzertrennlich mit diesem verbunden, wird so lange währen, als das Licht selbst währt, zwar ewig nur als der Schatten des Lichtes, hat aber als Schatten eine so tiefe Berechtigung, als das Licht selbst. — — O, ich habe oft Lust, meinen Spielball recht wacker zu handhaben, die runden Aepfelein der Erkenntniß, eins nach dem andern, damit herunterzuholen. — — Doch ich sehe Deine prude Schönheit sich wieder entsetzen, mich ob meiner Redheit schelten und irgend einen Skandal, wo nicht gar ein Verbrechen vermuthen. Sei aber ganz ruhig, meine Süße. Ich habe diese Worte da oben nur im lustigen Uebermuth hingeschrieben, und Du darfst durchaus nicht fürchten, daß ich die Zucht und Sitte überschreite, und vor der Zeit, d. h. vor dem sehr achtungswerthen Eheverlöbniß etwa von diesem Erkenntnißbaum Lössen wolle, — nicht weil ich mir ein Gewissen daraus machte, glücklich zu sein und glücklich zu machen, ehe der alte Herr da oben offiziell davon benachrichtigt ist und so seinen Segen dazu gesprochen hat, sondern weil es nun einmal so Sitte und Brauch ist, und weil mein Onkel sich grämen würde, und weil die Welt noch den Stempel der Schande darauf drückt, — darum weiß ich mich zu accomodiren. — Friß kommt alle Tage. Er sagt, in meinen Augen lägen alle Tiefen der Gottheit; und ich

glaube, daß das wahr ist: für ihn liegen sie darin. Für mich in den seinen und für ihn in den meinen.

„ — Unser Kreis ist durch drei Glieder vermehrt worden. Eins derselben ist ein schöner junger Maler, der eben von Rom kommt, ein feiner Mensch. Schärtel hat ihn hier fest gehalten; er ist ganz vernarrt in seine Liebenswürdigkeit noch von Rom her. Mir scheint's aber, der junge Herr sei vorzüglich von Elisabet's Schönheit gefesselt und zurückgehalten. Ich will gern sehen, wie sich das macht. Ich freue mich auf irgend eine Verwickelung, die es geben könnte. Elisabet ist aber äußerst vorsichtig, und der junge Herr scheinbar ganz unbesungen.

„Die zwei Andern sind der sehr verdienstvolle Literat mit seiner Gattin, der berühmten früheren Sängerin Anna Bolley. Anna hat den Gedanken, ein kleines Theater einzurichten und Opern im Kleinen zu geben. Sie fing sogleich an, mit Elisabet Romeo und Julie einzustudiren. Mich hat sie noch nicht aufgefodert. Ich komme aber überhaupt weniger mit ihnen zusammen, da ich mit Schärtel immer noch ein wenig gespannt bin. Er macht aber jetzt gute Miene zum bösen Spiel. Ja, ich glaube, daß er selbst gewissermaßen erleichtert ist, die Schweizer Bäuerin aus dem Kreise der geistreichen Gesellschaft entfernt zu sehen. Er gesteht es nur nicht mit Worten zu.“

Da die Gesellschaft eigentlich nur aus Kunstliebenden und Kunsttreibenden bestand, — auch die Philosophen und Kritiker bekannten sich unabwieslich zu einer dieser Classen, —

so kam eben immer, wenn man zusammen war, die Rede auf die Kunst.

Der Maler machte manchmal einen Gedanken, den die Andern abstrakt ausgesprochen hatten, zu einem Bilde und gab ihm eine Gestalt, und zwar nicht bloß durch sein Skizzenbuch, sondern er selbst stellte ihn durch irgend eine Nummerei oder durch plastischen Ausdruck dar. So war man auch durch seine Anregung auf eine eigene Art mimischer Darstellungen verfallen, die zwar dem höchsten Kunstsinne nicht immer genügen mochten, aber der augenblicklichen künstlerischen Auffassungsgabe des Einzelnen einen großen Spielraum darboten. Es waren dies nemlich extemporierte Scenen, da man sich irgend eine beliebige Thatsache aus der Geschichte oder Mythologie zum Vorwurf nahm. Nur ein solches Beispiel hier.

Man war bei Schärtel's versammelt. Das Gespräch kam auf Homer und dessen Helden Achilleus. Seine Jugend besonders war Gegenstand der Unterhaltung, und man dachte sich den Kontrast gar schön, wie der junge Held an Lykomedes Hofe in den Mädchenkleidern neben den Gespielinneu sich mußte ausgenommen haben. Man hatte den Gegenstand wieder verlassen und war auf andere Gespräche übergegangen, als Robert, sich im Kreise umschauend, bemerkte, daß dieser kleiner geworden war. „Wo ist denn meine Frau?“ fragte er.

„Sie ist mit Madelaine hinausgegangen,“ war die Antwort. Als man näher forschte, wurde auch der Maler vermist, und da Robert suchend hinausging, ließ ihm Elisabeth in die Hände, einen Pack Kleider tragend.

„Eben kommst du recht! du kluger Herr solst heute noch Ulysses sein! Komm, komm, die Kleider sind schon parat.“

„Was habt ihr denn vor?“ fragte dieser, in das Zimmer folgend, aus dem er aber in ein drittes verwiesen wurde, wo eine närrische Erscheinung seiner harrte. Der Maler stand da in halb aufgeschürztem griechischem Frauengewand, die Arme nackt, mit einigen Spangen geziert. Madelaine war eben beschäftigt, unter seinen Haaren noch einen Kranz von braunen Locken anzuheften, um die ein Goldreif gelegt wurde. —

Doch wir verfügen uns zur Gesellschaft und warten, bis die Thüre des Nebenzimmers aufgeht, und der Blick in ein ziemlich griechisch ausgestattetes Gemach sich öffnet. Da standen im Hintergrunde einige Büsten, eine Tapete war aufgespannt, ein Jagdstück vorstellend, und davor saß, der Gesellschaft fast den Rücken lehrend, stehend, eine schöne Erscheinung in griechischem langem Unterkleide, über das ein Gewand geworfen war. Man erkannte in ihr Madelaine. Im Vorgrunde stand ein kleines Tischchen, auf dem ebenfalls Stidgeräthe lag. Daran saß eine andere Griechin, die gerade das Profil den Zuschauern zuwandte und eifrig einen Riel Wam wand, den die große, oben beschriebene Figur in Mädchenkleidern hielt. „Bist du überdrüssig, Pyrrha?“ fragte die Windende, in der wir Elisabet erkennen. „Ich eile, um dich nicht böse zu machen.“

„Du nicht, Deidamia, mach nur fort,“ erwiderte Pyrrha; „stich du mir doch die herrliche Pallas Athene gepanzert!“ „Wann wirst du fertig?“

„Laß mich doch erst anfangen; du bist allzu ungeduldig!“

Der Anaul war abgewunden; Pyrrha wandte sich zur andern Stidenden und betrachtete von der Seite ihre Arbeit. Dann nahm sie aus einem Koden eine Spindel und warf sie als Speer in den Hals des gestickten Rehes, in dem dieselbe tief stecken blieb. Die Stiderin fuhr auf. „Ha, mein Reh verwundet! Wart, wenn Diana einst daneben steht, sie wird ihr Thierchen rächen!“

„Du hättest sie sollen zuerst sticken,“ sagte Pyrrha lachend, „damit sie das Thierchen hätte schützen können! Du mußt die Göttin aber auch mächtig machen, daß man Respekt vor ihr hat.“

„So, du zweifelst, daß Diana mächtig sei?“ —

„Von deiner Hand.“

„Ha! du sollst meine Hand fühlen!“ Damit ergriff sie den Spinnroden, streckte ihn mit beiden Händen vor sich hin und drang mit der Spitze auf Pyrrha ein. Die sitzende Deidamia sprang auf.

„Elektra, hüte dich vor Pyrrha! Vergiffst du den Heldenarm, dem nichts widersteht?“

Pyrrha aber nahm lächelnd das Ende des Spinnrodens in die Hand und trieb die mit aller Macht Widerstrebende vor sich im Zimmer hin, daß sie rücklings niedergeworfen ward. Darauf wandte sich Pyrrha ruhig zum Tischchen und ergriff einen Griffel, mit dem sie Figuren zog. Dann sagte sie erklärend zu der andern Stidenden, die sich ebenfalls wieder gesetzt hatte: „Sieh, Deidamia, hier ist Meer und hier ein Strom und hier sind Mauern, große, hohe, so sah ich's heute im Traum. Nun kommt

ich daher mit vielen Ungeheuern, ich rufe laut, und auf einmal sprien die Ungeheuer Menschen aus, die gegen die Mauer stürmen. Ich aber stürze mich in's Wasser, um früher noch zum Ziele zu gelangen; ein Gott aber wüthet gegen mich, schäumt hoch die Wellen, will mich nicht durchlassen. Ich stürme, rase, haue um mich, und von jedem Hiebe ist's, als würde der Strom höher und röthter. Ich glaubte zu versinken. Doch plötzlich stand ich wieder im Trocknen und rase nun fürchterlich brüllend gegen die Mauern an; — vom eigenen Brüllen erwachte ich. War das nicht ein schöner Traum?"

„Ein Bär,“ sagte Elektra, doch leiser, aus Furcht vor der Gewaltigen.

„Aber, Pyrrha,“ fragte Deidamia, „warum träumst du doch immer von solchen Dingen? Ich habe Angst vor dir! Nie willst du Freude haben an unsern Tänzgen, an unsern Spielen und Arbeiten! Du träumst nur von Schlachten, von Schwertern und Schildern.“

„O nein, ich träume auch von dir. Erst neulich träumte mir, du stehst am Ufer, und ich werfe dir vom Wasser einen Knaben in die Arme.“

„Einen Knaben?“

„Ja, ich weiß selbst nicht, wie das war, ich selbst (an sich niederschend) kam mir ganz anders vor, als ich bin.“

Eine Dienerin trat ein und meldete, daß ein Handelsmann draußen stehe, um den Fürstinnen seine Waaren anzubieten.

„Er soll nur kommen!“ rief Elektra, die sich indessen wieder still an ihre Stiderei gesetzt hatte, fröhlich aufspringend.

Robert mit dem klugen Gesicht des Ulysses trat ein, musterte mit schnellem Blicke die Frauen, und blieb dann mit großem Wohlgefallen an der Gestalt der Pyrrha hängen. Man leerte den Tisch im Vorgrund, und der Handelsmann breitete Schmuck und Kleider vor den Frauen aus, sie mit großer Geschwätzigkeit anbietend. Diese kauften, nur Pyrrha stand theilnahmslos dabei.

„Will diese hohe Jungfrau denn gar nichts kaufen?“

„Nichts von all deinen Fetzen!“ rief diese.

„Nun, nun, ich habe noch andere Sachen, hier! Gefällt dir vielleicht so etwas? Amazonenkleidung, oder blankte Waffen?“ Und er brachte unter den Gewändern verschiedene Waffenstücke zum Vorschein.

„Na!“ rief Pyrrha plötzlich elektrisirt; „Waffen, Waffen! Sieh', Deidamia, Waffen! Hier ist Geld!“ und sie warf dem Handelsmann ihren vollen Beutel hin. „Na, nun bin ich reich!“

„Aber was willst du denn damit anfangen?“ fragte Elektra fast ängstlich.

„Was? Mit dir Krieg führen,“ lachte Pyrrha und war eifrig bemüht, die Waffen umzuschlagen, wobei ihr Ulysses sehr dienstfertig Hülfe leistete.

„Ach, das wäre doch Schade,“ sagte dieser, „wenn ein so herrlicher Held, wie ihr nun seid, nur mit schönen Frauen Krieg führte. Da gäbe es doch wahrhaftig andere Feinde zu besiegen!“

„Ja wohl! Andere Feinde!“ rief der Held im Selbstgeiste, mit Entzücken seine Waffen schwingend. „Ich will sie suchen! Gibt's keine Räuber, keine Ungeheuer mehr, wie Herakles und Theseus sie bezwungen haben? Sage

mir, o Mann, wo muß ich hingehn, um große Thaten thun zu können? Meine Mutter hat mich hierher gebracht — zu unwürdiger Beschäftigung, zu tochter, feiger Ruhe: ich weiß nicht warum, mir sagt das Leben nicht zu. O, ich möchte Thaten thun — Thaten, die bis zum Himmel reichen, von denen man in spätester Zeit noch erzählen würde!“

„Ja, du großer, werdender Held! Das ist auch deine Bestimmung!“ rief der Handelsmann mit Begeisterung aus. „Thaten wirst du thun, um die die Götter dich beneiden. Ja, Götter werden stolz darauf sein, mit dir streiten zu dürfen. Kennst du den großen Kampf vor Ilion, wo alle Helden und streitbaren Männer aus Hellas versammelt sind? den Kampf, der seinen Anlaß nahm, als deine Mutter mit deinem Vater Hochzeit machte?“

„Wie nahm er dort den Anlaß? Sprich, o Mann!“

„Nun, dort waren alle Götter und Göttinnen versammelt und brachten als Hochzeitgabe deinem Vater Pferde, Waffen, die den unüberwindlich machen, der damit bekleidet ist; Waffen, die deiner warten, viel herrlicher, als ich dir bringen kann. Nur Eris war nicht geladen, und der Apfel, den sie unter die erhabene Versammlung warf; — er ist Schuld an dem entbrannten Kampfe vor Ilion. Dort ruht man dich, dort seht man sich nach dir, denn so lautet des Orakels Spruch: nicht wird Ilion erobert, vergebens ist euer Kämpfen, wenn nicht der Herrlichste der Sterblichen am Kampfe Theil nimmt. Und dieser Herrlichste bist du! — O Achilleus, Held! Noch lange, ehe du geboren warst, verkündete das Orakel: deiner Mutter Sohn solle größer werden

als sein Vater; — und nur weil deine Mutter ängstlich, in übertriebener Zärtlichkeit dich bewahren und von dem Kampfe fern halten wollte, entzog sie dich dem Vater, steckte dich in diese Kleider und kannte dich an Lykomedes Hof. Doch nun ist's Zeit, o Held, daß du dies unwürdige, unthätige Leben fliehst und deiner Bestimmung entgegenreisest."

Mit weit offenen Augen, in außerordentlich schöner, halb vorgebeugter Stellung hatte Achilleus diese Rede gehört. Die Frauen standen zaghaft bei Seite, den Blick unverrückt auf den gerichtet, der ihnen bisher so bekannt gewesen, auf einmal so fremd geworden war.

"Ja!" rief nun Achilleus, plötzlich aufspringend, „du reishest mir die Binde von den Augen! Das ganze Geheimniß meines Lebens liegt nun erschlossen vor mir. Dazu ward mein Arm so stark, mein Sinn so löwenkühn, weil Heldenleben und Heldenruhm meine Bestimmung ist. Ja, ihr Götter, ihr Unsterblichen! ihr sollt sehen, daß es Menschen giebt, die auch unsterblich sind, Menschen, die vor keinem Hinderniß erbeben, die unbesiegbar selbst den Kampf mit euch nicht scheuen! Die stürmen können wie ein Wetter, und Alles niederschmettern, wenn sie zürnen, — die Ein Lebensziel nur haben, und das ist Ruhm, um das ihr Götter selbst sie wohl beneidet. O, ich eile — eile meiner Bestimmung entgegen. Doch — — geh' ich allein, oder werden Andere mir folgen? Kennst du mich nicht zu meinem Vater führen, Mann? Kennst du meinen Vater?"

„Ob ich ihn kenne? den weisen Peleus kenne, den mächtigen, den berechten? den hohen König der Myrmi-

donen? O, komm, ich will dich zu ihm führen, will ihm zeigen den verlorenen Sohn, will dir helfen, ihn zu beschwören, daß er dir Schiffe ausrüste, seine Mannen zum Geleite gebe, daß er dich wappne zu dem gewaltigen Kampfe, der dir unsterblichen Ruhm bereiten soll!"

"Ja, Mann, komm, laß uns gehn! Doch sage, wer bist du selbst?"

"Wer ich bin, das thut jetzt nichts zur Sache; du wirst es später schon erfahren."

Achilleus, zurücklaufend: "Deidamia, leb' wohl!"

Deidamia: "O, Pyrrha, du gehst? Du bist ein Held? Dein Name ist nun Achilleus? Ach, nun wird mir Alles klar!" (die Hand an die Stirne legend:) "Alles — Alles!"

"Ja, Deidamia, sieh', nun haß' ich diese Aeider; so schön sie dich kleiden, so häßlich komm ich selbst mir vor. Ich seh' dich wieder! Einst wenn Lorbeeren meine Stirne kränzen, dann sucht Achilleus Deidamia wieder him." —

Man fand solche aus dem Stegreif aufgegriffene Vorstellungen gar artig, bewunderte vor Allem den Maler, der die Seele dieser Darstellung gewesen war, und war auch geneigt, etwaige kleine historische Unrichtigkeiten zu vergeben, weil sie dieser Darstellung nicht nur nicht geschadet hatten, sondern im Gegentheil nothwendig gewesen

Darüber, ob Achill wirklich sein Geschlecht nicht gewußt habe, stritten die Männer sich lange hin und her. Wenn es Grund hätte, was einige Schriftsteller behaupten daß Deidamia, nicht Iphigenie die Mutter des

Neoptolemos sein soll," sagte der Literat, „dann müßte die Sache freilich anders gefaßt werden.“

„Ja, aber dann würde sie sich nicht so zur Darstellung für meine Deidamia geeignet haben," meinte Robert lächelnd. „Mag es sich mit der Geschichte verhalten, wie es will, der Maler hat mit seinem Sinn für seine Darstellung das Rechte gefunden. Und daß seine Pfeile scharf sind, haben wir auch gesehen. Er traf das Recht im Halse.“

„Im Halse?" sagte Eberhard; — „fünf Zoll tiefer, im Herzen! Ich hab's gesehen. Ich wollte Jeremias sein, wenn ich nicht die Substanz wäre. Ich hab's gesehen!"

„Was hast du gesehen?"

„Ein blutiges Recht," sagte Eberhard.

„Und ich einen Narren," versetzte Robert.

„Herr Doctor!" sagte Eberhard, „wenn die Philosophie mythologisch wird, muß die Narrheit historisch werden.“

Und die Substanz, der Philosophie den Rücken wendend, setzte sich, wie sie es gerne that, in ihren Winkel und schaute in die fröhliche Gesellschaft. Man konnte kaum sehen, ob sie ernsthaft war oder lächelte.

Zwanzigstes Capitel.

Die sich gewöhnlich zusammenfindende Gesellschaft verabredete eines Tags eine Lustpartie nach den Bergen. Es war etwas über drei Wochen nach Ankunft der Sängerin. Man wollte eine schöne, vier Stunden entfernte Tropfsteinhöhle und ein von einem Prinzen ganz neu im mittelalterlichen Styl wieder aufgetrautes, herrlich auf hohem Fels gelegenes Schloß mit entzückender Aussicht besuchen.

Robert hatte seiner Elisabeth schon lange diesen Ausflug versprochen. Die Sehnsucht nach dem Anblick dieser Berge hatte sich eigentlich seit früher Jugend in ihrer Seele festgesetzt. Der erste Roman, den sie gelesen hatte, war: Hauff's Lichtenstein gewesen, und diese Höhle und dieses Schloß, die man besuchen wollte, hatten viel Aehnlichkeit mit jenen im Lichtenstein geschauten. Auch — das wir es aus gesehen, obgleich wir die Namen nicht über die Feder bringen können, — die Stadt, in der Elisabeth geboren, die Stadt, in der sie gelebt, in der sie ihren Robert kennen gelernt hatte, die Stadt, in die sie ihm nachgezogen war, — diese lieben Städte alle ließen sich mit den dort beschriebenen vergleichen. Für alle dort Geborenen ist Hauff's Lichtenstein eine liebliche Quelle theurer Erinnerungen und vaterländischer Sympathieen;

ja wir können weiter gehn und behaupten: so weit die deutsche Zunge klingt, werden alle funfzehnjährigen Knaben und Mädchen auch in künftigen Zeiten und andern Gauen des deutschen Landes immer mit dem gleichen Entzücken Hauff's Lichtenstein lesen. Und weil das, was uns in der Jugend lieb war, auch das ganze Leben hindurch uns lieb bleibt, so mag auch der Vereifrtere und Höhergebildete doch immer noch mit freundlichem Lächeln sich dieser ersten Jugendträume und Jugendsympathieen erinnern und wünschen, solche Punkte zu besuchen, wo man sich so lebhaft in seine Jugendträume zurückversetzen kann. Kennen wir doch ein Institut in Viesland, wo Hauff's Lichtenstein immer von Neuem im eigentlichen Sinne des Worts zerlesen wird, denn er muß alle paar Jahre förmlich erneuert werden; — und ein Doctor reiste von da nach Württemberg, nur um die Orte zu besuchen, die dieses Buch beschreibt. O rührende Naivität!

Die Würtemberger unter der Gesellschaft rühmten sich gegen die Andern solcher lieben Stätten und des genaueren Antheils, den nur Landesfinder sich zueignen dürften; die Andern aber stritten hartnäckig dagegen, ja unser Vaterland könne sich ebenfalls einen guten Antheil an den Sympathieen dieses Buchs zuschreiben, wenn er nur sich deren nicht schäme. Man drang in ihn, diese dankbare Rede zu erklären, und er sagte endlich zögernd mit lächelndem Munde: „Georg Sturmseder war ein fränkischer Edelmann, und wenn er nicht so gar gutmüthig albern wäre, so würde ich mir's zur Ehre schämen, ihn als meinen Landsmann anzuerkennen.“

„Bist du auch ein fränkischer Edelmann?“ fragte Eberhard —

„Wenigstens ein Franke, wie du weißt,“ sagte dieser leichtthin.

„Und woher? Warum bist du so schweigsam über deine Vergangenheit und Herkunft?“

„Weil sie nichts zur Sache thut. Sie ist unbedeutend, meine Vergangenheit und Herkunft.“ — Weitere Fragen wies er ab, immer die Versicherung der Unbedeutendheit wiederholend.

Man debattirte, wie man sich bei der Fahrt theilen wollte. Die Sängerin hatte einen artigen Phaeton; sie lud Elisabeth zu sich ein; Robert aber wünschte, mit seiner Gattin zu fahren, der Literat ebenfalls mit der seinigen, was die Frauen als Liebesbeweise ihrer Eheberren nicht ungütig aufnahmen. Robert miethte einen geßerten Wagen und sprach den Wunsch aus, Eannchen auch mitzunehmen. Die Andern empörten sich zwar wider diesen Vorschlag; Robert aber blieb dabei unter dem Vorwand der Verbindlichkeit gegen ihre Mutter; wir aber glauben, der Hauptgrund war, weil er sich Spaß von ihr versprach. Als weiteren Gast lud er Madelaine ein, die sich aber nicht geneigt zeigte, an der Partie Theil zu nehmen. Der Professor bat inständig, sie ließ es aber, mit seinem Lächeln zweifelhaft, ob sie sich noch entschloße. Ohne ihre bestimmte Zusicherung wollte auch der Professor nicht zusagen, ließ sich endlich aber doch überreden, der vierte Gast in Robert's Chaise zu sein. Der Maler, Falstaff und Schwäberlein wollten Pferde nehmen.

„Was fangt ihr denn aber mit mir an?“ fragte Eberhard in weinerlichem Tone. Man rieth ihm, zu reiten.

„Nein, das ist zu beschwerlich, und — das Pferd könnte mit mir durchgehn.“

„Du könntest einen Esel wählen,“ sagte Robert ernsthaft.

„Ja, der könnte stehn bleiben!“

„Dann ist's eben recht, dann bleibt er bei dir!“

„Aber ich komme nicht weiter!“

„Armer Esel, du! Nicht weiter zu kommen, wenn der Esel stehn bleibt!“ — So nimm eine Chaise und einen Kutscher, dann darfst du dich um nichts kümmern,“ sagte der Literat.

„Dagegen gibt es noch mehr Gründe. Mein Gewissen erlaubt mir nicht, so viele Kräfte, wie die Füße der Pferde und die Hände des Kutschers in Bewegung zu setzen um keiner andern Ursache willen, als um dieses kurze Ich zu einem zwecklosen Zweck 5 Stunden weit in's Gebirge zu tragen. Die Arbeit der Pferdefüße bringt den Magen der armen Thiere in eine ganz übertriebene Reibung. Diese Reibung macht eine vermehrte Portion Speise nothwendig; diese Speise nöthigt die Zähne der armen Thiere zu größerem Kraftaufwand; sie könnten also eher ausfallen, und da man das Alter dieser Magen, wie bei den Frauen, nach den Zähnen beurtheilt, so bin ich schuld, daß die guten Thiere früher alt und werthlos werden. Und mit dem Kutscher wäre es noch weit schlimmer. Diesen müßte ich mir aufladen, um keines andern Zwecks willen, als daß ich der Chaise aufgeladen werde. Ich muß geistig die ganze Bagage tragen, muß einstehn mit

meiner Garantie, mit Essen und Trinken für so viele Mäuler, und warum? damit ich kleine Person mit meinen zwei Beinen, zwei Händen und einem einzigen Magen — —

„Und ohne Kopf,“ rief Robert dazwischen —

„— leblich auf das Gebirge getragen werde.“

„Narr!“ rief Robert wieder, „du darfst nur deinen Geist nicht an die Mägen hängen, dann fährst du leicht davon. Bezahle deine Thaler und schere dich um nichts, dann wird mit deinembeutel auch dein Kopf ganz leicht; oder noch besser, nimm noch eine Partie Freiwilliges mit in den Kasten, dann wird die Fuhr schwerer und die Mühe immer mehr der Mühe werth.“

„Ich will mich noch besinnen, wie diese schwere Angelegenheit sich mit der leichtesten Grazie ausführen läßt.“

Am andern Morgen, halb fünf Uhr, als die Gesellschaft sich zusammensand, — es schien ein herrlicher Tag werden zu wollen, — ließ Eberhard sagen, man dürfe nicht auf ihn warten; es habe sich eine fliegende Gelegenheit für ihn gefunden, und er werde vielleicht von den Bergen oder von den Wolken des Himmels her sie begrüßen.

Alle Gemüther waren heiter gestimmt, diese Nachricht erhöhte noch die Fröhlichkeit; man begab sich mit der Hoffnung auf einen schönen Tag auf die Fahrt. Nur der Professor wollte nicht fröhlich werden. Er äußerte sogar gegen Robert, wenn er gewiß wüßte, daß Madelaine nicht käme, er würde noch zurückbleiben.

„Du darfst ruhig sein,“ sagte Robert; „ich glaube gewiß, daß sie kommt. Auf welche Art, weiß ich freilich nicht. Nur soviel weiß ich, daß sie das Gegentheil von

Freund Eberhard ist, daß sie sich nirgends leidend verhalten will, an keinem Vergnügen Freude hat, das sie nicht der eignen That verdankt, und so erwarte ich auch heute, sie werde irgend einen großartigen Geniestreich ausführen."

"Man weiß ja längst," erwiderte der Professor lächelnd, "daß du den Pinsel immer bid in die Farbe tauchst, wenn du Madelaine malen willst."

"Ich male sie gar nicht, sie malt sich selber," sagte der Doctor gleichgültig.

"Zuwiefern?" fragte der Professor gereizt.

"Nun, sie scheint sich ihrer großen Eigenschaften ziemlich deutlich bewußt."

"Also erkennst du doch an, daß sie große Eigenschaften hat?" bemerkte Jener lächelnd.

"Gewiß! wer wollte ihr das streitig machen! Nur das klare Bewußtsein derselben und das Ueberschreiten der von der Natur gezeichneten Grenze — diese zwei Punkte erschweren mir die unbedingte Anerkennung."

"Wie wunderbar!" rief der Professor; "sich darüber aufzuhalten, in der Zeit, die eben eine Zeit des Bewußtseins, des Selbstbewußtseins, eine Zeit der Ueberschreitung der von der Convenienz gezeichneten Grenzen ist! Und wer hält sich darüber auf? Ein Mann, bei dem eben dieses Selbstbewußtsein in höchst möglichem Grade hervortritt! Aber hier bewährt es sich wieder recht, daß man seine eignen Eigenschaften in einem Andern unliebenswürdig findet, daß man den Splitter in des Bruders Auge sieht, den Balken im eignen, aber nicht gewahr wird."

„Du hättest ganz Recht,“ entgegnete Robert lachend, „wenn nur der Brucker Pöfen anhätte. Du bedenkst ja gar nicht, daß mir als einem Manne das zusteht und naturgemäß ist, was bei einem Weibe naturwidrig ist.“

„Der Geist steht über der Natur,“ sagte der Professor, wünschte aber zugleich, daß dies Gespräch abgebrochen würde.

Da man frühe aufgestanden war, so waren die Lebensgeister der Reisenden an sich schon frischer, was sich durch die Morgenluft im Freien noch erhöhte. Aus Aller Augen leuchtete Lebensfreude, — ein Gefühl, wie es nur die Jugend in solcher Reinheit aufzuweisen hat. Die Reiter galoppirten zwischen den Wagen hin und her. Falstaff's große Figur nahm sich auf dem Pferde majestätisch aus; aber der Maler, den ein Theil der Gesellschaft zum ersten Mal zu Pferde sah, zeigte eine Reitergewandtheit, die man hinter seinem Metier nicht gesucht hätte. „Der Junge excellirt in allen Künsten,“ sagte Robert; „wie er das Pferd meisterhaft zwingt, herumwirft! Es ist wie zusammengewachsen mit seinen Schenkeln!“ Er konnte nicht satt werden, ihn zu bewundern, zu rühmen.

„Du hast eine überschwengliche Vorliebe für den Maler,“ sagte der Professor. — „Sind Sie nicht eifersüchtig auf ihn, schöne Frau?“

„Doch!“ erwiderte Elisabeth, „ich fürchte am Ende noch in den Hintergrund gedrängt zu werden von all den herrlichen Eigenschaften, die er an ihm findet.“

„Ach, daß ich doch Elisabeth eifersüchtig machen könnte!“ rief Robert lustig. „Mit den Frauen konnt' ich's noch nie versuchen. Es war keine schön genug, um dem Betrug

in ihren eigenen Augen einigen Nachdruck geben zu können, und doch mücht' ich sie eifersüchtig sehen!"

"Ach Robert! du bist übermüthig," sagte Elisabeth, und ein ernster Ausdruck zog über ihr Gesicht.

"Nein, heute darfst du mir nicht ernsthaft aussehen, sonst mache ich gleich aus dem Scherze Ernst, und verliebe mich hier in die schlafende Schöne," — Sannchen war in ihrer Ecke eingeschlafen, — „um dich aus dem Ernste heraus in die Verzeiſlung zu treiben."

Elisabet mußte unwillkürlich lachen. Keiner dachte, daß oft ein tiefer Sinn hinter dem nichtslegendsten, oberflächlichsten Scherze liegt.

Ungefähr zwei ein halb Stunden hatte man sich von der Stadt entfernt. Das Gebirge, dem man sich immer mehr näherte, lag, die Spitzen im Morgenstrahl glänzend, als eine herrliche Kette mit vielen Zaden und Einschnitten vor dem Auge. Die Frauen besonders, denen der Anblick neu war, fanden immer wieder irgend eine Schönheit zu bewundern, die vorzüglich in der eigenthümlichen Morgenbeleuchtung lag; denn dunkle Schlagschatten in den Thälern und hellglänzende Lichtpartien auf den Bergen schienen Zusammenhängendes zu trennen und Getrenntes zu verbinden. — Man bog um eine Ecke, die sich an einen kleinen Berg anlehnte, der die Aussicht auf das Gebirge eine gute Strecke verhüllte, und die angespannten Schnerven traten in ein behagliches Gleichgewicht zurück; auch der Wagen schob sich auf dem saften Berg an ziehenden Wege langsam fort. Bald oben angekommen, hatte man ein kleines Gehölz zu passieren. Ein Geräusch weckte die Aufmerksamkeit der rückwärts stehenden Männer.

und der Reiter, und als sie sich nach demselben umschauten, prallten Alle zurück mit einem Ausruf des Erstaunens und der Freude: „Madelaine!“ scholl es von den Lippen des Professors, „ah!“ von den Lippen der Andern. Auf dem flüchtigsten weißen Renner, der mit einer kostbaren Decke belegt war, in einem dunkelgrünen, eng anschließenden Gewande, mit fliegenden Federn, den Strohhut an ihrem Arme, flog Madelaine, ohne die Gesellschaft zu bemerken oder bemerken zu wollen, an ihr vorüber; ihr Gesicht war geradeaus gerichtet, den Wolken oder Bergen zu, denen sie entgegen eilte. Die Gestalt war etwas vorwärts gebeugt in sicherster Haltung, und kein Blick, nur eine gewisse Schallheit in ihrem Antlitz verrath, daß sie das Bewußtsein hatte, in diesem Augenblick an Bekannten vorüberzuraschen, von Bekannten bewundert zu werden. Was aber die Sache vollends abenteuerlich machte, war der Umstand, daß sie auf ihrem fliegenden Pferde in Sturzwort etwas nach sich zog, und dieses Etwas war — Herrab: Eberhard auf einem Esel, der wirkliche Bodspinnung machte, um seiner Leiterin nachzukommen. Der Reiter und die Pferde waren etwas aufgeschreckt durch den Lärm der Reisenden sowohl, als durch das fliegende Bistbist, und in stillem Trab folgten sie nach, die Reiter aber galoppirten mit Windeschnelle vorwärts. Bertram hatte sie schon eingeholt, — da löste sich auf einmal das Band, das den Esel mit dem Pferde verknüpfte; das Pferd flog weiter, der Esel machte noch einen Satz, warf seinen Reiter ab und blieb, dann geduldig neben ihm stehen. Das weiße Pferd mit seiner grünen Heldin flog wie ein Strahl über das Blachfeld hin, und die vertugte

Gesellschaft wäre, als sie verschwunden war, vollkommen im Zweifel geblieben, ob das Alles nicht ein Blendwerk der Sinne gewesen, wenn nicht die Gestalt des am Boden liegenden ehrlichen Eberhard sie überzeugt hätte, daß es Wahrheit, und von seiner Seite wenigstens nicht vorbedachter Spas gewesen war. Er lag unbeweglich, und als man herzusprang, fand man seine Stirne blutend und die Augen geschlossen. Einige derbe Blüthe entwischten den Männern als Zeichen des Schmerzes und der Theilnahme; nur der Professor hatte träumerisch mit glänzenden Augen den glänzenden Strahl auf dem Blachfeld verfolgt, und als er endlich, durch den Tumult der Andern zu sich selbst gekommen, seinen Blick auf Eberhard wandte, sagte er verwundert: „Ach, ich glaube gar, er hat sich Schaden zugefügt.“

„Er nicht, aber die grimme Heldin,“ rief der Doctor aufgebracht. „Das sollte wohl ein genialer Spas sein! Augenblicklich Niechsläschen oder Wasser her! Ihr Frauen habt ihr nichts?“

Eberhard schlug aber die Augen von selbst wieder auf. Ein starkes Nasenbluten löste die augenblickliche Betäubung, und er schäpste sich glücklich, seiner Gesellschaft in so guter Gesellschaft losgeworden zu sein. Man richtete sich nun um Eberhard. Selbst die Sängern und die Gatte wollten sich zusammen schmiegen, um ihn in ihren kleinen Wagen setzen zu können.

„Nein,“ sagte Robert; — „Hörst du, du kannst dich jetzt auf den Esel setzen und deiner Geliebten nachjagen. Mit dir läuft er ohne Zweifel, die Begeisterung treibt ihn vorwärts.“ Der Professor hatte aber keine Lust, E

sah mit Sehnsucht nach dem Pferde des Malers, das ihm tauglicher schien zum „Nachjagen.“ Er konnte nicht begreifen, daß dieser es nicht versucht hatte, da es ihm doch so gut möglich gewesen wäre. „Man kann sich schon zusammenschmiegen, sagte er, man steckt Sannchen in die Mitte. Komm Eberhard!“

„Was sollen wir aber mit dem Grauchen anfangen?“ fragte Robert.

„Das bindet man hinten an, bis es auf die Berge geht, dann kann eine der Damen dasselbe benützen.“ —
Gesagt, gethan.

Sannchen hatte mit großer Neugier dem Allen zugehört und erbat sich, auf dem Esel den Berg hinauf reiten zu dürfen, was ihr Robert um so lieber zugestand, da sie eigentlich mit ihm zusammen erst ein schönes Ganze ausmache. Er versprach ihr, sie auf dem Esel festbinden zu wollen, weil der Sattel nicht für sie eingerichtet sei. — Eberhard fand sich sehr behaglich in dem Wagen. „Seht, sagte er philosophirend, was das für eine schöne Sache ist, sich ziehen zu lassen und nicht selbst ziehen zu wollen, lieber selbst zu fallen, als Andre zum Fall zu bringen.“ Nun war auf einmal euer Aller Mittheilungsgewillig, ihr euch um mein liebenswürdiges Ich, während ihr vorher meintet, der Platz reiche nicht für mich. Was ich nun schön geborgen bin! Ja, ja! die wahre Lebensphilosophie ist Thatlosigkeit, Kraft- und Sachtlosigkeit, dann wird uns immer Kraft und Saft wo andersher mitgetheilt, und wir kommen weiter durch das Nichtsthun, als andere durch ihr Thun.“

„Ei, Madelaine kam doch weiter als du mit ihrem Thun, ihrem Sast und ihrer Kraft,“ sagte Robert; „sie ist jetzt schon bald auf den Bergen.“

„Was nützt ihr's, wenn sie allein dort ist,“ erwiderte Eberhard.

„Ha! die herrliche!“ rief Fischmann, auf einmal wie elektrisirt; „daß ich sie doch noch einmal so vorbeifliegen sehen könnte! Der Wagen fährt aber auch unerträglich langsam!“ — Er stand vorgebeugt, jeden Augenblick zum Sprung bereit. Seine Augen flogen, wie sein Herz in die Ferne. Aber — „der feurige Bewunderer muß sich nun schon zufrieden geben,“ sagte Robert, und suchte den Freund wieder auf den Sitz zu ziehen. „Das muß man übrigens gestehen, Madelaine ist eine Meisterin im Reiten, eine Heldin.“

„Ha, eine Göttin!“ rief Fischmann in entzücktem innerem Anschauen verloren, indem er sich auf seinen Sitz langsam wieder niederließ; „ihr Geist umfaßt alle Zeiten und alle Höhen und alle Tiefen. Ihre Grazie ist jeder Gestalt fähig: antik, sobald sie will, modern ihrem innerstem Wesen nach.“

„Auch romantisch, wenn man das Gemüth nicht als Erforderniß betrachtet,“ sagte Robert lächelnd, wandte sich aber dann, weil er dies Gespräch nicht fortsetzen wollte, zu Sannchen: „Höre Sannchen, was ist das, wenn man alle Zeiten umfaßt?“

„O, das weiß ich gut,“ sagte Sannchen; „die Zeiten findet man in den Zeitungen und im Kalender. Hat man nun einen großen Vaden solcher Zeitungen und Kalender beisammen, dann hat man alle Zeiten. Neulich trug ich

meiner Mutter einen großen Theil davon auf den Speicher, so viel ich fassen konnte, da hab' ich doch gewiß alle Zeiten umfaßt."

"Gut geantwortet, wie es meiner weisen Cousine würdig ist," sagte Robert, den Bart streichend.

"Es ist aber nichts Schönes um so eine alte Zeitung; sie ist schmutzig, daß man sie nicht anrühren mag. Ich wollte neulich Nase in ein Blatt wickeln, mir edelte aber, und ich hat die Mutter um eine neue Zeit."*)

"Haßt Recht, die alten wirft man weg. Ich will dir aber nun auch sagen, wie die Zeit gemacht wird," fuhr Robert gegen Sannchen mit wichtiger Miene fort.

"Der Kalendermacher druckt die Tage zum Voraus schwarz oder roth und gibt dann dem lieben Gott im Himmel ein Exemplar, schön gedruckt auf weißem Atlas, und der alte Herr schaut dann alle Morgen im Kalender, ob er muß einen schwarzen oder rothen Tag schicken. Du weißt ja, die schwarzen sind die Werktage, und die rothen die Sonntage."

"Hi," rief Sannchen, da will ich doch einmal dem Kalendermann einen Besuch machen und ihn bitten, er solle doch lauter rothe Tage machen. Die schwarzen sind gar nicht hübsch."

"Aber der heutige ist doch gewiß ein rother Tag," rief Robert aufstehend. "Seht die goldene Sonne höher und höher kommend, ein wahrer Schöpfungstag! Sieh doch, Elisabeth, die dunkeln Gründe dort und die schroffen Berge. Wie die scharfen Ranten im Lichte hervortreten!"

*) Sannchen war gewöhnt, die Zeitungen abgekürzt immer mit „Zit.“ zu nennen.

„Ach, ich sehe längst,“ sagte Elisabeth; „daß ich's doch gleich malen könnte!“

Der Watte schaute in ihre großen strahlenden Augen, in ihr vom Morgenduft geröthetes schönes Angesicht, und sagte leise: „Aber mein Weib ist doch noch schöner als die Berge.“

Eben bog man um die Ecke und fuhr in das enge Gebirgsthäl ein. Die Reiter waren gerade neben dem Wagen. Fischmann riß den Schlag auf und bat Bertram, doch mit ihm wechseln zu wollen. Er wünschte sich Sturmesflügel, es gehe unerträglich langsam.

„Ach wie erwünscht,“ rief der Andere; „das Reiten ist gar nicht angenehm, ich habe Sie längst beneidet um Ihren guten Platz im Wagen.“

Die Beiden tauschten, und der Philosoph sagte wie der Sturmwind davon und die Höhe hinan, soweit er dem Auge noch sichtbar war.

„Ach, das arme Pferd,“ sagte Elisabeth.

„O,“ meinte Robert, „wenn das Pferd genug hat, wird es von selbst wissen, was thun. Der Held hat so keine Sporen.“

Der Maler war wirklich ein angenehmerer Gesellschafter, als der Professor, der nur mit sich und seinen Träumen beschäftigt gewesen war. Sein schönes Gesicht war heute voll Leben. Die Wangen durch den morgendlichen Ritt frisch gefärbt, das Glanz der Gegenwart und die Hoffnung auf den schönen Tag leuchtete aus seinen Augen, und er war unermüdlich in Verpfehlung alles Schönen aus seiner jüngsten Vergangenheit. Man sprach vorzüglich von schönen Gegenden Deutschlands, Tyrols

und der Schweiz. Auch das südliche Frankreich hatte Vertram gesehen.

„Ach, wie ist doch das Reisen so schön!“ rief Elisabeth; „ich wär's sehr wohl zufrieden, wenn es nur so fortginge hinaus in die große Welt. Ich möchte eigentlich alle Winkeln der Welt durchsuchen, alle Höhen, alle Gründe, und wo es mir ganz besonders gefiele, möchte ich bleiben kürzer oder länger.“

„Was? eine Landstreicherin werden? Sachte, sachte!“ sagte Robert. „Und wo bliebe denn die liebe Heimat mit den Plätzchen allen? Der Theetisch, das Fenster, die Nische, die heimischen Bequemlichkeiten? Nicht wahr, das fände man alles in den Wirthshäusern?“

„Wirthshäuser? — o weh an diese hab' ich nicht gedacht, und fliegen können wir auch nicht.“

„O doch, mit den Eisenbahnen!“

„Wie sieht es aber dann mit allen Höhen und Tiefen, mit allen den heimlichen Gründen aus?“ rief Vertram. „Die Eisenbahnen tödten vollends alle Romantik des Reisens. Ich liebe sie nicht.“

„Doch, doch!“ sagte Schwäberlein, der mit den Klammern neben dem Wagen herging, um zu Fuß den Berg hinaufzuklettern; „ich bewundere die Eisenbahnen, ich verehere sie doch, sie sind die Gottheit des Jahrhunderts.“

„Gottheit!“ rief Elisabeth unwillig.

„O Herbarth, aber!“ sagte: „Ich werde dir morgen ein schönes Abbild deiner Gottheit zusenden, du kannst ihm dann täglich deine Anbetung darbringen.“

Elisabet bat den Maler, ihr von den Gegenden, deren er heute erwähnt, kleine Skizzen zu entwerfen, damit sie eine bessere Vorstellung davon bekäme, oder, wenn er solche besäße, ihr mitzutheilen. Er war sehr bereitwillig, versprach ihr, Einiges, was er mit größerem Fleiß ausgeführt habe, kommen zu lassen, und war der Meinung, sie würde sich vielleicht versucht fühlen, Einiges zu kopiren, so gut werde es ihr gefallen.

Elisabet schüttelte den Kopf und behauptete, sie hätte zu wenig Zeit zum Malen.

„Ist es denn wahr,“ fragte der Maler, nicht ganz ohne Bitterkeit, „daß es den Damen, wenn sie einmal verheirathet sind, nicht mehr möglich ist, ihren Liebhabereien nachzugehen, ihre Talente zu ihrem eigenen Vergnügen und Anderer Freude auszubilden?“

„Wenn sie eben gewichtigeren Pflichten hindernd in den Weg treten würden, so soll man sie bei Seite setzen, und wenn man auch damit dem süßesten Genuß entsagen müßte.“

„Nein, nein, das ist nur Grille, nur übertriebene Gewissenhaftigkeit, oder, — Hartnäckigkeit, ja Unfeindlichkeit! Sie wissen, daß das auch Andere glücklich machen würde, wenn Sie den Pinsel in die Hände nähmen, und Sie wollen eben durchaus auch die unschuldigste Freude Niemand gönnen. Der Himmel weiß, aus welcher sonderbaren Gründen.“

„Sie sind wirklich ungerecht,“ sagte Elisabeth erregt; „ich unterlasse es nur um Robert's willen; denn ich weiß, daß, sowie ich mich in diese mir so theure Kunst

vertiefe, ich manches andere Nothwendige dann bei Seite setze, und das verträgt sich nicht mit meinem Gewissen."

"Ach, dann werfen Sie es auf mein Gewissen, ich will's verantworten! Man ist doch wahrlich," fuhr er fast leidenschaftlich fort, "nicht nur auf der Welt, um sich in seinen Pflichten herumzutreiben und sich durch diese abheben zu lassen, alles Schöne darum bei Seite zu setzen. Das Schöne legt uns auch Pflichten auf, hat auch Rechte an uns, und wir versündigen uns, wenn wir die Talente, die Gott in unsere Seele gelegt hat, vernachlässigen. Fragen Sie nur Ihren Philosophen einmal recht ernstlich darüber, er wird mir Recht geben."

Man war oben auf der Wiese angekommen, die über dem Eingang der Tropfsteinhöhle hinzieht. Hier versammelt sich alljährlich eine große Menschenmenge am Pfingstmontag, um die Beleuchtung der Höhle zu schauen. In einer kleinen Entfernung durch's Gebüsch sah man Madelaine auf einem Felsen stehen, den Professor zu ihren Füßen saßen. Nach einer Weile traten sie herzu. Madelaine begrüßte die Gesellschaft mit der ihr eigenthümlichen zuversichtlichen Grazie. Man dankte ihr für die Ueber-
raschung und den herrlichen Anblick dieses Morgens, was sie mit Zufriedenheit aufnahm; und sie zeigte sich so liebenswürdig, daß selbst Elisabeth, der es sonst nie ganz wohl in ihrer Nähe war, mit ihr ausgesöhnt wurde. Man lagerte sich in einiger Entfernung von der Höhle auf einem Vorsprunge des Felsens, der freie Aussicht in das wundervolle Gebirgsthäl zu den Füßen gewährt. Eberhard trug geschäftig Erfrischungen herbei, die Elisabeth ein-

gepakt hatte. Die ganze Gesellschaft hatte guten Appetit bekommen, und bei Befriedigung desselben kam ein großes Behagen über sie.

Robert war in seinem Elemente. Sein Gesicht hatte den fröhlichsten Ausdruck angenommen; der seine Schinken, die Braten und der treffliche Wein mundeten ihm, wie noch nie in seinem Leben. Er machte seiner Gattin leise manche Schmeichelei über ihre Kochkunst, was diese mit hausfräulicher Würde sehr gnädig hinnahm. Den Damen hatte sie Backwerk bereitet, das aber auch von den Herren nicht verschmäht wurde, und manches Bismort über die Süßigkeiten und Piquanterieen des Lebens fiel herüber und hinüber. Die Substanz legte den Schwerpunkt menschlicher Glückseligkeit unbedingt in den Gaumen, was man an seiner Stelle sehr natürlich fand, weil er als Substanz nur das Substanzielle lieben könne, und als Neutrum nur Essen und Trinken für Substanzielles erkennen könne. Er jedoch behauptete, die Andern wollten's nur nicht Wort haben; ihre behaglichen Gesichter strafen sie aber Lügen. Von einer Seite rief er damit einen Sturm gegen sich hervor. Der Literat behauptete, ganz frei von Essen und Trinken zu sein, d. h. vom Gelüste darnach und von der Sklaverei darin. Falstaff jedoch war der Ueberzeugung, daß derjenige ein Tropf sei, der es so weit gebracht habe, daß er sich nicht mehr gelüsten lasse und dem Gelüste dann im Genuß zum Frieden verhelfe. Ein solcher Mensch habe gar keinen Genuß mehr; er sei nicht werth, daß er noch auf der schönen Welt sei, man sollte ihm die Zunge ausschneiden und die Zähne einschlagen.

Der Literat sagte mit einem stitlichen Schauder: „Wenn das Spaß sein soll, so könnte man höchstens in einer Diebshöhle darüber lachen.“

Robert hielt die bedächtige Mitte und wollte das herrliche „Ebensowohl, als auch“ in vollem Maße geltend gemacht wissen.

Sannchen gab den Ausschlag. Sie sagte: „Wenn ich nichts zu essen habe, so bin ich ganz unglücklich, darum straft mich Mama immer mit dem Hunger, und wenn ich dann wieder zu essen bekomme, bin ich wie im Himmel.“

„Darum,“ sagte Robert aufstehend, „werden dich auch im Himmel als Lohn deiner guten Aufführung und herrlichen Thaten lauter Torten und Pasteten erwarten. Freust du dich darauf?“

„Ja, gewiß!“

„Sieh, Sannchen,“ sagte Robert weiter, „dort drüben auf der andern Seite des Gebirges, auf jener letzten Höhe geht der Himmel bis auf die Berge herunter; wenn du dort wärst, könntest du vollends ganz bequem hincinspazieren.“

„Ich mag aber nicht,“ sagte Sannchen; „ich habe ja hieft auch Torten und Pasteten und jezt ganz genug gegessen.“

„Dast auch Recht,“ erwiderte Robert.

Der Maler und Elisabeth hatten längst ihre Portefeuilles herausgenommen und das schöne Thal zu ihren Füßen und die gegenüber steil empor starrenden Felsen eifrig gezeichnet. Robert beugte sich über seine Gattin und bewunderte ihre Fertigkeit. „Wahrhaftig, es ist schade, daß du nicht mehr zeichnest,“ sagte er. —

„Das wußte ich längst,“ fiel der Maler schnell und eifrig ein, „und eben diesen Morgen haben wir uns deshalb gestritten. Madame meinte, zu wenig Zeit zu haben; die Sorgen der Haushaltung und die Wünsche ihres Vatten gingen ihren Liebhabereien vor. Aber nun,“ wandte er sich an Elisabet, „kann ich Ihnen beweisen, daß die Wünsche Robert's eben auf die höhere künstlerische Ausbildung ihres Talentes hinielen.“

Elisabet schaute ernst zu Boden. Der Vatte sagte lachend: „Nun, Elisabet, du wirst ja doch mein Mittagessen nicht darob vergessen? Es ist löblich, das Eine zu thun und das Andere nicht zu lassen.“ — Er bat nun aufzubrechen, weil es Zeit sei, in die Höhle zu gehn. Jetzt gewahrte man erst, daß Madelaine und Fischmann wieder verschwunden waren.

„Es ist gewiß abermals auf irgend eine Ueberraschung abgesehen,“ sagte Robert.

Man holte die Mäntel und bereitete sich zum Hinabsteigen. Die Herren nahmen jeder eine Fackel, — nur der Maler nicht, der behauptete, die Wirkung der phantastischen Beleuchtung durch die Fackeln der Andern ginge ihm verloren, wenn er selbst eine solche nähme. Einige Bauern, ebenfalls mit Fackeln, gingen voran. Sannchen weigerte sich, mit hineinzugehn, weil da unten die Hölle sei.

„Was doch Sannchen Flug ist,“ bemerkte Robert. „Sie geht weder in den Himmel, noch in die Hölle! Sie hält als ein feines Weltkind und eine getreue Erdbürgerin die richtige Mitte.“

„Wie mein Herr Gemahl,“ sagte Elisabet.

„Nicht eigentlich! Ich habe die Reise nach Himmel und Hölle schon gemacht, und eigentlich ist mein fester Sitz im Himmel.“

„Hört, hört!“ rief Elisabeth. Da man aber beim Hinabsteigen Achtung geben mußte, so wurde ihre Aufmerksamkeit auf die Treppen gerichtet, und sie sagte, sich an ihres Vaters Arm hängend: „Sei mir wenigstens nun ein getreuer Begleiter durch die Hölle; der Himmelsbürger wird mich ohne Zweifel recht führen.“

„Ohne Zweifel! Vertraue ihm nur immer!“

Einundzwanzigstes Capitel.

Die Tropfsteinhöhle, in die man eintrat, nachdem man etwa sechszig Stufen hinabgestiegen war, bestand aus vielen Kammern und Gewölben, und die Beleuchtung durch die Fackeln zeigte groteske Gebilde aller Art, die sich die Phantasie auf die mannigfachste Weise schon geedeutet hat. Es erregt immer einen eigenthümlichen Schauer, sich in solchen Tiefen zu finden, fern von der schönen Sonne, fern von der gewohnten Welt in der kalten, feuchten Luft, und durch Elisabeth's Seele, die für solche Einbrüche so empfänglich war, zog ein eigenes Gefühl der Beklemmung, während die Andern in Bewunderung der Pracht und Majestät dieser unterirdischen Hallen sich ergossen. Die Männer hielten sich bei den einzelnen Tropfsteinbildungen auf und suchten den Frauen dieselben zu deuten. Sie wurden aber unterbrochen durch die vollen Klänge einer Männerstimme, die aus der nächsten Seitenkammer jenseits des Wassers hervortönte. Sie näherten sich, um zu hören, und vernahmen das Lieb, in das der Dichter den armen verbannten Herzog seine Klage ausströmen läßt. Die Wirkung war eine hinreißende. Alle hatten sich still verhalten; als aber der Gesang schwieg, drangen Einige über das Wasser hinaus, den beschwerlichen Weg

zu der Stelle, woher sie den Gesang vernommen hatten. Doch war Niemand sichtbar, und mit Kopfschütteln kamen sie zurück. An dem Engpaß, der nach einem weiteren Gewölbe führte und durch das Wasser, das zur Seite floss, gefährlich wurde, stand Eberhard mit ausgebreiteten Armen, als ob er den Weg versperren wollte. Robert sagte zu Elisabeth: „Hörst du den Styr zu deinen Füßen murmeln? Gleich wird Charen kommen, um dich aufzusehen an das Gestade, da keine Rückkehr ist.“ Und während dessen murmelte Eberhard wie mit Geisterlauten:

„Ich bin der Weg in's wehevolle Thal,
Ich bin der Weg zu den verschloss'nen Seelen,
Ich bin der Weg zur Stadt der ew'gen Qual.

Mich schuf der Meister aus gerechtem Triebe;
Ich bin der Weg der göttlichen Gewalt,
Der höchsten Weisheit und der ew'gen Liebe.

Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden,
Als Ew'ges nur und ewig wahr' auch ich.
Ihr, die ihr eingeht, laßt die Hoffnung schwinden!“

Elisabet sagte ein eigenthümliches Grauen, und sie wollte nicht vorwärts, Robert aber zog sie lachend nach, und man passirte die Stelle. Da sich der Weg immer wieder verengerte und erweiterte, auch verschiedene Kammern zum Vorschein kamen, so hielt man sich immer von Neuem auf. Robert wendete sich mit seiner Fadel hierhin, dahin, und Elisabeth, in tiefe Gedanken verloren, lehnte sich an einen Felsen. „Ach, nicht umsonst,“ sprach sie zu sich selbst, „denkt man sich den Aufenthalt der Unseligen in einer tiefen Kluft. Welch schreckliches Gefühl, in solchen

Tiefen allein zu sein, allein, verlassen von Gott und Menschen, — allein mit einer Schuld im Gewissen, die nicht mehr hinweggenommen, nicht mehr ausgelöscht werden kann! Wie schrecklich! Und doch — es kann und muß einen solchen Aufenthalt der unseligen Geister geben; die ewige Gerechtigkeit muß ja das Böse bestrafen, muß diejenigen züchtigen, die Gott verachtet haben und keine Buße gethan. Ja, Robert geht leichter über das Alles hinweg," sagte sie leise vor sich hin. „Er sucht das Göttliche immer im Menschlichen, und die Verlehrtheiten, die in Schuld stürzen, sind ihm oft ein Gegenstand des Spases. Er — doch, wo ist er? Ha! fortgelaufen und hat mich allein gelassen! Hu, wie graut mir! Robert! Robert!" rief sie und tappte umher, um bei dem schwächsten Widerschein der Fackeln, den die Felsen ihr noch entgegenwarfen, vorwärts zu kommen. Aber mit Todesangst hörte sie das Wasser zu ihren Füßen plätschern, und wagte keinen Schritt weiter zu thun. Da fühlte sie eine warme Hand, die ihre Hand an ein hochklopfendes Herz zog; eine Stimme sagte leise: „Elisabet darf sich nicht fürchten, sie ist nicht allein." — „Wer ist das?" rief sie, und die widerstreitendsten Gefühle durchzuckten ihre Brust. „Ist es nicht Robert?" Sie wollte sich losmachen, konnte aber nicht.

„Mein Herr! wer Sie auch seien, rufen Sie nach Fackeln! ich verlange zur Gesellschaft!"

„Ich trage dich auf meinen Armen, aber — nur einen Augenblick noch — Elisabet — hier ist der Himmel in der Hölle." Sie wollte rufen; ein Kuß verschloß ihre Lippen. Eine unbeschreibliche Verwirrung kam über sie. Sie wußte nicht, ob sie träume oder wache; endlich

machte sie sich los und rief mit erstickter Stimme: „Wer du auch seist, ich hasse dich! Weg, weg von mir!“

„Nun könnte ich sterben,“ sagte die Stimme, und eben als ein stärkerer Lichtstrahl die Wände erhellte und in nächster Nähe eine Stimme erscholl, hörte sie das Wasser hoch aufplätschern. Es war ihr, als sähe sie eine dunkle Gestalt versinken. Das Licht kam hinter der Felsenecke hervor. Es war einer der Bauern mit seiner Fackel; Elisabeth, am ganzen Leibe zitternd, rief ihm zu, er solle eilen, es müsse etwas hier im Wasser versunken sein, sie wisse nicht, ob ein Mensch oder sonst etwas. Der Mann sah sie selbst zuerst verwundert an und suchte dann im Wasser, so weit sein Stod reichte. Aber er fand nichts, sagte jedoch, das Wasser sei hier tief, er wolle eine Stange holen. Elisabeth war wieder an ihren Felsen gesunken, und eine Fluth von Thränen strömte aus ihren Augen. Eberhard kam mit einer Fackel und sagte der Weinenden, man suche sie. Diese schaute ihn an. Auf ihr Gesicht trat eine hohe Röthe. „Wo ist Robert? warum hat er mich verlassen?“ rief sie.

„Er wird etwa gedacht haben — entweder an andere Dinge, oder Sie könnten jetzt den Hölleweg selbst finden, nachdem der Styr überschritten war.“

Elisabet schaute immer auf das Wasser. „Sagen Sie mir, sind Alle beisammen?“ fragte sie mit ängstlichem Tone.

„Ja, Alle,“ war die Antwort.

„Fehlt Keiner der Unsern?“

„Keiner. Warum?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie ansetzend. „Zu-
war, als stürze ein Mensch in dies Wasser.“

„Ein Mensch? Ach, das wird ein Stein gewesen
sein. Hier hat sich etwas abgelöst. Kommen Sie, kom-
men Sie!“

Er wollte sie eben fortziehen, als Robert, seine Gattin
suchend, herbeikam. Sie stürzte sich in seine Arme und
barg ihr Angesicht still weinend an seine Brust. Er zog
sie tröstend mit sich fort und führte die Ueberraschte in
eine Halle, die, durch eine einzige Fackel spärlich erhellt,
ein abenteuerliches Aussehen hatte. Gewaltige Tropf-
steingebilde starrten empor wie Giganten, die auf einmal
noch greller hervortraten. Es fuhren nemlich an den
Wänden blasser Flämmchen auf, und als der Raum von
denselben genugsam erhellt war, erhob sich gespensterhaft
eine Gestalt auf einem Vorsprunge in grauem Nebel-
gewande. Sie berührte mit dem Stabe eine andere
schlafende Gestalt und sagte in tiefem, dumpfem Tone:
„Erwache, Königin, erwache! wir haben lange genug ge-
schlafen!“

Die zweite Gestalt erhob sich langsam. Man er-
kannte in beiden bald den Professor und Madelaine.
Diese schob das Haar aus dem blassen Angesicht und
sah um sich: „Wo bin ich? Ha! Noch hier, noch hier?
Immer noch Königin der Nacht? Diese dunklen Gewölbe
sind noch nicht gesprengt? Der Styr, der unersättliche, ist
noch nicht ausgetrodnet? Ha, Pluto! warum hast du mich
geweckt? Du Unerbittlicher! du gönnst mir nicht einmal
den süßen Schlaf? Auch träumend soll ich nicht kehlen,
was du in Wirklichkeit mir ewig hast versagt? O! wenn

dem Herz je der Empfindung fähig wäre, wenn das starre Eis um deinen Busen schmelzen könnte, so wollt' ich dir erzählen, was mir hat geträumt, — von dir, Pluto, hat geträumt."

"Von mir, Proserpina? und glaubst du wirklich, daß kein Gefühl in meinem Busen wohnt? Haß du vergessen jene Stunde, da ich, Proserpina, zum ersten Mal dich sah? Ha! wie thaut von der Erinnerung das Herz mir auf! Dort, dort im goldenen Sonnenlicht — wie war's doch? (und Pluto strich über seine Stirne) war's wirklich an Sicilien's Strande? Mir dünkt, das Meer, das um dich wogte, war starr, schneeweiß, die Wellen aufwärts stehend. Doch höher nur hob sich auf solchem Grunde deine Schönheit."

"Ha! starrer Eisesmann!" rief Proserpina bitter lächelnd, „ist die Erinnerung dir selbst versteinet? Sicilien's Blumenstrand soll Eisgefilde sein?! — Und wie war's sonst? War ich allein? Hatte ich Wespielen um mich?"

"Du warst allein, ganz, ganz allein!" rief Pluto; „ich habe sonst Niemand gesehen."

Proserpina wandte sich lächelnd nach ihrem Publikum: „Auch in der Hölle noch Betrug! War's auch nur Selbstbetrug! Wie? Ober kann der Höllenkönig schmeicheln?"

„Brim Styx! Es ist kein Betrug und keine Schmeichelei! Ich sah nur dich, ich liebte dich und habe nur dich zur Königin mir erwählt."

Proserpina: „Ja, leider, leider zur Höllenkönigin! Zur Königin über unglückselige Geister! Mein Reich ist Elend, und mein Scepter Schrecken. Ja, weil ich Königin

bin, weil göttlichen Geschlechtes, muß ich das Elend der Unglückseligen im eigenen Busen tragen, mitsühnend Aller Last, zerdrückt von Aller Wehe, — und kein Lichtstrahl dringt durch dieses mitternächtige Grauen. Du schrecklicher Tyrann! In deinem finsternen Antlitz — —"

Pluto: „Halt ein! Halt ein, Proserpina! Nie dachst ich mir dein Elend gar so groß. Ich glaubte dich zu frieden im Besitz der strengen, hohen Würde. — Doch gut, daß mit dem Augenblick, da ich's erfahre, dein Leiden auch geendet ist! — Schau um dich, Helde! — wo sind die Geister, die du so beklagtest? Wo ist Tantalus mit seiner Qual? wo Sisyphus? und wo der Danaiden lechzend Jammern?"

Proserpina: „Wo? Nicht hier? Nicht hier? Pluto, träumst ich, oder wach' ich?"

Pluto: „Du wachst und deine Unterthanen schlafen."

Proserpina: „Schlafen?! Seit wann? Seit wann? Wann werden sie erwachen?"

Pluto: „Nie mehr! Sie sind zur ewigen Ruhe eingegangen."

Proserpina: „Ha! ist das Weltenrad aus seiner Bahn gewichen? Sind Chronos ewige Gesetze umgestürzt? Wieht's fürder keinen Richter, keine Strafe für die Schuld? Wieht's keinen Ort der Büßung mehr? Sprich; sprich, o Pluto! Eine Welt von Fragen, von Zweifel, Angst und Hoffnung drängt sich mir im Busen! — Und warum sind wir Beide denn allein zurückgeblieben? Warum entfliehn wir nicht dem grausen Ort der Schrecken? Komm, komm, o Pluto! O, mein Traum wird Wahrheit! — Sieh', du und ich, wir wandelten in Hesperia's Gärten, — und du,

du warst nicht Pluto mehr, der Schreckliche; — dein Ange-
sicht, so ernst es war, es trug die Spuren lichten
Götterlebens, und ich, die nächtliche Königin, trug strah-
lendes Gewand. Zur Seite ging die Mutter — ach,
die Mutter! Und eben treten wir in den hohen Arcis, da
wackst du mich; — nun komm, wir wollen eilen — —"

"Eilen!" hallt das Echo nach.

Pluto: "Proserpina, du hast in tiefer Abnung die
Wahrheit wohl geträumt. Doch wisse: nicht unser ist die
Nacht, dem Hades zu entfliehen —"

Proserpina: "Nicht unser? Also sind wir elender,
als die armen Sterblichen? Sie durften schlafen gehn,
wir müssen bleiben?"

"Bleiben!" tönte das Echo.

Pluto: "Versteh' mich recht! Ich hätte dich auch
schlafen lassen, wenn dies dein Schicksal sollte sein. Pro-
serpina, schau um dich! Siehst du nicht Gestalten hier,
fremd, sonderbar in dieser nächtigen Tiefe?"

Proserpina: "Oa, Menschen, — Menschen! und mit
lichtem Glanz fast Göttern gleich! Wie deut' ich dies?"

Pluto: "Sie sind's, durch deren göttliche Gedanken
der Hades nun entvölkert ist. Empfange sie, Proserpina,
wie's deines Herzens würdig ist."

Proserpina: "Ach, nicht als Königin empfang' ich
euch; ihr seid mir Gottgesandte, ihr bringt mir Freiheit,
Leben, Licht und Wonne. Doch sagt vor Allem, wie ist's
euch gelungen, mein schrecklich Reich mir zu entvölkern?
Habt ihr vernichtet Schuld und Strafe? Habt ihr die
ewigen Geseze umgestoßen?" —

Robert schnell vortretend: „O, das verbüte Zeus, du edle Königin! Der Wahrheit goldener Grund, er steht ewig, und keine Macht der Zeiten stürzt ihn ein. Die ewigen Gesetze regeln der Götter wie der Menschen Leben, und wehe dem, der gegen sie verstößt! Sie sind in eines Jeden Brust geschrieben, darum wohnt der Richter auch in eines Jeden Brust. Verdammt zu sein von diesem Richter, das ist eben die Verdammniß; sie wird ihm folgen, wo er steht und wandelt, und eines weiteren Gerichtes bedarf es nicht. Die Todten sollen ruhen. — Weil er lebet, hat Sisyphus der Qualen genug erlitten, und Tantal's Pein ist ewig ohne Hölle. Was fallen muß, das ist der geheimnißvolle Grund, der keinen Sinn hat; auch darf ein fremd Gesetz von nun an nicht mehr gelten, das Reich der Willkür hab' fortan ein Ende. Daß du, o Königin, nur durch den Biß des Apfels wardst gehalten an diesem finstern Ort, das war doch Willkür; denn du speisest ja den Apfel sorglos ohne Ahnung der Gefahr —“

Proserpina: „Ha! brachtest du die Klage deshalb vor Jovis Thron?“

„Wenigstens, hohe Königin!“ fiel nun Eberhard ein, indem er hervortrat, „muß das Licht, das von der Erde in den Himmel hinaufgedrungen ist, den Vater Zeus veranlaßt haben, sein Unrecht gegen dich wieder gut zu machen; denn er sendet mich vom Himmel — ich bin nemlich Mercurius, und habe mich nur, um auf der Reise durch die Welt nicht erkannt zu werden, in diese schlechte Hülle gekleidet —“

Proserpina: „Mercurius du? von Zeus mir gesandt!
Ja! nun ist mein Glück gewiß, denn nie betrat der Fuß
der Seligen sonst diesen Ort der Qual —“

Eberhard: „Nun, Zeus sendet mich und gab mir
die Erlaubniß, einen Kerb mit Äpfeln, der aus der
Hesperiden Gärten zum Genuß beim Göttermahl bereit
steht, hier in die Hölle mitzunehmen. Von der Art, wie
du sie verwenden würdest, sagte Zeus lächelnd, würde es
abhängen, ob du an den Ort der Seligen zurückkehren
dürfst oder nicht.“

„Ja! nochmals eine Prüfung!“ sagte Proserpina
zurücktretend. „Doch was braucht's da Besinnens? Will-
kommen, schöne Äpfel! — euch sendet mir der Vater zum
Genuß! O Entzücken!“ (Sie nimmt einen Apfel und
will hineinbeißen; doch Pluto hält sie mit schneller Be-
wegung davon ab.)

Pluto: „Bist du auch ganz gewiß, Geliebte, daß
der Genuß des Apfels dich befreien wird? Vielleicht hat
Jupiter sie dir gesandt, um deine Enthaltbarkeit daran
zu prüfen oder deine Gäste zu bewirthen.“

Proserpina: „Gewiß, gewiß! Es sind ja deren noch
genug. Hier — nehmt, nehmt!“ (Und sie bot Allen im
Kreise an.)

„Vielleicht“ — meinte Pluto weiter — „ist dies
des Vaters Sinn, daß solche reine Geister, die der Weis-
heit tiefsten Grund gesunken und die Unseligen dadurch
zu ihrer Ruhe gebracht, nun auch stellvertretend durch den
Biß des Apfels dich erlösen sollten.“

Die Gesellschaft hatte während dessen in feierlich
ernster Stimmung die Äpfel zur Hand genommen. Pro-

Jerema wandte sich mit Enttäuschung an ihren Vatten.
„Was? stellvertretend! Hab' ich gesündigt durch den Biß
des Apfels, so soll ein zweiter Biß mich nun befreien!
Wißt und Gegengift! Die Frucht des Himmels hat mich
hier geseßelt, die Frucht des Himmels soll mich lösen auch:
das ist des Vaters Sinn.“

Und sie aß ihren Apfel mit allen Zeichen feierlichen
Entzückens. Die Gesellschaft that ein Gleiches und rief:
„Heil, Heil dir Königin! du bist unser! Du bist frei!“ —
„Unser! — frei!“ äßte die Hölle nach.
Und die Jodeln erloschen bis auf ein spärliches Licht.

Doch vorher müssen wir uns einen Augenblick nach
Elisabet umsehen. Sie hatte, das Haupt an ihres Vatten
Schulter gelegt, bis dieser vortrat, still und aufmerksam
die ganze Verhandlung mit angesehen. Als man ihr den
Apfel reichte und sie ihn eben zum Munde führen wollte,
fiel ihr Blick zufällig auf den Maler, der den seinigen
noch in der Hand hatte und eben ihrem Auge begegnete.
Ein Gedanke an Eva blühte durch ihre Seele. In diesem
Augenblick biß der Maler frisch in seinen Apfel und schien
sie zu beobachten, ob sie ein Gleiches thun würde. Sie
ließ den ihrigen fallen, hob ihn aber sogleich wieder auf
und steckte ihn in ihre Tasche!

Die Komödie war aus. Man schickte sich zur Rück-
kehr an, als eine Stimme von der Kanzel herab (so nennt
man einen vorspringenden Stein in der Höhle) predigte:
„Darum, meine Lieben, was ihr heute an dieser
heiligen Stätte gehört habt, das ist zusammenzufassen in
das Eine Wort: Verschmähe nie ein dargebotenes Glück!“

Du kannst nun deine Weisen fragen. Was man von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück."

"Hübsch artig in Kallstass'schem Sinne ausgelegt," sagte Robert. "Nimm nur herunter, du Prediger in der Wüste! Du bist nemlich der Antipode des Allen, und weil die Gegensätze sich berühren, so ist es auch dein Schicksal, wie das des allschrecklichen Johannes, daß dir dein Publikum davonläuft. Oder vielmehr es läuft mitten durch euch hindurch, oder von Einem zum Andern; denn heute fragt's nach Genuß, morgen nach Buße. Der Hölle wollen wir nun aber den Abschied geben; mich friert."

Elisabet fror auch.

Als man die letzte Wendung des Gewölbes erreicht hatte und an die Treppe kam, wollte kein Tageslicht sichtbar werden. Die Höhle hat nemlich starke Thüren und ist im Besitze eines Wächters. Auch die führenden Bauern befremdete die ganz verschlossene Thüre, die nun die ganze Gesellschaft in der Höhle zurückhielt, was anderen Besuchern doch noch nie widerfahren war. Man klopfte, schrie, — keine Antwort. "Nun, das gefällt mir," sagte der Professor, während Alles eine ängstliche Gruppe bildete und sich in dem schmalen Lichtstreif, der durch die Doppelthür einbrang, mit besorgten Blicken ansah. — "Da dürfen wir am Ende heute mit dem Apfelmis und begnügen und hübsch warten, bis man uns in der großen Welt vermißt und am Ende verhungert findet."

"Sollte etwa der Apfelmis die Thüre zugeschlossen haben?" fragte Eberhard Mercurius, sich den Kopf kratzend.

„Ach!“ sagte der Literat, „ich glaubte, die Komödie sei aus. Nun stehn wir auf einmal wieder vor den Räthseln des Vater Zeus.“

„Ach, Mercurius!“ sagte Robert, „streife doch die schlechte Puppe ab und bringe, ein geflügelter Vögel, unsere Noth vor Jovis Thron.“

Mercurius kragte sich abermals hinter den Ohren, — und die Männer lächelten unwillkürlich, während die Frauen in ihrem Mißmuth oder Verzagtheit in keinen Scherz mehr eingingen. Man postelte und stürmte nochmals gegen die Thüre, aber vergebens. Die Männer fingen an zu fluchen, die Frauen fingen fast an zu weinen. Da war's endlich, als hörte man von Außen eine Gegenbewegung und ein leises Richern. „Am Ende hat Sannchen die Thüre geschlossen!“ rief Robert, der der Spalte zunächst stand. „Ach, Sannchen die Pförtnerin des Himmelreichs! Petre, Petre, in welche Hände ist dein Schlüssel gerathen!“ rief er nun plötzlich wieder lustig, und bat dann die Pförtnerin, der Gesellschaft das Höllenthor jetzt gnädigst aufzuschließen und sie in ihren Himmel einlassen zu wollen. Sannchen aber war das nicht gemeint. „Die Aepfelstiche gehörten wohl in die Hölle!“ rief sie herein; sie habe es soeben wohl vernommen, wie man von ihren Aepfeln gesprochen. Mama habe ihr ein Körbchen voll mitgegeben, um sie der Gesellschaft anzubieten. Sie habe aber auch davon essen wollen und sie deshalb verweigert; als sie aber nach der Höllensfahrt der Gesellschaft sich nach ihren Aepfeln umgesehen, habe sie gefunden, daß dieselben auch mit zur Hölle gefahren seien.

„Na! welche großartige Aufklärung des wunderbaren Räthsels von den göttlichen Äpfeln!“ sagte Robert, und fuhr dann, im Kreise sich umschauend, fort: „Wie behagt's der beobachtbaren Gesellschaft, daß sie, des Diebstahls angeklagt, hinter verschlossenem Thor soll Rechenschaft geben vor einer Mägerin, die zugleich ihre Richterin ist, und sogleich auch Exequentin wurde? Und was für eine Mägerin! bei der der gesunde Menschenverstand im Wagen steht! O, tragische Verwicklung des Schicksals!“ rief er mit komischem Pathos aus.

„Aber wie ist hier zu helfen?“ fragten Einige halb mürrisch. „Bitte, bitte, mach auf, Sannchen! Du sollst wieder Apfel bekommen!“

„Ei, ihr habt sie ja gegessen!“ rief Sannchen herein.

„Na, der Biß, der Biß!“ rief Madelaine auf einmal lustig. „der hält uns also in der Hölle fest! Nun, das ist doch artig. Es hat doch Sinn, und weil wir denn eine gemeinsame Verschuldung tragen, so wollen wir auch mit einander leiden. Kommt, setzen wir uns auf diese Stufen, bis unsere gestrenge Richterin uns aus eigener Langenweile Gnade angedeihen läßt.“

„Ach, für so großmüthig hätte ich meine gestrenge Cousine nicht gehalten,“ sagte der verunglückte Mercurius mit ganz eigenthümlicher Demuth in Haltung und Gebärde. „Mein Gewissen nöthigt mich, zu bekennen, daß ich der Apfeldieb bin. Ich sah, wie Sannchen dieselben versteckte, und nahm sie eigentlich nur in der Absicht, diese zu ärgern; nachher im Pathos des Augenblicks erkannte ich die holde Gabe als Geschenk von Vater Zeus und fühlte mich als seinen Götterboten und — nicht mehr

als Dieb, sondern als den Gott der Liebe. Das war
großen Räthsels kurzer Aufschluß. Wie schmerzt mich's
nun, daß ich die Ursache eurer Leiden bin. Sannchen,
Fräulein, Schönste!" rief er zur Spalte hinaus, "neige
dein Ohr doch hierher! laß dich erweichen! nimm mich als
Sühnopfer für die Äpfel! Du kannst wählen: meine
Hand, oder mein Herz, oder meinen Magen. Ach Thiebe,
Thiebe, halbe Thiebe mein!"

"Haßt du einen Apfel?" fragte die Unerbittliche.

"Sannchen verlangt wie Eva nach dem Apfel," sagte
Robert.

"Einen Apfel, einen Apfel! Ein Königreich für einen
Apfel!" schrie Eberhard.

Elisabet sprang auf: "Ein Königreich — halt! Was
für ein Reich habt ihr denn zu verschenken?"

"Wir haben kein anderes, als das Hölle Reich," ver-
setzte Eberhard.

"Das mag ich nicht, mich verlangt nach Himmels-
lust und Himmelslicht; — Sannchen, ich habe meinen
Apfel nicht gegessen. Du sollst ihn haben, wenn du uns
aufmachst."

"Betrügst du mich nicht?" rief Sannchen.

"Nein doch, öfter!"

"Zeige ihn durch die Spalte, dann will ich dir
öffnen, oder nur dir."

"Nur mir und was ich um mich habe," sagte Eli-
sabet, ihren Robert an der Hand fassend.

Die Thüre ging auf und das liebe Tageslicht leuch-
tete der geblendeten Gesellschaft entgegen. Elisabet, den
Apfel vorhaltend, trat zuerst heraus. Sie hatte den

Watten, Robert einen Andern an der Hand, und so gingen die Damen und Herren, Philosophen, Kritiker, Künstler, Dichter, Heldinnen und Sängerinnen aus dem Gefängniß, welches das albernste und eigensinnigste Mädchen über sie verhängt hatte.

„Heute hat uns deine Gattin erlöst,“ sagte Eberhard zu Robert. „Das Princip der Stellvertretung ist erprobt.“

„Ja, ein solches laß ich mir gefallen,“ sagte dieser lachend.

Robert's Laune war heute unverwundlich. Selbst Samnchen war ganz gelinde weggekommen. Er sagte, während sie ihren Apfel verzehrte: „Guten Appetit! Mögest du auch die Erkenntniß mit essen.“

„Wollen wir nicht unserer Erlöserin unsern Dank bezeugen?“ sagte der Literat; „nur ihre Enthaltjamkeit hat uns befreit.“

Die Gesellschaft schloß einen Kreis um Elisabeth her, singend: „Du bist unsre Königin!“ Diese sagte lächelnd, man habe heute erfahren, daß die Hölle noch starke Pforten habe und auch die größten Geister gefangen halten könne.

„Aber wer hat sie zugeschlossen?“ fragte Robert.

Der Maler stand in der Entfernung an einen Baum gelehnt. Er war nicht in den Kreis getreten. Einige Minuten später kam Robert zu seiner Gattin, nahm sie bei Seite und sagte, sie küßend: „Es hat mich Einer heute schon den beneidenswertesten Menschen auf dem Erdboden genannt. Das wollt' ich dir geschwind sagen.“ Er wollte sich lachend wieder entfernen. Elisabeth aber

hielt ihn und sagte: Robert, es liegt etwas zwischen mir und dir, und das muß weg."

"Zwischen dir und mir? Daß ich nicht wüßte!"

Elisabet, ihr Angesicht an seinem Halse verbergend, eröffnete ihm ihr Abenteuer in der Höhle mit kurzen, schnellen Worten. Er war einen Augenblick stupig, fragte die Gattin, ob sie einen Verdacht habe, wer es könnte gewesen sein? — Sie antwortete nicht, hob das Angesicht nicht auf.

"Und du hast ihm gesagt, du haßest ihn, wenn er nicht Robert sei?" fragte er lächelnd weiter, hob das Köpfchen aufwärts und schaute ihr in die großen, tiefen Augen.

"Ja, gewiß, Robert."

"Bist du aber auch gewiß," fragte er auf einmal, "ob es nicht etwa ein nächtlicher Kobold war, so ein Höllengeist, oder ein Bergmännchen, oder Wassermann, der da unten seinen Aufenthalt hat, und von deiner Schönheit bezaubert wurde?"

"Ach geh, Robert!"

"Oder, Elisabet, ob es nicht gar dein Gatte war, der dich versuchen wollte?"

Elisabet stutzte; sie hatte Ursache zu zweifeln, ob er's gewesen sei; aber ein Etwas in ihr fand für gut, die Worte des Gatten, der sie prüfend anschaute, nicht in Zweifel zu ziehen.

"Jedenfalls," sagte er mit leichter Wendung, "ist die Sache nicht so bedeutend, daß du dir große Strapazen darüber zu machen hättest. Schlage sie dir lieber ganz aus dem Sinne. Du hast die Beruhigung, daß ich, dein

gestrenger Eheherr, der doch zuerst ein Wörtchen darein zu sprechen hätte, gar nichts daraus mache; denn daß man dich bewundert, finde ich natürlich, daß man einen Kuß von dir wünschen kann, erklärlich, und daß ein junges Blut das etwa auch einmal versuchen mag, macht es unserer Freundschaft noch nicht unwerth."

"Du bist liberal, Robert!"

"Nur billig. Komm Liebchen, zur Gesellschaft, und sei fröhlich!"

Elisabet bewunderte ihren Gatten. Ihr hätte die Sache schon tiefe Skrupel machen wollen; er hatte das, was ihn doch so nahe berührte, so edel aufgenommen, und ihm zugleich eine so feine und leichte Wendung gegeben, daß auch ihr wieder ganz leicht zu Muthe wurde. Sie nahm sich von ihm zu folgen und sich den ganzen Vorgang wo möglich aus dem Sinne zu schlagen, obgleich sie dem muthmaßlichen Thäter um seiner Kühnheit willen böse sein wollte.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Man fuhr nun nach dem eine halbe Stunde entfernten Schlosse. Dieses ist im gothischen Styl neu wieder aufgeführt, steht auf einem mehrere Fuß hohen, senkrechten Felsen, der aus einem fünf- bis sechshundert Fuß hohen Bergabhang emporsteht. Rechts vom Schlosse schließt sich das Thal, zu seinem Fuße einen Kessel bildend. Eine schöne Straße führt an der gegenüberliegenden, steilen Felswand aufwärts; tief unten, am Fuße des Schlosses, liegt ein Dorf, dessen Gassen und Häuser man in Vogelperspective unter sich hat. Man lagerte sich auf dem dem Schlosse gegenüberstehenden, gleich hohen und nur unmerklich aus der Hochebene hervorspringenden Felsen, und schickte Eberhard Mercurius als Gesandten in das Schloß, um die Erlaubniß auszuwirken, dasselbe von Innen in Augenschein nehmen zu dürfen. Die Rundvorräthe wurden wieder hervorgeholt und vollends verzehrt, worauf man sich anschiedte, von dem Felsen einige Duette und Quartette erschallen zu lassen, als die Blide der Gesellschaft auf einmal auf eine eigenthümliche Stene gelenkt wurden. Zehn Schritte von den Belagerten waren zwei Boxer gegen einander gerannt. Der eine war Siegwart Balstaff, der mit seiner gewichtigen Figur recht massenhaft

anrannte gegen seinen Gegner, der kein anderer war, als der leichte, gewandte Maler, dessen außerordentliche, seine Geselligkeit in diesem Kampfe in ein Licht trat, wie noch nie früher in den gewöhnlichen Bewegungen des alltäglichen Lebens. Die Gesellschaft schloß einen Kreis um die Kämpfer, und Robert, der für jede schöne Erscheinung in Ruhe oder Bewegung ein so besonders empfängliches Auge hatte, war ganz entzückt über die Scene, die sich seinen Blicken darbot. Mochte Siegwart gegen den Maler antreten, wie er wollte, ein augenblickliches Zurückschnellen des Letztern brachte mehrmals Jenen in Gefahr, von der eigenen Schwert, die das Gleichgewicht verlor, zu Boden geworfen zu werden, und während er bemüht war, wieder eine feste Stellung zu gewinnen, stieß der Maler mit aller Macht auf ihn, wobei die Bewegungen seines Oberkörpers sich ganz freizigten und im Nachgeben oder Vorstemmen eine Balance hielten, wie sie nur der höchsten Gewandtheit, verbunden mit dem glücklichsten Körperbau, möglich ist. Das Spiel der Hände, der Wirbel der geballten Fäuste war dabei bewundernswürdig. In unserm Robert regte sich fast ein kleiner Reiz, daß er, der sich doch auch einiger Gewandtheit in der Kunst, die Balance zu halten, rühmen zu dürfen glaubte, hier doch weit zurückstehn mußte. Er erinnerte sich aber, daß seine Balancirkunst auf dem ge-
rigen Gebiete desto größer sei, und daß er also dennoch dem Maler als gleichberechtigt sich an die Seite stellen dürfe. Ja, wie es großen Seelen eigen ist, er fühlte sich selbst erhoben, indem er dem Maler volle Gerechtig-
keit widerfahren ließ. Ein Blick auf seine Elisabeth zeigte

ihm, daß auch sie mit höchstem Interesse dem Kampfe folgte und mit Bewunderung an der Gestalt des Malers hing; er konnte dieses Interesse nicht besser adeln und die Gefährlichkeit desselben ableiten, als durch vollkommenes Anerkennen der glücklichen Begabung des Künstlers und Eingehn in die einzelnen Schönheiten derselben. So hatte denn Elisabeth später das Vergnügen, vollkommen in Begriffe gefaßt sich das wieder vorgeführt zu sehen, was ihr vorher ohne Begriffe gefallen hatte.

Auch die andern Herren und Damen verfolgten den Kampf mit höchstem Interesse. Es entwickelte sich nun aber eine sonderbare Scene. Siegwart war in einem gewaltigen Anprall mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf den Gegner gestoßen. Dieser schien fühlbar getroffen, hatte aber noch Weistesgegenwart genug, seinem Gegner einen solchen Faustschlag auf den edelsten Theil seines Wesens, den Bauch, zu versetzen, daß dieser taumelte und mit einem Schrei zu Boden fiel. Aber auch der Maler hielt sich nicht mehr, seine Hand zuckte gegen die Brust, wo er leise wimmernd einen Fleck bedeckt hielt. Die Männer sprangen herzu, ihm Hülfe zu leisten, und fanden, als sie das Hemd zurückschoben, einen an einer seidenen Schnur befestigten Siegelring, der tief in's Fleisch eingedrungen war. Man entfernte ihn von der Wunde und Einige wollten ihn verwundert eben betrachten, als der Maler denselben heftig an sich riß, wieder verbarg und das Hemde zusammenzog. Das war das Werk eines Augenblicks. Jeder machte sich seine Gedanken, alle aber vereinigten sich im Protest gegen die Verwahrlosung der Wunde, den der Maler aber nicht beachten zu wollen

schien, obgleich das Hemde von Blut bedeutend geröthet war. Elisabeth war ängstlich aufgereggt und zerschnitt, als Charpie verlangt wurde, in Ermangelung anderer Leinwand, hastig eine Serviette, die bei den Ueberbleibseln der Mahlzeit lag; Madelaine aber spottete ihrer Sorge und versicherte, daß ein so leichter Hautriß keine Folgen haben könne.

Sannchen benahm sich sehr theilnehmend gegen den Maler. Sie war während des Kampfes in großer Noth hin und her gelaufen und hatte einigemal den Kämpfenden zugerufen, sie sollten einander doch gehn lassen, was diese natürlich nicht achteten. „Du bist nicht geschiedt,“ sagte sie jetzt in ihrer vertraulichen Weise zu ihm, „daß du dich mit dem großen, plumpen Menschen herumgeschlagen hast. Was hast du nun davon? Nichts, als daß dir übel ist, und darfst noch froh sein, daß er dich nicht todt geschlagen hat. Warum mußtest denn gerade du, der Jüngste und Feinste, dich mit dem plumpen Mann prügeln? Oelt, es hat dir Keiner geholfen. Sie haben alle nur zugeschaut und Bravo gerufen.“

„Ich dachte, du würdest Freude daran haben, wenn ich mich prügelte,“ sagte der Maler, der noch im Grase am Felsen lag.

„Ich Freude? Das weißt du schlecht. Ich habe ein paar mal fast laut aufgeschrien und hätte dich gern weggerissen, wenn ich mich nicht vor den schrecklichen Häuften gefürchtet hätte. Hatte er dir denn etwas zu Leide gethan?“

„Nein, es war nur Spaß.“

„Ei! einen dümmern Spas hab' ich doch in meinem Leben nicht gesehn, sich halb todt zu schlagen im Spas! So lange ich lebe, hab' ich immer gehört, daß es Schläge nur dann giebt, wenn man böse war, wenn man gestraft wird. Aber sich prügeln zum Vergnügen, das ist die größte Albernheit, die es geben kann.“

„Ja, Sannchen!“ sagte Siegwart, der einen Theil ihrer Rede gehört hatte, „du bist eine große Philosophin und hältst deine Vorlesungen mitten aus der Wahrheit heraus. Du hast also die Genugthuung, daß du uns Beide mit einander bekämpft hast, während wir zwei mit einander nicht fertig geworden sind. Aber, mein süßes Liebchen!“ fuhr er, zum Maler gewendet, fort, „ich habe, seitdem du mir so gräuliche Püffe gegeben hast, eine wahre Affenliebe für dich gefaßt; ich komme mir vor wie ein Bär und möchte dich als Afflein auf dem Rücken tragen, wenn deine Beine nicht zu lang wären. Wird dich deine Hautwunde wohl umbringen? Was, zum Kukul, treibst du aber auch, einen Ring am Halse zu tragen? Ist's ein Amulett für den unschuldigen Kinderglauben, oder ein Andenken von einem Liebchen?“

„Eines oder keines, wie du willst! Komm, laß uns gehn! Die Gesellschaft rüstet sich zum Ausbruch in's Schloß.“

Siegwart aber ließ ihn nicht los, sondern fragte zärtlich: „Kindchen, was hat es für eine Bewandtniß mit dem Ring? Ich bin gar zu neugierig. Von einem Liebchen ist er nicht, Mädchen verschenken keine solche Ringe. — Ist er etwa ein Geschenk von einem vornehmen Herrn, den du durch ein schönes Gemälde dir verpflichtet hast? Darf ich ihn nicht näher sehn?“

„Nein, süßer Vengel,“ sagte der Maler gleich zärtlich, „aber woher er ist, kann ich dir wohl sagen. Er ist ein Andenken von meinem Vater.“

„So? von deinem Vater?“

„Ja, und mein Vater hatte ihn von seiner Großmutter.“

„So! und woher hatte ihn die Großmutter?“

„Wahrscheinlich gefunden!“

„Aber wer war denn eigentlich dein Vater?“

„Er war eigentlich — ein Mann.“

„Ei Narre! das merke ich an deinem Fleisch und Bein. Ich meine aber, weißt du Standes? Du hast mir noch nie davon erzählt.“

„Ja sieh! das ist so eine Sache; er stand auf der Liste der Vögel.“

„So! der Vögel? War er etwa ein loser Vogel?“

„Nein, die losen Vögel hatten ihn auf ihrer Liste.“

„Wollten sie ihn fressen?“

„Nein, sie fürchteten, er möchte sie fressen.“

„Ei!“ —

„Und nun,“ fuhr der Maler geheimnißvoll fort, „weil ich die losen Vögel liebe und sie nicht erschrecken will, sage ich ihnen nicht, daß ich meines Vaters Sohn bin.“

„Ach! man sollte glauben, du seiest eines großen Mannes Sohn!“

„Des größten und des kleinsten,“ sagte der Maler lachend. „Dir will ich's gestehn, wenn du's nicht weiter sagen willst: ich bin des Todes Sohn...“

„Des Todes?“

„Oelt, loser Vogel, du erschrickst!“

Eberhard hatte sich's viele Mühe kosten lassen, um vom Verwalter die Erlaubniß auszuwirken, das Schloß auch im Innern in Augenschein nehmen zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde gewöhnlich nicht gegeben ohne Karten, was die Gesellschaft nicht gewußt hatte. Aber die dringenden Bitten des kleinen Mercurius, eine ganze Gesellschaft, die aus lauter Notabilitäten bestche und zum Theil weit hergereist sei aus aller Welt Enden, doch nicht vergebens vor den Pforten des Schlosses warten und am Ende wieder unverrichteter Dinge abziehen zu lassen, — die Hindeutung darauf, daß es nie in der Absicht des fürstlichen Erbauers dieses Schlosses liegen könnte, all das Schöne, was er hier ausgeführt, auch den Kennern zu verschließen, die den Ruhm desselben weithin in die Welt tragen würden, — dies überwog endlich die Bedenklichkeit.

„Wenn es wirklich wahr ist, daß die hier außen wartenden Besucher Notabilitäten sind,“ sagte er mit einigem Respect, „so —“

„Ja gewiß! Sie dürfen sich darauf verlassen: große Geister, Dichter, Philosophen, Künstler und Künstlerinnen, deren Ruhm weithin in der Welt verbreitet ist.“

Der Verwalter entfernte sich und kam nach einiger Zeit wieder zum Vorschein, freundlich gewährend. „Ich werde Ihnen das Fremdenbuch vorlegen,“ sagte er; „es sollten aber die Siegel beige druckt werden.“

„Ob sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft ihre Siegel bei sich haben, das kann ich für den Augenblick selbst nicht sagen; doch das wird ja auch nicht absolut nothwendig sein.“ —

Zur Gesellschaft zurückkommend, erzählte er die Schwierigkeiten und rief schließlich: „Nun wappne sich nur Jeder mit einem großen Namen, dem der liebe Gott nicht von selbst einen solchen geschenkt hat. Ich gedenke den Schelling anzuprobiren; ich werde wohl groß genug für ihn sein!“ — Und damit erhob er sich auf die Zehen.

„Ja, du hast das Maß,“ sagte Robert, „und auch die Confusion im Innern.“

„Ob ich wohl den Hegel vorstelle?“ sagte Siegwart Falstaff, seinen Bart streichend.

„Dein Name wird fast zu dick sein,“ bemerkte der Literat; „ihr könnt thun, was ihr wollt; ich bleibe bei meinem Namen, er ist bekannt genug.“

„Ja, das will ich meinen!“ rief Schwäberlein; „auch meine künftige Größe wiegt gewiß so schwer, wie überlebte Größen der Vergangenheit; ich setze platt und deutsch meinen Namen hin.“

„Als schwäbisches Schwäberlein,“ sagte Robert lächelnd, „hast du Vergangenheit und Zukunft für dich!“

„Und ich,“ sagte die Sängerin, „könnte mich veranlaßt sehn, mit der That zu beweisen, daß ich eine Künstlerin bin.“

„Ich lasse mich als meines Mannes Frau einschreiben,“ sagte Elisabeth.

„Und ich bin stolz, noch meinen eigenen Namen zu führen,“ rief Madelaine.

Man ging über die Zugbrücke in den Hof und verweilte bei den Thorflügeln. Es waren allerlei Geräthschaften da, wie wenn man sich auf eine Reise vorbereitet, oder von einer Reise kommt. Auch einige Diener gingen

hin und wieder; doch sagte der Hausvogt nicht, daß Jemand da wäre, und vorher hatte man gehört, die Herrschaft des Schlosses käme in vierzehn Tagen. — Mit einer geweihten Stimmung, ja fast mit einem Schauer über die Strömung der Zeit, die eine schöne Vergangenheit hier so nahe mit der Gegenwart zusammenschmolz, betrat die Gesellschaft diese Hallen. Der Raum ist nur klein, aber sehr weise benützt; die Hallen hoch; die getäfelten Wände und gemalten Fenster bringen jenes Helldunkel hervor, das uns so heimlich mit dem Gefühl der Vergangenheit anweht; auch die altväterischen Möbel stören diesen Eindruck nicht, obgleich Alles, in seiner Art elegant, uns den Besitz in seiner reichsten Hülle vergegenwärtigt. Es ist außerordentlich ergreifend, aus diesen Fenstern in die Tiefe unter sich zu schauen; besonders der obere Stof und die Erker, in denen man sich, wie in freier Luft schwebend, über dem Abgrund fühlt, können einem bangen Gemüthe Grauen erregen. Elisabeth zog ihren Robert mehrmals zurück und bat ihn, sein Leben zu bedenken. Als aber gar der Maler sich rittlings auf eine Fensterbrüstung setzte und behaglich sein Portefeuille herausnahm, um zu zeichnen, ja, als er endlich mit einem Finger leicht einen Haltpunkt faßte, und den Körper mit seinem ganzen Gewicht weit hinausbeugte, da konnte Elisabeth sich nicht mehr halten. Ihr Herz klopfte hörbar; sie sagte ihm, er sei ein tollkühner Mensch, und als er nicht hören wollte, nahm sie seine Hand, ihre bittenden Augen standen voll Thränen. Er hatte sich ihr den ganzen Mittag ferne gehalten und murmelte jetzt: sie sei allzugnädig, daß sie ihn ihres Mitleids würdige. Sie

wandte sich ab, um nicht mehr zu hören. Schnell ging sie den Andern nach, die bereits voran auf den Thurm gegangen waren.

Ach hier diese Aussicht! Man hätte sich können einen Adler fühlen, schwebend über aller Welt!

Am Horizont im Süden glänzten weiße Punkte; die Reisenden überzeugten sich gern, daß es die bairischen Alpen seien.

Ja, es ist ein schöner Punkt und ein kühner Gedanke, ganz eines Prinzen würdig, hieher wieder ein solches Schloß zu setzen. Es überkam sie ein sonderbares Gefühl ungeheurer Einsamkeit, — Schmerz, Wehmuth mit Lust vermischt, an jener Stelle.

Man wußte, daß der Prinz nicht da wäre, daß er nur einen Theil des Jahres da zubringe; darum kam es der vom Thurm niedersteigenden Gesellschaft nicht in den Sinn, darüber zu reflectiren, als man den Maler mit einem sehr nobel aussehenden Herrn im Gespräch fand. Sie waren sehr vertieft. Der Fremde sprach eben von Italien, und nur Eberhard, der sich in eine Ecke stellte und die Beiden eine Weile beobachtete, sagte zu sich selbst, den Maler besonders fixirend: „Ja, Junge! ich merke immer deutlicher, zu welcher Klasse von Leuten du eigentlich gehörst.“

Der Fremde wandte sich, sprach einige Augenblicke recht artig mit den Andern; als er Frau Anna, die ehemalige Sängerin, gewahrte, ging er mit dem Ausdruck des Staunens und äußerster Zuvorkommenheit auf sie zu, hieß sie auf seinem Schlosse willkommen und gab sich damit der ganzen Gesellschaft als den Prinzen zu erkennen.

Sein Auge, das die ganze Gruppe musterte, schien auf einigen Gestalten mit freundlichem Ausdruck zu verweilen; er ließ sich dieselben einzeln durch den Maler vorstellen, und bat dann, sich seine Hallen auf einige Stunden zum Aufenthalt gefallen lassen zu wollen. Bediente brachten Erfrischungen. Der Prinz erzählte, daß er erst diesen Morgen angekommen sei, daß er den Vorkampf der beiden Herren von einem Fenster aus mit der Lougnette beobachtet und bewundert habe, und als sein Verwalter zu ihm gekommen sei, um für die Gäste die Erlaubniß des Eintritts zu erbitten, habe es bereits nicht mehr der Versicherung desselben bedurft, daß man hier „gute Gesellschaft“ vor sich hätte. Sein Auge streifte bei diesen Worten den Maler, der mit einem leicht vorüberfliegenden Lächeln sich verbeugte. Des Prinzen Verbindlichkeit gegen die Sängerin war sehr groß, ja, man könnte sagen, von Bewunderung getragen. Er rechne, sagte er im Verlauf des Gespräches, die Augenblicke, da ihre Kunst ihn einst entzückt, zu den schönsten seines Lebens; er führte sie zu einem herrlichen Flügel, der vor Kurzem erst hieher geschafft worden war. Man wühlte in den Noten. Ganze Opern waren vorhanden. Ein leiser Wunsch kam über die Lippen des Prinzen. Anna erprobte den Flügel und winkte dann Eberhard zu sich heran. Sie wollte sich von ihm eine Arie aus Anna Bolleyn begleiten lassen. Die Musik war ihm aber ganz fremd. Er lehnte ab und schlug Partien aus Romeo vor. Sie konnte sich nicht entschließen, ihre Lieblingsoper, so sehr zerstückelt, ohne Aktion vorzutragen. Der Prinz sprach vom letzten Akt aus Romeo mit höchster Bewunderung und wünschte sich

nur noch einmal im Leben den Genuß, denselben von Anna gegeben zu sehn. Die ganze fremde Umgebung, das Abenteuerliche dieser alterthümlichen Halle machte auf Alle, vorzüglich aber auf die leicht erregbare Phantasie der Sängerin einen solchen Eindruck, daß sie äußerte, sie wäre ganz in der Stimmung, um Scenen aus dem Romeo zu geben, wenn sie einige Mithelfer hätte. Sie sah Elisabeth fragend an. Diese erröthete über und über, schüttelte aber leise verneinend das Haupt. Robert wußte wohl, daß Elisabeth der Rolle der Julie gewachsen war, wenn sie die Schüchternheit überwinden konnte; er bat, die Andern baten. Der Maler bot sich als Iphalbo an. Ein Freudestrahl drang aus Anna's Augen. Elisabeth stand da, ein Bild der rührendsten Schüchternheit und Unentslossenheit, — jetzt schon eine Julie; sie durfte nur den Mund aufthun, um ihre Rolle zu singen. Mit der freudigsten Geschäftigkeit gab der Prinz einige Befehle. Auch Siegwart Falstaff wollte seine Rolle für einen Capulet stimmen, und zum Lorenzo erbot sich Schwäberlein, dessen Stimme aber freilich nicht ganz tauglich war. — So war man denn auf die sonderbarste Weise schnell zum Entschluß gekommen, heute in diesem Schloß noch eine Oper zu geben, — und bei hellem Tag, fast ohne Zuhörerschaft. Aber unserer Gesellschaft fiel das nicht mehr so auf, weil sie es bereits gewöhnt war, zu „improvisiren“ und in diesen Impromptü's den schönsten Reiz fand. Der Prinz stellte den Damen die ganze Garderobe zur Verfügung, die im Schlosse gegenwärtig war; die Herren behielten sich mit Schärpen, für die Hauptpersonen waren Uniformen da. Anna fand noch überdies eine spanische

Tracht mit kurzem Mantel und ein Barett. Sie löste ihre Haare, band die Spitzen unter dem Haar hinauf, wobei ihr Madelaine behülflich war, setzte das Barett auf, machte sich ein Bärtchen und stand vollkommen gerüstet als Romeo da. Sie wußte, daß sie ihr Publikum fortreißen würde, und wenn die äußeren Anstalten noch viel mangelhafter gewesen wären. Nur für Elisabeth war ihr bange. Wenigstens für das erste Solo, weil sie hier nicht durch Vorbild unterstützt und fortgerissen werden konnte. Sie sprach ihr Muth ein. Aber diese meinte: es ist nichts und wird nichts. Sie wäre fast entlaufen. Es fand sich in der Garderobe ein weißes Florkleid, das man Elisabeth über ihr eigenes Rosakleid anzog; ein Schleier vollendete ihren Puz. Sie kam sich jetzt schon wie ein Schlachtopfer vor. Lachend sagte Anna: „Dann bist du eben in der rechten Stimmung.“ Es war Abends nach halb fünf Uhr. Die Abendsonne warf ihre Strahlen schräge durch die Fenster, als man begann. Was hatte man nicht heute Alles schon durchlebt! Die Leute lebten schnell.

Man hatte beschlossen, Einiges auszulassen und nur die Hauptszenen zu geben. Eberhard hatte seine Duvertüre meisterhaft gespielt. Während derselben war Madelaine in das Zimmer getreten, das für die Zuschauer bestimmt war, und fand dort eine Dame, die sie sehr artig begrüßte und ihr einen Platz neben sich anwies. Madelaine war fast verwirrt, sie wußte nicht, wen sie vor sich hatte, vermuthete aber, es werde die Fürstin sein. Die Dame sagte ihr, sie sei im Wald spazieren gegangen und habe rückkehrend von der unerwarteten

Gesellschaft und der noch unerwarteteren Oper gehört, deren Zuhörerin sie nun werden sollte, was hier auf ihrem einsamen Felsensitz etwas ganz Außerordentliches sei. Auch der Prinz stellte sich ein, nachher der Hausvogt, Sannchen und noch einige Personen; kurz, es gab nach und nach ein kleines zuschauendes Publikum.

Die einleitende Scene des Chors wurde von Robert zu den Andern gesprochen. Auch Thebaldo, Capulet und Lorenzo sprachen ihre Rollen, bis zu der Stelle, da Thebaldo singt: „Diesem Schwerte wird's gelingen“ u. s. w. Er machte seine Sache gut. Bestimmter Affekt, feste, klare Aktion. Und die Arie: „Theurer noch als dieses Leben,“ sang er mit einer Weichheit, daß Elisabeth, fast ohne zu athmen, hinhorchte, und Anna entzündt ihre Julie in die Arme schloß und bat, ihre Sache doch auch so gut zu machen. Alles Uebrige bis zu Romeo's Auftritt wurde wieder gesprochen.

Der Prinz im andern Zimmer sagte: „Man fühlt dem jungen Manne an jeder seiner Bewegungen an, daß er lange in Italien gelebt hat. Er hat eine merkwürdige Gewandtheit. Er nannte sich Vertram und gab sich für einen Maler aus. Sollte das wohl wahr sein, mein Fräulein?“ wandte er sich an Madelaine.

„So weit ich von seinen Verhältnissen unterrichtet bin, muß ich es für wahr halten. Doch ist meines Wissens Niemand näher in dieselben eingeweiht. Er ist schweigsam über seine Familie.“

Romeo trat auf. Nur einige Bedienten des Prinzen standen hinter ihm als Gefolge. — „Trotz meines heil'gen Amtes, das mir verlieh'n der Sibyllinen Haupt,

wag' ich voll Ehrfurcht, euch, edle Quellsen, zu begrüßen,"
u. s. w.

Ja, wer diesen Romeo gehört und gesehen hat, dem ist es zweifellos, daß er hier eine Künstlernatur vor sich hatte. Jene zwei Arien: „Wenn Romeo den Sohn erschlagen“ u. s. w. und: „Vor Romeo's Rächerarme soll kein Gott euch mehr beschützen“ u. s. w. — sie können nie mit mehr Feuer, nie mit strömenderer Gewißheit gesungen und mit wahrerer Ueberde begleitet werden, als hier. Es ist etwas Schönes um solch eine Künstlernatur: sie reißt fort unwiderstehlich, sie adelt und erhebt auch die geringeren, die gemeinen Kräfte über sich selbst. Man sieht Alles mit andern Augen an, das Spiel wird zur Wahrheit, die erträumten Gefühle werden wirkliche Gefühle, und man lebt in einer neuen Welt.

Ein Bedienter, der die Flügelthüren schloß und öffnete, ersetzte durch dieselben die Stelle des Vorhangs. Eine kleine Veränderung versetzte in das Gemach der Julia, und als man öffnete, — die übrigen Mitspielenden hatten sich auch auf eine Weise zu den Zuschauern gesellt; Robert war hange um seine Julia, und Vertram's Herz pochte, — stand sie da, zaghaft, und ihre Töne waren leise. Nur hauchend brachte sie hervor: „Ach könnt' ich Verlassene als Opfer am Altar mein Leben enden!“ Als aber Eberhard kräftiger auf seine Saiten schlug, gleichsam um bei den flammenden Hochzeitsackeln sie aufzustacheln, ermannte sie sich und — — „Ich glühe! wildes Feuer durchbebt mich, will mich verzehren!“ sang sie mit dem wahrsten Ausdruck. „Wo weißt du, Freund Romeo? Sieh', mein Herz will verzagen! Wohin, ach wohin send'

ich der Sehnsucht Klagen?" Das waren Sehnsuchtsklänge, von denen die Herzen der Zuhörer tief ergriffen wurden.

Robert's Herz schwoll, daß das sein Weib war, das so sang. Der Literat, der ein wahrer Kenner war, brückte seine Hand.

Die Scene mit Lorenzo wurde gesprochen. Als Romeo hereinstürzend die „theure Geliebte“ umfing, als sie jenen einzigen Wechselgesang begannen, wo der Streit zwischen Liebe und Pflicht und Ehre so mächtig die Gemüther erschüttert und herüber und hinüber reißt, — da meinten wohl auch die geübten Hörer, sie hätten diesen Gesang noch nie ergreifender, noch nie mit wahrerem Ausdruck vernommen. Der Mangel an Bühnengewandtheit kam bei dieser Darstellung unserer Elisabeth besonders zu Statten. Während die an ihr Publikum denkenden Sängern sich immer so gern nach diesem hinwenden und so den wahren Eindruck des unmittelbaren Gefühls selbst wieder beim Publikum zerstören, hatte Elisabeth nur ihre Aufgabe und ihren Romeo im Auge, und die Scene erhielt dadurch eine Wahrheit und Wirklichkeit, die um so nothwendiger von innen heraus wirken mußte, als der Mangel an Decoration und äußerem Schein der Wirklichkeit den Eindruck immer zu schwächen drohte.

Was sollen wir noch viel davon sagen? Wir übergehen die genauere Beschreibung dessen, was unsere Künstler übergangen oder aufgeführt haben. Nur die Scene zwischen Julia und Lorenzo ist uns von Wichtigkeit. Denn jene Zaghaftigkeit, die Julia vor dem Tode so schauern machte, wurde von Elisabeth mit einer Wahrheit gegeben, die wohl aus ihrer innersten Seele kommen mußte.

O! hätte unser Robert verstanden, hier in die tiefsten Tiefen zu bringen: es wäre ihm Manches offenbar geworden, was ihm verborgen blieb. Er verstand wohl, aber auf seine Art.

Der vierte Akt, der im Gewölbe spielt, war so gut als möglich vorbereitet. Die Fenster waren verschlossen und verhängt, alles Geräthe beseitigt, und über je zwei umgestürzte Sessel waren weiße oder schwarze Teppiche geworfen, um bedeckte Särge vorzustellen. Romeo und sein Gefolge traten mit Fackeln herein. Es war sehr nächtlich. Ach diese Scene! Romeo, mit dem innerlichen tiefen Weinen seiner Seele, in die Worte ausbrechend: „Hier ist ihr Grabmal, mit Blumen noch bestreut; ach! noch von Thränen seucht. Nimm auch die meinen, die Zärtlichkeit und bitterer Schmerz dir weint!“ Und als auf seinen Befehl der Deckel des Sarges geöffnet wird und — — „Ha, Geliebte! o meine Julie, du bist's, ich seh' dich, ja ich hab' dich wieder! Nein! nicht verblichen, nur leise schlummernd, ach! und harrend des Freundes, daß er dich wecke. Wach', o erwache bei meinen Klageklängen! dich rufet dein Romeo!“ — die Hörenden hielten den Athem an und mußten dann wieder tief aufathmen. Und als Romeo sein Gefolge entfernt, und von leisen Harfentönen, von Vertram begleitet, die Worte in Tönen hinschleusen: „O Julia! du sollst allein, Theure, mich hören! Ach, eitles Hoffen! verschlossen für meinen Jammer ist das Ohr der Geliebten. Wie steh' ich einsam, wie verlassen auf dieser Erden! Verweile, reine Seele, daß ich an deiner Seite dich selig froh geleite zu jenen lichten Höhn“ u. s. w. — als er den Trank nimmt,

als Julia erwacht und mit den leisesten, süßesten Lauten ihren Romeo ruft, und nun erst der Tobekampf Weiber beginnt, — da zog ein Wehe durch alle Herzen, daß Jeder glaubte, in sich selbst diesen Kampf fühlen und auskämpfen zu müssen.

Als das Spiel zu Ende war und die Todten sich aufrichteten, stürzte Romeo in Julia's Arme und bedeckte ihren Mund mit Küßen. Die Lippe Romeo's war aber mit Kohle geschwärzt gewesen, und als nun die Andern herantraten, noch in voller Andacht, um dem Helden und der Heldin ihre Bewunderung laut oder stumm zu bezeugen, mußten sie hell auflachen ob dem besudelten Gesicht der schönen Julia. Diefß gab der Stimmung schnell wieder eine andere Wendung. Elisabet ärgerte sich und weinte, vielleicht noch in Folge der innern Aufregung.

Die Fürstin war äußerst gütig, ja, wollte die Damen zurückhalten, die Herren theilweise in das Wirthshaus des nächsten Dorfes verleger, aber die Gesellschaft ließ sich nicht halten; da man Mondschein zu erwarten hatte, konnte man sich wohl in die Nacht einlassen. Man betrachtete noch einmal die Gegend von den Fenstern aus; der Mond war eben aufgegangen und schaute noch mit etwas mattem Schein in das scheidende Tageslicht herein. Die Gegend, das Thal unten lag in tiefem Frieden da. Jeder nahm auf seine Weise Abschied von dem schönen Punkte und seinen Bewohnern; bei Einigen war's für's ganze Leben.

Der Verwalter bat die Gesellschaft noch, ihre Namen in das Fremdenbuch anschreiben zu wollen. Alle thaten es und entfernten sich nach einander. Oberhard

hielt sich zurück. Nun war nur noch er und Bertram übrig. Sie stritten sich, keiner wollte vor dem Andern. Endlich zeichnete Eberhard und ging. Als aber der Andere einige Minuten nach ihm schnell heraustrat, schlüpfte Jener eben so schnell wieder hinein und sah dort die Buchstaben: D. B. Jrh. v. S., und das Siegel, ohne Zweifel von dem Ring, der ihn verwundet hatte, war beigebrudt. Er wußte genug und entfernte sich zufrieden.

Die Sängerin setzte sich mit Elisabeth in den großen Wagen, die beiden Ehegatten rückwärts; ihren Phaeton gab Anna dem Professor und Eberhard Preis. Sannchen wurde von Robert wieder auf ihren Esel gebunden. Madelaine war auf ihrem weißen Rosse schon wieder Allen vorausgeritt. Der Triumph, den die beiden Sängerinnen heute in Aller Herzen gefeiert hatten, hatte sie grimmig gemacht. Sie mochte sich's nun gefallen oder nicht: sie wollte eben ihr Ich vornan sehen, und wo das nicht der Fall war, wo sie nicht imponiren konnte, da zog sie sich wohl scheinbar ganz bescheiden und arglos zurück, aber im Innern kochte es doch. Der Maler war, so viel es der schroff abstürzende Weg erlaubte, immer neben dem Wagen der beiden Sängerinnen, aber immer auf der Seite Anna's, und ihr galt auch sein Gespräch. Er drückte seine Bewunderung ihrer künstlerischen Vollendung in begeisterten Worten aus. Anna war selig, und es wollte Elisabeth fast bedünken, als lege sie auf die Anerkennung des Malers mehr Werth, als auf Prinzenlob.

Der Literat saß still. „Warum so schweigsam, lieber Freund?“ fragte ihn Robert; „bist du von Neuem verwundet von Romeo's Schwertschlägen?“

„Es scheinen auch Andere davon verwundet,“ sagte der Literat lächelnd, halb leise.

„Wie?“ fragte Elisabeth spöttisch, „werden denn die modernen Helden schon vom Blißen der Schwerter verwundet?“

„Ja,“ erwiderte Robert, seinen Bart streichend, — „wenn das Schwert mit sicherer Hand vom Genie geführt wird. Denn gegen die Bliße des Genie's haben wir moderne Helden keinen Schild.“

„Sie fallen um wie Mücken!“ rief Eberhard, der den Berg herab zu Fuß ging, zum Wagen hinein.

Anna fragte den Maler, wie es ihm möglich gewesen sei, die Rolle des Iphialdo mit dieser Sicherheit zu geben. Er gab ihr zu bedenken, daß in Italien jeder Knabe diese Musik kenne. Das einzige Fremde sei ihm der deutsche Text, für den er aber, weil er schon mehrmals Zeuge von den Uebungen der beiden Damen gewesen sei, sich ebenfalls interessirt habe.

Man war unten beim Wirthshause angekommen, das die Gäste noch für eine halbe Stunde beherbergen sollte. Alte Erinnerungen fesselten die jungen Männer an dieses Haus, weil man schon manche Studentensuite hieher gemacht hatte. Man sah im obern Zimmer das Schloß in ungeheurer Höhe vor sich, das jetzt vom Monde beleuchtet, geheimnißvoll fremd, fast geisterhaft herniederschaut. Nachdem man es lange angeschaut hatte, setzte man sich endlich in Gruppen, wie Zufall und innere Neigung es gab. Der Professor natürlich neben Mabelaine. Siegwart, der sich sogleich hinter einen Pumpen gesetzt

hatte, wollte den Maler neben sich niederziehen: „Komm, Liebchen, gutes Bier, ist's auch kein bairisches.“

„Nein, euer Wein ist besser!“ — und damit setzte er sich Anna und Elisabeth gegenüber und war mit ersterer gleich wieder mitten im Romeo und den einzelnen schönen Stellen dieser Rolle, wobei er das Bekenntniß that, daß ihre Darstellung derselben nicht nur Alles, was er mit seinen Augen gesehen, sondern auch seine Träume von glücklicher Darstellung übertreffe. Er sagte dies besonders in Betreff des letzten Actes.

Wie sonderbar doch! Elisabeth hörte dies und mußte sich bekennen, er habe Recht. Sie selbst hatte zwischen ihren paar Brettern, in ihren Blumen liegend, der entzücktesten und zugleich schmerzlichsten Wehmuth fast gar nicht Meister werden können. Sie gestand es jetzt auch mit Worten zu, — aber dennoch war in ihrer Seele ein geheimer Neid, der durch alle Worte, ja durch die gewaltsam herbeigerufene Erinnerung an die herrliche Scene nicht hinweggespült wurde.

Robert sah und hörte lächelnd dem Maler zu, er gab ihm auch Recht, sagte aber nach einer Pause laut genug, daß die Nächststehenden es hören konnten: „Sieh', Elisabeth, der Mensch da lobt dich mit keiner Sylbe, als hättest du gar nicht mitgespielt, und doch weiß ich recht gut, daß er dich auch gesehen und auch hingehört hat, als du sangest.“

„Nun, das ist doch nicht mehr als billig,“ sagte Anna schnell; „Elisabet hat excellirt, und möchte als eine Sängerin, die zum erstenmal auftritt und ihre Rolle so giebt, einzig in ihrer Art dastehn. Aber so übernatürlich

dies scheinen möchte, so natürlich ist es doch wieder. Denn Elisabeth ist selbst eine Julia ihrem ganzen Wesen nach; sie durfte also nur singen und sich ein wenig in diese bestimmte Situation hineindenken, so mußte sie ganz den Charakter der Julia darstellen. Es war Natur.“

„Gewiß!“ fiel der Literat ein, „und nie noch hat eine Natur mit mehr Glück eine zweite Natur als Gewand übergeworfen.“

„Ganz besonders da,“ sagte nun Robert, in gutmüthigen Spott übergehend, „als sie die Angst vor dem Gläschen darstellte; da war's, als sähe Elisabeth leibhaftig aus der Julia heraus.“

Die Andern lachten, besonders Madelaine, und Elisabeth ärgerte dies Lachen. „Elisabeth wußte ja,“ sagte Madelaine, „daß es nicht wahrhaft gemeint war; dies allein mag sie vermocht haben, sich in die Wahre zu legen.“

„Nun,“ sagte Elisabeth ärgerlich, „du würdest dich auch besonnen haben, dich in Wahre und Grab zu legen, wenn es nicht Spiel, sondern Ernst gegolten hätte. Da ist so lange gut spotten, als unsere Phantasie nicht die Kraft hat, sich so lebhaft in das hinein zu versetzen, was man spielt, daß man meint, es sei Wirklichkeit.“

„Sie haben ganz Recht,“ sagte der Literat, „und wie diese Rolle im Stücke zu einer der schönsten gehört, so ist sie, mit solcher Wahrheit von einem zarten Gemüthe gespielt, ganz unantastbar für jeden Spott, der sich darüber her machen möchte.“

„Ich merke überhaupt immer mehr,“ setzte Robert hinzu, „daß mein Weib zur künstlerischen Darstellung einer gewissen Klasse von Damen ein recht gutes Geschick

bat: Teibamia's, Iphigenia's, die geopfert werden sollen, und Jemenen, Julia's und vielleicht" . . . Peruginische Madonnen' wollte er eben sagen; er fürchtete aber den Maler zu sehr aufzuregen und schluckte daher das Wort wieder hinunter. Dieser hatte kein Wort gesprochen; er war mit einigem Geräusch aufgestanden und ging mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab.

Elisabet dachte immer, weil er kein anerkennendes Wort für sie hatte, er wolle sie mit Absicht ignoriren, sie darum geringschätzen, weil sie nichts Anderes darstellen könne, als schwache Weiber. Und eine Sehnsucht kam über sie, doch auch so über sich hinaus zu können, auch höhere Charaktere, muthige, männliche, kraftvolle darstellen — ach, auch einen solchen süßen und doch feurig wilden Romeo geben zu können. „Wie machst du's doch,“ sagte sie zu Anna, „bist so in das männliche Gemüth hinein zu versetzen?“

„Wie ich's mache?“ fragte Anna lächelnd.

„Dazu gehört eben doch schon höhere künstlerische Begabung, oder ein männlicheres Gemüth,“ sagte der Literat; „denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß Niemand etwas darstellen kann, was er nicht auch sein könnte; und wie der Dichter alle die Naturen umfassen muß, die er der Welt vorführt, so muß auch der Künstler oder die Künstlerin sich gleichsam über sich hinausheben und von andern Individualitäten Besitz ergreifen können, was nur dann möglich ist, wenn der Geist sich in höherer Weise von allem Stoffartigen, oder von gewissen Schwächen der Natur befreit hat. Das ist aber nicht allen Geistern in gleichem Grade möglich.“

„Den weibischen, oder vielmehr kindischen keinesfalls,“ sagte Madelaine, nicht ohne Spott um ihren Mund.

Robert sah Elisabeth's Gesicht sich höher färben und ihr Auge stolz nach der Wegnerin hinüberfliegen; er wollte aber heute keinen Streit mehr, brach daher schnell auf, indem er nur sagte: „Es ist recht gut, daß es auch solche Damen giebt, die auf Pferden daher fliegen können.“

„O, das können Andere auch!“ sagte Elisabeth trotzig, die heute Madelaine keinerlei Triumph über sich einräumen wollte.

„Wirklich?“ rief Madelaine; „ei! mein Pferd steht zu Diensten, es kommt auf eine kleine Probe an.“

„Wie? bist du schon geritten?“ fragte Robert, dem das ganz unerwartet kam.

„Warum denn nicht?“ erwiderte Elisabeth lachend. Sie sah, daß die Andern, auch der Maler, aufhorchend sich ganz nahe gestellt hatten, und der Maler sagte: „Ach, nur einmal sehn!“

Die Männer bezahlten. Elisabeth ging schnell hinunter. Das herrliche weiße Pferd stand einige Schritte hinter den Chaisen und wurde von einem Knaben gehalten. Der Mond schien außerordentlich hell, die Gegend war zauberisch beleuchtet. — Nun hatte es allerdings seine Richtigkeit, Elisabeth war schon öfter geritten, aber nur einmal auf einem Pferde, sonst immer auf Eseln; und wenn nicht Robert diesen Morgen gleich das Brauchen mit Eannchen in eine geistige Verbindung gebracht und dieser zugetheilt hätte, so wäre sie für ihr Leben gern darauf geritten; so aber hielt sie eine gewisse Scham oder Schwäche ab, sich dasselbe zu erbitten. Auch war die

schöne Erscheinung Mabelaine's auf ihrem Pferde von diesem Morgen her noch gar gut in ihrer Erinnerung. Sie hatte schon am Morgen gedacht: „So möchtest du auch droben sitzen!“

Alle Pferde, auch das Grauchen unter ihnen, standen gesattelt da. Die Gesellschaft kam eben die Treppe herunter. Elisabeth stand einen Augenblick sinnend: „Sollst du es wagen? — Wenn's schlimm abliefe! — — Ei, Thörin! hast heute auch gemeint, es laufe schlimm ab! dir fehlt's immer nur an Muth! hättest du Muth, ginge Alles gut. — — Aber wenn's doch fehlte, — wenn — — ei! hast du nicht gerade über deine Feigheit, deine Todesfurcht Spott ertragen müssen? Jetzt kannst du ihnen zeigen, daß du auch den Tod verachten kannst. Auf! auf!“ Und sie warf ihren Hut in den Wagen, schwang sich auf das Pferd, und dieses schoß mit seiner schönen Last wie ein Pfeil an Robert, Eberhard und dem Maler vorbei, die gerade herausgetreten waren.

Elisabeth hatte schön droben gegessen, aber dennoch warfen sich Eberhard und Robert besorgte Blicke zu. Der Maler schwang sich mit Blißeschnelle auf sein Pferd und jagte nach. Ihm nach Eberhard auf Jalsaff's Pferd. Das sahen die Andern alle, sahen auch noch die andere Gestalt auf dem weißen Pferde dahinfliegen und der Professor dachte: „Ei! jetzt rast der braune Hengst ja richtig hinter dem weißen Strahl drein, aber eine Andere sitzt droben.“ Robert dachte: „Bliß! der Eberhard kann reiten!“ Er selbst schwang sich auf's dritte, so lebhaft Schwäberlein dagegen protestirte, und jagte den Andern nach. „Das ist eine Treibjagd,“ sagte Mabelaine lachend,

„um der einen Dame willen, die sich auf mein Pferd gewagt hat! Geschwind werfe sich noch Einer auf den Esel und überhole die Andern!“

Diese Andern — voran der Maler — kamen eben zur rechten Zeit, um etwa zehn Minuten vom Wirthshause entfernt die kühne Reiterin vom Boden aufzuheben, wo sie regungslos lag. Der weiße Strahl hatte sich seiner Bürde unsanft genug entledigt und war ohne dieselbe unaufhaltsam fortgeschossen.

Der Maler sah mit stummer Erstarrung auf Elisabeth, als er ihr blutendes Haupt sah, sagte sie in die Arme und trug sie mit Eberhard an den Hügel, an dem die Straße hinkief. Auch Robert sprengte heran, sah mit Entsetzen, was geschehen war, warf sich auf sein Weib und rief sie mit den süßesten Namen. Der Maler sprach kein Wort; endlich sagte er mit lautloser Stimme zu Eberhard: „Ist sie todt? — Sage, ob sie todt ist!“

„Was willst du dann anfangen, wenn sie todt ist?“ fragte Eberhard.

„Ich?“ — — er lächelte unheimlich. Eberhard fand für gut, ihm die Versicherung zu geben, daß er sie nicht für todt halte. Indem kamen die Chaisen mit der übrigen Gesellschaft; man bedauerte, besammerte; Madelaine hatte sich im ersten Augenblick eines leisen Lächelns nicht enthalten können, als sie aber den blutigen Ernst der Sache sah, wurde ihr Bedauern auch erregt. Man fand eine bedeutende Kopfwunde, die man mit Wasser auswusch und verband; dann legte man die Bewußtlose so sanft als möglich in den großen Wagen. Die Gesellschaft setzte und schmiegte sich so gut es gehn wollte

und fuhr dann bis zur nächsten Stadt, wo ein Wundarzt gerufen wurde. Die Verwundung war auf der linken Seite des Kopfes und an der linken Schulter. Es wurden zweckmäßige Mittel angewandt; man berieth, ob man die Kranke hier lassen, oder in einem besondern Wagen nach Hause schaffen wolle. Robert entschied sich für das Letztere, da er sich nach Hause sehnte.

Der Maler sah bleich aus und hielt sich oft die Hand an die Brust auf der linken Seite. Schnell wechselnde Erhitzung und Erkältung, der Ritt und die Gemüthsbewegung mochten seine Wunde verschlimmert haben.

Elisabet aber lag immer bewusstlos, und auch am andern Morgen um vier Uhr, als ihr Gatte, der langsam, wie mit einer Leiche hatte fahren lassen, endlich mit ihr an seiner Wohnung anlangte, war sie noch im gleichen Zustand.

Dreißundzwanzigstes Capitel.

So hatte der reich bewegte, schöne Tag mit einem tragi-
schen Schlusse geendigt und der fröhlichen Ausfahrt war
eine stille, traurige Heimsfahrt gefolgt.

Der Fall hatte eine große Erschütterung in dem
Körper der jungen Frau hervorgebracht, was sich erst in
den Folgen zeigte. Der Arzt eröffnete ihrem Vatten, daß
eine schöne Hoffnung vernichtet sei.

Ihr Kopfleidten besserte sich soweit, daß sie nach
zehn Tagen das Bett wieder verlassen und, obwohl bleich
und schwachlicht, sich in ihre Sophaede niederlassen konnte.
Von jenem Tage mit all' seinen Ereignissen hatte sie nur
eine ganz verwirrte Erinnerung. Das dunkle Gefühl,
daß etwas darin nicht recht gewesen sei, machte ihr den
Gedanken daran peinlich, und sie lichte deshalb auch gar
nicht, davon zu hören oder darüber zu reden.

Den Vater hatte sie in dieser Zeit nie gesehen,
fragte auch nicht nach ihm. Es schien, als wäre sie nie
mit ihm bekannt gewesen. Madelaine besuchte sie einige
Mal und war sehr liebenswürdig, auch gegen den Doctor,
wenn er zugegen, sehr artig, wußte ihn auch einmal in
ein philosophisches Gespräch hineinanziehen, wobei sie ihm
einige seine Complimente machte, so daß er in seinem

Urtheil über Madelaine unwillkürlich milder wurde. Ihres Pferdes erwähnte sie nicht; Robert wußte aber, daß es den andern Tag eingebracht worden war und weiter keinen Schaden genommen hatte. Madelaine hatte dasselbe einen Tag vor der Tour zum Geschenk erhalten von einem Oheim, Bruder des Präsidenten, der Stallmeister in der Residenz war und ihr, der geübten Reiterin, ein Pferd versprochen hatte. Frau Anna hatte mit ihrem Gatten eine kleine Reise zu auswärtigen Freunden unternommen und kam erst 11 Tage nach Elisabeth's Unglücksfall wieder zurück. Diese war seitdem wieder etwas mehr erkrankt. Elisabeth übernahm wieder zum großen Trost für ihren Gatten die Sorge für das Hauswesen, worin bunte Unordnung eingerissen war. Das Verhältniß des Ehepaares war sehr herzlich: Robert war gegen seine Frau während ihres Krankenlagers äußerst zärtlich und aufopfernd gewesen, und in Elisabeth lebte der feste Wille, ihm ein treues Weib zu sein.

Als er in diesen Tagen einmal mißgestimmt nach Hause kam, erkundigte sie sich über die Ursache seiner Unzufriedenheit. Er sagte ihr, daß man ihm durch allerlei Chicanen seine Stellung zu erschweren, das Leben zu verbittern, seine Wirksamkeit zu untergraben suche. Er bezeichnete ihr die Heinde, die sich's zum besondern Geschäft machten, das philosophische System, zu dem er sich bekannte, als verderblich zu bezeichnen, die Gemüther zu ängstigen, die Geister zu beugen und von vornherein gegen die Wahrheit einzunehmen, um ja keine klare Prüfung möglich zu machen.

Elisabeth sah tief sinnend da, den Kopf in die Hand gestützt. In ihr selbst war ja der nemliche Kampf, der

draußen in der Welt gekämpft wurde. Sie selbst konnte ja so wenig zur Klarheit kommen; es schmerzte sie tief, nicht unbedingt zu ihrem Vatten stehn zu können, aber allmählich drückte sie den Widerspruch, der austauschen wollte, nieder, und als er sie erinnerte, wie es von jeher das Geschid der Träger des Neuen, das in die Weltgeschichte belebend eintrat, gewesen sei, zu leiden für ihre Sache, die gewöhnlich über ihren Gräbern erst zum Siege komme, — als er sie erinnerte an alle großen Männer von Sokrates an bis auf die neuesten Zeiten, an Copernikus, an Spinoza, an Huf, an Luther, an Christus selbst, die alle theils durch Leiden, theils durch Untergang und Tod hindurch ihre Sache zum Siege führen mußten, — da schwoll ihr Herz mächtig, sie wollte durch einen festen Entschluß auf einmal allen Widerstreit ihres Innern niederschlagen, wollte sich ganz auf die Seite ihres Vatten werfen. Sie schmiegte sich zärtlich an ihn. „Dein Bewußtsein muß dich hier trösten. Gott wird dich nicht sinken lassen, wenn deine Sache recht ist; — und selbst, wenn du leiden müßtest, um der Wahrheit willen leiden zu dürfen, ist ja eine Ehr und schließt einen großen Trost in sich. Das reine Bewußtsein erhebt über jede äußere Unbill. Nur Muth und Geduld!“

„Ja, aber wenn man ein Weib hat und — doch auch Kinder haben könnte,“ erwiderte Robert, „wenn man seines reinen Strebens sich bewußt ist, so ist doch der Wunsch verzeihlich, als ein Arbeiter auch sein Brod zu bekommen, sich eine feste Existenz zu gründen. Und ich gestehe, daß ich nicht Entschlagslust genug habe, mein Leben in Hunger und Kummer hinzubringen. Der Hunger

ist ein böser Hausgenosse und weiß geschickter, als alle andern Dämonen, die Schwungkraft des Geistes zu lähmen und am Ende zu ertöten.“

„Aber so schlimm wird es doch wohl nicht kommen,“ sagte Elisabeth erschreckt; „ich hoffe, daß dir keine Einbildungskraft Leiden vermag, die nie eintreffen werden.“

„Ich hoffe das auch, aber meine Feinde hoffen das Gegentheil; sie suchen mir die Lebenslust abzuschneiden, um die ihnen verhaßte Wissenschaft und mit ihr die Lebensfreiheit überhaupt zu unterdrücken. Aber sie sollen sich des Sieges nicht rühmen; ich will meine Waffen gebrauchen, ich will hauen und stoßen und krapen und beißen!“

„Robert,“ sagte Elisabeth, seine Hand an ihre Brust ziehend, „ich weiß, du wirst mit edlen Waffen kämpfen und keiner nie unwerth werden. Im Uebrigen mag kommen was will, wir wollen es getrost erwarten und das, was über uns verhängt ist, gemeinschaftlich tragen. Der Herr wird uns nicht verlassen, und Recht wird am Ende doch Recht bleiben. — Aber, Robert,“ fuhr sie etwas schüchtern fort, „ich sehne mich, recht fest zu dir stehen zu können, und wie kann ich dies, wenn mir dasjenige, um des willen du verfolgt wirst, selbst noch unverständlich, oder wenigstens von mir nicht in Einslang zu bringen ist mit meinem Glauben und Denken. Ich weiß wohl schon Manches aus deiner Philosophie, ich habe Vieles gehört und genug gehört, um zu erkennen, es ist Harmonie darin; — aber das Ganze, den Zusammenhang, den eigentlichen Kern, um den sich Alles dreht, den kenne ich nicht, — ich kann ihn nicht einigen mit meinen Vorstellungen.“

„Und den willst du kennen lernen?“ fragte der Gatte wie im halben Traum. „Elisabet, hast du auch bedacht, um was du bittest? — Wirst du die Wahrheit auch ertragen können?“

„Ertragen können? — Ja gewiß! Ich will stark sein, Robert!“ — Der Gatte hatte ihr in die treuerzigen Augen geschaut und sagte nun plötzlich lachend mit zärtlichem Spott: „Ei, ei! Elisabet will werden wie unser Einer und unterscheiden lernen, was gut und böse ist.“

„Wehe, wehe!“ kreischte jetzt eine Stimme hinter dem Ofen. „Sie will wieder auf's Pferd, um herunterzufallen! Lasset sie nicht hinaus, lasset sie nicht hinaus!“

Die beiden Gatten wandten sich verblüfft um und gewahrten Eberhard zusammengelauret auf einem Schemel hinter dem Ofen. Man zog den närrischen Menschen hervor und fragte ihn, wie lange er schon den Hocker gemacht habe. Er behauptete aber, nur gerade die letzten Worte noch gehört zu haben. „Robert, ich drehe dir den Hals um, wenn du dein Weib Philosophie lehrest,“ sagte er grimmig; „trägt schon so ein Neutrum, so ein Halbweib, wie ich bin, so schwer daran, daß es fast unter der Last erstickt, um wie viel mehr ein ganzes Weib, wie dieses hier.“

„Ist doch Madelaine auch ein Weib und viel tiefer in die Philosophie eingedrungen als ich, und trägt nicht schwer daran! Warum sollen meine Schultern schwächer sein?“ sagte Elisabet stolz.

„Ei, poß Element! habt ihr denn das Roth ganz und gar vergessen, das euch herunter geworfen hat, während jene Dame gar led und stolz darauf ritt? Seid ihr

doch noch nicht einmal vom Hali kurirt! Mit Madelaine wollt ihr euch vergleichen?"

„Ich sehe, Sie werden beleidigend, mein Herr, und mißbrauchen die Freundlichkeit, mit der ich Sie immer behandelt habe,“ erwiderte Elisabeth zurüdtretend und unwillig den Kopf aufwerfend. „Wenn Sie mich für unfähiger halten, als Madelaine, so muß ich Sie wenigstens bitten, Ihre Ansicht, wo nicht ganz bei sich zu behalten, so doch auf anständige Art zu äußern.“

„So recht, Elisabeth! so bist du schön, wenn du stolz und beleidigt bist,“ rief der Gatte entzünd. „Uebrigens ist das nicht böse gemeint; die ehrliche Substanz will dir keine Grobheit damit sagen, wenn sie dich warnt, dich mit Madelaine zu vergleichen. Ich weiß wohl, was da Wort bedeuten soll und kann dir versichern, du darfst es wie eine Schmeichelei hinnehmen, — obgleich meine Ansichten über Madelaine nicht so gar grimmig sind, wie die dieses seltsamen Menschen. Ich gestehe dir,“ fuhr er fort, „es widerspricht auch meinem Gefühl, dich systematisch in die Philosophie einzuführen. So viel dir gut ist und du fassen kannst, erfährst du nach und nach durch meinen Umgang, und eine selbstdenkende, selbstbewußte Philosophin brauchst du nicht zu werden. Du bist Weib und sollst Weib bleiben; so gefällt du mir am besten. Einen Mann suche ich nicht in dir.“

Er küßte die Gattin und sie gab sich auch wieder zufrieden, reichte auch dem Freund Grobian versöhnt die Hand, die dieser andächtig küßte. Dann setzte er sich an das Klavier und entlodte den Tasten so herrliche Phantasieen, daß Elisabeth Alles um sich her vergaß. Am Fenster

stehend, den Kopf in die Hand gestützt, träumte sie in den Abendhimmel hinaus. Als sie einmal zufällig den Kopf umwandte, erschienen ihr die Augen des Spielenden wie zwei große Sterne. Sie war um so mehr verwundert über solchen Ausdruck, da sie nie vorher eine Bedeutung in diesen Augen gefunden hatte.

Auf einmal näherte sich der Herr Gemahl und bat sehr demüthig, seinen Magen nicht ganz vergessen zu wollen. Dieser machte auch Musik, aber keine so ganz angenehme. Er brumme wie eine Bassgeige und knurre wie ein Fudel. Elisabeth sprang auf. Sie hatte ganz vergessen, ihrem Mädchen Anweisungen auf diesen Abend zu geben, und als sie nachschaute, war dasselbe nirgends zu finden. Mit Aerger und Verlegenheit mußte sie ihr augenblickliches Unvermögen bekennen, seinen Wünschen zu genügen; sie wollte sich selbst entfernen, um bei einem benachbarten Schlächter einiges Eßbare zu besorgen; da vertrat ihr aber die Substanz den Weg und sagte: „Wenn Sie versprochen, nicht mehr reiten zu wollen, so will ich für Sie laufen.“

„Was soll denn ich thun? Eigen bleiben?“

„Sie können doch weiter kommen.“

„Wohin?“

„Offentlich in's Himmelreich.“

Am andern Abend, als Elisabeth eben an ihrer Arbeit saß, setzte sich Eberhard wieder ein, und dieser Gaß war ihr seit gestern viel bedeutender, als früher. Es war das erste Mal gewesen, daß er sich so ganz hatte gehn

lassen, und sie hatte da etwas gefunden, was sie früher nicht geahnt hatte. Auch seine herzliche Gesinnung gegen sie war, wenn auch in rauher Gestalt, doch unverkennbar zu Tage gekommen, und sie empfand eine Regung des Vertrauens, der Freundschaft für ihn, wie für Niemand sonst aus ihrem Kreise. Selbst Robert stand ihr ferner; — in seiner Zuversichtlichkeit, seinem bestimmten, klaren, festen Wesen und der lezten Laune, die ihn meist besetzte, war etwas, was sie einschüchterte; sie hatte nicht recht den Muth, sich immer ganz gehn zu lassen in seiner Gegenwart. Ein dunkles Gefühl, er sehe doch in der Welt Manches anders an als sie, und lächle wohl im Grunde seiner Seele über diese oder jene Vorstellung, diese oder jene Angewöhnung der Pietät, die ihr doch im Grunde ihrer Seele lieb und theuer war, hinderte sie, gerade die tieferen Bewegungen ihres Gemüthes rückhaltlos ihm zu eröffnen. Sie war sich seiner innigen Liebe bewußt, und die weibliche Eitelkeit sammt ihrem Spiegel sagte ihr auch, daß das nicht unverdient sei. Es lehrte sich somit in seiner Nähe mehr derjenige Theil ihres Wesens hervor, der auf der Oberfläche lag; mehr geistige Regsamkeit als Gemüthstiefe schien von ihm gewünscht, oder beachtet, oder wenigstens bevorzugt. Sie war sich dessen nicht deutlich bewußt; es ist auch noch die Frage, ob ihr dunkles Gefühl ganz Recht hatte; aber das Gefühl war nun einmal vorhanden, und vielleicht erklärt sich der Unterschied in den Gemüthern einfach daraus, daß der Philosoph eben ein Mann und sein Weib ein Weib war.

Nun war aber in der lezten Zeit eben dies tiefere Gemüthselben aus Mangel an Sympathie ziemlich einge-

schlummert, und der Umgang mit den Männern, Mabelaine und der Sängerin hatte jene andern Seiten fast unverhältnißmäßig in den Vordergrund getrieben, so daß bei ihrem Wissensdurst, verbunden mit der angeborenen Eitelkeit, sie sich eigentlich unglücklich und besonders Mabelaine gegenüber zum Neid getrieben fühlte, weil diese mehr mit den Männern harmonirte, sie auch schneller und besser verstand, als sie selbst.

Mit dem gestrigen Tage wurde nun wieder die andere Seite angeschlagen, die tief in ihr widerklang, und es bemächtigte sich in ihr der Wunsch, Eberhard zum nähern Freunde zu haben.

„Sie sind mir noch eine nähere Auskunft von gestern her schuldig,“ sagte sie, „weil Sie mich so ganz ausgeschloffen wissen wollen von der Philosophie, die ja doch auch Männern ein theurer Schatz ist. Warum soll denn nur ich kein Philosoph werden?“

„Philosophin wollen Sie sagen.“

„Sie glauben also, daß sich auch im Philosophentalar das Weib nicht würde verbergen können?“

„Wenn Sie es könnten, hätten Sie ausgehört, das Weib zu sein, wofür ich Sie halte.“

„Glauben Sie denn die Wissenschaft für die Frauen so gefährlich?“

„Gefährlich wie Gift, schöne Frau!“

„Und warum? Glauben Sie, wir seien dann stolz darauf, wollten damit prangen und würden dadurch uns Blößen geben?“

„Sonst wohl, Manche! Doch bei Ihnen würde es anders kommen.“

„Und darf ich fragen: wie?“ fragte Elisabeth aufmerksam.

Eberhard aber, der sich bereits wieder auf sein Labouret am Ofen gekauert hatte, fragte auf einmal verwundert und schnell in ganz anderem Tone: „Fragen? mich? — Wissen Sie denn nicht, wer ich bin?“

„Nun, der sehr ehrenwerthe Herr Doctor der Philosophie u. s. w., der über seine Reden und Handlungen sich und Andern wird Rechenschaft geben können.“

„Sie werden entschuldigen, schöne Frau; Handlungen thue ich gar keine, eben weil ich nicht Rechenschaft darüber geben könnte, und über das, was ich rede, bin ich selbst mir so unklar, daß ich auch Andere nicht darüber aufklären kann.“

„Nun, das nenne ich einmal einen Doctor der Philosophie!“ sagte Elisabeth lachend.

„Der bin ich auch nicht. Zu einem Doctor gehört schon eine Praxis, also auch eine ausübende Kraft; ich aber bin nur, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben wollen, ein Gebundener der Philosophie.“

„Ein Gebundener? Wie soll ich das verstehen? Sind Sie etwa der an den Felsen geschmiedete Prometheus?“

„Es könnte so etwas sein.“

„Und was ist Ihre Schuld, daß die Philosophie Sie gebunden hat?“

„Meine Schuld ist, die Philosophie studiren gewollt zu haben.“

„Gewollt zu haben? — also nicht wirklich studirt zu haben?“

„Eben darüber bin ich mir ja so unklar,“ sagte der Mensch in wunderlichem Tone. „Es passiert mir nemlich manchmal, daß, wo die Andern einen großartigen Sinn finden, ich einen großartigen Unsinn finde, was die Andern Glück heißen, mir wie Unglück vorkommt, was Andere zu frischer That begeistert, mich zur Thatlosigkeit verdammt. So bin ich ein armer Schelm, gebunden mit den Händen an den Olymp, die Füße zappelnd in's Weltall herunterhängend. Den Boden haben sie verloren und in den Himmel können sie nicht dringen. Das ist mein Schicksal.“ — Er seufzte schwer auf, ließ den Kopf auf die Brust sinken, die Hände im Schooß gefaltet, und Elisabeth lachte jetzt nicht mehr. Sie ahnte einen tiefen Sinn hinter diesen Worten, und Beide schwiegen lange.

„Ich würde Ihnen wirklich glauben,“ sagte sie endlich, „daß Sie ein unglücklicher Mann seien, wenn ich Sie nicht gestern spielen gehört hätte. Aber wer die scheinbar krassesten Disharmonieen wieder in solche Harmonie auflösen, das Widerstrebende so zur Versöhnung bringen kann, wer so suchen und grübeln und am Ende die höchste Versöhnung in Tönen ausdrücken kann, — wer uns in den Himmel schauen lassen kann, der ist kein unglücklicher Mensch.“

Der Mensch blickte auf, sein Auge glänzte: „Sie haben Recht, die Töne sind mein Trost; aber nur manchmal bringen sie mir Licht, und ich könnte dieses Licht durchaus nicht in Worten mir klar machen. Es ist nur das Gefühl der Harmonie, was mich dann zufrieden stellt,

und nur mein Unglück, auf andere Weise nicht zufrieden gestellt werden zu können, treibt mich, zu den Tönen meine Zuflucht zu nehmen. Da suche, wähle, taste ich denn im Finstern umher, bis es lichter in meiner Seele wird.“

„Aber warum spielen Sie so selten? Ich erinnere mich nicht, Sie je so gehört zu haben.“

„Das ist halt mein Heiligthum.“

„Um so mehr muß ich Ihnen dankbar sein, daß Sie es mir einmal aufgeschlossen haben. Es war die rechte Zeit, es war dürr in meiner Seele.“

„Ich fühlte das.“

Elisabet schwieg und sann über das Wort nach. „Wollen Sie mir immer so nachhelfen?“ sagte sie, auf einmal aufstehend und ihm die Hand hinstreckend.

„Ich?“ erwiderte er schnell in verändertem Tone, und zugleich stand er auf und ließ sich auf einem noch niedrigeren Schemel wieder nieder. „Ich nachhelfen? Wissen Sie denn nicht, daß ich die Substanz bin?“

„Was soll das aber heißen?“ fragte sie halb unwillig.

„Das ist eine plumpe Masse, die weder sich noch Andern helfen kann. Sie entläßt allerhand Gestalten aus sich, weiß aber nicht, was aus ihnen wird. Nun sieht sie zu, die plumpe Masse, wie sich die Gestalten regen und bewegen, fliehen und wiederkommen, — wartet, ob sie das Leben finden oder den Tod. Finden sie das Leben, so feiert sie Hochzeit mit ihnen; finden sie den Tod, was gewöhnlich ist, so sagt sie: Ja so! und begräbt

sie und schwingt sich über sie empor. Immer aber müssen die Gestalten ihr helfen; sie kann nie helfen, bleibt immer die plumpe Masse und sagt: Ja so! Wichtig, so war's! wenn's Drama zu Ende geht. — Es giebt Leute," fügte er leicht bei, „die sagen, der liebe Gott sei auch so ein närrischer Kanz, darum nennen sie ihn auch — Subkanz. Sie müssen's aber Niemand sagen.“

„Der liebe Gott so ein närrischer Kanz, der „Ja so“ sagt und nicht helfen kann?“ wiederholte Elisabeth. „Das wäre allerdings närrisch, und es wäre nicht heimlich, in seinem Schooße zu sitzen. Gottlob, daß es doch wohl anders ist?“ setzte sie mit forschendem Blicke hinzu.

„Ja, ich denk's auch,“ sagte der Kleine.

„Mir fällt da wieder etwas ein,“ begann Elisabeth, sich zurück an ihre Arbeit setzend, „was gestern unter Anderm auch in meiner Seele aufgeregt worden ist, als durch Ihr Saitenspiel meine Kinderjahre und mit ihnen der Frieden des Himmels durch meine Seele zogen. Meine Mutter lehrte mich viele schöne Liedchen, worunter eines heute noch, wenn ich unruhig bin, oder Nachts nicht schlafen kann, wie ein stiller Engel zu mir herniederkommt und mich tröstet, ja einwiegt, daß ich mich sicher fühle wie im Mutterschooße.“

„Wie heißt das Liedchen?“ fragte Eberhard.

„Nun, es ist ein ganz unscheinbares Kinderliedchen,“ sagte Elisabeth verlegen erröthend, „und Sie werden mich vielleicht deshalb auslachen; aber ich will's doch wagen auf diese Gefahr hin. Es heißt:

Weil ich Jesu Schäflein bin,
Iren' ich mich nur immerhin
Ueber meinen guten Hirten,
Der mich wohl weiß zu bewirthen,
Der mich liebt, der mich kennt
Und bei meinem Namen nennt.

Unter seinem sanften Stab'
Geh' ich ein und aus und hab'
Unausprechlich süße Weide,
Daß ich keinen Mangel leide,
Und so oft ich durstig bin,
Führt er mich zum Brunnquell hin.

Soll' ich denn nicht fröhlich sein,
Ich beglücktes Schäflein?
Denn nach diesen schönen Tagen
Werd' ich endlich hingetragen
In des Hirten Arm und Schooß.
Amen. Ja mein Glück ist groß.

Louise von Hagn, eine Herrnhuterin, soll die Verfasserin
sein," setzte sie hinzu.

Es trat eine Pause ein.

„Haben Sie Ihrem Vatten auch schon von diesem
Liedchen gesagt?“ fragte Eberhard dann auf einmal in
tiefem Tone.

„Ja, einmal Nachts,“ erwiderte sie in einiger Ver-
legenheit, fuhr aber dann fröhlich fort: „Er konnte nicht
schlafen; ich sagte ihm mein Mittel und rieth ihm, sich
auch in des Hirten Arm und Schooß zu träumen. Er
würde Ruhe und Frieden fühlen.“

„Und was erwiderte er?“ rief Eberhard hastig auf-
springend, als befürchte er etwas Schlimmes zu hören.

„Nun, er lachte mich wohl ein bißchen aus, nannte mich ein beglücktes Schäflein, war aber doch damals im Ganzen in einer lieben Stimmung.“

„Nun, das ist gut,“ sagte Eberhard aufathmend — „Sie sagten „damals“; — ißt's denn nicht immer so?“

Elisabet antwortete nicht. Sie zählte eifrig die Kreuze ihres Dapsblattes, das sie absticht. Nach einer Pause nahm sie ein vor ihr liegendes Buch und sagte: „Ich habe vorhin ein so liebliches Gedicht von Jacobi gefunden; wollen Sie es nicht vorlesen?“

Eberhard nahm das Buch und las das Lied: „Willkommen, Bächlein, wie so hell u. s. w.“ Wir können nicht umhin, die zweite Hälfte des Liedes hierher zu setzen:

„Wehet denn um der Quelle Rand,
Wehet das ahnungsvolle Wehen?
Ein Weiß, dem meinigen verwandt,
Muß kennen mich und mich verstehen;

Mit nahe sein im Wasserfall,
Im Hauch des Windes Antwort geben,
Erfüllen Alles überall
Mit Freud' und Liebe, Kraft und Leben.

Es ist der Herr, der überall
Im Wiesenduft, im Sturme schwebet,
Der Abendthau und Wasserfall
Und Himmel, Erd' und Meer belebet;

Er, welcher auf's besonnte Land
Den süßen Flug des Zephyrs leitet,
Er, der mit unsichtbarer Hand
Dem Bäume seinen Tisch bereitet.

Der zählt meines Pulses Schlag,
Hört meiner Wünsche leises Flehen,
Und, schmachtet meine Seel' ihm nach,
So fühl' ich seiner Flügel Wehen.

Der Tag verkündigt der Nacht,
Die Nacht dem Tage Seinen Namen,
Die Himmel preisen Seine Macht
Und tief im Herzen schallt mein Amen.

Wohl mir, ich weiß, woher es schallt;
Es deutet hin in große Fernen;
Tief unter meiner Hoffnung walt
Der Himmel hin mit seinen Sternen.

Wohl mir, ich fühle, wer ich sei.
Wie leicht verflühen meine Sorgen!
Dies Amen tönt als Hahnenschrei
Vor meines Gottes nahem Morgen."

"Dies Lied hat mich in tiefster Seele bewegt," sagte Elisabeth mit glänzenden Augen. "Ich sollte immer zu ihm fliehen, wenn ich von Kleinglauben oder Zweifeln geplagt werde."

"Wurden Sie denn auch schon von Kleinglauben oder Zweifeln geplagt?"

"O, ja wohl, schon manchmal. Aber nach dem, was ich heute von Ihnen gehört habe, scheint es mir fast, als seien auch Sie von den Zweifeln zerrissen und darum so wenig im Stande als ich selbst, mir meine Zweifel zerstreuen zu können auf eine Weise, wie ich es wünsche."

"Sie müssen gar keinem Zweifel Raum lassen," sagte Eberhard mit einiger Heftigkeit; "Sie müssen alles Gegebene in Natur und Offenbarung einfach so hinnehmen,

an es gegeben ist, müssen sich desselben freuen und sich in keinerlei Kritik, in keinerlei Skrupel einlassen.“

„Ja, wer das immer so könnte! Wer das, was er hört, austreiben könnte aus seiner Seele! Wer zu seinem Kopfe sagen könnte: das, was du denkst, ist nicht wahr, und was Andere denken, auch nicht wahr. — — Sagen Sie mir doch einmal,“ unterbrach sie sich schnell, „was ist für ein Unterschied zwischen Glauben und Wissen?“

„Nun,“ entgegnete Eberhard, „der Unterschied ist eigentlich geringe. Die Entfernung der Residenzen, wo diese beiden Herrschaften ihren Sitz aufgeschlagen haben, beträgt nur zwei Spannen.“

„Sie wollen damit sagen, daß der Glaube seinen Sitz im Herzen habe, und das Wissen den seinigen im Kopfe? Aber ich möchte wissen, ob das Eine im Andern aufgehoben werden kann?“

„Sie kennen ja aber längst das alte Faustrecht in der Welt, daß der Stärkere über den Schwächeren herfallen und ihn auffressen darf, wenn er ihm beikommen kann. Schon seit langen Jahren hat der Kopf dem Glauben den Prozeß gemacht, weil es ihm nicht behagte, in einem Reiche als Knecht zu dienen, wo er gern Meister wäre und sich als Herr festsetzte. Der Kampf dauerte so lange, bis — —“ Er hielt inne.

„Also hätte wirklich der Starke den Schwachen aufgezehrt?“ fragte Elisabeth endlich.

„Ja, aber er konnte ihn doch nicht bei sich behalten und hat ihn wieder von sich gegeben, nur freilich in ganz anderer Form, was natürlich nicht zu vermeiden war. Denn das, was einmal im Fleische verspeißt ist, kann,

wenn man es nachher mit Gewalt wieder als das Alte vorzeigen will, doch nur noch mit geistigem Auge betrachtet werden."

"Also wäre es jetzt aus mit dem Glauben?" sagte Elisabeth nachdenklich.

"O nein! das nicht! Der rechte Glaube ist eigentlich gar nicht angetastet und kann für sich noch recht gut existiren, da es überhaupt nicht darauf ankommt, wie der Kopf die Sachen ansieht, sondern wie sich das Herz damit abfindet."

"Aber wenn doch das Herz dem Kopfe folgen muß?" —

"Das ist nur dann der Fall, wenn es nicht stark genug ist, sein Eigenthum für sich festzuhalten, wenn es sich als den schwächeren zeigt und dem Kopfe Blößen giebt. Das Herz muß sich wehren, muß sich sein Königreich nicht nehmen lassen, dann hat es nicht nöthig, sich von den Almosen speisen zu lassen, die der Kopf ihm zukommen läßt."

"Aber wie steht es denn mit Ihrem Herzen, mit Ihrem Kopfe?"

"Hab's Ihnen ja vorhin gesagt!"

"Sie huldigen ja doch der Wissenschaft!"

"Ja, leider! Aber wenn Sie die Güte haben wollen, meine Augen zu betrachten, so muß Ihnen sogleich klar werden, daß diese Augen die Eigenschaft haben, zu gleicher Zeit zwei verschiedene Bahnen zu verfolgen. Gerade so geht es meinem Kopfe und meinem Herzen. Diese verfolgen auch verschiedene Bahnen, und der Conflict für meine arme Person wird um so größer, da mir als einem Quasimann die Verpflichtung obliegt, eben so gut dem

Nopse zu geben, was des Nopfes ist, als dem Herzen, was des Herzens ist. Bei Ihnen aber, liebe Freundin, stehn diese Verpflichtungen nicht auf gleicher Wage."

"Aber die Harmonie ist doch gestört," sagte Elisabeth leise und schmerzlich; "ich stehe mitten inne; ich weiß nicht, was ich glauben und nicht glauben soll; ich kann nur vorwärts in's Erkennen, oder zurück in den Glauben, und obgleich ich nicht weiß, wohin mich der Weg vorwärts führt, so gestehe ich, daß mir oft Alles erträglicher scheint, als der Gedanke, Robert ferne zu stehn und jene Verschuldigungen gegen ihn für wahr halten zu müssen."

Eberhard antwortete nicht. Er setzte sich wieder an's Klavier und spielte eine Symphonie von Beethoven.

"Sie sind ein Meister!" sagte Elisabeth, als er geendet hatte; "Sie reißen unwiderstehlich mit sich fort."

"Sie können mir ohne Zweifel die Gedanken, die diesem Stücke zu Grunde liegen, Theilchen um Theilchen auseinander legen, weil Sie sich von seiner Schönheit hingekrißt fühlen?"

"Ach, nein!" rief Elisabeth, "das kann ich nicht. Ich ließ mich weiter tragen durch die Töne; ich fühlte ihre Harmonie auch im scheinbaren Widerspruch, und das genügte, um ihre Schönheit zu genießen."

"So geht es mit der Harmonie der Welt. Sie sollen ihre Schönheit fühlen, sollen sie nicht begreifen. Gute Nacht!"

Am dritten Abend hielt Elisabeth den Freund, als er sie zu besuchen kam, abermals beim Wort, mit dem er sie

gestern Nacht verlassen, und sagte ihm: „Sie haben mich eigentlich mehr verwirrt, als ich vorher war, und es ist Ihre Pflicht, daß Sie mich nun auch über Eines aufklären. Halten Sie wirklich die Philosophie, deren Robert kultigt, für eine falsche? Glauben Sie, daß diese Philosophie ihn selbst und Andere in's Unglück bringen, auf Abwege führen könnte?“

„Schöne Frau, ich muß Sie ganz verwundert fragen: Sind Sie bei gesunden Sinnen, daß Sie mich das fragen? Vorüber ich mir selbst nicht die mindeste Auskunft geben kann, darüber soll ich Ihnen regelrechte Auskunft geben? — Was mir selbst völlig verschlossen ist, das soll ich Ihnen eröffnen?“

„Ach, gehn Sie! Sie schauen tiefer, als Sie mich glauben machen wollen!“ sagte Elisabeth unwillig. „Um aber Sie selbst zum Freundesvertrauen aufzumuntern, will ich Ihnen mit dem tiefsten Vertrauen entgegenkommen. Was ich noch Niemand entdeckt, das soll in Ihre Seele niedergelegt werden.“

„Neben Sie ohne Sorge, denn zum Hören und Verschweigen bin ich vollkommen tauglich.“

„Sie kennen durch Robert mein früheres Leben, ich brauche es also nicht vor Ihrem Blicke aufzurollen. Nur das Eine sei Ihnen gesagt, daß ich gewarnt wurde vor meines Vaters Philosophie sowohl, als vor den Consequenzen derselben, und daß ich ängstlich, wie ich von Natur bin, mich wohl wieder hätte verleiten lassen, das Band zu lösen, wenn nicht meine Heimathlosigkeit, das Heimathbedürfniß und wirkliche herzliche Neigung für Robert mich vorwärts getrieben hätte. Die Beruhigung,

die Robert mir gab hinsichtlich seiner Nüchternheit, überzeugte mich, — aber doch nicht ganz. Es ist immer ein Etwas, das mich dabei quält, und da Sie selbst in der nemlichen Lage sind, so brauche ich Ihnen dies Etwas auch nicht näher zu erläutern. Nun habe ich aber in meinen Zweifeln einen Trost in der Schrift gefunden, und auf jenes Wort hin habe ich's gewagt, den Schritt zu thun. Ich habe durch dasselbe verzichten gelernt auf äußere Wohlfahrt, denn „es muß denen, die Gott lieben, Alles zum Besten dienen,“ also auch Trübsal und Leiden, wenn sie über mich verhängt werden sollten. Aber Eines habe ich dabei gelobt: meinem Gott treu zu sein, mich nicht von Ihm wegziehen zu lassen, weder durch Unglauben, noch durch Verirrungen; — ich habe einen Bund mit Ihm gemacht, und das ist's, was ich Ihnen jetzt sagen wollte. — Wollen Sie mich nicht weden, rütteln und schütteln, wenn ich meinen Bund vergessen sollte?“ — Sie hielt ihm die Hand hin und Thränen standen in ihren mit fragendem Blicke auf ihn gerichteten Augen.

Der Kleine sah sie freundlich an und sagte: „Ihr Bund wird Sie rütteln und schütteln, dazu brauchen Sie mich gar nicht. Und wenn ich Ihnen auch für Ihr Vertrauen herzlich dankbar bin und Ihre Hand ergreife: wenn Sie mich durch Ihr Vertrauen wieder zum Vertrauen nöthigen, so muß ich Ihnen dennoch mit Bedauern sagen, daß gerade mein tiefstes Vertrauen Sie noch weniger befriedigen würde, als mein bisheriges Halbvertrauen, und darum breiten wir eine Decke darüber!“

„Nein, nein, ich will wissen, wie Sie denken!“ rief Elisabeth leidenschaftlich; „ich lasse Sie nicht los!“

Der Kleine biß sich in die Lippen und sagte nach einer Pause in spasshaftem Tone: „Was würden Sie nun dazu sagen, wenn ich Ihnen bekennete, daß ich auch einen Bund gemacht habe, — mit Wem aber, Ihnen durchaus nicht sagen kann: ob er mit Gott oder mit dem Teufel — oder mit beiden zusammen gemacht ist? Ich weiß auch nicht, wozu der Bund gemacht ist, und weiß auch nicht, was aus dem Bunde werden soll.“

Elisabet schaute ihn sprachlos fragend an, und er setzte schnell hinzu: „Sie sehen nun wohl, daß ich nicht die Person bin, die Sie bei einer etwaigen Verirrung rütteln und schütteln kann, denn ich bekenne, gar nicht recht darüber im Klaren zu sein, was eine Verirrung ist.“

Elisabet zog ihre Hand heftig fort und rief: „Och Sie, mein Herr, ich hasse, ich verachte Sie! Sie sind entweder ein wirklicher Narr, oder ein wirklicher Schalk, oder ein Dummkopf.“

„Ich glaube doch nicht, daß ich Eines von diesen Dreien wirklich bin,“ sagte Eberhard, sich in Verlegenheit hinter dem Ohre kratzend, „und um Ihnen meinen guten Willen zu beweisen, gelobe ich Ihnen, — wenn Sie einst ein Unglück betreffen sollte, das aus irgend einer Verirrung herkäme, dann, — wenn meine Hand sie retten kann, dann soll sie es thun. Aber es ist eigentlich gegen meinen Bund. Wollen Sie mir wieder gut sein?“

Elisabet hatte ihr Haupt in die Kissen des Sophas verborgen; sie machte keine Bewegung; Eberhard setzte sich wieder an's Klavier und phantasirte, bis Robert eintrat, der zum Freunde sagte: „Höre, Substanz, deine Phantasieen wiederholen sich so oft und klingen so schön, daß

ich anfangs ernstlich zu fürchten, sie seien darauf berechnet, das Herz meines süßen Weibes zu verzaubern und mit lauter Substanz anzufüllen."

Eberhard lachte laut auf, und der Philosoph drehte den Kopf seines Weibes schallhaft prüfend sich zu. Elisabeth selbst mußte lachen; sie erwiderte: "Nein, die Substanz hängt am Nagel und bleibt hängen."

Robert sagte: "Bei Leibe nicht! Die Substanz muß flüssig werden. Sie ist das Quecksilber im Glase. Schütte es auf den Tisch, so zerspringt es in tausend und aber tausend kleine Kügelchen, jedes der Kügelchen läuft selbständig, wohin es will, sie fliehen und finden sich, laufen auseinander und fließen in Eins, wie der Anstoß des Schicksals, Gemüth oder Geist, sie treibt. Fasse sie aber wieder in's Glas, so sind sie alle wiederum die Eine große Kugel, die Substanz."

"Götterweisheit!" sagte lächelnd Eberhard.

"Nein, du lügst!" erwiderte Elisabeth und ging hastig zur Thüre hinaus.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Am andern Morgen besuchte Anna die junge Frau und führte heitere Reisebilder vor ihrer Seele herauf. Sie erzählte unter Anderem, wie die Freunde, die sie besucht hatte, ein großes Verlangen hätten, sie einmal als Romeo zu sehn, daß sie aber ihrem Verlangen natürlich nicht habe willfahren können, weil sie ein zerstücktes Bild nicht habe geben wollen. Sie habe dieselben aber eingeladen, einen Besuch hier bei ihr zu machen, wo sie dann mit Hülfe Elisabet's und der andern Freunde eine ordentliche Oper zu geben gedächte. Sie erging sich weitläufig in den projectirten Anstalten dazu, die sie in dem untern Saal ihres Landhauses treffen wollte, wobei ihr besonders der Maler behülflich sein sollte, und sprach dann den Gedanken aus, daß man diese Einrichtungen auch zu andern beliebigen Opern oder Schauspielen benützen könnte, die man im nächsten Winter etwa aufführen möchte.

In Elisabet regten sich die widerstreitendsten Gedanken und Gefühle. Sollte sie wieder Opern und Schauspiele aufführen helfen? sollte sie sich auf dieses fluthende Meer ohne Grund wagen, sich mit Gewalt hineinversetzen in fremde Leidenschaften und sie zu den eigenen machen, indem sie dieselben in sich aufnahm und

an sich darstellte? Vor Romeo und Julia fürchtete sie sich vielleicht in Rückerinnerung an jenen Tag. — Merkwürdig war ihr auf einmal, daß Anna des Malers erwähnte als einer noch gegenwärtigen Person. Sie hatte nicht nach ihm fragen mögen und hatte halb gewünscht, — vielleicht auch halb gefürchtet, — er möchte abgerufen sein. Warum aber, wenn er noch da war, zeigte er sich nicht? Anna also hatte er sich gezeigt, er hatte ohne Zweifel seine Neigung, seine Huldigung gewechselt.

Das Alles zog durch Elisabeth's Seele, während sie — keine Antwort gab. „Es wäre ja recht gut,“ mußte sie denken, aber es stahl sich ein Gefühl der Verachtung, der Bitterkeit ein.

„Gefallen dir meine Projekte nicht? bist du unzufrieden?“ fragte Anna verwundert.

„Nein,“ sagte Elisabeth, „und ich gedenke nicht mitzuhalten.“

„Warum aber?“ rief Anna eifrig; „wäre das nicht Jammerschade?“ Hast du nicht den besten Anfang gemacht? Hast du nicht die Bewunderung Aller erregt, die dich hörten? Ist es nicht zweifellos, daß du dich ausgezeichnet zu dieser Rolle der Julia eignest? Willst du nun bloß aus unbegreiflichem Eigensinn uns diese Freude verderben?“

„D!“ sagte Elisabeth, „an meiner Mitwirkung liegt nicht viel. Du kannst dir sonst Jemand heranziehen. Jedes Mädchen, das ein wenig singen kann, mag wohl die Rolle einer Julia unter deiner Leitung sich anpassen können.“

„Sich anpassen können! Die Rolle einer Julia! — jedes Mädchen, das ein wenig singen kann! Höre!“ rief Anna mit Entrüstung. „du beweiseſt, daß du noch gar keinen Begriff von Natur und Kunst haſt! Wenn du dich ſo ſchlecht darſtellteſt, als du deine Darſtellung ſchlecht erkeñnt, ſo ſtünde es ſchlecht um deine Darſtellung, — ſo würden Shakeſpeare'ſche oder unſere modernen Helden argumentiren. Nein, daraus wird nichts, daß ich mir Mädchen zuſammenleſe; ich ſage dir: Romeo wird in vierzehn Tagen gegeben, und du biſt die Julia!“

„So? Werde ich wohl gezwungen werden? Habe ich etwa nicht das Recht zu ſagen: ich will oder ich will nicht als Opernhelbin auftreten?“

„Nun,“ ſagte Anna etwas ſanfter, „du haſt freilich auch das Recht, zu ſagen: ich will nicht; aber wenigſtens mußt du, wenn du uns Allen die Freude verderbeſt, auch triftige Gründe angeben, warum du das thuſt.“

Elisabet war ärgerlich und doch in einiger Verlegenheit. Denn es fiel ihr im Augenblick gar keine Ausrede ein. Sie hatte nichts im Kopf, als daß ſie nicht helfen wollte, den Triumph der Sängerin und die Bewunderung des Maler's für dieſelbe neu zu erwecken. Sie gab ſich darüber nicht Rechenschaft; ja, ſie wäre erſchrocken, wenn es ihr klar geworden wäre und ſie war daher zufrieden, als ihr auf einmal ihre Hausfrauenpflichten und ihre nicht feſte Conſtitution zur Entſchuldigung vor ſich ſelbſt und Andern in den Sinn kamen. Sie zögerte nicht, beide als triftige Gründe einzulegen.

„Paß!“ rief Anna, „deine Hausfrauenpflichten leiden nicht Noth! Dein Gatte ſelbſt iſt für ſolche künſtleriſche

Produktionen ja äußerst eingewonnen, und dein körperliches Unwohlsein ist gehoben. Wahrhaftig, du siehst wieder besser aus, als der Maler. Der arme junge Mann ist noch sehr bleich; er ging gestern zum erstenmal ein wenig spazieren, da sah und begrüßte ich ihn."

"Wie? — war er denn krank?" sagte Elisabeth mit fast flodender Stimme; "ich wußte nichts davon."

"Was? das wußtest du nicht? Seine Wunde nahm einen so bedenklichen Charakter an, es trat ein Fieber dazu, das wahrscheinlich durch die nächtlichen Abenteuer in der kalten Luft veranlaßt worden war."

Elisabet wurde roth und bleich. Sie sah sinnend vor sich nieder. Sie also war die Schuld der Verschlimmerung. Darum vielleicht hatte ihr Robert gar nichts von des Malers Leiden gesagt. Aber auch er selbst hatte sich gar nicht geschont. Wie hatte er übermüthig auf dem Schloß mit seinem Leben gespielt, wo er an die einzige Hand das ganze Gewicht seines Körpers gehängt hatte! Ihm war also jener Tag eben so übel bekommen, wie ihr. "Geht es ihm also doch jetzt wieder besser?" fragte sie fast zaghaft.

"Ja, er war dem Weiste nach lebhaft, wie sonst. Eberhard hatte ihn unermüdlid gepflegt. Er erzählte mir, wie er in seiner Fieberhitze immer von Romeo und Julia geträumt, und wie er bereits eine Skizze entworfen habe, um dieselben zu malen. Es müßte in den fremden Gewändern unser wohlgetroffens Bildniß werden. Aber eben darum müssen wir uns ihn in würdiger Umgebung mit bester Dekoration darstellen. Er äußerte den Wunsch, uns in ächten Costümen noch einmal zu sehn, und dieser

Wunsch brachte auch meinen halben Vorsatz schnell zur Reife. Er war entzückt darüber und versprach mir seine beste Mitwirkung zur Dekoration, sobald seine Gesundheit es erlaube." Nun ließ sie sich wieder weiltäufig aus über diese ihre Voranstalten, über die übrigen Mitspieler, über die Gewänder, die sie für sich selbst und für Elisabeth in reichster Qualität besäße, die für Letztere nur einiger kleinen Veränderungen bedürften.

Elisabet hörte schweigend, aber lange nicht mehr mit dem Unmuthe zu, wie vorher, und als die Sängerin Abschied nahm, war es zwar nicht ausgesprochen, aber stillschweigend betrachtete es Anna doch als eine ausgemachte Sache, daß Elisabeth wieder Julia sein würde.

"Ei! noch etwas!" sagte Anna unter der Thüre; „ich hatte längst den Wunsch, die edle Kunst des Malens, die ich nur sehr schwach in meiner frühesten Jugend getrieben habe, wieder aufzunehmen, und ließ daher gegen Bertram ein Wort davon fallen. Er zeigte sich sehr bereitwillig, mich zu unterrichten, äußerte aber zugleich, du würdest ohne Zweifel mit von der Partie sein. Ich möge mich an dich wenden, und wir Beide sollten uns über Zeit und Stunde verständigen; er stehe jeden Augenblick, der uns gelegen sei, zu Befehl."

Was sollte Elisabeth sagen? Robert hatte dem Maler zugesagt, ihr eigenes Herz zog sie zu den Farben, mehr noch als in's Reich der Töne: konnte, — mußte sie denn da wohl widerstehn? Wir dürfen ja eine Gelegenheit, unsere Fähigkeiten höher auszubilden, unser geistiges Ich zu vervollkommen, nicht unbenützt vorüber gehn lassen. Es trägt ja jede Kunst, um die wir reicher geworden

sind, dazu bei, uns geistig freier zu machen, unser Wesen zu kräftigen und zu verklären. War Elisabeth nicht eine Hörin, daß sie die gute Gelegenheit nicht längst benützt hatte? Und — ihr fiel etwas ein, wie es ganz sicher und unschädlich für sie werden konnte; sie beschloß nämlich, auch noch Eberhard mit hereinzuziehen, der dann nie fehlen durfte beim Unterricht. Ganz froh über diesen Fund besprach sie sich mit Anna über das Nähere und sagte ihr, wie ohne Zweifel auch Eberhard mithalten würde, was jene sich gern gefallen ließ.

Eine künstliche, neue Welt ging für Elisabeth auf. Der Maler war so liebenswürdig, so sanft und bescheiden; er war so glücklich, die Damen in seiner Kunst unterrichten zu dürfen, sprach so gar nichts weiter an, als nur den Genuß dieses Glückes, daß Elisabeth der festen Ueberzeugung wurde, er habe wirklich nie etwas Anderes im Auge gehabt, als seine Kunst, nie einen andern Wunsch, als diesen seinen theuersten Schatz ihr mitzutheilen. Sie war ihm dankbar dafür, wurde heiter und froh, und belohnte seine treuen Bemühungen durch eine Lernbegierde, durch einen Eifer, eine Ausdauer, — durch Fortschritte, wie sie wohl nicht alle Tage bei einer Lernenden zum Vorschein kommen.

Der Maler hatte sich während seiner eigenen Leidenstage die bittersten Vorwürfe gemacht, daß vorzüglich durch seine Schuld, wie er wohl denken mußte, — oder durfte, — das ihm so theure Wesen in Lebensgefahr gebracht worden war. Sein Herz hob sich zwar hoch.

vor Entzücken, wenn ihm die Vermuthung zur Gewißheit anschwoll, daß sein halblauter Wunsch sie zu der unbesonnenen That mit angefeuert haben könnte, aber er wollte sich's zur ernstestn Warnung dienen lassen, nie mehr dazu zu helfen, daß Elisabet zu falscher Kraft geschraubt, zu künstlicher Höhe aufgewirbelt werde. Sein eigenes Leiden hatte auch dazu beigetragen, ihn sanfter und weiser zu machen, was dann, verbunden mit seinen Betrachtungen, jene liebenswürdige Stimmung hervorrief, die die ganze Welt in goldenem Lichte sieht und eben darum wieder von der Welt in goldenem Lichte gesehn wird. Wirklich, Freund Eberhard, unser Berichterstatter, der jene Lektionen mitbesuchte, die gegenseitige Haltung der Gemüther mit ansah, wird heute noch übernommen von einer gewissen Weichheit, wenn er jener Zeit gedenkt, wo alle Kräfte von Lehrenden und Lernenden sich auf den Einen Punkt geworfen hatten, sich gegenseitig anzuregen, zu beleben, zu fördern. Er selbst war, wie überall, so auch hier, mehr stiller Beobachter, als thätiges Mitglied, und zeichnete sich die Gruppen in seinen Kopf, während die Gruppen ihre Zeichnungen auf Leinwand, Elfenbein oder Pergament zu Gemälden förderten.

Elisabet fertigte zuerst mehrere kleine Aquarelllandschaften, und als diese sich gar wohl gelungen darstellten, kam sie gleich auf den Gedanken, dieselben in eine elegante Briestafel fassen und ihrem Lehrer zum Geschenk machen zu wollen.

Anna hatte weit nicht das Talent für Malerei wie Elisabet, und obgleich sie dieser wacker nachzueifern suchte, blieb doch ihre ganze Behandlung der Farben unsicher; sie

brauchte viel öfter als Erstere die Nachhülfe und den Rath des Meisters, den sie sich auch unaufhörlich erbat, während bei Elisabeth, wenn sie über eine Farbenmischung einmal einen Rath empfangen hatte, nie ein zweiter nothwendig war.

Diese Stunden wurden Allen so theuer, daß wo möglich nie Einer auf sich warten ließ. Eberhard wohnte in der Mitte zwischen den übrigen Mitgliedern. Sein Hausherr hatte ein Zimmer eingeräumt, das eigens diesem Zwecke gewidmet wurde, und in dem man sich mit seinen Farben nach Belieben ausbreiten konnte. Auch Bertram hatte eine Staffelei hier aufgeschlagen und vollendete während der Unterrichtsstunden ein Gemälde, das er schon in Florenz angefangen hatte: eine Partie außerhalb der Thore von Florenz mit unvergleichlichen Baumgruppen, und diese Bäume waren zum Theil so ganz im Vordergrund, daß die einzelnen Blätter mitunter mehrfache Schattirungen erforderten. Bertram trug seine Oelfarbe pinselvoll darauf, was manchen Spas der Andern hervorrief. Er ließ sich jedoch nicht irre machen. Jeder Baum trat mit einer dunkeln Farbenpracht hervor, daß sich das Auge mit stillem Entzücken darein versenkte.

Elisabet liebte für sich deutsche Landschaften mit deutschen Eichen, deutschen Tannen oder Föhren und — fernem Bergen. Immer mußte der Blick leise in irgend eine Ferne tauchen können. Robert war oft gegenwärtig und, obgleich er selbst nicht malte, konnte es nicht leicht einen trefflicheren Kenner und feineren Kritiker geben, als ihn. An seines Weibes Fortschritten hatte er große Freude,

und Elisabeth war wirklich der Meinung, sie habe nur um feinetwillen diesen Kunstzweig wieder aufgenommen. Sie freute sich immer, ihm wieder etwas Neues zeigen zu können, um auf's Neue seine Bewunderung zu erregen; ja, sie war stolz darauf, ihm auch mit einer Kunstfertigkeit imponiren zu können, die er nur bewundern, nicht nachahmen konnte. Sie neckte ihn damit nicht wenig. —

Doch, wir haben zu berichten, wie die Oper ablief.

Die Sängerin hatte ihre Einrichtungen mit großem Kunstsinne im unteren Saale getroffen. Der kleinere Theil war für die Bühne eingerichtet, ein hübscher Vorhang und Coulissen waren besorgt, die Malerei von einem Zimmermaler nach Anweisung Vertram's gefertigt, soweit sie zu dieser einfachen Oper nothwendig war. Die Mitspieler hatten sich wacker eingeübt; vorzüglich Falstaff ergözte als Capulet durch seine gewaltige Bassstimme. Studenten der Liedertafel waren glücklich, den Chor repräsentiren zu dürfen, den Lorenzo machte Schwäberlein, den Thebaldo wieder Vertram. Die Vorstellung verzögerte sich aber eine Woche, weil die Gäste der Frau Anna später, als sie erwartet waren, ankamen.

Die ganze „gute Gesellschaft“ der Universitätsstadt wurde eingeladen, und der Abend für diese auch ein außerordentlich genussreicher. Anna war herrlich als Romeo. Das eigenthümlich Schöne ihres Spiels bestand darin, daß sie in ihrer Rolle ganz aufging und durch fast blickartiges Erfassen ihrer jedesmaligen Situation auch dem geübtesten Hörer wieder die Illusion beibrachte, das, was er hier vor sich habe, sei nicht Spiel, sondern Wirklichkeit.

Sie war groß nicht sowohl durch ihren Gesang, als singend durch ihre Mimik. Ihre Stimme hätte für sich selbst ohne dieses ausgezeichnete Spiel wohl nie besonderen Effect hervorgebracht. Mit diesem zusammen wirkte sie aber auf eine Weise, die das Gefühl der höchsten Befriedigung im Kunstgenusse gab.

Aber wie spielte und sang denn Elisabet? Sie trug ein weißes Atlasgewand, sie fühlte sich und sang weit fertiger, als das erste Mal, aber — von dem süßen Zauber der unbewussten, scheuen Kindlichkeit, der bei der ersten Aufführung über ihrem ganzen Wesen lag, war nichts zu fühlen, nichts zu schauen. Man konnte sie bewundern, man konnte sie lieben, aber in tiefster Seele von ihr gerührt und hingerissen war man nicht. Elisabet selbst schien das zu fühlen. Sie wurde ärgerlich über sich, ja unglücklich, und die letzte Scene gerieth ihr noch besser.

Die Bewunderung, die Romeo erndete, war unbeschreiblich; er wurde gerufen und, wenn er sich zurückzog, immer von Neuem gerufen; die Bühne war überschüttet mit Blumen und Kränzen. Der ruhmgesättigten Sängerin war aber das nichts Neues, sie trat ruhig und sicher auf und nahm, als beim zweiten Ruf auch Julia genannt wurde, diese gütig an die Hand, um sie herauszuführen. Julia aber entzog ihr die Hand und sagte, sie verlange nicht, nachdem sie gestorben sei, sich sogleich dem Publikum wieder als lebend zu zeigen; das sei nur groß bei großen Künstlerinnen. Der Spott, der in diesen Worten und den sie begleitenden Mienen lag, hatte etwas Verletzendes, und wenn Anna in gleichem Tone hätte antworten wollen, so hätte es Streit geben können.

So aber begnügte sie sich, das Auge stolz über Elisabet hinlaufen zu lassen und ihr als Romeo ein gar artiges Compliment zu machen. Elisabet schämte sich, sie fühlte, daß das nicht die rechte Stimmung sei, der eine Julia gegenüber einem Romeo Raum geben sollte, und als dieser nach dem Entgegennehmen der zweiten Huldigung wieder zurücktrat, flog sie in seine Arme und küßte ihn. Die Männer kamen eben zu dieser Zärtlichkeit. Robert lachte und sagte: „Am Ende stiehlt mir der schöne Romeo meines Weibes Herz; da werde ich trostlos und werfe mich in des Thebaldo Arme!“ nahm den Thebaldo und küßte ihn zärtlich. Elisabet aber wollte das nicht dulden, sie zog böse den Gatten fort, und als er nun sie selbst küßte, hatte sie nichts dagegen.

Der Literat trat zu seinem Romeo, und Thebaldo sagte fast schmerzlich lächelnd: „Da paaren sie sich, und — ich stehe allein.“ Eberhard hüpfte herbei; der arme Schelm hatte müde Finger von seinen Piano's und Forte's, die er in Gemeinschaft mit dem Musikdirektor der Stadt meisterlich abgehaspelt hatte, aber er hatte doch noch Laune genug, seinen breiten, häßlichen Mund dem Maler sehr graziös zum Kusse anzubieten. Dieser lachte und gab ihm eine tüchtige Maulschelle. „Wenn du nicht mein Schooskind wärest,“ rief Eberhard grimmig, „so sollte dir das übel bekommen!“

„Ei, hätte ich doch den Vorhang aufgezogen!“ sagte Capulet. „Dieses Nachspiel hätte vielleicht der hohen Gesellschaft noch besser gefallen, als das Vorspiel.“

Es war recht gut, daß die Gesellschaft jenseits des Vorhangs in einem bedeutenden Summen besangen war,

sonst hätten ihr diese schönen Gespräche sund werden müssen. Falstaff aber rollte nun wirklich den Vorhang wieder auf, und die Gruppen sahen sich plötzlich den Blicken der Menge ausgesetzt. Bei den Hurrab's, die nun nicht mehr enden wollten, machte Eberhard die tiefsten Bücklinge und sprach endlich mit gerührter Stimme einen Epilog, worin er zu verstehen gab, daß die hier gegenwärtigen Personen lauter Marionetten seien, die nur nach seiner Pfeife getanzt hätten. Ihm allein gebühre der Dank, den er hiemit dankbarst entgegennehme.

Mit der geweihten, tragischen Stimmung, die das Trauerspiel „die Montechi und Capuleti“ in einem gebildeten Publikum hervorbringen sollte, war es nun freilich durch solche Burlesken an diesem Abend zu Ende, und als die Gesellschaft allein war, sagte die Sängerin, Elisabeth die Hand gebend: „Du hattest doch nicht so ganz Unrecht; durch dieses Rufen und Wiedererscheinen auf den Bühnen ist der Totaleindruck zerstört, der ein solches Stück zum Ganzen macht und in der Phantasie des Publikums dasselbe nachwirken läßt als Wirklichkeit, wenn auch der Vorhang geschlossen ist. Wenn wir wieder einmal spielen, wollen wir's anders machen.“

Aus Elisabeth's Tagebuch.

„Es scheint mir eben doch Vieles nur allzuwahr, was ich so gelegentlich aus Robert's Munde höre; und warum denn sollte, was wahr ist, nicht auch gut zu wissen für Alle sein? Am Ende ist es doch nur Dunst,

der mich ängstigt, der sich mir auf die Brust setzt; — wenn ich mich auf die lichten, freien Höhen rette, werde ich so frisch und frei athmen, wie die Andern. Ich will mir nun einmal die Säge, wie ich sie höre, zu merken suchen und zusammenstellen.

„Die wahre Religion ist nothwendig eine geoffenbarte.“ Natürlich!

„Während in der Kunst das Göttliche in sinnlicher Form erscheint, ist es hier Gedanke oder Vorstellung, worin die einzelnen Bestimmungen noch außer und neben, nicht aber in einander sind. Die geoffenbarte Religion stellt Gott vor als den Dreieinigen.

„Gut und böse sind Gegensätze, aber in dieser Ausschließlichkeit einander gleich. Das Gute, wenn es nur für sich ist, sich nur auf sich selbst bezieht, ist eben das Böse, und das Böse ist nichts Anderes, als das für sich Gut-sein, wenn man nicht in Andern und für Andere leben will.“ Gewiß!

„Die ersten Menschen waren gut, aber weil sie nur unmittelbar gut waren, so versielen sie dem Andern, dem Bösen, und es zeigt sich die erste Stufe als eine unwahre; damit waren sie aber doch weiter gekommen in der Entwicklung zur wahren Freiheit; sie wußten jetzt, was gut und böse sei, und es bedurfte nur noch, daß diese beiden einseitigen Begriffe des Guten als des Inhaltes und des Bösen als der Freiheit sich zusammenschlossen im Begriff der freien Sittlichkeit.

„Die Philosophie ist Begreifen alles dessen, was ist. Sie hat nicht bloß die Natur und den menschlichen

Geiß, sondern auch den unendlichen göttlichen Geiß zu ihrem Gegenstand.

Ider wird so oft gleichbedeutend genommen mit dem unerschöpflichsten Gehalte unserer Einbildungskraft, das nie und nimmer Bestand zu gewinnen vermag, da sie doch der inhaltsreichste, lebensvollste Gehalt ist, der mit schöpferischer Kraft sich seine Verwirklichung sucht, in und durch welchen diese reale Welt ihr Bestehen hat.

Vorstellung und Begriff sind nur unterschiedene Formen desselben Inhaltes. Die Form der Vorstellung ist Geschichte, Anschauung; die Form des Begriffs ist abgezogener, allgemeiner Gehalt. Der gemeine Mann meint, wenn ihm die Form verloren gehe, so habe er auch seinen Inhalt mehr. Aber dieser sieht sich nur selbst eine andere Form, während er unverändert bleibt.

Das Vernünftige ist wirklich, und umgekehrt ist das Wirkliche vernünftig. Wenn eine Ider zeitgemäß ist, so tritt sie auch geschichtlich hervor, erhält Bestand und wird wirklich. In der vernünftigen Weltordnung ist das Böse als verfehlte, unwirkliche Erscheinung, die nichts für sich ist, sondern in sich nicht einig, dem Guten in die Hände arbeiten muß, ausgeschlossen, d. h. hat nur untergeordnete Geltung.

Die Himmeln werden mir noch und noch geläufig, und es ist doch auch hübsch, sich darin bewegen zu können! Die starren, steifen Vorstellungen des gemeinen Lebens verwandeln sich nach meinem Willen in bewegliche Geißer, wie der alte Besen in Goethe's Zauberlehrling. — Doch warum fällt mir gerade diese Vergleichung ein? Wurde doch der listigste Vorwitz halt genug bestraft, als der

arme Jüngling den Kastrator des empfindlichsten Elements nicht mehr beschwören konnte. Sollte es mir vielleicht auch so gehen und mir das letzte Wort entfallen, wodurch am Ende wieder Alles wird, wie es gewesen? Aber es lebt ja der alte Meister! darf ich doch nur Ihn rufen, wenn die Gedanken allzu rasch sich bewegen und mir für den Augenblick den Sinn verwirren sollten.

Der Drang des Menschen, Alles begreifen und erfassen zu wollen, ist nicht, wie man bisher glaubte, Ursache des Verderbens der Menschen, weil sie dabei die der Erkenntniß gesetzte Schranke überschreiten und sich in ein Gebiet wagen, das sie nicht mehr mit nüchterner Besonnenheit zu beherrschen vermögen, und daher zur Strafe ihres Hürwiges in mögliche Gefahren gerissen werden. Der Trieb, über das kausale Naturleben hinauszugehen, ist dem Menschen wesentlich, ist eine notwendige Betätigung des Geistes, der seine Natürlichkeit aufzugeben, wissender Geist zu werden, die Bestimmung hat. Wenn daher auch ein Verderben eintritt, da, wo das Bedürfnis zum Philosophiren sich regt, so ist in der Philosophie auch die Heilkraft, dieses Verderben zu überwinden, wie eine Entwicklungskrankheit zwar dem Leben des Kindes Gefahr droht, zugleich aber den tödtlichen Stoss auslöst, so daß der Organismus gesünder und kräftiger wird, als er zuvor war.

Die Thätigkeit des gewöhnlichen Verstandes beschränkt sich auf die bloße Verstellung, oder das Hervorsetzen sinnlicher Anschauungen durch die Einbildungskraft, die zwar in Beziehung zu einander gesetzt hat, aber noch d. i. Einerwelt angehört, ihrer Besonderheit an sich tragen

und der freien, allgemeinen Form des Gedankens entbehren. Der sinnliche Mensch kann sich die Wahrheit des Gedankens nur im Bilde vergegenwärtigen. Der den sinnlichen Dingen zu Grund liegende Gedanke muß sich aus den Verwicklungen der Erscheinungswelt herausarbeiten, reinigen, befreien, um zu sich selbst zu kommen, einfacher Gedanke zu werden, und zwar von dem niedrigsten, sinnlich wahrnehmbaren Gegenstand herauf bis zu den höchsten Lebensgebieten der Kunst und Religion, in welchen allen er noch ein seiner Geistigkeit fremdes, unangemessenes Gewand trägt. — Es wird mir soß unheimlich zu Muthe vor diesem nackten Gedanken, der mir meine schöne Traumwelt, in der ich mich bisher allein bewegt habe, so unheimlich zu zerstören und eine schreckliche Täuschung um die andere aufzulösen scheint. Diese reiche, schöne Welt wird entzaubert; und warum? — um dem kalten Gedanken Platz zu machen, damit er allein die Herrschaft habe! Und doch, — hat er sie nicht wirklich? herrscht nicht hinter und über dieser Wirklichkeit, die nur dem Scheine nach ein selbstständiges Dasein hat, der Gedanke, der unerbittlich alle ihre Geheulen entkleidet und ihnen nichts übrig läßt, als das leere Sein? — Ich erschreke, es überläßt mich ein Alt. Fort, ihr Gedanken!

— — Wenn schon durch die freßende Schärfe des Gedankens alles erscheinende Leben seine Auflösung finde, so sei dasselbe damit nicht verloren; indem es aufgehoben werde, sei es im Gedanken zugleich aufbewahrt, und werde sich nach einander in höherer, freier, geistiger Weise wieder herstellen. Der Gedanke müsse alles wirkliche, bestimmte Leben ebenso aus sich heraus gebären, als

wieder in sich zurücknehmen, und diesen Verlauf habe die Philosophie darzustellen.“

„Zum weiteren Nachdenken will ich mir ein Blättchen, das ich bei Robert fand, hier abschreiben: Zuerst ist's der reine Gedanke des Seins, der sich in sich selbst vertieft und dadurch mit immer reicherem, bestimmterem Inhalte sich erfüllt, als ein System ewiger Gedanken, bis er auf seiner Höhe umschlägt, und seine Fülle ausgießt in einem Achen- und Nacheinander von Raum und Zeit, in der materiellen, bewußtlosen Natur, in welcher er sich selbst verliert, hierauf aus diesem Meer der Entäußerung als endlicher, bewußter Geist an's Land steigt, eine sittliche und rechtliche Ordnung schafft, die er im Lauf der Weltgeschichte durchbricht, um sich zum unendlichen Geist zu erheben und in der Kunst, Religion und Philosophie seine Versöhnung zu finden, und sich seiner selbst bewußt zu werden. —

„Wie wunderbar diese Sätze sind, dem bisherigen Menschenverstand Hohn sprechend! Was seither für Wahrheit galt, dem wird geradezu widersprochen, das förmliche Gegentheil behauptet, und nicht etwa nur behauptet, sondern aufgezeigt. Ja, die Gedanken selbst, wenn man sie festhalten und sich klar machen will, verändern sich unter der Hand und gehen in ihr Gegentheil über, so daß mir oft recht bange wird, ich möchte gar nichts Festes, Gewisses mehr behalten, und mich oft frage, ob ich denn noch Ich bin? — Aber das ist ja eben die eigentliche Beschaffenheit der Dinge, endlich zu sein. Sagt ja doch auch Göthe: die Welt ist voller Widerspruch; und sollte sich's nicht widersprechen? Weiß ich ja doch schon lange,

dass die Extreme sich nicht nur berühren, sondern gegenseitig hervorrufen, bis sie sich in eine höhere Einheit auflösen.

„Und doch — es kommt mir oft alle philosophische Beweisführung wie Narrheit vor, — wie ein Dasei, der sich in seinem Kreise unaufhörlich dreht, bis er uns Alles, was wir vorher festhielten, aus der Hand gewunden hat. Ich will den Dasei fahren lassen — —“

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Robert ging mit seiner Frau einträchtig spazieren. Bei Elisabeth war jetzt mehr als je, sobald sie sich im Freien befand, die Natur in ihrer schönen Gegenstand ihrer aufmerksamen Beachtung. Ihr großes Auge sog begierig jeden Gegenstand in jeder Wendung, jeder Beleuchtung ein, und oft blieb sie stehen, die Fingerspitze auf den lächelnden Mund gelegt, um diesem Berge, jenem Gebüsch, diesem Hüttchen seine Geheimnisse abzufragen.

„Ach, Robert, sieh nur dieser Baum! wie göttlich! — mit diesen tiefen, schwarzen Gründen, mit diesen saftigen, dichten, hell hervorstechenden Particn, mit diesen leisen Uebergängen! — und dort der durchriszene Zweig! wie leicht hängen die einzelnen Blättchen in der Luft und fliegen gegen den blauen Himmel ab! — O, gib deine Brieftasche einen Augenblick und laß uns hier in's Gras liegen, ich möchte ihn zeichnen!“

Robert lachte, gab, legte sich in's Gras, doch so, daß er mehr die Augen seiner Frau, als den Baum im Gesicht hatte, sah ihr eine Weile zu und sagte nach einer Pause: „Ich sehe an deinen Augen, wie schön dein Baum ist. Warum aber, Elisabeth, nennst du ihn göttlich? Nennst du wohl, Gott sei da!“

„Welche Frage!“ rief sie lachend; „was werde ich nur meinen, Gott werde darin?! Das könnte höchstens ein närrischer Philosoph meinen. Uebrigens mahnt mich deine Rüge an das Einfältige dieses Aes; doch ist der Baum ja ein besonders schönes Zeugnis seiner Herrlichkeit und Schöpferkraft.“

„So, so!“ sagte Robert; „aber Elisabeth's Schöpferkraft gleicht nicht der ihres Gottes; sie kann nicht sagen: werde! so steht es da. Sie muß viele Striche machen, bis sie endlich einen Baum hat.“

„Gott läßt den Baum auch lange wachsen, bis er endlich so groß vor uns steht; er läßt ihn auch sich selbst heraus sich entfalten.“

„Wenn er aber das thut, muß denn nicht seine Kraft darin sein?“

„Nun ja, wie er sie Allen mittheilt, was wachsen und gediehen soll, wie sein lebendiger Odem durch Alles zieht. — Doch wie kommt der Herr dazu, mich zu lateinisiren? Meint er etwa, ich sei der Hinterlehre noch nicht entwachsen, und wisse noch nicht zu sagen, was Gott ist?“

Ihr Blick war dabei fest auf den Baumstamm gerichtet, und streifte auf der Reise nach dem Papier nur von der Seite den Gatten.

„Ei, so sage mir doch einmal: was ist denn Gott?“ rief Robert lustig.

Elisabet war allzusehr im Eifer, als daß sie sich Zeit genommen hätte, über seine Frage nachzudenken. Vielleicht hätte sich sonst das Gespräch anders gekreuzt. Denn eigentlich hatte sie in seine Philosophie schon tiefer

geſchaut, als er nur glaubte; ſie liebte es aber, ſich ſelbſt nicht klar zu werden.

Robert war auch unwillkürlich wieder erſt gewor- den; er ſagte, ſaß mehr zu ſich ſelbſt, als zu ihr: „Ich bin ein Iher. Weiß ich doch auch ohne Katechiſation, daß du ihn kennſt, und daß er dir nahe iſt. Dein Baum iſt ſchön gewe.... Komm, laß uns gehn.“

Elifabet ließ ſich fertzichen, ſagte aber auf einmal: „O, warte nur noch einen Augenblick! ich möchte ihn auch noch von dieſer Seite betrachten.“

„O, der jäh'n Erratur!“ rief Robert lachend, drehte ihr Haupt vom Baume ab und ſich zu, und ſagte: er ſei noch ſchöner als der Baum, ſie ſolle doch lieber ihn be- wundern.

Elifabet meinte, der Baum ſei aber beſcheidener, als er, und habe ihr ſeine Schönheit nicht ſelbſt angeprieſen.

Dem Baume ziemte es auch, ſumm zu ſein. Er aber ſei der Herr der Schöpfung und noch überdies ihr Ehe- herr, meinte Robert wieder, und habe das Recht, wenn ihre Augen von ihm ſich verirrten, ſich dieſelben wieder zujammenzuho.

Gegen dieſe Wahrheit konnte Elifabet keine Gegen- gründe. Nur meinte ſie, er möge ſich doch ja nicht in der Eiferſucht an dem armen Baume vergreifen. Denn obgleich ſie hoffe, daß ihm kein Götterblut entſtrömen würde, wie Laſſo's verzauberten Bäumen, ſo ſei doch auch ſein gemeiner Saft löſbar genug, und deſſen Ausſtrö- mung würde ihm das Leben ſetzen.

„Aber ein Anderer hätte wohl Götterblut, wenn man's in der Eifersucht vergösse, nicht wahr?“

„Dann wär's noch mehr Schade. Und obendrein schlimm, denn Götterblut rächt sich.“

Die große Vorliebe Elisabeth's für die Malerei hatte sie veranlaßt, die Wasserfarben zu Ausführung kleinerer Piecen nach Hause zu nehmen und in den Unterrichtsstunden ein größeres Stüd in Oel anzufangen. Sie verwendete freilich manche Zeit darauf, die sonst zu andern Arbeiten recht nöthig gewesen wäre, und die Haushaltung war nicht immer im besten Gange. Robert selbst aber sah ein, doch das, was auf der einen Seite seines Weibes Stärke war, auf der andern Seite auch Schwäche sein. — daß, weil ihm die Stärke giel, er die Schwäche auch mit in den Kauf nehmen müsse, und war daher manchmal nachsichtig, auch wo viel weniger geleistet war, als er wohl mit Recht hätte erwarten dürfen. Nur wenn ihm die Nachlässigkeit gar zu groß schien, brannte er manchmal auf, was aber dann oft recht ungünstig von Elisabeth aufgenommen wurde. Sie war dann entweder empfindlich, oder ärgerlich und gewöhnte sich, das, was sie that, mit einer gewissen Hast zu thun, was allen ihren Arbeiten den Stempel der Ungründlichkeit, der Hastlosigkeit aufstrich. Auch mit dem Lesen war es so. Es trieb sie unwiderstehlich vorwärts, sie konnte sich nicht losreißen, sie eilte mit Hast durch die Blätter, bis sie zu Ende war, dann trat Uebersättigung an und das Schöne war verloren.

Ein Vorgang riß übrigens die Decke weiter auf, die auf ihrem eigentlichen Wesen lag, und trieb sie, solche wieder fester zu fassen.

Es war schon einigemal die Rede davon gewesen, man wolle dem Andrängen einiger der lautesten Schreier unter den Verehrern des Romeo und der Julia unter dem größeren Publikum nachgeben und das Stüd wiederholen. Davon mochte besonders der Maler geheime Mitursache sein, der der Frau Anna erklärt hatte, es gehe über seine Kraft, das Gemälde von Romeo und Julie zu vollenden, wenn es ihm nicht möglich gemacht werde, die beiden Gestalten noch einmal vor sich zu sehen und in ihrem Totalcindruck auf sich einwirken zu lassen. Anna war gern dazu bereit und wußte auch Elisabeth und die Andern dazu zu vermögen.

Am Morgen des Tages nun, da die Aufführung stattfinden sollte, ließ sich der Maler bei Frau Anna melden, trat mit seiner feinen, leichten Weltart in tadellosem Anzuge bei ihr ein, entschuldigte sich wegen der ungewohnten Stunde seines Besuches und ließ eine verdeckte Tafel, die sein Diener brachte, in die Ecke stellen. Nachdem Letzterer sich entfernt hatte, bat er mit Schüchternheit, ihm eine Bitte gewähren zu wollen, die er ihr vorzutragen hätte.

Anna war dem jungen Manne sehr — gewogen, und wie er hier so vor ihr stand, mußte sie wieder denken, wie sie schon manchmal gedacht hatte: „Das ist ein herrlicher Mensch!“ — Der Maler gestand ihr nun, daß es ihm durch strenges Festhalten der Erinnerung dennoch möglich gewesen sei, die Gestalten von Romeo und Julie

gewiß treu genug zu erfassen, und er schäpe es sich zur höchsten Ehre, der großen Künstlerin, der man dies Gemälde verdanke, dasselbe zum Geschenk zu machen. Er zog damit die Decke von der Tafel fort, und Anna trat einige Schritte zurück vor Erstaunen; denn fast in halber Lebensgröße stand sie selbst als Romeo vor Elisabet, als ihrer Julia in dem Augenblick, da Romeo diese zum Fliehen nöthigen will, und in Julia's schönen Zügen der Streit des scheuern Jagens mit der Sehnsucht der Liebe liegt. Man konnte aber nicht sagen, so entzückend Julia's Bild war, daß sie allein mit Vorliebe behandelt sei, denn es trat in Romeo die Ähnlichkeit mit der Person der Anna ganz besonders deutlich hervor, und wer sie einmal gesehen hatte, der wußte, daß das kein anderer Romeo, als eben Anna war.

Die Sängerin war entzückt: „Und dieser köstliche Schatz soll mein sein?“ rief sie aus. „Warum schenken Sie es mir, warum nicht Julia?“ — Sie sah ihn prüfend an.

„Weil wir die Produktion nur Romeo, nicht Julia verdanken. Julia verhält sich leidend. Romeo hat den Ruhm der That. Romeo gebührt der Dank, — Romeo,“ setzte er mit kühnerer Wendung hinzu, „gebührt die Huldigung.“

Die Sängerin war verwirrt und doch gehoben, als sie in das begeistert erste Gesicht des jungen Mannes blickte, wie er fortfuhr: „Nie früher, das kann ich Ihnen im vollsten Ernste versichern, hatte ich eine Ahnung von solcher Vollkommenheit der Darstellung, von solchem völligen Aufgehen seiner eigenen Persönlichkeit in einer fremden,

wie sie mir jetzt entgegengetreten ist, und meine ganze Vorstellung von wahrer Kunst ist seitdem eine andere geworden. Aber, — darf ich's Ihnen gestehn? indem ich durch Ihren Genius in der wahren Erkenntniß gefördert wurde, — indem ich über mich selbst hinweggehoben wurde, wurde auch meine Sehnsucht doppelt groß. dieses geringe Ich der Erkenntniß nachzuziehen, und dem, was ich bewundern muß, gleich zu werden. Ich sehe Sie staunen, mich fragend anblicken, — und ich bin mir selbst ein Räthsel," septe er, sich die Stirne haltend, wie in einiger Verwirrung hinzu. „Ich weiß nicht, ist es Sehnsucht, mich in diesen Genius zu versenken, oder Sehnsucht, durch ihn mich über mich selbst hinaufzuschwingen, — kurz, schöne Frau", — und damit warf er plötzlich sich ihr zu Füßen, — „ich habe eine unüberwindliche Sehnsucht, das Ich mit Ihnen zu tauschen, mein Ich zu dem Ihrigen zu erheben und — auch einmal Romeo zu werden. Werden Sie mir meine Bitte abschlagen?"

Er sah saß ängstlich fragend zu ihr empor. Seine Stellung, sein Gesicht war in diesem Augenblick außerordentlich schön. Anna war ganz verwirrt und meinte saß, sie sei auf dem Theater und habe einen Liebhaber vor sich.

„Ich bitte, stehen Sie auf," sagte sie; — „ich ver-
stehe Sie gar nicht recht, — Sie wollen also die
Rolle des Romeo übernehmen?"

„Und bis Sie mir die Erlaubniß dazu gegeben haben,
bleibe ich bittend zu Ihren Füßen."

„Nein, ich will es, stehen Sie auf!"

Er that es zögernd.

„Aber bedenken Sie denn nicht,“ fuhr sie fort, „daß das nicht möglich ist? Die Noten sind ja für eine Altstimme, nicht für einen Tenor.“

„Das ist gewiß kein Hinderniß. Ich weiß dieselben meiner Stimme anzupassen, oder vielmehr meine Stimme den Noten. Und Eberhard, der ja die Begleitung giebt, darf nur davon benachrichtigt sein.“

„Aber was soll denn ich machen? — den Ipheraldo?“ fragte Anna verlegen lächelnd.

„Ich vermuthe, daß das nicht Ihr Wunsch sei, und würde in diesem Falle den ersten Tenoristen unter der hiesigen Studentenschaft dazu berufen. Er ist der Rolle gut gewachsen.“

„Aber warum wünschen Sie so sehnlich diese Rolle des Romeo für sich? Sollte es wohl Julia — — —“

„Ich bekenne Ihnen,“ sagte Bertram schnell mit Lächeln, „daß ich es für das Publikum und die übrigen Mitspieler auf eine Applification absehen möchte. Ich trete nemlich nicht als mein Ich, sondern als das Ihrige auf, und möchte es wenigstens für den Anfang dem Erkenntnißvermögen jedes Einzelnen überlassen, ob er mich oder Sie, schöne Frau, unter der Maske veruthet.“

„Das finde ich aber gefährlich,“ sagte Anna; — — „und glauben Sie denn ganz meine Stimme, meine Miene, meine Bewegungen nachahmen zu können? Wirklich, das möchte ich doch auch mit ansehen!“

„Wenn mich die Begeisterung, der Gedanke an mein Vorbild fortreißt, so glaube ich, daß ich Alles kann,“ sagte der Maler. „Sie haben ja doch dort auch einen

Beweis," — auf das Gemälde zeigend, — „daß ich Sie zu fassen vermochte.“

„Nun, Sie haben eine herrliche Stimme und Gewandtheit genug," sagte Anna ein wenig erröthend, — „aber ich kann mich doch nicht entschließen, Ihnen die Erlaubniß zur Rolle nur so ganz im Stillen zu geben; — es kommt mir wie Contrebande vor.“

„Aber was ist denn nun dahinter so viel Besonderes!" rief der Maler fast böse; „im Ganzen wird es ja doch einerlei sein, wer die Rolle giebt, wenn sie nur recht gegeben wird. Und ich gestehe Ihnen, ich möchte nun einmal Ihnen und mir selbst und den übrigen Mitspielern und den Zuschauern zeigen, daß es noch Jemand in der Welt giebt, der nicht nur zur feurigen Bewunderung, sondern auch zur Nachahmung durch das Genie sich treiben läßt.“

Der Sängerin war's fatal. Einestheils trieb sie die Neugierde, was wohl aus der Geschichte werden würde, andertheils hielt sie Furcht zurück, — Furcht, ihre einzige beste Kraft selbst aus der Hand zu geben; denn Romeo war ihre Horte-Rolle, und wenn sie hier erreicht wurde, so war ihr eigener Ruhm zu Ende. Aber auch sich nicht erreicht, die Rolle schlecht gegeben zu sehen, konnte sie nicht wünschen um des Publikums und der Mitspieler willen; — freilich war das beim Maler nicht wohl zu erwarten. Auch war sie gar zu sehr gefangen durch sein Geschenk und seine Huldigung.

„Was wird aber Julia dazu sagen?" fragte sie mit einer etwas unsicheren Stimme; „Julia spielt nur unter der Voraussetzung, daß ich Romeo sei.“

Der Maler schlug einen Augenblick die Augen nieder, dann sagte er: „Julia hat das letzte Mal ihre Rolle nicht so gut gegeben; ich glaube, daß sie nicht mit ganzer Seele bei derselben war, und wenn es diesmal wieder so geht, so will doch ich beweisen, daß es eine andere Persönlichkeit ist, die mich begeistert und zu guter Darstellung fortreißt; — Julia selbst mag dann spielen und in ihrer Rolle zurechtkommen, wie sie will. — Willen Sie endlich gewähren?“

Und er sah sie so bittend, fast zärtlich an; sie schwankte und war erfreut, als ihr plötzlich als anständiger Ausweg das Loos einfiel. Sie machte zwei Zettelchen, schrieb auf das eine „Romeo,“ das andere ließ sie leer, wickelte sie gleichmäßig zusammen, warf sie in eine Urne und hielt sie dem Maler hin. Dieser zögerte, griff aber dann schnell zu, seinem guten Glück vertrauend, und zog — „Romeo.“

Er fiel seiner Gönnerin zu Füßen und wußte sich im Augenblick fast nicht zu fassen vor Entzücken. Eben dies Entzücken entschädigte Anna für das Opfer, das sie ihm bringen mußte. Sie besprach sich mit ihm über das Nähere, fragte ihn auch wegen des Costümes; er äußerte aber, daß er sich schon ein wenig vorgelesen, und entfernte sich dann, nachdem er mit der Versicherung unaussprechlicher Dankbarkeit ihre Hand geküßt hatte.

Warum nun verlangte der Maler die Rolle des Romeo mit solcher Eedsucht für sich? Der eigentliche Grund liegt freilich auf flacher Hand. Er glaubte dadurch Elisabeth näher zu kommen, ihre Gefinnungen, ihr Herz prüfen, gewisse Rechte in demselben erlangen zu

kennen. „Oder wenigstens,“ sagte er zu sich selbst, „ist eine solche Versuchung ein rechter Prüßstein. Bleibt sie kalt, ist für mich keine Hoffnung, so will ich auch nicht mehr in ihrer Nähe bleiben, ich will ihr dann Valet sagen für immer.“

Was sollte es denn eigentlich aber werden, wenn er nicht Valet sagte? Darüber gab sich der Maler keine Rechenschaft. — Es fiel ihm aber eben ein, daß er Robert in sein heutiges Projekt ziehen müsse. Er veranlaßte ihn zu einer Wette durch die Behauptung, er wolle den Romeo so gut geben, als Anna, was dieser lachend bestritt und die Wette einging, nachdem Vertram ihm bekannt hatte, daß Anna die Rolle ihm abgetreten habe. Vertram machte aber die Bedingung, daß Elisabeth vorher nicht wissen dürfe, wer Romeo sei. Auch mit dem Literaten machte er eine Wette und bedang sich von ihrer Seite nur Gerechtigkeit an.

Nun war Alles gut. Der Abend kam und mit ihm die Gäste. Es war, obgleich erst Ende August, ein kühler Tag. Das Publikum fühlte sich bei geschlossenen Läden schon wie in der Wintersaison.

Elisabet war äußerst aufmerksam, als nach dem Chor nicht die bekannte Stimme die ersten Worte sang: „Ihr dieses Hauses treuergebne Freunde u.“ Die fremde Stimme machte ihre Sache gut, aber es wurde ihr doch unheimlich. Wo war der alte Thebaldo? Auch Romeo hatte sie noch nicht gesehen.

Er trat auf, — größer, reich gekleidet mit herrlichem Anstand. — „Weh! wer war das?“ — Er sang, — die Stimme war männlicher, sie war nicht unbekannt,

aber sie war unendlich schön. Ihr Herz pochte zum Zerspringen.

Nein, sie konnte nicht auftreten, sie konnte nicht singen. Todesbleich wollte sie eben zu entspringen suchen, als Robert und der Literat herantraten. — „Warum hat man mich betrogen? Wo ist der andere Romeo?“ rief sie so laut und tropig, daß man es auf der Bühne hören mußte. „Ich spiele nicht, eure Oper ist zu Ende.“

„Und warum nicht?“ fragte Robert, der sie mit großem Interesse betrachtet hatte. „Warum nicht? Weil Romeo ein anderer ist?“

„Ja, und weil ich mit keinem andern Romeo spiele, als mit Anna allein.“

Auf Robert sowohl als auf den Literaten machten diese Worte einen sehr günstigen Eindruck, aber eben deswegen glaubten Beide die aufgeregte junge Frau besänftigen zu müssen. Sie gaben ihr zu bedenken, daß die Sache eigentlich nur ein Scherz sei, daß Wetten darauf ruhen, weil man Bertram seine Behauptung bestritten habe, daß er, durch Anna's Vorbild begeistert, den Romeo eben so gut geben wolle, wie sie. Sie selbst, Elisabeth, solle nun miturtheilen. Es wäre doch gar zu sonderbar, wenn jetzt um ihrer Willen willen die ganze Oper unterbleiben müßte. Das werde erst Aufsehen machen. Sie möge sich doch darin ergeben, möge spielen, wie wenn nichts dazwischen gekommen wäre. Sie, die Männer, versprächen ihr, nachher Alles der Gesellschaft aufzuklären, und ihre Ehre, wenn sie dieselbe dadurch etwa gefährdet glaube, daß sie mit einem jungen Manne spiele, vollkommen zu rechtfertigen.

Während dieser Verhandlungen war die Zeit abgelaufen, da Julia auftreten sollte; Elisabet wurde gedrängt, sie schwankte, es zog sie doch auch, diesen Romeo weiter zu sehen und zu hören, und sie ergab sich endlich darein, wiewohl mit zagendem Herzen.

Auch im Publikum war eine Unruhe. Warum hatte das Stüd nicht seinen Fortgang? Und was hatte es für eine Verwandtniß mit diesem Romeo? Einige der leidenschaftlicheren Vergötterer waren ärgerlich, nicht die hochgefeierte Künstlerin hören zu sollen. Wo war aber die Frau des Hauses? — Sie hatte sich ein gutes Plätzchen ausgesucht, wo sie von Niemand gesehen wurde und doch Alles beobachten konnte.

Die Ursache des Aufenthaltes ahnte sie sogleich, und diese ganze Sache war ihr jetzt um Elisabet's willen erst recht leid; aber sie mußte mit den Andern wünschen, daß Alles doch seinen Fortgang haben möchte. Sie wollte daher eben ihren Platz verlassen, um selbst zu Elisabet zu treten, als ihr Oatte ihr einen Wink gab, daß man fortfahren würde.

Julia stand wieder da, allein, „festlich geschmückt, gleich einem Opfer, das zum Altar man führt.“ Ihr Herz war in zitternder Bewegung. Es zog während dieses Solo's alles Weh und alle Sehnsucht, deren ein Menschenherz fähig ist, durch ihre Brust, und so wahr, wie heute, so schmelzend, zitternd bewegt hatte sie noch nie gesungen.

Als die Scene kam, wo Romeo und Julia allein sich finden, war ihr unbeschreiblich bange, und hätte nicht Romeo mit höchster Decenz vom ersten Auftreten an sich

gegen sie betragen, so wäre sie hoffnungslos geworden; aber Romeo war klüger als Julia und hatte sich mehr in seiner Gewalt. Er war zufrieden mit dem, was er sah und hörte, und diese Zufriedenheit gab ihm einen seligen Muth. Er vergaß seinen Augenblick, wo er war, was er für eine Aufgabe hatte, und zog und erhob damit auch Julia über sich selbst hinaus.

Wie aber mochte die Stimmung der Beiden sein, als Romeo sang: „Ja wir fliehen! Uns winket Beiden fern die Ruh' nach schweren Leiden. Du wirst auch in fremden Auen deiner Heimath Blüthen schauen. Jedes Glück, von dem wir scheiden, wird die Lieb' uns neu verleihen.“ — Und Julia antwortete: „Ach, Romeo, im Schooß der Meinen laß mich mein Geschick beweinen. Höhr'rer Liebe feste Bande fesseln mich am Vaterlande. Nur mein Geist darf dich begleiten, ewig wird er bei dir sein!“

Mit welchen Gefühlen sang Romeo: „Na, was hör' ich! welche Bande sind so stark als Lieb' und Treue?“ — und antwortete Julia: „Die Gesetze, Pflicht und Ehre, und die Furcht vor bitt'rer Reue!“

„Ach, du sprichst von Pflicht und Ehre,“ sang Romeo fast allzuheftig, „da man ewig uns will trennen; nur dein Mund spricht diese Lehre, doch dein Herz erkennt sie nicht. Soll Romeo ferner leben, so erhör' sein dringend Flehen, schlägt dein Herz mir treu ergeben, höre nur, was Liebe spricht!“

Elisabet sang sich selbst den Grabgesang ihrer Liebe, als sie mit fast brechender Stimme sang: „Willst du mehr noch als mein Leben, das ich ewig dir nur weidete? Doch

an meines Vaters Seite bindet mich der Tochter Pflicht. Bald wird man in's Grab mich senken, muß ich fern von dir mich sehen" u. s. w.

Sie ist die Aufforderung zum Fliehen, nie die Schmerzensstöne: Ach, Romeo! mit mehr Wahrheit gesungen worden. Man fühlte wohl, daß hier Ernst gespielt wurde. Elisabeth überkam plötzlich eine dunkle Furcht, daß es auch zwischen ihrem Vatten und diesem Romeo einmal zu einem solchen Conflist kommen könnte. Sie war furchtbar erschüttert, nahm sich zwar gewaltsam zusammen, als sie abtrat, und spielte das Stüd durch bis zur Grabescene. Als sie aber in der Bahre lag, und Romeo mit den leisen Schmerzensstönen sein Weh aushauchte, — als der Augenblick kam, wo sie erwachen sollte, da war es ihr unmöglich, einen Ton hervorzubringen. Besorgt schaute Romeo nach ihr nieder. Sie fuhr auf, sprang heraus, rief: „Mir ist weh.“ — und stürzte hinter die Coulißen.

Als Robert herbeieilte, stieß sie ihn hinweg, im nächsten Augenblick warf sie sich an seinen Hals und klagte sich schluchzend an ihn.

Das waren bedenkliche Zeichen. Er führte sie schnell in ein Zimmer, schloß die Thüre und ließ sie dann an seinem Halse ausweinen. Sie beruhigte sich endlich und sagte ihm auf sein Fragen, daß sie eben gemeint habe, es sei Alles Wirklichkeit und man weine also um ihr Leben, und sie müsse sich todt fühlen und doch Alles anhören, ohne sich regen zu können. Es sei ein entsetzliches Gefühl über sie gekommen, ein Krampf, als müßte sie sterben, — da sei sie aufgesprungen und entflohen.

Das war wahrscheinlich genug und dächte die Sache anders, als Robert einen Augenblick befürchtet hatte. Er behandelte sie mit zarter Schonung, Bertram's wurde gar nicht erwähnt, und als Elisabet an Robert's Arme unter die nächsten Bekannten trat, um Abschied zu nehmen, war sie hinlänglich beruhigt, um mit einigen Worten den sonderbaren Zufall natürlich genug erklären zu können.

Nach dem erschütternden Austritt auf der Bühne war der Vorhang schnell geschlossen worden. Bertram hatte im ersten Augenblick Elisabet folgen wollen; als er aber Robert heraneilen sah, zog er sich zurück, warf sich hinter seiner Couliſſe auf einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und war oder schien unempänglich für das, was um ihn her vorging.

Der Literat, als Hausherr, fand für gut, das Publikum in einigen Worten über den ganzen Vorfall aufzuklären; er sprach von den Wetten, die Bertram in laßigem Muthe gegen sich angeregt hätte, und über die nun das Publikum entweder in Gesamtheit oder durch Schiedsrichter die Stimme abgeben sollte. Er erzählte mit ein paar Worten, wie seine Gattin sich bewogen gefunden habe, dem jungen Manne, der so herrliche Talente hatte, nicht hindernd in den Weg zu treten, und nachdem sie mit ihm um die Rolle des Romeo gelooft, das Loos ihm günstig gewesen, sie ihm denn auch die Rolle mit Freuden überlassen habe; daß aber Julia, die um ihrer zarten Constitution willen freilich besondere Berücksichtigung verdient hätte, nicht davon benachrichtigt worden sei, weil sie sich schon früher nur schwer zu der dieser Rolle verstanden, und man gefürchtet habe, sie

würde sich gänzlich weigern, wenn sie wüßte, daß nicht die Freundin Romeo sein würde. Diese Weigerung sei auch richtig erfolgt, und sie habe sich endlich mit Widerwillen auf ihres Vatten und seinen Wunsch hin zu der Fortsetzung entschlossen; aber die Grabesscene scheine zu stark auf sie eingewirkt zu haben. — Er klagte sich und die Andern einer Schuld gegen die liebenswürdige, zarte Frau an, freute sich aber, setzte er hinzu, — er hatte einen Boten abgeschickt, der zurückkehrend ihm eben etwas in's Ohr geflüstert, — die Freunde benachrichtigen zu können, daß der Zufall keine weiteren Folgen für sie gehabt habe.

Bei diesen Worten schaute der Maler auf, und nachdem er sich einen Augenblick besonnen, trat er hervor, verbeugte sich vor der Versammlung mit seinem Anstande und sagte: daß er allerdings zwei Wetten auf die Rolle des Romeo eingegangen wäre, aber mit der bestimmtesten Gewißheit von vornherein, daß er sie — verlieren würde. Er stelle es zwar der Gesellschaft frei, den Richterspruch noch in aller Form Rechtens gegen ihn zu thun, betrachte sich aber auch ohne diesen Spruch dennoch in voller Verbindlichkeit hinsichtlich seiner zwei Wetten und versichere hiemit schließlich, daß seine Darstellung nur zum Zweck gehabt habe, die Unerreichbarkeit und Unübertrefflichkeit des wahren Romeo in's hellste Licht zu stellen. Damit verbeugte er sich und trat ab unter einem unermesslichen Jubel der Versammlung, die froh war, auf diese Weise einer sehr kritischen Kritik überhoben zu sein; denn es war zweifellos, daß der Maler so gut gesungen und gespielt hatte, wie die Sängerin, natürlich in seiner

Art, denn er hatte nicht als Copie gespielt, — ja, daß der Eindruck seiner Persönlichkeit noch ein hinreißenderer gewesen war. Seine Stimme hatte heute einen Umfang gezeigt, wie man es bei einem männlichen Organ kaum für möglich gehalten hätte. Aber die Artigkeit gegen die Frau des Hauses und eine anerkannte berühmte Künstlerin machte einen Richterspruch gegen sie zu einer kühnen Sache, und man konnte nun Beiden ihr volles Recht widerfahren lassen, ohne einen Theil zu beleidigen. Ja, der Maler gewann eigentlich mehr dadurch, als wenn er alle seine Wetten gewonnen hätte. Auf Anna machte so viel Edelmutb und Bescheidenheit bei so viel Kunstfertigkeit einen überwältigenden Eindruck. Sie wollte nicht weniger edelmüthig erscheinen, und ebenfalls auf die Bühne tretend, erklärte sie, daß sie sich für befugt halte, hier als erste Preisrichterin im Namen Aller zu entscheiden. Sie erkläre hiermit, daß der junge Künstler den Preis verdient, die Wette gewonnen habe. Dieser aber, wieder vortretend, sagte lächelnd, sie sei Partei, er müsse daher ihren Richterspruch als nicht gültig abweisen, und es habe bei seinem Ausspruch sein Verbleiben. „Wenigstens soll die Wette fallen!“ sagte der Literat nun seinerseits, „und ich denke, wir halten den Wahlspruch aufrecht: leben und leben lassen!“

Dabei blieb's, aber Romeo und Julia wurden von da an nie mehr gespielt.

Wie aber stand es von da an um den Maler? Schnürte er wohl sein Bündel? Denn gewonnen hatte er menschlichem Ansehen nach gar nichts; — Elisabeth war wieder schmerzlicher und zurückgezogener gegen ihn, als früher.

Sie war überhaupt auch wieder liebevoller gegen ihren Gatten und aufmerksamer auf seine Wünsche und Bedürfnisse, so daß Robert in fröhlichem Muthе dachte: die Muren sind trefflich; es hat immer etwas Reinigendes, wenn man sie vorwärts stößt oder in eine Klemme bringt, und ihre Kunstfertigkeit, ihr innerer Mensch wird doch dabei ausgebildeter; am Ende brächte man sie auch noch auf die Höhe der Erkenntniß, wenn man sachte und weise genug mit ihr verfuhr. Doch thut Vorsicht Noth, denn so süß sie ist, so schwach ist sie; aber — gesteh' dir's doch, Robert! so schwach sie ist, so süß ist sie auch.

Bertram aber schnürte das Bündel nicht. Er ging nach wie vor ein und aus im Hause des Doctors; er konnte nicht hoffen und wollte auch nicht verzweifeln. Er lebte von einem Tage zum andern, die friische Jugendkraft half ihm über jeden hinaus. Gegen die Sängerin war er seit der letzten Aufführung der Oper wo möglich noch zuvorkommender als früher, und sie schien ihn seit derselben mit andern Augen zu betrachten. Sie beugte sich fast vor ihm. Auch Elisabeth machte der Maler ein Geschenk mit einem kleineren Gemälde; — aber Julia war allein darauf zu schauen, wie sie dasieht, die Hände über der Brust gekreuzt, als wollte sie den Schmerz dort zerdrücken; in der ersten Scene, da sie auftritt. Die Gestalt war mit einer Liebe behandelt, ein Zauber war darüber gegossen, daß man wohl sagen konnte, derjenige, der das leistete, hatte ihr Wesen seinem innersten Kerne nach erfäßt.

Elisabeth lohnte ihm mit einem einzigen Blicke. Robert aber war entzückt und fiel dem Freunde um den Hals.

„Nun gedenke ich noch Eines anzufangen,“ sagte Vertram halblaut zu Elisabet, als Robert eben eine passende Stelle zur Aufhängung des Gemäldes suchte; „aber immer will sich mir der Augenblick feststellen, da Romeo stirbt und Julia — ihn verläßt. — Das ist dann mein Andenken. Das muß ich für mich behalten.“

„Sie thun wohl daran, weil's eine Lüge ist. Lügen muß man immer für sich behalten.“

„O, wär's doch eine Lüge! Aber ist's nicht Wahrheit?“

„Es ist einerlei, ob Julia bleibt oder flieht, sie stirbt doch vor Romeo.“

Elisabet stand schnell auf und war an diesem Tage nicht mehr sichtbar.

Wir sind zufällig auch zu einem Blatte von Madelaine's Tagebuch gekommen und theilen es unsern Lesern mit. Es sind zwar nicht ihre eigenen Gedanken; sie hatte sich dieselben abgeschrieben aus einem Buche, vielleicht als Curiosität, für die sich aber doch gewisse Sympathieen in ihrem Herzen regten.

„Es ist schlechterdings unmöglich, daß die Liebe recht aufkommen könne, wo der Glaube die Oberherrschaft hat.“

„Die vollendete Religion ist das vollendete Unglück der Welt.“

„Gott ist das Nichtsein alles wirklichen Seins, das Nichtdenken alles wirklichen Denkens, die Schranke oder vielmehr Beschränktheit des Denkens, die zu einem selbst-

händigen Wesen erhobene Beschränktheit und Besangenheit des Denkens.

„Es heißt: der Thor sagt in seinem Herzen, es ist kein Gott. Richtig ist der Satz, wenn es heißt: es ist ein Gott.

„Die wahre Milde ist diejenige, welche die Menschheit nicht in zwei fremde Thiergattungen: Schaafe und Böcke, absondert.

„Der Teufel ist der besondere, eigentliche, rücksichtslose, wirkliche Ausdruck für das verneinende, menschenmörderische, verläumberische, anklägerische Wesen des religiösen Bewußtseins.

„Aus Reid und Bosheit ist das religiöse Bewußtsein zusammengesetzt; die christliche Religion aber übertrifft alle an Bosheit und Grausamkeit.

„Das Christenthum ist vollendet, wenn es alles Selbstgefühl unterdrückt, alle Achtung vor sich selbst verloren hat. Seine Unthätigkeit ist sein wahrer Himmel, und sein leeres abgestorbenes Herz sein „unbefleckter Schatz.“

„Gott ist ja nur der der Menschheit entfremdete Mensch, und kann als solcher doch nicht von der Menschheit lassen. Aber was für ein Mensch ist dieser entmenschte Mensch?

„Der Name Gott, der nur erwähnt zu werden braucht, um wenigstens das Gefühl einer öden Langeweile zu erregen, muß zum Besten der menschlichen Heiterkeit und des Frohsinns gemieden werden, und der Name Atheist hat als Loosungswort der ersten Befreiung der Menschheit unendliche Bedeutung.

„Laßt nur den großen Drachen, die alte Schlange der religiösen Vernichtungswuth und des theologischen Hasses wüthen! Der Drache wird nicht mehr lange die Erde und die Geschichte heintrübigen. Der Verfläßer der Menschheit, der teuflische Gedanke, kann nur noch einmal die Menschheit martern und plagen. — Das Fieber der Krisis, welches ihn aus dem Mittelpunkt der Geschichte vertreiben wird, kann heilig werden; aber die Menschheit wird es glücklich überstehn, den Feind von sich ausschneiden und den Ankläger und bösen Feind an den äußersten Saum der Geschichte zum Ziplipuzli, zum Moloch und Ahriman verbannen. Die Menschheit wird endlich vom „bösen Wesen“ geheilt werden.

„Die Vernunft ist der rechte Michael, der alle diese Furien bändigen kann. Der Fall des „bösen Wesens“ und seiner „schwarzen Engel“ kann nicht mehr lange ausbleiben.“

Sechszwanzigstes Capitel.

Die Herbstferien waren da. Robert hatte durch Herausgabe eines philosophischen Werkes eine Summe bekommen, die er zu einer Reise mit Elisabeth verwenden wollte. Elisabeth schien ihm manchmal etwas gedrückt in ihrer Stimmung, behauptete aber, einen eigentlichen Grund selbst gar nicht zu wissen. Seine Gedanken gingen nach Straßburg und den Rhein hinab bis Köln. Er war Mitreisende und es schien, als seien Anna und ihr Gatte bereit, die Partie mitmachen zu wollen.

Der Maler kam dazu mit Eberhard, und Robert sagte: „Wenn noch Raum wäre, würde ich euch einladen, auch mitzugehn. Wohin werdet denn ihr Beide den Schlag der Flügel richten?“

„Ich habe mich noch gar nicht besonnen,“ sagte Eberhard, „und wenn du auf dem Bod etwa noch einen Platz hast, so lasse ich mich gerne in deinem Geleise mit fortrollen.“

„Und ich,“ sagte der Maler, „würde mir noch einen Platz oben auf dem Wagen erbitten, wenn's krinen sonst gäbe. Aber leider ist es diesmal nicht in meiner Macht mir meinen Weg selbst zu wählen. Er ist mir vorgezeichnet und geht in der entgegengesetzten Richtung. Ich muß nach München.“

„So, und wer befiehlt dir das?“ fragte Robert.

„Nur meine Verhältnisse, die meine Anwesenheit dort erfordern.“

„Du bist sehr schweigsam über deine Verhältnisse.“

„Ich? Warum? Ich habe nichts Besonderes über dieselben zu sagen.“

„Nun, so sage wenigstens, warum sie dich nach München rufen. Wenn sie ja nichts Besonderes sind, so wird auch ihre Aufstellung nichts Besonderes auf sich haben.“

Der Maler sagte, es seien nur Familienverhältnisse, und war nicht geneigt, in nähere Erörterung einzugehen; ja, als Robert nochmals eine Frage that, sagte er: „Ich könnte dich jetzt mit irgend einer Erzählung unterhalten, die du als baare Münze nähmest, und doch könnte sie erdichtet sein. Ich überlasse das aber Glückrittern. Ich sage entweder die Wahrheit, oder wo ich diese nicht sagen kann oder will, da schweige ich ganz.“

„Du bist also kein Glückritter?“ fragte Robert mit seinem Ausdruck in seinen Mienen.

„Ich? O nein!“ Und er warf den Kopf stolz auf.

„Doch reitest du auch auf Glück aus.“

„Nur so, wie Jeder, der lebt und das Glück liebt. Doch wie kommst du darauf?“

„Weil ich immer zweifle, ob du Bertram heissest.“

Der junge Mann erröthete. „Hast du mich doch schon in Rom als Bertram gekannt, und auch meine Papiere weisen diesen Namen als den meinigen aus.“

„Freilich! Aber so oft ich dich ansehe, kommt's mir vor, als sei ein anderer Name auf deiner Stirne geschrieben.“

Bertram lächelte, sein Auge flog über die Damen hin, und wirklich, jede dieser Damen sah in diesem Augenblicke aus, als habe Robert ihre eigenen Gedanken ausgesprochen.

„Nur heraus, junger Herr! aus welchem Baronen- oder Grafengeschlecht bist du?“ fragte Robert schnell.

Der Maler erröthete hoch. Die Sängerin erröthete und Elisabeth erröthete. Des Malers Züge nahmen aber fast den Ausdruck des Unwillens an, und er sagte: „Wenn auf meiner Stirne ein Baronennamen geschrieben ist, so möge meine Stirne meinen Namen adeln, den ich trage; ich kann mich zu nichts Anderem machen, als ich bin, und ich bin nur das, was ich hier sein will. Ich heiße Bertram; ist dir das nicht genug, so steht es dir frei, nach München zu reisen und dich dort über meinen Namen näher zu erkundigen.“ — „Da ich schon morgen abreisen werde, so bleibt mir nur noch übrig, mich von den Damen zu verabschieden,“ sagte er dann, sich zu diesen wendend. „Ich habe noch Vorkerkungen für die Reise zu treffen.“

Er hatte vielleicht nicht ganz unabsichtlich diese Nachricht seiner nahen Abreise so unerwartet vorgebracht.

„Wie? so schnell?“ riefen Anna und Robert wie aus Einem Munde. Elisabeth sagte gar nichts, aber eine Scheere, die sie eben in der Hand hatte, fiel zu Boden, und als der Maler schnell sie aufhob, sah er einen Blick, der ihn glücklich machte, weil der Blick nicht glücklich ausfiel.

„Aber du kommst wieder hieher?“ fragte Robert.

„Gewiß! Nur um wieder kommen zu können, gehe ich.“

Er verabschiedete sich. Aber Elisabeth begnügte sich mit dem einfachsten: „Leben Sie wohl!“ Robert rief

ihm nach: „Einen Gruß von mir an die Madonna von Perugino in der Privatsammlung deines Vettors!“

Am andern Morgen, im Augenblick, als er in den Eilwagen stieg, wurde ihm ein Päckchen überreicht, in dem sich eine Briestafche befand. Außen war Stiderei, innen die kleinen Gemälde von Elisabet's Hand, und einige Dankesworte für seine „gütigen Bemühungen“ waren eingelegt. Das war wenig ermuthigend; aber dennoch wollte er immer und überall zwischen den Zeilen lesen, und auch die Geberden, selbst wenn sie gleichgültig oder böse waren, schreckten ihn nicht. Er sah immer wieder nach der Stiderei und den Gemälden. Anna hatte ihm ein kostbares Geschenk gemacht; die unscheinbare Briestafche aber war sein größter Schatz.

Am andern Morgen ließ der Literat, der bei der Reiseverhandlung nicht anwesend gewesen war, sagen, sie würden nicht an der Strassburg-Kölner Reise theilnehmen, und im Laufe des Tages erfuhr Elisabet zufällig, daß Anna und ihr Gatte nach München reisen würden. Schnell reichten sich in ihrer Seele an diese Nachricht allerlei Gedanken, die sie freilich Niemand mittheilte, die aber nicht dazu dienten, ihr Ruhe und Frieden zurückzugeben. Ihre Reisegesellschaft vermehrte Doctor Schwäberlein, und sie ward angetreten, ohne daß Elisabet sich irgend etwas davon versprach. Doch wurde sie nach und nach gefesselt, als die schwarzen Wälder, die frischen Wiesen und die zerstreuten Häuser kamen; und als man in die tiefen Thäler des Schwarzwaldes einfuhr, bat sie oft, einen Augenblick aussteigen zu dürfen, um Skizzen zu entwerfen.

Meermals kam dadurch Aufenthalt, so daß Robert endlich ungeduldig wurde und meinte, es sei nicht möglich, mit ihr zu reisen; sie solle doch zufrieden sein, diese schöne Welt sehn zu dürfen, auf dem Papier sei sie doch todt.

„Aber das Papier hilft die Erinnerung aufreißten,“ meinte Elisabeth, und dachte manchmal: „Wäre nur auch der Maler da! — der hülfte mir und verstünde mich. — Doch nein, es ist gut, daß er nicht da ist.“

Wir suchen aus ihrem Tagebuch Einiges aus, das uns über die Reise und Elisabeth's Stimmung näheren Aufschluß giebt:

„Die Männer reden viel von Urgebirgen, von Uebergangsgebirgen, von Flößgebirgen, streiten sich über die Hebungstheorie oder die Theorie der Anschwellung u. — ich habe immer Bange vor solchen Gesprächen, seit der Zweifel in mir angelegt hat. Was habe ich davon, zu wissen, wie diese Berge geworden sein mögen, seit mir der Geist, der über den Wassern geschwebt hat, immer von Neuem durch diese Wissenschaft in die Ferne gerückt, verflüchtigt, entrisen zu werden droht. Robert sagt: die ganze Welt werde vergöttlicht; — mir passiert immer das Gegentheil, sie wird mir oft plötzlich entgöttlicht, leer, todt; — die Zukunft kommt mir vor wie ein dunkler Schlund, ich sehe im Geiste dieselben Wassermassen, die sich dahergewälzt haben, um diese Flößgebirge anzusehen, sich über mir herwälzen, um mich zu verschlingen. — — Der Geist, der höher ist, als die Materie, vermag mich wohl manchmal zu trösten, aber plötzlich versinkt mir oft Alles.

„Die Formen solcher Urgebirge, wie schön! Regel reiht sich an Regel, und aus allen Spalten dringen frische Wässerlein, so daß jeder Einschnitt mit sammetnem Wiesengrund überkleidet ist, der in dieser Herbstzeit wie im frischesten Frühlings Schmuck glänzt, und die Wälder zeigen die bunteste Mannigfaltigkeit: oben auf den Bergrücken schwarze Tannen, dann Erlen, Buchen, Eichenwäldchen; in den herrlichen Thälern Wälder von Obstbäumen, besonders Nußbäumen, die in nie gesehener Größe vor mir stehn.

„Gestern ein Anblick, den ich nie vergessen werde! Wir fuhrn eine schöne, vielfach gewundene Kunststraße abwärts. Oben sah man in mehrere Thäler; nähere und fernere Gebirgszüge zeigten sich dem Blick. Zunächst um uns zerstreute Schwarzwälder Häuser, am Berge hängend wie Schwalbennester; die sich windende Straße zeigte dasselbe Haus jezt tief unten, — in der nächsten Viertelstunde schroff über uns hängend. Die Steige wand sich über den Einschnitt zweier zusammenstoßender höherer Gebirgskuppen, und die ganze Umgebung bildete eine Wiege von etwa 1200 Fuß Höhe sich herabziehend bis zum Thalgrund, nur durch die darin zerstreuten Häuser unterbrochen. Und diese Wiege durchschnitten Kanäle in tausend Wendungen von Oben an, — und in alle diese Kanäle warf die Abendsonne ihren Strahl, die nun für uns Obenstehende wie ein Lichtmeer wogten und flimmerten, millionenfach gebrochen. Unten lag ein Dörfchen, und der Gebirgszug, der auf der andern Seite das enge Thal, in das wir niedersuhren, begrenzte, schaute, waldbewachsen bis an seinen Fuß, in tiefem Schatten liegend, schwarz in dieses Lichtmeer hinein. Ich sah noch nie

etwas Aehnliches; diese fetten Tristen mit den zwischen hinein gesetzten Häuschen, dieser wogende Lichtstrahl mahnte mich an das Land Kanaan, an das Segensland, da es heimlich zu wohnen wäre. Aus den frühesten Jugenderzählungen von meiner Mutter her ist mir das gelobte Land, „da Milch und Honig fließt,“ in so theurem Andenken.

„Berge! Berge! Woher die Sehnsucht, sich an Berge anzulehnen, anzuschmiegen, sich an und in Bergen zu bergen! O ich begreife die Sehnsucht der guten Schweizerin nach ihren Bergen! Was ich aber noch nie begriff, das ist ein Trieb, der in den meisten Menschen liegen soll, selbst groß sein zu wollen, nichts Höheres über sich dulden zu wollen. Robert sagt, dieser Trieb habe sein Gutes und daher seine Berechtigung, wenn er auch in seinen Auswüchsen verwerflich werde. Ach, Robert selbst ist solch ein Berg in seinen eigenen Augen, ich weiß es wohl; — aber hat er denn nicht ein Recht dazu als Mann, als Philosoph? und liegt der Fehler nicht an mir, daß ich das nicht immer genug anerkenne? — und doch — —

„Eine unüberwindliche Sehnsucht treibt mich, da es einen Aufenthalt mit unserm Wagen giebt, in eine der Hütten zu gehn, um das Leben der hier wohnenden Naturkinder kennen zu lernen. Ach, jenes Wort Schillers: „Raum ist in der kleinsten Hütte für“ . . . still! es ist nicht Raum! nirgends! —

„O, wie man sich täuscht! Ich ging einen schmalen Weg zwischen Wiesen und kleinen, eingezogenen Gärten hin, auf ein Häuschen zu, das mit seinen grün und roth

hemalten Fensterrahmen und übrigem Tafelwerk gar niedrig ausah; ein Brunnen neben, eine Linde über, eine Bank vor dem Hause vollendete das heimliche Bild. Alles war still. Ich trat in die Stube, in der Hoffnung, von Innen Alles eben so lieblich zu finden; — ein übler Geruch dampfte mir entgegen, eine wahre Stielast! in der Stube wälzten sich einige Kinder, schmutzig, eines noch in der Wiege. Hinter dem Ofen lag ein Mann, schnarchend, in unordentlichem Zustande. Ich ging hastig wieder zurück; außen begegnete mir das Weib, auch schmutzig genug. Sie starrte mich verwundert an; ich sagte ihr, das Häuschen hätte mir von Außen so gefallen, ich hätte die Menschen, die hier wohnen, für glücklich gehalten. Sie verstand mich anfänglich gar nicht; als ich aber meine Rede so freundlich als möglich wiederholte, brach sie in Jammer und Klage aus. Sie erzählte mir in kaum verständlichen Lauten, wie ihr Mann dem Brantwein immer mehr verfallte, wie er nicht mehr arbeiten wolle, wie die Last der Haushaltung sie erdrückte, wie die Schulden sich häuften, und wie sie das Häuslein, das sie von ihrem Vermögen bei der Hochzeit so schön habe herrichten lassen, wohl nicht mehr allzulange würden behalten können. — Die Kinder in der Stube fingen an zu schreien, der Mann fing an zu fluchen, ich gab dem Weibe etwas für die Kinder und floh aus der Hütte, in die ich mir paradiesische Zustände hineingeträumt hatte! — O weh! — Natur! Natur! du selbst bist ja aber noch nicht verkommen!

„— Robert sagt, diese Menschen seien als abgeschlossene Gebirgsvölker in der Bildung verkürzt, wie die Wilden, und die Corruption der Bildung sei in Gestalt

des Brantweins daher schneller zu ihnen gedrungen, als ihre edeln Früchte. Das sei leidig, aber es sei nicht zu helfen. — Schrecklich! Tiefe Versunkenheit, und doch kein Mittel zu helfen! Sollte denn die Macht der Ueberredung, die Warnung vor den Folgen nichts vermögen? Ich will's einmal versuchen.

„Nichts ausgerichtet! Die Frau war allein zu Hause. Sie erzählte mir, daß sie schon Alles versucht, daß keine Macht der Ueberredung, keine Warnung vor den Folgen helfe. — Nur Eines habe ihn einmal zum Zittern gebracht, eine scharfe Predigt vom zukünftigen Gericht, wo nicht nur die Ehebrecher, sondern auch die Trunkenbolde müßten Pein leiden in der Hölle; — aber nachher sei ein Saufbruder gekommen, habe ihm mit Spott das Ding wieder ausgerebet, und nun gehe er nie mehr in die Kirche. Das schreibe ich mir selbst hieher in's Tagebuch zu immerwährendem Gedächtniß. Ja, wenn es wahr wäre, und wenn dieser Lump wüßte, was sie in jener Höhle gepredigt haben, dann würde er erst sicher werden!

„Unten im tiefen Thal ein Posthaus im nobelsten Styl, mit Salons und Zimmern, die Fürsten beherbergen könnten. Und daneben solche Hütten des Elends! — Doch ich muß das fatale Bild aus meiner Erinnerung zu vertilgen suchen, es setzt sich mir nun unwillkürlich an jedes dieser wunderlichen Häuschen an. Ich gehe gewiß nie mehr in's Innere. Wie jammervoll doch, daß diese schöne Natur nur durch die Menschen verunreinigt wird!

„Eine Viertelstunde das Thal aufwärts, schließt es sich rund ab, und von der höchsten Höhe bis hernieder

stürzt ein Wasser, in seinem Fall siebenmal gebrochen. Zu beiden Seiten Wald von Tannen und Föhren, auch Eichen. Der unterste Fall ist so tief, daß das Wasser, fast gleich hoch wieder aufschäumend, sich in Staub auflöst. Die gewaltigen Bäume, die über das Wasser theilweise herhängen, der Pfad, der sich dicht neben den Fällen aufwärts schlängelt, der amphitheatralisch sich schließende ganze Gebirgestock, Alles ist von unvergleichlicher Wirkung. Das in der Nähe liegende Städtchen ist so gebaut, daß alle Straßen nach dem Fall hindeuten. Hätte ich Hände genug zum Zeichnen, — oder Meine Begleiter alle helfen mir notiren, aber Robert drängt weiter.

„Das Thal hat niedertwärts entzückende Parteen. Ich mußte zeichnen. Aber zu besserem Verständniß notire ich nachträglich meine und der Anderen Bemerkungen.

„Das Felsenthor, nach einer Seite hin tief beschattet von schwarzgrünen Tannen, mit denen es überwachsen ist, steht nach der erleuchteten Seite hin mit seinem gelblich-graulichen Gestein scharf gegen diese ab. Das Haus rechts am starkfallenden Wasser, mit seinem weiten Vordach, seinen bunten Farben, seiner Veranda nach Schweizerart, liegt im Schatten, und der Berg, der unmittelbar an Wasser und Haus steil aufsteigt, ist mit dem dichtesten Wald bedeckt. Die Tannen bilden herrliche Gruppen am Wasser. Links ist der Berg kahl, schroff, vom buntesten Gestein in hellem Lichte glänzend. Noch oben eine alte Kapelle steht nur wenig gegen das Gestein ab, doch macht das Buschwerk, das sich um sie herzieht, dieselbe schärfer hervortreten. Die Schatten sind stark, der Grund frucht,

in dunkles Saftgrün getaucht, die Berge schließen sich scheinbar in nächster Nähe.

„Bundervolles Holzwerk am Wasser. Die höchsten Tannen und mächtige Föhren um eine alte, ehrwürdige Eiche gruppiert. Weiter oben Rußbäume; in der Höhe eine alte Burg, fern hereinschauend. Der Blick erweitert sich, die herrlichen fernen Berglegel sind mit dunklem Walde bewachsen, der durch den bläulichen Dufte der Ferne gesänftigt wird.

„O, solche tiefe Thäler herbergen ein Geheimniß! man meint, den Pulsschlag der Natur mit doppelter Gewalt an sein Herz klopfen zu hören.

„Auf der Höhe bei einem alten Schloß, das auf senkrecht stehenden Felsen gebaut ist. Das Gebirge steigt hoch über mir empor; unten ein Städtchen, dessen Straßen man senkrecht zu Füßen hat, wie auf einem Plane. Die gegenüberliegenden Berge steil, das ganze Thal eng. Aber nach unten erweitert es sich, ein Dörfchen wird sichtbar, zahllose zerstreute Hütten und ferne Berge, gesänftigter, runder; das Thal ist mit Obsthäumen, und am Wasser mit Waldbaumgruppen wie übersäet. Dieses Städtchen liegt zwischen seinen hohen Bergen still und friedlich; es mahnt mich an einen Kindertraum.

„Freiburg! der Thurm deines Münsters ist mir lang bekannt, obgleich ich dich noch nie gesehen habe. — Eine liebliche Stadt! auf ihrem Schloßberge welche Aussicht! Hier hat der Blick Alles, was er nur wünschen mag: tiefes Thal, steil abstürzende Berge, bis in die Ebene mit

dem dichtesten Wald bewachsen. Das Thal, das zur Hölle führt, ist eigenthümlich schön; während die Berge bis zu ihrem Fuße mit Wald bewachsen und, scharf abgegrenzt, steil aufwärts steigen, senkt es sich von Ost nach West in einer sanft geneigten Ebene durch einen üppigen Wiesengrund, von Bächlein durchschnitten, Freiburg zu. Der Dreisamfluß ist mit Gärten, Gebüsch und einzeln stehenden Häusern weithin besetzt. Die Ebene im Westen findet ihr Ende erst durch die im Elsaß in einer Entfernung von mindestens acht Stunden aufsteigenden Vogesen. Von Norden nach Südwest zieht sich der Schwarzwald steil abstürzend in einem Halbkreise am Horizont hin, im Nordwest taucht inselartig aus der Ebene ein liebliches Gebirge auf, der Kaiserstuhl, nach dessen näherem Anblick mich gelüstet. Der Silberstreif des Rheins zieht sich durch die Mitte der mit unzähligen Dörfern und Städten besäeten Ebene. — Aber immer von Neuem wende ich mich hier den Bergen zu. Solche runde Kegel, solche feste Massen, die nicht weichen und wanken, — wie theuer sind sie mir doch! wie geben sie mir ein Gefühl der Zuversicht! Die Bergkette, deren letzte Spitze dieser Schloßberg bildet, trennt das Dreisamthal von der Ebene; der Gipfel des Berges ist hoch über mir, ich lege mich in's Gras, lehne mich unter dem Felsvorsprung an den Berg an, um das Gefühl des Geborgenseins recht zu schmecken. — Diese närrische Sucht könnte sich zu einer Art Wahnsinn bei mir steigern.

„In der Rotunde des Münsterthurms ist die Aussicht wieder eigenthümlich schön. Man sieht hier in Thäler des Schwarzwaldes, die auf dem Berge sich dem Blicke

entziehen. Die schlanken Säulen dieses Thurms, — wie leicht, „wie durchbrochen Alles und doch für die Ewigkeit!“

„Der Umfang dieses Münsters ist klein dem Ulmer Münster gegenüber, aber die Verhältnisse im Innern geben den Eindruck der Harmonie — im Großen und Ganzen; ja, der Eindruck, den solch ein Tempel auf mich macht, ist oft so überwältigend, daß ich mich niederstürzen und meinen Herrn Herrn anbeten möchte, wenn ich allein wäre; — aber dasselbe Gefühl, das der Katholicismus überhaupt mir einflößt, überkommt mich auch in allen seinen Tempeln: der Totaleindruck ist erhaben, aber so wie man denselben im Detail betrachtet, wird es kindisch; ? — ich wende mich unwillkürlich mit einem Gefühl inneren Mißbehagens ab. ¹ So auch das lateinische Geplapper, ² das man den ganzen Tag hört, — wie wohlthuend wäre dagegen ein einfacher deutscher Bibelspruch, ein deutsches Gebet, das im Ulmer Münster so schön ³ klang und uns die katholischen Zeiten nicht zuriüdwünschen ließ, obgleich das wundervolle Tabernakelhäuschen jetzt als leere Zierde dort steht. ⁴ — Der eine Thurm, in der Mitte aufstrebend, ist eben doch schöner, als zwei Thürme, selbst wenn sie in Strassburg vollendet wären. Daß die Linie hier so ganz unabgebrochen ihrer Spitze entgegenstrebt, ist so wohlthuend, man fühlt sich unwillkürlich auf dieser Doppelinie zum Himmel emporgetragen. Ach, und wie zart in ihren Einzelheiten! hier ist das Gegenstück des modernen katholischen Glittermarktes; ⁵ auch die einzelnen Theilchen, die kleinsten Spitzen sind so schön, wie ihre harmonische Zusammensetzung.

„Robert verglich mit der Harmonie solch eines Thurmes die Harmonie seines Systems. „Ja!“ erwiderte Eberhard, „Adam ist der Grundstein, ein Anderer ist der Eckstein, den die Bauleute aber verworfen haben, Spinoz ist der Gigant, auf dessen Kopf der Thurm sitzt, Hegel ist der Knopf, der auf dem Kreuze steht, und ihr, etwa fünf an der Zahl, — denn die kleineren Marken oder Märklein werden nicht mitgerechnet, diese hängen als nutzloser Zierrath herunter, — seid kleine Knöpfe, die sich dem großen Knopf auf den Kopf gesetzt haben.“

„Nun,“ rief Robert lustig, „ist noch Platz für einen kleinen Knopf auf unserm Kopfe, da wird man wohl, um die Symmetrie zu vollenden, den Nestlegel darauf setzen müssen! Wenn er nur schon oben wäre!“

„Ich hoffe, du leihst ihm deine Schultern,“ sagte Eberhard.

„Von Herzen gern,“ erwiderte Robert, „sobald ich versichert bin, daß der Regel nicht ein gemeiner Regler ist; er muß sich wirklich als Nestlegel bewähren, dann gehört er als Knopf oben hin.“

„Wie kann er aber das?“ fragte Schwäberlein.

„Er muß,“ erwiderte Robert, „in Lauf kommen und laufend sitzen bleiben. Er muß große Kreise beschreiben und doch nicht aus seinem Kreise treten.“

„Ja!“ rief Eberhard, „er muß euch Alle umkreisen und doch immer den Kopf nach Innen strecken; er muß mit euch laufen und doch über euch hinauslaufen; er muß euch durchkreuzen und muß im Lauf umkehren und euch im Umkehren umwerfen; er muß umwerfend euch wieder

aufrichten und hinstehen in die rechte Symmetrie; — dann ist er hoffentlich beim Regelspiel als Nestkegel bewährt."

"Das möchte ein Stüd Arbeit sein," versetzte Robert lachend, "dem dieser Regel nicht gewachsen ist."

"Darum, schöne Frau," wandte sich der Kleine plötzlich an mich, "muß ihm nothwendig die Schwachheit zu Hülfe kommen."

"Ach!" versetzte ich, "ich dachte, die Stärke müßte das."

"Nein, gleich und gleich gesellt sich gern, und zwei Schwächen stärken einander."

"Nun," erwiderte ich lachend, "wenn meine Schwäche den Regel auf die Schulter meines Vatten bringen kann, so will ich ihm die Hand reichen."

"Nichts da!" sagte Robert, "hüte dich vor ihm, Elisabeth; dieser Mensch sucht als Substanz, — nicht wie ein brüllender Löwe, sondern wie ein stummer Löwe nach einem Weibe, um sie zu verschlingen; — er will ein Ungethüm oder die Minerva gebären; — hüte dich vor ihm! er soll sich ein anderes Exemplar der Weiber-race suchen. Fräulein Madelaine ist ein kräftigerer Bissen; jene bleibt nicht lange in seinem Eingeweide, sie würde sich von selbst Bahn brechen aus der blöden Hirnschale."

"Nein, sie ist mir zu groß und zu stark, aus ihr strömte mir nie Kraft zu."

"Wie, aus der Größe und Stärke nicht Kraft? Bedenke dich, Substanz!" rief Schwäberlein.

"Du weißt, die Substanz ist eben ein Narr," sagte Eberhard, "und sieht Alles verkehrt. So ist sie der Ansicht, daß nur das Kleine und Arme und Schwache groß und reich und stark und mächtig machen und selbst werden kann."

„Natürlich,“ fiel Robert ein, „wenn sich die Kleinheit und Armuth und Schwachheit als Nestfelge der Gotttheit fühlt, so muß sie mit sich diese Eigenschaften mitten in den Schoos Gottes hineinverpacken.“

„Dieses närrische Gespräch habe ich mir hier aufgeschrieben. Es scheint mir sinnlos und doch sinnig. Eberhard ist mir erst ein Räthsel. Wandmøl zieht er mich an, daß ich ihm Alles offenbaren möchte, — und erst überkommt mich wieder ein hängliches Gefühl in seiner Nähe, das ich mir nicht erklären laun: als wenn er ein halber Mephisto wäre.“

„Die Aussicht von der Burg Jähringen und vom Hopslopf in die Thäler und Schluchten des Schwarzwaldes ist außerordentlich interessant, aber nichts ist dem Eindruck zu vergleichen, den die Hölle auf mich machte; vom Himmelreich, wo wir übernachteten, machten wir noch am späten Abend einen Spaziergang dahin, und in den hereinbrechenden Schatten der Nacht konnte man wirklich glauben, in den Tartarus einzumünden. Ich darf Robert nicht sagen, welch hänglichen Eindruck mir das machte; er will immer meine Seele kräftigen, auch die Eindrücke des Grauens in mir so weit bewältigen, daß nur noch so viel davon übrig bleiben soll, als zum ästhetischen Genuß nöthig ist; aber die grauenhaften Schönheiten der Natur überwältigen mich immer, wenn ich — — ach nein! nein! ich will Ihn nicht verlieren! Auch diese gräulichen Felsstücke sind nicht von gedankenlos zeugender Kraft aufgethürmt und dürfen nicht über uns herfallen ohne den Willen dessen, der uns kennt und liebt!“

„Am andern Morgen in aller Frühe, da ich noch-
mals hieher kam, zeichnete ich eifrig und überzeugte mich
denn auch, daß diese Felsen doch noch ziemlich fest sitzen.
Aber lange genug bleibt ihr Anblick. — Mit dem Kirch-
zarter Thal nehme ich von den Thälern des Schwarz-
waldes Abschied; ich meine, diese Wasser, diese Wiesen,
diese Wälder und diese Häuser vor meinem inneren Auge
festbannen zu müssen. — Der Lorettenberg und Ottilien-
berg liebliche Particen!

„Bei Breisach zum erstenmal den Rhein in der Nähe
begrüßt! Meine Sehnsucht wurde erst gestillt, als ich die
Hand in ihn niedertauchte, mein Gesicht mit seinem Wasser
neigte. Robert lachte mich aus und sagte, er wolle mich
taufen. Sonderbar! eine Vergleichung mit der Taufe kam
auch mir, aber auf andere Art. Diese Männer, ich weiß
es wohl, wollen die Taufe nur noch als Symbol der
Reinigung gelten lassen; weiteren Sinn soll sie nicht haben.
Aber wie mich's hier trieb, mich durch das Gefühl zu ver-
gewissern, daß ich jetzt dem theuren Rheine nahe sei, dem
lieben vaterländischen Strome, — warum sollte nicht
ebenso das Wasser der Taufe von Welt zur Verstege-
lung seines Bundes mit uns gegeben sein, dessen wir
uns auf die unzweideutigste Weise versichern dürfen? —
In diesem Gedanken liegt ein köstliches Primathsgefühl,
das mich überströmt wie beim Abendmahl. — Und neben-
bei kann die Taufe immer Symbol der Reinigung bleiben.

„Die Aussicht auf der Höhe ist wundervoll. An
einem länglichen, freistehenden, inselartig aus der Ober-
auftauchenden Felsen von fast zweihundert Fuß Höhe ste-
hen außer den Grundmauern der alten Festung noch die

Kirche und viele neuere Häuser, auch ein wieder aufgebautes Frauenkloster; die Stelle, wo das alte Schloß stand, ist jetzt zu Anlagen benutzt. Hart am Fuße des Berges strömt der Rhein majestätisch; ober- und unterhalb bildet er viele Inseln, macht viele Krümmungen. Ueber den Edartoberg hin, der südöstlich in gleicher Höhe und kleiner Entfernung sich erhebt, den einstigen Sitz des getreuen Edart, schaut der Schwarzwald vom Blauen bis zum Randel herüber; die reiche, unvergleichliche Rheinebene mit ihren zahllosen Dörfern, Städten, Wäldern und Feldern liegt ausgebreitet da; gegen Süden der Sundgau des Elsasses, erst von dem Jura Gebirge in der Schweiz begrenzt, über dem weiter rechts lichte Punkte glänzen: ohne Zweifel die Schweizer Alpen.

„Arme Sufette! einen Gruß dir am Fuße deiner Jungfrau!

„Die Vogesen, uns jetzt näher, treten herrlich hervor, haben ganz dieselbe Formation, wie östlich das Schwarzwaldgebirge. Aber unvergleichlich ist das kleinere Gebirge des Kaiserstuhls in nächster Nähe, mit seinen mannigfaltigen, mit Reben bepflanzen Vorhügeln und seinen höheren waldbewachsenen Gipfeln. Die Trauben hier sind köstlich, die Art, Reben zu pflanzen, ganz anders als bei uns; ich meine in Italien zu sein. — Es ist doch recht interessant, in Gesellschaft kenntnißreicher Männer zu reisen; die ganze Vergangenheit taucht vor mir auf, ja sogar die Heldensage macht diesen theuren Rheinstrom hier schon zu einer halben Heimath. — Ich habe Robert doch wohl Unrecht gethan: als er in der Rheinebene außer den hierhergehörigen Sagen auch noch mit dem Nibelungen-

lich heranrückte und an die mächtigen Gestalten mahnte, die einst auf diesem Strome hinunter und heraufgeschifft, glaubte ich darin einen kleinen Kunstgriff zu erkennen, der mich an die Treue mahnen sollte. Ach, ich will ja treu sein! und gern von Herzensgrund! Ich habe ja doppelte Treue geschworen. Will aber auch die doppelte Treue halten!

„Nein, er ist doch herzensgut, sieht mir die Wünsche an den Augen ab! Meine Sehnsucht, auf den Kaiserstuhl zu kommen, kaum ein halb geäußelter Wunsch, vermag ihn gleich, die ganze Route zu ändern!

„Und die Mitreisenden, wie gefällig! Daß Eberhard mein treuer Dienermann ist, weiß ich längst; aber Schwäberlein — — es hat doch auch sein Gutes, schöne Augen zu haben, wär's auch nur, um die Eitelkeit seiner Reisegesellschaft zu befriedigen. Scheint er mir doch oft so sehr geschmeichelt, wie Robert selbst, wenn man sich in den Gasthöfen herzubrängt und deutsch oder französisch über mich flüstert. Er ist voll Galanterie. — Doch ich bin albern, mit meinem Tagebuche ein solches Geschwätz zu führen.

„Auf dem Kaiserstuhl soll einst der Nibelungen-Schatz verwahrt worden sein.

„Mit einer liebenswürdigen französischen Familie, die im Elsaß wohnt, auf den Kaiserstuhl gewandert. Will man sich einen Begriff machen von einer weiten, reichen Welt, die man in vollkommenem Rundbilde zu seinen Füßen hat, und die doch noch nicht so tief unter uns liegt, daß die Einzelheiten in ihrer natürlichen, eigenthümlichen Färbung dem Auge verschwinden, so komme

man hieher! Ich kann mich nicht satt sehen, ich drehe mich von Viertelstunde zu Viertelstunde nach einer andern Himmelsgegend, um jede in meine Seele zu graben. Wenn wir auf Landkarten solche Gegenden sehen, wie kahl sind sie mit ihren dürren Strichen! — wie reich, wie mannigfaltig in der Wirklichkeit! — Die Luft ist so durchsichtig hell, daß ich fürchte, wir haben die längste Zeit schönes Wetter gehabt. Aber wenn ich auch die Augen die ganze übrige Reise hindurch schließen müßte, sie wäre doch nicht vergebens gewesen!

„Der Hauptstock dieses wunderlichen, außerordentlich mannigfaltigen Gebirges, das vulkanischen Ursprunges sein soll, hat zwei Gipfel: der eine, mit kahler Stirne, heißt Todtenkopf und bietet dem Blicke die Aussicht nach Nord und West; der andere, kaum sechzig Schritte entfernte trägt auf seinem Scheitel eine Linde mit neun Stämmen (wird daher die neun Linden genannt) und gewährt nach West, Süd und Ost freie Aussicht. Das ganze Gebirge ist vielfach zerklüftet, die einzelnen Kegel haben theilweise scharfe Kanten, tief zu meinen Füßen zieht sich ein enges Thal. mit einigen Dörfern, gegenüber erheben sich noch einige höhere Gipfel; der höchste derselben trägt die sogenannte Katharinenkapelle und verdeckt dem Blicke von hier aus einen kleinen Theil des nordöstlichen Schwarzwaldes. Der höchste Theil des Schwarzwaldes mit seinen Gipfeln: Kandels, Kofkopf, Feldberg, Belchen, Blauen, liegt im Halbkreise gerade um uns her in einer Entfernung von fünf bis acht Stunden, in der Mitte am Fuße des Gebirges Freiburg, dessen Schloßberg, dessen Häuser sich durch mein Fernrohr in außerordentlicher Klarheit

zeigen. Die Ebene des Breisgaues mit ihren Wäldern und Dörfern die gegen Basel hin sammt den Vorhängeln des Schwarzwaldes, der Rhein in seinen Schlangenwindungen von Basel, am Fuße unseres Gebirges vorbei bis weit unter Straßburg sichtbar, dann die fruchtbare Ebene des Elsasses, die erst in großer Ferne durch Ausläufer des Jura gegen Besançon zu begrenzt wird, — das Alles giebt ein Bild so reich, so mannigfaltig, daß ich Tage lang hier sitzen und in diese Herrlichkeit schauen möchte. Man sieht in alle Thäler, unterscheidet alle Vorhügel und auf diesen unzählige Burgen, Städte, Dörfer. In dem Thale, das eben ist bis an den Fuß des steil aufsteigenden Gebirges, könnte man hunderte von Städten und Dörfern zählen. Der Franzose nennt mir die Namen all jener Burgen; bekannt sind mir von allen nur die Königsburg und der Ottilienberg, zu dem auch Göthe einst wanderte. Das Münsterthal und das Thal von Ribeauvillier treten in meinem Fernrohr einzig hervor. Ach, auch dorthin! — doch nein! ich wäre am Ende die Unerfättliche, die auch ewig der Sonne nach möchte und die Welt . . . ach still, Perz! sie ist überall die gleiche!

„Ich wende mich lieber meinen Münstern zu, hier der Freiburger, dort der Straßburger. Ich schaue ja nun mit diesen meinen Augen seine Umrisse inmitten der weiten Ebene, schaue all die Provinzen, die ihm huldigen!

„Während ich entfernt von der Gesellschaft hier sitze und sinne, kommt Eberhard still heran, deutet auf jenen Münster und flüstert mir ein Lied zu, das ich noch nie gehört habe. Nimm es auf, du liebes Tagebuch! es soll von A. Stöber sein.

Am Tage stehst du still und wie verbrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wenn vom Sternenlicht du ganz umflossen,
Berühn'st du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
Dann stehst du, eine Lilie, eingetaucht
In aller Zeiten Pracht, und so umschimmert
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wird's auch hell dort über deinem Rheine,
In fernem Süden ist der Nacht entblüht
Der Freiburgmünster, der im Silberscheine
Dem einz'gen Freunde, dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach' dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimweh's um die längst vergang'ne Welt;
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen,
Und wisset, was das Heil gebunden hält!

Und Eberhard's Augen glänzen in Thränen, während er dieses Liedchen flüstert. O wie ist mir der Mensch so lieb! — Ja wohl! ja wohl! du, meine Seele, kannst ja dieses Heimweh auch begreifen! Robert machte die Bemerkung: „Auf solch einem kaiserlichen Stuhl wird einem doch begreiflich, was für eine schöne Sache es um den Stuhl eines Kaisers ist, und daß der Wunsch, sich auf einem solchen Stuhl zu verewigen, so gewissermaßen von dem Sitze ausströmt. — Auch andere große Vergaktionen, wie die Himmelfahrt oder die Verklärung u., werden mir hier erklärlicher. — Was meint ihr? Wollen wir nicht auch einmal solch einen Akt in Ausführung bringen?“

„Am Abend desselben Tages. Wir fuhren unter lauter Nebbhügeln vorbei, wo eben Weinlese war, nach

einem Wirthshause, das am Fuße einer Ruine, Sponed genannt, auf einem Felsen gerade über dem Rheine gelagert ist. Ein köstliches Plätzchen! wir sangen in der Strohhütte, etwa hundert Fuß fast senkrecht über dem Wasser, den König von Thule und die Loreley; auch die französische Dame gab ein Liedchen zum Besten, aber ich liebe nun einmal das Französische nicht gesungen, es klang sehr unnatürlich. — Von da sahen wir über den Rhein; das war mir ein köstliches Gefühl, mich auf dem leisen Strome wiegen zu lassen. Wir sangen das Liedchen: Wann treffen wir uns, Brüder, auf Einem Schiffelein wieder? Die Franzosen verstehen nur mangelhaft deutsch, und wir mußten es ihnen erklären. Sie erfaßten den Sinn desselben mit französischer Lebhaftigkeit, während es mich immer wehmüthig stimmt. — Hier in dem Orte Markolsheim wird übernachtet, morgen in Schlettstadt nehmen wir Abschied von unserm französischen Ehepaar. Sie wollten uns durchaus mit in ihre Heimath nehmen, aber dieselbe ist oberhalb Colmar. Ihr Söhnchen, ein liebliches Kind, attachirte sich sehr an mich, nannte mich seine andere Mama.

„Straßburg. Hier wären wir nun und zwar in strömendem Regen. Vom Münster sahen wir bis jetzt kaum die Umrisse. Schlettstadt hat artige Kirchen; von da fuhren wir mit der Eisenbahn hieher. Von dem schönen Gebirge zur Linken keine Spur. Die Männer tritten sich auf der Reise auf Veranlassung der Kirchenbaustyle über den Geist des Mittelalters und den Geist der Neuzeit. Ich that, als ob ich schlief. Darin kamen Alle überein, daß unsere Zeit keine Kirchen mehr bauen

Können, weil der Geist fehle, aus dem heraus der Gedanke und mit ihm die Kraft zur That geboren werden mußte. Auch darin waren sie einig, daß die Zeit eine große gewesen, die einen Straßburger Münster aufzuthürmen gewußt habe; aber Robert fand darin, daß fast alle unvollendet geblieben seien, eben den Beweis, daß der schaffende Geist aus seinem Streben in die Höhe umgekehrt sei, und diesen Geist jetzt wieder zurückwünschen zu wollen, nannte er ein so verkehrtes Beginnen, als wenn man den Rheinstrom wieder in sein Bett auf die Höhe der Schweizeralpen zurückdrängen wollte; er nannte die Versuche, in unserer Zeit noch Münster vollenden zu wollen, absurde Träume von romantischen Schwärmern. Denn wie schon der Protestantismus überhaupt sich als unfähig gezeigt habe, einen Kirchenstyl zu finden, (und es überhaupt einen andern eigentlichen Kirchenstyl gar nicht gebe, als den gothischen,) so noch viel mehr die moderne Zeit; und wie es nicht zum Nachtheil des Protestantismus gewesen sei, der den Weg zur Verinnerlichung angebahnt habe, so noch viel weniger zum Nachtheil der modernen Zeit, in der sich dieser Prozeß nun vollendet habe bis zur durchsichtigsten Krystallisirung. Ihre weitere Aufgabe sei jetzt, die verschönte Innerlichkeit mit der plastischen Form des Heidenthums wieder zu vermählen, und diese Aufgabe sei unendlich größer, als der noch nicht zu sich selbst gekommene Gedanke, der sich in Andacht über die Welt aufgeschwungen, das Himmelreich über der Welt gesucht, aber in den Tiefen der Welt noch nicht habe finden können. Unsere Zeit habe ihren Himmel im Gedanken zu suchen, und der Gedanke brauche, um sich zu

finden, nicht mehr hohe Steinmassen aufzuthürmen, die mit ihrer Spitze in den Himmel tauchten. Schwäberlein stimmte ihm bei; Eberhard hatte anfänglich diesem romanisirenden Streben einige Bedeutung und einiges Recht zuerkannt wissen wollen, gab aber zu, daß es dennoch nur ein ohnmächtiges Aufladern der Begeisterung sei, das am Geist der Zeit immer wieder Schiffbruch leiden müsse, daß dieser Geist der Zeit ein durchaus der religiösen Begeisterung entgegengesetzter sei; aber er war der Ansicht, die Herrlichkeit des schönen Weltstromes werde sich in's Meer, wo nicht gar in Sümpfe verlaufen, und die Andern werden einst mit Schrecken ihre eigenen Gedanken suchen und nicht mehr finden.

„Diese zwei Andern lachten ihn aus, nannten ihn einen Träumer, einen versessenen Denker u. s. w. Welcher hat Recht? Mich quälen diese Fragen; keine ist tröstlich.

„Eberhard phantasirte auf einem schönen Flügel im Salon unseres Gasthofes, wahrscheinlich um eigenen Trost zu holen, und stimmte auch mich wieder friedlich. Da erscheint mir dieser Mensch immer sonderbar, als hätte er göttliche Geheimnisse in seiner Seele. Er sagte aufspringend: „Freuen Sie sich auf den Münster und seine Orgel! Gute Nacht.“

„Am andern Abend. Werde ich die Eindrücke des heutigen Tages wohl ordnen können? in einen Zusammenhang bringen? waren sie ohne Zusammenhang oder nur zu überwältigend? Nein, der Geist, aus dem solch ein Koloss herauswachsen konnte, bis in die kleinsten Theile nothwendig, schön wie Bäume Gottes, — ein solcher Geist hat keinen bewußtlos schaffenden Geist zum

Erzeuger! Und unserer kleinen Welt ist dieser Koloss hingestellt zum ewigen Zeugniß, auf daß der Menschen Gedanken in all ihrer vermeintlichen Tiefe sich vor sich selbst schämen müssen, die, los von Gott und Gottesdienst, in eigener Kraft sich nur auf ihre eigenen Füße stützen und doch groß sein wollen! Ja, Robert, wenn du, vor dem Münster stehend, ausrufst: „Ich fühle mich so klein, so groß!“ so hast du wohl Recht, dich klein zu fühlen, aber mit der Größe wird es wohl nur dann seine Wichtigkeit haben, wenn der ernste Geist dich beseelt, der sich vor der Majestät Gottes beugt, nicht der Geist, der das Göttliche preisgiebt, und meint, es dennoch festhalten zu können! Erwin von Steinbach hat das Göttliche nirgends preisgegeben, denn seine Fragen sind nur Diener, nur Dachrinnen; im Heiligthum selbst haben sie keinen Platz.

Dieser Münster ist ein Tempel des Herrn! Ach, ich war fromm darin, ich betete, für mich, für Robert, — für alle Menschen! auch für das Reich Gottes und für die rechte Erkenntniß und für den Frieden der Kirchen! — Aber ich muß stille darüber sein, denn Robert legt das Alles auf seine Art aus, und dann behält er Recht. — Als ich später wieder hereintrat, hörte ich eine Predigt — und viel Volks stand umher — von einem katholischen Pfarrer, der nur von den Rosenkränzen, von den Heiligen und von der Maria, als der alleinigen Fürsprecherin und Mittlerin bei Gott, und von der katholischen Kirche als der allein seligmachenden sprach. Er schleuderte mit großer Zuversicht die Verdammung auf alle Reher, und ich, die ich bei seinem Segensspruch nicht

das Kreuz gemacht hatte, irre mich gewiß nicht, wenn ich der Ueberzeugung bin, er hatte mich dabei im Auge. Auch das umherstehende Volk sah mich an, ich wandte mich hastig zu Eberhard, der in einiger Entfernung von mir umherging, und mit ihm zu der herrlichen Fensterrose mit ihrem geheimnißvollen grün und blauen Lichte. Der Herr, der solche Werke schaffen hieß, verdammt gewiß Keinen, der es wagt, in dem großen Tempel vor Sein Angesicht unmittelbar zu treten, und zu Ihm Vater zu sagen! — In der goldenen Kapelle links war zugleich eine Hochzeit, und viel elegante Welt anwesend. Die Leute machten ihre Kreuze und sahen mich wieder steif an, als ich das nicht that. Kommt es mir doch vor, als wolle die hier gegenwärtige katholische Welt gleich ein Gericht über uns üben und uns zu verstehn geben, wir hätten keinen Theil an ihrem Tempel, wenn wir ihre Zeichen nicht nachahmen. Möge nur derjenige, der Herzen und Nieren prüfet, über uns anders richten!

(Eingelegt in's Tagebuch.) „Auf der Plattform: schwinkelnde Tiefe nach unten. Robert kann Betrachtungen über das Erhabene des Raumes anstellen. Nach Süden hin ist es ziemlich hell und im Osten liegen die Schwarzwaldgebirge des Kinzigthales und die Ortenburg in unvergleichlicher Klarheit da, doch nur vorübergehend. Es giebt wieder Regen. Das Innere des Thurmes ist ganz hohl, wieder ein eigener, enger, hoher, von Säulen getragener, lustiger Tempel. Von Außen angeschaut, bildet er nach allen Seiten hin ein Kreuz. Dort fanden wir wirklich Göthe's Namen unter all den andern, die der Stein geduldig trägt. Auch Robert zog Hammer

und Meißel hervor, vermuthlich um auch seinen Namen den gedulbigen Steinen aufzunöthigen. Ich wollte ihn davon abhalten; — er that einen Schlag: es tönte hell, — einen zweiten, stärkeren, — es erscholl grell, — — und ab war die Spitze des Meißels. „Sieh!“ rief Eberhard, „nicht geduldig trägt's der Stein!“

„Nun brachte er aber selbst einen Hammer und Meißel zum Vorschein. — „Wirst doch du nicht den Stein in Versuchung führen!“ riefen die Andern, — wirklich, ich selbst hätte ihm mehr Vernunft zugetraut; ich werde irre an Eberhard, daß er sein unbedeutendes Ich diesem Thurme ausdrängen will. Er suchte eine abgesonderte, verborgene Stelle, und wie er die ersten Schläge that, — da klang es wie Schmerzentöne, ich mußte mich entfernen, es ging mir durch Mark und Bein! — „Hörst du?“ rief Robert, „bei dir weint und stöhnt der Stein!“ — Er läßt sich aber nicht abhalten, und hämmert immer noch fort. Ich staune indessen das Wunderwerk dieses Thurmes an, und die Sehnsucht nach seiner Spitze übermannt mich fast. Ich begreife hier den Traum des Jakob, der auf der Himmelsleiter die Engel Gottes sah herab und hinauf fahren. Aus solcher Sehnsucht, eine Verbindung zwischen Erde und Himmel zu Stande zu bringen, sind diese Stäffelfchen herausgewachsen. O könnt' auch ich auf ihnen hinan! Doch fürchte ich den Schwindel.

„— Während ich schreibe, höre ich einen sonderbaren, hellen Ton wie Glodenklang. Eberhard kommt.

„Ich wagte mich wirklich noch ein Stück weiter hinaus, aber mein Kopf drehte; ich ging allein zurück und suchte

den Namen, den Eberhard gemeißelt, — mit reinen, klaren Lettern steht da: Elisabet!

„Also bei meinem Namen weinte der Stein! — und meinen Namen hat er sich ausersehen. — — Mich brachte er neulich mit der Schwäche in Verbindung, — seine Schwäche sollte durch meine Schwäche gestärkt werden! und darüber muß der Stein klagen! Was will der Mensch? — — und Robert's Meißel brach! sonderbar! mir schaudert!

„Ach Narrheit! Aberglauben! — Fort jetzt, ihr Gedanken! — ich schaue nach Eesenheim hin — in die Straßen hinunter, da Götze gewandelt hat. Und hier hat er gestanden!

„Im Dampfschiff, Rheinabwärts. Trübes Wetter, mit Regen abwechselnd. In der Kajüte ist es mir unbeschreiblich unbehaglich: so enge, so niedrig, die Fenster so nah über dem Wasser. O, ich möchte kein Schiffsleben führen, — nicht auf's Meer! Selbst mein schöner Rhein wird mir unheimlich, wenn ich, so in's Wasser schauend, vergesse, daß ich dem Ufer nahe bin. — Von den Straßburger Merkwürdigkeiten noch nachträglich“. — (nun kommt die Thomaekirche mit ihrem Denkmal und ihren Mumien, dann das Arsenal und die Stückgießerei. Von letzterem sagt Elisabet:) „Wenn man sich einen Begriff von der unheimlichen Kraft eines Staates oder einer Nation machen will, muß man solch ein Arsenal besuchen. Alle diese Mordwerkzeuge, die bei jeder Bewegung Hunderte von Menschenleben dahinraffen können, wenn sie einst gegen Deutschlands Volk gerichtet werden sollten, könnten sie von der guten, alten, deutschen Stadt

Straßburg aus in Deutschland's Herzblut nicht übel wählen! — Wenn ich doch nur meiner lebhaften Phantasie wehren könnte! Ich sah sie im Geiste alle gegen mein Herz gerichtet und lief hastig davon. — Ich hätte einen schönen Kriegerhelden gegeben! —

„Ich komme immer von Neuem mit meinen Gedanken zum Münster zurück. Die Großartigkeit des Mittelalters ist mir hier an's Herz gedrungen, wie nirgends; vielleicht trägt zu diesem Eindruck auch das bei, daß der Tempel nicht durch unsere gewöhnlichen Kirchstühle verbaut und eingeengt ist. Diese ungeheuren Säulenbündel, die Kanzel, bei der man Tage lang stehn möchte, die Glasmalereien in ihrem Totaleindruck, die Uhr, theilweise der Hochaltar und die Kapelle links, sind Schätze, die ich mir nur recht fest in die Seele senken möchte, um ein Bollwerk gegen die Trostlosigkeit der modernen Welt zu haben.“

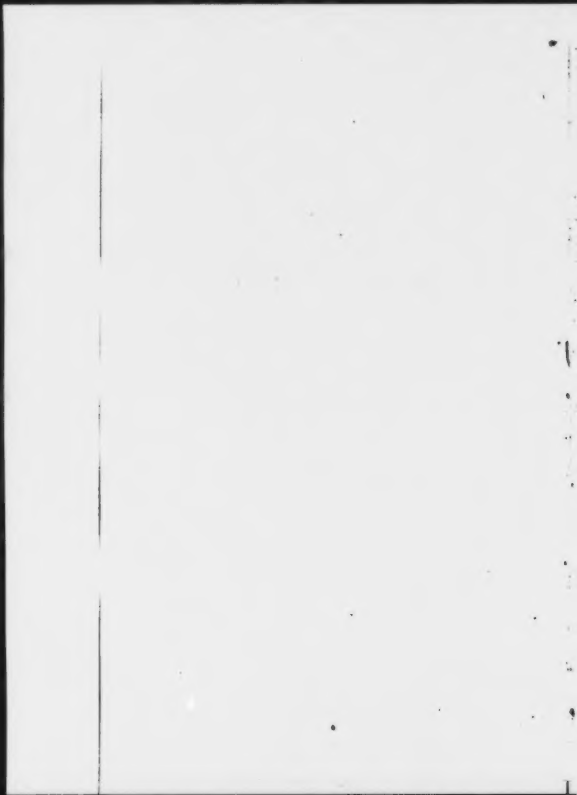
Von der weiteren Reise heben wir bloß im Allgemeinen aus, daß dieselbe nur bis zu dem sogenannten Melibokus ging; die fortwährend ungünstige Witterung trieb unsere Reisegesellschaft zurück und in ein Dampfboot, das sie denn der Heimath ohne weiteren Unfall entgegenführte. Das Tagebuch Elisabeth's strömt über von Klagen über den weinenden Himmel; doch hatte dieser traurige Umstand wenigstens das Gute, ihr die eigene sichere Heimath wieder lieb und werth zu machen.





Eritis sicut Deus.

Ein anonymes Roman.



Eritis sicut Deus.

Ein anonymes Roman.

Zweiter Band.

Hamburg:

Verlag des Rauhen Hauses.

1854.



Druckerei des Rauhen Hauses.



Erstes Capitel.

Frau Anna war nach München durch ein Etwas vorzüglich getrieben worden, und das war die ganz verzeihliche Neugier, was es denn wohl für eine Verwandtniß mit dem Maler habe. Sie hatte aber Freunde in München, und die Reise war also jedenfalls zu entschuldigen. Sie ließ es sich nun dort sehr angelegen sein, in allen öffentlichen Gebäuden, in den Kunstgallerieen sich nach Einer Person umzusehen. Sie fragte auch nach Vornehmen und Geringen, nach Künstler- und Baronennamen, besonders nach solchen, die aus Italien erst angekommen sein mußten. Vergeblich. Nirgends wollte das Signalement zutreffen, und Anna kam unbefriedigt jeden Abend heim, nachdem sie den ganzen Tag mit wechselnder Hoffnung umhergegangen war. Ihrem Vatten war es oft ärgerlich: wenn er in der Pinakothek mit ihr vor einem herrlichen Gemälde stand und dessen Vorzüge gründlich erörterte, wenn sie dann recht aufmerksam neben ihm stand oder mit träumerischer Innigkeit an der Schönheit sich weidete, dann unerwartet konnte sie auffahren, wie nur ein Geräusch neben ihnen ent-

stand, und nachdem ihre Augen unruhig umhergelaufen waren, eilte sie und drängte den Gatten weiter, als müßte man heute noch alle Schätze durchfliegen.

Der Gatte wußte freilich nicht, welches die Ursache sein möchte; ihre Nachforschungen geschahen nicht mit seinem Wissen, und er war anders geartet, als unser Robert, und für Eifersucht sehr zugänglich, so daß die Gattin für gut fand, ihn nicht „unnötig“ zu quälen.

Als Anna schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, irgend einen Erfolg ihrer Nachforschungen zu sehen, ging sie fast unmutig eines Abends in's Theater, nahm sich mit dem Gatten und der sie begleitenden Freundin eine Loge in der zweiten Gallerie und war, nicht ganz befriedigt durch die Darstellung Fidelio's, der eben gegeben wurde, mehr mit dem Publicum beschäftigt, das unter ihr und um sie herum wogte, als mit den Personen, die auf der Bühne sich hören ließen. Sie dachte eben: wenn ich oder mein Maler dort stände, würde die Sache besser ausfallen! — Ihre Gedanken schweiften eben in die Ferne nach ihm, — da sah sie schräge sich gegenüber in der ersten Gallerie unter einer Gruppe Herren eine Gestalt — wahrhaftig! das war niemand anders als Er, seine Stellung, seine Stirne, sein Haar. Sie fuhr schnell nach ihrem Opernglas, dessen Rand sie vom Halse abgelöst, mit dem sie leicht in der Hand gespielt hatte. Aber sie faßte es ungeschickt, das Glas fiel herunter auf's Parterre, sie beugte sich in der Verwirrung vor, man wurde aufmerksam, und die Gestalt, die sie gesucht hatte, die ihr gerade mit dem Gesicht gegenüber stand, aber einigen Andern, die lebhaft mit ihr sprachen, aufmerksames Gehör

geschenkt hatte, richtete den Blick eben aufwärts, begegnete dem ibrigen, — wendete zwar nach einem Augenblick starren Hinschauens den Blick gleichgültig wieder fort, als aber Anna wieder hinsah, war die Gestalt verschwunden, sie mußte sich in den Hintergrund zurückgezogen haben. Anna erkundigte sich, wem die Loge gehöre. Ihre Nachbarin konnte ihr aber keine Auskunft geben, und ihr Vatte, den das kostbare Opernglas seiner Vattin sehr tränkte, konnte nicht begreifen, wie sie im Augenblick eines solchen Verlustes mit solchem Interesse nach einer Loge fragen mochte.

Also doch hier! Und in der ersten Logenreihe im Theater, unter einer Gruppe junger Edelleute! Somit war es fast ohne Zweifel — — oder sollte er's doch nicht gewesen sein? Er hatte sich so ruhig abgewendet, sie hatte das genau gesehen. Wenn er sie erkannt hätte, hätte doch mehr Ueberraschung — — oder verachtete sie etwa der stolze junge Herr? Schämte er sich ihrer unter solchen Umgebungen? — Es trieb ihr alles Blut in die Wangen, und sie richtete sich stolz auf.

Aber was wollte sie überhaupt von dem jungen Menschen? Wenn er unter den Adel gehörte, wie es jetzt fast erwiesen war, so war seine ganze gefährliche Puldigung, die keinen Hintergrund haben konnte, schon von vornherein verwerflich, und von ihm das Spiel mit dem Bewußtsein begonnen und fortgesetzt, daß es Spiel sei und bleibe, wenn es nicht noch Schlimmeres werden sollte. — Und wahrhaftig, Elisabeth lief dabei noch mehr Gefahr als sie. Zwar es war ihr nie ganz deutlich, ob wirklich sie oder Elisabeth der Gegenstand größerer Auf-

merksamkeit sei, aber diese mußte gewarnt werden, wenn sich als gewiß herausstellte, daß — — — In diesem Augenblicke sah sie ihn wieder im Hintergrund, wie er da-
saß. — und wieder streifte sein Blick ihre Loge. Sie fragte ihren Gatten: Kommt es dir nicht auch vor, daß dort in der dritten Loge, von der Mitte an gerechnet, eine bekannte Person stehe? Aber in diesem Augenblick war die Person wieder verschwunden, und sie sah dieselbe auch den ganzen Abend nicht wieder.

Den andern Morgen wurde der Sängerin ein Päckchen überreicht, und als sie öffnete, kam ein noch schöneres Opernglas, als sie gestern hatte fallen lassen, zum Vorschein, und von einer ihr ganz fremden Hand war ein Billet beigelegt, worin der Schreiber bekennet, im Besitz des Opernglases zu sein, das zu seinen Füßen gefallen sei. Auf seine Erkundigung, wem es gehöre, habe er die berühmteste Sängerin nennen gehört, die früher alle seine Bewunderung erregt habe. Er habe sich nicht entschließen können, diesen Schatz wieder aus der Hand zu geben, der für sie übrigens auch von keinem Werthe sei, da das Glas unbrauchbar geworden. Er schäpe es sich aber zur Ehre, ihr zum Tausch wieder ein gutes Glas anzubieten. Der Ueberbringer war übrigens sogleich verschwunden. Wenn Anna auch dasselbe nicht hätte annehmen wollen, sie hätte es nicht zurückgeben können. Den Literaten freute die Huldigung und das Glas, und Anna knüpfte dieses fester, als das vorige. Daß aber ihr Opernglas nicht zu den Füßen eines Verehrers niedergefallen war, sondern in eine Gruppe ganz unbedeutender Menschen, das hörte sie nachher, und es dünkte sie immer, die Gabe könne nur von einer

bekannten Hand kommen. Um sie in ihren Vermuthungen noch mehr zu verwirren oder vielmehr ganz zurückzuwerfen, hörte sie von einer Rundschafterin, die sie wegen jener Loge und deren Inhaber ausgesendet hatte, dieselbe gehöre einem adelichen Herrn, der gestern fremde Gäste darein geführt habe, unter Andern sei auch ein Römer oder ein Maler dabei gewesen, man wisse es selbst nicht genau.

◊ Nochmals sollte Anna der von ihr überall gesuchten Gestalt begegnen, aber nur im Vorbeisliegen. Als sie nemlich vom Wittelsbacher- eben in den Maximiliansplatz einbogen, um nach dem botanischen Garten zu gehen, fuhr eine Karosse an ihr vorbei, und rückwärts sah Bertram, sich mit Damen unterhaltend, die im Grund des Wagens saßen. Sie glaubte gewiß, ihn erkannt zu haben; er aber hatte sie nicht gesehen, und die Erscheinung war spurlos verschwunden.

Die weiteren Nachforschungen waren und blieben vergeblich, und Anna ging wieder in die Heimath zurück, ohne etwas gewonnen zu haben.

Um aber unsere Leser nicht in derselben Ungewissheit zu lassen, wollen wir sie näher in die Verhältnisse des jungen Mannes einweisen, soweit wir sie aus Eberhard's Munde selbst kennen.

Unser Maler war Otto Bertram, Freiherr von Schussen, einziger Sohn des Alfred Bertram von Schussen, eines fränkischen Edelmannes, der gestorben war, als sein

Sohn eben das sechzehnte Jahr erreicht hatte. Seine Mutter war eine Westphalin, ebenfalls aus edlem Geschlechte, katholisch, während der Vater ^{evangelisch} war. Seine Eltern hatten ihm eine sorgfältige Erziehung geben lassen, und da sie viel Gesellschaft in ihrem Hause sahen, so konnten sie hier ihn mit der Welt bekannt machen, ohne genöthigt zu sein, ihr theures Kind in fremde Hände zu geben. Der Junge hatte schon frühe bedeutende Gaben gezeigt, vorzüglich für die schönen Künste; aber seine größte Liebhaberei war die Malerkunst, die durch die Gemäldesammlung eines älteren Vettters besonders geweckt und genährt worden war. Es zeigte sich bei ihm mitunter ein gewisser Hang zu schwärmerischer Idealität, der aber durch eine fröhliche Lebhaftigkeit wieder entgegengewirkt wurde. Von seiner Mutter her war ihm eine gewisse Anhänglichkeit an den Katholicismus eigen, was sich besonders in der schwärmerischen Verehrung der mittelalterlichen Kunst, vor Allem der Gemälde der alten Meister kund gab. Auch seine Mutter starb, als er achtzehn Jahre alt war, und da er sie unbeschreiblich geliebt hatte, so war ihm die Heimath jetzt unerträglich. Er begab sich zu einem Münchner Künstler, um sich in der Malerei zu vervollkommen, dann wollte er hinaus in die Welt. Da aber immer ein gewisser Hang nach Abenteuern in ihm gelegen hatte, so konnte er sich durchaus nicht entschließen, unter eigenem ganzem Namen zu reisen. Seine Vorliebe für das aus jenem Briefe an seinen Vetter und bekannte Gemälde von Perugino mochte wohl Hauptursache sein, daß der leidenschaftlich schwärmerische Jüngling seinem Ideale nach in das Land seiner Träume zog. Sein Erbgut hatte die

Familie einem alten treuen Verwalter unter Aufsicht seines Vetzters übergeben, des Besitzers der Gemäldesammlung, der als nächster Nachbar auch zugleich des Jünglings Vormund war. Das ganze Gut war früher eines gewesen; die Großväter hatten sich darein getheilt, und ein kinderloser Oheim lebte noch in München, der gegen die Pläne des Jungen zwar kein absolutes Veto einzulegen hatte, dessen Wort aber dennoch gewichtig genug war und alle Rücksicht verdiente. Sein Vormund Karl Eigmund hatte keinen Sohn, aber zwei Töchter, und dieses Oheims Wille und des Vaters Wunsch war nun, der junge Otto, oder Bertram, wie wir ihn nennen, solle eine dieser Töchter heirathen, um das ganze Gut wieder zu vereinigen. Darum ließ ihn die Familie nur ungern so lange draußen in der Welt umherschwärmen; die Nachricht von einem leichtsinnigen Liebesverhältnisse, das er mit einer schönen Italienerin angeknüpft, hatte die Familie um den Jungen sehr besorgt gemacht, und der Vetter versprach ihm bereitwillig das so lange gewünschte Madonnenbild in der Hoffnung, eines der Töchterchen mit demselben verschenken zu dürfen. Da ihm Italien ohnedieß verleidet war, machte sich Bertram ungesäumt auf den Weg. Welchen Umweg der junge Freiherr auf seiner Reise eingeschlagen, und welchen Aufenthalt es für ihn gegeben hatte, wissen wir. Nun war aber ein Brief um den andern gekommen, und auch die Geldsendungen hatten aufgehört, wodurch man Bertram nöthigen wollte, und auch wirklich nöthigte, nach Hause zu gehn.

Er fand seine Primath wenig verändert; das Gut war in Ordnung, und die alten Hausgenossen, ein treuer

Verwalter mit seiner kleinen Familie hatten eine fast kindische Freude, den kleinen Junker, den sie auf den Armen getragen, so groß und schön wieder zu finden. Sie meinten, ja, müsse der Herr da bleiben und heirathen — eine der Cousinen; sie seien auch groß und schön geworden.

Unser Maler ging auf diese Andeutungen hin mit saß ängstlichem Herzen zum Vetter Nachbar, denn er fürchtete, sein liebes Bild möchte verdunkelt werden. Zuvor aber durchlief er die eigene Heimath nach allen Richtungen, suchte alle theuren Plätzchen seiner Kindheit auf; die weiten Zimmer und Säle des väterlichen Schlosses dünkten ihn heimlich und doch unheimlich. Allein da zu wohnen, schien ihm ein unerträglicher Gedanke.

Im Schlosse des Cousins wurde er mit einer Freundlichkeit, mit einem Entzücken aufgenommen, wie nur ein so willkommener Gast, der zugleich einen so vortheilhaften Eindruck macht, aufgenommen werden kann. Von den beiden Cousinen sah er anfänglich keine. Endlich kam die ältere herbei: sie hatte grobe, geistlose Züge und erschien auch ungewandt; die jüngere aber hatte eine leichte Figur, sehr frischen Teint, schöne blaue Augen und hellbraune Haare, und der angenehmen Geläufigkeit ihrer Zunge mochte man gern zuhören. Man sprach die feste Erwartung aus, daß der Begabund das Wanderleben doch endlich mit der Heimath vertauschen werde; man baute Lustschlösser in die Zukunft, zu denen unser junger freiherrlicher Maler lächelte. Er erzählte viel von Italien und beschäftigte sich dann mit Auspackung der Kisten, die er von Rom aus in die Heimath gesendet, deren Oeffnung er aber bis zu seiner Ankunft verwehrt hatte, damit nicht

etwas zerbrochen würde. Es war Altes und Neues: Gemälde, Gemmen, Statuen; und der Hausherr, der der eifrigste Kunstfreund war, war äußerst froh über diese Schätze, die zum Theil ihm übergeben wurden. Die Männer kamen tief in Kunstgespräche, und der Vetter pries sich im Geheimen glücklich, einen solchen — Nachfolger im Besitz seiner eigenen Schätze zu erhalten.

Mit einem heimlichen Schauer betrat Vertram den Gemäldesaal. Schon der Vater des jetzigen Besitzers hatte einen Theil seines Vermögens auf Kunstschätze verwendet, und sein Sohn hatte diese Liebhaberei geerbt. Es war ihm gelungen, wenn auch nicht in großer Anzahl, doch von den meisten der berühmten Künstler des Mittelalters irgend ein charakteristisches Originalstück zu erhalten, und wo ihm dies nicht glückte, ließ er sich Mühe und Kosten nicht verkneipen, sich gute Copiren zu verschaffen. Er war daher längst mit jenem Künstler in Rom, an den sein Vetter Adressen hatte, in Verbindung getreten. Diese Vorliebe für die Kunst war auch Ursache gewesen, daß er seinen Kündel so bereitwillig nach Italien hatte ziehen lassen.

Vertram grüßte die altbekannten Stücke, die ihn zuerst hier für die Kunst begeistert. Er ging schnell auf seine Madonna zu; sie hing am alten Plaze. Ach, dieses Gesicht! — Aber er fand, daß Elisabet noch schöner war, sowohl was die Körperformen, als die Reinheit der Züge anlangte. Er lächelte entzückt das Bild an, und der Freiherr sagte: „Du hast mir einst einen närrischen Brief geschrieben, worin du andeutetest, daß du das Original zu

diesem Bilde gefunden hättest. Du versprachst, mir ein Seitenstück zu liefern."

"Ja, aber es ist bis jetzt nichts daraus geworden. Ich habe die Gestalt zwar ein paar Mal gemalt, aber immer wieder vergessen; ich selbst besitze nur ein Brustbild, das ich dir einmal zeigen will."

"Aber wer ist denn das Original?"

"Es ist — — — ach, eine Frau, du kennst sie doch nicht."

"Also verheirathet?" fragte der Baron gespannt.

"Ja!"

"Und du hast sie so oft gemalt? Ist das nicht gefährlich?"

"Gefährlich, wie jede schöne Frau, die man malt. Es ist das reinste, das tugendhafteste Wesen, das ich je gesehen habe. Sie hat mir auch nie gegessen, ich habe sie nur aus der Erinnerung gezeichnet. Deine Madonna ist's, die mich auf sie aufmerksam machte."

"Aber nicht wahr, Otto, du siehst sie jetzt nicht mehr?"

"Ich?" — — Die Lippe des jungen Mannes zuckte ein wenig; nach einer Pause sagte er lächelnd: "Ich muß dir ja dein Seitenstück noch liefern."

"Ach, auf das verzichte ich gern. Ich finde es allzu gefährlich für dich. Es könnte dir theuer zu stehen kommen."

"Ich sage dir ja, sie ist tugendhaft und glücklich verheirathet."

"Aber dennoch könntest du und sie unglücklich werden. Auch kann die unthätige, träumende Jugendzeit ja nicht ewig währen. Wenn du noch so schöne Gemälde lieferst

und verschenkst, so gehst du am Ende doch leer aus und hast ein verlorenes Leben zu beklagen. Hier ist keine Anwesenheit nothwendig."

"Nothwendig? O, mein guter Verwalter besorgt mir Alles nach wie vor. Und du führst schon noch ein halbes Jahr die Aufsicht über ihn."

Der Freiherr nahm die Hand des jungen Mannes: „Otto! warum willst du wieder gehn? Gesieh' mir's doch aufrichtig: es ist nicht die Kunst, die dich wieder in die Ferne lockt."

„Aber — die Philosophie," sagte Otto mit so großem Ernst, daß kein Zweifel über die Wahrheit dieser Behauptung aufkommen konnte. „Ja, ja, sieh mich nur an! ich studire die Philosophie — in allem Ernste. Und daneben nur treibe ich die Kunst. O, du glaubst nicht," fuhr er mit Begeisterung fort, „wie die Philosophie neue Lichtblide in das Leben, die Welt, Gott, in Religion und in alle Geheimnisse des Menschenherzens giebt! Es ist Einem, als fielen die Schuppen von den Augen, als werde man sich nun erst seiner Bestimmung und seiner Kraft bewußt. Ich habe nun das erste halbe Jahr absolvirt, gedenke aber bis auf ein Jahr meine Studien auszu dehnen. Auch ein Freiherr braucht in unserer Zeit Philosophie. Juristische und staatsrechtliche Vorlesungen habe ich auch gehört. Es ist wirklich nothwendig, daß ich einen Jahreskurs durchmache."

„Aber das kannst du in München thun, dann bist du deinem Eigenthum näher."

„Nein, das thut's nicht, das ist rein unmöglich. Bis ich mich nur wieder in das Fremde hineingelegt hätte, ginge die beste Zeit verloren. Auch hört man nicht überall die rechte Philosophie. Bitte, gedulde dich noch ein halbes Jahr; es ist ja nichts dadurch verloren. — Heirathen,“ fuhr er etwas zögernd fort, „würde ich doch jetzt in keinem Fall, dazu ist's noch lange Zeit.“

„Du hast also den Oheim noch nicht gesprochen?“

„Nein, ich kam zuerst hierher. Ist er immer noch so fest in seinen Grundfäßen?“

„Ja wohl, vielleicht noch fester als früher.“

„Sie arten manchmal in Vorurtheile aus,“ warf Bertram hin.

„Zuwiefern?“ fragte der Andere schnell.

„Nun in Bezug auf Adel und Familie.“

„Damit stimmst du wohl nicht überein?“

„Wie kann ein Mensch, der als wandernder Maler die Welt gesehn und nun als Philosoph sie begreifen lernt, damit übereinstimmen!“ sagte der Andere lachend.

„Ich sehe die ganze Welt mit andern Augen an. — Ich würde mich z. B. nie entschließen, eine Frau nur deswegen zu heirathen, weil sie von guter Familie ist, wenn mir eine, die diese Vorzüge nicht hätte, besser gefiele.“

„Ach,“ sagte der Freiherr, „der Oheim machte mir schon so oft Vorwürfe, daß ich, als dein Vormund, dich ohne Hofmeister so mir nichts, dir nichts in die Welt hinaus hatte wandern lassen. Er sagte, ich werde die Früchte erndten. Du weißt, nur Verliebe für die Kunst und deine Talente haben mich dazu vermocht, — und dann hoffte ich, deine gute Natur werde sich auch aus etwaigen

Verirrungen wieder zurechtfinden. Aber es wird mir doch etwas bange zu Muth, ob ich nicht gefehlt habe."

Freundlich nahm der junge Mann die Hand des Freiherrn: „Du darfst dich darüber vollkommen beruhigen. Meine gute Natur hat mir bis jetzt ganz gut fortgeholfen und wird es auch künftig thun. — Du weißt, nur das Leben giebt Erfahrung, und wenn unser Denken gereift wird und das Leben seine Erfahrungen dazu bringt, dann werden wir tüchtige Menschen. — Nun aber, ich gestehe dir, halte ich selbst mein Denken noch nicht für reif genug, meine Lebenserfahrungen noch nicht für reichhaltig genug, um mich friedlich ansiedeln und für mich und Andere Früchte bringen zu können. Auch bin ich ja noch jung und —"

Die Tochter des Freiherrn sprang herbei, um zu Tische zu laden. Und da Otto artig war, so ergänzte der Vater gern die abgebrochene Rede in seinem Sinn und zeigte sich den Wünschen des jungen Mannes nach längerer Freiheit nicht abhold, wenn der Oheim auch zu gewinnen sein würde. Und unser junger Freiherr hatte somit die Aussicht, wieder als Maler und Philosoph dahin fliegen zu können, wohin ihn sein Herz zog.

Das er dort eigentlich wollte, darüber gab er sich selbst gar nicht Rechenschaft. Er wollte eben in Elisabeth's Nähe sein, wollte immer von Neuem auskundschaften, wie es um ihr Herz stände, ob denn wirklich Antipathieen oder Sympathieen für ihn vorhanden seien. Das war ihm unendlich merkwürdig, und er grubelte immer über diesen einen Punkt. Schaute er sich in seinem schönen Eigenthum um und hing er dem Gedanken nach, Elisabeth

einst hier einführen zu dürfen, so pochte sein Herz ungestüm, aber die Berge, die dazwischen lagen, schienen ihm oft unübersteiglich; denn, das fühlte er wohl, er mußte dann mit seiner Familie vollständig brechen, und das hatte viel mehr Nachtheile, als er sich offenherzig gestehn wollte. Doch sagte er sich immer: wenn sie dich wirklich liebte, würdest du Alles über den Haufen! — Aber was sollte aus Robert werden? — Und wird sich eine Elisabeth entschließen, ihren Mann zu verlassen, um einen Andern zu heirathen? — Wenn er recht consequent solche Gedanken verfolgte, so wurde es ihm heiß, er fühlte, daß die Consequenzen, zum Voraus verfolgt, nur unruhig und unsicher machen; ja einigemal wollte ihm der Gedanke kommen, er sollte sie nimmer sehen. Da das aber eben doch nicht seines Herzens Meinung war, so zog er vor, die Consequenzen lieber im Leben zu erproben, als sich vorher in Gedanken damit abzuquälen. Wie es dann werden würde, so sollte es recht sein.

Er hatte jene Skizze mitgenommen, die er in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in der Universitätsstadt entworfen hatte: die Verkündigung, wo Elisabeth als Maria ganz im Styl des Perugino mit halb niedergeschlagenen Augen knieend die Botschaft des Engels empfängt und eben mit dem tiefen, ernstern, träumerisch sinnenden Ausdruck ihres unendlich schönen Gesichtes die Worte zu sagen scheint: Siehe ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast.

Er hatte nun in seinem eigenen Schlosse ein Zimmer sich zurecht gemacht, seine von Rom mitgebrachten Gemälde

und andere Kunstgegenstände darin aufgestellt, um es sich heimlich zu machen, auch Malergeräthschaften hervorgeholt, und wollte an die Ausführung seiner Skizze gehn.

Aber unwillkürlich erlahmte immer seine Hand. Es war ein Etwas in ihm, das jezt eine solche mittelalterliche Reinheit in der Figur Elisabet's nicht dulden wollte. Es sagte ihm dieses Etwas: „wenn Elisabet ganz so wäre, so wäre sie für dich verloren, und das darf nicht sein. Du kannst dir nicht selbst dein Gericht auf die Leinwand malen.“ Er fing ein anderes Stück an, wo Maria stehend neben einem Betaltar mit über der Brust gekreuzten Händen dem Engel gerade in's Angesicht schaut, wohl in jenem Augenblick, da sie ausruft: Wie soll das zugehen u. s. w. Die Lilie stand in einem Gefäß auf dem Betaltar. Er malte eine Zeitlang lustig fort, und die Gestalt der Maria war fast vollendet. Da ihm vorzüglich daran lag, dem Freiherrn einen Begriff von seiner Kunst zu geben, hatte er die Figur mit äußerstem Fleiße ausgeführt. Der Freiherr war denn auch wirklich ganz entzückt und glücklich in dem Gedanken, einst dieses Bild besitzen zu sollen. — Ein unwillkürliches Gelächte trieb unsern Maler, dem Engel seine Züge zu geben; da er jedoch nicht weiter kam (nur seinen eigenen Kopf führte er noch aus), so nahm er das Gemälde mit auf die Universität. Wie er aber nun später, nachdem er Elisabet wieder gesehen hatte, daran gehn wollte, sich das weiße Engelsingewand umzulegen, sträubte sich seine Hand von Neuem, und Anall und Hall entschloß er sich, dem Gewand einen schwereren Stoff anzubichten, ja eine neßende Laune trieb ihn, unter diesem weißen wollenen Ueberwurf,

der ganz einem Reisemantel gleich sah, ein Stück von den Gewändern des Romeo hervorschwimmern zu lassen; auch die Haltung des Romeo gab er sich. Dadurch aber natürlich wurde das Ganze ein völlig versehltes, was er auch selbst fühlte und es nicht vollendete.

Dieses Gemälde wurde lange nachher die Ursache einer tragischen Wendung.

Sonderbare Widersprüche des menschlichen Herzens und der Phantasie! Unser freiherrlicher Maler hatte als Knabe und träumender Jüngling keine höhere Seligkeit gekannt, als diejenige, das ernste, gottgeheiligte Antlitz des weiblichen Ideals, wie es ein Perugino in seinem erhabensten Traume erfassen konnte, gleichsam anbetend zu verehren. Dieses Ideal war ihm, freilich in ganz weltlichen Umgebungen und Beziehungen, in lebensfrischer Erscheinung vor das Auge getreten; — er hatte auch in den ersten Tagen ganz abgesehen von den weltlichen Umgebungen und Beziehungen, nur den innersten Kern dieser Natur erfasst, sie wieder zum Ideal verklärt und im strengsten Geiste in sich aufgenommen.

Nun aber war es ihm nicht mehr möglich, sie so zu geben. Er mußte sein Ideal herniederziehen, mußte ein schwaches Weib aus ihm machen können, das sich am Ende doch von ihm verlocken oder fortlocken läßt, wenn er sollte befriedigt sein.

So hatte er verloren sein Ideal, indem er es gefunden hatte. Die Kraft der Nachbildung des Perugino war ihm genommen, indem sie sich in lebensfrischer Originalität ihm aufgethan hatte. — Robert war nun freilich wohl nicht mit Unrecht der Ansicht, sein Maler könnte

in Erfassung der natürlichen Lebenskreise größer werden, als in Nachahmung des Mittelalters mit seinem Sagenkreise; aber Elisabeth war ihm dennoch mit diesem Sagenkreise durch die tiefsten Jugendeindrücke verkettenet, so ihr Gesicht ihm nur als religiöses Ideal entgegengetreten war. So kam er mit sich selbst in einen Widerspruch, der ihn, wenn er recht in die Tiefe drang, keineswegs glücklich machte. Er suchte, was er floh, und er floh, was er suchte: er suchte Herniederziehung seines Ideals in die Verstrickung der Welt und der Sünde, um dasselbe zu gewinnen, und doch wußte er, daß mit dem Augenblick seines Erfolges sein Ideal dahin sei. Freilich wurde ihm das nur klarer in jenen Augenblicken, da Sabbathstille in seinem Gemüthe war. Wenn's Werktag war, dann feuerte sein Sinn mit vollen Segeln dem Besitze zu und schmeichelte sich gar gern damit, daß sein Ideal eigentlich doch nur ein schwaches Weib sei, wie andere schwache Weiber auch.

Auf dem Schlosse des Cousin war ein reges Leben; neunfache Gesellschaft kam und ging, um die Herbstfreuden zu genießen, und man begrüßte und bewunderte den jungen, schönen, weitgereisten Freiherrn mit Begeisterung. Er floh eigentlich nach München, um dem Andrängen hier zu entgehen. Sein Bild im Herzen und seine Brieftasche auf dem Herzen begleiteten ihn überall hin, und er murmelte manchmal, die Damenreihen durchfliegend: es ist keine wie die, die ich meine."

Der strenge, bestimmte Oheim machte aber auf ihn einen peinlichen Eindruck. Es war eben doch ganz anders für ihn, diesem Manne wirklich so gegenüber zu stehen mit dem

bestimmten Bewußtsein des Gegensatzes, als er sich's vorher angewandt hatte, und keine einzige seiner leichten, naturgemäßen, beweglichen Lebensansichten kam in dessen Gegenwart über seine Lippen. Und dazu trug vorzüglich die Schen bei, daß der Oheim, wenn er dieselben ganz loslassen würde, sich noch starrer als jezt gegen die Rücksicht der Universität stemmen würde. Er zeigte sich daher in des Oheims Nähe lieber recht gesetzt und würdig, um ja das Vertrauen desselben nicht zu verlieren, gewann sich dadurch auch wirklich das Wohlwollen des alten Herrn in erhöhtem Maße, und sein frischer Jugendmuth lebte hoch auf im Gedanken an die nächste Zukunft.

Zweites Capitel.

Es war ein schöner Oktobertag, die Herbstferien eben zu Ende. Robert saß mit einigen seiner Freunde wieder im Verggarden.

„In welch herrlichem, reinem Lichte doch die Welt heute vor uns liegt!“ rief Schwäberlein begeistert, „wie durchsichtig klar die Atmosphäre ist!“

„In dem Lichte der Vernunft!“ sagte Galtstoss, sich behaglich dehnend, indem sein Mund, unbekümmert, wie das Licht damit zurechtkomme, dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife aufsteigen ließ.

„Ganz recht!“ rief Robert; „alle Gegenstände so klar geschieden, ohne alle Beimischung irgend einer andern Farbe, jeder in seiner Eigenthümlichkeit und doch alle unter sich harmonisch verbunden in dem schönen Sonnenlicht! Wie angenehm doch das Gefühl ist, hinter dieser Welt keine dunklen Räthsel, keine undurchbringlichen Geheimnisse mehr ahnen und fürchten zu müssen: keine Geister und keine Engel, keine Mächte und keine Gewalten mehr über sich und hinter sich, — Alles glatt und eben, Alles dienstbar, Alles unter sich, eine spiegelklare Fläche, über die unser Ich mit seinem Schiffelein behaglich weiter segelt, von keinen Klippen mehr bedroht!“

„Nun, behaglich wohl, aber ruhig segelt es nicht,“ meinte Falstaff; „es taucht unter und wirft sich empor in den schäumenden Bogen des Lebens; es schlägt wohl auch um, aber, wie der bleierne Mann im Kinderspiel, hat es jetzt die Kunst gelernt, sich immer wieder auf den Kopf zu stellen.“

„Und der beste Wip,“ sagte Eberhard, „besteht darin, daß es gleichgültig ist, ob wir auf dem Kopf oder auf den Füßen stehn, ja, daß wir, auf dem Kopfe stehend, ohne großen Nachtheil uns weiß machen können, wir stehen auf den Füßen.“

„Gewiß!“ rief Schwäberlein, „einem Menschen wie du, der nicht weiß, was oben oder unten ist, der nicht seine gesunden fünf Sinne hat, um an seinem Blutumlauf zu merken, ob er das Haupt zum Himmel streckt, der nicht weiß, daß man mit dem Kopfe denkt, einem solchen kann es wohl einfallen, auch einmal mit den Füßen denken und mit dem Kopfe davon laufen zu wollen. Es ist auch eine unschädliche Probe, denn seine Füße kommen so weit im Denken als sein Kopf, und sein Kopf so weit im Laufen als seine Füße.“

Fischmann meinte: „Nun, die Füße könnten bei diesem Tausch nur gewinnen, denn sie bekämen Ferien; aber der Kopf, dem schon das Gewicht eines Gedankens zu schwer ist, müßten vollends erliegen unter dem Gewichte der ganzen Substanz.“

„Laßt mir meine Substanz in Ruhe!“ sagte Robert; „wenn sie anfänge zu laufen und anfänge zu denken und anfänge zu handeln, so hörte sie ja auf, das zu sein, was

ſie iſt; ſie müßte aus ſich heraus, müßte Menſch werden, und dann wäre aller Wiß mit ihr zu Ende.“

„Ei! dann ging er erſt recht an!“ rief Falſtaff.

„Ich wage mich vielleicht auch einmal in die offene See des Lebens,“ ſagte Eberhard; „aber ich ſchnalle mich dann wie der Eskimo in einem Schiffe feſt, das mich nicht loſläßt, wenn ich auch umſchlage.“

„Narr!“ rief wieder Falſtaff. „Jedem iſt ſein Schiff an den Leib gewachſen, du biſt nur zu blöde, es zu merken. Es iſt die Idee; ſie lebt und webt mit dir, und wenn du ſtirbſt, ſo iſt ſie dein unſterblicher Theil und nimmt dich mit in die Lüfte.“

„Weiſſ ſchon, weiſſ ſchon, wohin die Luſtſchiffahrt geht!“

„Nun, du wirſt doch dein armseliges Ich nicht eingepöckelt wiſſen wollen, um es zu ewiger Langenweile auf-erſtehn zu ſehen! Wirklich, ich ſchwipe, wenn ich nur daran denke, und ich glaube, wenn die herrliche ewige Zeit ſchon angebrochen wäre, ich würde ihr noch davonſpringen, ſo ungern ich mich mit Laufen bemühe, und im nächſten beſten Zetbeßluß mich ertränken. Nein, nein! Ich laſſe meine Gotttheit in Gnaden einſt wieder in ihre Quelle zurüclaufen; ich bin ganz wohl damit zufrieden, ſie nicht ewig herumtragen zu müſſen — —“

„Und,“ ſiel Schwäberlein ein, „was meint ihr? die Quelle wird einſt hoch aufſprudeln, wenn Unſereiner wieder einſegelt, — Unſereiner, deſſen Weiſteskraft, Erleuchtung und Aufopferung ſie erſt ihre volle Klarheit und ihren Ruhm verdankt!“

„Ja wohl, der Dank wird nicht auf unserer Seite, sondern auf Seiten „des Alten“ sein, wenn wir einst gerufen werden, die Schale von unserer Gottheit wieder abzustreifen und in seinen Schoos zu legen. Denkt euch doch einmal, welch ein Empfang! welche Dankesküsse! welch süßer Hauch wird um unsere Wangen sächeln! — —“

Eine derbe Ohrfeige, die den Redner fast vom Stuhle warf, unterbrach plötzlich seine selige Entrückung in das Jenseits, und als er sich verblüfft umwandte, stand Eberhard hinter ihm, und seine gewaltige Faust und knotige Figur erinnerte an Vulkan, den Schmied.

„Es ist nur ein Vorschmack des süßen Russes; der eigentliche wird noch süßer sein,“ sagte er.

Robert wollte aufzurennen und Genugthuung fordern, aber die Andern warfen sich in's Mittel und behaupteten, die Substanz habe Narrenfreiheit, da es längst bekannt sei, daß die Taube der Weisheit sich noch nicht auf ihr Haupt gesetzt habe. Auch gezieme es ihnen, da sie keine weltlichen, sondern Geistesfürsten seien, die Langmuth sogar bei gröblicher Anmaßung ihres Narren nicht zu verleugnen.

„Ihr habt Recht,“ sagte Robert, sich die Wange reibend; „auch beachte ich immer zu wenig, daß dieser hämmige Bursche in seiner Grobheit der eigentliche Restfegel der Gottheit ist, und war seine erste That nun ein Strafakt im Namen seiner Gottheit, so sollen wir dieselbe als wirklichen Vorschmack jener zweiten Ohrseige ehren, die der Alte droben, die göttliche Substanz, und eben doch einmal versehen wird, wenn der Lebensfaden entzwei reißt; denn genau genommen und in seiner Tiefe betrachtet, will mir jener Akt eigentlich doch mehr wie

eine berbe Ohrfeige, als wie ein süßer Kuß vorkommen. Also Versöhnung! Aber höre: du hast mir da eben gezeigt, daß du auch Thaten thun kannst; willst du denn aus deiner Thatlosigkeit heraustreten?"

„O nein! Und ich gestehe dir, ich hatte im Wehmen schon große Bangigkeit ob dieser schrecklichen Delenthat. Ich dachte mir bereits ihre Folgen in's Unermessliche sich ausdehnend. Aber deine Großmuth hat die That ja wieder ausgewischt. Ich bin und bleibe der Ansicht, daß wir, je thatenloser, um so göttlicher sind. Das Brüten über der Tiefe, das ist das rechte Göttergefühl. Wir haben nicht mehr nöthig, große Thaten zu thun, um Göttersöhne zu werden; wir sind legitime Erben von Natur aus und brauchen nur einige Erkenntnißgrade durchzumachen, um uns als Mitregenten auf den Thron zu setzen. Wir wissen, daß jede That uns aus der Balance bringen würde und sich an uns selbst rächen müßte. Darum vermeiden wir sorgfältig die Klippen der Begeisterung und des Heldenmuthes, der wilde Thaten heraufbeschwört. Wir wissen, daß Alle, die früher durch dergleichen zu Helden und Göttersöhnen wurden, im Grunde genommen nur Narren waren, die sich durch das Berennen in eine fixe Idee, in Schuld verwickelten, und diese Schuld hat sie der Gottheit beraubt, nicht ihnen diese gegeben. Das ist nun die tiefste Weisheit, und so lange ihr selbst sie noch nicht als Weisheit erkannt, seid ihr die Narren, nicht ich, und werdet die Schuld eurer Narrheit mit dem Tode büßen.“

„Ja, ja, Mensch! Dein Unsinn hat Sinn, ganz eines weisen Narren würdig!“ sagte Robert brisfällig,

„aber freilich auch nur den eines Narren. Denn kein vernünftiger Mensch wird sich dadurch abhalten lassen, eine gute That frischweg zu thun —“

„Wird aber am Ende,“ fiel Eberhard ein, „gestehen müssen, daß sie einseitig war, und wird sie das nächste Mal hübsch bleiben lassen.“

„Ich will mir die Narrheit unserer Substanz hinter's Ohr schreiben,“ sagte Halskaff, „und so lange befolgen, als sie mir convenirt.“

„Ja, so lange, bis meine Narrheit mit deiner Narrheit zum Teufel geht.“

„Ich erkläre seine Narrheit für Feigheit!“ sagte Schwäberlein —

„Und ich erkläre die Feigheit für das erhabenste und weiseste Götterbewußtsein!“ rief Eberhard.

„Und ich erkläre denjenigen, der zu rechter Zeit feige und zu rechter Zeit tapfer sein kann, für die Quintessenz der Weisheit,“ sagte Fischmann.

„Ganz dem Individuum angemessen,“ warf Eberhard ein, „das halb Fisch, halb Mann, zwischen Mann und Fisch mitten inne steht. Wenn du dir deine Geliebte als Mann auf den Kopf setzt, so ergänzt sich deine Tapferkeit, und wenn dein Weib sich als Fisch an deine Füße hängt, so wird der nöthige Grad von Ballast erreicht, um deine Feigheit schwimmen zu lassen.“

„Du bist ein Teufelskerl!“ sagte Robert lachend; „deine Narrheit wird gar zu geschickt und handgreiflich, wir müssen das Sujet wechseln. Aber,“ fügte er halb-leise bei, „es giebt ein köstliches Bild für den Maler, wenn er wieder kommt.“

„Wenn das gescheide Narrheit sein soll,“ sagte Fischmann grimmig verächtlich, „so müßte alle Weisheit zur Narrheit werden.“

„Das wird sie auch, und alle Narrheit wird zur Weisheit. Hast du das noch nie gehört? Darum bin ich der Alleinweise unter euch, weil ich allein der Narr bin.“

„Ein Narr, der zugleich den Anspruch der höchsten Weisheit macht, ist der allernärrischste Narr.“

„Schweigst jezt von der Narrheit und Weisheit, sie liegen ja ohnedies neben einander,“ entschied Robert. „Hört, mir ist's heute kreuwohl, und darum kommt so eine Art von Bollmuth über mich, unsern alten Papa auch einmal recht gründlich auszulachen, weil er uns nur einmal eine Ohrfeige geben darf; wir aber dürfen ihm so manche Ohrfeigen geben, die er alle still hinnehmen muß, darf nicht murren — und murt auch nicht. Es ist eine unendliche Langmuth in seiner Passivität und eine unendliche Passivität in seiner Langmuth. Schau, du erhabener Gott, ich bin dein Ich und du bist nicht mein Ich, bis deine Ohrfeige kommt und du mir mein Ich wieder nimmst! Und so lange darf ich dich auslachen; denn du Armer hast kein Fleisch und Bein, kannst ewig keins bekommen, ohne ein Anderer zu werden, als du bist! Und du brauchst mich mit all meinen Mängeln und Schwächen so gut, wie ich dich brauche! — Es ist wunderbar, so den großen Gott auslachen zu dürfen: ein wahres Göttergefühl! Nicht wahr,“ sagte er, auf einmal sich umschauend, „mein Weib ist nicht in der Nähe?“

„Dein Weib? O nein, die ist nirgends, darfst ruhig sein,“ sagte Falsaff.

„Ja, darfst ruhig sein,“ sagte Eberhard; „der Gott in ihr hörte es nicht; er kann nicht darüber erschrecken, und der Teufel in ihr würde nicht darüber erschrecken, wenn er's auch hörte. Es wäre Wasser auf seiner Mühle.“

„Schweig, mein Weib hat nur zu wenig Teufel!“

„Sie brückt ihn wenigstens hinunter, weil der Gott noch lebt.“

„Wir wollen schon darüber wachen, daß er nicht stirbt.“

„Ja, wenn's auf dein Wächteramt ankäme und sie nicht zugleich in der Engel Hut wäre, so glaubte ich, daß gleich in den nächsten Tagen sich die unendliche Passivität mit der unendlichen Langmuth in einen unendlichen Spott verkehrte und mit der unendlichen Ohrfeige endigte —“

„Nun also, weil sie in der Engel Hut ist, wollen wir sie der Hut vertrauen —“

„Und zugleich getreulich arbeiten, daß die Hut sich immer leise, leise mindere!“

„Pah! dann wird Gott in ihr stark! —“

„Der aber für dich zum Teufel würde!“

„Du bist ein wahrer Nachtvogel, der mich durch sein Geträchze ängstigen möchte! —“

„Nur dich zum Wachen bringen.“

„Nun gut, so will ich wachen! — Freunde! also wachen wir Alle und versetzen uns einmal in eine christliche Ewigkeit hinein, um die unser Nachtvogel doch immer herschwirrt. Denken wir uns den großartigen Akt, da das Wesen dieser Welt vergeht und eine neue Erde und ein neuer Himmel wird. Alles, was wir hier sehen,

wird sich unermesslich ausdehnen, krysthallhell werden. Dort drüben auf jenem Berge wird der Thron stehn —“

„Es ist ja der Galgenberg,“ warf ihm Einer ein.

„Thut nichts,“ war die Antwort. „Und die Gläubigen, die darum stehn, werden singen mit lauter Stimme —“

„Schweig!“ rief Falstaff, sich die Ohren zuhaltend, „ich kann das Zeug nicht hören, und bei dem Gedanken an jenen Gesang dreht sich mir das Herz im Leibe herum.“

„Nun, so weit wirst du's doch bringen können, daß du den Gesang hören kannst! Hörst, was ich euch weiter zu sagen habe: hier auf diesem Berge, — wo mein Eigenthum freilich nur klein ist, aber bei der neuen Verwandlung wird auch es sich unermesslich ausdehnen, — da wollen wir uns von Gott Vater eine Freistadt erbitten für alle die Menschen, die nicht mitsingen wollen, von denen ja auch Herr Göthe meint, sie würden einst Gott gerade gegenüber gestellt. Da bekommen wir geistreiche Gesellschaft. Dann wollen wir Herrn Spinoza und Vater Hegel den besten Platz geben, Herrn Göthe den gleich daneben, uns Andern etwas beiseit, doch nicht allzu weit.“

„Rein, ja nicht allzu weit, wir gehören nahe bei,“ sagte Schwäberlein, „eigentlich über sie, wenn nicht die Pietät und der schulbige Respekt vor dem Alter uns zur Bescheidenheit nöthigte.“

„Wag du's nur und setze dich ketzlich über sie, wenn dein Bewußtsein dich über sie setzt,“ warf Eberhard dazwischen; „nur die Lumpe sind bescheiden.“

„Rein,“ sagte Fischmann, „nicht drüber, aber daneben, wir müssen ihr Gespräch hören —“

„Und auf ihrer Meinung unsere Meinung fortbauen, nicht wahr?“ sagte Eberhard wieder.

— „Vergeßt nur nicht dem Literaten einen Sperrriß aufzubehalten; er kann ihn jetzt nicht selbst mietzen.“

„O, er kann den meinigen haben,“ sagte Falstaff, „wir wollen recht weit weg von ihnen, daß wir gar nichts mehr von den Füchsen hören.“

„Und selbst Füchse werden können,“ ergänzte Eberhard. Dann fuhr er mit Pathos fort, als spräche er zu einer versammelten Volksmenge: „Und der übrige Vernunftetroß darf sich da unten setzen und sich am Anblick seiner Heroen ergötzen. Wem aber die eigene Weisheit besser gefällt, der beschaue sich selbst in Spiegel oder Welt. Ich verspreche einem Jeden sein Conterfei in Jedem, der Jedem nahe sitzt bei. Sind Alle Vernünft'ge, bis das Feuer sie brennt, das Stroh, Heu und Stoppeln vom Golbe trennt. O weh! wie wird da der Platz werden so leer, wenn's Feuer versengend fährt drüber her.“

„Gut gekrächzt, Nachtvogel!“ sagte Robert. „Seht, was kommt dort im Rosalleide, ist's etwa ein Weib!“

„Nein, es ist ein Kalb, das einer Hährte nachgeht,“ sagte Falstaff.

„Und das wittert natürlich ein Stier zuerst,“ meinte Robert. „Richtig, es ist Sannchen! Was sucht sie wohl hier: Damen oder Herren?“

„Sie sucht den Rechten,“ sagte Eberhard.

„Der ist aber noch nicht da,“ meinte Falstaff; „sie läuft dem Maler nach.“

„Thut nichts, sie begnügt sich auch mit Anderm, wenn sie's gerade findet. — Sannchen, Schönste, du

findest hier einen Kreis von Herren in verwickelte philosophische Fragen vertieft. Der Eine sagt das, der Andere das. Nun möchten wir wissen, was du dazu sagst."

"Zu was?" fragte Sannchen.

"Zu den Fragen."

"Zu welchen Fragen?"

"Ei, ich hätte nicht gedacht, daß es zu dieser Frage bei dir käme. Nun also: der Eine sagte, die Freigheit werde im Himmel einst hoch belohnt und im Feuer nicht verbrennen. Der Andere sagte, die Tapferkeit verbrenne nicht. — Welcher hat Recht?"

"Es werden alle beide verbrennen, also sollen sie nicht zum Feuer gehn," entschied Sannchen.

"Gut gerichtet, Richterin! Also, Freigheit, du verbrennst, und Tapferkeiten, ihr alle verbrennt auch. — Weil du aber das Feuer so fürchtest, Sannchen, bist du denn auch schon verbrannt?"

"Nein, sonst wäre nichts mehr von ihr da," meinte Oberhard.

"Aber angebrannt ist sie doch," sagte Halskaff, "ich weiß das."

"Sannchen, ist das wahr: bist du angebrannt?"

"Angebrannt? Ich? Wo?" fragte Sannchen.

Die Männer sahen sich an und lachten. — "Sie fragt ja unschuldig," sagte Robert, "da brennt's noch nicht stark."

"Thut nichts, frag nur weiter," erwiderte Halskaff.

"Höre, Sannchen — was suchtest du bei uns? Sind sie Alle da, die du suchtest?"

Sannchen wurde roth. — „Seht ihr, daß es brennt?“ rief Jener.

„Ich suchte — Elisabet,“ sagte Sannchen halb verlegen.

„Elisabet? Den Namen Elisabet mußt du bei den Frauen suchen, nicht bei den Männern.“

Sannchen wollte gehn.

„Suchtest du aber vielleicht noch einen Namen?“

„Namen suchte ich keinen.“

„Aber doch einen Menschen, der einen Namen trägt?“

„Ich weiß es nicht.“

„Haß Recht. Ich weiß auch nicht, ob er einen Namen trägt. Aber ich wollte wetten, selbst wenn der Mensch, den du suchst, sich aller Namen entäußerte und sie neben sich stellte, würdest du doch nach dem Menschen greifen und alle seine Namen stehn lassen.“

Sannchen lachte und sagte: „Du redest so albern, daß man dich gar nicht versteht.“

„Doch! dein Herzchen versteht mich, wenn mich auch dein Kopf nicht versteht. Höre, wir haben da eben ein Projekt besprochen für den Himmel. Da wollen wir ein Vernunftparadies gründen. Nun ist es zwar deiner Natur nach nicht möglich, daß du darein einbringest, denn du gehörst zweifelsohne zu den Schafen, die beim Singchor stehn müssen; aber wenn du deine Weiblichkeit verleugnen könntest —“

„Was, ihre Weiblichkeit verleugnen als Schäfchen? Dann müßte sie sich ja als Bod produciren!“ rief Falstaff.

„Und das möchte ihren Eintritt noch schwieriger machen,“ sagte bedenklich Fischeemann.

„Ei, warum?“ rief Eberhard. „Zu den eigentlichen Böcken möchte auch ein verkleideter Bock wohl eindringen. Um so größer wäre dann die Freude, wenn sich ihre Schafsnatur herausstellte.“

„Ach, sie könnte ja zerrissen werden!“ rief Robert, der seine Lustigkeit schwer so weit maßigte, daß sie nicht laut hervorbrach.

„Hör du!“ sagte Sannchen, „meinst du, du dürfst nur immer über mich spotten, mich ein Schaf heißen und von Böcken reden? Das will ich doch zu Hause sagen und auch gleich fragen, ob man Vernünftige so thierisch behandeln kann.“

„Nein, Sannchen, du mußt nicht fragen, sonst mache ich Ernst aus dem Spas und erlaube dir nie mehr, in unser Vernunftparadies einzubringen, und wenn auch noch ganz andere Leute da sind. Du verstehst mich.“

„Was ist denn aber das: Vernunftparadies?“

„Das ist eine Freistätte, wo man vernünftig sein darf.“

„Und hoffentlich,“ sagte Schwäberlein, „kommt es noch so weit, daß sie für Damen und Herren gleich offen ist.“

„Der Zubrang wird aber dann außerordentlich werden,“ meinte Eberhard.

„Wir geben Eintrittskarten und man bezahlt Entree, dann wird's doch nicht gar zu arg überfüllt. Solche Vernunftbillets müssen einen Kopf der Minerva als Bigarette tragen, von rosa Atlaspapier sein, und wer ein solches besitzt, wird nicht mehr als Frau, sondern als starker Geist behandelt.“

„D, gib nur deiner Frau keine!“ rief Eberhard, „denn sobald sie flügge wäre und sich als starker Geist fühlte, stöge sie dir daven.“

„Darüber lasse ich mir keine grauen Haare wachsen. Ich dränge ihr keine Karte auf und verwehre ihr keine; sie kann selbst wählen.“

„Aha!“ sagte Fischmann, „der Herr kommt am Ende mit seiner Frau auch da an, wo Mabelaine steht, beim absoluten Selbstbewußtsein. Dann ist ihm ja Gelegenheit gegeben, an der eigenen Frau das zu verachten, was er an sich liebt und sonst an starken Weibern haszt.“

„Ich hoffe, wenn es auch so weit kommen sollte, daß mein Weib darum doch weiblich bleibt.“

„Ja,“ sagte Eberhard, „sie theilt dann Frauheit und Mannheit in Schubfächer und zieht hervor, was der Herr Gemahl gerade verlangt.“

„Hör, Narr!“ sagte Robert lachend, „du bist ein wahrer Quälgeist, und ich würde dir böse werden, wenn du mir nicht doch immer wieder vorkämeist wie ein gutmüthiger Doctor, der zu seinen Patienten hinsieht und an ihnen rüttelt und schüttelt, daß sie nicht einschlafen, weil's tödtlich wäre.“

„Nun; das ist doch auch einmal ein vernünftiges Wort von einem Philosophen! Vergiß nur nie, daß du der Patient bist.“

Robert strich sich mit der Hand über die Stirne und schaute dann nach Sannchen hinüber, die von Ephra, das an der Pütte emporwuchs, einen schönen Kranz machte. „Was aber Sannchen mit ihrer Eintrittskarte in's Vernunftparadies anfängt, ist mir immer noch nicht klar.“

„Ich wüßte, wie sie sich dieselbe am gründlichsten aneignen könnte,“ sagte Falstaff.

„Wenn sie dieselbe äßt? — Wahrhaftig, das wäre das einzige Mittel, auch etwas davon in den Kopf zu bringen durch den Magen hindurch. Sannchen, willst du weise werden?“

„Ja, aber ich werde weis, ohne das Papier zu essen; ich weiß wohl, wie das ist; wenn ich ein Buch lese, so kommt das, was darin steht, auch in meinen Kopf, jede schöne Geschichte, die mir gefällt, und so hab' ich die Geschichte, ohne daß ich das Buch zu essen brauche.“

„Aha, du issest dann die Geschichte, und hast vielleicht schon mehr als eine gegessen. Daher kommt es, daß du auch schon ein wenig über den Zaun geguckt hast.“

„Was kostet denn eine von euren Eintrittskarten?“ fragte Sannchen.

„Einen Kronenthaler, dann darfst du auch noch dafür paradiesische Vorlesungen hören.“

„Ach, das ist schön und wohlfeil.“

„Ja, die ewigen Güter sind immer wohlfeiler, als die zeitlichen; der natürliche Mensch würde sich sonst dieselben nie kaufen.“

„Ist man im Himmel auch noch natürlich?“ fragte Sannchen.

„Freilich, wer nicht über die Natur hinauskommt, bleibt auch dort ganz gemeine Natur. — Ah! Elisabeth! Willkommen, schöne Frau!“

Die Männer fuhren auf, überrascht, weil Elisabeth unerwartet auf einem Seitenweg herangekommen war.

Jeder machte sich unwillkürlich seine Gedanken über die schöne Erscheinung, und Alle, den Professor ausgenommen, priesen den Doctor im Stillen glücklich, solch ein Weib zu haben. Der Doctor selbst mochte die nämlichen Gedanken haben; er sagte, den Arm um sie legend: „Düpfst Einem doch das Herz ordentlich im Leibe, wenn man so auf einmal dieses Antlitzes wieder ansichtig wird. Ich mußte schon oft denken: Leopold Scherer hat Recht, wenn er sagt: jedes Haar in der Wimper eines schönen Weibes sei nicht ein gemeines Haar, es sei ein Wunder.“

„Gut, wenn es dir nie anders erscheint,“ sagte Elisabeth lächelnd. „Dem Ehemann steht's gar artig, lauter Wunder an seiner Frau zu finden. — Ich habe für einige Erfrischungen gesorgt und bedaure nur, so spät damit zu kommen. Ich dachte mir, die Herren müßten trocken sitzen.“

„Wir haben uns durch Spas genäßt,“ sagte Robert.

„Aber auch der Spas ist am Ende vertrocknet,“ sagte Falstaff. „Sie erscheinen mir wie eine Houri des Paradieses, schöne Frau.“

„Weil ich Sorbet oder Nektar bringe, nicht wahr?“ sagte Elisabeth, den großen Korb auspackend, den ihr Mädchen gebracht hatte. „Nun, es ist immer erfreulich, als Gabenbringerin so freundlich empfangen zu werden.“

Die Männer machten sich wacker über Braten, Schinken und Wein her, und Elisabeth freute sich ihres Appetites.

„Wie wird's aber gehen, Schärtel? Wie wirst du im Vernunftparadies deine vielen Gäste regaliren? Du

weist, die Vernünftigen lieben fast durchweg einen guten Tisch, und wenn du z. B. die Ehre hättest, den — hohen Verstorbenen und seinen Hofkaplan, und so manchen andern hohen Verstorbenen in deinen Freistaaten zu begrüßen, so möchte den Wünschen nicht so ganz leicht zu genügen sein.“

„Dafür laß' ich Jeden selbst sorgen. Der Nektar wird an diesen Bergen ohne Zweifel dann besser wachsen, als jetzt; auch hat wohl dort Jeder die Kraft Mephisto's, dessen Bohrer aus jedem Holz den goldenen Strahl strömen lassen kann, und, was das Essen anlangt, die Gabe seines Gegenfüßlers, — ihr wißt schon, wen ich meine, — ohne Hexerei, durch die einfache Kraft des Wortes.“

„Was habt ihr da?“ fragte Elisabet.

„Ach, eine närrische Geschichte, die schon um eine Ewigkeit zu lang wäre, wenn man sie noch einmal auf-tischen wollte,“ sagte Robert. „Sieh', Liebchen, die Glanz-decke unter'm Himmel, wie schön!“

Wirklich, die Beleuchtung war einzig. Das ganze Thal mit seinen Dörfchen, Wiesen, Bäumen und seinem Flusse lag jetzt in einem etwas dämmerichten Lichte, die Tinten verschwimmend in rötlichem Glanz. Der Himmel war mit einer dünnen Schichte überzogen, die, von der Sonne ganz durchleuchtet, jenes magische Licht über Alles ausbreitete, das durch Glanz ersetzt, was es an Deutlichkeit raubt.

„Das ist eine katholische Beleuchtung,“ sagte Robert. Die Freunde lachten, Elisabet aber sagte: „Nein, es ist eine himmlische Beleuchtung. Ich erinnere mich aus meiner

Jugendzeit einiger solcher Abende, und da war mir's immer, als begreife ich den Himmel."

"Natürlich mit der träumenden Phantasie ergreifst du ihn; dann meinstest du, ihn zu begreifen," sagte Robert und setzte, freundlich ihre Hand nehmend, hinzu: "Und indem du ihn ergreifst, hattest du ihn. Er war in dich eingezogen, und du kannst einer höhern Seligkeit nicht theilhaftig werden, als sie in solchen Augenblicken dir zu Theil wurde."

"Ach, ich weiß wohl, daß das keine Ansicht ist, aber in mir sträubt sich immer etwas dagegen. Freilich habe ich den Himmel augenblicklich in solchen Augenblicken, aber das geht so schnell vorüber, und doch ist so große Sehnsucht da, den Himmel zu fassen und dauernd zu halten."

Schwäberlein fragte, warum aber gerade solch ein Himmel, solch eine Beleuchtung diese Gedanken oder Phantasien in ihr hervorriefe.

"Ich weiß es nicht," erwiderte Elisabeth. "Es ist so heimlich, Alles so geheimnißvoll und doch so durchsichtig klar; man fühlt sich gedeckt und geschützt, während man doch zugleich mit dem Ganzen in Eins verschwimmen möchte."

"Dacht' ich's doch!" sagte Robert lächelnd; "gedeckt und geschützt muß Elisabeth immer zugleich sein, wenn sie sich gern im Ganzen verschwimmend denken mag. Aufgehen in's Ganze kann sie nicht. Ich sehe euch dafür, noch im Himmel, wenn sie sich in denselben denkt, baut sie sich ein Hättchen in die Häuten, und bittet ihren Engel, davor Wache zu setzen. Ich sehe es an Eberharts

Geficht, daß er gern der gute Engel sein will. — Aber nein! Was fällt mir ein? In Straßburg begriff Elisabeth den Himmel auch noch auf andere Weise; sie hätte fast in ihm verschwimmen können, so herrlich erschien er ihr auf dem Münsterthurm, und ich glaube, wenn ich sie nicht recht fest gehalten hätte, so wäre sie am Ende ganz leicht geworden und auf den Stäffeln des Thurmes in ihn hinaufgestiegen!“

„O!“ sagte Elisabeth, „wenn mich dann auch der Schwindel nicht herabgeworfen hätte, so hätte mich doch ohne Zweifel der Gedanke an deinen Magen auf halbem Wege wieder zurückgerufen.“ Und damit gab sie ihm mit einer Blume einen Schlag auf seinen Mund.

„Der Gedanke an meinen Magen!“ rief der Philosoph in höchster Entrüstung. „Also ist mein Magen der Brennpunkt, um den sich deine Gedanken drehen! Die allgemeinste Materie zieht dich vom Himmel herab! Ach, die Weiber sind und bleiben geborene Materialisten. Das Höchste und Niedrigste streitet sich immer in ihnen, liegt ewig getrennt in zwei Wagschalen, und die schaukelnde Bewegung, das Auf- und Niedersteigen der beiden Schalen macht den Inhalt ihres Lebens aus.“

„Nein, nein! nicht ewig! Im Himmel sorg' ich nicht mehr für deinen Magen.“

„Was thust du dann? Nicht wahr: immer lesen und — malen?“

Elisabeth erschrak fast. „Nein, auch musciren und — beten!“

„Nun, das laß ich noch gelten, daß du auch singen und beten willst, sonst hätt' ich dir Schnurstracks bewiesen, daß dein Lesen und Malen dich unaufhaltsam aus dem Himmel stürzt und der Hölle zuführt. Selbst das Singen hat meine Elisabet ja schon an den Rand des Grabes getrieben, — nur das Beten noch nicht. Das hat sie bis jezt noch nicht bis zum Uebermaß getrieben, und darum glaube ich selbst, daß das Gebet sie im Himmel festhalten wird.“ — Er schaute ihr dabei jovial genug ins Gesicht.

Elisabet hörte dieses Gespräch nicht gern. Sie gab ihm eine andere Wendung und machte es allgemeiner. Nach einer guten Viertelstunde fing ihr Vatte auf einmal wieder an: „Nein, es ist zu arg! nicht mein Haupt, nicht mein Angesicht, nicht mein Herz, nicht meine Liebe hätte sie vom Himmel abgezogen, sondern mein Magen!“ Die Freunde lachten.

„Das wird seine Ursache haben,“ sagte der Eine.

„Sein Kopf kann das nicht verdauen,“ rief der Andere.

„Alles in ihm empört sich gegen den Magen,“ bemerkte der Dritte.

„Und doch werden die Verhältnisse in dem modernen Staate, in dem Robert Schärkel steht,“ sagte Halskaff, indem er auf den immer sehr gewählten Anzug unseres Doctors spottend hinwies, „noch keine andern sein, als im alten Römerstaate, hinsichtlich des Magens und der übrigen Glieder.“

„Nein,“ erwiderte Elisabeth, „der Magen ist in diesem modernen Staate immer noch die Schatzkammer, in die das Volk, das Elisabeth heißt, seine Schätze niederlegt. Der Staat verzehrt sie zwar, giebt aber mit der Kraft, die er aus den Schätzen zieht, auch dem Volke zugleich wieder Leben, d. h. geistige Güter, legt Schulen an, baut Lesezimmer, Kirchen — Nein, das nicht,“ fuhr sie fort, indem ein Schatten über ihr Gesicht zog, „das versteht er, nach eigenem Verständniß, nicht mehr — —“

„Und in den Lesezimmern,“ warf Robert dazwischen, „hat sich Freund Satan festgesetzt und schießt mit papiernen Knallkugeln die Eintretenden todt, — und in den Schulen fließt der lebendige Strom des Wissens und der Vernunft, worin das arme Volk ertrinken und zu Grunde gehen, oder mit dem Strome schwimmen lernen und ein vernünftiges Volk werden müßte; — denn gegen den Strom schwimmen kann es doch nicht, dazu reichen seine Kräfte nicht aus. — Ach, unser Nachtvogel sieht wieder schwarz und grämlich aus und doch fast spottenb! — Sage mir, Nachtvogel: wann werden deine Federn weiß?“

„Wenn die deinigen schwarz werden, d. h. wenn du in deinem modernen Staate am Boden liegst.“

„Hm! Hm! Sage mir, Mensch, wenn du mich doch immer soweit wünschst, warum warnst du mich denn immer? Du bist ja ein lebendiger Widerspruch.“

„Ja, das ist eben das Nürrische. Mir graut vor dem, was kommen könnte; ich wünsche es nicht zu sehen, weiß aber, daß ich es doch werde sehen müssen.“

„Ha! Aberwip!“

„Ich lobe mir den Mann,“ sagte Falstaff, „der bei einem Glase Wein die Wahrheit des Sapes zu schäpen weiß, daß Alles einerlei ist.“

„Ja,“ erwiderte Robert, „wenn er sonst die Treue kennt! Nicht wahr, Elisabet?“

„Von eurem Gespräch verstehe ich nichts,“ sagte Elisabet, „will aber wenigstens dadurch zeigen, daß ich als gehorsame Unterthanin die Schaplammer meines Herrn im Staate unermüdet fülle — —“

„Und als freie Bürgerin dir wieder deinen Theil aus dem Inbalt der reichen Schätze ziehst,“ ergänzte Robert schnell, mit einer Lustigkeit in der Betonung, die eine verschiedene Auslegung dieser Worte zuließ. Die Männer deuteten sie denn auch nach ihrem Sinn und sahen sich lächelnd an, so daß Elisabet, halb verwirrt, halb widerlich berührt, sich abwandte und an diesem Abend in keinen Scherz mehr eingehen wollte.

Sannchen hatte ihre Kränze gewunden, setzte Elisabet einen aufs Haupt und zog ihr einen um die Schulter und Hüfte, was sie sehr lieblich kleidete; sich bekränzte sie ebenfalls, und spazierte dann stolz auf der Terrasse auf und ab. Auf einmal rief sie: „Der Maler kommt, der Maler!“ sprang zurück, warf sich Elisabet um den Hals, versteckte sich und zog die junge Frau fast nieder in ihrem Ungestüm. Diese wurde bald roth, bald bleich, was man aber der Bewegung im Widerstand gegen Sannchen und dem Aerger über deren Benehmen zuschreiben konnte. Die Männer sprangen auf; da stand, mit zwei

Sähen den Berg vollends hinausspringend, der junge Mann plötzlich vor ihnen, schöner, lebendvoller als je. Jauchzend begrüßte man sich, Robert umarmte seinen „Jungen,“ Eberhard machte Lustsprünge um sein „Schöoskind,“ Galtstaff gab ihm einen tüchtigen Puff als Liebeserweisung, Elisabet wollte auch je baldier, je lieber fertig sein mit der Begrüßung, sie hatte ihre sonderbare Bekränzung ganz vergessen und trat ihm entgegen mit Erröthen. Der Maler — denn als Solchen müssen wir ihn wieder in unsere Gesellschaft einführen, — betrachtete sie einige Augenblicke mit staunendem Entzücken, hatte aber Welt genug, um vor den Zuschauern allen die junge Frau in keine Verlegenheit bringen zu wollen. Er begrüßte sie mit einigen artigen, herzlichen Worten, als Sannchen, herbeispringend, ihm bemerklich machte, daß sie die Kränze geflochten habe.

„Und du, kleiner Schelm, hast mich verrathen, dafür mußt du gestraft sein.“ Er hielt die Kleine und gab ihr einige Küsse, an denen Sannchen wohl nicht Schuld war. Die Männer sahen sich an, lachten und sagten unter sich: „Das kleine Blämmlein bekommt Del.“ Elisabet ging in die Hütte, ärgerlich, um dort ihre Kränze abzulegen. Der junge Mann war in ihren Augen kaum zu entschuldigen, daß er so leichtsinnig etwas in der Seele des jungen Mädchens weckte, was noch lange schlafen sollte. Freilich konnte er nicht wissen, wie es in Sannchen ausfiel, und sagen konnte man es ihm doch auch nicht.

Sannchen aber schien es zu gefallen, obgleich sie roth und sehr verlegen wurde. Sie hielt sich von nun an für viel wichtiger, und war für's erste stille und mehr

in sich gekehrt, als man sie in der Regel zu sehn gewohnt war.

„Sage mir, Freund,“ fragte Robert, „bist du, seit ich dich nicht mehr gesehen habe, um einen halben Kopf größer, oder um einen halben Kopf stolzer geworden? Oder machen es nur die fremden Kleider? Wenn Kleider solche Leute machen, muß ich mir sogleich solch ein Stuperröschchen und solche Weste und Beinkleider anschaffen.“ Der Maler lachte.

„Natürlich,“ sagte Eberhard, „dein brauner Frack ist noch lange nicht modern genug, und deine Figur lange nicht schön genug, um „göttlich“ zu sein. — Höre, Schooskind,“ wandte er sich an den Maler, „wo hast du dich umgetrieben in der langen Zeit von vier Wochen? Wir haben auf dich gewartet alle Tage und du warst wie verschollen. Das dauerte ja eine Ewigkeit!“

„Ja wohl, eine lange Zeit! Sie dünkte mich auch oft eine Ewigkeit. Ich war aber meist an Einem Ort.“

„Und der ist — München?“ fragte Robert.

„Rein! Obgleich ich mich auch vierzehn Tage in München aufhielt.“

„Vierzehn Tage in München! und doch nur vier Wochen aus, und doch die meiste Zeit an Einem Ort? Das ist ein Druck-, oder Schreib-, oder Sprach-, oder Denkfehler! A propos! bist du Frau Anna und dem Literaten dort nicht begegnet?“

„Nicht begegnet!“

„Auch nicht gesehen?“

„Waren sie denn in München? Ich wusste nichts davon.“

„Ja, sie entschlossen sich schnell, dorthin zu gehen.“

„Aber es wird kalt und spät,“ sagte Elisabeth; „mich friert. Gehen wir nach Hause!“

Damit war der Beschluß eines Tages und der Anfang eines halben Jahres gemacht.

Drittes Capitel.

Unser Robert hatte längst eine Idee, die er diesen Winter verwirklichen wollte; der Winter warf ihm die Gelegenheit wie eine reife Frucht in den Schoos. Er wollte ein Theater einrichten und dadurch auch auf weitere Reise ästhetisch belehrend einwirken, besonders der akademischen Jugend, freilich zunächst nur in ausgewählterem Reise, Gelegenheit zu feinerer ästhetischer Ausbildung geben, um ihren Geschmack zu veredeln, die Liebhaberei für gemeine Genüsse zu schwächen, für das Schöne zu stärken. Er gedachte daher solche Stücke auszuwählen, die als Muster der ächten Poesie zugleich dazu dienen könnten, seine philosophische Weltansicht populär zu machen. Dazu kam ihm das Theater Anna's ganz geschickt; er wollte zwar die Studenten anregen, sich in einem besondern Local ebenfalls ein Theater herzurichten und unter sich gute Stücke zu geben, aber er wußte aus früherer Erfahrung, daß selten etwas Ordentliches dabei herauskommt, wenn diese jungen Leute nicht angefeuert werden durch wirkliche gute Muster, durch großartige Talente. Und diese Talente, da er sie hier in eigenem Freundeskreise beisammen hatte, zum Theil schon ausgebildet, ja in hoher Vollendung stehend, zum Theil der höheren Ausbildung fähig,

wollte er ihnen weisen, und so das Schöne und das Heilsame, das Angenehme und das Fördernde in freundlichen Einklang bringen. Die ganze Lebensansicht unsers Helden war eine ästhetische, sein einziger Cultus der Cultus des Genius. Die Offenbarungen des Genius an die Menschheit mußte er also auch dem gemeineren Verständniß näher zu bringen suchen und dasjenige unter den Erzeugnissen desselben, worin er die Principien der modernen Lehre am klarsten und reinsten ausgesprochen fand, mußte ihm als das Wünschenswertheste in erster Reihe stehen. Er wollte vorzüglich über die tiefsten Lebensfragen, über Schuld und Veröhnung, klarere Begriffe, als sie in der Christlichen Kirche seiner Ansicht nach herrschend sind, in die gebildete Welt bringen und er gedachte daher der Reihe nach einige der besten Erzeugnisse des menschlichen Geistes auf das kleine Theater zu bringen.

Anna, auch Mabelaine, Elisabeth, er selbst, der Maler, der Literat und noch einige Heranzuziehende waren ganz geeignete Figuren, um bei einigem Studium und einiger Uebung alles mögliche Darstellbare aus der ächten Vorstelle gewiß wirklich gut geben zu können, und ihm kam nur ein Skrupel darüber, daß Elisabeth Alles gleich zu tief nahm, nicht genug Schnellkraft hatte, um sich aus der Tiefe der Empfindung leicht und schnell wieder in das Gleichgewicht des „Nichtempfindens“ zu versetzen. Er mußte sich's gestehen, sie war selbst eine tragische Erscheinung, ganz geeignet für die Tragödie, aber es lag die Gefahr nahe, daß sie eben in der Tragödie oder durch sie untergehe. Das entging seinem geübten Blicke nicht, obgleich es wieder Zeiten gab, wo er die Sache auch

wieder oberflächlicher ansah und sich mit leichterem Sinn darüber sich hinweg setzte. Zu andern Zeiten wünschte er wieder, sie möchte mit eben der Tiefe der Empfindung auch eine Dosis von jenem holden Lichtsinn verbinden, der nicht nur das Spiel als Spiel, sondern zur Noth auch den Ernst als Spiel ansehen und ihn, wenn der Zweck erreicht ist, auch wieder von sich abschneiden kann.

Aber es war eben nicht Alles zugleich zu erreichen, und er gedachte überhaupt vorsichtig zu Werke zu gehen.

Schon früher war sehr lebhaft von Madelaine die Anregung ausgegangen, die Antigone des Sophokles zu geben, wobei Madelaine die Rolle der Antigone übernehmen wollte. Da es sich ganz von selbst verstand, daß, wenn die Ausführung zu Stande kommen sollte, Elisabeth Jomene sein müsse, so war ihr die Sache schon früher vorgelegt worden. Aber Elisabeth hatte einen Widerwillen dagegen gezeigt, sowohl dagegen, daß Madelaine Antigone, als dagegen, daß sie selbst Jomene sein sollte. Sie war aber damals in keine Erklärung über diesen Widerwillen eingegangen. Die Sache kam jetzt wieder gleich in den ersten Tagen des erneuten Zusammenseins sehr lebhaft zur Sprache. Madelaine erbot sich, die nöthigen Einrichtungen für den Chor u. s. w. aus ihren Mitteln zu beschaffen, der Professor drängte ebenfalls. Er wollte Zuschauer bleiben, um ganz ungetheilt dem Genuß, Madelaine zu sehen, sich hingeben zu können. Robert sollte den Arron machen, zu dem er sich gutwillig verstand. Oberhard mußte der Vole sein, der Literat Tirrhas, die Rolle des Hämön — nun diese sollte Bertram übernehmen.

Mit einiger Schüchternheit fragte man sich, ob wohl Anna sich zu Rolle der Euridice verstehen würde, da sie, die große Sängerin und Schauspielerin, wenn sie sonst austrat, andere Rollen zu übernehmen gewohnt gewesen war. Doch sollte dies kein Hinderniß sein. Mabelaine wollte diese Rolle durch eine ihrer Freundinnen besetzen, wenn Anna nur ihr Theater öffnete. Sie hatte dann dafür mit den Andern den Genuß eines schönen Abends. Man erwartete sie mit Sehnsucht (sie hielt sich immer noch in der Residenz auf) und Mabelaine war eifrig in der Verbeisshaffung der Stoffe und Arrangirung des Nöthigen. Elisabeth regte sich mit Widerwillen, der Maler regte sich gar nicht, als hätte er nichts dabei zu thun, aber er äußerte sich weder dafür, noch dagegen.

Robert war die Rolle der Jemene für Elisabeth ganz erwünscht in mehrfacher Beziehung. Er fragte sie um ihren Widerwillen, und eine feine, halb spöttische Neußerung von seiner Seite, die sie erröthen machte, veranlaßte sie schnell zu sagen: „Nein, warum es mir widerstrebt, das will ich dir sagen, wenn es sein muß. Ich halte es nun einmal für eine innere Unwahrheit, daß Mabelaine soll die Antigone darstellen dürfen; denn Mabelaine — Mabelaine halte ich nicht für fähig, daß sie an Stelle der Antigone diese That der Pietät für den Bruder um der Religion der Väter willen gethan hätte. Sie mag sich nun recht hinein versetzen, mag mich, die ich als Jemene die Feige spielen muß, mit den schönen, kurzen, barschen Worten hübsch abfertigen und gar groß in der That dastehen, an die sie doch gar kein Recht hat, da sie ihrem Gemüthe fremd ist!“

Robert lachte und sagte: „Wenn nur diejenigen unter den Schauspielern große Helden vorstellen dürften, die auch im Leben diese Rolle übernehmen würden, so würden wir gar wenig Helden auf dem Theater zu sehen bekommen. Man fordert von einem Schauspieler nicht mehr, als daß er sich in seine Rolle gut hineindenke und sie gut gebe. Den Menschen als solchen läßt man ganz aus dem Spiel; und eben das Reden, Barsche, was Antigone haben muß, um diese That vollbringen zu können, das macht Madelaine fähig, die Rolle gut zu geben.“

„Wenn du aber meinst,“ fuhr er zögernd mit schallhaft fragendem Blick fort, „daß du der großen That fähiger wärst als Madelaine, so könnte man ja die Rollen auch umkehren und du könntest, als tapfere Antigone, Madelaine als feige Jomene mit den kurzen, schönen, barschen Worten hübsch abfertigen und gar groß in der That dastehen, und dabei Håmons Geliebte vorstellen.“

Elisabet erröthete und sagte tropig: „Ich will gar keine Geliebte vorstellen und habe weder Lust, die Antigone noch die Jomene zu machen. Aber daß du darum doch nicht über mich spotten darfst, so sage ich dir, daß mir die Religion meiner Väter theurer ist, als sie Madelaine ist, und daß ich — einen Bruder, wenn ich einen gehabt hätte, gewiß genug geliebt hätte, um etwas für ihn opfern zu können.“ Thränen schossen ihr dabei aus den Augen, und es bleibt ungewiß, ob es Zornes- oder Reue- oder Mitleidstränen waren. Robert war das rührend, und doch mußte er lassen. Je mehr er aber lachte, um so böser wurde Elisabet, und endlich sagte sie: „Sieh! deine ganze Tragödie, daß ich dir's nur gestehe, ist mir schrecklich.“

Je mehr ich mich in sie versenke, um so schrecklicher wird sie mir. Ich weiß wohl, wie du sie erklärst, aber eben diese Erklärung schnürt mir das Herz zu. Und doch fürchte ich, daß sie gar keine andere Erklärung zuläßt. Aber daß die an sich so edle That muß zum Untergang führen, daß die Gottheit selbst in diesen Untergang treibt, daß das Recht auf beiden Seiten soll zum Unrecht an jedem gegenüber stehenden Theile werden, und so Beide aufreiben — daß es solche Conflictte soll im Leben geben können, die uns müssen in den Untergang reißen, wo kein Ausweg und keine Hülfe ist, das ist und bleibt schrecklich.“

„Eben weil das so schrecklich ist,“ sagte Robert halb lächelnd und halb ernst, „und weil Elisabeth so über dieser Schrecklichkeit grübelt, ist Elisabeth keine Antigone und wird nie eine werden. Denn sie wird nie eine That thun, von der sie zum Voraus weiß, daß Todesstrafe darauf gesetzt ist, — dafür stehe ich, — auch nicht einen Bruder begraben; ihr graute vor dem todten Bruder. Elisabeth segelt daher mitten hindurch und läßt solche große Conflictte bei Seite liegen, wie Jomene, und darum darf sie leben bleiben. Darum soll sie aber nur nicht neidisch sein, wenn andere, kürzere und schärfere Naturen, die aber freilich auch eben darum wieder schärfere Kanten haben, die mit jedem Muth in die Conflictte hineinrennen, sich anmaßen, die Antigone geben zu wollen. Denn wenn du auch ganz Recht hast, daß Madelaine nicht ganz die Gesinnung hat, die Antigone hatte, so hat sie doch den Muth. Jomene hatte auch diese Gesinnung, du darfst dich ihrer also nicht schämen; aber sie hatte den Muth nicht, darum

ist sie du und du bist Jemene. In diesem Geheimniß liegt denn auch für dich der Ausweg und die Hülfe. Adieu, Süßliebchen, ich muß fort!"

Elisabet war noch in ihren Gedanken über dies Gespräch, als Anna bei ihr eintrat. Sie hatten sich viel zu erzählen, von ihren Reisen und andern Dingen zu reden, so daß Elisabet die Antigone ganz vergaß. Nach einer Stunde etwa trat auch der Maler mit Eberhard ein.

Daß sich Bertram diesem so anhäng, hatte seine guten Gründe. Eberhard nemlich wurde von Elisabet allein nicht als „Herr“ angesehen; er hatte freien Zutritt, auch wenn Robert nicht zu Hause war, während sie sonst in seiner Abwesenheit keine Bekannten annahm. Robert gab ihm daher schallhaft heimlich in's Ohr den Namen seines Frauenhüters, und Eberhard meinte, er würde sich beim Eberherrn noch „ein Schwert“ verdienen. Nun war es zwar wider sein Gewissen, daß er den Jungen manchmal mitbrachte; aber da er jeder Zeit in den Schranken der Ehrerbietung blieb, und Elisabet auch nichts dagegen hatte, wenn er in seiner Gesellschaft kam, so ließ er es eben auch geschehen. Sie hatte dem Maler besonders von der Reise immer etwas zu erzählen, und ihm war jeder Strich in ihrem Skizzenbuch wichtig: sie verhandelten lebhaft darüber, Manches führte Elisabet, Manches Bertram weiter aus; hier half die Erinnerung, hier die Phantasie. Auch Eberhard und Robert halfen oft mit, und weil Bertram gar viel zu fragen hatte und nie genug hören konnte, weil er sich jetzt vorzüglich mit der Orbirowelt beschäftigte, die Elisabet berrist hatte, so gingen auch wirklich aus diesen Verhandlungen mehrere sehr hübsche

Gemälte hervor, besonders aus dem Rinzig- und Hölzenthäl. Einiges führte Bertram im Kleinen in Wasserfarben aus, und einen seiner Cartons, der ihr am besten gefiel, nahm sich Elisabet zur Vorlage für ein größeres Gemälde, das wir weiter unten beschreiben werden. Eine Gebirgsansicht aus dem Murgthal, von der Bertram von seiner früheren Reise her noch eine Skizze besaß, wollte er nun selbst in Del ausführen.

Doch wir sind hier vorausgerückt; denn für den Augenblick stehn wir noch im Anfang dieser künstlerischen Verhandlungen.

Also diese Beiden traten ein. Anna hatte den Maler noch nicht gesehen, und daß er ihr seit der Münchener Begegnung merkwürdiger als je war, versteht sich wohl von selbst. Seine Schönheit, die Leichtigkeit seines Wesens fesselte sie, und der Reiz des Geheimnisses, in das er sich hüllte, erhöhte noch die Anziehungskraft. Sie legte ihm manche feine Schlinge, um ihn zu fangen und etwas Näheres über seinen Aufenthalt zu erfahren, aber er wich ihr aus wie ein Hal, und ohne gerade mit nackten Worten zu leugnen, daß er sie gesehen, ließ er Alles so zweifelhaft, wie es vorher gewesen war. (Jene Nachricht, die sie damals in München verwirrte, hatte er absichtlich durch eine Zuträgerin unterbreiten lassen.) Kam sie ihm gar zu nahe, so bat er zwischen hinein Elisabet um eine Auskunft und zeichnete dabei eifrig; dann bat er um eine Wiederholung der Frage, da er sie überhört hätte, und mehrmals kam sie dadurch in Verlegenheit.

Auf einmal fragte er: „Was sagen Sie denn aber dazu, Madame, daß man beabsichtigt, nächstens die Antigone zu geben?“

„Die Antigone? Wer beabsichtigt das? und wo soll sie gegeben werden?“

„Nicht in Berlin, — in Winkelstädt,“ sagte Eberhard.

„Ach, ich glaubte, Sie wären schon davon unterrichtet! Wenn aber das nicht der Fall ist, so ist freilich die allererste Bedingung dabei noch sehr in Frage: ob es Ihnen nemlich angenehm sein wird, das eigene Haus für die Tragödie zur Verfügung zu stellen.“

„O, ich wünschte, daß dir das sehr unangenehm sein möchte, oder daß du dich betrogen fühlen möchtest, an meiner Stelle die Rolle der Jemene zu übernehmen,“ warf Elisabeth ein.

„Soll Madelaine Antigone sein?“ fragte Anna etwas kurz.

„Leider, ja! Und denken Sie Sich, das hämische Glück will mich zum Hämion stempeln! Sieht es denn gar keinen Ausweg mehr, um diesen Liebesletten zu entsfliehen?“ rief der Maler mit komischem Pathos. „Ich könnte mich eigentlich vorher in das Schwert stürzen, in das ich mich nachher stürzen muß, und so lange als todt liegen bleiben, bis meine Rolle zu Ende wäre! Aber damit wäre eben das Publikum doch nicht zufrieden, das den Tod erst am Ende sehen will. Darum rathen Sie einen andern Ausweg.“

„Da gibt es nur zwei Wege,“ sagte Anna lachend. „Entweder Sie verschmähen es, Hämion zu sein, oder Sie wählen sich eine andere Antigone.“

„Ja, von meiner Wahl kann nicht die Rede sein,“ sagte er seufzend, „es bleibt mir also nur der erste. Und was nun diesen anlangt, so bin ich der Ueberzeugung, daß der Einzelne, wenn er gerufen wird, um für's Ganze

mitzuwirken, sich nicht eigensinnig entziehen dürfe, wenn er nicht auf andere Art zu helfen weiß. Nun könnte zwar Nadelaine keinen bessern Dämon finden als den Professor, aber Robert meint, er würde sich zu heif und zu würdig darstellen.“

„Findet sich denn sonst keine Antigone?“ fragte Anna langsam, — „sollte Elisabeth nicht zu der Rolle passend sein?“

„Nein! nicht! Ich passe nicht!“ sagte Elisabeth mit kurzem Ton.

Der Maler spielte mit seinem Bleistift.

„Aber wenn Sie, Madame, die Rolle übernähmen?“ fragte Eberhard, der dem Hühnchen aus dem Ei helfen wollte.

„Ich? — das würde die Sachlage nicht verbessern,“ sagte Anna.

„Und warum denn nicht?“ — rief der Maler aufspringend. Er war piquirt, daß Elisabeth so kurz abgeschnitten hatte, und ob er sich gleich gestehn mußte, daß sie Recht habe, daß diese Rolle nie für sie passen würde, glaubte er doch, sie habe nur um seinetwillen die Sache so abgewiesen, und der augenblickliche Aerger oder augenblickliche Uebermuth trieb ihn, sie nun auch ein wenig zu ärgern, oder wenigstens zu zeigen, daß der Trost nicht fern liege. — „Eine so bewährte Meisterin, als Antigone zu sehen, warum soll das nicht die ganze Sachlage ändern und den Widerwillen in Begeisterung verwandeln?“

Anna war roth geworden — sie blickte feurig vor sich hin.

„Da Schärtel die Anregung zum Ganzen gab,“ fuhr der Maler fort, „so legen wir ihm sogleich diesen Plan vor. Er mag die Sache mit Nadelaine abmachen.“

„Was soll Schärtel mit Nadelaine abmachen?“ fragte Robert, der in diesem Augenblick unbemerkt eingetreten war.

„Ah, schön, daß du kommst! Wir haben nun eine bessere Antigone gefunden, und Nadelaine mag zurücktreten; du kannst ja irgend eine andere Tragödie ausfindig machen, die für sie paßt, — etwa die Rolle einer Phädra. Ich will mich dann zum Hippolyt hergeben, — aber als Dämon in Nadelaine die alte Antigone anzubeten, das vermag ich nicht.“

„O Jammer und Elend!“ rief Robert ärgerlich lachend; „wo werden unsere Tragödien hingerathen, wenn in allen einzelnen Figuren sich die Privatsympathieen oder Antipathieen so hoch aufthürmen und Alles zusammen werfen! — Schöne Frau, Sie entschuldigen, ich mußte diesen Stoßseufzer voranschicken und kann Sie nun erst begrüßen.“

„Ich habe auch meine Einwilligung noch gar nicht gegeben,“ sagte nun Anna lächelnd, nachdem sie Robert's Gruß erwidert hatte. „Der junge Herr hat allzu rasch seine Schlüsse gemacht. Ich gestehe zwar, daß ich selbst recht gern die Rolle der Antigone übernommen hätte; aber da sie schon vorher einer Andern zugetheilt wurde, so mag die Sache bleiben, wie sie ist.“

„Nur mit dem Unterschiede,“ sagte nun der Maler, trocken, „daß man einen andern Dämon zu suchen hat.“

„Ei, ei, junger Herr!“ versetzte Robert, ihn lächelnd und doch mit Kopfschütteln betrachtend. „Woher denn

dieser Feuerreifer um eine Sache, die an sich ganz gleichgültig ist?"

„Gleichgültig? — Nein! gleichgültig ist die Sache nicht. Ich soll mich begeistern für eine Individualität — —“

„Aber doch wohl nur für die Individualität der Antigone; daß unter dieser Maske Madelaine steckt, das sollst du ganz vergessen und wirst es auch vergessen, wenn Madelaine ihre Sache gut macht; auch kommst du ja gar nicht mit ihr in Berührung; in der weiten Welt ist wohl sonst keine so unschuldige Liebhaberrolle mehr aufzufinden, und ich kann mir deinen Widerwillen eigentlich gar nicht erklären, wenn ich ihn nicht in einem dir vielleicht selbst verborgenen tieferen Grunde suchen und finden könnte. Noch mehr Recht hätte wahrlich ich, mich zu weigern, die Rolle des Kreon zu übernehmen, denn dieselbe ist undankbarer, als jede der übrigen; aber ich weiß, daß sie notwendig ist, darum füge ich mich.“

„Warum befehlst du denn aber so durchaus darauf, daß Madelaine Antigone sein soll?"

„Aus dem einfachen Grunde, weil sie selbst längst es gewünscht hat, und weil ich glaube, daß die Sache gut ausfallen wird. Fällt sie schlecht aus, nun dann sind immer die besseren Kräfte da, deren Effect dann um so glänzender hervortritt; ich verspreche dir, daß Madelaine in diesem Falle die Rolle nicht zweimal giebt. Aber von Ihnen, Madame, verspreche ich mir — —“

„Nichts hast du dir zum Voraus von Madame zu versprechen!" rief Bertram, der seine Rolle nun einmal durchführen wollte; „ich aber habe eine Bitte, und diese

würden Sie mir nicht abschlagen. Sie wissen, wir haben einst gelooft, — das Loos war mir günstig. Nun bitte ich, daß Sie sich wieder zum Loose verstehen möchten, und ich hoffe von meinem guten Glück, daß es mir wieder günstig sei."

"Unter der Bedingung will ich's thun," sagte Anna, "daß, wenn das Loos auf Nadelaine fällt, Sie sich nicht weigern, der Hämon zu sein."

"Ich unterwerfe mich Ihrem Ausspruche," erwiderte unser Freiherr, warf dann eine weiße und schwarze Kugel, die er aus einer Vase hervorholte, in einen Beutel und hielt mit der Bestimmung, daß die schwarze sein schwarzes Loos bedeute, die weiße aber sein Glück, mit einer Verkegung der Sängerin den Beutel hin.

Diese zog — das schwarze Loos — zu eigenem, geheimem Verdruße, und der Maler spielte den Schwerebetroffenen. Robert lachte, und Elisabeth konnte sich einer geheimen Schadenfreude nicht erwehren. Ja, sie gönnte jetzt Nadelaine ihre Rolle und wünschte, sie möchte sie gut geben.

"Ihr könnt eure Sympathieen in andern Stücken zur Genüge spielen lassen," sagte Robert, "wir könnten z. B. darauf Göthe's Lasso geben; — wie vertheilten sich da die Rollen am besten, junger Herr?" wandte er sich schnell fragend zu Vertram.

"Diese Entscheidung überlasse ich vorerst den Damen," sagte dieser wieder zögernd.

"Nun, die Frage, wer Lasso sein sollte, unterliegt wohl keinem Zweifel," bemerkte Anna.

„Auch für Antonio und Alphons wäre Rath,“ setzte Bertram immer zeichnend hinzu.

„Um so mehr aber möchte man in Verlegenheit gerathen,“ sagte Robert schallhaft, „wie man die beiden Leonoren zu vertheilen hätte. Was meinst du, süßer Junge? Sprich!“

Der Junge aber sprach nicht. Er zeichnete.

„Da wird man am Ende wieder zum schwarzen und weißen Loose greifen müssen,“ sagte Robert, der saß in lautes Lachen ausgebrochen wäre. Er stand auf, nahm die Kugeln und schüttelte sie in Beutel: „Wer ist die weiße, wer ist die — schwarzweiße Leonore? Denn eine schwarz kann man sie nicht nennen, dazu ist sie zu weise.“

„Eben weil sie so weise ist, bedarf sie eines geübten Talentes,“ sagte Bertram wie für sich.

Robert hörte nicht. Er hielt den Beutel Anna hin. Drei Herzen pochten. Elisabeth gelobte sich, lieber gar nicht zu spielen und wollte es eben aussprechen, — Anna zögerte, — — da fuhr der Maler auf, riß dem Philosophen den Beutel aus der Hand, schüttelte die Kugeln heraus, warf sie zum Fenster hinaus, dann setzte er sich wieder an seinen Platz und nahm sein Skizzenbuch auf. Das war das Werk eines Augenblickes und keine Sylbe wurde gesprochen.

Man konnte nun diese That deuten, wie man wollte, und wohl saß Alle deuteten sie falsch; — verblüfft waren Alle und sannem dem seltsamen Dinge nach.

„Nun, das gefällt mir,“ sagte Robert, der zuerst die Fassung wieder gefunden hatte; „sollte man doch meinen, der junge Herr glaube sich schon in der Rolle

des Lasso und wolle das Widersprechendste zu gleicher Zeit an allen Enden fassen. Raum noch hat er auf's Loos sein Glück gesetzt, und seht schon wirft er das Loos zum Fenster hinaus!"

"Eben weil ich auf's Loos vorhin mein Glück gesetzt habe, werfe ich's jezt zum Fenster hinaus. Ich denke, du fühlst selbst, daß sich nicht alle Fragen durch's Loos entscheiden lassen; wenn sie so zweifelhaft sind, daß es des Looses bedarf, so sollen sie lieber ganz ruhen. Sie müssen dann überhaupt nicht gelöst werden."

"Wenn sie aber so zweifelhaft wären, brauchte man das Loos nicht wegzumwerfen," erwiderte Robert, "dann wär's ja einerlei, wie das Loos sie löste. Auch können wir dann nicht Lasso spielen."

"Ist auch nicht nöthig, wir haben ja Antigone noch nicht im Rücken. Mich bewegt übrigens die Aufführung nicht viel. Ich sage euch auch zum Voraus, daß ich zu keiner Probe komme. Beim Hauptakt will ich mich einstellen und meine Sache so gut machen, daß ihr keine Schande an mir erleben sollt. Was mir aber näher liegt — wollen wir nicht unsere Malerei wieder kräftig in die Hand nehmen, und die bestimmten Zeiten wie früher einhalten?"

Anna stimmte lebhaft zu, auch Elisabeth hatte nichts dagegen, obgleich sie tief in sich versunken war und über einem Geheimniß brütete. Sie riß sich mit Gewalt auf, um den Andern nicht aufzufallen.

Als sie allein war, gelobte sie sich wieder fest, fest, sich durch nichts mehr irre machen, durch nichts mehr fortreißen zu lassen. Aber irr und wirr sah es doch manchmal in ihr aus.

Viertes Capitel.

Die Anstalten zur Aufführung der Antigone wurden eifrig betrieben. Man wollte nicht in großartigen Decorationen sein Geld verschwenden, Alles nur einfach für's Bedürfniß, und nach vierzehn Tagen fand die Aufführung statt.

Man war nur in einer Hauptprobe zusammengekommen, und da Hämön, seinem Worte treu, in derselben fehlte, konnte sie nur mangelhaft ausfallen.

Der Chor wurde durch Studenten gebildet. Anna nahm nicht Theil an der Aufführung, sondern hatte sich unter die Zuschauer gesetzt, die aus dem gebildetsten Theile der Bevölkerung der Stadt bestanden.

Der Professor stand in einer Ecke, in gespannter Erwartung, sein feuriges Auge sinnend auf den Boden geheftet, bis der Vorhang aufging. Eberhard spielte eine Ouvertüre in gehaltenen, saß in Trauertönen.

Die beiden Gestalten waren sehr schön: die große Antigone sah majestätisch aus und doch kindlicher, als gewöhnlich, durch die ganz griechische Frisur. Ismenen's Gestalt mit ihrem reinen, weichen Fluß aber gab sich so lieblich, daß ein Weisheitsgeflüster durch den ganzen Saal ging. Elisabeth hatte eigentliche Studien in der antiken Attitüde gemacht. Sie vergaß dieselben aber und spielte

um so besser. Mabelaine hatte ihre Studien Niemand hindern lassen; sie hatte aber in Paris die Rachel gesehen, und Mabelaine wußte aufzufassen und wiederzugeben! Unser Philosoph, hinter den Coullissen sie betrachtend, war stolz, und zwar eben so sehr auf Mabelaine, als auf sein eigenes Weib: denn er setzte seinen Ruhm darein, daß Mabelaine excelliren würde. Sie spielte auch mit einer Sicherheit, als wäre sie eine alte Bühnenheldin.

Nur Elisabeth wollte ein sonderbares Gefühl überschleichen, daß diese Antigone sich berief auf den Beifall derer, die jenseits des Grabes seien, daß sie sich tröstete ihrer ewigen Primath dort, — ach, und Elisabeth wußte ja — sie schauderte, und wenn die Schauer mit ihrer Rolle zusammentrafen, so war der wirkliche Grund doch ein vom Scheinbaren himmelweit verschiedener. Ja, diese Jemene mußte im nemlichen Augenblick, vor dieser Antigone sich entschuldigend, betheuern, daß sie ja gewiß auch Ehrfurcht vor der Religion hätte, als es ihr mit überfluthendem Grauen deutlicher als je wurde, daß diese Antigone von solchen Gefinnungen und Thaten, die sie jetzt im Munde hätte, so weit entfernt sei wie Himmel und Erde. Das aber freilich kam nur unserer Elisabeth mit solcher Macht, die immer und überall, wo nicht Leidenschaft sie blendete, in die Tiefen schaute, und der sich das Geheimniß der Gottheit noch nicht verflüchtigt hatte in die allgemeinen Begriffsbestimmungen der menschlichen Vernunft. Es war ihr rein unmöglich, den Augenblick mit seiner Illusion festzuhalten, ja Mabelaine erschien ihr als Caricatur, weil sie immer die Wahrheit hinter dem falschen

Schein zugleich sah, wie durch einen dünnen Schleier hindurch, und so untröstlich sie über sich selbst war, nicht darüber hinweg zu kommen, — sie sah nur Mabelaine, nicht Antigone.

Von dieser Stimmung seiner Elisabeth hat freilich Robert nie etwas erfahren. Sie tritt sich zwar oft heftig mit ihm, aber mit freilich unhaltbaren Vernunftgründen. Die Gemüthstiefen wagten sich nur selten an die Oberfläche, weil sein Scherz sie manchmal verletzend traf. — Ja, da er austrat als Kron, da er seine einseitige Kraft als eines Repräsentanten der Staatsordnung oder vielmehr eines die Ordnung festsetzenden eisernen Willens so bestimmt und behaglich zur Geltung brachte, fühlte sie sich fast zurückgestoßen aus dem gegentheiligen Grunde als bei Mabelaine; sie fühlte, daß dieser des allertiefsten menschlichen Gefühles ermangelnde Mann eigentlich conform mit ihrem eigenen Gatten sei, daß wenigstens etwas in ihm liegen müsse, was ihm möglich mache, diesen Kron so zu geben. Und an diesem Abend zog eine dunkle Ahnung durch ihre Seele, als könnte sie selbst einst durch solch einen Conflikt, — einen nicht zu lösenden Conflikt — in den Untergang gerissen werden. Sie erschrak — ach nein — nicht.

Eberhard war als Bote sehr ergötlich, ja die Freiheit desselben entsprach eigentlich so sehr seiner eigenen Natur, daß alle Welt, die ihn kannte, sich gestehn mußte, er stehe hier nur als Spiegel seiner selbst. Ja, als er nachher Antigonen herbeischleppte und dem Könige vorwies, glaubte Robert in dem betrübten Entzücken des

Boten etwas vom persönlichen Entzücken des kleinen Eberhard durchfühlen zu können, die gestrenge Cousine Madelaine packen und vor einen Richterstuhl ziehen zu dürfen, — wär's auch nur im Bilde.

Die Scene zwischen Kreon, Jemene und Antigone war außerordentlich ergreifend. Elisabeth hatte sich zusammengenommen, aber der dunkle Schleier, der über ihrer Stimmung lag, gab ihrem Wesen einen Ausdruck, ihrem Schmerze eine Wirklichkeit, die alle Herzen hinriß, und die kurze, spottende Weise, mit der Antigone sie abfertigte, kontrastirte mit ihrer süßen, fließenden Stimme so wunderbar, daß man fühlte, diese Gegensätze kamen aus den innersten Naturen, sie waren repräsentirt in den Gestalten selbst. Das hatte Robert vorausgesehen, auf diese Scene hatte er zum großen Theil den gewaltigen Eindruck des Ganzen gebaut, und sein Triumph war jezt groß.

Einen sonderbaren Stachel hatte es aber für Elisabeth, als sie Kreon auf das Bündniß zwischen Antigone und Hämon aufmerksam machen mußte; und als sie vom „liebsten Hämon“ sprach, war ihre Stimme nicht ganz fest. Sie war froh in diesem Augenblick, daß Madelaine Antigone war.

Nach Abführung dieser Bräuen und nach Beendigung der ergreifenden Strophen des Chors erschien Hämon. Robert war außerordentlich gespannt auf seinen Anblick, und als jener sich nun zögernd mit fast scheuer Ehrerbietung dem Vater näherte, wallte das Herz unseres Philosophen über von Liebe zu ihm: ein einzig schöner griechischer

Jüngling! Er mußte wieder an Oanymed denken, und es wurde ihm schwer, so barsch mit ihm fahren zu müssen. Der Dialog, mit so langen Reden begonnen, von Håmon anfänglich mit so freundlichen, ehrerbietigen, ja einschmeichelnden Worten fortgesetzt, durch Arcion's Hitze bis zum Streite gesteigert, vermochte doch den jungen Håmon nicht über die Grenzen der Ehrerbietung fortzureißen; er hielt fest die Schranke inne, die einem griechischen Jüngling von antiker Sitte und Weltansicht gezogen ist, und hier wurde es wieder deutlich, daß nicht nur Kenntniß des Alterthums, sondern eigene seine Erziehung mitgewirkt hatte, diesen Håmon also darzustellen. Ja, es wurde recht deutlich, wie die Klage Arcion's über Unehreubietigkeit und Troß, die den Jüngling am Ende zur Drohung des Nimmerwiedersiehens und zum verzweifeltem Fortrennen zwang, nur von einem Herrscher kommen konnte, der im vollen Bewußtsein väterlicher und königlicher Gewalt unbedingten Gehorsam fordern zu können meint.

Die letzte Scene, da Antigone austritt, da sie Abschied vom Leben nimmt mit dem Jammerschrei der ganzen erwachten Lebendluft einer frischen Jugend, da sie auf einmal in die Tiefe ihres Elendes sieht, und alle verlorenen Hoffnungen in goldenem Glanze vor ihr auftauchen, da sie umhersinnt nach einem Trost und zweifelt an dem Rechte ihrer That, da Weh und Klage und Zweifel und Fluch und erneutes Weh aus ihrem Innern hervorbricht, — diese Scene gab Mabelaine mit so erschütternder Wahrheit, ihr Wesen war so ganz hingegenommen, riß so unaufhaltsam mit sich fort, ihre Stellungen waren so einzig schön, daß Alle, Alle, die sie sahen,

bei sich sagen mußten: Hier ist Wahrheit und Wirklichkeit, — oder höchste Vollendung der Kunst."

Ja, Elisabeth bat ihr ab, sie wurde ganz irre, sie sah jetzt nur noch Antigone und glaubte, Madelaine sei Antigone. — Der Maler bat ihr ab und fühlte jetzt eine Art Genugthuung, auf Augenblicke der Geliebte dieser Antigone gewesen zu sein. — Die Sängerin bat ihr ab; sie mußte sich gestehn, sie selbst hätte diese Rolle nicht schöner geben können. — Robert konnte als wüthender Kreon sein Entzücken als Beobachter kaum verbergen. — Der Professor, in seiner Ecke lehnend mit übergeschlagenen Armen, drückte dieselben fest auf seine Brust, weil er meinte, sie wolle ihm zerspringen; seine Augen verschlangen jede Bewegung, sein Ohr jeden Ton. Die ganze Versammlung wagte kaum zu athmen.

Was dachte Eberhard? — Wir wissen es nicht. Er wagte es wahrscheinlich selbst nicht.

Wir glauben fast: Madelaine hatte in diesen Augenblicken den Höhepunkt ihres Lebens erreicht.

Die Scene mit Tiresias, die Demüthigung, das Schwanken, die Angst des Kreon, die düstern Ahnungen des Chors steigerten das Gefühl der Beengung, das durch die Herbeischleppung der Leiche des Hämon von dem verzweifelnden Vater, durch das Weh der Königin und die Kunde von ihrem Tode in tiefen Schmerz überging. Der sich selbst richtende Kreon war eine furchtbar tragische Erscheinung. Unser Philosoph war selbst tief erschüttert von der Wucht seiner Aufgabe, ja, als er den ihm so theuern Freund so bleich mit geschlossenen Augen als Sohn vor

sich liegen hatte, *) sich als die Ursache von seinem sowohl als dem Tode der Gattin anklagen mußte, kam eine Verwirrung über ihn, wie noch nie in seinem Leben. Er meinte, das sei Wirklichkeit.

Der durch alle Gegensätze hindurch sich erst zur höheren Einsicht durchwindende Chor breitete mit seinem schönen Schlusse sämstigend eine Decke über das Ganze, und der Vorhang fiel.

Die Wirkung auf die ganze Gesellschaft war eine tiefe, überströmende. Man hörte keine Hochs, kein Her-ausrufen, das Publikum ging still aus einander.

*) Es war der Maler selbst, nicht eine hohle Puppe, wie bei den Griechen; ein Diener hatte dem Philosophen bei Herbeischleppung des Texten geholfen.

Fünftes Capitel.

Der Präsident, der Zeuge des Schauspiels gewesen und davon außerordentlich befriedigt war, bat zuerst die Sängerin als Hausherrin, dann die ganze mitwirkende Gesellschaft in sein Haus. Er hatte schon vorher seiner Köchin Winke gegeben, und eine brillante Abendtafel war bereitet. Der alte Herr setzte sich zwischen Anna und Elisabeth, an deren beiden andern Seiten ihre Ehemänner Platz nahmen. Madelaine kam für heute zwischen ihre beiden Liebhaber, den fingirten und den wirklichen, zu sitzen. Man hatte das Costüm nicht gewechselt, und die zum größten Theil also griechisch brappirte Gesellschaft kam sich vor wie eine schmausende Götterassemblee, ja dieser Abend brachte in dem fruchtbaren Kopfe unseres Philosophen sogleich eine weitere Idee zur Reife, die er auch seinen Freunden vorlegte.

Die Frage, ob Antigone wieder gegeben werden solle, wurde von der Mehrzahl der Gesellschaft, am bestigsten von Madelaine abgelehnt, die klug genug war, ihren eigentlichen tiefsten Vortheil wohl zu erkennen; denn nie wird ein Stüd, zum zweiten Mal gesehen, den gleichen Eindruck auf das Gemüth der Zuschauer machen, den es das erste Mal machte, — selbst wenn es auch

noch besser gegeben werden sollte. Etwas wahrhaft Großartiges, einmal gesehen, steht in der Erinnerung für's ganze Leben einzig da, in einer Glorie, hoch emporragend über die alltäglichen Erscheinungen und Erfahrungen. Diesen Eindruck wollte sie sich erhalten. Es war heute ein eigentlicher Triumphtag für sie; denn nicht nur war ihr Oheim selbst von ihrer Darstellung entzückt, nicht nur war der Professor gleichsam aufgelöst, ganz herausgerissen aus sich selbst und lebte nur von ihrem Auge, sondern auch Robert, der stolze, sichere Philosoph, der sich noch nie vor Mabelaine gebeugt hatte, und der Maler brachten ihr heute die feinsten Huldigungen, und das freute sie eigentlich mehr als alles Andere. Sie gebarte sich ruhig und stolz, an der Tafel sich als Herrin fühlend. Ihre „holke Schwester Jomene“ behandelte heute Mabelaine mit einer so liebenswürdigen Freundlichkeit und herablassenden Güte, daß man nicht glauben sollte, sie hätte wenige Zeit nachher, als sie Elisabeth zufällig in Thränen fand, einen so spöttischen Brief über sie an ihre Freundin schreiben können. Wir werden den Brief mittheilen.

Auch der Präsident war voll Galanterie für „die Schönste und Zarteste der Frauen,“ wie er Elisabeth nannte. Er brachte ihr den ersten Trinkspruch aus, ja er sagte ihr, es sei ihm heute schwer gefallen, dem Ordanken Raum zu geben, daß sie eine Frau sei, es sei eigentlich Jammer schade, daß man sie nicht festhalten könne in solch einer Rolle, solch einem Augenblicke. Sie sollte nie älter werden, ewig jung bleiben.

Unser Philosoph sah schnell nach Bertram hin, dessen Augen mit einem Ausdruck an Elisabeth hingen, der ihn

an jenen ersten Abend erinnerte: „Der Junge hat doch einen guten Grund von Idealität in sich,“ dachte er. „Perugino, immer noch Perugino!“ — und es wollte sich fast etwas wie Spott in ihm regen.

Madelaine sagte während dessen: „O, hier sitzt ein Herr, der sie festzuhalten weiß in solch einer Rolle, solch einem Augenblicke. Wir bekommen vielleicht bald ein Bild zu sehen von Jemenen — —“

„Und Antigonon,“ fiel Robert schnell ein, „wie früher von Julia und Romeo.“

Bertram schüttelte den Kopf und sagte lächelnd: „Das ist und bleibt ganz todt und mangelhaft, so lange ich die Kunst nicht finde, auch die Stimmen zu malen —“

„O, das ließe sich am Ende auch durch ein zartes Instrument bewerkstelligen,“ bemerkte Robert, „es ließen sich gewiß auf gleiche Art die Kunstnaturen festhalten und mit sich führen, wie die wirkliche Natur. Gedenke doch des Prinzen Dronaro und seines Reisefastens; wenn du deine Phantasie noch ein wenig idealer oder flüchtiger stimmst, so geben sie dir auch vollkommenen Ersatz für das Leben.“

Unser Philosoph hatte diese Worte in leichtem Muthe hingeworfen. Der Junge aber schaute finster. Er sah darin sowohl eine Verhöhnung seiner Kunst, als seiner Liebe, — und das hatte der Philosoph nicht nöthig; denn daß er nicht lecker versuhr und diesem in's eigene Leben griff, hatte gewiß nicht seinen Grund in leichterer Empfinderei. Doch sagte er sich schnell wieder und sagte lächelnd: „Wenn du mich selbst und meine Kunst mit Prinz Dronaro vergleichst, so sehe ich daraus mit Freuden,

daß du mich und meine Kunst für etwas sehr Unschuldiges und Unschädliches ansiehst, und da hast du im Allgemeinen auch Recht."

"Nur im Besonderen nicht, — nicht wahr, junger Herr?" sagte der Präsident lachend. "Es wäre auch gar zu übertrieben, wenn er im Allgemeinen und Besonderen Recht hätte, wenn man in der Nähe solcher Damen ist, und so zu malen und so zu spielen versteht. Da müßte man ja allseits steinerne Herzen haben, wenn die Herzen nicht auch weich werden sollten."

Der Maler sah in diesem kritischen Augenblicke nicht nach Elisabet hin, sondern nur nach dem Präsidenten, indem er erwiderte: "Allein die Hoffnung, nicht steinerne Herzen im Leben zu finden, giebt uns ja Muth für's Leben; — aber wir werden reich beglückt durch das Leben selbst, wenn es uns solche Blüthen in unsern Weg wirft, wie wir sie heute und schon manchmal früher schauen durften. Ja, diese Blüthen haben das vor andern voraus, daß sie nie verduften, nie verwelken, sondern ewig bleiben für den, der sie zu halten versteht, — aber nicht im äußeren Bilde, denn das ist nur ein Conterfei."

Diese Worte hatten die allseitigste Zustimmung, die laute bei den Herren, die stille bei den Damen. Ja, der Professor meinte, solche Abende, wo Einem solche Blüthen in den Schooß geschüttelt würden, wiegen ein ganzes Leben auf. Und in höchster Ekstase setzte er hinzu: "Lieber einen halben Tag Griche vor dem tragischen Kunstwerke, als in Ewigkeit — ungrischer Gott!"

Man sprach nun viel herüber und hinüber von der Wirkung dieses Trauerspieler auf das Publikum und hoffte, daß sie eine nachhaltige sein werde. Man schwelgte selbst noch nachträglich in seinen einfachen, unendlich großartigen Schönheiten, und Robert fragte seine Elisabeth leise, ob sie mit demselben ausgesöhnt sei.

„Mit der Tragödie bin ich's freilich, aber mit einem hintersten Geheimnisse in ihr kann ich mich nicht befreunden,“ sagte sie, während ihre großen Augen tief nachdenklich an ihren Teller geheftet waren.

„Warum kannst du es nicht?“ sagte Robert — und sich selbst antwortend: „Weil du, Poesie und Wirklichkeit verwechselnd, dich immer noch nicht zu der idealen Höhe aufschwingen kannst, die nicht Alles verloren steht, wenn sich aus dem Untergang des creatürlichen Seins der einzelnen Vertreter der göttlichen Einseitigkeiten ihre ideale innere Einheit herauswickelt. Im Leben sind aber andere Gesetze; da stumpft sich solche göttliche Consequenz gewöhnlich durch die gemeine Wirklichkeit ab, und du darfst bewegen nicht alle Poesie gleich in's Leben übersetzen und daraus schlimme Vorbedeutungen ziehen. Auch sind ja in unserer modernen Welt die Verhältnisse ganz andere, das Geschick nicht ein finster drohendes, und die Gotttheit ist bei uns nicht die neidische Verderberin von Helden-geschlechtern.“

„Aber hoffentlich auch nicht das trostlose Jatum — —.“

Dieses in halbkleinem Tone geführte Gespräch wurde unterbrochen durch Nadelaine's lauterer Pathos. Mit dem Behagen ließ sie sich über die Schönheiten dieser

Tragödie aus. Sie bezeichnete sie als eine großartige Dialektik des Fatums.

„Das Allertiefste und Allerschönste liegt unstreitig darin,“ sagte sie, „daß in dieser Tragödie klarer als irgendwo sich darstellt, wie gerade die in den beiden Gestalten der Antigone und des Kreon repräsentirten Vortrefflichkeiten es sind, die beide dem Untergange zuführen, — nicht die Schuld, nicht das Teufelische, sondern das Göttliche in ihnen, das als einseitige Kraft in Jedem der einseitigen Kraft im Andern gegenübersteht und — weil diese beiden Kräfte sich nicht ausgleichen können, eben weil sie Kräfte sind, — wie sie ihre Rehrseite hervordrehen, und so ihre gegenseitige Härte sie aufreiben muß.“

„Erlaube doch, meine holde Cousine,“ sagte Eberhard, „daß ich dir deinen antiken Antigoneschleier ausziehe und einen Docentenmantel hole. Was soll der dumme Schleier, der da hinten herunterhängt? Zu verschleiern hat er nichts, und du selbst hängst dich doch nicht dran. — Du kannst an deinem Hochzeitstage ihn deinem Gatten verehren; wenn dann deine einseitige Kraft ihm gar zu stark wird, so kann er sich in den Schleier hüllen und sich so vor's antike Kunstwerk stellen. Die Illusion kehrt dann vielleicht zurück, und er kann wieder die edle Antigone bewundern, die Vertreterin der Religion und Familienliebe, die durch ihren Untergang uns erst so tief gerührt hat. Selbige ist aber wirklich untergegangen. Sie muß sich am Schleier gehängt haben. Ich finde sie nicht mehr.“

Diese Worte hatten verschiedene Wirkung auf die Gesellschaft; sie riefen Lächeln, Lachen und Aerger her-

Robert bemerkte: „Wir schauen jezt eben auch den Punkt, da Gott und Mensch sich scheidet.“ Der Maler sagte: „Bei deinen Worten könnte man versucht werden, sich des Verses zu erinnern: „Dich hat nur, wer dich nicht kennt; wer dich kennt, der hat dich nicht.““

Der Professor nahm eifrig das Wort auf und sagte: „Das wäre wahrlich ein übles Omen für unsere Zeit, wenn sich die Schönheit nicht mit der Wahrheit und Klarheit vertrüge. Daß sie sich zusammen vertragen, haben wir ja heute gesehen. Ich wüßte nicht, wofür wir dann Antigonon zu spielen und die Welt aufzuklären brauchten, wenn nicht einmal die Spielenden dürften zum Bewußtsein über den Sinn ihres Stückes kommen. Die holde Zeit, da die Göttin Unschuld im Paradiese vereint mit uns lebte, ist vorbei, und wenn sie auch jezt noch mancher Wiese Morgens, ehe die Sonne kommt, erscheinen mag, — Phöbus, vor dem die Rebel fliehen, der mit der Wahrheit auch die Klarheit bringt, ist doch unendlich größer, und ich wankte lieber in seinem Lichte, als in der Nebellappe des fruchten Morgens auf der thanigen Wiese.“

„Dieses Licht,“ meinte Eberhard, „wird dich nächstens so ganz überströmen und in die Höhe ziehen, daß du den Boden der Wiese gar nicht mehr unter deinen Füßen spürst. Das wäre nun zwar schön, — aber Phöbus zieht weiter, es wird dann wieder Nacht, und du könntest mit zerbrochenen Rippen am Boden liegen.“

„Das geschieht nur den Nachteulennaturen,“ sagte Madelaine lachend; „diese sollen sich wohl hüten auszu-
gehen, wenn die Sonne scheint. Aber wer Adlernatur

in sich verspürt, der fliege kühn der Sonne entgegen und fürchte nicht, von ihrem Glanz geblendet zu werden.“

„Ja,“ bemerkte der Präsident, „meine Mabelaine ist eine große Philosophin, sie belehrt Alles um sich her, auch mich, und ich kann ihr nicht einmal ordentlich folgen. — Haben Sie sich, meine Damen,“ wandte er sich an seine Nachbarinnen, und zwar zuerst zu Anna, „auch ohne Zweifel mit der Philosophie schon so vertraut gemacht, da Ihre beiderseitigen Männer so tief darin stehen, wie unser Professor?“

„Ich nicht,“ sagte Anna lachend, „ich nehme das Leben von der Kunstseite, lasse mir zwar wohl gefallen, daß eine Idee in der Kunst ist, ja erkenne gern an, daß sie nothwendig sein mag, aber ich suche die Idee nicht, ich würde mir zur Noth die Kunst auch ohne Idee gefallen lassen; — finden und schälen die Männer sie aber recht schön heraus, nun gut, so adoptire ich sie, so weit sie nemlich nicht den Glauben antastet. Dieser aber muß hübsch stehen bleiben. Ich bin nemlich katholisch und will katholisch bleiben.“

„Nun, das ist brav von Ihnen,“ erwiderte der Präsident, „obgleich Sie eigentlich da in unlösbare Widersprüche mit sich selbst gerathen —“ (Mabelaine warf ihr einen verachtenden Blick zu, die Männer lachten, der Maler aber blickte freundlich.)

— „Aber Sie, meine schönste, jungfräuliche Frau,“ wandte sich der Präsident an Elisabeth, „sind Sie consequenter? Sie haben einen tüchtigen Streiter für seine Wissenschaft zum Gatten, und ich kann kaum glauben,

daß Sie nicht angesteckt seien. Ich habe vorhin ein wenig von Ihrem Gespräch vernommen. Wirklich," fuhr er fort, „wenn mir einmal aus so schönem Munde Philosophie gepredigt würde, da würde ich auch noch aufpassen, ich würde wieder jung werden und auf Adlersittigen mit ihr davonfliegen lernen.“

„Das wäre wider die Naturgesetze," sagte Elisabet, „und Sie wissen ja, es geschieht in der Welt nichts mehr gegen die Naturgesetze.“

„Was wäre wider die Naturgesetze?" rief der Alte ganz verblüfft.

„Ohne Zweifel vor Allem das," warf Robert lustig ein, „daß ein schöner Frauenmund den Männern Philosophie predigen kann und soll, — besonders," setzte er leiser hinzu, „wenn die Frauen sie nur aus der Männer Köpfen hergeholt haben.“¹⁾

Elisabet antwortete dem Herrn zu gleicher Zeit: „Alles, was Sie, Herr Präsident, so eben als Möglichkeit sich dachten und als Wirklichkeit sich wünschten, wäre wider die Naturgesetze.“

„Wie," rief der Alte, „da predigen Sie ja schon Philosophie — und predigend schneiden Sie mir sogleich meine Adlersittige ab! Sie müssen in einer harten Schule gelernt haben. In einem schönen Frauenmund sollte alles Harte weich und lieblich werden, nicht noch härter, das ist auch wider die Naturgesetze.“

„Läßt sich denn die Wahrheit biegen und weich machen?" fragte Elisabet wie in halbem Traum.

„Warum denn nicht? Alles läßt sich biegen, Alles läßt sich weich machen, und die Wahrheit ist das Bildsamste. Man muß es nur gehörig zu behandeln wissen,“ sagte der alte Rechtspraktikus.

„Nur der Diamant nicht, Dunkel, der läßt sich nicht biegen und nicht weich machen!“ rief Eberhard von seiner unteren Tischdecke herauf.

„Haß Recht, Junge! ich habe wenigstens noch nie etwas davon gehört, daß dieser weich geworden wär. Deswegen paßt er aber eigentlich nicht mehr in die moderne Welt: ein unnöthiges Gestein, das man bei Seite liegen läßt. Wir hatten heute den Beweis, daß schöne Frauen auch ohne Diamanten schön sind.“

„Aber nur wenn sie selbst Diamanten sind, geben sie bleibend den Eindruck des Schönen,“ sagte Robert lächelnd mit einem Seitenblicke auf Madelaine, die ihm spöttisch entgegenwarf:

„Wie glücklich der Mann, der den edelsten Diamant besitzt!“

„Das bin ich!“ sagte der Professor halbleise zu seiner Geliebten.

„Wen haßt du dabei im Auge?“ fragte Eberhard, der herangekommen war, leise, „deinen alten oder deinen neuen Diamant?“

„Dumme Frage!“ murmelte der Professor.

„Muß aber nicht jeder Diamant auch die Probe halten?“ fragte Eberhard nun laut; „ich habe doch auch schon gehört, daß es falsche gebe.“

Jede der Damen deutete diesen Stich auf sich und jede wurde roth, nur Madelaine nicht, bei der das Selbstgefühl in seiner höchsten Blüthe stand. Sie rief: „Ei, jetzt verlangt der Herr Diamantenhärte von den Herzen, und sonst spottet er über die steinernen Herzen! Ist er nicht ein lebendiger Widerspruch?“

„Nicht so sehr, als meine Cousine glaubt: die steinernen Herzen sind finster, nehmen das Licht nicht recht auf und strahlen es nicht recht zurück; aber ein Diamant ist immer ein Spiegel des wahren Lichtes und wird nur finster, wenn das Licht selbst ihm entzogen wird.“

„So streiten sich diese Beiden immer,“ sagte der Präsident zu Elisabeth, die tief in's Herchen versenkt dasag.

„Man sollte meinen,“ sagte Madelaine, „der edle Herr sei nicht nur ein Philosoph, sondern sogar ein Dichter, so schön bilbert er in diamantenem Schmuck, und doch bekennet er zu anderer Zeit wieder, gar kein Licht zu haben und somit finster zu sein. Also ist sein diamantenes Herz nicht durchstrahlt.“

„Du setzt ihm eben im Lichte,“ sagte der Onkel lachend, „wie der Mond bei der Sonnenfinsterniß. Deswegen bleibt er nie lange in deinem Schatten.“

„Ich suche eben das wahre Licht,“ sagte Eberhard.

„Darum,“ bemerkte Madelaine, „findet man dich so viel bei Schärkel's; dort wird das wahre Licht zu finden sein.“

„Und das findest du verwunderlich?“ sagte der Präsident wieder mit seiner unverwundlichen Galanterie; „wo

solche Augen strahlen, wie sollte da das Licht ferne sein?"

„Nein, da muß ich meinen Freund in Schutz nehmen," sagte Robert; „es ist lediglich nur das Licht, nicht die Augen, was er sucht."

„Aber findet er bei uns Licht, Robert? Gerade Eberhard findet es nicht," sagte Elisabeth ernst. „Er sucht ein anderes, — ein tieferes!"

„Giebt's auch ein tieferes Licht? Er sucht dasselbe Licht in andern Strahlenbrechungen, — er sucht es in diamantenen Herzen," erwiderte Robert lächelnd, seiner Elisabeth in die Augen schauend; und es ist wunderbar genug, daß Robert selbst in diese Ausdrucksweise einging, die ihm gefiel, obgleich er wußte, daß, so wie die Worte gemeint waren, ein Widerspruch gegen ihn selbst darin liege. Sein liebenswürdiger, deutsch gemüthlicher Charakter trat in solchen Augenblicken deutlicher als je in's Licht. Er war so sehr frei in seiner Freiheit und so sehr sicher in seiner Sicherheit, daß er auch das Widersprechende tragen, sich accomodiren, sich leicht darüber hinwegsetzen konnte — bis auf einen gewissen Grad. Ja, er kam dadurch oft mit sich selbst in Widerspruch. Denn weil Madelaine's Pathos ihn vorhin abgestoßen hatte, war er in diesem Augenblicke ganz zufrieden, daß sein Weib mit seiner großartigen Wahrheit sich nicht so gar schnell und großartig befreundeten konnte.

Die übrige Gesellschaft hatte sich während dieser schnell herüber und hinüber geworfenen Neben auch auf ihre Weise unterhalten. Nur der Maler hatte mit ver-

schränkten Armen unbeweglich dagefessen. Der Streit, der hier geführt wurde, rief einen ungleich tieferen in seiner Brust auf, und in vollkommenem Zwiespalt mit sich selbst hob er seine Augen wieder auf. Er stürzte hastig ein Glas Wein hinunter, und die innere Zerrissenheit, der er entfliehen wollte, trieb ihn, sich mit Anna, die ihm gegenüber saß und ihn längst mit mißtrauischen Augen betrachtet hatte, in ein lebhaftes Gespräch einzulassen, das so witzig und schlagend wurde, daß es nach und nach die Augen der übrigen Gesellschaft auf sich zog.

Der alte Herr sagte zu Elisabeth: „Ich glaubte den jungen, schönen Hämon an den Siegeswagen Jömenen's gefesselt. Wenn aber das der Fall ist, so muß man seine Gefesselten auch festhalten, nicht sie die Ketten so schütteln und abwerfen und in neue Ketten rennen lassen.“

„O, im Gegentheil!“ entgegnete Elisabeth; „die größte Freiheit muß man lassen, auf daß die Herzen sich regen können und offenbar werden. Es lebt sich viel schöner in der Freiheit, als in der Sklaverei.“

„Mir will es nicht so scheinen,“ sagte der Präsident, „es kann auch eine Freiheit geben, die bitterer ist, als Sklaverei, und eine Sklaverei, die süßer ist, als Freiheit.“

Elisabeth glaubte Spott in dem Worte zu finden, es war ihr weh um's Herz; sie sehnte sich heim, sie konnte in solcher Atmosphäre das Gleichgewicht nicht erhalten. Nach wenigen mit Robert gewechselten Worten stand sie auf, gab aber für Alle damit das Zeichen zum Aufbruch.

Beim Abschied gab es noch einen wunderlichen Aufenthalt. Der Präsident versicherte nochmals, daß die

holbe Jährene ihm immer gleich lebendig in der Erinnerung sein werde. Mochte nun der Wein mit seine Wirkung thun, — kurz der alte Herr erbat sich vom Ehemann die Erlaubniß und zugleich seine Fürsprache bei seiner Gattin, ihr einen Kuß auf ihre Wange drücken zu dürfen. Lächelnd in einiger Verlegenheit sah Robert seine Elisabeth an; er wußte, daß sie in solchen Dingen scrupulös war; doch weil der alte Herr nicht eben in einem bösen Ruße stand, hatte er für seinen Theil nichts dagegen. Elisabeth stand einen Augenblick mit tiefem Erröthen und ernstem, fast finstern Gesichte. Auf einmal jedoch wider Erwarten, — wer steht in das menschliche Herz mit all seinen Falten und Fältchen, — ging sie dem Präsidenten einen Schritt entgegen und erwartete seinen Kuß. Dieser hatte aber kaum, wie ein Vorüberstreichen des Windhauche, ihre Wange berührt, als sie sich schnell wieder zurückzog und mit einer stummen Verbeugung verabschiedete.

Der Maler war aber durch diese Gunft ganz fassungelos geworden. Er machte Elisabeth auf dem Wege bis zu ihrem Hause mit leisen, schnellen Worten bittere Vorwürfe, daß sie einem alten Geden das zugestanden, und ihm habe sie mit freiem Willen noch nie einen Kuß auf die Hand erlaubt. Elisabeth gereizt, sagte ihm, sie habe einem jungen Geden nicht Rechenschaft darüber zu geben, was sie einem alten Geden verlauben dürfe. Robert, dem dieser Streit höchlich belustigte, sagte: „Nun, auf meine Bitte gestehe auch dem jungen Geden noch die Gunft des Handkusses zu, wenn sie ihn glücklich macht.“

„Nein, durchaus nicht!“ rief Elisabeth hastig, sprang in's Haus und ihre Treppen hinauf.

Eberhard flüsterte Roberten in's Ohr: „Was meinst du? bei Mabelaine ist der Engelhut nicht mehr nöthig! Man weiß, was man thut, und thut's mit Selbstbewußtsein.“ Weiter sagte er nicht.

Robert lachte und fragte: „Meinst du? Das ist der Welt Gang. Sei still! — Gute Nacht!“

Sechstes Capitel.

Unsere Leser werden aus dem Bisherigen vermerkt haben, daß auch Elisabeth schon tiefere Blicke in die moderne Wissenschaft gethan hatte. Schwäberlein's Voraussage war eingetroffen. Es ist eben mit der Gewohnheit etwas ganz Eigenthümliches. Das tägliche Zusammenleben stumpft gar sehr jene feine Unterscheidung der einzelnen Individualitäten mit ihren innersten Eigenthümlichkeiten und eigentlichen Bedürfnissen ab. Man glaubt, das vollständig begriffen zu haben, was man überschaut, d. h. worüber man täglich hinauschaunt. Man sieht immer mehr sich selbst im Andern, oder taxirt vielmehr das Andere nach sich. Ja, gerade der Kräftigere, der in sich Abgeschlossene, der Obende ist am meisten dieser Versuchung ausgesetzt. Sein eigentliches Ich muß sich nach und nach unwillkürlich herauslehren, muß sich so geben, wie es ist, nicht, wie es künstlich sich geben wollte. Und gar gern berebet man sich dann, wenn man sich auf diesem Punkte angekommen sieht, die frühere Pietät sei übertrieben gewesen, das Naturgemäße sei wirklich für Alle das, was man an sich selbst als naturgemäß erkennt; und wenn der Fuß des Andern dann in den Schuh nicht ganz passen will, den man ihm angezogen hat, so möchte

man gar gern versucht werden, entweder dem Fuß weis zu machen, er passe doch in den Schuh, er solle nur das Gehen darin lernen, — oder aber über den Fuß ärgerlich zu werden, weil er sich nicht dem Schuh ankommodiren kann. Theils absichtliche, theils unabsichtliche Reden und Belehrungen, theils die Unterhaltungen der Männer, theils auch das Selbstlesen populär gehaltener philosophischer Schriften führten die junge Frau tiefer und tiefer in die moderne Wissenschaft ein, und ihre ganze religiöse Welt stürzte vor ihr zusammen. Aber war's nun Angst, mit dieser religiösen Welt allen Halt zu verlieren, oder war's ihr jezt erst zum Bewußtsein gekommen, was Alles sie an jenem Schatz besessen hatte, obgleich er eigentlich beinahe todt in ihr gelegen hatte, — kurz, sie stritt mehrmals mit ihrem Gatten mit um so größerer Heftigkeit, je unhaltbarer das war, was sie gegen seine tiefen, überwältigenden Beweisgründe vorzubringen wußte. Ja, sie brach mehrmals in Thränen aus, und es bedurfte aller Milde und Mäßigung von Seiten Robert's, um nicht die Fassung zu verlieren und nicht böse zu werden. Er suchte sie zwar immer zu überzeugen, daß nichts verloren sei, daß ihr nichts genommen sei, daß sie ihre ganze religiöse Welt wieder herbeiziehen könnte, nur gereinigt, vom groben Stoffe entblößt u. s. w., aber bei der Heftigkeit, mit der sie sich dagegen anstremte, war für den Augenblick nichts zu machen. Es war Gemüthsache bei ihr, und drohte, Gemüthskrankheit zu werden. Wenigstens manchmal schien die Sache bedenklich. Das Lesen zerstreute sie, aber dann trieb sie auch dies wieder mit Heftigkeit, und Robert nahm ihr mehrmals das Buch und schloß es ein.

Madelaine schreibt über sie: „Diese Elisabeth, die schwächliche Kreatur, kann den sonnenhellen Strahl der Wahrheit nicht vertragen; ihr blökes Geistesauge blinzelt und erblindet in seinem Glanze. Sie weiß Alles; ich sehe wohl, daß sie unterrichtet ist, obgleich sie nicht eigentlich mit mir darüber spricht. Aber entweder kann's ihr Kopf nicht fassen, oder ihr Gemüth ist zu weibisch, zu kindisch. — Ja, ein Weib! ein Weib, Herr Doctor! du hast dir gut gewählt! Nun hat er's im eigenen Garten, das Pflänzchen, das er so schonend eingeseht hat! — Ich glaube nie, daß sie selbstständig wird, daß sie den Gedanken ertragen lernen kann, von ihrem Gott nicht mehr am Gängelbände umhergeführt zu werden.!!!

„Sie that neulich einige Aeußerungen, die mich tief in ihr kindisches, verflörtes Gemüth schauen ließen. Ich hatte aber kein Wort des Trostes für sie, ich sagte ihr nur lachend: da müsse man stark werden, und den Kinder glauben ohne Weiberthränen zu Grabe tragen können. O, ich hasse, ich verachte solche weibische, verzärtelte Naturen! Ihr Herr Gemahl spielt immer noch den Aufmerksamen, ist immer noch vergafft in's „Weib,“ in die „weibliche Natur“ mit „ihrer Zartheit“ u. s. w., aber es wird ihm schon vergehn und die Rehrseite wird sich nach und nach herauskehren; denn wo die Geister sich nicht zusammenfügen, da kann auch nicht von Harmonie die Rede sein. In unsern Tagen muß entweder der Mann um des Weibes willen ein Weib, oder das Weib ein Mann werden; — wo das Weib Weib, der Mann aber Mann bleibt, da können sich wohl noch die Leiber, nicht aber die Geister mehr einigen; der Eine muß den Andern

erbrücken. — Doch nein, es giebt ja Auswege, Hülfsmitteln in Menge. Auch unsere Elisabeth nimmt zu einem ihre Zuflucht. Ich besuchte sie neulich, sie war nicht im Wohnzimmer; ich ging weiter, sie suchend, da kam sie mir aus dem Schlafzimmer hastig und verstört entgegen; sie hatte geweint. Ich muß erstaunte und fragende Blicke auf sie geworfen haben, denn wirklich, — so tugendhaft ich sie kenne, — unwillkürlich schoß mir irgend ein wunderlicher Verdacht in die Seele und ich sah auch im Zimmer fragend umher. Sie war unbeschreiblich verlegen, muß aber gefühlt haben, daß ihr nur zwei Wege offen waren: entweder spitzigerem Verdachte Raum lassen zu müssen, oder lächerlich vor mir zu erscheinen. Sie holte — nicht einen Jemand, sondern ein Etwas aus einem Winkel hervor, — ein Buch! und gestand mit Erröthen, wenn sie einen Roman angefangen habe, so treibe es sie mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts, bis das Buch zu Ende sei. Das habe nun Robert so sehr, daß sie fürchten müsse, daß er ihr das Buch aus den Händen nehme, und — wie den Kindern, septe sie trübselig lächelnd hinzu, — verschließe, und das sei ihr unerträglich. Sie müsse dann Liß, oder Schallheit, oder Bitten anwenden, bis sie es wieder herausbekomme. Darum verstecke sie jedes Buch und lese es heimlich, bis sie zu Ende sei. Sie sehe selbst ein, wie schädlich dies für sie sei, und daß Robert Recht habe, wenn er durchaus Mäßigung in diesem Genuß verlange. Aber es sei ihr nicht möglich, wenn sie mitten darin sei, aus eigener Kraft zu sagen: bis hieher und nicht weiter, und die Zucht Robert's sei ihr dann eben so unerträglich. Armes Elisabethchen!

Um einen tieferen Blick in Elisabeth's Kämpfe werfen zu können, gehn wir zurück und suchen Stellen aus ihrem Tagebuch. Diese Stellen, die zum Theil bis in den Sommer zurückreichen, sind freilich herausgerissen, aber sie geben den Beweis, daß Elisabeth viel mehr hinüber und herüber gezerrt wurde, als sie ihrem Gatten eingestand.

„Die ganze Welt wäre also ein Heraustreten Gottes aus sich selbst, eine Selbstanschauung Gottes. Das Göttliche also flüssig, ausgegossen in die Welt, als der die Welt belebende Geist. — Aber das glaubte ich längst auch, daß Gottes Geist durch die Welt zieht mit seinem Alles belebenden Odem. Das ist natürlich, sonst wäre sie ja todt; — aber Gott selbst muß ja dennoch immer fest stehn bleiben, sonst hörte er ja auf, Gott zu sein! Es kann also natürlich doch immer nur so verstanden werden, daß Gott mit oder ohne Welt für sich selbst immer ganz derselbe ist, daß er diesem Prozeß des An-sich, Für-sich und An und für sich, den die Welt durch-machen muß, nicht unterworfen ist. Ja gewiß! denn wie hätte er können die Welt aus sich heraus schaffen, wenn er nicht der mit Bewußtsein Alles in sich tragende Urgrund gewesen wäre? Die hohe Weisheit in allen seinen Anordnungen macht schon meine Frage lächerlich. — Was ich doch albern bin, darüber nur zu grübeln. Auch Robert kann es im Grunde nicht anders ansehen, obgleich es oft einen andern Anschein hat.

„Die Welt wäre der Sohn, das in's Leben getretene, Fleisch gewordene Wort. Und das Reich der Natur und des Geistes gehörte in diesen Begriff! Bisher meinte ich immer, diese Bezeichnung gehöre ausschließlich Christo an,

und es wäre Frevel, der ganzen Welt diesen Namen zu geben. Aber an sich ist es ja doch nicht so widernatürlich; denn die Welt ist ja wundervoll und herrlich genug.

„Gott — wer sagt mir, was Gott ist? und wo er ist? und wer er ist? und ob er mich denn auch hört, wenn ich ihn anrufe? O, ich traue Robert nicht, ich glaube nicht, daß von ihm mir wahre Aufklärung über Gott kommen kann. Sein Lächeln, sein Scherz, sein Spott, — o Elisabeth, frage nicht! laß dir dein Heiligthum nicht rauben!

„Auch jene wunderliche Stelle im Faust, da Faust mit Gretchen über Gott spricht, — die Stelle, die ich schon so oft gelesen und nie verstanden habe, ihr rhythmischer Schwung gefiel mir. Aber nun, wenn ich sie so recht tief betrachte, — es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Ja, Gott als Gott ginge verloren, wenn Faust Recht hätte. Sollte das wohl Göthe's eigene Ansicht von ihm gewesen sein? Wo wäre Gott? wo müßte man ihn suchen? — in der Natur? in der Geschichte? in mir selbst? — Oft ist es, als ob Alles vor mir versänke. Aber Gretchen glaubte ihm ja nicht, und Gretchen behielt am Ende doch Recht. Das will ich festhalten.

— „Das wäre freilich bequem, wenn die Quecksilberkugeln hierhin, dorthin springen könnten, wohin Sympathie und Geschick sie treibt, wenn nur vielleicht eine Weltstrafe unserer wartete, und wir im Tod ganz ungenirt in Gott zurückschweifen dürften; da wäre man albern, zu kämpfen, das Gewissen ließe sich zur Noth

beschwichtigen. — ha! was ist das? Fliehe, fliehe diese Gedanken! —

„Sie sagen, die christliche Kirche sei, wenn man ihre Konsequenzen recht verfolge, widersinnig und absurd, sie wolle einseitig die Forderungen des Geistes festhalten, zum Schaden für den ganzen Menschen; — der Apostel Paulus z. B. habe die Ehe eigentlich als etwas Unnötiges² hinausweisen wollen, das nur um der Schwachheit der Menschen willen bisher erlaubt worden sei. — Die Ehe — ach, ich habe sie mir auch in Manchem schöner gedacht, — doch still! still! —

„Dieser Paulus sei großartig, stehe höher¹ als Christus, und doch sei er voll Irrthümer,¹ habe seine göttliche Kraft ganz verkannt, und das, was er von Natur empfangen und aus dem eigenen Geiste geschöpft, von der freien Gnade erst nehmen wollen. — Christus sei ein edler und weiser Mensch¹ gewesen, der sich zum Bewußtsein seines Berufes als Messias nach und nach hinan-gerungen habe.¹ Das Meiste, was von ihm erzählt ist, sei Mythos,¹ erst gebildet in späteren² Jahrhunderten. O, das Herz lehrt sich mir im Leibe um, wenn ich das glauben soll! O, das ist nicht wahr! nicht wahr!

„Ach, ich muß mir selbst gestehn, die Person Christi ist mir doch nie ganz und vollkommen aufgegangen. Träume, Ahnungen hatte ich schon von Ihm, von seiner Liebe, seinem Erbarmen, von seiner Gottesklarheit im Leben, Leiden und Auferstehn, — und da stuhete es in mir, als müßte ich selbst zu einem Strome werden, und

hin zu Ihm, vergehn vor Ihm, und doch bei Ihm erst mein ganzes, volles Leben finden. Wenn ich es aber dann so ganz klar fassen wollte, so konnt' ich doch nicht. Es war immer ein Geheimniß darin. Damit aber ist es ja zugestanden, daß sich die eigentliche Göttlichkeit nicht vor der Vernunft halten lasse, eben weil sie das Geheimniß war, und doch heißt es ja auch in der Schrift: Der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit. Also hätte Er selbst der späteren Ansicht von ihm den Stab gebrochen. — Und das Stellvertretende in seinem Leiden — — ach, ach, ich will nicht weiter grübeln, ich setze in das Bodenlose, ich versinke! —

„Aber es bleibt ja eigentlich doch das Gleiche, wenn man den Gottmenschen, das Ideal der Menschheit, im Geiste festhält; das religiöse Bedürfniß hat dieses Ideal mit der Person Christi zusammengeschmolzen, und dieses behält, wenn es auch nie wirklich geworden, doch geistig immer seinen Werth; — — ach nein, nein! das Gleiche nicht! O, ich kann die Bibel nicht mehr zur Hand nehmen! ich schaudere, wenn ihre Worte mich anschauen.“

„Aber es ist nun einmal so, daß unsere Zeit über den unmittelbaren Glauben hinausgeschritten ist, das Sinnliche abstreift, und nur das Geistige, den Gedanken, festhält; wenn das die Wahrheit ist, so wird auch mein Gemüth sie lernen müssen, und wenn es mir auch kühl und leer dabei zu Muthe ist, — das wird wohl nur von meiner Unfähigkeit herkommen, diese Gedanken so ganz festzuhalten, und mich so davon erfüllen zu lassen, daß auch etwas davon in's Herz kommt.“

„Alle Schuld rächt sich auf Erden. Das habe ich freilich schon oft genug gefunden, daß das Böse sein Gericht in sich selber trägt; ach, ich finde es an meiner Unseligkeit, wenn ich den inneren Warnungstimmen nicht folge, daß ein tiefer, unmittelbarer Zusammenhang zwischen Sünde und Gericht ist. Aber doch — sollte alle Sünde in der Welt im „Bewußtsein“ ausgeglichen sein?? Kann es nicht große, große Sünden in der Welt geben, und große Bösewichter, die schrecklich sind und Freude haben an ihrem Thun? die auch sterben ohne Buße? Und für solche soll es kein Gericht geben? keine Hölle geben? für jenen Richard keine Hölle geben? Robert sagt, die innere Unseligkeit sei Strafe genug. Aber wird sich diese innere Unseligkeit, die nur Furcht vor Strafe ist, nicht ganz verlieren und dem Triumph der Frechheit Platz machen, wenn solche Bösewichter einmal wissen, daß sie keine Hölle mehr zu fürchten haben? O, mir schaudert vor der Zukunft!

„Das Jenseitige wäre eben durchweg das Reich des Geistigen, das, was über der sinnlichen Welt liegt, und da anfängt, wo das Sinnliche aufhört. Das ewige Leben wäre das geistige Leben überhaupt, das nur von der Vorstellung noch als Jenseitiges gefaßt wird.?? Es sei völlige Verlehnung, wenn Paulus sagt: „Giebt's keine Auferstehung, so laßet uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt. — Du, da kommen die Gedanken wieder, die mich schon so oft durchzuckten, — denen ich entfliehen wollte, nach denen ich nicht fragen wollte! Vernichtung! Aus! ja, das steckt dahinter! O schrecklich! schwarz!

Du Grab, wie schaudert mir vor dir! O, ich will zur
Ruß! fliehen, diese soll mich halten, daß ich nicht ver-
sinke; — ha! nein! sie mahnt ja an die Wahre Julia's!
— O, mich schüttelt kalter Frost —

„Ich hoffe doch, daß ich den Gedanken werde mit
der Zeit ertragen lernen. Auch bin ich ja noch jung,
und werde wohl nicht so bald sterben müssen. Und dann
soll man den Geist erheben in's Reich des Geistigen, sich
hingeben an das Allgemeine,¹ nicht an sein Ich denken,
und im Göttlichen² aufgehen können. So weit muß man
es bringen.¹ Auch ist ja die Welt so reich, ihre Groß-
artigkeit in allen Erscheinungen und Lebensbildern, in
Kunst, Literatur und Geschichte muß so erhebend auf
das Gemüth wirken, daß es, wenn der Geist dies Alles
ganz umfaßt, alle selbstsüchtigen Regungen aufgeben muß,
und sich in den höhern Regionen so wohl und heimisch
fühlen, und ohne alle Selbstsucht nur noch als einen Theil
des Ganzen. Aber zugleich kann man dieses Ganze in
seinem Ich, im Gedanken umschließen, und hat somit das
ganze Weltall in sich. Das ist die absolute Subjektivität.
Daß ich doch das so recht festhalten könnte, daß es mir
auch in Augenblicken der Angst und Noth eine Hülfe und
ein Stützpunkt wäre! Wie beneide ich doch die Männer
um ihre großen Gedanken! Ach, ich glaube, daß ich es
nie ganz dahin bringen werde, mich in so stolzer Höhe
ganz verlieren zu können.

„Die Existenz kann das Ewige nicht ertragen, das
Endliche muß darum zu Grunde gehn, eben weil es
herausgetreten ist aus der allgemeinen Lebensquelle.

Das Sein ist also eine Schuld! — Das bleibt aber eben doch schrecklich! Was kann ich denn dafür, daß ich auf der Welt bin? Darum schon soll ich der Strafe verfallen sein, und diese Strafe soll der Tod sein, wenn ich zurückgeschlungen werde in den dunklen Grund?

„O, ich meinte bisher immer, ich hätte eine Heimath tief im Hintergrunde, ein geheimes Heiligthum, von mir selbst nur dunkel geahnt, das mir aber gewiß bliebe, in das ich mich retten könnte, wenn alles Andere aus wäre.

„Nun aber — nun ja, im Wissen bleibt uns ja das Ewige immer, das Wissen ist das Heiligthum,“ darum muß man recht viel lernen, daß man immer ein Heiligthum habe. O lerne, lerne! bring' ein in die Schätze des Wissens, daß dir das Heiligthum nicht entwischt! O, daß ich doch meinen Kopf immer recht zusammenhalten könnte, austopfen könnte mit Wissen, Kenntnissen, daß nie mehr eine Lücke, nie mehr eine Leere darin wäre!“

„Warum doch kann ich mich nicht beruhigen, und macht es mir so tiefe Schmerzen, daß mir der Glaube an die wirklich thatsächliche Wahrheit und Heiligkeit der Bibel genommen ist? O, ich weiß jetzt erst, welchen Schatz ich hatte, als ich fest und zuversichtlich glaubte, das Alles sei wahr, wirklich geschehen, zu unserm Heile von Gott verordnet. Ist doch unser ganzes Leben aufs tiefste mit unserm Glauben verwachsen. Alle köstlichen Jugenderinnerungen, alle Wunder der Kindheit, an was knüpfen sie sich, als an ihn, in was verklären sie sich, als in ihm? O, wie zog mich Palästina an, dieses heilige, gelobte Land, von dem die Mutter mir so oft

erzählte! — welche Schauer faßten mich, wenn ich zufällig an das alte Testament gerieth, und im Psalter oder den Propheten jene plötzlich aufblitzenden Lichter in die gnadenreiche Zukunft mir entgegenleuchteten. Es war ein Geheimniß in dem Allem, ein Geheimniß der Verheißung und des Ergens. — Und dann das neue Testament, wo dieses Geheimniß Jedem greifbar und doch überschwänglich groß und vor Augen stand, — das Alles ist nun dahin, der Zauber ist entwichen, und alle meine Sehnsucht wird ihn nimmer zurückbringen!

„O, wie fader, wie öde wird mir doch jezt Weihnacht werden, die herrliche Adventszeit, die wundervolle, heilige Zeit von Charfreitag und Ostern? O was ist denn nun noch am Leben! Idee, Idee! — Ich will sie greifen, sie entflieht mir; ich will mich an ihr halten, sie ist fort! Alles ist verflüchtigt, der feste Grund ist unter den Füßen weggezogen. Ach! Ach! —

„Ich war gestern doch wieder kindisch. Es bleibt ja der Bibel ihre Großartigkeit und Schönheit immer unbenommen, sie bleibt immer das Buch des Lebens; denn ist nicht in ihr schon Alles enthalten, wenn auch in anderer Form, was als Resultat der tiefsten Forschung sich immer wieder herausstellen muß? Ja, sofern also auch Offenbarung, weil es eine Manifestation des Göttlichen im menschlichen Bewußtsein ist, die sich in demselben immer vollkommener entwickelt. Und kann ich denn leugnen, daß dieser Entwicklungsprozeß durch die ganze Geschichte hindurch ein ganz klarer, herrlicher ist? daß wir uns auf einer Höhe sehen, von der herab man

gleichsam die ganze Welt überschauen und beurtheilen kann? Wenn einmal die Wahrheit so rein an's Licht gefördert wird, da muß sich denn nothwendig das Zufällige, aus dem Parteigeist oder dem niedern Bedürfniß Hervorgehende ausscheiden, was man bisher noch für unzertrennbar von der eigentlichen Wahrheit hielt. Und diesem Säuberungs- und Aussonderungsverfahren muß natürlich die Schrift vor Allem sich unterwerfen, weil Parteigeist, Zufälliges und unrecht Aufgefaßtes sich mit dem eigentlichen Wahren ganz vermischt, und sich dann in dieser Mischung als das allein Rechte geltend gemacht hat.

„Auch bleibt ja Christus als Person immer noch hochgestellt. Ein edler, großer Charakter, der mit Sokrates mit Sokrates! mit dem kühlen, lauen, feinen, spöttischen Sokrates sollte er ganz auf Einer Stufe stehen? — Sein Tod hätte keine andere Bedeutung, als die in der ganzen übrigen Welt an allem Hervorstechenden sich kund gebende? Seine Erscheinung trüge den allgemeinen Charakter des Erhabenen und Tragischen überhaupt, das edel, groß, aber trotz seiner Größe dennoch einseitig, mangelhaft ist? gegenüberstehende Rechte verlegt, und von diesen daher mit gleichem Rechte bekämpft wird? Sein tragischer Untergang zeugt dann wie überall von jenem Rechte der gemeinen Mittelmäßigkeit, das persönliche Sein des Edlen wieder zu zerstören, und so, Alles ausgleichend, das Edle herniederziehend, sich das Besitzt der Erde zu sichern? Das Geisterreich, das ideale Sein wird dafür dem Göttlichen zum Erbe. — Aber bleibt denn nicht hier dennoch ein schrecklicher Riß? daß alles Sein, alles Leben untergehn muß, — verschlungen werden

muß vom Tod, — ja, gerade wenn es edel ist, um so gewisser untergehn muß, — daß keine Ausgleichung dazu hoffen ist, — daß nur das Richtige des Seins das Wahre sein soll; — denn was ist hinter all dem Gerede des geistigen Sein's anders als Nichtsein? — das hat etwas Entsetzliches. *ri*

„Und was wäre denn auch noch edel, wenn das Edelste, das Größte, was auf der Welt gewesen, dennoch einseitig war? Worin besteht denn seine Einseitigkeit? daß er, Christus, meinte, geistlich-weltlicher König zu sein? — meinte er dies wirklich? Oder daß er sich als Meister der Geister ~~des~~ und die Sünden der Welt strafte? Darum war er einseitig, darum verlebte er die Rechte der Pharisäer, und darum hatten sie von ihrer Seite Recht, — Recht! ?“

„Ja, die Erde ist groß und weit und reich. Es ist Alles geordnet, und in Allem ein tiefer Sinn. Das läugne ich ja nicht, es erregt meine hohe Bewunderung, und ich glaube, daß Männer sich vollkommen dabei befriedigen können. Warum denn aber will sich mein Herz nimmer und nimmer zufrieden geben? was will ich denn? was such' ich denn? Warum kann ich den Frieden nicht erjagen? Wenn mein Sinn aufwärts will, so schlägt er wieder um, drückt sich wieder niederwärts, irrt rastlos, ruhelos auf der Welt umher, sucht Frieden, sucht einen Haltpunkt, und findet ihn nicht.“

„— Ob vielleicht doch das Leben vollkommenes Genüge geben kann? — ob die Bangigkeit, die mich manchmal befällt, nur aus alberner Gemüthschwäche kommt?“

„Die Erscheinung soll uns ja hinnehmen und fesseln. In ihr soll alle Idee zur Wirklichkeit kommen. Das Gefühl, das sich aufwärts drängen will, soll also wieder umkehren, soll seine Ruhe in der Welt selbst finden. In der Natur, in der Geschichte, in der schönen Erscheinung ist Alles enthalten, alles Göttliche, die Idee, wie sie zur Erscheinung kommt. Nur diese, die Idee, sollte man überall suchen, und bei ihr sich vollkommen befriedigen. Mit der Idee kommt aber auch die Erscheinung zu ihrem Recht.

„— — Wie albern ich doch bin! Die Schwächen sind ja unmittelbar mit meiner Natur verwachsen, und sind nothwendig, weil sie an der Stärke haften.

„Heute Nacht konnte ich gar nicht schlafen; wenn ich einschlafen wollte, fuhr ich wieder zusammen, wie von einer Stimme angerufen: wach' auf! Es werden nur meine eigenen aufgeregten Nerven gewesen sein. Oder sollte es wohl eine tiefere Bedeutung haben? Vielleicht Beides zusammen. O, ich kann mir's nicht verbergen, ich gehe auf einem schlüpfrigen Wege zu einer schwindlichten Höhe. —

„Als ich endlich ein wenig einschlief, war es mir, als schösse den Berg herab, den ich hinansteigen mußte, plötzlich ein Wasserstrom; ich wollte ausweichen, konnte aber nicht. Da rief etwas hinter mir: Zurück, zurück! aber ich konnte auch nicht; das Wasser war nahe, es erfaßte mich, — ich glaub's wenigstens. Der Schweiß stand auf meiner Stirne, als ich erwachte.

„O, was sollen diese Stimmungen, diese Warnungen, diese Träume? Die tiefe Unsicherheit, in der ich umher-

irre, paßt wohl wenig zu dem Bilde der Herrlichkeit und Seligkeit, die ich mir zutheilte, wenn ich einst in alle Geheimnisse eingedrungen sein würde. — — Flieh' zu Gott, zu Gott! Elisabet, bei Ihm allein ist Friede! — — Aber ach! wo ist er? hört er mich? — — O, der Zweifel ist fürchterlich! —

Siebentes Capitel.

Die Stimmung der kleinen Gesellschaft war nicht immer eine ganz angenehme. Elisabet war oft launig, und der Maler, der wirklich anfang zu glauben, er sei ihr widerlich, war oft unglücklich, oft spitzig, und schloß sich entweder näher an Robert oder an Anna.

Er hatte eine ausgezeichnete Skizze von der Scene entworfen, da Kreon, Antigone und Jemene sich streiten, wünschte aber, Elisabet noch einmal im Costüm zu sehen. Doch diese war nicht dazu zu bewegen und behauptete, die ganze Tragödie und die Erinnerung daran sei ihr widerlich. Robert jankte, und Elisabet weinte in Gegenwart des Malers. Dieser, um sie zu versöhnen, entrollte ein herrliches Bild, eine Copie von Steinbrück's *Geno-vera* *) (in der Hofgalerie zu Darmstadt befindlich), die ihm ein Freund zugesandt hatte. Elisabet bewunderte, und der Maler machte ihr das Bild zum Geschenk.

„Ja, das ist etwas für dich,“ sagte Robert. „Was meinst du? wenn deiner widerlichen Laune die antike

*) Dieses Gemälde ist seitdem vom rheinischen Kunstverein copirt, in einem ausgezeichneten Stahlsich seinen Mitgliedern übergeben worden, und daher allgemein bekannt.



Tragödie lästig ist, so kannst du dich hier in die romantische Legende versenken. Wie wär's, Bertram, wenn wir dies Gemälde als Tableau gäben, und Elisabeth Genoveva wäre?" — Der Maler ging sehr bereitwillig in den Vorschlag ein; Elisabeth behauptete zwar, daß das ein abgeschmackter Gedanke wäre, da sie nie dieser Figur gleichkommen könnte; die beiden Männer behaupteten aber das Gegentheil, und versicherten, daß das Bild gut sein würde, ob es nun diesem Gemälde auf's Haar gleiche oder nicht. Der Maler versprach, fleißig zu sein und die nöthigen Vorbereitungen dazu treffen zu wollen.

Am andern Morgen lagen die Gewänder schön und reich in Elisabeth's Zimmer, ohne Zweifel ein Geschenk vom Maler. Elisabeth war verwirrt, sie bewunderte und versank in Gedanken. Die Sache mußte schon zum Voraus besprochen und bestellt gewesen sein. Wenn aber die Idee vom Maler ausging, — mochten nun seine Gefühle sein, welche sie wollten, — war es nicht ein Zeichen seiner ganz reinen Gesinnung? Denn würde er die Rolle einer Genoveva für sie ausgesucht haben, wenn seine Gedanken, seine Wünsche ein Ziel verfolgten? Gewiß nicht! Als Genoveva erblickte man in ihr eine Märtyrerin der ehelichen Treue, und ihr selbst mußte ja wohl wünschenswerth sein, sich ihm in dieser Gestalt zu zeigen. — Kam aber Beides, die Idee und die Gewänder, von Robert, — nun so konnte und mußte sie ihm zeigen, daß die Gewänder Genoveva's ihr nicht so gar übel ständen, und daß die Gesinnung derselben ihr nicht ferne sei.

Robert gestand ihr wirklich, daß die Sache von ihnen Beiden schon vorher projectirt gewesen sei, und daß er

auf den Abend Anna und ihren Vatten, so wie Madelaine und die Freunde eingeladen habe. Es sei heute Anna's Geburtstag, den sie damit zugleich zu ehren gedächten. Sie möge ihre Vorbereitungen treffen. Elisabeth stupte; — daß Vertram sie selbst benutzen wollte, um Anna's Tag zu verherrlichen; das drehte die Sache wieder anders. Ein eifersüchtiges Gefühl durchfuhr sie, aber es kam ihr vor, als habe Robert eine geheime Probe für sie selbst dabei im Auge, und sie schämte sich tief vor Genoveva's Reinheit. Ja, sie nahm sich vor, auch in den Augenblicken der Darstellung an gar nichts zu denken, als an ihren Gott, und so eine würdige Genoveva zu sein.

Der Maler besorgte mit einem Techniker die nöthigen Vorrichtungen, auch ein Reh wurde vom Ausbälger des Naturaliencabinets herbeigeschafft; um einen schönen Knaben, der in Elisabeth's Schooß gelegt werden sollte, hatte sich Robert ebenfalls umgesehen.

Es möchte vielleicht Manchem verwunderlich erscheinen, daß unser Philosoph, der in diesem Augenblicke in Beziehung auf die letzten Geheimnisse des Menschenlebens mit seinem Weibe in einem unausgeglichnen Conflict war, dennoch ganz ungenirt von ihr forderte, daß sie sich in die Tiefen des religiösen Gefühles der glaubensreichen Vorzeit versenken und als Genoveva dieses flehentliche Gottvertrauen in ihren zum Himmel gerichteten Augen bildlich darstellen sollte.

Aber man bedenke, daß er alle Gefühle, alle Gemüths- und Seelenstimmungen aus allen Geschichtsaltern ästhetisch behandelte, und sich somit von seiner schaukelnden

Höhe des Selbstbewußtseins auch in die romantischen Zeiten des Mittelalters ganz bequem niederlassen konnte. Und da er dachte, diese Seelenstimmung sei etwas seiner Elisabeth Adäquates, sie werde sie also gut darstellen, so freute er sich auf den Genuß, hoffte, sie thue es gern und nehme sich schön aus.

Auch hätte er dem Maler gern einmal einen solchen Anblick verschafft. Elisabeth hatte noch nie eingewilligt, ein Tableau aus der heiligen Geschichte selbst darzustellen; Vertram hatte sie noch nie in andächtiger Stellung gesehen, und unser Philosoph hatte ihm ja versprochen, ihm den Anblick der Schönheit in den verschiedensten Situationen zu verschaffen. Wie herrlich war dazu das Bild der Genoveva, worin Elisabeth zugleich als Typus der ehelichen Treue und einer unschuldig Leidenden auftrat!

Der hohe Ernst, der an jenem Abend über Elisabeth's Wesen lag, theilte sich unwillkürlich seinen Gästen mit, ja Robert bereute halb, sie zu der Rolle genöthigt zu haben, denn solcher heilige, gottgeweihte Sinn konnte wirklich ansteckend werden, und so gar ernst war die Sache doch nicht; Elisabeth sollte dem heiteren Lebensgenusse nicht dadurch noch mehr entfremdet werden, sie sollte nur ein schönes Bild sein und so lange Genoveva's Gedanken haben, bis der Zweck erreicht war. — Man muscirte. Der Maler war sehr weich gestimmt, und als Anna ihm die Laute in den Arm gab, sang er mit tiefem Ausdruck das Lied: „Wie kommt's, daß du so traurig bist.“ — Elisabeth stand unmittelbar nach dem letzten Worte auf und ging hinaus, um sich anzukleiden.

Bei der Arrangirung waren der Techniker und Vertram beschäftigt; Elisabeth nahm ihre Stelle ein; Robert, der zugegen war, verlangte, daß sie schon jetzt die nöthwendige Körperhaltung annähme und den Blick gen Himmel richtete. Sie gehorchte jedoch nicht. Mit über dem Kinde gefalteten Händen, mit ernstem Ausdruck, aber mit niedergeschlagenen Augen saß sie da, und die Männer waren endlich genöthigt, ihr zu eröffnen, daß Alles bereit sei und man nur ihre rechte Stellung erwarte, um den Vorhang zurückzuschlagen. Sie bat, sie möchten sich entfernen. Dann hob sie den Kopf auf und schlug ihre Augen gen Himmel.

Es hatten sich Alle außerhalb des Vorhanges gestellt.

In dem Halbdunkel der tiefen Waldschlucht sitzt Genoveva am Boden, an einen ungeheuren mit Eypheu umrankten Baumstamm gelehnt, ihre Hände sind über dem Kinde gefaltet, das schlafend in ihrem Schooße liegt. Ueber einem weißen Unterkleide trägt sie ein dunkelrothes Sammetgewand (es war dies unseres Malers Lieblingsfarbe) mit Oberärmeln, auf den Schultern schön gestickt. Ihre Haare sind gelöst, das Haupt etwas in die Höhe gerichtet. Die Rehfuh ist im Hintergrunde zwischen Bäumen sichtbar.

Es war nun zwar hier nicht ganz das Darmstädter Bild, denn Elisabeth's Formen waren nicht so stark, sowohl Gesichts- als Körperformen, und Haare und Augen dunkler. Aber diese großen Augen schimmerten in so wundervollem Glanze, das ganze Gesicht hatte einen so tiefwahren Ausdruck, daß alle Zuschauer entzückt waren. Der Glanz kam von zerdrückten Thränen.

Der Literat sagte leise zu Robert: „Ach, wenn man dieses Angesicht in einem solchen Momente betrachtet, diese Augen mit solchem Ausdrücke gen Himmel gerichtet, möchte man um jene Tage klagen, da man auch noch glauben konnte, daß der Gott da oben in der Höhe, in der Luft, im Heiligthum wohne, daß man ihn da suchen dürfe.“

„Wir wollen ihn in jenen Augen suchen, dort ist sein Heiligthum; nicht wahr, Eberhard?“ sagte Robert.

Eberhard war still, auch der Maler sprachlos in Anschauung versunken.

Robert schwamm in Entzücken. Das Kind, seine schöne Frau, das Bewußtsein, solcher Eifersucht fern zu sein, die ein so edles Weib um falschen Verdachtes willen verflößt, das Alles versetzte ihn in seligen Muth.

Der Maler konnte sich nicht entschließen, den Vorhang niederzulassen, bis plötzlich Elisabet die Augen schloß, wodurch die Wirkung eines Tableaus vernichtet wurde. Sie legte den Knaben, der fest schlief, in die Arme seiner Mutter (die herantrat, als der Vorhang fiel), stand schnell auf und entfernte sich, ohne sich nach einem Menschen umzusehen.

Auch der Maler ging fort, als Elisabet sich entfernt hatte, und war an diesem Abend nicht mehr sichtbar.

Elisabet lag lange in ihrem Zimmer, das Haupt in die Sophakissen verborgen. Sie hatte ihre Abendgesellschaft vergessen, und als Robert endlich, sie erinnernd, herantrat, fand er ihr Gesicht in Thränen gebadet.

„All eure Philosophie ist Lüge! Lüge!“ rief sie aufspringend. „Wäre denn nicht Genoveva's Gottvertrauen

Unfinn, ihr zum Himmel gerichtetes Auge eitle Selbsttäuschung, wenn ihr Recht hättet? Geh, geh! ich will Niemand sehen, Niemand sprechen; ich will allein sein mit meinen Gedanken und mit meinem Gott!" — Und wirklich, sie ging nicht zur Gesellschaft, sie verschloß den äußeren Zugang, und Robert, dahin zurückkehrend, schüßte, seine Gattin entschuldigend, Unwohlsein derselben vor, was die Gäste veranlaßte, bald auseinander zu gehn.

Madelaine sagte unterwegs zu der Sängerin: „Die Andacht muß sehr anstrengend sein, daß sie so unwohl macht.“

Es gelang unserm Philosophen an diesem Abend nicht mehr, die Gattin zu trösten, zu versöhnen. Sie war heftig aufgereggt und entzog sich auch seiner Liebespflegung.

Es ist kein gleichgültiger Zug in der Entwicklung dieser Verhältnisse, daß die beiden Gatten in dieser Zeit sich über eine Veränderung in ihrer häuslichen Einrichtung verständigt hatten, wodurch sie örtlich einander ferner gerückt wurden. Bei Elisabeth waren die Motive so vage, so wenig klar bewußt, daß wir sie nicht näher zu charakterisiren wagen. Bei Robert war es wohl vorzüglich eine Art praktischer Anwendung, ein Experiment gewisser ästhetischer Ideen und allgemeines Emancipationsgelüsten.

Robert wälzte sich lange schlaflos in seinem Bette. Im Sturme jagten die Betrachtungen und Gemüthsbewegungen in seiner Seele hin, aber der Aerger behielt doch die Oberhand. „Es ist vermaledeit mit diesem

Weibe!" sagte er zu sich selbst. „Consequent bis zur Un-
erträglichkeit! Wie rührend dagegen Gretchens Inconsequenz nach dem erhabenen Examen! Ich muß ihr den Kopf zurechtsetzen. Aber zur Warnung soll mir's dienen, die Romantik vor der Hand aus dem Spiel zu lassen, bis sie einmal ruhiger und der ihr fremden Weisheit gewohnter ist. Lassen wir sie ein Weilschen, und versuchen's dann wieder mit dem Paganismus, aber in heiteren Bildern, das frischt sie auf." 2

Es gab am andern Morgen eine Erörterung, in der Elisabeth wieder den Kürzeren zog. Der Gatte erklärte ihr, daß abstrakte Fragen, besonders in das Leben eines Weibes, nie auf eine Art eingreifen dürften, wie es bei ihr der Fall sei. Es sei am Ende für sie einerlei, wo sie den Gott zu suchen habe; er sei bei ihr und auch in ihr lebendig, sie solle ihn da angreifen. Wolle sie das nicht, so möge sie mit halbem oder ganzem Herzen zu ihm beten, möge ihn suchen in der Luft, oder hinter den Sternen; aber sie werde nicht nur zu einer unlieblichen, unästhetischen Erscheinung, sondern sie werde auch ungerecht, wenn sie auf solche Art mit der Philosophie in Kampf treten wolle, und diesen außerweltlichen Gott, dieses Abstraktum mit so alberner Zähigkeit festhalte, daß sie ihn sogar zwischen sich und ihren Gatten treten lasse. Solch eine Zähigkeit habe etwas Krankhaftes, könnte am Ende in Geistesverwirrung ausarten. Auch ein Weib könne so weit ihrer eigenen Kraft sich bewusst werden, daß sie Willen und Kraft zum Guten aus sich selbst nehmen könne; in Wahrheit nehme sie es ja doch aus sich selber, — „denn ein Gott, der von Außen, man weiß nicht wie,

auf dich einwirkt, ist ein Unsinn; also lerne der Wahrheit einmal in's Angesicht schauen. Du kannst dich doch nicht mehr auf den Standpunkt des Mittelalters stellen, darfst aber dennoch, wenn es dich glücklich macht, den Glauben festhalten, daß du deine Augen erheben müßest, wenn du Gott suchen willst; denn Gott ist wirklich über dir, wie über aller Welt, und der wirklich Unsichtbare, den du im Geist und in der Wahrheit anbeten lernen sollst, wohnt eben so gut hinter der Sonne als in dir, hat auch deiner Genoveva geholfen durch jene Verkettung der Umstände, die sich zu Schuld oder Unschuld immer in eine innere Beziehung stellen, wodurch dem Bedürfniß entweder abgeholfen wird, oder aber, wo die äußere Hülfe auch ausbleiben sollte, — wie dies ja schon oft im Leben der Fall war, — die Unschuld dennoch den Sieg davon trägt, sie mag auch untergehn."

So predigte Robert lange. Elisabeth sagte heute nicht viel dagegen. Sie dachte aber, während sie eifrig malte: „Idee ist Idee und mag Idee bleiben. Wenn ich aber keinen Gott habe, so kann ich die Augen auch nicht mehr zu ihm aufheben. Und wenn ich weiß, daß er mich nicht hört, so kann ich auch nicht mehr zu ihm beten. Und alle Deutereien und Bethuerungen, daß Gott stehn bleibe, sind nur philosophische Taschenspielerkünste, die ich wohl durchschaue. Ich will aber den Gott gar nicht mehr in den Mund bringen, und — die Fragen überhaupt über Bord werfen. Es wird sich auch so leben lassen.“

Auch der Maler hatte in der Nacht einen Kampf mit sich gehabt, ja er kam zu dem Entschluß, er wolle

die Stricke zerreißen und dem Zauber entfliehen. Als er aber am Nachmittage in der Malerstunde in Elisabeth's Augen schaute, vergaß er seinen Vorsatz gänzlich. — Elisabeth aber hatte in der Nacht unter ihrem Fenster einen Gesang gehört: — „Ach ich bin des Treibens müde, was soll all der Schmerz und Lust? Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!“

Achtes Capitel.

„Wie wär's,“ sagte Robert zum Literaten, „wenn wir auch einmal uns die Scene vergegenwärtigten, wo die drei Göttinnen sich um den Apfel der Eris streiten? — weil nun doch einmal die Aepfel eine Rolle spielen in unserm Kreise. Wir hätten gerade drei solcher Göttinnen für die Darstellung, und an einem Paris fehlt es auch nicht. Nur eine improvisirte Komödie, nach Anleitung der Vorbilder. Natürlich müßte das Ganze in den Schranken des Anstandes bleiben. Wir würden dann die Hochzeit des Peleus in einem pantomimischen Vorspiel geben, alle unsere griechischen und göttlichen Helden hervorsuchen; — ich denke mir die Sache reizend.“

„Ich habe nur Ein Bedenken,“ sagte der Literat. „Unsere Damen sind zu gebildet und zu zahm für die Darstellung dieser derben, frischen, naturwüchsigen Eitelkeit, die sich in jener Scene ausdrückt. Sie denken zwar Alle das Gleiche von sich: ich bin die Schönste; aber sie sprechen es nicht mehr aus; die Bildung ist so weit vorgeschritten, daß sie ein solches naives Ausprechen der innersten Gedanken geradezu zur Unmöglichkeit macht.“

„Es ist nicht ohne, was du da sagst, aber wir wollen sie einmal aufstacheln und sehen, was daraus wird. Es gäbe doch ein gar zu liebliches Bild.“

„Wie sollen aber die Rollen vertheilt werden?“

„Nun, das überlassen wir den Damen selbst. Sie sollen sich zuerst um die Rollen streiten und nachher um den Apfel.“

„O, da wird das Gegentheil herauskommen! Sie werden Complimente machen mit den Rollen und nachher mit dem Apfel.“

„Nein, da muß vorgebeugt werden, und daß man darin Erfolg habe, muß jeder Eheherr oder Liebhaber der Seinigen ihre Schönheit und ihr erstes Recht auf den Siegespreis vorher recht eindringlich zu Gemüthe führen, dann wollen wir sehen, wie sie sich nehmen und geben. Gibt es auch keinen so gar verben und ungenirten Kampf, wie bei den alten göttlichen Schönheiten, so haben wir doch immer ein interessantes Spiel zu erwarten. Ich verspreche mir Spaß! von der Sache. Probiren wir's einmal.“

Gesagt, gethan. Man instruirte auch den Professor Fischmann, bei Madelaine in ähnlichem Sinne zu verfahren, was dieser übrigens mit Lächeln so weit als überflüssig erklärte, als Madelaine wohl längst wisse, daß sie in seinen Augen die Schönste sei, aber es liege ihm allerdings daran, — und so wie er sie kenne, glaube er, daß ihr selbst daran liege, — daß sie auch vor der Welt öffentlich als solche erklärt werde.

Die andern Zwei sahen einander an und sagten lächelnd: „Du verwechselst aber Spiel und Ernst, Poesie und Wirklichkeit; dein Kopf muß wirklich nicht ganz klar sein. Auch weißt du ja noch nicht, ob ihr der Preis zuerkannt wird.“

„Ja, ihr habt Recht, ich bin wirklich in närrischer Verfassung. Wir wollen abbrechen. Ich denke übrigens,“ fügte er hinzu, „daß Mabelaine mithalten wird. — Wer wird der Paris sein?“ —

„Wenn du etwa Lust hättest,“ sagte Robert zögernd und mit Lächeln, „es wäre Ruhm von schönen Stellungen zu erndten. Ja, wahrhaftig, es wäre nicht übel. — Nur Eines fällt mir ein, was die Rolle für dich nicht thunlich machen wird: du hast schon von vornherein erklärt, nur Mabelaine für die Schönste halten zu können, und es ist ja noch gar nicht entschieden, ob Mabelaine als Venus auftreten wird.“

„Wie soll das entschieden werden?“ fragte der Professor.

„Wahrscheinlich durch's Loos. — Gesezt nun, das Loos nöthigte Mabelaine, als Pallas oder Juno aufzutreten, so kämest du ja in eine ganz unleidliche Klemme; denn es würde dir nicht möglich sein, einer Venus, die du doch nicht als die Schönste erkennen könntest, den Apfel zu geben, und deiner Juno oder Pallas dürftest du ihn doch nicht geben.“

„Warum nicht? — ich gäbe ihn der Schönsten,“ sagte Fischmann lächelnd.

„Nein, da muß ein Unparteiischer Richter sein.“

„Aber wer ist dieser Unparteiische?“ fragte der Professor spöttisch.

„Nun, wenigstens Einer, der an Keinen von Allen ein Recht hat,“ sagte der Literat, „wie in der Historie auch.“

„Wenn er sich aber durch den Apfel ein Recht erwürbe, wie dann?“

„Das ist wenigstens nicht aus der Historie zu folgern,“ sagte Robert gleichgültig, während der Literat nachdenklich vor sich niedersah.

„Höre, die Geschichte ist doch albern,“ sagte der Literat zu Robert, als sie allein waren; „lassen wir sie bleiben!“

„Ha, ha! Nicht dich wieder der Eifersuchtsdämon? Bertram scheint zwar deinem Weibe ziemlich hold, aber die Sache ist doch unschuldig, es ist eben die Kunstverwandtschaft, die die Naturen anzieht; du darfst keine Angst haben.“

„Ich kann nicht aus ihm — hast du nie Angst?“

„Ich? — Bewahre! Und du wirst doch hoffentlich deinem Weibe trauen, so gut als ich dem meinigen. Und er ist ja sehr bescheiden.“

Der Literat sah vor sich nieder, die Männer wurden aber unterbrochen, und die Skrupel des Literaten erschienen ihm später selbst wieder lächerlich; denn er mußte sich gestehn, die gegenseitige Anhänglichkeit war doch sehr natürlich.

Ja, sie war noch natürlicher, als unser Literat selbst wußte und sich gestand. Frau Anna war Schauspielerin und blieb Schauspielerin, und der Literat war ein Gelehrter und blieb ein Gelehrter. Und der Maler, wie er ging und stand, war eben sowohl eine Kunstnatur, als eine schöne natürliche Natur. Sie fühlte sich bei ihm, so zu sagen, wieder in ihrer Welt, in der eleganten, frischen Tageswelt, die sie von den Brettern her gewohnt

war, wo sie die Huldigungen der galanten Jugend täglich hingenommen hatte. Es war unverkennbar etwas in ihm, was auf eine noble Erziehung schließen ließ, und er stach dadurch äußerst vortheilhaft von den übrigen Männern ab, ohne daß er's selbst zu wissen schien. Diese, so sehr sie sich selbst gebildet hatten, so frei sie sich bewegten, waren und blieben eben doch Kinder ihrer Provinz, waren noch dazu Büchermänner. Es war zwar interessant, in ihrer Gesellschaft zu sein, ihre unleugbar guten Urtheile über die Welt, die Natur und die Kunst zu hören; — aber es war eben doch noch etwas ganz Anderes, die Welt und die Natur und die Kunst in einer reizenden Erscheinung gleichsam personificirt zu sehen, als die abstrakten Begriffe darüber sich vordemonstriren zu lassen.

Auch der Maler hatte ja, wie wir wissen, der Sängerin immer einen Theil seiner Huldigung zugewendet, und, mochte die Ursache nun wahre Hochachtung vor dem ihm verwandten Geiste derselben, oder eine kleine Eitelkeit, — weil er wußte, daß er ihr nicht gleichgültig war, — oder das Bedürfniß der Anschlicßung, oder der Wunsch sein, auf Elisabeth dadurch mehr Einfluß zu erlangen, — kurz, sie hatte wohl ein Recht, anzunehmen, daß, wenn das Loos sie zur Venus stempelte, er den goldenen Apfel ihr gern überreichen würde.

Wir sind übrigens unsern Lesern längst eine nähere Erklärung schuldig, warum unser Held in Beziehung auf sein Weib so sicher war und blieb. — Die allerletzte Ursache ist zwar ihm und uns bis jetzt noch verborgen, und auch eine zweite ist's ihm: die allzu große Sicherheit

und feste Zuversicht auf sich selbst. Aber er hatte doch auch edlere, bewußte Beweggründe, und sie hingen mit seinem Studium auf's tiefste zusammen. Er hatte schon bei seiner Heirath, als er in Besiß eines so schönen Weibes trat, sich mit klarem Blicke die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit vorausgedacht, daß Elisabet auch als Frau die Augen anderer Männer auf sich ziehen würde, und er hatte sich schon damals gelobt, den Eifersuchts- teufel nie über sich herrschen zu lassen. Er wußte, daß in seines Weibes Herz ein goldener Grund der Treue ruhe, ja, wie wir früher schon bemerkten, er wünschte sich Elisabet sicherer, weniger skrupulös, was ihm immer noch ein Anhängsel ihrer beschränkten Erziehung schien. Ihr Verhältniß zum Maler, so deutlich oft die Verehrung desselben an den Tag trat, war doch immer ein fremdes geblieben, und Robert's Prüfungen, wie er sie z. B. bei der Genoveva im Geheimen anstellte, hatten ein ganz befriedigendes Resultat geliefert. Es war klar, daß die Bewunderung des Malers immer innerhalb der Grenzen der Aesthetik blieb, — daß er das Schöne suchte, das Schöne anbetete. Und warum sollte Robert ihm dieses neidisch entziehen, da er so bereitwillig zugleich mitwirkte, daß dieses Schöne sich eingehüllt in das Symbol der Treue zeigte? Elisabet's Launen erklärten sich unserm Philosophen auch natürlich genug. Es war der Kampf mit ihrer beschränkten Erziehung, mit verjährten Vorurtheilen, den er jetzt begonnen, und der nur nach und nach zu Ende gebracht werden konnte. — Ob einige Vorliebe für den Maler mit unterlaufe, darüber war er nicht ganz klar, aber es machte ihm dies auch nicht allzu viel Skrupel.

Robert liebte es nun einmal, die Wirklichkeit, diesen Grund und Boden des Daseins, mit poetischem Reize ausgeschmückt zu sehen, denn das Leben ohne diesen poetischen Reiz dünkte ihm langweilig. Mit diesem aber waren untrennbar verflochten kleine Sympathieen und Antipathieen. Wollte er die Poesie, mußte er diese mit in den Kauf nehmen. Das konnte er um so leichter, da er der Ueberzeugung war, daß die Spitze, die solche kleine Leidenschaften in der Poesie erreichen, sich im gewöhnlichen Leben immer wieder abstumpfe, daß die Gemüther bei gehöriger vernünftiger Behandlung immer zu rechter Zeit wieder in's Gleichgewicht zu bringen seien. Er wollte aber nicht von vornherein alles individuelle Regen dämmen und niederschlagen, denn er war der Ansicht, daß selbst kleine Verirrungen im Leben nothwendig zum Leben gehörten, daß ein Leben, das in immer gleicher Klarheit hinsieht, wohl in der Idee schön sei, in die iberle Ewigkeit gehöre, aber, in der Wirklichkeit verlebt, unschön würde, und auch unwahr sei. Ein Gemüth, das nicht Leid und Freude, Schmerz und Wonne in höherem Maße kennen gelernt, das nicht durch irgend eine Verirrung getrübt und durch Buße sich wieder mit seiner absoluten Idee in Einklang gesetzt habe, sei kein menschliches Gemüth; ein solcher Mensch sei ein Automat. — Dabei aber war er zugleich felsenfest versichert, daß z. B. in seines Weibes Seele, die so zart und voll des feinsten Instinktes war, nie eine stärkere unrechtmäßige Leidenschaft aufsteigen würde, nie eine Leidenschaft, die wirklich verheerend in sein eigenes Leben eingreifen könnte, — und da unser Held ein kluger und seiner Beobachter war, so müssen

wir annehmen, daß er auch Recht hatte. Nebenbei bezweckte er immer Elisabeth's freiere ästhetische Ausbildung, die sie selbst zu einer festeren, markigeren Persönlichkeit machen sollte.

Das heilige Weihnachtsfest brachte keine Veränderung in die Gedanken und Gefühle dieses Kreises. Für die Uebrigen hatte es gar keine Bedeutung. Elisabeth verlebte diese Tage in einer tief bewegten, aber durchaus unklaren Stimmung; auch das Bewußtsein, wie weit der Strom sie schon von ihren früheren Gefühlen in solcher Festzeit abgezogen, war nur als ein dumpfer, banger Schmerz in ihr. Sie malte viel, sprach wenig. Die Weihnachtsgeschenke füllten den Rest der Zeit bis zum letzten Tage des Jahres, wo die Aufführung stattfinden sollte.

Niemand wußte, auch die Göttingen selber nicht, wie das Loos für sie fallen würde. Man hatte die Kleider gemeinschaftlich besorgt und beschlossen, erst im Augenblicke vor der Aufführung sich seine Rolle aus der Urne zu ziehen. Dadurch war dem Reide, der Unzufriedenheit am besten vorgebeugt. Jede mußte sich zum Voraus in alle Rollen denken, und die ihr gewordene sich gefallen lassen.

„Ist aber dies nicht die Absurdität auf die Spitze getrieben?“ sagte der Maler am Mittage desselben Tages zu Robert, als er mit Falstaff in des Letzteren Zimmer saß. „Es wird doch Niemand behaupten wollen, daß jede der Rollen für jede der Damen passe; warum hat man nicht so ausgewählt, wie man es für das Vernünftige erkannt hat?“

„Und wie hättest denn du ausgewählt, Kindchen?“
sagte Galspaff.

„Ich? — das habe ich nicht als Vertram, erst als
Paris zu sagen, welcher ich den Preis zuerkenne.“

„Es spricht ihn aber eben Jede' an,“ sagte Robert
lachend, „das ist ja eben der Haken, und da keine frei-
willig auf den Apfel Verzicht thun will, und doch auch
keine sagen, ich will Venus' sein und somit den Apfel
für mich in Vorschlag nehmen, — ich bin die Schönste und
habe das Recht, es zu sein, so konnten sie es nicht an-
ders machen. Und darin liegt ja eben der Spas. Wir
wollen sehen, ob der sinnlose Zufall sinnig oder un-
sinnig ist.“

„Nun, und welche dann der sinnlose Zufall im Loose
zur Schönsten stempelt, die soll ich auch dazu stempeln? —
Nimmermehr!“

„Du bist der Diener der Eris, warte deines Amtes!“
sagte Robert mit freiem Gesichte.

„Gut!“ rief der Maler, und umarmte den Philoso-
phen. „Du bist eben immer der Herrlichste! Es lebe der
wahre Philosoph!“

Neuntes Capitel.

Die Zimmer in dem lieblichen Landhause des Literaten waren festlich erhell't, ein gewählter Kreis aus der Stadt war anwesend, und man unterhielt sich flüsternd von den Dingen, die kommen sollten.

Als sich der Vorhang öffnete, zeigte sich durch eine vordere Halle eine weitere im Hintergrunde. Um eine Tafel her saßen und standen in buntem Gemisch Götter und Göttinnen.

Wir versetzen uns in größere Nähe, um aus den Gestalten auch zugleich die Persönlichkeiten herauszufinden.

In der Mitte saß unser Philosoph als oberster Gott, mit majestätischem Barte, auf erhöhtem Sitze. Zu seiner Rechten Madelaine als Juno. Beide stolz, kümmern sich nicht um einander. Zu seiner Linken sitzt das Brautpaar, Peleus und Thetis, in denen wir den Philosophen Schwäberlein und eine uns fremde Schönheit erkennen. Auf der andern Seite Neptun mit Schiff geziert, den der Literat vorstellt, auf dieser Falstaff als Bacchus, mit Rebland bekränzt. Der Maler als Apoll steht, die Leier im Arme, etwas bei Seite. Aber nur ein Kenner erkennt ihn: denn er ist größer als gewöhnlich, ein Wald

von Federn umwogt sein Haupt, und hoch geschwungene Augenbrauen geben ihm etwas Erhabenes. Ein kleiner Amor regt sich lustig, wir kennen ihn nicht. Auch Mars ist gegenwärtig und Mercurius, aber Beide sind uns fremde Gestalten. Um so besser jedoch kennen wir Vulkan; sein Gesicht ist ruhig, der krumme Fuß steht gewaltig hervor, und seine groben Häufte stemmt er tropig auf den Tisch. Die neun Musen, lauter Schönheiten der Musenstadt, stehn und sitzen in schöner Gruppe, auch die Doren und Grazien bilden zwei Gruppen, unter welchen wir als kleinste und jüngste Sannchen erkennen. Venus — Venus ist glänzend in zartestem, weißbläulichem Silbergewande, das leicht die schöne Gestalt umfließt. Arme und Hals und Antlitz sind von fast durchsichtiger Weiße. Wir erkennen in ihr die Sängerin. — Elisabeth ist Pallas Athene; — aber wie? Sie steht ernst, fast tropig drein, und bewegt sich fest und sicher in ihrer halb männlichen Tracht; der Helm auf ihrem Haupte steht herrlich zu ihrem Profil.

Wir versehen uns einen Augenblick mitten in die Seele des fröhlichen Allvaters Zeus, wie er, halb als Gott, halb als Philosoph sich fühlend, nachdenkend seine Göttin-Tochter betrachtet. „Wie deut' ich doch diese Erscheinung? Hab' ich doch mein Kind noch nie so tropig, fast spöttisch finstler gesehen! sollte sie unzufrieden sein mit dem Loos, das ihr gefallen? sollte gegen die glücklichere Schwester wohl Reid sie erfüllen? Da, wie artig steht ihr der Reid! Ich könnte sie küssen, die blau — —? braunäugige Pallas Athene, wie sie mit stolzem Blicke die glänzende Venus betrachtet. Wünscht' ich doch fast, die

Kinder möchten an einander gerathen, sich unschädlich ein wenig zu zürnen! Wie wär' es artig, die holden Gestalten auch markig sich regen, bewegen zu sehen! Doch nur Geduld, mein Paris wird schon wider einander sie bringen! — Wie herrlich er ist als Apoll! ha, wie ich dich liebe! wie du in jeder Gestalt mein Herz mir hinwegstiehlst! Welcher Bau der Glieder! welche Bewegung! Du bist immer neu, immer schön! Scheint es doch fast, als freißt du nicht zu ergründen!"

Die Musik begann. Der geschäftige „Direktor" der Stadt hatte sich's angelegen sein lassen, ein anständiges Orchester zusammenzubringen. Er hatte die Duvertüre aus Cortez gewählt, weil ihm das dort dargestellte Rollen der Weltkugel ein passendes Bild für das Rollen des Apfels zu sein schien; aber seine Stadtmusik wollte den Takt nicht recht finden. Der ruffige Schmied Vulcanus that einige gewaltige Taktschläge mit seiner Faust auf die Tafel; als es aber nicht besser ward, schwenkte er sich plötzlich auf die Musikanten zu, nahm dem Einen seine Orgel und schlug sie ihm um den Kopf, während er den krummen Fuß gewaltig auf eine Bassgeige schwenkte; dann, als er diese Töne zum Schweigen gebracht hatte, machte er sich an den im Hintergrunde stehenden Flügel, und unwillkürlich bewegten sich nach seinen Akkorden die Grazien zum Tanze, die Horen umjogten in weiteren Kreisen den Tisch, auch die Gruppe der Musen thaute auf. Alles bekam Leben und regte sich in seiner Weise. Jupiter nahm den Pokal, und die Hofs auf gut abendländische Weise ertönten in der Musik, während die Gesellschaft sie fröhlich pantomimisch begleitete.

In die harmonischen Klänge schlichen sich nach und nach Mischöne ein, erst leise, dann schärfer und schneidender, und auf einmal war's, als sprängen Saiten. Ein Kopf ward an der Decke sichtbar, und der goldene Apfel rollte am Boden. Die Musik stürmte nun verworren durch einander; sonderbarer Weise hatte Sannchen den Apfel zuerst aufgehoben, als die Kleinste und Bedenkteste. Man entriß ihr denselben, was sie sich übrigens gar nicht gefallen lassen wollte; die Göttinnen bildeten Gruppen, und wilde Bewegungen zeigten den leidenschaftlichen Kampf. Juno zeigte sich als die Mächtige, Alles beherrschend. Die Götter drängten sich ebenfalls herzu, und durch die Ungewalt der öffentlichen Meinung, die sich pantomimisch ausdrückte und von der Musik mit festen Tactschlägen begleitet wurde, wurden die geringeren Gottheiten zurückgedrängt. Nun traten die drei Gestalten vor Jupiter. Dieser ließ die Augen mit dem ganz eigenen schallhaften Ausdrucke seines Gesichtes von Einer zur Andern laufen, und besann sich gar lange. Die Musik bewegte sich dabei in tiefen, fast summenartigen Tönen. Endlich fuhr er über die Stirne, klappte sich hinter dem Ohre, und deutete durch Achselzucken und verneinende Bewegung sein Unvermögen an, diese kühne Sache zu entscheiden. — Er erhob den Arm, zeigte hinaus in die Ferne, und die Göttinnen, sich seiner Weisung unterwerfend, lehrten zustimmend und einander beschwichtigend, sich ab; der Vorhang fiel, das Vorspiel war zu Ende.

Wir müssen einen Augenblick zurückgehn und uns in das Zimmer versetzen, wo die drei Göttinnen das Loos

unter sich zogen. Es hatte vorher keine derselben irgend einen Wunsch oder Verlangen ausgesprochen, welche Rolle sie zu übernehmen wüßte. Mabelaine schien es gleichgültig zu sein; Elisabeth war's nicht gleichgültig, sie fürchtete sich vor jeder der Rollen; es war, als fühlte sie, daß eigentlich keine derselben für sie passe, und ihre Eitelkeit wollte sich nicht zufrieden geben mit dem Gedanken, daß sie die Rolle schlecht ausfüllen würde.

Nun wurden die Loose, die in Zetteln bestanden, in einen Beutel geworfen, — nicht in eine Urne. — Mabelaine zog zuerst und hatte auf ihrem Zettel: Pere. Sie schien zufrieden, und die Andern hatten nichts dagegen.

Elisabeth griff auf den Wunsch Anna's als Zweite in den Beutel. Sie suchte herum, bekam keinen Zettel, endlich im lezten Winkelschen den Einen mit dem Namen: Pallas Athene. Anna griff nun auch hinein und zog: Aphrodite.

Ein Verdacht schoß in Elisabeth's Seele, denn sie glaubte versichert zu sein, daß kein drittes Loos mehr im Beutel gewesen war.

Mit schneller Berechnung stellte sie nun zusammen, daß die Sängerin für sich die Rolle der Venuß, für sich den goldenen Apfel, für sich — die Huldigung des Malers, die Bewunderung der Welt in Anspruch nehmen wollte. Mit diesem Verdachte schoß Aerger, Haß, Verachtung, — Eifersucht in ihre Seele. Sie kleidete sich in ihr Pallaßgewand, — das ihr vorher recht lieb gewesen wäre, obgleich sie fürchtete, der Rolle nicht gewachsen zu sein, — nun mit den widersstreitendsten Gefühlen; sie stellte sich tausend Fragen, wie sie sich wohl darin aus-

nehmen würde, und ob wohl nicht der schöne Paris doch lieber ihr den Apfel gegeben hätte, ob nicht das Silberflorckleid der Venus sie noch besser gekleidet hätte. Sie war zwar überrascht von der Schönheit derselben, als sie ihr nun entgegentrat, aber sie wußte ja wohl, daß das Alles Kunst war, Theaterkunst, deren Geheimnisse eine andere „ehrliche, gemeine Natur“ nie nachstudiren und nachmachen kann. Sie hatte nur ihre eigene, angeborene Schönheit, und diese ist, was weiß und roth anlangt, nie so blendend, besonders bei Nacht, als die künstliche. Also fühlte sie sich ungerechter Weise im Nachtheil, betrogen um alle Huldigung von einer minder schönen, aber weltklügeren Dame. Das brachte in ihre Seele eine solche Erbitterung, daß auch ihr Gesicht unwillkürlich Zeugniß davon ablegte, und auch die fröhliche Umgebung beim mimischen Göttermahl tilgte es nicht ganz hinweg. Sie erschien, wo nicht gerade mürrisch, doch kalt, stolz, zurückgezogen in sich selbst.

Ihrem Vatten und göttlichen Vater auf dem Großvaterstuhle erschien nun aber gerade dieser ungewohnte Ausdruck der Härte in ihrem Gesichte als so lieblich und verführerisch, — er beklagte ja früher oft die allzu große Weichheit, den Mangel an weiblichen Ecken an seiner Elisabeth, — daß er sich über seinen guten Einfall freute, sie durch Nöthigung in fremde Zustände und Verhältnisse, durch Einzwängung in erhabnere Gestalten auch nach und nach selbst zu einer festeren, großartigeren Persönlichkeit ausbilden zu können. Er konnte es sich nicht leugnen, sie nahm sich in ihrer Rolle vortheilhafter an, als er nur irgend erwartet hatte. Eine solche Stimmung

mit solchem Ausdrucke ließ sich allerdings mit Athene recht gut vereinigen.

Die Gesellschaft im Saale der Zuschauer hatte sich nach und nach vergrößert, ein Gott um den andern hatte die Attribute seiner Gottheit bei Seite gelegt und sich als gewöhnlicher Mensch hier eingefunden, eine Grazie und Muse um die andere erschien als Ballbame auf den Bänken.

Der Vorhang ging auf und zeigte den Abhang eines Berges, der an der Seite seiner Abdachung in eine herrliche Gegend schauen ließ. Im Hintergrunde sah man Stiere weiden, im Vordergrund lag unter einem Baume an einen Felsen gelehnt, in beschaulicher Ruhe, Bertram als Paris. Er war wieder ganz er selbst; der fremdartige Charakter, den Apoll ihm aufgedrückt hatte, war verwischt. Das hellfarbige Tricotgewand zeigte in seiner Anschmiegun'g den herrlichen Gliederbau des Jünglings, ein Hemd ohne Aermel war auf einer Schulter mit einem Knopfe befestigt, auf der anderen Seite hing es lose herab. Eine Hirtentasche hing über der Schulter und ein Hüfthorn war mit einem Gürtel um die Lenden befestigt.

Die Damen der Universitätsstadt wendeten beim ersten Anblick dieser Erscheinung ihre Blicke ab, flüsterten sich kopfschüttelnd etwas zu, aber dann schwiegen sie. Der Maler verharrte in seiner stillen Ruhe, unbeweglich, und schien, obgleich mit offenen Augen, zu träumen. Fünf volle Minuten vergingen, ehe irgend eine Aenderung in dem Gemälde eintrat. Die Musik spielte in leisen, ahnungsvollen Tönen.

Halbaff rückte endlich mit dem Stuhle. „Kommt nicht bald noch etwas?“ brummte er halblaut. „Wir haben das jetzt schon gesehen.“

„Aber immer nicht genug,“ sagte Robert, der mit freudigen Blicken die schöne Erscheinung betrachtete. „Der herrliche Junge! Er ist ein wahres Meisterstück der Natur. Wie ganz anders jetzt wieder der Totaleindruck seines Wesens, als vorhin! Brav, brav, mein Junge! Könntest du dich doch selbst betrachten! kein herrlicherer Gegenstand für deine eigene Kunst, als du selbst! — Ich möchte dich anbeten wie eine Braut!“ murmelte er halblaut zwischen den Zähnen.

Es erschienen im Hintergrunde die drei Göttinnen hastig vorschreitend, in lebhaftem Wortwechsel. Der sie begleitende Mercur und Eris mit der Fadel waren nur im Hintergrunde sichtbar. „Nein, ich bin die Schönste!“ sagte eben die gewaltige Here mit Festigkeit. „Ich will euch den Rang ablaufen und ihr sollt zu Schanden werden!“

„O du gräßliche Schöne mit deinen Ochsenaugen!“ rief Venus lachend; „hab' Acht, daß der Preisrichter nicht vor deiner erhabenen Majestät davonrennt. Nein, nur ich, ich allein kann den Apfel gewinnen! Hat doch Zeus, der Vater selbst, und haben alle Götter mich zur Göttin der Schönheit erklärt!“

„Ja du!“ rief Athene spöttisch verachtend, „die das Geheimniß ihrer Schönheit in der falschen Kunst trägt! Meinst du denn, das sei Andern verborgen? Ist das wahre Schönheit, die man von einem fremden Zauber borgt?“

„Fremden Zauber? Wer wagt das zu behaupten!“

„Ei, so löse doch einmal deinen Gürtel, gibst ihn mir!“ rief Pallas mit Lachen, an ihn zerrend.

„Meinen Gürtel! Nein, den bekommst du nicht, jetzt nicht, der ist mein Eigenthum.“

„Ja, und das Geheimniß deines Zaubers. Geh, wasche dich, du Meerschäumgöttin! sieh, der weiße Schaum klebt dir noch an deinen Armen, an deinem Gesichte! Du bist nicht rein!“

Ein grimmiger Blick der Venus traf die Verwegene. „Ha! du Eulenaugige, das sollst du büßen!“

Hera trat mit ihrem Herrscherblicke zwischen die Streitenden und sagte: „Seid ihr nicht thöricht, euch hier vergebens zu streiten? Kommt, laßt uns unsern Preisrichter auffuchen! Seht — wer ist dort? Gewiß ist es Paris, der junge Hirte.“ Und sie trat rasch vor und richtete die Frage an den Jüngling, ob er Paris sei.

Dieser hatte sich aufgerichtet und in immer noch stehender Stellung mit der höchsten Verwunderung die drei Gestalten betrachtet. Ja es schien, als habe er seine Rolle ganz vergessen; er antwortete erst auf die im Herrscherton wiederholte Frage der Himmelkönigin mit: „Ja.“ Nun sprang er auf.

„Höre, Paris! so jung du bist, es wird dir eine hohe Ehre zu Theil. Vater Zeus hat uns an dich gewiesen, um einen Streit zu schlichten, der sich zwischen uns Dreien erhoben hat. Ich nemlich bin Hera, des erhabenen Herrschers auf dem Himmelsthron, Zeus, Gemahlin. Dies ist — —“

„Ja, ich bin Aphrodite, die Göttin der Schönheit und Liebe. Alle Welt sagt, daß meines Gleichen nicht sei, und heute erwarte ich von dir, daß du jenen goldenen Apfel, den Here hort in der Hand hält, der der Schönsten gehört, und den diese Beiden auch ansprechen, mir zuerkennst in fester, klarer Entscheidung.“

„Und wer bist denn du, o Göttin?“ fragte Paris, sich zur dritten wendend: „Eine Göttin bist du, dein Antlitz trägt unverkennbar den Stempel der Gottheit.“

„Ja,“ sagte diese vortretend, „ich bin Pallas Athene, die Tochter Zeus, — das Lieblingskind des erhabenen Gottes, das aus seinem Haupte geborne, das nie die Schwächen der Kindheit gekannt. Ich bin die Weisheit und erwarte heute von dir die Entscheidung, daß ich das Recht auch habe, mich meiner Schönheit zu rühmen.“

— „Ei, ei!“ sagte Robert leise auf seinem Standpunkte, „wer hätte gedacht, daß mein Kind noch die Göttin der Weisheit selbst würde! Sie macht außerordentliche Fortschritte.“

„Den Berg aufwärts oder abwärts?“ fragte Eberhard, der ihm zunächst stand.

„Schweig! was sagt Paris? ich hab's nicht recht gehört.“

Wir können dem nicht folgen, was auf der Bühne geredet ward. Das Spiel dieser philosophischen Aesthetik spielt an Abgründen. Aphrodite und Athene hatten Ursache zu verschwinden, und Paris, über sich selbst zu erschrecken. Here versprach ihm pathetisch ein großes Königreich, wenn er ihr den Preis zugebe.

„Du bietest Herrliches, o Göttin, des höchsten Strebens werth!“ erwiderte der Hirte; „doch siehst du selbst, ich kann nicht gleich den Preis dir zuerkennen, ohne auch die andern Göttinnen gehört und nochmals gesehen zu haben. Die Entscheidung kann erst am Ende folgen.“

Er bat sie, abzutreten.

Nun erschien Pallas. Ihre Wangen waren hoch geröthet, die Brust slog. Sie verwünschte sich selbst und Andere, und daß sie eingewilligt hatte, sich auf öffentlicher Bühne so gegenüber zu stellen ihm, — über ihre Schönheit urtheilen zu lassen von ihm, — nein, nicht urtheilen zu lassen, zum Voraus abgeurtheilt zu sein, — denn er durfte ihr ja den Preis nicht geben, das stand zum Voraus fest. — Diese Gedanken durchstürmten ihre Seele, als sie in einiger Entfernung vor Paris stehn blieb.

Dieser sah sie erwartungsvoll an, aber mit Blicken, die sie ermutigen konnten.

Wie es aber zu gehn pflegt, wenn man nicht mit freiem Sinne eine Sache oder Aufgabe ergreift, wenn die Seele durch Andrang bestimmter Gefühle zum Voraus eingenommen und beschwert ist, so kann es sich wohl fügen, daß die zum Voraus gesezte Stimmung zu der aufgegebenen Rolle paßt; das andere Mal paßt sie aber nicht, und so begegnete es auch unserer Elisabeth, daß sie ihre Versprechungen als Pallas Athene, den jungen Hirten zum Weisesten und Berühmtesten der Sterblichen machen zu wollen, wenn er ihr den Preis zuerkenne, ohne alles Feuer, ohne alle überzeugende Kraft vorbrachte.

Robert stand auf seinem Platze auf Kohlen: er fühlte, daß Elisabeth mit dieser Darstellung ihrer Rolle über sich

selbst den Stab gebrochen hatte, und verwünschte es, daß die Mäden in dem Kopfe seines Weibes, die vorhin so gut geklappt hatten, um die freie, lecke Leidenschaftlichkeit der Göttin darzustellen, nun das Gegentheil herbeiführten.

Auch der Maler war in einiger Verlegenheit. Er glaubte nur, die Ursache dieser steifen Darstellung sei das beleidigte Zartgefühl Elisabet's; er suchte sie dadurch zu versöhnen, daß er mit großem Enthusiasmus ihre Versprechungen erfaßte. Sich ihr in raschem Vortreten nähernd und auf ein Knie sich niederlassend, sagte er ihr, wie dies Versprechen der Weisheit und des Ruhmes die Träume seiner Jugend alle verwirklichen würde; Weisheit bringe den Sterblichen den Göttern nahe, und nach Ruhm habe immer seine Seele gelehzt.

„Aber jetzt, o Göttin, erkenne ich erst, daß der Ruhm hohl, daß die Weisheit ohne die Schönheit ein Unding ist. Ja, trägt die Weisheit dein Antlip, dann ist sie schöner, als alle einfache Schönheit.“

„Ei, so gib mir den Apfel!“ rief Athene, die Hand ausstreckend.

„Wenn du zur Weisheit auch noch die Schönheit giebst!“

„Die Weisheit ist ja schön, wie du sagst!“

„Giebst du die Schönheit mit? — —“

— — Elisabet's Kopf verwirrte sich, doch hatte sie noch Weistesgegenwart genug, zu sagen, indem sie sich abwandte: „Die Schönheit kann nur Aphrodite verschenken.“ Sie entfernte sich hastig und athmete schwer auf.

Aphrodite erschien, gab ihre Verheißungen, aber der Hirte gab ihr den Apfel nicht. — „Geh, ruß die andern

Göttinnen," sagte er, „ich will der Schönsten nur in Gegenwart der Andern den Preis überreichen.“

Mit triumphirender Miene schritt Aphrodite hinter die Couliſſen.

Als die Scene leer war, entwickelte sich ein sonderbarer Auftritt.

Sannchen, die als Zuschauerin im Hintergrund gesteckt hatte, lief auf einmal hervor, auf Paris zu, und sagte, die Augen mit unüberwindlicher Lust auf den Apfel gerichtet und die Hand darnach ausstreckend: „Gieb mir den schönen Apfel.“

Ein schallendes Gelächter erhob sich unter den Zuschauern. Einige glaubten, es sei das ein abgekartetes Zwischenspiel, aber dem war nicht so. Sannchen holte nur aus ihrer unwillkürlichen Lust und dem Umstande, daß sie den Apfel zuerst aufgehoben hatte, die Berechtigung, an der Darstellung jenes großartigen Kampfes der Göttinnen, an den sich Völlergeschichte knüpfen, auch Theil zu nehmen.

Die fröhliche Ungebuld der Zuschauer ließ dem Paris, der lächelnd in einiger Verlegenheit daſtand, nicht Zeit, eine Frage an die unerwartete Erscheinung zu richten; mehrere Stimmen, Robert voran, riefen: „Sannchen, was bietest du für den Apfel? was haſt du zu geben? — Sannchen muß den Preis erhalten, sie ist die Schönste und Weiſeſte zugleich.“

Paris trat nun vor und sagte: „Du biſt also eine Göttin, weil du mit um den Apfel ringſt?“

„Ich? — ja, ſo gut, wie die Andern.“

„Dein Name?“

„Ich bin eine Grazie!“

„Ach holde Grazie!“ flüsterte Robert halblaut, der sich ganz nahe an den Vorhang gedrängt hatte.

„Gut, schöne Grazie,“ sagte Paris, „du wünschst diesen Apfel zu besitzen, — er ist der Preis der Schönheit. Vertraust du dir, ihn anzusprechen?“

„Ja, wenn du mir ihn gibst.“

„Gut argumentirt,“ brummte es vom Saal her.

„Aber, — Göttin! — wenn ich den Apfel geben soll, — ich geb' ihn nicht ohne Gegengabe; du weißt, die Göttinnen alle haben mir etwas versprochen.“

„Ja, ich hab's gehört. Die „Alforide“ hat dir ein schönes Weib versprochen.“

„Da wird sie wohl die Grazie gemeint haben,“ sagte Robert wieder.

„Ist's wahr?“ fragte Sannchen den Maler. „Wen hat sie denn gemeint?“

„Die Grazie! die Grazie!“ rief Robert.

„Aber die Sängerin kann mich ja nicht verschenken, das muß ich selbst thun. Ich will den Apfel, wenn ich mich selbst drum geben soll. Ei, ja doch! wenn diese sollte den schönen Apfel für mich bekommen!“

„Ja,“ sagte Robert, „das wär' ein zu ungleicher Tausch.“

„O gib den Apfel mir!“ rief Sannchen verlangend.

„Man ist ohnedies noch von der Höhle her in Sannchen's Schuld!“ rief Halstaff.

„Ja, dieser Apfel sei der Zins für den Korb, den ich ihr gestohlen!“ schrie Eberhard.

„Hörst du's?“ sagte Sannchen, — „o gib!“

„Bedenke,“ rief Robert wieder, „die Grazias giebt die höchste Gabe, sie giebt sich selbst drum!“

„Nun gut,“ sagte der Maler endlich, „ich will mir jetzt die andern Göttinnen noch einmal betrachten, stelle du dich dort in den Hintergrund, gefällt mir keine besser als du, dann rufe ich dich.“

„Hört ihr's, ihr Ehemänner?“ sagte eine Stimme hinter den drei Philosophen, die beisammen standen; „klopst euch das Herz nicht?“

Der Professor sah zuerst herum. —

„Dich, Ehemann, habe ich, wie ich glaube, nicht gemeint,“ sagte Eberhard grinsend, „für dich ist am wenigsten Gefahr.“

Erröthend, aber ärgerlich sah der Professor wieder fort.

Sannchen hatte sich, obwohl ungern, zurückgezogen, und hütete immer mit ihren Blicken den goldenen Apfel.

Die Göttinnen erschienen aber erst nach einigen Minuten. Sie waren etwas ärgerlich über den störenden Zwischenakt. Paris hatte sich auf seinen Baumstamm gesetzt und schien im Anschauen seines Apfels ganz verloren. Als aber die drei Gestalten herantraten und er den Blick erhob, gewährte er etwas, was ihm fast einen Freudenschrei entlockt hätte. Here und Aphrodite schritten nämlich voran, Pallas Athene war einen Schritt hinter ihnen. Nun geschah es, — ob aus Zufall, oder durch das frühere Zerren veranlaßt, wissen wir nicht, — kurz, Aphroditen's Gürtel löste sich, und Pallas, dies bemerkend, zog ihn sachte vollends fort und hängte sich denselben über die Schulter, ohne daß die andern zwei es bemerkten.

Als sie in einer Reihe standen, mahnte jede der Göttinnen den Hirten nochmals, sein Glück nicht zu verschmerzen; Aphrodite aber, im Vollgefühl ihres Sieges, sagte: „Eile, o Jüngling, mir den Apfel zu geben und diesen zu zeigen, wo du Schönheit findest, und was du als Glück erkennst.“

Dieser sah in halb sitzender, halb knieender Stellung zu ihr auf.

„Bist du wirklich die Gleiche, die du vorhin warst? Bist du die Göttin der Schönheit und Liebe?“

„Wohl, wohl, o schöner Paris!“ sagte Aphrodite. „Liegt denn ein Zauber auf dir, daß du mich nicht erkennst?“

„Ach, mir scheint im Gegentheil der Zauber gewichen. Es schien mir vorhin,“ fuhr er, die Hand an die Stirne legend, fort, „nicht nur über deine Schönheit, sondern auch über deine Macht und mein Glück ein großes Licht aufzugehen, aber dieses Licht hat sich mir auf einmal wieder verdunkelt, und ich sehe ein einfaches Weib. Doch bleibt immer deine Schönheit dieses Apfels würdig, sie ist von so ächtem Gehalte wie er. Darum sei er dein Eigenthum.“

Mit diesen Worten hob er den Apfel empor, und die Sängerin streckte zögernd, nachdenkend über die Worte, die Hand danach aus. — Doch der Apfel fiel, ob aus Schuld des Gebers oder der Empfängerin, wissen wir nicht, und rollte langsam am Boden. Aber er klang nicht wie edles Metall. Aphrodite erwartete, daß der Hirte ihn aufheben würde, dieser aber langte nach seiner Tasche, um dort etwas hervorzuholen.

Was thun? — Den Apfel liegen lassen, wollte sie doch nicht, sie bückte sich also selbst. Aber Sannchen war sachte herangeschlichen, bückte sich zu gleicher Zeit, so daß ihre Köpfe hart zusammenschlugen.

Sannchen sagte: „Zum zweiten Mal sollt ihr mir den Apfel nicht wieder nehmen!“ Triumphirend sprang sie davon.

Der Hirte, ganz unbekümmert um das Schicksal des Apfels und der Göttin, holte aus seiner Tasche einen zweiten, glänzenderen Apfel hervor, beugte ein Knie vor Pallas Athene und sagte: „Bei der Weisheit ist auch der Zauber der Schönheit; sie fesselt, selbst wo sie keine Versprechungen giebt. Giebt sie aber Weisheit, so giebt sie sich selbst, und somit auch den Zauber der Schönheit. Athene's Gaben schließen Alles ein, darum gebührt ihr der goldene Apfel.“

Und Pallas Athene nahm den Apfel und freute sich. Der Vorhang fiel.

Die Sache mit den zwei Äpfeln verhielt sich nämlich so. Man wollte Geld zusammenlegen, um die edle Zwietrachtsgabe von Silber anfertigen und sie dann vergolden zu lassen. Da sich aber Einige weigerten, an den Kosten Theil zu nehmen, weil ihre Revenüen kaum zur Maskeade reichten, schlug Einer vor, das Stück von unächtem Metall machen zu lassen, da es ja Recht oder Unrecht die nämlichen Dienste thue. Der Literat meinte, es wäre doch nobler, wenn der Apfel von Silber wäre. Ei, meinte Jener wieder, der Literat sei ja reich genug; ihm sei es ein Kleines, einen vergoldeten und silbernen Apfel machen zu lassen, um diese großartige Begebenheit einigermaßen würdig zu copiren; er möge

die Sache übernehmen. Dieser sah nicht freundlich, was die Andern belustigte. Einer griff wieder zum verhängnißvollen Loos, und abermals waltete kein günstiger Stern über dem Hause des armen Mannes; er war verurtheilt, den goldenen Apfel fertigen zu lassen.

Nun dachte er aber nachher, der Andere habe eigentlich doch Recht gehabt, es thue jeder gleißende Apfel denselben Dienst, und bestellte einen — der nicht silbern könnte.

Unser Freiherr aber hatte noble, ächt freiherrliche Gedanken. Er dachte: wenn ein goldener Apfel mir Günst gewinnt, so ist ein goldener Apfel nicht zu theuer. Er bestellte daher einen ächten in der Residenz, in der Erwartung, Elisabeth, als die unbestreitbar Schönste, werde als Venus auftreten. Das projectirte verhängnißvolle Loos drohte aber auch durch seine Hoffnungen einen Strich zu machen. Er gestand, wie wir wissen, seine Sorge in edlem Vertrauen unserm Philosophen, und dieser eröffnete seiner jagenden Seele einen Durchblick. Er hätte den falschen Apfel wirklich an Sannchen gegeben, wenn er nicht gefürchtet hätte, theils allzusehr die Hoffnungen der Kleinen, theils den Spott der Andern zu erregen. — Das Weitere verstand sich von selbst, nachdem ihm Elisabeth's Gürtelraub in die Hände gearbeitet hatte, — denn unterschlagen wollte er den falschen Apfel nicht; er sollte kommen, wohin er gehörte, und die falsche Schminke sollte mit dem falschen Golde bezahlt werden.

Diese Bezahlung aber hatte nun doch in die Versammlung einen Zündstoff geworfen. Der Literat war im Anfange ganz verblüfft über diese unerwartete Wen-

bung, und so sehr er vorher Bange gehabt hatte vor dem gefährlichen Verehrer, so unangenehm war es ihm jetzt, im eigenen Hause denselben auf einmal in den gleichgültigen Verächter seiner Gattin überspringen sehen zu müssen. Auch merkte gerade er am allerbesten den Stich, der im „ächten Gehalte des Apfels und der Schönheit“ lag.

Ja, der große Gelehrte, der die Welt mit seinem Geiste umfaßte und zu geißeln wußte mit durchdringender Schärfe, stand auf einmal wie vor einer dicken, hohen Mauer, die er nicht durchdringen und nicht überspringen konnte. Er verwünschte sich selbst, sein Weib, seinen Freund Schärtel, und vor Allem den Maler, — auch Elisabeth; denn der Gürtelraub war eigentlich an Allem Schuld. — „Das war wohl eine verabredete Darstellung?“ fragte er mit finsternem Blicke unsern Robert; „ich bedaure, daß gerade mein Haus dazu gewählt wurde.“ Diesem wurde es schwer, seine lustige Stimmung zu unterdrücken; er versicherte aber, daß sich das Alles ganz von selbst gemacht hätte, auch möge der Literat nicht vergessen, daß es ja nur Spiel sei, und, weil ganz improvisirt, ja eigentlich nur dem Zufall sich anschmiegend, ganz zwecklos und somit unschuldig genug.

Die Damen hatten sich schnell entfernt, die Männer sammelten sich in Gruppen, und es entstand ein Gemurmel, erst leiser, dann lauter und drohender. Man sagte, man sei nicht hieher gekommen, um Privatwitze, Privatgrillen, Privatbuldigungen anzusehen, sondern um das erhabene Drama, das von so großer Bedeutung für die griechische Welt und Poesie geworden sei, durch einfache, sachgemäße Darstellung sich vor's Auge rücken zu lassen,

es gleichsam in die Wirklichkeit zu versetzen, und so mitzuerleben. Durch diese willkürliche Behandlung aber sei Alles verkehrt, der Wahrheit in's Angesicht geschlagen, und für Alle, die ~~es~~ gesehen, werde sich von nun an der reine Eindruck jenes Mythos verwischen, indem sich diese willkürliche Verstümmelung an die Sache hänge. Man fand es ganz besonders albern, zwei Erisäpfel auf die Bühne zu bringen, was ja den ganzen Sinn der Komödie zerstöre.

Nun fehlte es auch wieder nicht an solchen, die den Maler vertheidigten, und unter diesen war der Lauteste Falstaff, der seine Stimme bis zum Brüllen erhob. Er gestellte die andächtigen Geschichtsnarren, die mit dem Gebetbüchlein der Geschichte in der Hand nur das für wahr hielten, was ihre Geschichte, die ja Mythos sei, ihnen aufbinde, und der Mythos sei ja bekanntlich so gut erlogen, wie diese erlogene Darstellung. Und in Wirklichkeit sei Alles einerlei. Die einzige Dummheit an der Sache sei, daß der Maler immer zu ideal sei, sich durch die Idealität an der Nase herumziehen lasse; die zarten Damen und Herren aber würden am meisten erschrocken sein, wenn man den Mythos wortgetreu dargestellt hätte; wenn man so gewissenhaft antik sein wolle, daß man nicht erlaube, zu brechen, so solle man auch das Auslassen verbieten, und die Herren und Damen möchten sich eine andere Sorte Geschmack anschaffen.

Robert trat als Vermittler auf. Er gab zu bedenken, daß man hieher gekommen sei, um einen Neujahrsabend lustig zuzubringen und ein artiges Spiel zu sehen; daß kein Mensch sich darüber geärgert haben würde,

wenn Paris an die junge Grazias den Apfel gegeben hätte; es wäre dann ein artiges Lustspiel gewesen, und der junge Hirte hätte eine Braut dadurch gewonnen. Die weitere Verwicklung sei durch seine Gattin herbeigeführt worden, die den günstigen Zufall für sich benutzt und den Gürtel, der sich ja ohnedies gelöst, vollends weggezogen habe. Um dieses Umstandes willen hätte eigentlich Paris die Aphrodite ganz beseitigen sollen, weil ja bekanntermaßen im Gürtel der Zauber der Schönheit gelegen habe. Aber er habe wollen völlige Genüge thun und den Apfel wieder dahin zurückgeben, wohin er gehört habe. Es sei ja Alles nur Scherz, man möge doch nicht Scherz und Ernst verwechseln u. s. f. Hierauf wurde ihm wieder nicht ohne Spott erwidert, er sei eben eine besonders glückliche Natur, daß er in Allem Scherz sehe, und den Ernst, der auch für ihn im Scherze liege, nicht herausfinde; ja, Einer sagte halbleise, der Herr Menelaos möge doch seine Helena sein hüten, daß sie ihm nicht durchgehe. Von anderer Seite wurde geltend gemacht, daß die Dame des Hauses nie auf solche Art hintangesezt werden dürfe, wie das gegen allen Anstand verstöße, u. s. f.

Robert sagte, daß kein einziges Wort des Malers eine Beleidigung enthalten hätte; er habe, obgleich er nach Entwendung des Zaubergürtels nur noch eine gewöhnliche Schönheit in Anna habe finden können, sie doch mit dem goldenen Apfel, als ihrer Schönheit würdig, beehren wollen; der Maler habe nicht wissen können, — ja, es sei anzunehmen, daß er gemeint habe, daß das Metall edel — —

Dem Literaten kamen diese Erörterungen nicht gelegen; er wollte sie eben abschneiden, als der Vorhang plötzlich aufrollte. Der Maler, an seinen Baum gelehnt, stand da mit übergeschlagenen Armen und sorglos lachendem Gesicht.

„Ihr seid doch eurer Aufgabe richtig nachgekommen,“ sagte er, „und liefert das Nachspiel zu dem vorhin euch aufgespielten Vorspiel. Ihr habt gar schön die Verwirrung eines Krieges in euren Lauten nachgemacht, nur hat's noch nicht lang genug gewährt. Bedenkt, der trojanische Krieg dauerte zehn Jahre, so lange müßt ihr auch fortmachen. Ihr Narrchen! wenn ich euch mit den Göttinnen nun nichts vorgespielt hätte, als den historischen Mythos, wie eine Marionette, so wäret ihr gar hübsch ordentlich nach Hause gelaufen, hättet euch schlafen gelegt, und kein Mäuschen wäre freilich darüber in Alarm gekommen, aber auch kein Narrchen hätte sich den Kopf darüber zerbrochen, und das Nachspiel, die Verwirrung, die das Spiel angerichtet, wäre ungespielt geblieben. Nun gehabt euch wohl! vergeßt nicht, daß der trojanische Krieg zehn Jahre lang gedauert hat. Eure Pietät für die historische Wahrheit muß pflichtmäßig die zehn Jahre Kampf innehalten.“

Es war mäuschenstille im Saale geworden, während der Maler sprach. Bei den letzten Worten drehte er sich um und entfernte sich mit leichten Schritten, seine gelenkigen Glieder in sicherem Takte wiegend. Ein Hurrah lönte ihm nach von den Freunden, die Feinde entfernten sich still, und waren für den Augenblick geschlagen. Nur ein Spatzvogel meinte: „Herr Paris könnte ja auch in dem zehnjährigen Kampf sein Leben einbüßen.“

Die Freunde holten ihren Maler ein, und im Triumph ging's in ein Wirthshaus, wo man dem alten Jahr in fröhlichem Muthе seinen Abschied gab. Robert entfernte sich zeitig, um sein Weib noch zu sehen. Sie war nicht zu Bette gegangen, sondern saß in einem Armstuhl, noch halb in ihrer griechischen Tracht; sie hatte entweder den Gatten erwartet, oder sich in ihren Träumen vergessen. Der goldene Apfel lag neben ihr. Der Gatte näherte sich ihr, da sprang sie auf, nahm ihren Apfel zur Hand, warf ihn in einiger Entfernung von ihm in die Höhe und sagte: „Hab' ich da nicht ein artiges Spielzeug?“ „Wirf mir dein Spielzeug zu!“ sagte der Philosoph. Elisabeth that es, und die großen Kinder warfen den Ball einigemal herüber und hinüber. Als er wieder einmal in seine Hand flog, betrachtete Robert den Apfel näher. Er war fein ausgearbeitet und unverkennbar ächt. Man konnte ihn öffnen, und so zu irgend etwas gebrauchen. Mitten durch standen die Worte geschrieben: „Der Schönsten.“

„Diese Huldigung ist etwas zu großartig,“ sagte Robert. Es hätte ihn etwas daran verdrießen können, aber doch war er geschmeichelt, daß diese eclatante Huldigung des jungen Mannes, der so manches Auge auf sich zog, gerade seiner Gattin widerfahren war. Aber Weib mußte er haben! Wieder ein Zeichen, daß aus dem Schmetterling am Ende noch etwas Großartigeres schlüpfen konnte.

Den Apfel, als er wieder in seine Hand flog, sah er mit einiger Pietät an; er war gewohnt von Jugend auf, die Geschichte desselben und seine Bedeutung in der

schönen, jugendlichen Welt der Griechen mit einem Interesse zu betrachten, das an gottesdienstliche Verehrung grenzte, und er sah sich jetzt durch dieses Nachbild jenes ersten, ursprünglichen goldenen Apfels, das in seinem Hause verbleiben sollte, gleichsam näher verkettet mit jener Welt, sich und sein Haus geweiht.

Aber diese Weihe trug Unheil in ihrem Schooße, und der Erisapfel hatte sein Gift noch nicht verloren. Wer Elisabeth versteht, der weiß, daß die mit dem Apfel Spielende nicht froh war. Mehr als je, und doch kaum eingestanden, spürte sie in jener Stunde ein friebloses Wehe, das den Grund, auf dem sie stand, unter ihr wankend machte und zerbröckelte. Vor Robert's „Aesthetik“ schauderte ihr; und sie hatte viel Grund dazu. Aber die Illusionen, die um ihre Gedanken und auch um ihr Gewissen ein dichtes Netz warfen, waren zu reizend, zu tief hineingreifend in das halb verstandene und mißverstandene Wehklagen ihrer Seele, als daß sie dieselben zerreißen, das Netz abwerfen und hinter allem Truge der Eitelkeit die warnend und drohend erhobene Hand Gottes hätte sehen können. Das Alles wogte lockend und ängstigend durch ihre Seele, wie Schatten und Nebel. Und darüber breitete sich die ernste Sylvesternacht.

Zehntes Capitel.

Am andern Tage, — dem ersten des neuen Jahres, war Elisabeth unwohl und tief verstimmt. Sie sah ihren Vatten nicht an, kümmerte sich nicht um ihn. Und auch in Robert war ein gleiches Gefühl vorherrschend. Er war verstimmt und brachte nur die nothwendigste Zeit in ihrer Nähe zu. Kurz und ernst rügte er einige Verstöße gegen seine Bequemlichkeit und die billigsten Erwartungen in Beziehung auf das nothwendigste Lebensbedürfniß. Elisabeth ging aber nicht darauf ein; es blieb ungewiß, ob sie dieselben nur gehört hatte.

Robert machte Gratulationsvisiten, Elisabeth schloß sich ein, um keine Visiten zu bekommen, denn ein Blick in den Spiegel machte sie erschrecken vor dem Gedanken an einen Besuch. Sie beneidete fast heute Anna um ihre weiß und rothe Schminke. Das griechische Kleid trug sie in die Küche und verbrannte es, — es verbreitete einen häßlichen Geruch.

Als sie Tritte hörte und des Maler's Stimme, — als das Mädchen ihn unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit ihrer Gebieterin abwie, und sie seine Tritte sich wieder entfernen hörte, brach sie in einen Strom von

Thränen aus. Die Welt, das Leben lag auf ihr, wie ein Centnerstein. Sie wollte an Leonore schreiben, — aber sie erschrak: was sollte sie denn schreiben? Sie wußte nichts. Menschen mochte sie gar keine sehn, ihr ekelte vor Allem. Es war in der ganzen Welt kein Halt, auf dem sie hätte ausruhen mögen. An die Zukunft wollte sie nicht denken, vor der Vergangenheit ekelte ihr, Gegenwart hatte sie keine. — Sie gerieth endlich hinter einen Roman, und in diesem Zauberkreis vergaß sie sich selbst, oder vielmehr sie fand sich wieder im fremden Jagen nach Genuß, in der fremden Leidenschaft; da war ihr wohl, sie durfte nicht über sich selbst denken und durfte doch sich selbst fühlen; sie war in einer andern Welt und doch in der eigenen, und das Schmeichelnde, Bethörende legte sich um ihr Herz wie ein zartes Kissen, auf dem es ausruhen konnte.

Aber ihr Blut kam in fieberhafte Wallung, ihr wurde endlich ganz schwindlich. —

Den Gatten sah sie nicht mehr, er kam spät nach Hause und sie legte sich früh zu Bett; aber sie schlief nicht, — sie träumte mit wachenden Augen, und am Morgen hatte sie starkes Fieber.

Robert erzählte ihr am Abend dieses Tages, den sie meist im Bette zugebracht hatte, mit einigem Mißmuth, wie Anna ernstlich verstimmt zu sein scheine; er habe sie nicht gesehn, aber gehört, es sei auch zwischen ihr und ihrem Gatten zu unangenehmen Erörterungen gekommen. Und Anna behaupte jetzt fest, zwischen ihr (Elisabet) und Bertram sei die Sache zum Voraus verabredet gewesen,

daß Elisabet ihr den Gürtel nehmen, und Bertram sie dann demüthigen wolle.

„Oa, die Erbärmliche!“ schrie Elisabet in höchster Entrüstung. „Wie konnte ich denn wissen, daß sie Venus sein würde? Freilich, sie wußte das zum Voraus, und damit eben verräth sie sich selbst.“

„Wie so?“ fragte Robert nicht ohne Verwunderung. Elisabet erzählte ihm nun ihren Verdacht, und Robert ging ein Licht auf über den Aerger seines Weibes. — „Du warst ihr also doch wirklich neidisch um die Rolle?“ fragte er lächelnd.

„Mir wär's einerlei gewesen, aber ihr Betrug ärgerte mich, und Alles, was ihr widerfuhr, ist nur gerechte Strafe für das, was sie verschuldet hat.“

Robert konnte diesen Worten nicht Unrecht geben, machte ihr aber bemerklich, daß Anna mehrere Male ungünstige Erfahrungen mit dem Loos gemacht habe, und daß es ihr daher nicht so gar sehr zu verargen sei, wenn sie sich seinem Ausspruch nicht abermals habe unterwerfen wollen; es liege wenigstens ein Entschuldigungsgrund für sie darin. — Unser Philosoph, der in dieser Sache nicht als Partei stand, hätte gar gern vermittelt, und Elisabet's Heftigkeit war ihm unerfreulich. Er machte ihr bemerklich, daß es doch gar zu albern oder betrübt wäre, wenn durch diese Dummheit das freundliche Verhältniß zwischen den Familien gestört, oder gar in ein feindliches ausarten würde. Er sprach ihr zu, Anna eine versöhnende Erklärung zu geben; Anna sei ja doch tief gedemüthigt, während sie erhoben worden sei, und für eine Schauspielerin sei die Schwäche, die sie gezeigt, viel

verzeihlicher, und die Niederlage, die diese Schwäche nach sich gezogen, das Schrecklichste, was sie treffen könne, — „denn sie hat ganz andere Begriffe davon als wir; eine Künstlerin lebt und stirbt mit ihrem Ruhme. Ist er dahin, so glaubt sie sich vernichtet.“

„Ei, so möge sie doch vernichtet werden, wenn dieser Scherz sie vernichtet!“ rief Elisabeth bitter. „Wer nöthigte sie denn, das Loos anzunehmen, wenn sie sich ihm nicht anvertrauen wollte? Was für eine Erklärung soll ich geben? daß ich nicht vorher gewußt habe, sie würde Venus sein? daß ich nicht mit Vertram ein Complot gegen sie gemacht? — daß ich wünsche, das gute Verhältniß fortbestehn zu lassen? — Würde ich denn nicht lächerlich, wenn ich das thun würde? Wer nöthigte sie denn, sich nach jenem Apfel zu bücken, und mit Sannchen's Kopf in Collision zu kommen? wer nöthigte sie, sich zu schminken und sich die falsche Schönheit mit dem falschen Golde bezahlen zu lassen? Ich soll mich entschuldigen, daß ich mir im Scherz einen weiteren Scherz, im Spiel eine Wendung des Spiels erlaubt habe, zu der mich ihre Aufführung berechtigte? Wirklich, ich möchte auflachen über deine Forderung!“ —

Der Philosoph kratzte sich hinter den Ohren. „Gerade so schwagt der Maler auch,“ sagte er, „und will auch keinen Zug thun; — und das ist um so verwunderlicher, da er ihr bisher doch gewogen schien. Ist das nicht eine sonderbare Erscheinung?“ septe er, die Gattin fixirend, hinzu. „O nein,“ sagte diese schnell, „und es ist nur eine Bestätigung, daß ich selbst Recht habe, wenn

ich auch so spreche. Wenn die Ehre Anna's an einem so schwachen Faden hängt, so ist an ihr nicht viel verloren, wenn der Faden reißt."

"Aber bedenke die Künstlereitelkeit! — Anna ist doch sonst achtungswürdig, hat viele gute Eigenschaften, ist harmlos und liebenswürdig; — wie angenehm war das Zusammenleben! Soll um dieses Bagatells willen Alles zerstört, zerrissen werden?"

Elisabet antwortete nicht. Sie wollte nicht sagen, was sie dachte, und etwas Anderes, als sie dachte, konnte sie nicht sagen.

"Willst du keinen Zug thun in Anbetracht der mildern Umstände, die aus der natürlichen Künstlereitelkeit fließen?" fragte Robert freundlich.

"Keinen Zug!" erwiderte Elisabet schnell; — "hinter der Künstlereitelkeit steckt noch etwas." — "So? ei, was denn?" fragte Robert neugierig. Elisabet sagte aber nicht, was. Es fiel ihr eben noch zu rechter Zeit ein, daß sie das Robert nicht zu sagen brauche. "Ich glaube, hinter deiner Künstlereitelkeit steckt auch noch etwas," sagte Robert halb böse. "Nimm dich in Acht, der Zwietrachtssapfel könnte sich in dein Herz setzen und aufgehen und böse Früchte bringen."

Damit hatte das Gespräch ein Ende. Elisabet bemühte sich, recht gleichgültig auszusehn, undkehrte das Gesicht der Wand zu.

"Sie ist halt auch ein Weib, wie alle Andern," sagte Robert zu sich selbst, als er sich zu Bette legte. "Mein Geheimniß ist alle. Wenn ich sie noch lange drehte,

wär's am Ende nichts mehr, als die gemeine Wirklichkeit. Will's bleiben lassen, will sie gehn lassen. Muß mir selbst noch einen Schein lassen. Der Junge meint jetzt noch Wunder, was hinter ihr stecke. — Aber der Junge steckt ihr eben doch auch ein wenig im Kopfe."

Sonderbarer Weise machte er aber diese Betrachtungen ohne große Gemüthsbewegung, dachte auch nicht mehr weiter viel darüber nach, sondern schief ruhig ein.

Am andern Tage kam Sannchen und erzählte der in ihrem Zimmer im tiefen Neglige sitzenden Frau, daß Frau Anna abgereist sei. Sie machte auch in ihrer naseweisen Art die Bemerkung, daß Elisabeth gar schlecht aussehe. Das wußte diese selbst, aber sie ärgerte sich doch über das Mädchen. Sie las und kümmerte sich nicht um sie. Sannchen machte sich über eine angefangene schöne Stickerie her, die sie da liegen sah, und verdarb sie mit wenigen Stichen. Endlich gerieth sie an etwas, das ihre Aufmerksamkeit fesselte.

Elisabet hatte ein Album, in das sich schon früher mancher Spruch von Freundeshand, manches schöne Bild, manche kleine Landschaft, die sie zum Geschenk bekommen, eingebürgert hatte, und von Robert's Hand standen einige feurige Gedichte darin an „seine Blume,“ deren süßer Duft ihn aus der Wüste des Lebens in die Gärten der Hesperiden gelockt und dort in ihren Zauberkreis festgebannt habe. Auch die Augen Elisabeth's waren in einem andern Gedicht mit einem tiefen Meere verglichen, das in seinen dunklen Grund mit magischer Gewalt hinabziehe, und mit stürmischem Feuer war die Sehnsucht aus-

gesprochen, in dieses Meer niederzutauchen, sein Geheimniß zu ergründen. Dieses Album gerieth einst in die Hände des Malers, als er mit Eberhard in Elisabeth's Zimmer saß. Er hatte mit regem Interesse darin geblättert, und auch einige seiner eigenen kleinen Gemälde darin gefunden. — Als er an das lehterwähnte Gedicht Robert's kam, blieb er lange sitzen und starrte wie ein Träumender die Worte an. Elisabeth trat ein, ohne daß er sie bemerkte. Endlich sagte sie mit einiger Verlegenheit: „Sie sind da hinter etwas gerathen, lieber Freund, was wohl schwerlich seinem ganzen Inhalte nach für Ihr Auge bestimmt war.“ Der Maler fuhr auf und antwortete erst nach einer Pause: „Doch! doch! es sind Worte darin, die mir wie Blitze in meine Seele hinuntergeleuchtet haben. Ich weiß nicht, sind sie für mich oder aus mir heraus geschrieben.“ Elisabeth antwortete nicht. Sie wußte nicht, was er meinte, aber eine Ahnung sagte ihr, es könnte etwas sein, das nicht gut zu erfragen wäre.

Nun hatte sie dieses Album lange nicht hervorgeholt, lange nicht darin geblättert. Sannchen, neugierig auf Alles, sah es in einem Schranke, zog es hervor und blätterte darin. Es war ein bedeutendes Zeugniß von Elisabeth's Geistesabwesenheit, daß Sannchen das durfte; denn früher hätte sie es dem leichtsinnigen, albernen Mädchen nie erlaubt, das weder äußerlich noch innerlich mit solchen Schätzen umzugehen wußte. Nun stöberte diese eifrig in dem schönen Buch, blieb aber auf einmal mit dem Ruf der Verwunderung bei einem Blatte stehn. Elisabeth wurde aufmerksam, nahm das Buch in die Hand und war auf's tiefste überrascht über den Anblick dieses Blattes.

— Gegenüber dem Gedichte Robert's war es eingelegt. Alles Blut stieg ihr zum Herzen, zum Kopfe.

Eine in italienische Tinten getauchte Landschaft, anscheinend aus der Gegend von Portici, zur Rechten im Abendschein, noch in einen Theil des Vorgrunds und im Hintergrund bis gegen die Mitte des Bildes sich hinziehend. Hier verschwimmt sie im fernsten Horizonte mit Himmel und Meer. Das Uebrige Alles Meer, das sich von der grünlichen Farbe im Vorgrund bis in's tiefe Blau und endlich in's Gelbliche zieht. Darüber ein Himmel, der vom tiefsten Blau in's feinste Gelb übergeht. Man glaubt Wärme, Duft, Leben zu athmen. Das Meer ist still, nur eben im Vorgrund vom leisesten Hauche sich kräuselnd. Und aus dem Meere auftauchend — Elisabet, — Elisabet als Meerfräulein, mit dem ganzen hinreißenden Ausdruck ihres Gesichts, aber dennoch nicht als schmeichelnde Sirene, — der Körper in fließender Haltung, ein grünliches Gewand um die Schultern, die Arme nackt. Eine Hand deutet zum Himmel, die andere liegt mit dem Arm flach gegen das Wasser am Ufer, und ihr Auge spricht mit — mit dem Fischer, der am Ufer liegt, dem das Wasser in leisen Wellen den nackten Fuß neht, und der mit Sehnsucht der Meeresthale in die Augen schaut, den Oberkörper ein wenig vorwärts zu ihr hingebogen, die Hand schon ausstreckend, um sich von ihr niederziehen zu lassen.

Und dieser Fischer ist — Bertram, so wie er vor zwei Tagen sich ihrem Blicke gezeigt hatte. Nur statt des Hirtenhorns die Angel neben sich.

Das Bild war einzig, unvergleichlich, noch erhöht dadurch in seiner Wirkung, daß das Gemälde bis an den Rand des Blattes ging, was besonders beim Meer eine Täuschung der Fortsetzung bis in's Unendliche giebt. Die Gesichter sprechend ähnlich, die Malerei so fein, wie Elisabeth es noch nie vorher gesehen, nicht für möglich gehalten hatte.

Ach, daß Sannchen's Auge diesen Schatz hatte entdecken dürfen!

Aber Sannchen hatte nur zu gut gesehen, wen diese Gestalten vorstellten. „Das hat Bertram gemacht,“ sagte sie voll Reid und Eifersucht. „Er malt immer dich; ich habe schon ein paar Bilder gesehen, wo du immer in anderer Kleidung gemalt bist. Und dort hat er gar sich selbst dazu gemalt und scheint in's Meer fallen zu wollen. Was soll denn das bedeuten?“

„Bedeuten?“ fragte Elisabeth, sich die Stirne haltend; — „das bedeutet Lob, wenn man in's Meer fällt.“ Aber sie schauderte, während sie das sagte. Wie zackige Blitze fuhr die Vergangenheit vor ihr auf; — sollte die Zukunft noch Schlimmeres bringen? — Sannchen war aber noch nicht zufrieden. — „Höre,“ sagte sie, „ich hab's an jenem Abend wohl gemerkt, daß dich der Maler liebt; warum hätte er dir sonst einen besonderen Apfel gegeben? Auch Andere haben es gemerkt. Aber was willst du denn mit ihm anfangen? Du hast ja schon einen Mann, zwei kannst du ja doch nicht brauchen.“

Ein ausgesprochenes Wort ist fürchterlich, sagt Göthe, — und vollends aus solchem Munde ausgesprochen, und so naht ausgesprochen, — dabei aber doch wieder so naiv ausgesprochen, die Verwicklungen des Lebens auf

ihre einfache, naturgemäße Basis zurückgeführt, — es konnte die Wirkung auf Elisabeth's Gewissen nicht verfehlen. Sie hielt mit Mühe die Thränen zurück, sagte aber doch mit einiger Verstellung: „Sannchen, du quälst mich mit deinem Geschwäp. Es ist ja von so etwas gar keine Rede. Der Maler ist ein junger Mann, der malt, um zu malen, und spielt, um zu spielen; — hinter Beidem ist gar nichts Weiteres zu suchen.“

„Ei!“ sagte Sannchen, „wenn er nur spielt, um zu spielen, — so könnte er eben so gut mit mir spielen, als mit dir, — und wenn er nur malt, um zu malen, — warum malt er denn nicht auch mich?“

„Weil du dann meinen könntest, das Spiel sei Ernst, und das Malen auch, und das will sich für dich nicht schicken.“

„O, unsere Magd hat mir erzählt, es gebe auch Mädchen, die im vierzehnten Jahr schon spielen, und auch solche, die schon heirathen. Und der Maler gefällt mir eben. Er ist schöner als alle Studenten. Ich bin nur froh, daß ich den Apfel habe, der giebt mir jezt das nächste Recht nach dir, daß er mich lieben sollte. Und weil du ja doch mit seiner Liebe nichts anfangen kannst, so habe ich dich nun fragen — —“

„Nein, Sannchen, zu solchem Narrenspiel tauge ich nicht!“ sagte Elisabeth kurz und barsch; „deine Mutter aber will ich aufmerksam machen, wie unschicklich du dich beträgst. Ich rathe dir, deine Schulbücher wieder vorzunehmen, und vorher das ABC recht zu lernen, ehe du dir dergleichen Dinge in den Kopf setzt. Ob jezt, ich

habe mich genug mit dir gequält, und benimm dich künftig anständiger, sonst darfst du mich nie mehr besuchen."

Sannchen entfernte sich murrend, und Elisabet war zufrieden, ernste Betrachtungen über Sannchen's frühreifen Leichtsinns anstellen zu können. „Wo will es mit der Jugend hin in künftigen Tagen, wenn sie so aufwächst? und wo wird noch ein Halt sein, wo eine Gegenmacht für solchen Weltfinn, solche Eier, solche Frühreife, welche die Haulniß schon in sich trägt?"

In solcher und ähnlicher Weisheit erging sich Elisabet; aber es wurde ihr nicht recht klar, daß dies nur die naive, unbewusste, natürliche Erscheinung desselben Geistes in einer beschränkten, gemeinen Natur war, dem ihr ganzer Kreis mit kritisch-dialektischer Reflexion und objektivirendem Bewußtsein diene, während sie ihn zu beherrschen wähnte.

Elftes Capitel.

Ihr Bild wagte Elisabet lange nicht anzuschauen. Endlich aber schaute sie es doch an.

Es lag nemlich in diesem Bilde für unsere Elisabet ein ganz eigener, schauerlicher und doch süßer, geheimnißvoller Reiz. Es gehörte mit zu ihren Eigenthümlichkeiten, daß sie den Anblick des Meeres, ganz in Vordergrund versetzt, nicht ertragen konnte. Meer gefiel ihr, aber im Hintergrunde; vorne mußte festes Land sein, auf dem sie fußen konnte. Der Gedanke der grundlosen Tiefe des Meeres schnürte ihr das Herz zusammen. Das zeigte sich sogar schon bei ihr, wenn sie in den Fluß ging, um zu baden. Das Wasser zog sie mit magischer Gewalt an; sie dachte sich's gar schön, in diesem Wasser hinzuströmen und sich mit ihm eins zu wissen. Aber sobald sie darin war, und es ging ihr bis gegen die Brust, so mußte sie schon, — was man so heißt, — schnappen, und sie tauchte dann nie unter, ohne sich an einen Pfosten anzuklammern.

Nun war einst in einem Gespräch über das Erhabene in seiner Wirkung auf das Gemüth auch des Meeres gedacht worden; Robert hatte hervorgehoben, wie ein

Pilot, der in einem Sturme sicher und fest durch das Meer steuert, eine der großartigsten Erscheinungen sei, weil er das Element bemeistert, sich höher als dasselbe wisse, und so gleichsam als ein Gott über ihm stehe. Elisabeth hatte das nun gern gelten lassen, und um so mehr ihre Bewunderung vor solcher Kraft ausgesprochen, als sie ihr etwas ganz Unbegreifliches sei. Ja, sie hatte sogar endlich mit Zögern geäußert, es sei ihr unbegreiflich, wie man nach Amerika reisen, oder gar die Welt umsegeln könnte; denn wenn Meereströme kämen, so würde sie vor Angst sterben. — Robert hatte sie nun natürlich ausgelacht und ihr verheißen, sie einmal an das Meer führen zu wollen, um ihre Seele zu kräftigen und sie mit diesem herrlichen Anblicke vertraut zu machen. — „Bis dahin aber,“ sagte er lächelnd zum Maler, der dabei war, „könnten wir eine andere Excursion mit der Guten machen. Wie wär's, wenn du einmal einen Meeresturm maltest und Elisabeth als Meerkönigin auf die Spitze einer Welle settest, oder sie aus dem Thalgrunde der aufgewühlten Masse auftauchen ließe!“ Elisabeth sagte bei diesen Worten ein Schauder, sie umfaßte den Gatten und hielt ihn fest, ihr Gesicht an seinem Halse verbergend. Robert lachte, ihm war die Schwäche, die zugleich ihren Halt an ihm suchte, rührend, und sie mußte sich dafür manchen Kuß gefallen lassen.

Dem Maler aber konnte nach solchem Vorgange natürlich kein Gedanke kommen, solch einer Aufforderung, auch wenn sie ernstlich gemeint gewesen wäre, nachkommen zu wollen. — Hier aber war nun auch Meer, — Meer, das den ganzen Vorgrund, bis auf einen kleinen Theil

des Bildes, einnahm, und das sich in's Unendliche auszudehnen schien. Und Elisabeth war darin Königin; ihr mußte wohl in dieser grundlosen Tiefe sein, sie lockte ja auch ihn zu sich heran! — Und dieses Meer war auch wirklich so köstlich, so Vertrauen erweckend, daß der Gedanke, sich in dasselbe niederzusenken, eine wahre Wollust war. — Man sah es dem Fischer an, daß die Sehnsucht nach ihrem schönen Meere, ihrer Heimath, sein ganzes Wesen erfüllte. Das lagerte sich nun gar schmeichlerisch um ihr Gemüth, sie glaubte sich gekräftigt, erhoben dadurch, auch ästhetisch erzogen, aber auf süßere, Vertrauen erweckendere Weise, als bei Robert. Freilich, wenn sich Elisabeth gefragt hätte, ob ihr auch so wohl und beglücklich in diesem grünen Meer gewesen wäre, wenn sie sich allein da gesehen hätte, — die Antwort würde sie auf die wahre Ursache geführt haben. Aber diese Frage that sie nicht, — hätte sie vielleicht, wenn dieselbe auch hätte auftauchen wollen, tief in den Hintergrund gedrängt als etwas nicht hierher Gehöriges.

Dieser Conflict zwischen ihr und ihrem Vatten, und wieder zwischen Robert und dem Maler trieb sie überhaupt mehr zu Letzterem hin. Robert hatte, ihm oft selbst unbewußt, den Drang, sie nach und nach sich selbst gleich bilden, sie nach und nach herausziehen zu wollen auf die Höhe, auf der er stand, und seine Experimente hatten, weil er selbst sehr kraftvoll in Erfassung seiner Idee war, und sich in die Schwäche seines Weibes doch nicht so ganz hineinfühlen konnte, manchmal etwas Gewaltthames. Dies verschüchterte nun Elisabeth, oder stieß sie ab, sie fühlte sich immer drunten, und entweder durch

seinen gutmüthigen Spott oder auch durch seine zärtliche Herablassung manchmal verletzt.

Bei Bertram war es ganz andere. Er war auch frugig und jugendlich kräftig, ja oft stürmisch, wie die Proben auswiesen; aber sie wußte nun wohl, wie es sich damit verhielt, und daß er von ihren Augen lebte, — ja von ihren Augen zum Lamm umgewandelt werden konnte, wenn sie nicht fremd und kuster blickten. Sie war ihm recht, so wie sie war; sie sollte nicht geschraubt, in eine andere Spüre gerissen werden, und das gab ihr ein Gefühl der Primatblichkeit, der Sicherheit, des Behagens. Ja, sie wußte, daß sie Königin war in seinen Augen, daß sie droben war, nicht drunten, und das hat immer etwas Schmeichlerisches. So also mußte der Maler in der Schöpfung steigen, Robert in den Hintergrund in ihrer Seele treten. Dazu kam noch, daß der Zauber seiner Kunst sie unwiderstehlich fesselte, während Robert's Begriffsfertigkeit sie zwar zur Bewunderung hinriß, zugleich aber ängstigte und mit sich selbst entzweite; — — doch daß wir bei der Wahrheit bleiben: in neuester Zeit trat dies nicht mehr hervor. Der Streit ruhte. Elisabeth hatte zwar das innere Graun vor dem letzten Resultate der Wissenschaft nie überwinden können, wenn sie daran dachte, aber sie half sich dadurch, daß sie eben so wenig als möglich daran dachte, daß sie ihre Seele ausfüllte mit — mit der Welt, mit dem Schönen, und dazu hatte sie ja das Recht. Ja, so weit sie die Philosophie brauchen konnte, wurde sie ihr sogar nach und nach bequem: „Es krängt sich ja in dieser Welt Alles zusammen, was schön, groß, herrlich ist, — was

man sonst weit auseinander hielt, und dessen schönsten Theil man erst in die Ewigkeit versetzte. Man muß mit schnelleren Zügen trinken lernen, man muß haschen lernen, nicht zaudern, sonst kommt man zu kurz. Der Glaube, der unser zugewogenes Glück war, ist nichts, ist leerer Schall, — keine Ewigkeit bringt die verlorenen Minuten zurück. Wenn man nur dem Geiste folgt, so kommen die Sinne zu kurz; folgt man den Anforderungen, die unser ästhetisches Gefühl an uns macht, so hat man immer wieder selbst die Macht, sich zurückzuziehen in das höhere Ich. Aber verloren geht darß die Welt nicht für uns; man muß eben suchen, gerade das rechte Ebenmaß, die rechte Harmonie zwischen Geist und Sinnen festzuhalten. Und das kann man schon, denn es ist ja die göttliche Kraft unsere Kraft, und die Macht, das Gleichgewicht zu halten, wohnt Jedem inne, man darf nur dessen eingedenk sein. — Und wir sind ja ohnedies in einem schwankenden Verhältnisse zum Göttlichen.“ —

Diese Sätze sprach Elisabeth nicht aus, sie schrieb sie nicht in ihr Tagebuch, ihr Tagebuch war leer, oder mit anderem gleichgültigem Inhalte ausgefüllt. Nur in tiefem Innern sprach es eine Seele zu der andern Seele, und so leise, so schmeichlerisch, so undeutlich als möglich. Nur manchmal wurde die Stimme deutlicher. Es war wie eine Wirge, auf der sie sich schaukeln konnte.

Sie fühlte sich besser, pupte sich gegen Abend und sah die Freunde. Ein Freudenstrahl aus Vertram's Augen leuchtete ihr entgegen. Aber sie fühlte — oder sah, daß Robert aufmerksam war, und Elisabeth fand für gut, die Rolle der Weisheit fortzuspielen. Man sprach von Schlitten-

fahrten, von Vällen, und Elisabeth wiegte sich in glücklichen Träumen.

Unser Philosoph hatte sich auch vorgenommen, seinen Maler genauer zu überwachen; aber dieser hatte im Augenblick wieder alle Skrupel verschauelt, denn eine lebenswürdige Sorglosigkeit trat gerade dann hervor, wenn Robert in irgend einer Wendung eine Andeutung gab, daß wir dem Ideal, dem Göttlichen in uns treu zu bleiben hätten u. s. f. Ja, Bertram gab ihm Recht, und meinte nur, im Einzelnen könne man nicht a priori bestimmen, wo das Göttliche, und wo die Treue gegen dasselbe zu suchen sei. Das Göttliche habe auch seine Modificationen und verschiedenen Seiten. — Und diesem Sage konnte unser Philosoph nicht widersprechen. Elisabeth ließ sich vor Andern nie in einen Prinzipienstreit ein, aber stillschweigend gab sie gern dem Recht, der die Seele nicht an die hohle Idee angezwängt wissen wollte, die ja doch Alles und Nichts ist. — Und Robert war ja dieser Idee auch nicht immer treu, das wußte sie wohl.

Als der Maler beim Abschied in Gegenwart Robert's mit der einnehmendsten Bescheidenheit erinnerte, daß Elisabeth ihm immer noch einen Handkuf zu gewähren schuldig sei, den Robert einst für ihn erbeten, gab sie die Hand bereitwillig, und Robert freute sich, und mußte wieder denken: es giebt eben keinen lieberen Durschen, als meinen Maler.

Elisabeth aber war am andern Tage so krank, — schon am Abend hatte sie abwechselnd Frost und Hitze überfallen, — daß der Arzt zu Hülfe gerufen werden

musste, und mit all den schönen Hoffnungen auf die herrlichen Wintervergönigungen war es aus.

Madelaine besuchte sie, und Elisabeth machte die Bemerkung, daß Madelaine anders war, als früher. Festiger, unsicherer in allen ihren Bewegungen, in ihren Gebärden, ihren Augen. Sie musste auch krank sein. Aber Madelaine behauptete, gesund zu sein. Sie brachte das Gespräch auf die neuliche Komödie, freute sich über die Wendung, die das Ganze genommen, äußerte sich spöttisch über die Sängerin, und Elisabeth nahm keinen Anstand, ihr mitzutheilen, was für eine Erfahrung sie gemacht hatte, und daß diese Erfahrung sie so erbittert und zu der That des Gürtelraubes getrieben habe. Madelaine war natürlich dabei gleichmäßig theilhaftig, wie Elisabeth, rühmte daher Elisabeth's Benehmen höchlich, klatschte in die Hände vor Freude über die Demüthigung, die der Sängerin widerfahren sei; sie bemerkte recht fein, wie hier durch den Zufall, an den sich Elisabeth's und Bertram's That anknüpft, nur gleichsam das innere Gericht, das ihre That in sich getragen, herausgekehrt, die Gerechtigkeit sich hergestellt hätte. Und das sagte Madelaine mit einer Zufriedenheit, daß man hätte meinen sollen, sie selbst habe noch nie eine That gethan, die ein inneres Gericht in sich selbst trage. Von diesen Zweien wurde nun die Sängerin um ihrer kleinlichen Eitelkeit willen verhöhnt. Man wiegte sich in der Harmonie, die der göttliche Geist durch menschliche That wieder hergestellt hatte. „Ich weiß aber wohl,“ fuhr Madelaine fort, „daß es nicht nur Eitelkeit war, die unsere schöne Anna wünschen machte, als Venus zu glänzen. Ich habe

längst gemerkt, mit welchen Augen sie den Maler betrachtete. Sie sagte einst zu mir, sie glaube nie und nimmer, daß Bertram ein gewöhnlicher Maler von Hause aus sei, und später, sie habe genauere Spuren seiner Herkunft. Weil ihr der Maler eine gewisse Artigkeit erwies, so schmeichelte sie sich mit der Hoffnung, ihn an ihren Siegewagen zu fesseln. Sie konnte freilich längst merken, wo sein Herz war, wenn sie offene Augen haben wollte, aber sie schloß sie absichtlich, wollte nun durch Veranstaltung des Festes in ihrem Hause und diesen geheimen Vorbehalt der glänzendsten Rolle für sich zugleich den Glanz vor der Welt und die Huldigung Bertram's sich zu eignen. Aber der schöne Maler hätte ihr wohl keinesfalls den ächten Apfel gegeben, wenn ihm auch der Zufall nicht so glücklich in die Hände gearbeitet hätte. Er hatte diesen ächten in der Residenz bestellt; es machte auch dort Aufsehen. Eine Cousine von mir kam zum Goldarbeiter, sah den Apfel, fragte verwundert, wem er gehören solle, und erhielt zur Antwort, er sei zur Ausführung eines Tableaus oder einer Komödie bestellt, und eine ausgezeichnet schöne Dame würde ihn bekommen. Das Gold dafür sei schon hinterlegt."

Elisabet sah mit einiger Verwirrung zu Voten. Madelaine hatte sie noch nie schön genannt, hatte noch nie von Bertram's Leidenschaft für sie gesprochen. Wie kam's, daß sie es jetzt auf einmal so ungenirt that, als wäre das eine ganz von selbst sich verstehende Sache, aus der man gar keinen Hehl mehr zu machen brauche? Was sollte sie thun? Abweisen? — Sich entrüßet stellen? — Nein, das konnte sie nicht. — Annehmen? — als eine

bekannte Sache? Ihr Herz zitterte, sie schwieg, schloß die Augen und legte das Haupt auf das Kissen des Sophas, auf dem sie lag. Aber ein Stein war ihr vom Herzen genommen. Der Apfel war also bezahlt! Der Gedanke hatte sie immer gequält: hast du nicht hier etwas angenommen, das ein leichtsinniger Student mit Schulden gekauft hat, dessen Annahme also eine Schmach für dich ist und sich als solche auch einst vor den Augen der Welt herausstellen kann? Sie hatte nur nicht gewagt, die Sache vor Robert zu berühren, sonst hätte sie ihn längst darüber gefragt. Aber jetzt war ihr ganz leicht, und Bertram stand viel höher in ihren Augen. Madelaine mußte noch einige Andeutungen über den Maler hinzuworfen, die Elisabeth wie Musik tönten, und fast hätte sie auch mit einem entgegenenden Wort ihr Herz erleichtert. Aber sie hielt doch an sich, so voll das Herz war. Die geschlossenen Augen erleichterten das Verschweigen, und Madelaine, in der Meinung, Elisabeth sei ermüdet oder angegriffen, entfernte sich bald.

| Für die Außenwelt wurde Elisabeth durch ihr beständiges Unwohlsein total untanglich. Das machte sie aber sehr übellunig. Es war überhaupt eine große Unruhe in ihrem Innern. Sie meinte, jeder Tag sei für uns verloren, den körperliches Unwohlsein uns verderbt. Es ist ein Verrath des Geschicks an uns, an den Rechten, die wir an das Leben haben. Das Leben wäre so schön, wenn nur wir gesund und stark genug wären, es genießen zu können. Das erbitterte sie gegen das Kranksein. Sie wußte sich wieder nicht anders zu helfen, zu zerstreuen, als durch ihre Romane; weil es ihr aber schädlich war,

wurde ihr das Lesen verboten. Elisabet hörte nicht darauf, Robert nahm ihr die Bücher, sie wußte sie aber wieder zu erhaschen und jagte nun mit doppelter Eile durch die Blätter. Um die Haushaltung sah es jämmerlich aus. Elisabet konnte oder mochte sich ihrer nicht annehmen. Die Magd that, was sie wollte, trug fort, was sie wollte, war übermüthig und grob. Die Frau ärgerte sich, schalt sich aber selbst, daß sie um solcher elenden, gemeinen Ursachen willen sich quäle und ihr Gesundwerden verzögere; sie dachte nicht daran, daß sie vielleicht durch thätige Theilnahme am Hauswesen, so weit ihre Kräfte solche zuließen, früher hätte gesund werden und besser sich zerstreuen können. Sie entloß der ihr widerlichen Beschäftigung und zerstreute sich lieber durch ihre Bücher. Dadurch kam ihr Blut in krampfhafte Aufregung, ihr ekelte vor aller Speise, und mehrmals stellte sich ein Krampf ein, der ihren Lebensfaden schien zerreißen zu wollen. Die Sache wurde ernstlich; der Arzt rieth zu großer Vorsicht, da die junge Frau sehr zart organisiert sei. Robert war unglücklich. Der Maler war unglücklich, seine Unruhe war auffallend. Man munkelte sich allerlei in die Ohren.

Da es mit dem Hauswesen so übel ansah, das Dienstmädchen immer übermüthiger wurde, so machte Robert Recht mit ihr, was seine Frau nie aus eigener Kraft über sich gewinnen konnte. Sie konnte nie ein Uebel sich selbstthätig vom Halse schaffen, wenn sie nicht durch Leidenschaft gehebt war, und zwar deshalb, weil sie hinter jedem Uebel im Griffe ein noch größeres Uebel nachkommen sah.

Doch wir müssen uns auch nach den Andern umsehen. Die Sängerin war wenige Tage nach der Apfelfomödie vertrießen, man meinte, auf einen kleinen Ausflug, aber sie kam nicht zurück. Ihr Gatte, der sie begleitet hatte, kam wieder, aber allein, und gab auf Befragen zur Antwort: er wolle sich noch kurze Zeit hier aufhalten, bis die Miethzeit seines Hauses, das er kündigte, vorüber wäre. Der Literat schien mißmuthig und einsylbig, und man wollte allerlei wissen von einem ganzen oder halben Bruch mit seiner Gattin; ihre Mißlaune habe sich auch auf ihr eheliches Verhältniß übertragen. Der Literat äußerte sich nicht. Er war viel in seine Bücher vergraben, verkehrte mit Robert, ohne dessen Haus zu besuchen.

Von dem Ehescheidungsproceß des Professors verlautete in neuerer Zeit nichts; Matelaine aber schien ungeduldig über den langsamen Gang, der durch die Unwillfährigkeit oder Langsamkeit der Behörden sich in's Endlose hinauszuziehen schien. Man kann sich denken, daß, so wie die Sachen standen, die Bevölkerung der kleinen Universitätsstadt sich mancherlei Stoff aus dem öffentlichen sowohl als häuslichen Leben der modernen Philosophen zu Gesprächen nahm, und was das Sonderbarste war, Elisabeth's wurde noch am ungünstigsten gedacht. Es mochte sich auch einiger Neid mitrinnischen, denn eine schöne Frau hat immer ihre Reiterinnen; auch wurde der Umstand, daß sie sich nicht besonders viel um weibliche Gesellschaft zu bemühen schien, nicht günstig für sie gedeutet. Dies hatte nun seinen Grund nicht sowohl in Verachtung weiblicher Gesellschaft, als in ihrer Eigenthümlichkeit, vermöge deren es ihr außerordentlich schwer

ward, sich an Andere anzuschließen und ein neues Verhältniß selbstthätig aufzusuchen. Einige unbedeutende Alltagsgeschöpfe aber, die sich herzugedrängt hatten, hätte sie geduldig gewähren lassen, wenn nicht Robert ihre Gesellschaft lästig gefunden und sie durch einige seine Spötteereien eingeschüchtert und nach und nach entfernt hätte. Diese aber waren nun bemüht, das Haus des Doctor Schärtel als ein Haus darzustellen, in dem eine beständige Auflage junger Herren anzutreffen sei, wo die freiesten Grundsätze Geltung hätten, und wo dann für junge Mädchen und Frauen eine unheimliche Atmosphäre sei. Man bedauerte Elisabeth, und als sich die Gerüchte von all den Vermummungen, Tableaus und Theaterspielen mehrten, schüttelten die zahmen Hausfrauen immer mehr den Kopf und sagten: wo will das hinaus? Dabei erzählte man sich manchen Spas über die Haushaltungskunst der jungen Frau, die schon manchmal hinter einem Buche gefressen oder bei ihrer Malerei bis Mittag; ihr Mädchen sei die eigenen Wege gegangen, und wenn der Gemahl hungrig heimgekommen, in der Erwartung, sich nun zu Tische setzen zu dürfen, sei entweder gar nicht oder nur unordentlich gesorgt gewesen.

Nadelaine, als eine Verwandte einer hochgestellten Patriciersfamilie der Stadt, die mit ihrem hohen, kühnen Wesen sich überall Achtung zu verschaffen wußte, kam ganz gelinde weg in der Beurtheilung, es mag unentschieden bleiben, ob aus Furcht oder Respekt, während man das Haus des Doctors nicht fürchtete, nicht besonders respektirte: Elisabeth war fremd, hatte keinen Anhang, man urtheilte also viel unbarmherziger, und der Doctor hatte

noch keine bestimmte Stellung. Dazu kam noch, daß er, als einer der Kühnsten und Hervorragendsten in seiner Schule, die akademische Jugend, was man so nennt, am Bändel hatte und darum war er verhaßt. Denn die Mehrzahl der guten alten Kräfte im Senate und unter den übrigen Professoren waren der modernen Wissenschaft, die ihre „alten verrotteten“ Systeme radikal über den Haufen zu werfen drohte, im tiefsten Grunde ihrer Seele abhold und damit natürlich der so ganz besonders frischen Kraft, die in unserm Philosophen sprühte. Das Gewitter zog sich daher über seinem Haupte drohender und drohender zusammen, und es gehörte wirklich sein frischer Muth dazu, um bei den von Außen sich erhebenden Stürmen noch zu Experimenten an seinem eigenen Weibe geneigt zu sein.

Doch wir sind noch nicht beim Experiment.

Zwölftes Capitel.

Siegwart Falschaff machte unserm Helden im gegenwärtigen Augenblicke auch Sorge. Falschaff's Leib- und Herzensspruch war bekanntlich der Satz: daß Alles einerlei sei; dem stimmte nun zwar bei einem Glase Wein auch unser Held bei, aber er wollte dennoch für's gewöhnliche Leben die Treue festgehalten wissen; er verlangte, daß man darum doch kein unnützes Glied der Gesellschaft sein soll, sondern ebensowohl im praktischen Leben der substantiellen Treue huldigen, als beim Glase Wein den Satz gelten lassen, daß Alles einerlei sei. — Falschaff bezüchtigte damit unsern Helden der höchsten Inconsequenz und zeigte ihm in möglichst klarer Definition, daß entweder nicht Alles einerlei sein könne, oder die Treue im gemeinen Leben ein Urding sei. Dem konnte nun zwar unser Held nicht widersprechen, aber er behauptete, daß, wenn Eines müßte fallen gelassen werden, so müsse es Falschaff's Leibsatz sein, denn die Treue stehe höher und habe mehr Recht an unserm Ich, als die Fidelity in Falschaff's Sinne; der Ernst des Lebens dürfe nie durchaus ignoriert werden u. s. w. — Falschaff aber behauptete, das sei subjective Pedanterie, das physische Wohlbehagen sei Zweck und Ziel des Lebens, und die Erreichung des höchstmöglichen Grades desselben sei das Einzige, um was

ein Auser, selbstbewußter Philosoph sich bekümmern dürfe. Wenn Robert dann von den Folgen sprach, die eine solche Lebensansicht für einen solchen Philosophen haben müßte, trällerte Siegwart ein Liedchen und bat unsern Helden, sich die Augen auszureiben und die Schlafklappe abzugeben, oder seine Lunge zu sparen, bis er auf dem Ratheder stehe; dort im hochtrabenden Doctentontönen nahmen sich diese Nachteulenphrasen herrlich aus; die Studentlein, die noch nicht den blauen Dunst vom Rutterhaufe her von den Augen weggewischt hätten, würden sie andächtig nachschreiben und sich so lange durch sie warnen lassen, bis sie dieselben vergessen hätten, d. h. bis die goldenen Trauben am grünen Lebensbaum ihnen entgegen lachten. — Ja, es begegnete mehrmals unserm Helden, daß Falstaff als lachender Bacchus ihn überwand, besonders seit die Kränklichkeit der Gattin und deren üble Launen und Störrigkeit ihm das eigene Haus minder theuer machten. Doch raffte er sich wieder empor, besonders als er sah, daß Falstaff auch auf seinen theuren Maler bedeutenderen Einfluß auszuüben begann. Dieser hatte auch seiner Unzufriedenheit und seinem Schmerze über Elisabeth's Krankheit, die ihn von ihrem Anblick ausschloß, mehrmals dadurch entinnen wollen, daß er sich dem Weine in die Arme warf, und Falstaff's Nacht wäre vielleicht nicht so bald gebrochen worden, wenn nicht glücklicher oder unglücklicher Weise die jungen Männer einfiel, Abends durch die Straßen streifend, denselben in einer Umgebung und in einem Zustande angetroffen hätten, die durch ihre tiefe Erniedrigung nur Ekel erregen konnten. In einer der gemeinsten Bier- und Branntweinschenken

zu ebener Erde sahen und hörten sie nemlich durch die Fenster Halkaff unter Schneider-, Schlosser- und Schuster-
gesellen in brüderlichem Tone in stark betrunkenem Zu-
stande seine moderne Wissenschaft diesen mittheilen, und
die Gesellen applaudirten jauchzend. Die lange Horchenden
(unter denen auch der Literat und der Professor waren)
hörten Dinge, die ihnen, den feinen, ästhetisch gebildeten
Männern, höchst unangenehm sein mußten. Sie sandten
an Halkaff eine Gesandtschaft, um ihn zum Rückzuge zu
veranlassen; die Schneider und Schuster aber, die mit
ihm auf du und du standen und ihn als Weisheits- und
Freiheitsapostel vergötterten, sammelten sich um ihn, und
Halkaff ließ den fleischfüßigen Bücherhelben, wie er sie
nannte, sagen, er sei so gut ein Docent wie sie, und
habe so gut ein Publikum wie sie, und weil seine Weis-
heit minder trocken sei als die übrige, so gebe sie auch
mehr Genuß, und die Zukunft gehöre daher nicht ihnen,
den faden, fleischfüßigen Heiligen, sondern ihm, dem Lebe-
mann, und seinem kernsesten Publikum. Dieses Publikum
drängte sich denn auch wirklich zu den Fenstern heran und
höbnte den Büchermännern nach, die sich eilig aus dem
Staube machten. — Am andern Morgen hörte Robert,
wie die Myserien der Nacht seinen Halkaff noch mit dem
Straßenkoth sehr vertraut gemacht hatten.

Auch in eine Liebesgeschichte hatte sich Halkaff ver-
wickelt; wir müssen uns an den Brunnen verfügen, um
zu hören, wie das Volk jetzt über dergleichen denkt.

Die Lisette und Kathrine standen beisammen, und
Erstere fragte mit feiner Miene die Andere: „Weißt du
es schon?“

„Ja, sie sagen's!“ erwiderte die Kathrine lachend.

„Gi, so gut verstehst du mich?“

„Nun ja, seit gestern ist's, als ob's am Brunnen angeschlagen wäre. Jede nimmt die Nachricht mit fort. Die Närrin war so stolz auf ihre Tugend und Schönheit, und darum ist ihr Fall jetzt um so tiefer. Sie soll Tag und Nacht weinen.“

„Warum nicht gar!“ fiel die Lisette ein, „so arg ist der Unfall nicht, wenn man nicht übertrieben stolz ist. Sie steht jetzt eben auch den Andern gleich, und das ganz mit Recht; denn wer sich über Andere erheben will, dem thut der Teufel nur sein Recht, wenn er ihm den gleichen Streich spielt; — doch was sage ich, der Teufel — —“

„Den Streich,“ nahm die Kathrine das Wort auf, „spielt nicht der Teufel; der ist dabei, wenn man einwilligt, aber das, was nachkommt, das kommt von Gott und ist Strafe.“

„Was du nicht Alles weißt!“ rief die Andere lachend, „das kommt nur von der Natur, nicht von Gott.“

„Nun ja, aber wer macht die Natur? wer hat es so eingerichtet, daß das auf die Sünde folgt? — ist das nicht Gott?“

„Ja,“ sagte die Andere geheimnißvoll, „das meinen bis jetzt noch die Leute, aber ich weiß das anders und die Leute werden es nach und nach auch erfahren.“

„Was werden sie erfahren? was weißt du?“ fragte die Kathrine, der Lisette mit großen Augen in's Gesicht schauend. „Glaubst du wohl, es werde mit der Religion

immer so fortgehn? Die vornehmen Leute glauben nicht mehr daran.“

„So? an was glauben sie denn?“

„Narr, an nichts mehr!“ schrie die Lisette auflachend, „das Glauben ist jezt vorbei. Ich weiß es von unserm Hausherrn, du weißt, er ist ein lustiger Vogel, aber gut und freigebig und, — nun wie wir einmal von diesen Sachen sprachen, und er mir schön that, und ich mich eben nach Brauch und Sitte wehrte, und sagte, es sei eine Sünde vor Gott, lachte er mich aus und sagte, den brauche ich jezt nicht mehr zu fürchten. Die Gestirnten wissen es jezt anders! Gott sei nur der Geist, der in uns selber stecke, es sei jeder Mensch Gott, und was wir thun und treiben, das sei Alles in der Natur befestigt, oder begründigt, oder wie sie's heißen. Die Natur hat ihr Gesetz, und wir haben deswegen keine Schuld, sondern nur die Natur oder der Geist in der Natur; auch brauche man Niemand deswegen Rechenschaft zu geben, es gebe keine Hölle und keinen Teufel und keinen Himmel und keine Ewigkeit, das sei nur so im — Kopfe oder im — Unverstande der Menschen aufgekommen. Aber jezt sei man geschickter und über diese Dummheiten weit hinaus.“

„Und dies schandwäßige Geschwätz nimmst du nur so mit gutem Willen an?“ fragte die Andere mit Schrecken und Entrüstung. „Merkst du denn gar nicht, daß da eben der Teufel drin steckt?“

„Bist du denn didotrig?“ schrie die Lisette. „Ich sagte dir ja eben, daß es keinen Teufel mehr giebt. Und warum soll ich's denn nicht annehmen? Der es mir ge-

sagt hat, ist ja auch ein Gestudirter und will ein Pfarrer werden, und muß es also wissen."

"So? und warum will er denn noch ein Pfarrer werden, wenn er an nichts mehr glaubt?"

"Du Narr! Er sagt, die meisten Pfarrer glauben nicht mehr daran."

"Das ist nicht wahr, in der Bibel steht es anders, und die ist ja Gottes Wort, und wenn sie einen auch straft, — denn mir selber wird es oft unwohl, wenn sie es so recht vorstellt, wie es hergeht in der Welt, und wie die Leute so verkehrt in den Tag hinein leben, — es ist doch auch wieder ein Trost darin, und an den will ich glauben im Leben und im Sterben."

"Ei," sagte die Lisette, "ich weiß wohl, du bist auch nicht besser als ich, und wenn es wahr wäre, was in der Bibel steht, so müßtest du so gut in die Hölle fahren als andere Leute. — Sieh," fuhr sie vertraulich fort, "es war mir im Anfang auch grausig, daß Alles aus sein sollte, wenn man stirbt, aber nach und nach, wie ich es so recht bedachte, gefiel es mir doch besser so. Du glaubst nicht, man lebt viel ruhiger, wird von keinen dummen Gedanken mehr geplagt, und braucht nicht gleich so zu erschrecken, wenn man was gethan hat, was doch einmal natürlich ist. Besinne dich nur darüber, du wirst merken, daß es dir auch so geht, wenn du ein Weilchen mit solchen Gedanken umgegangen bist. Was nützt es denn, wenn du an einen Himmel glaubst, und es am Ende doch keinen giebt? Dann hast du gar nichts, hier nichts und dort nichts, und kannst doch nie ruhig werden."

Die Andere hatte, die Augen auf den Boden gefest, diesen Worten zugehört; plötzlich schauderte sie zusammen und sagte: „Das ist erschrecklich! Wenn ja das wahr wäre, so brauchte man künftig nicht mehr am Altar Hochzeit zu machen, die Kinder nicht mehr zu taufen, — nichts, nichts mehr von der Art!“

„Ja, ich denke auch,“ sagte die Andere ruhig, „daß das Alles jezt bald abgeschafft werden wird. Es sei bei der großen Resolution in Frankreich, von der die Leute noch sagen, — ich weiß nicht, ob's wahr ist, — auch schon einmal so gewesen, daß man verboten hat, an einen Gott zu glauben, und wo die Leute, wenn sie mit einander leben wollten, sich nur haben in ein Buch einschreiben lassen. Was das wohlfeil und geschickt wäre! Wenn mir da mein Schneider, der mich heirathen will, langweilig würde, und ich könnte noch nach der Hochzeit einem Professor gefallen, — wenn das der Schneider nicht leiden wollte, fluge den Schneider ausgestrichen und den Professor dafür hingesezt!“

„Was giebt's da Neues von Professoren und Schneidern?“ fragte eine Dritte, die hinzugekommen diese Worte gehört hatte.

„Ei, weißt du nicht, daß des Tyrannen Marie so weit ist, und daß der Papa ihr Hausherr, der Professor, sein soll?“ sagte diese schnell besonnen.

„Ist ja kein Professor, nur ein Doctor oder Partikulier,“ verbesserte diese, „ein lustiger Vogel, der schon Manche angeführt hat und morgen fortfliegen kann. Aber er soll reich sein und — denkt nur, ihr gar die Ehe schriftlich versprochen haben!“

„Das wäre!“ rief die Lisette, gelb vor Aerger und Erstaunen. Doch tröstete sie sich alsbald wieder. „Man weiß ja, wie solchen Versprechen zu trauen ist. Geben's dufendweise, bis sie Einen satt haben. Dann kann man laufen, wohin man will. Geld freilich, das kann sie bekommen, wenn sie sich nicht mit den Versprechungen allein abspeisen läßt. Und dann ist sie auch geborgen.“

„Ja, die Schande abgerechnet,“ versetzte die Reinzugekommene.

„Ach was Schande! man wird jetzt alle Tage geschribtet, und dann fällt die Schande von selber weg. Die Vornehmen machen's gerade so; man wär' ja nur ein Narr, wenn man das Leben nicht auch genießen wollte.“ Mit diesen Worten schwang sie ihren Wasserkübel auf den Kopf und lief so geschäftig davon, als hätte sie nichts als ihre Arbeit im Kopfe.

„Die hat, scheint's, große Lust, sich auch solch eine Schande anzuschaffen,“ sagte die Andere ihr nachsehend; „was sie aber von den vornehmen Leuten sagt, ist schon wahr; ich könnte auch mit Exempeln kommen.“

„Hör', ist es denn wahr,“ sagte die Rathrine, „daß die vornehmen Leute an keinen Gott und keine Ewigkeit mehr glauben? Du dienst ja bei den Vornehmsten, du kannst's am besten sagen.“

„Das will ich meinen, daß ich das sagen könnte, wenn ich nur Lust hätte,“ erwiderte die Andere. „Ich weiß das Alles ganz genau, mein Fräulein hat Stunden genommen bei dem Professor, ihrem Liebhaber, wo sie jetzt heirathen will, und da hab ich manchmal gehört. Aber

ich sag' nicht, was ich gehört hab'; die vornehmen Leute schwäßen nicht laut davon. Ich kann schweigen."

"Du hast aber eben vorhin schon geschwäht," sagte die Kathrine lächelnd.

"Was hab' ich geschwäht?" rief die Andere ärgerlich.

"Daß du Exempel hast von den vornehmen Leuten. Wenn du mir nicht weiter sagst, so sage ich überall, daß du die vornehmen Leute in's Geschwäz gebracht, und damit deine Herrschaft zuerst."

"Hör' du, das will ich dir nicht ratzen!" rief die Andere hitzig. "Ich bin jetzt die Vertraute von meinem Fräulein, und sie soll sehen, daß ich schweigen kann."

"Von ihren Geschichten? Ich weiß aber doch was davon. Die Lene, die den Professor bedient, hat mir was vertraut."

"Sei still!" sagte die Andere umschauend. "Man darf nicht laut davon reden."

"Sieh'," sagte Kathrine wieder, "ich weiß wohl, daß die vornehmen Leute auch sündigen, also das will ich nicht erst von dir erfahren; aber was Anderes möcht' ich wissen, ob die vornehmen Leute, wenn sie sündigen, nicht Angst vor Gott haben, — ob sie nicht Angst vor Lob und Teufel haben? ob sie nicht Angst vor der Ewigkeit haben?"

"Ich will dir sagen, wie sich das verhält, wenn ich's nur wieder zusammenbringen kann," sagte die Andere mit weiser Miene; "die vornehmen Leute glauben auch noch an Gott, — aber ihr Gott ist nicht mehr Gott, der vom Himmel herunter gukt, und schaut, ob man brav oder böse ist, ob man an ihn denkt oder nicht denkt. —

Gott ist nur so gleichsam das — ja was? das — das Flüssige, was in der Welt und auch in dir und mir läuft, wie das Wasser da aus dem Brunnen, — und was ich denke und thue, das ist Alles von Gott, und Gott ist schuld daran, und Gott thut's auch für mich verantworten. Gott ist meine Gedanken, und Gott ist, was ich thue, und Gott ist Alles."

"Je!" rief die Andere, — „auch das Böse? — wenn dein Fräulein ihren Liebsten hat, das ist ja Sünde und Gott sieht's, und die Geschichten kommen an Tag, und du selber hast ja vorhin das Raul darüber verzogen."

„Ja, das ist nur darum, weil mein Fräulein mich eben vorhin verzürnt hatte; sie war so hochmüthig und wollte mich hudeln, und das brauch' ich mir jetzt nicht mehr gefallen zu lassen, denn sie braucht mich eben so gut oder noch mehr, als ich sie brauche. Aber, — was die andere Geschichte betrifft wegen der Angst vor dem Tode, — ich hab' das noch nicht ganz herausgekriegt, ob mein Fräulein an den Tod — oder vielmehr an das Leben nach dem Tode noch glaubt, — ich glaub' aber fast nicht. Ich hab' sie einmal reden hören von der Ewigkeit, die nicht ewig lang sei, das sei nur Dummheit und Aberglaube, — die Ewigkeit sei im Augenblick und könne im Augenblick sein und sei doch ewig. — Kurz, es ist Alles wahr, was die Pfarrer predigen, aber nicht so, wie sie's sagen; es ist Alles verdreht, wahr — wahr und doch nicht wahr, und wer merkt, was dahinter ist, der kann sich's so zurechtlegen, wie es gerade für ihn paßt. — Aber ich muß fort, ein andermal will ich dir weiter sagen."

„Also dürst' ich mir kein so groß Gewissen daraus machen,“ sagte die Kathrine nachdenklich zu sich selbst, „wenn ich auch wie die Andern Marktgeld mache, und wenn ich meinem Herrn, der seine Kronenthaler herumfahren läßt, sie nicht wieder zurückgebe, und wenn ich im Keller an's gute Faß gehe. Ist unser Herrgott flüssig, und thut auch in mir stecken, so wird er schuld sein, daß ich das Flüssige liebe, — aber nicht die dumme, dünne Brähe da, die ich jetzt auf meinem Kopfe heimschleifen muß, — von der will ich mich rein halten. Mein Gott mag nur so was Flüssiges, was Verstand hat, wie Kaffee, oder Geist hat, wie das schöne goldgelbe Ding im Faß.“

Dreizehntes Capitel.

Unser Philosoph saß in seinem Zimmer und studirte. Er war eben daran, die Zusammensetzung der menschlichen Natur aus Göttlichem und Dämonischem sich selbst und seinen Zuhörern genauer zu zergliedern, und diesen den Beweis zu liefern, daß alle Bemühungen, ein objectiv gegebenes, abstrakt Göttliches festzuhalten, das sich nicht in Gedanken auflösen ließe, wie leerer Schaum vor dem prüfenden Blick der Vernunft vertrieben müßten.

Während er eben an einer Krastphrase war, klopfte es an die Thüre, und herein trat ein weibliches Geschöpf, das Robert schon von früheren Zeiten kannte.

Es war ein Mädchen von etwa 22 Jahren, schön gewachsen, mit hellbraunen Haaren und blauen Augen. Sie war als eine Schönheit der niederen Classen der Bevölkerung seit mindestens sechs Jahren gepriesen, und hatte, bewußt dieses Rufes und stolz auf denselben, sich ihn bisher zu erhalten gewußt, bis es Siegwart Falstaff — — Falstaff!! — endlich gelungen war, denselben zu vernichten.

„Wie?“ — hören wir unsre Leser fragen, — „wie war das möglich? — So wenig du uns noch von deinem Falstaff berichtet hast, so reicht doch das Wenige hin, um

uns zu überzeugen, daß eine stolze Schönheit, die zugleich ein honnettes Mädchen ist, sich nicht mit einem Halskaff abgeben kann.“ — Wohl! aber wir haben diesem Einwurf entgegenzuhalten: was dieses Mädchen bisher in Gefahren bewahrte, war genau dasselbe, was sie in diesem Fall zu Falle brachte. Marie hatte eine ältere Schwester, die, ebenfalls eine gepriesene Schönheit, in den guten alten Tagen der Universitätsstadt durch ihr glattes Gesicht einen Mann, einen Herrn, — einen Pfarrer bekommen hatte.

In früheren Zeiten hatte nemlich selten ein bemoostes Haupt die Stadt verlassen, ohne angekettet zu sein, nicht durch eine Liebschaft, sondern durch eine ernstliche Brauttschaft. — Nicht als hätten alle Bräute in der Universitätsstadt sitzen müssen: viele der Burschen ketteten sich auch in den Heimathesdörfern oder sonst wo in der Welt an, — aber es lag damals in der Luft, daß man angekettet sein mußte, und der schöne Saame der Universitätsstadt wurde dadurch viel reichlicher als heutzutage in alle Theile des kleinen Landes hinausgestreut.

Nun, Mariens Schwester hatte einen „Herrn“, war eine Pfarrerin geworden, und Marie, obgleich ihr Vater nur ein niederer Canzleibedienter war, lebte doch des festen Glaubens, sie bekomme auch einen Herrn, und sie wollte sich das Recht dazu durch Honnettetät und Anstand erwerben. Wirklich fehlte es ihr auch nicht an Bewunderern, und mehrmals war sie auf dem Punkt, sich zu versprechen. Aber — war nun eben ihre Honnettetät schuld oder sonstige Ursachen, — kurz es kam nie bis zu dem Punkte, da ein Mädchen mit Stolz die neidischen

Glückwünsche der Freundinnen wirklich mit ganz gutem Gewissen in Empfang nehmen und sich den Ehering an den Finger stecken darf. Das demüthigte nun das schöne Mädchen tief, ihr Vater war zwischen seinen eigenen vier Wänden ein strenger Mann, — die Devotion, deren er sich nach oben befeiligte, trieb nach unten als Wurzel genau ihr Gegentheil, so daß er sich den Namen des „Tyrannen“ (freilich mehr spottweise) erworben hatte. Mehrere jüngere Geschwister wuchsen heran, die Schönheit Mariens war zwar noch in voller Blüthe, aber in einer Universitätsstadt haben die Zwanzigerjahre für ein Mädchen einen gar schlimmen Klang, wenn sie nemlich ihr Glück auf Studenten setzt.¹

— Nun Siegwart war kein Student, er war Rechtsgelehrter, aber ohne eigentlich sein Fach zu treiben; sein Vater war noch nicht lange gestorben, hatte ihm ein hübsches Vermögen hinterlassen, von dem er jetzt lebte, weil ihm das Leben von und unter „den andern“² Papieren“ nicht zusagte. Man hatte jedoch unsern Siegwart bisher noch nie einen eigentlichen Lumpen nennen können. Er war nur eine ganz bequeme Haut, die behauptete, aus dem Leben das eigentliche Leben herauszufinden, und da er, wie Robert oft bemerkte, eigentlich nur die schlechtere Seite von dessen eigenem Ich war, so hatte dieser, so böse er ihm auch oft wurde, doch noch nie förmlich mit ihm brechen können. Seine Geschichte mit diesem Mädchen hatte Robert gehört, hatte das Mädchen bedauert, aber nicht gerade viel darüber nachgedacht, da sie ihm eigentlich doch als etwas Alltägliches schien.

Jetzt stand dieses Mädchen auf einmal vor ihm, bat ihn um eine Unterredung, die er ihr höflich bewilligte. Es ist etwas ganz Anderes, wenn eine Person, von deren Schicksal wir im Allgemeinen unterrichtet sind, deren Schicksal wir im allgemeinen Strom des Menschenschicksals fortlaufend uns denken und dabei uns auch leicht beruhigen, — wenn solch eine Person uns gegenüber tritt, und wir genöthigt werden, ihren individuellen Kummer in all seiner Schärfe zu fühlen und mit zu tragen. Robert war nicht unempfindlich dafür; die Thränen dieses Mädchens, die bei ihrer Erzählung reichlich flossen, mahnten ihn lebhaft an eigene frühere Verirrungen, und er versprach ihr, mit seinem Freunde ernstlich zu reden und dahin zu wirken, daß er seine Fehler und ihre Schande decke, indem er sie zu seiner Gattin mache. Die Blauaugige wurde durch diese Aussicht außerordentlich getrübt, sie schien ihre ganze Hoffnung auf unsern Philosophen zu setzen, schaute ihn mit bewunderndem, strahlendem Blicke an, und Robert war gerührt von der Wahrhaftigkeit ihrer ganzen Erscheinung, obgleich er durchfühlte, daß nicht nur Liebe für Siegwart, sondern auch die anderweitigen Eigenschaften und Triebfedern dazu mitgewirkt hatten, dieses hübsche Mädchen zu Fall zu bringen. Robert wußte freilich, daß Siegwart ein Feind der Ehe war, ja daß er schon geäußert hatte, es sei ihm nichts so zuwider wie die Ehe, aber Robert wußte nicht ausgenommen — wie die Ehe, aber Robert wußte doch auf der andern Seite, daß Siegwart eine natürliche Gutmüthigkeit hatte, und er lebte der Hoffnung, daß ein braves Weib ihn ganz „herumbringen“, einen ganz andern

Menschen aus ihm machen könnte. Dazu schien ihm gerade dieses Mädchen ganz tauglich; sie war nicht so zart, um von den Eruditäten in Falstaff's Charakter allzu unangenehm berührt zu werden, und doch bonnet und stolz genug, um auch bei ihrem künftigen Gatten Honnettetät wünschen, in diesem Sinne auf ihn einwirken zu können.

Er begab sich zu Siegwart, dieser aber war nicht zu Hause, ließ sich auch heute nicht sehen, und am andern Tage hörte Robert, daß er mit seinen Gefellen wieder eine saubere Nacht gefeiert habe. Nun entbrannte der moralische Eifer unseres Helden, er gelobte sich, den Leichtfuß nicht mehr als sein schlechtes Ich anzuerkennen, und sich förmlich von ihm loszusagen, wenn er ihn nicht vermögen könnte, selber umzukehren, wieder auf die rechte Fahrstraße der Ehrbarkeit einzulenken und seine Vergehungen somit gut zu machen. Zu rechter Zeit fiel es unserm Helden ein, daß er eben jetzt durch seinen moralischen Brand in der tauglichen Stimmung sei, um von oben, — vom Himmel her auf den Verkommenen einzuwirken, und eben fiel ihm ein, daß gerade die schlimmen Excesse Falstaff's und die unbehagliche Stimmung, die sie in seinem kessern Ich dennoch hervorbringen mußten, ganz günstig für einen Wendepunkt sein, daß das Uebermaß somit, wie früher bei ihm selbst, der günstige Anfang der Heilung sein könnte. Er wollte sich eben in frischem Eifer zu Falstaff begeben, als die Thüre aufging und Lepterer bei ihm eintrat.

Die Spuren der Nacht waren noch nicht ganz auf seinem Gesichte verwischt, doch sah er fidel aus; er hatte gehört, daß der Philosoph ihn am Tage vorher hatte

befuchen wollen und kam jetzt, sich nach dessen Anliegen zu erkundigen. „Ich weiß wohl, daß du mich nie besuchst“, sagte er, „wenn du nicht irgend ein Anliegen hast. Nun, Freund, wo drückt dich der Schuh? im Kopf, oder im Magen, oder im Herzen? — Im Brutel wohl kaum, weil du ja so verteuftelt ehrbar bist, dein Gesicht sieht heute aus, als hättest du alle Moral schlucken müssen, die seit Adams Zeiten von den Geistern, die sich selbst überlebt haben, ausgeheckt worden ist.“

„Sich selbst überlebt! Ja, in gewissem Sinne magst du Recht haben, sagte Robert, weil das zweite Ich erst recht Fuß fassen kann auf dem Grab des ersten; wenn der Fleischsmensch, der seinem Verderben entgegenrennt, überwunden und gekreuzigt ist, dann steigt aus dessen Grab der höhere, der ideale, der moralische Mensch empor. Ich dachte, es wäre Zeit, daß auch du den Fleischsmenschen endlich zu Grabe trügest und den Geistesmenschen in dir auferwedtest.“

„Hört! ein Prediger! hält eine Ostertagspredigt! der Philosoph! Ich muß wirklich einen Kirchenrock holen; in diesem modernen Gewand nimmt sich die Predigt nicht gut aus.“

„Sie ist nur deinen Ohren nicht angenehm, weil du in deinem Todeschlaf fortschlafen möchtest. Aber ich muß dich aufrütteln, ich muß dich fragen, ob wirklich in dir alle besseren Säfte vertrocknet sind.“ —

„Ja, gewiß! — Ich hab' heute kannibalisches Durst, 'ich muß gestern zu wenig getrunken haben.“

„Ruhig, Siegwart! Keine schlechten Biere! Kein Spaß aus deiner tiefen moralischen Versunkenheit! Ich

frage dich jetzt, ob du noch für Vernunft empfänglich bist, oder nicht? Bist du es jetzt nicht mehr, so hast du zu dieser Thüre hinauszugehn, du bist mir dann nur ein einfacher Lump, und unser Verhältniß ist abgebrochen."

"Ob ich noch für Vernunft empfänglich sei, sagt dieser Mensch!" rief Falstaff, sich auf den Sopha werfend und die Beine ausstreckend; — „als ob dieser Mensch die Vernunft im Pacht hätte, und Jeden, der nicht seine Art von Vernunft immer und überall annehmen wollte, mit dem Scheltwort der Unvernunft beehren dürfte!"

Daß Falstaff sich so ausdrückte, war für unsern Helden, so schlecht es für den Augenblick aussehen mochte, doch ein gutes Zeichen; denn es war ein Beweis, daß er sich seiner Einwirkung nicht gänzlich entziehen wollte. Er näherte sich ihm also, nahm seine Hand und sagte freundlich: „Siegwart, ich bin noch nie an dir verzweifelt und verzweifelte auch heute noch nicht; aber dennoch gestehe ich dir, daß mir bange um dich ist, und daß ich dich auf einem Punkt angekommen sehe, wo es entweder unaufhaltsam abwärts gehn, oder schnurstraks umgekehrt werden muß. Du bist jetzt am Scheidewege, und ich hoffe, daß du noch nicht so sehr eingestrichelte Falstaff'sche Natur seiest, um nicht letzteres noch zu können."

"Da, der Philosoph will einen Herkules aus mir machen!" rief Falstaff wieder, — „Herkules am Scheidewege! Schade, daß ich kein translokopfiger asiatischer Wilder bin, wie der sehr ehrbare Herr der ledernen Phantasie des sehr ehrbaren Herrn Wächter sich dargestellt hat. Auch müßte die Tugend ein bißchen anders aussehen,

als auf jenem Bilde, wenn sie mich bestechen sollte, sie — —"

"Sie hat das Bild des Mädchens, das du unglücklich gemacht hast", sagte der Philosoph ernst.

"Welches Mädchens? — Mariens? — ist diese die Tugend? Ha, ha, ha! Wenigstens annehmbarer, als die Wächtersche!"

"Die Tugend tritt dir wenigstens mit ihr entgegen. Nur wenn du als ehrlicher Mann handelst, das Mädchen heiratest, das durch dich ruinirt, lebenslänglich elend, unglücklich geworden ist, wird dein eigener unsehlbarer Sturz in's Verderben verhütet, und der Gluck von dir genommen. Ja, er wird sich dir in Segen verkehren, dich selber zu einem andern Menschen machen, und so kann jezt noch vorgebeugt, das wieder gut gemacht werden, was bisher verdorben worden ist. Du kannst dich fassen, noch ein rechter Mensch, ein nütliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden."

"Philosoph, Philosoph!" sagte Halskaff fast ungeduldig. „du weißt, ich kann die Wörter: „Gluck, Segen, Verderben, die Phrasen von der „menschlichen Gesellschaft“ nicht leiden; die ersten riechen nach der Predigt und die andern nach der Philanthropie. Ich will zwar der menschlichen Gesellschaft auch nützlich werden, will ihr auch die Aufklärung bringen, aber — —"

"Ja", rief der Philosoph mit sittlicher Entrüstung, „in den Kneipen beim Bier oder Schnaps, bei denen du so lange die Aufklärung predigst, bis sie dich und deine Zuhörer unter den Tisch gebracht hat. Wirklich, du

sinkt tief und wirst immer tiefer sinken, wenn du so fortmachst."

"Den Schnaps liebe ich nicht, und wenn ich bei Bier und Wein meine Vorlesungen halte," sagte Falstaff trocken, "so thue ich nur, was mancher andere Herr auch thut."

"Aber du bist ein unreifer Geist, und wenn du als unreifer Geist noch unreiferen Geistern, die nicht die nothwendigen Erkenntnißgrade durchgemacht haben, beim Weine predigst, so kann ja nichts anders, als nur unreife Frucht hervorkommen."

"Sieh, ich habe darin meine eigene Ansicht," sagte der Philosoph No. 2 zum Philosophen No. 1. "Ich gestehe dir, daß der junge Wein, den ich meinen Zuhörern zu kosten gebe, manchmal braust und für den Augenblick berauschen kann, so daß es einem abgeschmackten Philosophen manchmal bänglich dabei werden könnte; — laß mich reden! — ich gestehe dir sogar zu, was du mir vorwirfst, daß ich in deinen Augen ein unreifer Geist sein mag, und glaube gern, daß du die Nützlichkeit meines Wirkens nicht einsehen, mit einem sittlichen Schauer dich davon wegwenden magst. Jeder nach seiner Art. Du hast meine Art nicht zu vertreten, und es steht dir frei, das Waschbecken der Unschuld, in dem du deine Hände wäschest, mitten auf den Markt zu stellen. — Ich aber weiß, daß mit eurer subtilen Art, die Philosophie einzuschmuggeln, für die Welt selbst nichts ausgerichtet, viel zu wenig gewonnen wird. — — Still, still! ich weiß wohl, was du sagen willst, ich kenne eure Pietät für die alten Vorstellungen und eure abenteuerliche Meinung von

den Erkenntnißgraden, — aber ihr werdet doch nicht so albern sein, zu glauben, daß mit der Ausbreitung eurer modernen Ansichten diese nothwendigen wissenschaftlichen Vorurtheile immer gleichen Schritt halten werden.* Je mehr die Ansichten durchdringen, um so kürzer werden die Schritte werden, mit denen das Volk darauf zusiegt.

Al! eure feinen, subtilen, gelehrten Distinktionen wird das Volk doch nie fassen, es wird sich's so kurz und so mundgerecht als möglich machen, — und das Recht dazu muß ihm bleiben vermöge der nothwendigen persönlichen Freiheit. — Nun ich störe euch nicht in eurem Kreise, hört ihr mich nicht in dem meinigen; das Publikum, mit dem ich meine Versuche mache, berührt euren Kreis nicht. — Ich weiß aber, daß, wenn einst eine neue Zeit soll anbrechen, diese neue Zeit eine feste Grundlage haben muß — nicht nur in eurer gelehrten Welt, sondern im Volke, und das Volk, das derbe Häuste hat, das zum Dreinschlagen gut ist, das ist die eigentliche Grundlage, auf der ein neuer Bau sich in einander fügen muß. —

„Du meinstest bisher, ich sei nur ein Genußmensch, und es mag manchmal der Mensch im Genuß auf eine Weile schlafen gehn. Aber ich hätte ja die Kraft, mich zurückzunehmen, wenn ich's für gut und wenn ich für meinen Zweck meine Lebensweise nicht förderlich fände.“

„Ein politischer Wähler! Pfui!“ rief der Philosoph — „übrigens bist du unschuldiger, als du selbst vielleicht glaubst; du bist kein Aerk, um vorne zu stehn, wenn's an's Dreinschlagen geht.“

„Fragt sich noch! und wenn auch! ich diene doch der Idee.“

„Der Idee! Welcher Idee?“

„Meiner.“

„Deine Früchte beweisen, welch ein Baum du bist,“ sagte der Philosoph finster. „Wir haben eine Verpflichtung, der Welt zu zeigen, daß die Früchte unsrer Weisheit keine schlechten sind, daß wir uns frei wissen von Unsittlichkeit, oder wo wir aus Schwäche uns auch einmal Blößen gegeben haben, wir doch jederzeit bereit sind, unsere Fehler wieder gut zu machen, — und daß wir keine politischen Wähler sind.“

„Na, mein Philosoph!“ rief Falstaff. „Erlaube mir, dir zu sagen, daß deine Idealitätsjägeri dich in dieser Beziehung blind, und weil blind, naiv macht. Du wirst aber auch noch vorwärts getrieben werden und gezwungen dahin kommen, wohin ich mich freiwillig begeben. Da du mich aber bis jetzt nicht verstehn kannst, so kannst du mich auch nicht richten. — Was deine andern Vorwürfe von wegen der Sittlichkeit anlangt, so finde ich's auch erklärlich, daß du um deiner Stellung willen und um der sogenannten Reputation willen auch für dich das zweideutige Licht fürchtest, das von mir aus sogar noch auf dich fallen könnte; — aber ich erlaube dir, auch hier mitten auf den Markt zu stehn, und die feinen Unterschiede, die „feinen Grenzlinien,“ die dich von mir trennen, vor aller Welt Augen darzulegen. Die Individualitäten mit ihren feinen Grenzlinien sind ja ohnedies das Stedenpferd, das du immer reitest. Ich gebe um die feinen Unterschiede keine Prise Tabak, ich scheere mich nichts um deine Reputation, ich habe Niemanden Rechenschaft über mein Leben zu geben, und wüßte nicht,

warum ich mit mir selbst so viel Umstände zu machen brauchte um des elenden Wörtleins: Reputation und Ehre willen.“

„Du hättest ganz Recht,“ sagte der Philosoph an seinen Nägeln kauend, „dich gegen die Sittlichkeit zu sträuben, wenn man sie nur um der Reputation willen übt; aber sage mir, — hast du für das Mädchen gar kein Herz, das du mit deinem Heirathsversprechen gefangen, das du in's Elend gestürzt hast? — Antworte mir hierauf, deine Grundsätze werden mir nachgerade interessant.“

„Nun,“ erwiderte Falstaff, nicht ganz ohne Verlegenheit lächelnd; „in dieser Sache brauchst du ja gar nicht in mein Ich niederzusteigen, um eine interessante Ansicht zu gewinnen, du darfst ja nur der eigenen Jugend dich erinnern. Mach' dir aus deinen eigenen damaligen Ansichten meine Ansicht zurecht; ob du das Maas etwas größer oder kleiner nimmst, daran liegt nicht viel.“

„Meine damalige Ansicht ist von mir gerichtet,“ sagte der Philosoph ernst, „ich weiß daß solche Verirrungen kein Scherz sind, und daß die Strafe auf dem Fuße folgt — je gewisser folgt, je weniger man sich innerlich züchtigen lassen will. Du sollst mir, wenn du nur ein wenig nachdenkst, dies keineswegs läugnen.“

Nun ja, das läugne ich freilich nicht. Jede That hat irgend eine Folge, jeder That folgt irgend eine Strafe.“

„Jeder bösen That,“ ergänzte der Philosoph.

„Jeder That,“ wiederholte der Andere. „Wenn ich eine Geliebte habe, ohne sie zu heirathen, so wird mich

die That verfolgen, sie nicht geheirathet zu haben, und wenn ich die Geliebte heirathe, wird mich die That verfolgen, sie geheirathet zu haben. That und Folge, das ergänzt sich so nothwendig; — glücklich derjenige, der durch alle Thaten und alle Folgen mitten hindurch segelt."

"Himmel! man meint, Eberhard reden zu hören! Ihr stimmt überhaupt manchmal zusammen."

"Wie alle Extreme. Ist ein geschiedter Kerl, obgleich er ein Esel ist, daß er immer die Nichtthat reitet, und dadurch des Lebensgenusses verlustig geht."

"Nun da verfolgt ihn auch nicht die Folge der That," sagte Robert.

"Hat auch nicht den Genuß der That." — Und Falstaff gähnte stark.

"Dein Lebensgenuß macht dich gähnen, er schwächt dich, er schwellt dich, er zehrt dich auf. — Höre, sage mir: siehst du denn gar nie die Zwiedrigkeit deines Treibens ein? siehst du nie ein, daß du mit deiner sogenannten Idee dir nur selbst die Augen verklebst? — daß du einen Vorwand dadurch für das Leben gewinnen willst, das dir lieb geworden ist? — Kommt dir gar nie die Sehnsucht, dein besseres Ich aufzuraffen und dich durch innere Reigung wieder in Einklang mit der „absoluten Idee“ zu setzen? Ich kann immer noch nicht glauben, daß deine Lebensansicht ganz frivol sei."

Falstaff streckte seine Beine, strich den Bart und sagte: „es fragt sich eben, welches Maß du an die „absolute Idee“, und welches Maß du mir anlegst. Du weißt, die absolute Idee ist die starre Jenseitigkeit, und kann als solche doch nicht erwarten, daß wir als die

Diesseitigen immer in Harmonie mit ihr stehn. Nun läßt sich der Accord mit ihr wohl auch weiter ausdehnen, als das Maß eines gewöhnlichen Philosophen erlaubt; — es muß für jeden sein eigenes Maß geben, und es muß ihm um so mehr gestattet sein, dies beizubehalten, als er ja selbst sein Richter ist und jeden seiner Schritte auch selbst zu verantworten hat.“

„Du umgehst meine Frage: ich fragte dich, ob dir nie die Sehnsucht komme, dein besseres Ich aufzuraffen, und dem Geiste zu leben?“

„Bliß! Wer sagt dir denn, daß ich nicht dem Geist lebe? Bist du der Richter über meinen Geist?“

„Deine Früchte richten deinen Geist. Ist dir der wahre Maßstab denn ganz verloren gegangen?“

„Er findet sich von selbst immer wieder, wenn er sich verloren hat, es liegt dies in der Natur der Sache,“ bemerkte Siegwart mit pffiffigem Gesicht. Und er fügte einen Spaß bei, den unser Philosoph vielleicht bei einem Glase Wein belacht hätte, jetzt aber war er im moralischen Eifer und rief ärgerlich: „Nein, nein, wir sind jetzt nicht auf dem Boden der Späße! Und darum sage ich dir ernstlich, daß deine Leidenschaften den Thron in deinem Kopfe eingenommen haben, daß die Verkehrtheit deines Herzens dir den Kopf umnebelt, auf daß du nicht sehen mögest die Kluft, in die sie dich führt. So lang du es mit deinen Verkehrtheiten, — mit der Sünde, so leicht nimmst, wird dein Geist nie die Kraft bekommen, sich aus seinen Verirrungen zurückzunehmen. Du fällst der Sünde anheim, und sie zieht dich immer tiefer in ihre Rehe, bis sie dich leiblich und geistig zu Grunde

gerichtet hat. — Gedenkst du denn gar nicht des häßlichen Endes, das derjenige nimmt, der auf deinen Wegen fortwandelt? Deine moralische Unreinigkeit wird sich auch an deinem Körper rächen, und du wirst zu spät einsehen, daß du dir die eigene Grube gegraben hast.“

„Allerdings. Alles in der Welt geht auf dem Wege Rechtsens; was ich an meinem Leibe verschuldet, habe ich auch an meinem Leibe zu büßen. Und wenn ich mit Mord und Selbstbewußtsein dann in die Grube steige, so werdet ihr hoffentlich auch ein würdiges Todtenlied zur Hand haben, das meinen seligen Geist in den Himmel eskortirt, diesen Geist, der dann im Feuer des Leidens seine Schladen abstreift, und als Gott, von Gott gezeugt, den Thron dort einnimmt, der ihm von Rechtswegen gebührt. — Du siehst, mein guter Moralist, daß du eine schlechte Rolle spielst, und daß es mißlich ist, sich zwischen einen Andern und seinen Gott einzudrängen. Die Beiden sind, wenn man es genau nimmt, unzertrennlich, und weder durch Gewalt, noch Trübsal, weder durch Hölle noch durch Tod, noch Teufel von einander zu scheiden. Und so läuft ein armer Sittenprediger, der eine Kluft zwischen Beiden beseitigen will, Gefahr, selbst in die Stricke des Teufels zu fallen, d. h. nicht in die Stricke, die der Teufel legt, sondern in denen er liegt: er wird lächerlich — und wer lächerlich wird, der allein ist los von Gott, fñtemalen ja der Teufel als die personificirte Gottlosigkeit die personificirte Lächerlichkeit ist, wie euer Gnaden selbst schon zu andern Zeiten auszusprechen geruhten.“

Nußig sagte Robert: „Man sieht, wie geschäftig dein sophistischer Kopf ist, die Begriffe zu verwirren, um auf dem Wege der lieb gewordenen Sinnlichkeit nicht aufgehalten zu werden. Denn wenn du dir deinen eigenen Zustand nur ein wenig klar machen wolltest, müßtest du sogleich finden, daß du die Unsittheit mit Bewußtsein festhältst und gegen die Stimme deines bessern Ichs vertheidigen willst. — Ich muß nochmals auf dein Ehrensprechen zurückkommen: du haßt es also wirklich gegeben?“

„Ich kann das nicht so genau sagen,“ erwiderte Falstaff, „aber ich denke, es kam so was zur Sprache.“

„Und du gebrauchst dein Wort also nicht zu halten? du liebst das Mädchen nicht?“

„Warum denn nicht? ich finde sie so hübsch, daß ich sie noch zwanzigmal anführen würde, wenn ich's nicht schon gethan hätte.“

„Nun,“ rief Robert fröhlich, „wenn du sie liebst und immer von Neuem anführen möchtest, — warum willst du sie denn nicht heirathen? Du könntest zweierlei erreichen: das Mädchen glücklich machen, und selbst ein ehelicher Mann werden.“

„Sieh, das wäre albern,“ sagte Falstaff fast griesgrämig. „Ich glaube gewiß, daß das Eheband meine Liebe sogleich entzwei schnitte. Gerade das, was mich festbinden soll, würde mich lösen. Und was nützt es dann, wenn ich äußerlich gebunden bin? Das Eheband, das mich nicht innerlich festbinden kann, würde mich äußerlich entweder trüben, und das wäre ungeschickt, oder nicht trüben, und dann wäre der Skandal nur größer.“

„Aber wenn das Mädchen unglücklich wird? — wenn sie sich einen Tod anthut?“

„Das wird sie nicht thun. Ein Mädchen, das sich mit mir einläßt, bringt die Schande nicht um.“

„Kannst auch Recht haben!“ sagte der Philosoph lachend; „allzu ungleich kommt nicht leicht zusammen. Aber dennoch möchte ich dir zur Ehe raten. Nur die Ehe kann dich noch curiren.“

„Bei Leibe nicht! curiren! schon dieses Wort macht die Ehe für mich unmöglich! — Von was denn curiren? von meiner Liebe zum Wein? davon will ich aber nicht curirt sein! oder von der Liebe zu den Weibern? — da wäre die Ehe eine verzweifelte Cur; — oder von der Liebe zur Ungebundenheit? — so lang die Liebe zur Ungebundenheit da ist, kann man sich nicht aus Liebe binden lassen. Das ist ein radicaler Widerspruch.“

„Aber du haßt ja dem Mädchen die Ehe versprochen.“ —

„Natürlich, weil sie sich ohne das nicht fangen lassen wollte, und nur weil sie meinte, mich zu fangen, ließ sie sich fangen. Der Klügste triumphirt.“

„Aber bedenke, daß derjenige, der sich als der — nicht Klügste, sondern Pöppelste zeigt, sich auch zugleich als der Schlechteste ausweist und unsere volle Verachtung verdient!“

„Schlecht! Verachtung! das sind zwei Wörter — schauen wir sie näher an. Schlecht ist gleichbedeutend mit schlicht, und schlicht mit einfach; — nun ich verzeihe dir, wenn du mich für einen einfachen, schlichten, schlechten Menschen hältst, und Ver — Achtung — nun Achtung

ist Achtung, und das Ver ist nur ein Vorwort, eine unbedeutende Vorsylbe vor Achtung; — à propos, du wirst hier aus Erfahrung sprechen und Ver- und Nachachtung gemeint haben. Du genossenst die Vorachtung und verdienst sie wohl sehr — ich trete in deine Fußstapfen und nehme mit der Nachachtung vorlieb.“

Der Philosoph war halb ärgerlich, halb lustig, halb beschämt, und halb beleidigt. Seiner besseren Natur aber sich bewußt, sagte er: „Mir haben meine jugendlichen Verirrungen später viel zu schaffen gemacht, und der große Unterschied zwischen uns Beiden wird mir jetzt erst wieder recht deutlich. Ich weiß, was Reue und Buße heißt.“

„Natürlich. Wer ein großer Mann werden und vom Professorsstuhl aus die Welt lehren will, der muß doch auch vorher Reue und Buße studirt haben. Er wüßte ja sonst diese schönen Wörter nicht zu deuten!“

„Höre! du bist unverbesserlich! der herzloseste Kerl, der mir noch unter die Augen kam. Ich kannte dich wirklich bisher nicht so ganz —“

„So wenig kanntest du mich, als du dich selbst kennst. Darum bist du immer noch naiv, wie sich's für einen Delben ziemt.“

„Höre!“ sagte Robert, — „wenn das schöne Mädchen ein Kind hat, und das Kind schaut dich mit seinen unschuldigen Auglein an, und ist dir ein lebendiger Vorwurf, daß es unehelich und ohne Vater in der Welt aufwachsen soll, — glaubst du dann nicht, daß dein Gewissen aufwacht? — oder wenn das Mädchen sich

doch einen Tod anthut — oder ihr Kind erstickt — oder ertränkt — —“

„Ich wollte dich längst einmal fragen, ob du wohl jene erste Geliebte geheirathet hättest, wenn sie nicht gestorben wäre, ob —“

„Ich weiß das nicht,“ sagte Robert etwas beschämt, „aber die Verhältnisse waren dort anders, — und des Kindes hätte ich mich jedenfalls angenommen.“

„Des Kindes! aha! — ja, ich will mich seiner auch annehmen. Aber noch etwas, — du hast eine schöne Frau, — und eine liebe Frau! Sie mag mich nicht recht leiden, und ich erschrecke fast vor ihren schönen Augen, wenn ich etwas sage, was ihr nicht gefällt und sie diese Augen dann auf mich heftet, — wirklich, allein diesen Augen gegenüber hab' ich schon manchmal zugegeben, was ich sonst nie zugebe, daß meine Denkweise und meine Gesinnungen nicht immer ganz in der Ordnung sein müssen, — und ich weiß eigentlich nicht einmal, warum sie mir dies Bekenntniß abnöthigt, denn sie hat mich noch nie mit Worten gestraft, — auch nicht mit den Augen, — aber es ist so was Klagend — Fragendes in diesen Augen, wenn man seiner Zunge den Lauf läßt; ich hätte schon manchmal versucht werden können, an Engelserscheinungen zu glauben, und so wenig ich das leiden kann, so rührt mich's doch an ihr.“

„Ei,“ sagte der Philosoph, „dies Bekenntniß ist mir sehr interessant. Wirklich, das hätte ich nicht erwartet.“

„Ja sich', ich dachte früher manchmal: der Schärtel war doch nicht dumm, daß er sich in's Ohrschloß spannte,

um dieses Gesicht immer um sich zu haben, — und der Maler ist nicht dumm, daß er das Gesicht so gern malt; und wenn ich Schärtel's Weib bekommen hätte, hätt' ich wohl auch mögen drum meine Freiheit verkaufen.“

„Ich staune,“ sagte Robert, „um so mehr, da ich nie bemerkt habe, daß du dich Elisabet auf irgend eine Weise genähert hättest.“

„Ich wußte wohl, daß ich doch nichts ausgerichtet hätte.“

„Aber wie? du sagtest ja, du liebest deine jetzige Geliebte, warum soll sie dir denn nicht das Ehejoch süß machen können? dir ein guter Engel werden können?“

„Ja sich', das wollt' ich sagen, — das böse Beispiel macht's unmöglich! Ich merkte seitdem, daß ich mich betrogen hatte, daß am Ende alle Weiber auch irgend etwas an sich haben, was sich nicht schiden will, was unbequem werden kann, — — und am Ende sind sie selbst von dem Joch gedrückt, und schütteln sich, um es los zu werden; — also warum das Joch auf-laden, um es nachher unbequem zu finden und wieder abwerfen zu müssen? Adieu, mein Philosoph! guten Appetit zur eigenen Suppe, und guten Rath in den eigenen Narren, und einen guten Besen, um vor der eigenen Thüre zu lehren!“

Und damit war der Philosoph No. 2 zur Thüre hinaus, und überließ den Philosophen No. 1 seinen Gedanken.

Nach einigem Besinnen erhob sich dieser jedoch mit ernstem Lächeln und sagte zu sich selbst: „Dieser Mensch

ist und bleibt eben eine plumpe Natur, die Alles grob sieht, grob zusammenseht und sich's grob wieder zergliedert. Aber halb hat er doch immer Recht, und für den groben Sinn behält er auch Recht. Das ist nun einmal nicht zu ändern."

Er begab sich, bevor er seinen Berufsgeschäften nachging, in seiner Gattin Zimmer. Sie lag im Bett, das sie damals selten verließ. Sie lag gegen die Wand hin und hatte die Augen geschlossen. Sie schien zu schlafen.

Er entfernte sich wieder still und gab selbst dem Dienstmädchen seine Befehle.

Vierzehntes Capitel.

Unsere Elisabeth hatte, wie schon angegeben, in ihrem krankhaften körperlichen Zustande Zuflucht und Vergessen bei der Lektüre gesucht, und somit — in vollkommener Zwedwichtigkeit — dasjenige, von dem sie hatte frei werden wollen, das Krankheitsgefühl und Krankheitsbewußtsein, sich in immer stärkerem Grade aufgeladen. Die Einsamkeit, zu der sie sich verdammt sah, (da ihr Gatte durch Berufsgeschäfte in Anspruch genommen war und andere Zerstreuung sich nicht herbeiziehen ließ) war ihr unerträglich. Die Bücher also gaben die einzige Zerstreuung. Kam dann Robert nach Hause, so war sie einsylbig und übelläunig, und dieser, widerlich berührt, brachte immer weniger Zeit in ihrer Nähe zu. Die Phantasiewelt, die ihr aus ihren Büchern entgegenschaute, steigerte aber ihren schon dies aufgeregten Zustand so sehr, daß die Gesalten ganz aus ihren Rahmen heraustraten, daß das Erträumte Wirklichkeit für sie wurde; und da die krankhafte Spannung ihrer Nerven sie zur Schlaflosigkeit verdamnte, so wurden die Gesalten in der Nacht zu Gespenstern, und drehten die Arme zu ertrüden, die mehrmals aufsprang und Herzen anzündete, weil das schwache, dämmernde Nachtlcht ihr aus jedem Winkel

eine Larve entgegengrinsen ließ. — Wollte uns Jemand einwenden, daß diese Schilderung unglaublich sei, den bitten wir, sich auch, wie Elisabeth, bis zu Amadens Hoffmann's Schriften zu verirren, und dann die zarte, weiche Constitution der jungen Frau mit auf die Waagschale zu legen.

Als Robert eines Abends nach Hause kam, hatte der unleidliche Zustand seines Weibes den höchsten Grad erreicht. Er fand sie in der Küche stehend, todesbleich, mit klappernden Zähnen ein Feuer schüren, und als sie ihn sah, nachdem sie ihn mit wirren Blicken einen Augenblick angeschaut hatte, warf sie schnell ein Buch in die Flamme. Robert riß hastig das Feuer aus einander, holte glücklich das Buch wieder heraus, woran ihn jedoch Elisabeth hindern wollte, und fand — das Teufelselixir. Elisabeth hatte sich eines brennenden Scheites bemächtigt und stellte sich in einiger Entfernung von ihm auf, ihn mit misstrauischen Augen betrachtend. Er riß ihr das Scheit aus der Hand und schleppte sie in's Zimmer, wo sie in einer Ecke des Sopha mit Froschschütteln sich zusammenkauerte. Unser Philosoph hatte, wie der Zauberlehrling, das Wort vergessen, das diesen tollen Geistespfusch in dem Kopfe seines Weibes wieder zur Ruhe bringen konnte; sie schaute ihn fremd an bei Allem, was er sprach.

Endlich fiel ihm ein, nach Oberhard schicken zu wollen, denn Ruß! — Ruß! diese konnte sie gewiß zurecht bringen! — Zum Maler wollte er nicht schicken, aus mancherlei Gründen.

Oberhard kam, und hatte kaum vom Teufelselixir vernommen, als er auch schon durch die Thüre stürzte,

und so gräßliche Töne aufwühlte, als gälte es jetzt erst, das Teufelselixir zu brauen.

„Bist du toll?“ schrie Robert; „ich schickte zu dir, um den Spuk zu beschwören, du aber frischst ihn auf! Siehst du nicht, wie die arme Narrin sich schüttelt, wie sie aufspringt, wie sie sich die Ohren zuhält, wie sie klappert mit den Zähnen?“

Der Spieler ließ sich aber nicht irre machen, sein Spiel athmete grellen, unver söhnbaren Widerspruch, ja, das Hohnlachen der Hölle grinsle daraus hervor. Nach und nach jedoch löste es sich, die Töne wurden milder, gestalteten sich zu Akkorden und gingen immer mehr in Friedenstöne über.

Robert sah neben Elisabeth und hielt mitleidig ihre Hand. Ihr Auge thaute auf, und als er sie in seine Arme zog, — als Elisabeth endlich Klänge vernahm, die in ihrer tiefsten Seele wiederhallten, — da löste sich der Krampf und unaufhaltsam stürzten ihre Thränen. Sie klammerte sich an ihren Gatten an, und Robert, ohne ein Wort zu sprechen, ließ sie an seinem Halse ausweinen. So lag sie lange. Immer weicher, immer langsamer, immer leiser wurden die Töne und immer stiller die Weinende. Als Robert nach einer langen Weile sich zurückzog, sah er, daß Elisabeth sanft eingeschlafen war. Eine innige Rührung kam über ihn, und auch in seine Augen traten zwei große Thränen; er wußte sich nicht Rechenschaft zu geben, warum. Als er die Augen aufschlug, fielen sie auf das früher erwähnte Christusbild von Albrecht Dürer, das ein wenig abseits von den Bildnissen Schiller's, Goethe's, Shakspeare's u. s. w. hing. Aber wie war

ihm? — — Das Bild schien viel größer, die Augen, die doch geschlossen waren, standen offen und sahen mitleidig, ernst lächelnd auf ihn und sein Weib! Im Schrecken hätte er fast seine liebe Last fallen lassen. Sacht legte er sie in eine Ecke, sprang dann auf und ging auf das Bild zu. Aber da war es der ganz bekannte, unveränderte, alte Stahlstich, und Robert machte sich mit einem geheimen Lächeln über sich selbst bemerklich, daß diese Vision von den eigenen Thränen hergekommen sei, die in seinen Augen zum Vergrößerungsglas geworden und eine optische Täuschung hervorgebracht hätten. Er knüpfte daran Betrachtungen über Visionen, die ihm seine eigenen, längst gehegten Ansichten darüber bestätigten.

Der Mensch, der seines Weibes Seele zur Ruhe gebracht und eingelullt hatte, sah still an seinem Klavier, den Kopf auf die Brust gesenkt. Robert näherte sich ihm, klopfte ihm auf die Schulter und sagte ihm seinen Dank. Eberhard aber schien nicht zu hören, oder hörte wirklich nicht. Robert sah ihm in die Augen, sie waren starr auf einen Punkt gefestet. Endlich als der Philosoph ihn schüttelte und nach der Ursache seiner Versunkenheit fragte, sah er auf und schaute ihn fremd an.

„Fast möchte ich glauben, zwischen euch Zweien finde Wechselwirkung Statt,“ sagte Robert, „als habe Elisabeth ihr Teufelselixir dir nun eingeschüttet, nachdem du sie von dem Spuk befreit hast.“

„Befreit! Habe ich sie denn befreit? Können Löwe denn befreien? Nein, nein! sie können nur zur Ruhe bringen, einschläfern und auf Augenblicke lösen; aber befreien, — vom Teufelsspuk befreien, so befreien, daß

man wirklich frei von ihm wird, — das können sie nicht.
Sonst müßt' ich ja längst frei sein von eurem Teufels-
spuk!"

„Unserm Teufelsspuk? Und das sagt ein Mensch,
der von Harmonie eine Idee haben will, — und auch
unbestreitbar hat!"

„Eben, eben," sagte Eberhard aufstehend; „Harmonie
suche ich, nach Harmonie lechzt meine Seele!"

„Er sucht sie, und merkt nicht, daß sie ihm in den
Fingern sitzt," sagte der Doctor lächelnd.

„Was nützt mir das? In meinen Kopf muß sie
kommen, nicht in meine Finger; meine Finger und mein
Herz können sie wie im Traum manchmal finden, — aber
der Kopf schlägt sie, wenn ich mich eben damit trösten
will, plötzlich wieder zu Boden. O, ich bin so unglück-
lich!" — Damit nahm er den Hut, um fortzulaufen;
Robert, der gewohnt war, ihn meist in heiterer Laune
zu sehen, vertrat ihm verwundert den Weg; aber er sah
wirklich Thränen in den Augen des wunderlichen Menschen.

„Eberhard, du dauerst mich! Daß ich dir doch
helfen könnte!"

„Ja, daß du! Wenn du mir helfen könntest, so
könntest du auch Andern helfen, und wenn du Andern
helfen könntest, so könntest du der Welt helfen, und wenn
du der Welt helfen könntest, so wärest du das, wofür du
dich hältst, Gott und Mensch in einer Person. So aber
kannst du leider nicht mir, ich aber auch nicht dir helfen,
und ich würde verzweifeln, wenn ich nicht meine Hoff-
nung auf Jemand setzte, der sich selbst nicht helfen kann,

und eben dadurch, daß er sich nicht helfen kann, uns hoffentlich hilft.“

Damit lief er hinaus und überließ den Philosophen seinen Gedanken; der letzte derselben aber war: „Die Substanz ist und bleibt eben ein Narr.“

Am andern Morgen, da Elisabeth nach gesundem Schlaf gestärkt erwachte, erinnerte sie sich nur dunkel ihres halben Wahnsinns von gestern, und als ihr Vatte ihr Vorstellungen machte, schämte sie sich. Er hatte doppelte Ursache zu diesen Vorstellungen: nicht nur über ihre Lesesucht im Allgemeinen, sondern vorzüglich auch deshalb, weil sie gegen seinen Willen Hoffmann's Schriften zur Hand genommen hatte. Niemand weniger als Elisabeth war geeignet, sich den unheimlichen Einflüssen des „bedrohlichen Prinzips“ zu entziehen, das in Hoffmann's Kopfe aus allen Ecken spult, als ob es dem Menschen nachstellte und im Finstern auf ihn lauerte. — Und da das Böse ja kein Prinzip war, wie Robert seiner Elisabeth schon lange genug vordemonstrirt hatte, so sollten auch ihrem Kopfe diese finstern Schatten ferne bleiben, die ja wie wüste Träume fliehen mußten vor dem lichten, heiteren Tage der jungen Freiheit, wenn man die Welt, das Leben, den Menscheng Geist und das Menschenherz mit rechten Augen anschauen lerne.

Er erinnerte sie übrigens daran, daß sie damals doch Recht gehabt, und daß ihre Lesesucht sie „dem Feinde“ wirklich in die Hände geführt hätte. Es solle ihr zur

Warnung dienen, und das Uebermaß solle für sie der Anfang zur Umkehr werden.

Wirklich, Elisabet verspürte heute etwas von den Freiheitsträumen des lichten, heitern Tages. Mit der wiederkehrenden Gesundheit in ihrem Lebenemark kam auch wieder Lebenslust und Lebensahnung in ihr Herz; sie beschäftigte sich mit Behagen in ihrem kleinen Kreise und lächelte, als Robert sie um ihrer Beschäftigkeit willen lobte.

Am Nachmittag setzte sie sich an ihre Staffelei, eine unüberwindliche Sehnsucht trieb sie zu den Farben.

Sie hatte jene größere Landschaft nach Bertram's Skizze, die er wieder nach Elisabet's Angaben gefertigt, schon ziemlich weit vorwärts gebracht: ein Seitenthal des Ringjithals, schluchtartig, nach einer Seite hin sich öffnend; da schimmerten ferne Gebirgsgezel immer bläulicher herein. Links ein hoher Berg, vielfach zerklüftet, mit der mannigfaltigsten Vegetation überkleidet, d. h. so weit die Vegetation ging, von Menschenhand mit verschiedenen Gewächsen bepflanzt. Aber auch das nackte Gestein lag in herrlichen Schattirungen da: sie gingen vom Röthlichen in's Gelbliche, vom Weißgrau und Schwarzgrau sogar in's Dunkelviolette. Rechts in der Höhe eine Ruine. Unten tiefer, satter Fiesengrund, in einer Ecke herrliche Tannen und Föhren, deren Kronen noch einigermaßen die Fernsicht einengten. Am Fuße derselben stürzte ein Waldbach, aus einer Seitenschlucht hervorkommend, bis ganz in Vorgrund; der Schaum des hochausspritzenden Wassers versprach liebliche, erfrischende Wirkung, wenn es vollendet war. Ueber das Wasserlein führte ein Baumstamm, der als Brücke diente, gerade unter den

Bäumen in die Seitenschlucht hin. Dort sah man halb versteckt eine Hütte am Berge hängen. Ganz im Vordergrund rechts ein Rußbaum und anderer niederer Baumschlag kontrastirten gar angenehm mit dem dunkeln Nadelholz, das auch theilweise die Kronen der Bergfegeln zierte. An den Bergabhängen weideten Ziegen, im Vordergrund einige Kühe. Das Ganze war in magischem Halbdunkel gehalten.

Diese Pflanzenwelt in ihrer Mannigfaltigkeit sprach jetzt doppelt an, da draußen Schnee und Reif war; Elisabeth versenkte sich in ihre Farben. Sie hatte große Fortschritte, besonders auch beim Baumschlag gemacht; die mannigfaltigsten Uebergänge wußte sie festzuhalten. Eben war sie an den Tannen und tauchte für deren innere Particen den Pinsel in's schwärzeste Grün. Sie wollte tüchtig darauf los arbeiten, um ihren Lehrer, wenn er einmal käme, mit den Fortschritten überraschen zu können. — Sie selbst war so malend ein malenswerthes Bild; Robert, als er sie bei der Arbeit überraschte, dachte: ich habe eben doch ein schönes Weib! Sie fühlte bald Brustschmerzen, — aber das war gleichgültig, sie mußte heute noch an ihre fernern Berge kommen! Sie war allein; Robert begab sich zum Literaten, um mit ihm zu arbeiten.

Bei den ersten Strichen, die sie im Bläulich-grünlichen der Berge machen wollte, bemerkte sie, daß ihr eine Farbe mangelte. Sie war genöthigt, zu Bertram zu schicken, der um die Erlaubniß bitten ließ, die Farbe selbst bringen zu dürfen, — und in einem Nu stand er selbst da. — Es war gut, daß Elisabeth so im Eifer war; sie bewillkommte ihn ziemlich unbesonnen, wenn auch etwas

höher erröthend, und führte ihn alsobald an ihre Arbeit. Er fragte nach ihrem Befinden, das sie ziemlich gut nannte, und setzte sich dann neben sie; er lobte, tabelte, zeigte Vortheile. Elisabeth malte eifrig fort, aber es wollte nicht ganz gehn; ihre Hand war nicht fest, während Bertram ihr gestand, daß es eine Ewigkeit sei, die zwischen ihrem letzten Inblich liege; die Welt habe ihm oft schwarz gebäucht, als ob sie des Lichtes und der Lust ermangelte.

Elisabeth gab hierauf keine Antwort; sie ruhte aus und erzählte ihm von den Tagen ihrer Kindheit, wie schon damals solche ferne blaue Berge, durch saftgrüne Bäume sich hindurchschlend, eine unbeschreibliche Sehnsucht in ihr erweckt hätten.

„Diese Sehnsucht,“ sagte Bertram, „war die Ahnung Ihrer wirklichen Bestimmung; denn dasjenige, was uns unser Lebenlang fesselt, das ist uns bestimmt, und was uns bestimmt ist, wozu unsere innerste Natur uns hinreißt, das allein kann uns lebenslänglich fesseln. Ihre Bestimmung sind: Farben und schöner Vorgrund, durch den ein geheimnißvoller Hintergrund schimmert. Elisabeth, zu Ihrer Ferne habe ich den Schlüssel!“ Elisabeth verstand ihn nicht, oder hörte ihn nicht.

„Dieses Ineinanderspielen des Violetten in's Bläuliche, und wieder des Bläulichen in's Gräuliche,“ sagte sie träumerisch, „hat für mich einen unendlichen Reiz, besonders wenn es durch einen frischen, grünen Vordergrund herrinschaut wie eine schöne Zukunft in eine schöne Gegenwart. — Woher doch solche Sehnsucht nach der Ferne kommen mag? Schon oft hat es mich getäuscht: wenn

nun die Ferne Nähe geworden ist, habe ich nicht das gefunden, was ich zu finden meinte."

"Und warum, Elisabeth, warum haben Sie es nicht gefunden?" fragte Bertram hastig, ihre Hand ergreifend.

"Robert, den ich einst fragte, meint, es läme von der bestimmten Deutlichkeit, in der Alles dann vor uns liegt, was vorher im durchsichtigen Dufte der Ferne unser Auge mit Entzücken und Sehnsucht erfüllte. Da trete das Stoffartige, die irdische Schwere vor unsern Blick, wir sehen, wie das Alles nur aus Sandkörnern, aus Grund, aus Gräschen bestehe, und diese gemeine Deutlichkeit zerstöre dann den Zauber."

"O, wenn Robert so spricht, so hat er noch nie den Zauber der Schönheit kennen gelernt, — und Sie selbst, Elisabeth, wenn Sie noch der Meinung sind, die Deutlichkeit zerstöre den Zauber, haben Sie noch nie die Welt mit den Augen der Liebe betrachtet, — sind noch nie von Einem Gegenstand so erfüllt worden, daß sich Ihnen die ganze Welt in diesem Einen Gegenstand spiegelt. Ich"

"In meinem Bilde zieht mich auch die Nähe an," sagte Elisabeth schnell, indem sie ihre Hand hastig losmachte und den Pinsel wieder zur Hand nahm. "Auch das Kleinste ist ja wieder in seiner Art ein Wunder; ich glaube, der Fehler liegt meistens nur an uns, daß wir dieses Wunder nicht immer herausfinden. Aber vielleicht liegt es eben darin, daß die Sache uns zu bekannt und zu klar verkommt, was uns immer wieder in die Ferne zieht. Wir meinen, dort liege Fremdes, Niege-sehene, eine Welt voll Wunder, wir sehen's in der

Perspectivc wie die Zukunft, und diese Meinung erhält sich so lange, bis die Ferne nun Nähe geworden ist, und wir sehen, daß es wieder ganz dieselbe Welt ist, wie diejenige, die wir verlassen, die wir gering geachtet haben, um in der Ferne nur die Wiederholung zu finden."

"O, Elisabeth! wenn Sie so reden können," rief der junge Mann aufspringend, "dann lieben Sie nicht! Ihr Herz ist todt und kalt, sieht die Welt in ihrer gemeinen Deutlichkeit. O Thor, der ich meinte, es würde anders sein!" sagte er halbleise, im Zimmer auf und ab laufend.

— "Doch sollen Sie meines Herzens Meinung darüber wissen, und somit sage ich Ihnen: es giebt eine Deutlichkeit, eine Nähe, die den Zauber nicht nur nicht hinwegnimmt, sondern so sehr vermehrt, daß uns ein Wirbel faßt, — da kehrt sich Ihre Behauptung geradezu um: wir müssen die Ferne suchen, weil die Wunder alle in der Nähe liegen!" Er sagte dies, indem er in einiger Entfernung vor ihr stehn blieb.

Elisabet hatte sich auf ihre Leinwand gebeugt; die Parallelen, zu denen ihre Worte Veranlassung geben konnten, waren ihr selbst erst deutlich geworden, nachdem sie heraus waren, und der Gedanke, daß derjenige, an den sie gerichtet waren, zu dem sie in einem so sonderbaren Verhältniß stand, sie falsch deuten konnte, hatte sie schon verwirrt, noch mehr aber verwirrten sie seine Worte.

Sie gab keine Antwort; sie tauchte den Pinsel in die Farbe und machte einige Striche, aber sie verbarb ihren schönen, fernen Berg. Bertram näherte sich ihr wieder und schaute verwundert auf die Leinwand; — als er aber die fehlerhaften Striche sah, wurde seine Stimmung

schnell eine andere; er nahm ihr den Pinsel aus der Hand und sagte: „O, nicht malen in diesem Augenblick! ich könnte keinen Strich machen.“ Dann fuhr er, ihre Hand festhaltend, mit tiefer, bewegter Stimme fort: „Elisabet! ich habe auch lange in der Ferne gesucht, habe gejagt, habe die Welt durchstürmt. Aber ich jagte immer nur nach Einem, suchte nur Eines. Und das war das Traumbild, — oder vielmehr ein wirkliches, bestimmtes Bild, das mich durch meine ganze Kindheit, meine Jugend begleitet hat. Ich habe mich selbst verloren, weil ich das Original zu lange nicht fand. Auf einmal aber ist mir eines leidhaftig entgegengetreten, und mit diesem Augenblick hat alle Ferne ihren Reiz verloren. Mein Leben kreist nur um einen Punkt, und dieser Punkt ist mir zugleich unendlich nahe und unendlich fern, schließt mir alle Wunder ein, die Himmel und Erde beherbergen, und die ganze Welt ist seitdem für mich eine andere geworden. — „O, Elisabet,“ flüsterte er auf seinen Knien, „erlaube mir nicht, einmal niederzutauchen in das Meer, — in den Himmel voll Seligkeit, der in deinen Augen liegt?“ — — Elisabet“

Er sprach nicht mehr und Elisabet hatte kein Wort; aber ihr Auge tauchte in Bertram's, und Bertram's Auge versank in Elisabet's. Er erhob den Arm und Elisabet wollte niederstürzen, — aber plötzlich fuhr ihre Hand gegen die Brust, und mit einem Schrei sprang sie auf.

Mit höchster Bestrebung fuhr Bertram ebenfalls auf, wollte herzuwinken sie stützen, aber Elisabet machte einen Sprung in die Nebenthüre, schloß die Thüre, und fiel erst dann aufstöhnend neben ihrem Bette nieder, weil

sich der Krampf erneuerte. Bertram wollte verzweifeln an seiner Thüre; er bat sichtlich, ihm zu öffnen, um ihr Hülfe bringen zu können. Als er keine Antwort erhielt, ging er nach dem Dienstmädchen, und eilte dann fort, um Robert aufzusuchen. Er machte sich große Vorwürfe, ihren krankhaften Zustand nicht besser beachtet, und seinen Empfindungen zu sehr nachgegeben zu haben. Er war überhaupt sehr unruhig und wagte nicht zu denken über das, was werden sollte, denn er sah nach keiner Seite hin Licht. Darum blieb er lieber mit seinen Gedanken bei Elisabeth's Augen stehn. — Den Doctor fand er beim Literaten, mitten im Studium; er bat ihn, augenblicklich mit ihm zu kommen. Dieser, besorgt, leistete Folge, und unterwegs erzählte Bertram, wie Elisabeth wahrscheinlich durch allzu angestregtes Malen kurz nach seinem Eintritt einen Brustkrampf bekommen habe; er, natürlich, als ihr zu fremd, habe ihr keine Hülfe bieten können, weswegen er eilends ihn, den Vatten, aufgesucht.

„Das versuchte Lesen und das versuchte Malen richtet sie noch zu Grunde!“ rief Robert grimmig. „Wenn sie nur auch Maß und Ziel darin hätte! ich muß eine förmliche Nur mit ihr anfangen!“

„Aber du bist heftig, Schärtel, das taugt nicht für ihren Zustand.“

„Ei was tangen! ihr Zustand tangt auch nicht für meinen Stand!“

„Schärtel!“ rief der Maler, „sprichst du hier im Ernste?“

„Ja? was wird daraus folgen, wenn ich im Ernste spreche?“ Der Philosoph fixirte den Maler hell, dieser

aber schaute eben so hell, indem er erwiderte: „Dah
alsdann dein Stand nothwendiger Weise von ihrem Zu-
stand erlöst werden müßte.“

„Ei! und willst du sie dann freien? und sie damit
dem Malerstand einverleiben? Aber du giebst ja selbst
Zugniß, daß das nicht gut für sie ist.“

„Schärtel!“ rief der Maler mit höchster Befremdung,
„behandelst du eine solche Frage mit solcher Leichtigkeit?
— geht dir Elisabeth nicht über Alles?“

Der Philosoph wurde in innerster Seele betroffen.
Mit überwältigender Macht drang der Gedanke auf ihn
ein, daß hier Ernst gemeint sein könnte, daß aus dem
Scherz Ernst entspringen könnte, und dessen war er doch
nicht gemeint. Mit einigen Sprüngen war er die Treppe
oben und an der Seite seines Weibes. Elisabeth lag matt
und bleich auf dem Sopha, ihr Mädchen war um sie be-
schäftigt. Sie sah ernst, aber nicht verflört aus; für den
Maler hatte sie keinen Blick, ob aus Schüchternheit oder
Unzufriedenheit konnte er nicht unterscheiden; er empfahl
sich auch alsbald, da er hier überflüssig war. Nur als
er sich an der Thüre nochmals umkehrte, glaubte er zu
sehn, daß ihr Auge ihm folge.

„A propos!“ rief ihm Robert unter der Thüre nach,
„sei so gut, mein Theurer, und nimm dies Gemälde da
mit dir, vollende es, denn Elisabeth darf mir in dem
nächsten Vierteljahr nicht mehr malen.“

„O Robert!“ sagte Elisabeth schmerzlich.

„Nein, nein! das ist fertig!“

„O, Sie erlauben, daß ich vollende, ich will fleißig sein,“ sagte Bertram, und packte das Geräthe zusammen, um es durch seinen Diener abholen zu lassen.

Als Robert mit seiner Gattin allein war, benachrichtigte er sie erzählungsweise von dem Verhältniß zwischen dem Literaten und seiner Gattin, das sich nicht mehr freundlicher gestalten zu wollen scheine. Anna sei durchaus abgeneigt, die Ehe fortzuführen, die ihr langweilig sei: sie sei der Ueberzeugung, daß sie nicht zusammen taugten, und es werde nun wohl zu einer Scheidung kommen. Er knüpfte daran die Bemerkung, daß es ihm immer noch fatal sei, die Apfelgeschichte als ersten — wo nicht Grund, doch Anfang dieses Zerwürfnisses betrachten zu müssen; Elisabet aber war der Meinung, es müsse doch schon vorher nicht Alles richtig in dieser Ehe gewesen sein, diese unbedeutende Geschichte würde sonst doch wohl nicht zwei Herzen haben trennen können. Dem konnte freilich unser Doctor auch nicht widersprechen; er hatte zwar durch seine Bemerkung auf Elisabet's Gewissen einwirken wollen, da sie jedoch so ruhig darüber hinwegging, so begnügte er sich, ihr stillschweigend Recht zu geben.

Unserer Elisabet machte aber doch die Sache mehr Strupel, als sie gestand, und zwar vorzüglich deßhalb, weil ihre körperlichen Schmerzen gerade in jenem Augenblick ihr wieder wie eine ernste Mahnung ihres Gottes erschienen waren, als ob er sie dadurch rütteln wollte; — sie schauderte, aber immer zog die Frage durch ihre Seele: lebt er denn? hört er, sieht er mich? — oder war das etwa nur körperlich? nur Zufall; daß der Schmerz

gerade in jenem Augenblick kam? — oder vielmehr naturgemäßer Ausbruch desselben durch die Gemüthsbewegung, da er ja schon vorher durch's Malen vorbereitet war? —

Elisabet's Tagebuch aber wurden diese Fragen nicht anvertraut, ihr Tagebuch war ganz in Abgang gekommen.

Möchte uns hier Einer einwerfen: „Aber auch auf dem Standpunkte der Immanenz kann sich das dichtende Gemüth eine solche Mahnung durch körperlichen Schmerz in einem entscheidenden Augenblicke dennoch als von Gott kommend denken, und dieselbe mit der Sittlichkeit in Verbindung bringen.“ — Aber unsere Elisabet fühlte dunkel, daß die Frage eine ganz andere werde, wenn sie die Sache nur mit diesem Gott abzumachen habe. Sie war unruhig.

Fünfzehntes Capitel.

Robert machte mit Elisabet ein Experiment, — wir möchten es ein kolossales nennen. Er brachte ihr ein Buch und las ihr in kurzen Abschnitten dasselbe vor . . . „Wie,“ hören wir unsere Leser fragen: „und das soll ein kolossales Experiment sein?“ Nur Geduld. Es war — Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg.

Nun, wer dieses Buch kennt, der wird uns zugehen, daß das in diesem Augenblicke, bei dieser Gemüthsverfassung der jungen Frau, ein Experiment war. Freilich den ganzen Umfang desselben, das Kolossale daran kannte Robert selbst nicht, weil er, so klug er war, eben doch nicht Herzenskündiger war; er wußte nicht, daß eigentliche Leidenschaft für einen Andern in ihrem Gemüthe angelegt hatte; — denn wenn das eine Zeichen ihm dafür zu sprechen schien, so widersprach ein anderes Zeichen wieder. Außerdem wußte Robert, daß seine Elisabet im Grunde ihrer Seele treu und gut und edel war, daß er ihre erste Jugenbliebe war, daß sie wußte und erkannte, in der wahren Poesie liege eine reinigende Kraft, die also kleine Ansätze von Abweichungen, wenn sie sich etwa vorfinden sollten, wegsorgen und ausschneiden und den reinen Krysalall wieder zu Tage fördern müßte. Und

was könnte hier reiner wegsetzen, was das Gemüth ihr besser läutern von aller Untreue, von allem Umhersehen, Umbertasten nach anderweitigen Sympathieen, als das Bild einer solchen Liebe, — einer Treue in der ersten Liebe, wie sie außer dem Nibelungenlied nicht leicht ein zweites Gedicht in der Welt aufzuweisen hat. Daß darin der Ehebruch mit verführerischen Farben gemalt ist, war hier Nebensache, denn er war ja mit König Marke nicht zu vergleichen, — ja im Gegentheil mußte eben durch dies Gedicht seine Persönlichkeit als Ehemann auf's Leuchtendste hervortreten, und Elisabeth würde, so kalkulierte er, vollkommen zur rechten Würdigung ihres Glückes zurückkehren: in ihm, ihrem ersten Geliebten, zugleich den Gatten zu besitzen, der in höchster Freiheit, höchstem Vertrauen und höchster Liberalität ihr selbst den freiesten Spielraum ließ und in keinerlei Weise ihr Beschränkungen auferlegte. Jedenfalls wurde die Gefährlichkeit des Buches dadurch entfernt, daß er ihr dasselbe nicht selbst in die Hand gab; aber er gelobte sich, nicht viel Erklärungen einzuschalten, um ihr Urtheil nicht zum Voraus zu bestimmen. Ihrer Lesesucht konnte er mit diesem Gedichte gerade besonders wirksam entgegentreten. Er wußte wohl, wie dasselbe sie reizen, sie vorwärts treiben würde; gerade darum wählte er ein solches. Denn philosophische Erörterungen, mit Langsamkeit vorgetragen, hätte sie sich schon gefallen lassen. Aber mit diesem Buche konnte er sie in die Schule nehmen durch sein Nachwort: bis hieher und nicht weiter! das ihre auf's Höchste gespannte Erwartung oft genug entzwei schneiden sollte, bis die Geschichte zu Ende war. — Er dachte sich's gar artig, wie sie ihn quälen würde,

wie sie mit List oder Gewalt die interessante Lectüre in die Hände zu bekommen suchen würde, ja, er dachte sich manche interessante Scene daraus entstehend. — Seine Elisabeth gefiel ihm eben doch immer wieder: ihr Wesen hatte den Ausdruck einer innern Wahrheit, einer innern Folgerichtigkeit, und manchmal tauchte ihm wieder die Ahnung auf, er müsse durch sie, in ihr noch Geheimnisse auffinden, die ihm eine neue Welt erschlossen. Er lachte sich zwar selbst aus über diesem Aberglauben, aber er war einmal da und ließ sich nicht immer wegdisputiren.

Da Robert Gottfried's Tristan längst kannte, so kannte er auch längst die Gefahren desselben, aber er gelobte sich, edel genug, dieselben vor Elisabeth fern zu halten.

Die Vorlesungen begannen.

Ja, lieber Gottfried, du hast in den kurzen Reimen, die du deinem Werke vorangestellt hast, selbst die feine Linie gezeichnet, wie du dich und dein Werk beurtheilt haben wollest, hast wenigstens mit leisem Finger hingewiesen, wo der Weg über dich selbst hinausgehe. Und alles Drehen und Verdrehen, alles Auslöschten und Verwischen dieses Weges wird das Gericht, das es in sich selber trägt, auch der Welt nach und nach offenbar machen.

„Bedenke man dessen nicht nach Werth,
Der Gutes hat der Welt besichert,
/ So wär' es Alles ohne Werth,
Was Gutes wird der Welt besichert.“

„Das, was der gute Mann für gut,
Und nur der Welt zu Gute thut,
/ Wer das nicht nehmen will für gut,
Dem sag' ich, daß er übel thut.“

„Ich höre schmälern oft und viel,
Was man doch gerne haben will:
Da ist das Wenige zu viel!
Da will man, was man selbst nicht will!“

„Ein Ding, das man vonnöthen hat,
Soll finden eine gute Statt,
Und loben soll es, wer es hat,
So lang es einnimmt seine Statt.“

„Theuer und werth ist mir der Mann,
Der Gut und Uebel wägen kann,
Der mich und jeden andern Mann
Nach seinem Werth erkennen kann.“

„Ehr', Gunst und Lob, die schaffen Kunst,
Da Kunst geschaffen ist zu Gunst;
Wo Ehre grünt mit Lob und Gunst,
Da blühet jede Art von Kunst.“

„Nicht wie ein Ding zu Schanden geht,
Das ohne Lob und Ehre steht,
So wächst eins, das in Ehre steht,
Und um sein Lob nicht irre geht.“

„Ich weiß so Manchen, der das treibt,
Dah er das Gute zu Uebel schreibt,
Das Uebele wieder zu Gute schreibt —
Der treibt's nicht wohl, er hintertreibt!“

„Klar leuchten wie auf gold'nem Grund
Das Urtheil und die Kunst im Bund;
Doch tritt der Reid in ihren Bund,
Da geht Urtheil und Kunst zu Grund.“

„Ha, Tugend, wie so schmal dein Steg!
Wie doch so kümmerlich dein Weg!
Heil, wer ihn wandelt, und weicht nicht weg
Von deinem Weg, von deinem Steg!“

Elisabet hörte mit großem Interesse ihre Mähre, sie träumte sich in Tristan mit Entzücken hinein, besonders seine Klage um die Eltern beim Aussehen an das fremde Land fand sie köstlich, und fast wurde sie böse über Eberhard, der beim Lesen des weiteren Verlaufes einmal gegenwärtig, nicht begreifen wollte, daß der liebe Tristan wirklich in dem Jahre langen Ueberfluß und Wohlleben, das ihm zu Theil wurde, immer sollte so gar lieb geblieben sein. Eberhard behauptete, es sei ja weltbekannt: „Junges Blut in Geld und Gut, nicht unter Hut, treibt Uebermuth.“ Auch sei der Umstand, daß gar keiner Frauen an diesem Hofe erwähnt würde, gar wunderbar. — Robert aber brachte den kecklichen Kritiker zum Schweigen durch die Bemerkung, daß der Dichter das Recht hätte, alle äußeren Umstände nur so weit in seinen Kreis zu ziehen, als sie ihm paßten, die innere Einheit sei die Hauptsache, und alle äußeren Zufälligkeiten oder Nothwendigkeiten hätten nur so weit Werth, als sie dieser inneren Einheit förderlich seien. Der Dichter habe aber keine Frauen an diesem Hofe brauchen können, ehe Isolde aufgetreten, darum sei er stillschweigend über sie hinweggegangen. Eberhard kratzte sich hinter den Ohren und wagte nach einer Minute nur die bescheidene Frage: warum er sie wohl nicht habe brauchen können? — ob sie ihn etwa in Verlegenheit gebracht hätten? ob er wohl nicht gewußt hätte, was mit ihnen anfangen? — Es sei freilich das Sicherste, die Frauen ganz aus dem Leben wegzustreichen, wenn es dem Dichter für seine innere Einheit nothwendig sei, einen herrlichen, jugendlichen Helden viele Jahre lang in gar keine Berührung mit ihnen zu bringen. Elisabet

wurde ernstlich böse und meinte: es habe ja doch wohl schon manchen herrlichen Helden gegeben, der nur für Eine Liebe im Leben aufgespart gewesen sei, — und Robert vertiefte sich wieder in sein Gedicht, und Elisabeth hörte wieder zu.

Wie es aber zu gehn pflegt, wenn ein fremdes Bild vor unserm inneren Auge auftaucht, das wir uns heimisch machen möchten, so suchen wir bekannte Beziehungen, legen dem fremden Bilde irgend ein uns bekanntes unter, — und was ist natürlicher, als daß man dem schönsten Bilde der Phantasie auch das schönste bekannte aus der Wirklichkeit, das dem Herzen theuerste, unterlegt. So widerfuhr es denn unserer Elisabeth, daß sie unwillkürlich in Tristan nur Bertram sah, obgleich die innere Charakteristik nicht ganz paßte. Sie hatte wenigstens Bertram noch nie in solcher feinen, gewandten, immer fertigen Lügenkunst gesehen, ja sie mußte sich gestehn, diese Kunst sah eher ihrem Robert gleich, — natürlich unter der Voraussetzung, daß die Umstände ihn genöthigt hätten, sie also auszubilden und in sein Leben zu verflechten, — und so geschah es ihr denn, daß ihr Tristan Robert-Bertram, Bertram Robert-Tristan wurde. Das Ritterliche, das Feine, Höfliche, die schöne Außenseite, das ward Bertram zugetheilt; ein Theil der inneren Seite, die immer gleich bereite, die seine Lügenfertigkeit, die ward dem Herrn Gemahl beschieden. — Unser Narr spinnt den Satz noch weiter aus und flüstert: „Herr Robert, so er's hörte, ob ihn das daß bethörte? Wir denken Ja, er thate so mit sich gehn zu Rathe: Daß hier auch eine Isolde, und doch auch keine Isolde, hab' hier auch eine Treue, und doch

auch keine Treue, so will ich denn mich setzen, an meinem Ich ergötzen, das Ich, das ist mir treuer, als alle Weiber heuer." — — Doch da der Narr übertreibt, ja lügt, so heißen wir ihn schweigen.

Den Tag, ehe Robert beim Lesen an den Minnetrank kam, geschah es, daß die Männer sich im Gespräch in die altdeutsche Poesie vertieften, und hier auch des Knaben Wunderhorn gedachten. Auch Göthe's Recension kam zur Sprache. Elisabeth, als sie am Abend allein war (da ihr Gatte mit den andern Freunden einem Abend-imbisß beizuwohnte), nahm den Band zur Hand, wollte die Recension lesen, gerieth aber an etwas Anderes. Sie fand, darin blättern, den Prometheus, das Fragment. Sie las und las, — dann legte sie das Buch hastig weg, — dann nahm sie es und las wieder, bis zum Abbruch. Dann ließ sie es aufgeschlagen liegen, begab sich in ihr Schlafzimmer, und blieb dort sitzen, sinnend, träumend. — Hätte Elisabeth diesen Prometheus sonst gefunden, ihr Innerstes hätte sich umgekehrt, denn obgleich sie den Mythos kannte, obgleich die Empörung und der Haß des Prometheus gegen Vater Zeus, — den Schlafenden, den Ohnmächtigen, den Sklaven der Zeit und des ewigen Schicksals sich recht gut erklären und ästhetisch begreifen ließ, sie hätte doch unwillkürlich eine Parallele mit ihrem christlichen Gott gezogen, und es wären ihr diese Fragen wieder Lebensfragen geworden.

Heute zog sie auch Parallelen, aber die Fragen wurden nicht Lebensfragen. Sie kam in ihren Gedanken manchmal auf Pandora und auf die Belehrung des Pro-

methheus über den Tod zurück. Dieser Tod, — hatte sie ihn denn auch schon im vollkommensten Maße geschmeckt? —

Sie schauderte. Sie schloß ihre Thüre.

Robert kam nach Hause und mit ihm ausnahmsweise noch Eberhard und der Maler. Elisabet hatte Lepteren nur einmal gesehen seit jenem Abend, und er war bei dieser Begegnung sehr bescheiden und liebenswürdig gewesen. —

Sie hörte jetzt die Männer sprechen, die heiter gestimmt waren und in scherzhaftem Tone von Diesem und Jenem verhandelten. Wie leid war's ihr doch, nicht Alles hören zu können, weil die Stimmen gedämpft waren! — Robert hatte gleich Anfangs das leuchtende Mädchen nach seiner Gattin gefragt und die Antwort erhalten, sie sei schon lange zu Bette gegangen.

Da uns das Gespräch von Interesse ist, lassen wir in seinen Zusammenhang schauen: Robert neckte den Maler mit seiner Verehrung für Elisabet. — Eberhard brachte das Gespräch auf den Prometheus, der noch aufgeschlagen da lag. Robert warf leicht hin: „Wir könnten ihn einmal im engen Kreise aufführen, mich lästete Prometheus zu sein, und dem alten Papa als Menschenschaffender. Selbst auch so den Gehorsam aufzukündigen. ! Es ist eine unvergleichliche Kraft in den Worten.“

„Höre Philosoph,“ sagte der Maler, „Prometheus ist nicht deine Rolle. Jupiter kann nicht Prometheus werden, das wäre ein gar zu verzweifelter Sprung; wenn das Fragment je gegeben werden soll, so mußt du mir

die Rolle des Prometheus lassen, du selbst bist dann wieder Jupiter."

"Was? du" — rief der Philosoph — „wilst den Sprung von Ganymed zu Prometheus machen? wilst deinem Jupiter untreu werden?"

"Der Sprung ist naturgemäß," sagte Bertram lachend, „ganz dem Entwickelungsgange angemessen."

"Aber ich dulde ihn nicht an meinem Schüler. Nein, nein! das ist gefährlich," sagte der Philosoph, während die Substanz lachte. „Nicht wahr?" fuhr er fort, „dir macht nur Eine Hoffnung die Rolle des Prometheus so verführerisch: einer gewissen Pandora dann den süßen Tod erklären zu dürfen; — aber, mein Götterjunge, das ist meine Sache. — Uebrigens," fuhr er fort, während der Maler leise in eine Laute griff, „glaube ich gar nicht, daß Elisabeth sich zu der Rolle der Pandora verstehn würde, sie gehört nicht zu jener Classe von Weibern, die zum Tode auffordern, — sie ist eben so wenig eine Pandora, wie eine Eva, — sie muß ja," fuhr er lächelnd fort, „zu den peruginischen Weibern gezählt werden, und will das auch gern. Sie hat mir's übel vermerkt, daß ich sie vor den Freunden einst in einen andern Verdacht brachte."

"In welchen Verdacht?" fragte Bertram, der einen Augenblick hinporchte und dann wieder leise Afforde griff. Robert aber antwortete nicht weiter, er sah still dem Maler zu, der nun in gedämpftem Tone sang: „O gieb vom weichen Psühle träumend ein halb Gehör, bei meinem Saitenspiele schlafe, was wilst du mehr?"

Elisabet hatte den Gesang gehört. Pandora und Prometheus gaukelten noch lange vor ihrer Seele, und als sie endlich einschlief, war Isolde Pandora, und sie selbst war Isolde und wollte den Tristan morden, der leise haufete; sie griff nach dem Schwerdt, riß es aus der Scheide, — sie meinte nemlich, ein Anderer sei der Tristan, — der Tristan saßte das andere Ende, — — da war's die Büchse, die offen war, und Robert hatte den einen Theil in der Hand und sie den andern, und der Satan guckte ihr über die Achsel und lachte.

„Wunderliches Zeug!“ dachte Elisabet am andern Morgen. „Was solche Träume zusammen schmelzen und Weitgetrenntes verbinden können! Man weiß nicht, soll man weinen oder lachen.“

Tristan wurde weiter gelesen. Als der Minnetrank vorüber war und Robert wieder inne hielt, da hatte Elisabet keine Ruhe mehr; sie mußte das Buch selbst lesen. Sie konnte es nicht ertragen in ihrem dermaligen Gemüthszustande, Alles von Robert so klar herauslesen zu hören. Es war zu viel Licht darin und sie liebte jezt das Licht nicht. Sie wußte nicht, was kommen konnte, und doch mußte sie das wissen, mußte sich mit diesem Buche vertraut machen, ohne gleich den klaren Kritiker so neben sich zu haben. Aber natürlich konnte sie Robert nicht bitten, es selbst lesen zu dürfen; sie wußte wohl, daß er's nicht gestatten würde, darum kam auch nichts von der Schalkheit zu Tage, mit der sie ihn sonst wohl manchmal umgangen hatte, um ein Buch, das er ihr genommen hatte, wieder von ihm herauszubekommen. Aber wie nun die Sache anfangen? Dieses Buch konnte sie

nicht bekommen, Robert that es unter Verschluss und Riegel. Sie sann umher: woher sonst? Entweder aus dem Buchhandel oder aus dem Museum. Sie dachte an Eberhard, aber der wußte von Robert's Kur, er hätte es ihr nicht verschafft. Ihr fiel Niemand ein als Bertram, und flugs ohne sich zu besinnen, schrieb sie an ihn ein Billet, in dem sie mit zwei Worten um Tristan und Isolke bat. Ehe zehn Minuten vergingen, brachte er ihr das Buch: es gehöre ihm selbst, er habe sich's gekauft. Elisabeth sagte, sie kenne es nicht, Robert lese ihr vor, aber das gehe so langsam, sie wünsche es selbst zu lesen, verbot ihm aber, das Roberten zu sagen. Natürlich hätte sie hier an keinen verschwiegeneren Geheimnißgenossen kommen können. Er reichte ihr die Hand, — und schwieg.

Sannchen trat ein. Elisabeth erschrak und zog hastig ihre Hand an sich. Sannchen war nicht mehr dagewesen seit jenem Abend, wo sie das Bild im Album entdeckt hatte. Sie war entzückt, den Maler da zu finden, und wenn er nur aufgelegt gewesen wäre, er hätte ein neckisches Spiel beginnen können.

Sie trug ihren Apfel immer mit sich herum und wies ihm denselben. Er war schon recht zertrapt, die Vergoldung verschwunden, das Messing trübe, die eingegrabenen Worte zum Theil ausgefüllt mit Bodensatz ihrer Tasche.

„Er scheint sehr stark benutzt zu werden,“ sagte Elisabeth zu Bertram.

„Er ist doch in die rechten Hände gekommen, da er auch Freude macht,“ erwiderte dieser. „Mich wundert

immer noch, wie die Sängerin nach ihm haschen konnte. Sie muß ganz verwirrt gewesen sein."

"Freilich war sie's," sagte Sannchen, "weil sie mit mir um den Apfel stritt."

"Gewiß!" meinte Bertram.

"Aber ich hab' jezt das Vorrecht und — —"

"Sannchen," sagte Elisabeth hastig, "du mußt einen Apfel, mit dem du also umgehst, nicht mehr zeigen in ordentlicher Gesellschaft, er ist nur als Spielzeug für Kinder gut! dahin paßt der Apfel und du."

"Der meinige ist doch des deinigen Brüderlein und ich bin dein Schwesterlein," erwiderte Sannchen lachend, indem sie ihren Apfel als Ball aufwarf.

"Ach! das ist demüthigend!" sagte Elisabeth leise.

"Nein! Sannchen," entgegnete Bertram schnell, "du hast den deinigen nur auf dem Boden aufgefunden, als ein überflüssiges Stück, das keinen Herrn hatte. Der wahre goldene Apfel ist nur ein einziger und hat keinen Bruder, gehörte auch nur einer Einzigen und ist in die rechte Hand gekommen."

"Sol' in die rechte Hand? Die Leute sagten, du hättest ihn sollen der Sängerin geben. Warum hast du denn das nicht gethan?" fragte Sannchen forschend, während sie ihn und Elisabeth fixirte.

"Du verstehst das nicht, Sannchen," sagte Bertram ungeduldig, während Elisabeth sich schnell erhob. Sie fürchtete jeden Augenblick einen noch tiefer einschneidenden Ausbruch des lecken Mädchens, und wollte sie daher durch einen kleinen Auftrag zu zerstreuen und dann zu entfernen suchen. Aber Sannchen war schlauer, als sie glaubte.

Sie sah sie nur von der Seite spöttisch an, und zu Vertram gewendet, griff sie sein Wort auf: „So? ich verstehe das nicht? — das verstehe ich so gut, wie ich das kleine Gemälde verstehe, das du in Elisabeth's Album gelegt hast, das ich neulich dort fand.“

Der Maler stog auf von seinem Sipe. Wie ein Blik, so schnell fuhr sein Blik fragend nach Elisabeth hin.

Mit mühsam errungener Fassung sagte diese nach einer Pause: „Ja, Sannchen hat ungezogen und neugierig, wie sie immer ist, auch mein Album durchstöbert und da etwas gefunden, das ich selbst bis dahin nicht entdeckt hatte. Ich habe Ihnen noch meinen Dank zu sagen für das artige Gemälde.“

„Ich habe,“ sagte der Maler nun schnell besonnen, „beschlossen, der Reihe nach alle Damen unseres Kreises, Anwesende und Abwesende, zu malen, und Jeder damit ein Geschenk in ihr Album zu machen. Die Reihe kommt jetzt an die schöne Madelaine, wie sie als erhabene Jungfrau auf jenem Steine der Schweizer Jungfrau gegenüber steht. Der Professor,“ fügte er lächelnd bei, „steht unten als bewundernder Pluto. — Wenn Sannchen artiger wird und sich mehr guter Sitten befleißigt, als bisher, so kommt die Reihe auch einmal an sie, und der Apfel soll ihr dann nicht mehr streitig gemacht werden.“

Sannchen war entzückt. Sie wollte sich sogleich ein Album zu verschaffen suchen.

Der Maler verbeugte sich artig, aber fremd vor der Hausherrin und entfernte sich. Diese schaffte sich nun auch die junge „Grazias“ vom Halbe und machte sich hinter ihr Buch.

O Elisabet! die alte Schlange hat dich gestochen, die Verheimnisse deiner Seele sind dir offenbar geworden, — klarer, offener, als je irgend früher, — aber Licht haben sie dir ~~keine~~ gebracht. Du hast herausgelesen Verstrickung der Sinne, wilde Leidenschaft, Verwirrung all deiner Begriffe von Recht, Gesetz, Ordnung, und nun tappest du umher und kannst dich nicht zurechtfinden!

Die Sünde zog immer engere Kreise um die unglückliche Elisabet, und Robert, von der eigenen Eitelkeit und Unreinheit geblendet, mit deren Gemeinheit er sich vollends philosophisch abgefunden hatte, ließ sich hinreißen, den leidenschaftlich erregten Künstler selbst bis an die Schwelle zu führen, über welche hinaus der Leichtsinns zum Frevel und zum Verbrechen wird. Doch davon soll hier geschwiegen werden. Zwischen Heiligtum und Heidenthum liegt ein Abgrund. Wehe der Aesthetik, die ihn nicht sehen will! Sie muß hinabstürzen.

Sechzehntes Capitel.

„Aber, Robert,“ sagte Elisabet, als der Philosoph am andern Abend spät eben erst mitten darin war in der „Minne Recht;“ er gedachte heute recht in seines Weibes Seele hinunterzuzünden und zu sehen, was für Sympathieen für ihn vorhanden seien, — er hatte den einen Arm um sie geschlungen und las mit halblauter Stimme die schmeichelnden Mähren der Liebe. Er gedachte nur bei der „Minne Recht“ zu bleiben, die Fragen der Gattin zogen ihn aber unvermerkt in philosophische Erörterungen: „Aber, Robert,“ unterbrach Elisabet, „der Minnetrank hat hier das Wunder gethan, die zwei zu binden, die vorher getrennt waren. Der Minnetrank nur hat sie vereinigt.“

„Waren sie wohl vorher wirklich getrennt?“ fragte Robert.

„Nun, wenigstens in ihrer Meinung und in ihrem Willen. Es leuchtet freilich durch, daß auch vorher die Reigung, wenn auch unterdrückt, schon vorhanden war, ja, deine Ansicht, daß aller Haß nur verkehrte Liebe sei, möchte hier ihre größte Bestätigung finden.“

„Ja,“ sagte Robert lächelnd, „hier ist es eigentlich sogar nur versteckte Liebe. Aber was hältst du vom Minnetrank?“

„Dass er die Schuld der freien Wahl von den Zweien hinwegnahm; es kann also eigentlich keine Schuld auf sie gewälzt werden, weil sie nur ihrem Verhängniß folgen mußten.“

„Es ist dies ein Beweis der Unfreiheit des Mittelalters, die noch nicht wagte, mit dem höheren Rechte der Freiheit gegen ein gewisses bestimmtes Gesetz anzustreben, als mittelst der Verzauberung. Der Zauber liegt aber in der Natur der Sache. Oder meinst du nicht so?“

„Freilich meine ich so; ein Tristan und eine Isolde mußten sich finden. Aber wie wird's nun? wird sie dem König Marke dennoch?“

„Aber du wirst warten können,“ sagte Robert lachend, „man schwapt nicht aus der Schule. —“

Aber Elisabeth wußte nur zu viel schon aus der Schule, sie war bereits beim Gottesgericht und sagte mit Zögern: „Ich weiß wohl im Allgemeinen von der Geschichte.“

„So! und was weißt du?“

Elisabeth sah ihren Vatten an und sagte dann schnell: „Dass sie des Königs Gemahlin wurde, aber in ihren Minnestritten dennoch blieb ihr ganzes Leben lang.“

„So, das weißt du,“ sagte Robert gebedht, „und woher?“

„Nun, das thut jetzt nichts zur Sache.“

„Aber weißt du, was der König für ein Mann war?“

„Ja, so gutmüthig, dumm und eifersüchtig als möglich.“

Robert lächelte und sah seiner Elisabeth in die Augen. „Ja,“ sagte er, „der sie gebütet hat allwege mit seinen Trabanten und hat sie doch nicht ausbüten können.

So pfiffig sind die Weiber.¹ Nur meine Elisabeth nicht. Das kommt aber nur daher, weil sie einen Mann hat, der sie gar nicht hütet.“

„Nicht so pfiffig?“ fragte Elisabeth, „aber“ — fuhr sie schnell fort — „ist denn der König darum verwerflich?“ —

Und es bleibt ungewiß, ob sie nur Robert's Augen ausweichen wollte, oder wirkliche Belehrung erlangen.

„Verwerflich oder nicht,“ sagte Robert. „Er hätte sich zwar großmüthig ihres Besitzes begeben können. Nachdem sie aber einmal sein Weib war, handelte er in seinem Recht nach seinen Begriffen von Ehre. Er mußte wachen über seines Hauses Ehre. Daß er so einsältig wachte, entspringt eben aus seiner Vornirtheit. Er kann nichts dafür, daß er so ist. Aber das ist eben das Tragische, daß er in seinem Sinne vollkommen Recht hatte, und jene in ihrem Sinne hatten auch Recht, ja, sie konnten nicht anders thun, als sie thaten.“

Elisabeth's Herz klopfte, aber Robert war jetzt in philosophischem Eifer, er hatte eine Note gegriffen, die seine Lieblingsnote war, und fuhr daher fort, alle Parallelen vergessend: „Es ist klar, daß diese zwei Gestalten für einander geschaffen waren. Sie leuchteten hoch aus ihrer Umgebung heraus. Tristan war der wahre König, auf seinen Arm stützte sich das ganze Reich, auch hatte er Isolde errungen, sie gehörte also ihm von Gottes- und Rechtswegen; daß er selbst aber die Brücke versperren mußte, die zum Besitz des Reichs und zum Besitz Isolden's führte, um den Neid der Höflinge, die über den König herrschten, zu beschwichtigen, — diese tragische Verwicklung entspringt aus der Verkehrtheit der mensch-

lichen Verhältnisse, die sinnlos oft das Geringe und Unbedeutende, oder gar Schlechte auf den Thron setzen, während das Herrliche, Erhabene rechtlos unten an stirbt, und nun in seinem ganzen Leben sich abmühen und abringen muß, kämpfen gegen das Bestehende, das, vertreten durch gemeine Naturen, mit ihm und seiner Erhabenheit kämpft und sie gern herunterziehen möchte in den Staub. So fällt er in Einseitigkeit, in Schuld, weil er anrennt gegen das Bestehende, und dieses Bestehende rächt sich nun an ihm."

"Aber, Robert," sagte Elisabeth, "das ist und bleibt eben doch eine schreckliche Wahrheit."

"Ja, und bleibt so lange schreckliche Wahrheit, bis das Gottesreich kommt, wo nur noch das oben ist, was obenhin gehört, wenn der Tag der Freiheit anbricht."

"Und du glaubst daran?"

"Ja, vor der Hand wenigstens in der Idee, dann wird der ideale Proletarier, der Besitz- und Rechtlose, der Tristan, der Mann des Wipes und der That, nicht mehr unten sein, sondern oben, ihm wird das Recht werden, und das Reich und das Weib, das ihm gehört, und dann ist Friede."

"Friede!" sagte Elisabeth, träumerisch vor sich hinschauend; "wird es dann keine entgegenstehenden Rechte mehr geben? keine verschiedenen Ansprüche mehr auf gleichem Boden?"

"Nun ja, freilich wird es die geben," sagte Robert lachend, "und meine so eben ausgesprochene Friedensidee gehört eigentlich mehr in's Reich des Jenseits mit den versöhnten Gegensätzen; denn auf der Welt bleiben die

Gegensätze immer, und das ist ja eben schön, daß sie da sind; nur weil sie da sind, haben wir Poesie, nur weil sie da sind, haben wir Leben; kämpfen, die Gegensätze festhalten, in und mit ihnen untergehen, sie verfolgen bis in ihren äußersten Punkt, wo sie zusammenfallen, — das ist die Idee und der Reiz des Lebens. Das ist ja eben auch in unserm Tristan schön, daß die Gegensätze zusammenstoßen und so lange sich gegenseitig abreiben, bis sie ihre Rehrseite herauagekehrt haben."

"Also bleibt Isolde's und Tristan's Liebe schön und gut und wahr und recht bis zum letzten Augenblick?" fragte Elisabeth vor sich hinschauend.

"Ihrem inneren Wesen nach freilich, obgleich die äußeren Verhältnisse sie in Schuld stürzen. Konnte es denn anders sein? Für wen war Isolde geschaffen, außer für Tristan? Für wen Tristan außer für Isolde? Daß dieses Gefühl so übermächtig, so einzig, so ganz ohne Frage in ihnen war, und daß sie der Allgewalt des Gefühls mit solcher Naivetät nachgaben, das ist eben das Schöne. Sie konnten es freilich nicht thun, ohne leichtfertig zu werden, in Schuld zu verfallen, aber die Schuld liegt ebensowohl in den Verhältnissen, als in ihnen, und wer streitet, der muß mit Gott streiten, daß sie also organisiert waren und zugleich unter solchen Verhältnissen standen. Moralisch sind sie damit freilich nicht freigesprochen, wie auch die Gesetze der Ehe damit nicht aufgehoben sind, sie verfallen in wirkliche Schuld; aber da die Schuld in diesen Verhältnissen unwillkürlich war, so haben wir keinen andern Trost, als den: auch die Schuld ist mit inbegriffen in den ewigen Rathschluß Gottes, er will kämpfen mit

seiner Welt; die Schranken, die er setzt den gegenseitigen Rechten und Kräften, bringen die gegenseitigen Kräfte im Fluß, und in ihrem Zusammenstoß, im gegenseitigen Aufreiben kommt dann die ideale Wahrheit an's Licht. ?Darin finden die Gegensätze ihre Versöhnung. Das Gefühl der Liebenden war edel und rein, die Gesetze der Ehe sind edel und rein, aber nur die wahre Ehe ist es, wenn diejenigen sich finden, die zusammenpassen, die für einander geschaffen sind."

Elisabet wußte hierauf nichts zu sagen; sie saß da, in Brüten verloren.

"Wo sind deine Gedanken, Liebchen? stimmst du mir nicht bei?"

"Doch! doch! ich denke, es ist so," sagte sie auffahrend. "Aber hätten sie nicht sollen doch widerstehn?"

"Konnten sie denn? sie wollten ja? Der Minnetrank machte es ja unmöglich," sagte Robert lachend. "Ob nun Tristan und Isolde Gestalten sind, die wirklich gelebt haben, oder im Mythos, das ist einerlei; — denke dir, wenn sie widerstanden hätten, so hätten wir keinen Tristan und Isolde, das ganze schöne Gedicht fehlte uns. Und so ist's in der ganzen Welt. Gäß's keine Verwickelungen, keine Sünde, so hätten wir keine Poesie, kein Schönes, woran sich unser ästhetisches Gefühl sättigen könnte; — und wenn auch im Leben manchmal andere Gesetze sind, als in der Poesie, so wird doch auch das Leben durch Schuld, durch Verirren vom Unendlichen erst das, was es sein soll: Leben in höherem Maße; denn das Gemüth, das durch Schuld getrübt, durch Leiden gereinigt und durch Versöhnung verklärt wird, steht un-

entlich höher als eines, das durch all dieses nicht hindurchgegangen ist. Dies muß uns in Poesie und Leben auch mit der Schuld versöhnen, wenn sie gewissen inneren Gesetzen noch unvermeidlich war."

Elisabet schaute den Gatten an, ihr Auge sah etwas wirr und doch in sanftem Glanze; er zog sie an sich und küßte sie.

In der Nacht hatte Elisabet einen Traum. Sie stand oben auf dem Bergrücken, den sie gemalt hatte, und tanzte nach einer Musik. Und die Musik kam unten herauf aus der Schlucht, leise, leise, süße, süße, und sie wußte wohl, von wem sie kam. Unten war der Tristan und harfete so schöne; es zog sie nieder. Sie stand, um noch besser zu hören. Eine unwiderstehliche Lust, niederzustürzen, ergriff sie; — sie hatte den Sprung schon gewagt, sie fühlte sich stürzen, — da erwachte sie mit Schrecken. Sie fand sich wieder, beruhigte sich, schlief auch wieder ein.

Am andern Tage hatte sie nicht so ungestörte Muße, wie sie wünschte, um genug lesen zu können. Es kamen einige Besuche, die ihr aber sehr lästig waren. Es dünkte sie überhaupt das Alltägliche, Beziehungslose so gar schrecklich alltäglich und beziehungslos, daß sie hätte verzweifeln mögen. Es kam auch ein Brief von Leonore (diese hatte schon früher einmal geschrieben, daß sie geheirathet habe: einen Pfarrer auf einer kleinen Waldpfarre), nun gab sie eine gar liebliche Beschreibung ihrer ganzen Umgebung, ihres Hauswesens, eine Charakteristik der Bewohner ihres Dörfchens. Sie schrieb, wie längst der Wunsch, Elisabet wieder zu sehen, in ihr lebe, wie sie ihre Hochzeitreise

zu ihr habe machen wollen, was aber nicht möglich gewesen sei; nun gedenke sie übrigens im Frühjahr doch zu kommen, sie sehne sich sehr nach der Freundin, wisse gar nicht, warum; Elisabeth scheine ihr viel einsylbiger, gar nicht mehr die alte.

Das schnitt ein. — Mabelaine kam eben dazu, als sie, den Brief in der Hand haltend, in Gedanken verloren dasaß. Sie erzählte ihr von dieser Freundin und dem Außern ihrer Verhältnisse, sagte ihr von dem Voratz derselben, sie einmal besuchen zu wollen. Mabelaine sah auf den Brief, die Handschrift gefiel ihr sehr. Sie hatte mit der ihrigen einige Ähnlichkeit, war ebenso fest und frei im Zug (welche Bemerkung sie aber nur bei sich selbst machte), und sie schloß daraus, daß diese Freundin eine bestimmte und feste Persönlichkeit haben müsse. Die leptere Bemerkung äußerte sie gelegentlich. Elisabeth gab es zu; bei der nähern Beschreibung derselben war Mabelaine aber erstaunt, mit sich selbst auch nicht die mindeste Ähnlichkeit herausfinden zu können. Sie freute sich übrigens, die Freundin einst kennen zu lernen, denn, sagte sie, sie würde sie alsdann doch auch zu sehen bekommen: die Freundin werde sie doch hier aufsuchen bei ihrem Besuch. Dies sagte sie mit einem Anflug von Spott um den Mund. — Elisabeth wußte sich die Rede nicht zu deuten. Sie wußte nicht, was Mabelaine so gut als gewiß zu wissen glaubte, daß Elisabeth wohl kaum mehr hier sein würde bis zum Frühjahr. — Diese einfache Briefgeschichte gab aber nachher in Mabelaine's Hand zu einem Gewebe Veranlassung, das für Elisabeth eine ernste Katastrophe herbeiführte.

Als Elisabeth allein war, las sie noch ein wenig und passirte „die Minnengrotte“ und „die Frauenhut.“ Diese letztere machte sie sehr unruhig, verfluchte sie. Sie warf das Buch weg und machte sich geschwind zu thun in der Haushaltung. Elisabeth hatte einen Fortschritt gemacht; sie entloß jetzt der Lektüre und besaßte sich lieber mit der Arbeit.

Aber ein tolles Chaos wogte jetzt wieder in ihrem Kopfe, wogte vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe. Der Kopf fragte: wo ist Wahrheit, wo ist Würde, wo ist Ehre, wo ist die beste Frauenhut? Das Herz sagte: bei Isolben und Tristan, bei wahrer Liebe; wenn das Herz einmal seine wahre Bestimmung erkannt hat, so soll es nicht mehr rechts und nicht mehr links schauen, sondern dem Gott im Busen folgen. Der Kopf, — nein, das Gewissen fragte: welches ist die wahre Bestimmung? Ist sie nicht da, wo dich der bestimmte Wille Gottes hingeseht hat? Das Herz fragte: hat dich Gottes Wille dahin geseht? hast du nicht selbst gewählt, vielleicht nur durch Widerspruch vorwärtgetrieben? hast du nicht die wahre Liebe, die überschwängliche, die unwillkürliche, die — ewige jetzt erst gefunden? — Das Gewissen fragte: ist jede Leidenschaft, die sich in's Herz schleicht, göttlicher Natur? — Ja! riefen Kopf und Herz schnell mit bewundernswürdiger Einstimmigkeit, sobald sie wahr ist, aus innerem Einklang der Gemüther entsprungen; — Robert selbst erkennt das an, Robert sagt das, Robert's Wissenschaft bestätigt das. Jedes wahre Gefühl ist von Gott, ist gut, recht und rein. Wir sollen, — wir müssen ihm nachgeben, es gehört zu unserer Bestimmung, wir sind

schaltlos, nur der Minnetrank ist schuld, — die natürliche, unüberwindliche innere Struktur unseres ganzen Wesens. Ueber diese kommen wir nicht weg, wie Göthe's Wahlverwandtschaften ja auch beweisen. — Aber, — was soll's werden, Elisabeth? fragte das Gewissen wieder. Soll Robert unglücklich werden? Sollst du Schande auf ihn laden, auf dich laden? Robert liebt dich, ist ein würdiger Mann, sollst du ihn verrathen? Nur ganz leise und bedächtig sagte jetzt die andere Stimme: Robert hat dich selbst hineingeführt, in Uebermuth und allzu großem Selbstbewußtsein; du hast keine Schuld — und wenn — Robert erkennt die Nothwendigkeit selbst der Schuld, wenn das unschuldige Gefühl zur Schuld führen, in sie umschlagen sollte. Aber das ist ja überhaupt die große Frage; vielleicht löst sich Alles ohne Schuld. Aber, Elisabeth, rief das Gewissen plötzlich, hast du nicht einen Bund mit Gott? — — Aber, rief der Kopf dem Gewissen entgegen, wo ist denn der Gott? hat er den Bund gehört? — Den Bund hab ich mit mir selbst und mit der Idee gemacht, und mir kann ich doch treu bleiben. — Und hat nicht Eberhard bekannt, er wisse nicht, was eine Verirrung sei? Jetzt begreife ich erst den tiefen Sinn jenes Wortes. Kämpfen, ringen müssen wir ja doch, so lange wir auf der Welt sind; wenn wir das allgewaltige Gefühl auf unserer Seite haben, dann sind wir stark, ohne das Gefühl sind wir nichts.

Auf diesen Fittigen blieb sie denn auch schweben: auf dem Bewußtsein des allgewaltigen Gefühls und auf dem Willen, das Gefühl nicht gewaltsam zu unterbrücken.

Am Abend sah Robert wieder bei Elisabeth und las „der Minne Schuld.“ Elisabeth kannte sie ja, kannte die Geschichte, wie der König betrogen wurde. Sie gab nicht sehr Acht; sie dachte an den Maler, den sie seit zwei Tagen nicht gesehen hatte. Warum doch kam er nicht? Man hörte im Nebenzimmer ein Geräusch. Elisabeth glaubte, es sei ihr Mädchen, stand aber doch endlich auf, um zu sehen, was es sei. Da gewahrte sie in einer Ecke aufgestellt, in magischer Lampenbeleuchtung ihr Gemälde, vollendet, in goldenem Rahmen, Bertram in einiger Entfernung davor stehend, um die Wirkung des Lichts in der Ferne zu betrachten. Eberhard stand neben ihm. Sie that keinen Schrei, sie blieb stehn, das Haupt an den Thürpfosten gelehnt, die Augen liefen vom Gemälde zum Maler, vom Maler zum Gemälde. Er ging ihr entgegen, fröhlich, sie hatte kein Wort, nur Thränen im Auge. Robert kam auch.

„Was giebt's da?“ fragte er heraustretend, „warum kommst du nicht mehr?“ Er staunte, als er das Gemälde sah, freute sich, bewunderte, und nun erst trat Elisabeth auch näher. — „Warum bist du denn so still, Elisabeth? Bist du böse, daß du nicht selbst es vollenden durftest? Traun, es wäre nicht so schön geworden, deine Kunst in allen Ehren; — Herzensjunge, du bist ein ächter Maler! O, dieser dunkle, tiefe Grund! Das herrliche, frische Wasserlein! Wie gesänstigt die Berge gegen die Ferne hin! — Die einzigen Bäume! — Hier welche Schattirungen! Und keine überflüssige Staffage angebracht! Kein Mensch auf dem ganzen Bilde. Ja, viel lieber gar nichts, als zu viel! Wie freue ich mich, es

in der Tagesbeleuchtung zu sehn! Aber wie konntest du es in so kurzer Zeit vollenden? Deine Hand ist ja bewegelt!"

"Gewiß," sagte Bertram lächelnd, "Pinzel und Hand. Während ich malte, war mir's immer, als töne eine Musik mir in die Ohren."

"Hatte die Musik keine Worte?" fragte Eberhard, ich suche immer Worte für meine Musik."

"Rein, wenn du Worte willst, mußt du selbst danach suchen," sagte der Maler, "es bleibt dir unbenommen, dich dort an das Klavier zu setzen."

"Rein, dort liebe ich die Worte nicht. Jene Musik ist erhabener ohne Worte."

"Auch süßer ohne Worte."

"Aber nicht klar ohne Worte," warf Robert ein; "mich haben keine Flügel und keine Berge auch in Harmonie gewiegt und unwillkürlich singt's in mir: von den Bergen zu den Hügeln, nieder ab das Thal entlang, da erklingt es wie von Flügeln, da bewegt sich's wie Gesang."

Bertram fiel ein: "Und dem unbedingten Triebe folget. Freude, folget Rath!"

"Und dein Streben, sei's in Liebe," fiel Eberhard, bedächtig den Kopf wiegend, ein; "vergiß das nicht, Junge!"

"Rein, gewiß nicht," sagte der Junge.

"Und dein Leben sei die That," ergänzte Robert, den Jungen auf die Schulter klopfend.

"Ja, ja, die That! es lebe die That!" rief dieser mit Entzücken.

"O weh! o weh! die That!" grinste der Narr.

Elisabet hatte neben dem Bilde gestanden, das Haupt an die Wand gelehnt. Sie lauschte der Musik, die sie vergangene Nacht gehört hatte.

Bei Eberhard's Wort ging sie schnell hinaus, sie war erschrocken.

Es war ein ganz eigenes Geschick unseres Robert, daß er immer selbst den Ton angab, in dem die Andern muscirtcn, und wir möchten ihn deshalb fast einen naiven Kapellmeister nennen. Wenn er aber trotz seiner Philosophie, oder eben um derselben willen ein naiver war, so war ihm diese eigene Natvetät doch nicht ganz unbewußt. Er wußte immer, daß er um etwas herumtanzte, das ihm am Ende könnte die Flügel versengen, aber er liebte es nun einmal nicht, sich darüber ganz klar zu werden. Seinem guten Humor war ganz wohl in den Verhältnissen, wie sie ihn umgaben; wie wir schon früher bemerkten: er liebte es, die Wirklichkeit mit poetischem Reize ausgeschmückt zu sehn, und das war nicht möglich, ohne daß kleine Interessen, kleine Leidenschaften mit im Spiel waren. Wollte er die Poesie, so mußte er auch die kleinen Interessen, die kleinen Leidenschaften mit in's Spiel nehmen. Ja, gerade der Maler hatte für ihn einen ganz eigenen Zauber. Deswegen hatte er auch Elisabet noch nie klar heraus gefragt: „Liebst du mich mehr oder den Maler?“ Er konnte ihm eben nicht böse sein, er mußte ihn lieben. Er hätte ihn nicht mehr entbehren mögen, er fand täglich einen neuen Zauber an ihm.

Ja, diesen Abend, wie er da stand, den Zeigefinger der linken Hand an das Kinn gelegt, den andern Arm

auf einem Pulse, den schönen Körper etwas rückwärts gebeugt, sein Gemälde nachdenklich betrachtend, fand er auf einmal eine Aehnlichkeit, die er nie gewahrt hatte, eine Aehnlichkeit seines jungen Malers mit — Shakespeare, freilich nur so weit, wie etwa ein schönerer, jugendlicher Sohn seinem Vater gleichen kann.

Aber wirklich, es war auffallend; er holte den Kupferstich, den er von ihm hatte, und fand hier in den Augen, in der Form der Nase bis zur Nasenwurzel hinauf, in Mund, Kinn, eine große Aehnlichkeit. Selbst das zurückgeworfene Haar, obgleich das Haupt voll genug davon umwogt war, die halben Locken, gaben seinem Kopfe eine ähnliche Form. Der Maler lachte über dieser Entdeckung und meinte, Robert werde nun nächstens auch Shakespeareschen Witz bei ihm finden.

„Nein, aber wenn Elisabet das hört, (sie war nicht anwesend) könnte sie dich am Ende noch als Genie ver-göttern. O wehe, dann komme ich am Ende noch in den Hintergrund! Ich selbst habe sie ja den Kultus des Genius gelehrt, und wenn sie dann vor Shakespeare niederfällt, so ist das doch gefährlich.“

„Ja, ja, du sagst dir immer selbst den Akt ab, auf dem du sitzt. So machen's die weisen Philosophen,“ sagte Overhard.

Elisabet kam herein und Vertram hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich in einiger Entfernung vor ihr aufzustellen, sie zu bitten, ihn doch auch einmal recht genau zu betrachten, ihr Herr Gemahl hätte ihn als Standbild für den Kultus des Genius tauglich gefunden, und er stehe sie daher an, wenn die Andacht sie treibe,

sich anbetend vor Shakspeare's Bild niederzuwerfen, dies doch nicht mehr vor der toten Büste, sondern vor ihm zu thun.

„Sehr wahr!“ sagte Robert lachend. — „Doch, Elisabeth,“ fuhr er fort, „vergih über diesem Kultus des Genius nur nicht einen Andern, — du weißt, wen ich meine. Mir scheint, du habest in deiner Verehrung gegen Jenen doch allzusehr nachgelassen.“

„Was soll aber das Alles heißen?“ fragte Elisabeth.

„Das soll einfach heißen: ich soll Shakspeare gleichen, wie unser Philosoph so eben entdeckt hat. Wenn Sie, schöne Frau, nun derselben Meinung sind, so bitte ich, die Verehrung, die Sie für Shakspeare hegen, auf mich übertragen zu wollen.“

„So lange man noch auf solche Art Angesicht's des Ehemanns um Gunst wirbt,“ sagte Robert lächelnd zu sich selbst, „ist's noch nicht gefährlich.“ Laut fragte er Elisabeth: ob sie nicht alles Ernstes auch eine Ähnlichkeit finde?

„Gewiß!“ sagte diese mit Erröthen; „und weißt du, warum ich diese Ähnlichkeit so gar gern finde?“

„Warum wohl?“

„Weil Tied von ihm sagt, er habe einem Menschen gleich gesehen.“

„Nun, das ist fein,“ sagte Robert. „Du kannst mit diesem Compliment zufrieden sein.“

„O, ich bin's auch!“ — Und damit warf er sich vor ihr auf ein Knie nieder, die Hände vor der Brust gekreuzt.

Unser Philosoph laute an seinen Nägeln, halb ärgerlich, halb lustig. Was sollte er hierzu sagen? Mit seinem plumpen Rechte hervortreten? Das konnte er doch nicht. Mit Spott? Es stand ihm im Augenblick keiner zu Gebot; er half sich vor sich selbst damit, die Gruppe mit einer philosophischen Bemerkung zu bewundern, bis dieselbe sich löste und Elisabeth ihre Gäste zu einem Abendbrod in's Nebenzimmer bat.

Ehe man dort eintrat, versammelte sich die Gesellschaft nochmals vor dem Gemälde; Robert bewunderte wieder mit lauterer, Elisabeth mit leiserer Stimme die Bäume und — die fernen Berge. Plötzlich jedoch beugte sich Robert näher hin und sagte: „Bertram, was ist das zwischen den Tannen und Föhren? Hier sind einige Fehlstreiche, oder ist's unvollendet.“

„Nein, nein,“ sagte Bertram, „das ist recht so!“

„Du irrst! Das sind wahrlich Fehlstreiche!“

„Ach das hat Sinn!“

„Sinn? — Fehlstreiche Sinn?“

„Ja, es ist eine Allegorie,“ sagte Bertram lächelnd.

„Hör' Mensch, bist du von Sinnen?“

„Es sind dies die Flöten, die mir Ruß gemacht haben, während ich malte.“ — Sein Blick suchte nur vorüberstreifend Elisabeth's Auge.

„Du weißt,“ sagte Robert, „ich liebe die Allegorie nirgends, aber die deinige scheint mir die unsinnigste, die mir noch je vorgekommen ist.“

„Ganz richtig. Weil sie aber für mich doch Sinn hat, so wirfst du mir den Unsinn in meinem Sinne doch sehen lassen — hoffentlich?“

Robert wandte sich schnell fragend zu Elisabeth:
„Kennst du den Sinn dieses allegorischen Unsinnes?“

„Ich?“ — — fragte Elisabeth.

„Wie wär' das möglich, Philosoph?“ fiel der Maler schnell ein, „einige Striche, die erst mein musikalischer Sinn zu Flöten zu stempeln versteht, um durch sie die malende Hand zu beflügeln, können unmöglich von einem andern Sinne zum Voraus im gleichen Sinne gefaßt werden!“ —

„Nun streiten wir nicht länger! Kommt!“

Da saßen nun nach fast dreiviertel Jahren wieder die nemlichen vier Menschen auf dem gleichen Platze in gleicher Stunde sich gegenüber, wie das erste Mal. Keiner hatte eine Ahnung davon, daß es wohl auch das letzte Mal sein könnte, daß diese vier beisammen waren. Sie aßen und tranken, waren fröhlich und guter Dinge. Unser Robert besonders, wenn er bei einem guten Braten, einem guten Glase Wein und einigen guten Freunden saß, war immer der Aufgeräumteste.

Er erinnerte sich jenes ersten Zusammenseins, fand die Verhältnisse nicht wesentlich verändert gegen damals, segnete sich, „den lieben Jungen da“ beim Schopfe festgehalten zu haben und meinte, es ließe sich ganz artig so fortleben. Der Maler war auch dieser Meinung, natürlich mit den geheimen Bedingungen, die er sich selbst beim Afford vorbehielt.

Elisabet saß sinnend daneben. Sie wußte nicht, was denken, wußte nicht, was wünschen, wußte nicht, was hoffen und wußte nicht, was fürchten.

„Aber hör', junger Herr," sagte Robert, „nun ist's bald genug getändelt und gelandschäftelt und schöne Frauen gemalt. Nun muß man sich auch einmal in die Historienmalerei verfeigen!"

„Keine Historienmalerei, in der die schönen Frauen nicht obenan stünden!" rief der Maler fast flüster.

„Nun ja, du kannst sie meinethalben auf jedes Bild kleben; nur sollen sie nicht immer den Raum allein ausfüllen!"

„Wenn sie ihn in dem Herzen ausfüllen, ist's ganz natürliche Folge, daß sie auch die Leinwand ausfüllen!"

„O Jugend!" rief der Philosoph.

Eberhard meinte: „Ach, wenn's nur immer Frühling bliebe! Aber da sei schon der Sommer gekommen, dann der Herbst und nun stünden wir im Winter."

„Nun ja! Und dann kommt wieder der Frühling und dann wieder der Sommer und so geht's fort," meinte der Maler.

„O nein, o nein! Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder —"

„Hat er dir schon abgeblüht?" rief Vertram. „Hab' doch noch keine einzige deiner Rosen gesehen. Die meinen sind noch in der Knospe."

„Sie werden im Dunkeln blühen, seine Rosen," meinte Robert.

„Ihr, ihr seid meine Rosen!" rief Eberhard. „Wißt ihr doch selbst, daß die Substanz nur in Andern leben kann."

„Ach, die gute Substanz, sie dauert mich,“ sagte Bertram wieder. „Wir wollen ihr auch einmal Bollblutskraft verleihen.“

• „Wenn die curige einmal abstirbt, dann sauge ich den besten Theil heraus und braue mir mein Leben aus euer Aller Leben.“

„Ach, das wird eine Quintessenz geben, die mag süße schmecken,“ sagte Robert wieder. „Denk' Elisabet, dein Leben und mein Leben und Bertram's Leben zusammen! In einem Fluß und Guß! Theilst du dann auch der Welt mit von diesem Guß?“

„Wenn sie ihn haben will, freilich,“ sagte Eberhard.

„Ach die wird's mit Löffeln essen und wird meinen, so gut habe ihr noch nichts geschmeckt, wie unsere Herrlichkeit.“

„Wenn ich nur auch noch mitessen könnte,“ sagte Bertram wieder, „ich würde mir besonders eine von den drei Gerichten auslesen.“

„Nichts da! Sie dürfen nicht vertheilt werden,“ rief Robert böse, „nur der Dreisatz macht die Masse gut.“

„Ach mir graut vor eurem Gespräch,“ sagte Elisabet.

„Warum doch!“ versetzte Bertram, „kann es ja doch kein süßeres Gespräch geben.“

„Elisabet denkt eben daran, daß sie nicht mehr mitessen kann. Das verbittert ihr die Süßigkeit. Bedenk' aber, daß auch Schiller singt: was ewig im Gesang soll leben, das muß im Leben untergehn.“

Die Männer lachten. Der Maler sagte tröstend: „Und das thut nichts, ich lasse gern unserer Substanz einmal die Ueberbleibsel, von der sie ihre Quintessenz dann

brauen mag. Ich nehme mir das volle, reiche Leben vorweg und habe dann mehr Ewigkeit in Einem Augenblick, als sie aus allen ihren Quintessenzen saugt."

Sonderbar! Unser Philosoph hörte diese Worte, es war keine Unmöglichkeit für ihn, sich deren Sinn zu deuten, aber der rhythmische Schwung derselben, die innere Wahrheit dieses Grundsatzes und die volle, ganze Persönlichkeit, die diese Wahrheit aussprach, nahm ihn so sehr für dieselbe ein, daß er dieser Persönlichkeit nicht böse sein konnte, daß er denken mußte: „Du hast Recht in deinem Sinne."

Ja, sonderbar! Und so wäre denn in unserer Zeit Alles aufgehoben, alle bestimmten Lebensgesetze, auch in dem Wissen und Begriff des Gegenüberstehenden, wenn derjenige, der dagegen anrennt, mit einer Persönlichkeit begabt ist, die diesem Gegenüberstehenden Sinne und Geist gefangen nehmen kann. — Ja, aufgehoben und doch nicht aufgehoben, die Widersprüche gelöst und doch nicht gelöst!

Elisabet sah mit Sorge, daß der Maler mehr trank, als gewöhnlich.

„Bitte, du kannst vorlesen, wie ich noch nie vorlesen hörte," sagte Bertram zu Robert; „deine Stimme ist wie Musik! Ich sehe hier den Tristan liegen; — wo seid ihr denn wirklich?"

„Bei der Minne Schuld," sagte Robert mit lächelndem und doch strafendem Blicke.

„Ach, da seid ihr schon zu weit," sagte Bertram. „Ich meinerseits bin noch nicht einmal in der „Minne Recht."

„Aber der Minne Trank ist schon genommen?“ fragte Eberhard leise.

„Längst!“ erwiderte Bertram ebenfalls leise.

Elisabet sah ihn an, — meinte er das wohl vom Buche, daß er noch nicht einmal in der „Minne Recht“ sei? Sollte er dasselbe noch nicht gelesen haben? Das wäre ihr lieb gewesen, denn es war ihr schon schwer auf die Seele gefallen, seit sie das Buch näher kannte, daß sie das gerade von ihm geliehen hatte.

Robert aber verstand die Worte anders, und sie dächten ihm lustig genug: „Nun, ich will dir von der Minne Recht und von der Minne Schuld einmal zugleich etwas eingeben, d. h. in der Minne Schuld der Minne Recht und in der Minne Recht der Minne Schuld.“

„Ach, Robert, das ist langweilig,“ sagte Elisabet, „wer wird jezt lesen!“

„Warum? Langweilig? Wie kannst du sagen, es sei langweilig, da du es doch nicht kennst?“

Elisabet sah mit Schalkheit den Maler an, während Eberhard sagte: „Es wird Ihnen eben auch gehn, wie Andern. Man springt nicht gern so schnell über in das Gebiet der Schuld, bis man das Recht zuvor gewürdigt hat.“

Elisabet stand schnell auf und wollte sich entfernen, aber Bertram's Fuß stand so ungeschickt im Wege, daß sie daran stieß, und wenn sie nicht fallen wollte, sich wieder zurück in ihre Sophaecke niederlassen mußte.

Dieser Fuß hatte wohl so gethan, als wollte er sich zurückziehen, aber leise schob er sich wieder vor und Elisabet blieb eingeschlossen. — „Es ist aber recht gut,“ be-

merkte Robert, während dies vorkam, „wenn man die Schuld zugleich mit dem Rechte kennen lernt; man hütet sich dann vor dem Rechte, weil es zur Schuld führt.“

Nöchte uns Einer einwerfen: wie kann der Remliche, der in einem andern Augenblicke ganz anders sprach, in diesem Augenblicke so sprechen; so erwidern wir: es ist dieser Satz so gut Wahrheit für ihn, als, da er beziehungslos redete, der entgegengesetzte.

Dieser Satz aber erregte den stärksten Widerspruch seines Schülers.

„Wer wird sich auch vor dem Rechte hüten!“ rief Bertram entrüstet. „Das wär' gerade, wie wenn man sich vor Gott hüten wollte, der das Recht in unsern Busen geschrieben hat. Wenn du behauptest, man müsse sich vor dem Rechte hüten, so fordere ich dich heute noch auf Pistolen und nenne dich einen ehrlosen Menschen.“

Und wirklich, der Mensch sah auf einmal ganz wild aus. Er war aufgesprungen und stand da, die Arme in einander geschlungen, und seine Augen sprühten Zornesblitze auf den Gegner.

„Wie schön er ist in diesem Zorne,“ dachte Robert halb freudig und halb verzagt. Laut sagte er: „Vor eigenem Rechte sollst du dich nicht hüten, aber vor fremdem; übrigens mache ich das heute nicht mit dir aus. Wir wollen einmal vernünftig reden, wenn wir allein sind. Ich weiß überhaupt nicht,“ fügte er lächelnd bei, „wie du diese Sache auf einmal als eine persönliche behandeln kannst. Wir sind ja bei Tristan und Isolde, nicht bei unserm eigenen Ich in diesem Augenblicke.“

Elisabet war auch aufgestanden, nahm Bertram's Hand, setzte sich wieder nieder und zog ihn mit bittendem Blicke ebenfalls auf seinen Sitz nieder. Wie durch Zauber in ein Lamm umgewandelt ließ er's geschehen, aber er setzte sich näher her und behielt die Hand.

Und unser weiser! Kapellmeister Robert las und machte Musik, oder vielmehr gab den Ton an zu der Musik, die die Herzen spielten. Er las.

Aus „der Minne Schuld.“

Nun daß die Königin Isot
Brangäne in der Todesnoth
Hatte getreu und stät und gut
Und auch an ihrem Sinn und Muth
Untadlig in allemweg erkannt,
Und in dem Tiegel rein gebrannt
Und geläutert wie klares Gold:
Seit waren Brangäne und Isolt
Im Herzen und im Sinne
So voll Treue und Minne,
Daß sie nicht mehr auf Erden
Konnten geschieden werden.
Sie waren da, die seligen zwo,
Ihres Muthes und Herzens froh.
Brangäne stand am Hofe wohl,
Der Hof war ihres Lobes voll,
Sie war da werth bei allen,
Und trug Niemanden Gallen,
Im Herzen nicht, noch mit der That.
Sie war da wohlbetrauter Rath
Des Königs und der Königin.
Auch geschah nichts in der Kammer drin,
Das sie nicht mußte wissen;
Auch war sie stets beflissen,

Isolden wohl zu dienen:
So diente sie ihnen,
Ihr und Tristanen, mit Fleiß.
Dies trieben sie also leise,
Daß Niemand über ihrem Spiel
Auf einen Argwohn je versiel.
Rebe, Gebärde, Märe,
Und was verglichen wäre,
Nahm ihnen selten Jemand wahr,
Und keinem träumte, was es war.
Ihnen war sanft und also wohl,
Als zwei Liebenden werden soll,
Denen Alles zu jeder Frist
Zu Statten und zu Willen ist.
Da waren allzeit, siehe,
Amis und seine Amie
In der Minne Besage,
Begannen oft am Tage
Die Augen zu verstriden
Mit inniglichen Blicken
Am Hof und unter Leuten,
Da Blicken sollen deuten
Und Wechselfäre meinen,
Wodurch man sich vereinen
In aller lieben Liebe mag.
Das trieben die Beiden Nacht und Tag,
Und war das ohne Gefährde;
Mit Rebe und Gebärde
Waren sie, mochten sie stehen,
Sitzen oder gehen,
Frei, offen und ohne Fagen.
Ihr offenes Betragen,
Und das verstanden sie wundersam,
Begannen sie oft, nachdem es kam,
Mit Aebeworten zu durchweben:
Oft sah man in ihren Mären Aeben

Der Minne Werk, aus Worten
Gewirkt, wie Gold in Worten.
Doch keinem kam's zu Sinne,
Dafß da von and'rer Minne
In ihnen wirkte eine Kraft,
Als einzig von der Mogenschaft,
Die da so groß und offenbar
An Marken und Trisanden war.
Mit der verkauften sie da viel,
Und brachten hinaus ihr Minnespiel;
Ob solchem Spiel der Minne
Läuschten sie manche Sinne,
Von denen keiner je besand,
Wie es um ihre Liebe stand.
Die war an ihnen rein und gut;
Ihr beider Sinn, ihr beider Muth
War Eins in Allem, Ein und Ein,
War Ja und Ja, war Rein und Rein;
Von Ja und Rein, von Rein und Ja,
In Treuen, war nichts zu hören da.
An ihnen war nichts zu scheiden;
Da war nur Eins in beiden.

Tristan und seine Königin,
So trieben sie lieblich die Stunden hin,
Zuweilen so, zuweilen so;
Sie waren unterweilen froh
Und unterweilen ungemuth,
Wie Liebe zweien Liebenden thut:
Die brauet in ihren Herzen
Das Wohlsein bei dem Schmerzen,
Bei Freude Kummer, bei Wonne Noth.
So Tristan und seine Frau Isol
Ihr Ziel in ihren Dingen,
Nicht konnten stets erringen,
Das war ihre Noth: also und so
Waren sie traurig und waren froh.

Auch dieses blieb nicht aus dem Spiel,
Daß Jorn zu ihrer Liebe fiel:
Ich meine Jorn ohn' Hassen.
Kann das Jemand nicht fassen,
Daß Jorn je sollte flammen
Aus solchen Herzensflammen,
Fürwahr, da bin ich sicher dran,
Daß der nie rechte Lieb' gewann.
Denn solches ist die Art der Minne;
Damit entflammt sie minnende Sinne,
Damit befeuert sie den Muth;
Denn wie der Jorn viel wehe thut,
So süht die Herzen je die Tren',
Da ist die Liebe wieder neu,
Und Treue größer denn zuvor.
Doch wie sie wallen im Jorn empor,
Wie sie von selbst zur Sühne kommen,
Das habt ihr wohl schon oft vernommen.
Minnenden dünket gerne,
Die sich nicht wohnen ferne
Und sind sich immer nahe bei,
Daß Jemand anders lieber sei
Und näher liege dem Herzen an,
Und machen aus einem kleinen Wahn
Ein mächtiges Jornsfeuer,
Eine Sühne, reich und theuer,
Aus einem kleinen Leide;
Und ist auch gut für Weide
Und soll man's nicht verwehren:
Dievon soll Liebe sich nähren,
Versüßen und erneuen,
Entzünden an den Treuen.
Die Liebe armet und altet,
Verkühet und erkaltet,
Wo sie gar nicht im Feuer steht;
Denn so der Jorn an ihr zergeht,

Zuhand so grünet sie auch nicht.
Wenn unter Freunden je ausbricht
Ein Hörnlein irgend, sethet hin,
So ist Irene je die Sühnerin,
Auf's Frische und auf's Neue.
Dies erneuet die Irene,
Dies läutert die Liebe gleich wie Gold. —
So trieben Tristan und Isolde
Mit Lieb' und Leid die Stunden hin;
Lieb' und Leid hielt ihren Sinn
Frisch und in steter Unmüßigkeit:
Lieb' mein ich ohne Herzeleid.
Noch wußten sie nichts Beide
Von solchem Herzeleide
Und nichts von solcher Jammernoth,
Die da mit Tod dem Herzen droht.
Auch bargen sie so Lieb' als Leid
Und verhohlen ihre Heimlichkeit
Mit Augen und mit Munde,
Und trieben das manche Stunde;
Sie waren beide hochgemuth,
Ihr Muth war frei und immer gut.
Die Königin Isolde,
Die war so werth und holde
Bei den Leuten und in den Landen;
Auch sagten von Tristanen
Alle zusammen, Leut' und Land;
Er war bekannt und viel genannt,
Gefürchtet ohne Gleichen
In beiden Königreichen.

Robert erhob manchmal während des Lesens das Auge, aber er gewahrte nicht viel Verschlingliches. Vertram's Auge zwar sah er nicht; er hatte sich hinter mehreren Gegenständen verschauelt, die auf dem Tische standen,

aber Elisabeth schien tief nachdenklich, und nur selten hob sich ihr Auge, um in das ihres Nachbarn zu schauen. Sie wollte die Hand einigemal losmachen, aber es hatte nur die Folge, daß er immer dieselbe fester faßte und näher rückte. So ergab sie sich denn in ihr Schicksal. Es war ganz wunderbar. Diese Worte deutete jedes in seinem Sinne. Bertram dachte an nichts, als an sich und Elisabeth; unserm Robert hingegen war dabei ganz heimlich zu Muth: die Liebe armet und altet, verfühlet und verkaltet, wo sie gar nicht im Feuer steht. Es machte ihn ganz selig, auch im Feuer zu stehen, und das Zörnlein, das er eben hatte ausbrechen sehen, erhöhte jetzt, nachdem es beigelegt war, seinen Muth dergestalt, daß er dem Freunde aus Liebe und Dank dafür hätte um den Hals fallen mögen. Er hielt aber an sich, denn Bertram hätte es allzu günstig für sich deuten können. Jetzt durfte unser Held auch wieder einmal genießen: schmerzlichen Genuß, verliebten Haß, erquickenden Verdruß.

Und wie es in Elisabeth's Herzen aussieht, wissen wir ja. Es war ihr so weh, als hätte sie eine Welt zu tragen, und doch wieder so wohl, — o wie das in den Gemüthern hin und her wogte: Anhänglichkeit und Abneigung, Liebe und Haß!

„D, lies doch noch Rotten und Parse!“ sagte Eberhard, „der Schluß ist so gar hübsch.“

„Aber, Elisabeth, ich lese dir doch hier lauter Neuigkeiten, und für eine Ehefrau so gar liebe schöne Sachen, und du giebst mir gar kein Zeichen des Beifalls.“

„Ich bin ganz Ohr,“ sagte Elisabeth.

„Ehesrau!“ warf Bertram höhniſch ein. „Mit wem führte Iſolde die Ehe?“

„Die falſche mit Marke, die wahre mit Triſtan,“ ſagte Robert. „Wiſſt du aber Parallelen ziehen, ſo kann ich's auch und erwidere dir weiter: Eliſabet führt die wahre mit mir, den ſie ſelbſt in der Minne Recht eingeſetzt hat.“

Krampfhaft zuckte Eliſabet's Hand auf in Bertram's ſeiner, aber ſie konnte ſie doch nicht löſen. In Bertram's Buſen kochte es wieder. Er wollte eben antworten, Eberhard aber ſchrie eifrig: „Notte und Harſe, Notte und Harſe!“

„Nun ja, ich will dir den Willen thun! Wenn mein Weib mir vorher einen Kuß giebt.“

„Nein, das thut ſie jetzt nicht! Jetzt nicht!“ ſagte Bertram.

„So? muß ſie dich vorher fragen? Das wär' doch ſchön, wenn eine Ehesrau einen närrischen Verehrer fragen müßte, ob ſie ihren Ehemann küſſen dürfe.“

„Ruſſig, Bertram! Ich flehe Sie an,“ ſagte Eliſabet; — ſie ſühlte durch die Hand hindurch, wie es um ihn ſtand. — „Robert,“ fuhr ſie dann fort, und eine Thräne trat in ihr Auge, „du weiſt, um was ich dich gebeten habe — damals! — Ach du haſt mir dein Verſprechen nicht gehalten!“

„Notte und Harſe!“ ſchrie Eberhard recht grimmig, und unſer Held gab dem Dränger nach; denn er wollte ja beim Glaſe Wein die tiefe Weiſheit des Sapes zu ſchätzen, daß Alles einerlei ſei.

Elisabet hatte während dieses Capitels die Augen geschlossen und die freie Hand darüber hingelegt. Robert überging um ihretwillen die schlüpfrige Stelle, bis er an die Worte kam: „Tristan, der brachte Isolden wieder seinem Oheim König Marke dort, und strafte ihn mit strengem Wort. Derre, sprach er, das wisse Christ, so lieb als euch die Königin ist, so ist es Thorheit und ist Unsinn, daß ihr sie gebet so leichte hin um Harsen ober um Rotten. Es mag die Welt wohl spotten: wer hat eine Königin je gesehen um Rottenspiel zu Kaufe stehn? Von Stund' an so bewahret das und hütet meiner Frauen daß!“

„Von Stund' an, so bewahret das und hütet meiner Frauen daß!“ wiederholte Eberhard aufstehend. „Jetzt ist's genug. Komm Herr Tristan; unsere Stelle ist für heute hier zu Ende.“

„Also giebst du mir das Zeugniß, daß ich Tristan bin, und dieser ist Marke?“ rief Bertram.

„O Bertram, auch von Ihnen keine Schonung?“ sagte Elisabet leise und schmerzlich.

„Was Schonung. Einmal muß doch Alles an Tag!“

„Ja, der Tristan bist du,“ sagte Eberhard, „weil du auch das triste Opfer einer tristen Liebe bist. In Wahrheit aber ist keiner von euch der Tristan und keiner der Marke, und Isolden haben wir auch keine. Ihr werdet euch doch heute nicht mehr streiten wollen um des Kaisers Bart!“

„O nein,“ sagte Robert ruhig, „ich streite mich gar nicht. Ich weiß, daß mein Weib Elisabet heißt, und ich

heißt Robert, und weiß weiter, daß ich mein Weib liebe, und daß mein Weib mich liebt, und weiß auch noch weiter, daß ihr meine zwei lieben Freunde seid. Nun gute Nacht!"

Bertram zog Elisabeth bei Seite: „Elisabet, ich heiße Otto, sprich meinen Namen aus!"

„Otto?" fragte sie verwundert. — Und in einem Nu hielt er sie umschlungen. Einen Augenblick blieb sie regungslos, wie versteinert; endlich schrie sie: „Laß . . . Bertr . . ."

Sie hatte sich eben losgerissen, als Robert herzusprang. Elisabeth stürzte fort.

„Da! steht es so, junger Herr?"

„Ja, so steht es, junger Herr! Wollen wir gleich um sie kämpfen?"

„Nein, heute nicht!"

„Ich geh' aber nicht von der Stelle!"

„Da! welche Frechheit!"

Die Männer wären an einander gerathen, wenn nicht Eberhard sich dazwischen geworfen und dem Jungen in's Ohr geflüstert hätte: „Willst du sie umbringen durch solchen Skandal? Augenblicklich folgst du mir!"

Der Junge stürmte noch vor ihm hinaus.

„Der Bursche ist toll," sagte Robert; „Eberhard, laß ihn nicht von dir!"

„Elisabet, noch ein Wort, bitte, mach auf!" rief Robert, als er allein war. Aber Elisabeth machte nicht

auf. Er hörte keinen Laut, nur manchmal war's ihm, als hörte er in noch größerer Entfernung ein leises Schluchzen.

Als alle seine Bemühungen, sich noch Gehör zu verschaffen, fruchtlos waren, untersuchte er nochmals das ganze Haus, ob Alles in Ordnung sei und legte sich dann nicht ohne Unruhe schlafen.

Ziebenzehntes Capitel.

Den andern Morgen sah Robert sogleich, daß Elisabeth verweinte Augen hatte. Sie wich aber einer Erklärung aus, und weil Berufsgeschäfte ihn bald in Anspruch nahmen, so begnügte er sich, ihr mit freundlich fragendem Blicke die Hand zu geben.

„Bist du mir böse? oder bist du unglücklich, Elisabeth?“

„Robert, laß mich! Ich kann dir keine Antwort geben.“

So mußte er sich denn entfernen, wurde aber bald durch Sorgen des öffentlichen Lebens, die ihm durch die Nachricht über eine Senatsverhandlung entgegentraten, so in Anspruch genommen, daß seine kleineren häuslichen Sorgen in den Hintergrund traten. Er erfuhr nemlich, daß zur Wahl zweier neuen Professoren geschritten werden sollte, und daß die Vorverhandlungen schon zu stürmischen Austritten geführt hätten. Unter den Vorgesetzten standen er selbst und sein Freund Schwäberlein in erster Reihe, aber eine starke Opposition hatte sich gegen sie erhoben, und es war vorauszusehen, daß der Tag der Entscheidung im Senate noch größeren Kampf hervorrufen werde. Robert wußte wohl, daß die Antipathie gegen

ihn bei Vielen unüberwindlich war, die theils durch seine Principien als solche, theils durch seine energische Art, denselben Geltung zu verschaffen, in ihren tiefsten persönlichen Interessen und Gefühlen sich verlept fühlten. Er berieth sich daher mit Schwäberlein, dem Literaten und ihrem Freunde, dem alten Professor, und sie kamen überein, daß eine öffentliche Erklärung von ihrer Seite, die auf die Aengstlichen beruhigend, auf die Schwankenden bestimmend und auf die Feindseligen versöhnend oder wenigstens entmutzigend wirken sollte, nothwendig sei. Man besprach sich über das Nähere derselben und Robert begab sich in seine Vorlesung.

Zu diesen Vorlesungen war der Zubrang jeder Zeit sehr groß, nicht blos von Studirenden, sondern auch Doctoren und andern Gebildeten. Auch heute wieder sah er im Hintergrunde an eine Säule gelehnt seinen Maler. Dieser versäumte nie einen seiner Vorträge; aber er schrieb sich kein Wort auf. Mit ihm war oft Falstaff, oft Eberhard. Die Studenten nannten diesen Maler um seiner Absonderung und seines feineren Wesens willen immer den „Herrn Grafen“ oder den „gräßlichen Maler.“ Er war längst, besonders aber seit der Apfelgeschichte, eine Art öffentlicher Person geworden, über die viel hin und her geredet wurde; man lobte und tadelte ihn nicht ganz ohne Heftigkeit, besonders unter den Damen, die ihn um so mehr in den Mund nahmen, je weniger er sich nach ihnen umzuschauen schien. Ueber sein Verhältniß zu der schönen Doctorsfrau wollten Einige bestimmte Auskunft haben, wozu besonders Sannchen den ersten unbedeutenden Stoff geliefert hatte. Diese trug nur allzu

naiv ihre Gedanken und Gefühle zur Schau. Nur das Eine war der räsonnirenden Welt unbegreiflich, daß er mit dem Doctor immer auf so freundschaftlichem Fuße stand, dieser ihn hervorjog, wo er konnte. Entweder mußte der Doctor ein Dummkopf oder ein Narr sein, oder — es war nichts an den bösen Verschwägen.

Auch heute wieder nach beendigtem Colleg nahm Robert seinen Maler am Arm und strich mit ihm durch die Reihen der übrigen Zuhörer. Er hatte sich wieder ganz gefaßt, die Sache von gestern her schien ihm jetzt bei Weitem nicht mehr so bedeutend; er hatte ja längst gewußt, daß der Junge seine Elisabeth liebe, er konnte auch diesen letzten Vorfall sich zurechtlegen.

Der Maler aber sah anfangs ernst und unzugänglich genug drein.

„Haßt du dein nächtliches Feuer von gestern her noch nicht verschlafen?“ fragte der Doctor; „auf welchem Fuße stehen wir mit einander, junger Herr?“

„Auf dem Hexenfuße. Wir drehen uns im Kreise.“

„Um uns selbst oder um einander?“

„Um uns selbst? Ei, wer wird sich um sich selbst drehen wollen!“

„Also um einander! Du weißt, Eberhard sagte gestern, wir drei seien seine Rosen. Nun ist meine Meinung: Rosen sind dazu da, lieblich zu duften und sich und die Welt durch ihre Schönheit zu entzücken, aber nicht einander aufzuzehren in Haß und Neid und Eifersucht.“

„Ja, du hast gut reden, du! Mit deiner breiten Basis, mit deinem Besitze, mit deinem Rechte, das sich nicht in Schuld verkehrt! Da ist's gar lieblich, Philosophie predigen, Menschenliebe predigen, Rosenunschuld predigen! Aber komm einmal in's Feuer, wie ich, stehe da, hoffnungslos wie ich, rathlos wie ich, und doch mit dem unüberwindlichen, Alles bezwingenden Gefühle! — Dann predige wieder so, und prüfe, wie die Predigt schmeckt.“

Der Philosoph mußte wieder im Herzen sagen: „Du hast Recht.“ Es war ihm rein unmöglich, einem also verwundeten Herzen mit trockener Moral zu kommen, von — Ueberwinden, von Losreißen, von der Erhabenheit der menschlichen Würde, die zu entsagen weiß, um keine gegenüberstehenden Rechte zu verletzen, der dann das gute Bewußtsein den Lohn giebt für die Schmerzen der Entsagung u. s. w. Das Alles widerstrebte seinem innersten Gefühle. Er hätte es zwar jetzt am besten thun können, da ihm der Maler selbst gewissermaßen zugestand, was er gestern nicht hatte auskommen lassen wollen, daß er ihm gegenüber, weil rechtlos, auch „rathlos, hoffnungslos“ dastünde. Gerade weil er das jetzt bekannte, konnte Robert ihn nicht beim Worte halten. Auch war das etwas so Merkwürdiges, ja Rührendes, daß der liebe Junge ihm, dem Ehemann, dem Gegenüberstehenden dies offene Bekenntniß ablegte, daß er, der Philosoph, ganz gefangen war und kein Wort hatte zur Erwiderung. Da sie eben an der Hausthüre angekommen waren, und der Maler weiter gehn wollte, zog Jener ihn herein, nahm ihn um den Hals und küßte ihn. Dem Maler that das wohl. Er legte seine Wange an Robert's Angesicht, und Thränen

traten in sein Auge. Dann riß er sich haßig los und eilte davon.

In tiefem Nachdenken über die Labyrinth des Menschenlebens stieg der Philosoph seine Treppen hinauf.

Will aber Einer bezweifeln, daß der Maler heute könne so niedergeschlagen sein, da er gestern so fest in seinem Willen zu sein schien, den erinnern wir daran, daß das menschliche Herz ein tropig und verzagt Ding ist. Diese Verzagttheit hatte aber noch eine ganz eigene Ursache. Unser freiherrlicher Maler hatte heute einen Brief aus der Heimath bekommen. Dem Briefe des Cousin war einer vom Oheim beigelegt, worin dieser an jenen schreibt: er habe einen Vertrauten nach der Universitätsstadt gesendet, um unter dem tiefsten Incognito genaue Aundschaft über den Nessen und seine Aufführung einzuziehen. Seine Nachforschungen hätten zu folgendem Resultate geführt: Otto, von dessen eigentlichem Stande Niemand eine Ahnung habe, wenigstens nicht näher unterrichtet sei, mache sich keiner eigentlichen Ausschweifungen schuldig, sei aber berüchtigt, mit einigen Frauen in allzu vertrautem Umgang zu sehn. Ja, es sei Stadtgespräch, daß die Ehe einer früheren Sängerin mit einem Gelehrten eigentlich durch ihn gelodert, wo nicht ganz zerflört worden sei. Seine eigentliche Liebe aber sei eine Andere, eine sehr schöne Frau, mit der er auf dem besten Fuße lebe, und deren Gatten er ebenfalls so für sich einzunehmen wisse, daß sich Jedermann darüber wundere. Nun waren einige Vorwürfe gegen seinen Nessen angehängt über den Leichtfinn, womit er das junge Blut sich selbst überlassen habe, und die Drohung ausgesprochen,

daß, wenn nicht alsobald vom eigentlichen Vormund hier Vorkehrungen getroffen würden, um den Jungen einer so gefährlichen Umgebung zu entreißen, er selbst nach der Universitätsstadt reisen, seinen wahren Namen entdecken, und wo er nicht selbst gutwillig ginge, mit Gewalt durch Hülfe der Behörden sich seiner bemächtigen werde. Den Schluß machte die Bethuerung, daß, wenn der leichtsinnige Junge je sich beikommen lassen sollte, durch seine jugendlichen Verirrungen ernstere Verwickelungen in die Familie zu bringen, er die bestimmtesten Maßregeln dagegen ergreifen werde.

Dieser Brief würde nun unsern selbstständig sich fühlenden oder sein wollenden Freiherrn vielleicht gerade zum Versuch des Aeußersten gereizt haben, wenn nicht das vom Cousin beigelegte Schreiben durch seinen viel sanfteren, mild mahnenden Ton auch das Gemüth des Jungen berührt und ihn darum in größeren Zwiespalt mit sich selbst gebracht hätte. Er erinnerte ihn, daß er ihm gesagt habe, jene junge Frau sei tugendhaft und sei glücklich verheirathet, und daß er, der Vormund, nur auf dieses Bekenntniß hin zur Wiederaufnahme seiner Studien in jener Stadt seine Einwilligung gegeben habe. Er fragte ihn nun auf sein Gewissen, ob er ihn damals betrogen habe, ob wirklich nur ihre Nähe ihn hierher getrieben und Hoffnung auf ihren Besitz schon damals geleckt habe, — oder ob gar schon ein Verbrechen auf seinem Gewissen laste. Er erinnerte ihn an die Madonna des Perugino und an die Madonna, die er selbst gemalt hätte, und knüpfte daran das ernste Wort, daß er, der Freiherr, seine tieffte Verachtung gegen eine Wesinnung

ausprechen müßte, die eine solche Vermischung des Heiligsten mit den sündhaftesten menschlichen Zuständen sich erlaube. Er mahnte ihn an die große Verantwortung, ein edles Weib zu einer Verbrecherin — gemacht zu haben oder machen zu wollen; er flehte seinen Vetter an, der Umgarnung durch die eigene Leidenschaft zu entfliehen, wenn es noch Zeit sei; — aber auch, wenn er mit seiner Ermahnung zu spät komme, sei es doch immer noch Zeit, zu fliehen und durch ernste Buße und ernstes Streben wieder ein waderer Mann zu werden. Er selbst wolle kommen, um dem Oheim, der zu streng verfahren würde, zuvorzukommen; er habe aber für gut befunden, ihn durch die Briefe auf seine Ankunft vorzubereiten. Da Otto das Incognito so streng bewahrt habe, so wünsche auch er dasselbe nicht gebrochen. Es scheine ihm, daß der Vetter keine Schmach auf seinen guten Namen habe werfen wollen, und wenn er wirklich gefallen sei, so sei dies noch das einzige Ehrenwerthe in seinem Benehmen. Er schloß mit einigen seinen Hindeutungen auf die bedeutenden Fatalitäten, die für Otto aus einer Geringschätzung seiner treuen und ernststen Mahnungen entspringen würden. Nur entschiedener Bruch könne hier retten, einen andern Ausweg gebe es nicht.

Unser Maler hatte diese Briefe nur einmal mit den Augen überflogen, dann warf er sie in einen Winkel, wo sie später Eberhard fand. Was in seiner Seele stehn blieb, das waren die zwei Worte: Bruch und Ausweg. Mit diesen Worten im Sinne floh er in Robert's Colleg. Weil er aber mit geflissentlicher Hintansehung alles Andern nur diese zwei Worte, und zwar selbstständig ver-

arbeitete, so kam er später auf den Gedanken, ob es denn nicht auch einen Ausweg gebe, der über den Bruch hinüberführe. Er wußte nicht wie; nur Eines war ihm bei seiner jetzigen Lebensansicht klar: über die Pietät hinsichtlich seiner peruginischen Madonna und die Gesinnung, die ein Künstler solch einer Madonna gegenüber haben mußte, dachte der Better allzu bornirt. Auch Raphael war ja durch sinnliche Liebe zu seinen Madonnen begeistert worden; auch von Giotto, von Michel Angelo hatte man ähnliche Anekdoten, und der andachtglühende Perugino war, wenn man auch Vasari's Schilderung nicht durchweg gelten läßt, ein Mann, der die Güter des Lebens wohl zu schätzen wußte. Die Maler der reifen Periode waren also sammt und sonders Weltkinder, die locker genug lebten, so streng sie auch kirchlich denken mochten. Darüber war Robert mit ihm ganz einerlei Meinung, ja Robert's reifere Ansicht darüber hatte seine ebenfalls verwirrte frühere Pietät vollends berichtigt; er hatte von Rom her selbst auch noch bornirttere Ansichten gehabt, weil er mit einigen älteren deutschen Künstlern hauptsächlich umgegangen war, die ein wachsameres Auge auf den unerfahrenen Jüngling warfen und nicht leiden wollten, daß er „leichtsinig“ würde. Aber sie waren eben keine Vernies der reifen Periode, sie waren nur copirende Künstler. Ferner wurde sich unser Maler gern bewußt, daß er in neuerer Zeit ganz von dem Gedanken abgegangen sei, Elisabeth mit dem christlichen Mythos in Verbindung zu bringen; also brauchte er auch keinen so gar strengen Maßstab anzulegen.

Was ihm noch besonders auffiel, war die Nachricht, die er aus jenen Briefen zog, daß sein Verhältniß zu

Elisabet von der Welt längst so angesehen wurde, wie er — ach! kaum in Gedanken es fast zu fassen gewagt hatte, weil bis in die neueste Zeit Elisabet ihm wieder entflohen war. Elisabet war also in der öffentlichen Meinung schon zum Voraus verdammt, das Gerücht war der That vorangegangen. Sollte er nun ihren öffentlichen Vertheidiger machen? Sollte er sagen: diese Frau ist viel edler, als du, Welt, meinst? — Was lag aber im Ganzen an der Meinung der Welt? Wenn sie ihn glücklich machte, so folgte sie nur dem Gefühle, das, weil es in seinem Busen lebte, auch in dem ihrigen flammen mußte. — Wenn sie aber nicht wollte, — sollte er dann — fliehen? — Ha! nein! das thut ich nicht; fliehen nicht! Narr, der ich wäre, vor der eigenen Leidenschaft zu fliehen, vor dem eigenen Glücke zu fliehen! Dann biet' ich ihr meine Hand an, mag werden daraus, was will. — Aber was wird dann aus dem Philosophen? — Aber der hat sein Glück schon lange genug gehabt. Am Ende tritt er mir's mit Willen ab. Und mich liebt er ja, als wär' ich ein Mädchen. Ach, das kann sich Alles machen!

Ja, wie er so länger nachdachte, — es war Nachmittags, er hatte sich auf seinem Sopha liegend in brütendem Sinnen ganz verloren, — kam's ihm nach und nach vor, als sei er ein Thor gewesen, so zahm und schein zu Werke gegangen zu sein. Nun hätte er längst können glücklich sein, und die Freiherrn, wenn sie gekommen wären, hätten ihm sein Glück nicht mehr vor dem Rande wegnehmen können. Aber was war die Ursache, daß er nicht längst glücklich war? Elisabet's über-

triebene Grundsätze? Ha! wie hassenswerth! — — Aber sagte eine leise Stimme in ihm: wenn Elisabet dein Weib wäre, hätten diese Grundsätze dich ja doch wohl glücklich gemacht. Gerade das Zarte in ihrem Wesen ist ja das Einzige in ihr. Ha! daß sie mein Weib wäre! O Elend, o Wehe! Ist's nicht möglich? — Aber die Freiherren! Und wenn Elisabet erfährt, welche Hindernisse es geben wird, wird sie mein Weib werden wollen? — Und wenn sie's würde, würde sie dauernd glücklich sein? Meine Weib- und Grundherrnverhältnisse sind nicht geregelt, die Andern können mir den Strick zuziehen, sobald sie wollen, können mich wenigstens durch lange zweifelhafte Prozesse hinhalten und Hab und Gut schmälern. Würde ich dann glücklich sein? — — Aber, sagte er nach längerem Sinnen, darf ich denn auch Elisabet unglücklich machen, wenn ich sie nicht glücklich machen kann? Kann eine Elisabet auch wirklich die Schuld der Sünde tragen, ohne zu — sterben? — Ach! ich weiß ja wohl, sie ist keine Isolde. Isolde war nur Even's Geschlecht, ja unter Even's, denn diese hatte wenigstens ein tiefes Schuldbewußtsein und ein tiefes Sehnen nach dem verlorenen Gottesbilde; Isolde hatte das nicht, und — Elisabet gehört noch einer andern Classe an; — — ja und ich hab' ihr den Tristan in die Hand gegeben, um sie herunterzuziehen in die tiefere Classe. — — Ha! nein, das ist nicht wahr! Wenn Elisabet sich durch das Vorbild Isolden's bestimmen läßt, so folgt sie nur dem wahrsten Gefühl und das wahrste Gefühl ist das göttliche. — — Nein, nein! Isolde steht hoch, und Elisabet steigt, wenn sie Isolden's Beispiel folgt. Ach ja, Freiherr! Ich sollte wohl stehen im Augenblick, da der süße

Nach sich mir erschließen möchte! fliehen zu den Freiherrn und der Liebe Glück den Abschied geben! Lieber hier sterben, als bei den Freiherrn leben! — Ruth, Otto! —

Und er schob ein kleines Gemälde in die Brusttasche und ging nach einem flüchtigen Blicke in den Spiegel hastig zur Thüre hinaus.

Auch Elisabeth hatte einen Brief bekommen von der Schweizerin. Diese schrieb, daß ihr Vater, der alte, würdige Mann gestorben sei und auf seinem Todtbette den sehnlichen Wunsch ausgesprochen habe, daß sie sich mit ihrem Gatten versöhnen möchte, weil das Kind nicht ohne Vater, aber auch nicht ohne Mutter aufwachsen dürfte. Dieser Wunsch des theuern Vaters falle mit ihrem eigenen zusammen; sie habe jetzt so lange wieder in der Primath gelebt, die theuren Berge seien ihr zwar immer gleich theuer, aber sie habe doch erkannt, daß die Steine das Menschenherz nicht ersetzten. Sie habe so lange glücklich mit ihrem Gatten gelebt, bis das unselige Zerwürfniß eingetreten sei. Sie habe sich freilich auch anzuklagen, aber nur so weit, als sie durch eine bis in's Alberne gehende Vaterlands- und Primathsliebe verführt, blind gewesen sei gegen alles Gute und Liebe, das sie bei ihrem Gatten gehabt und verlassen habe. Sie bat nun Elisabeth flehentlich, ihr zu schreiben, ob ihr Gatte sich nicht wieder zu ihren Gunsten stimmen lassen würde.

Unten als Nachschrift standen noch die Worte: „Biel-
leicht trete ich mit Nächstem selbst bei Ihnen ein. Ich

habe Tag und Nacht keine Ruhe mehr; meine Feindin würde, sobald ihr zu Ohren käme, daß eine Verständigung von mir gewünscht würde, Alles anwenden, um diese zu hintertreiben. Darum muß mir Alles daran liegen, durch mein und meines Kindes persönliches Erscheinen den Eindruck auf das Gemüth meines Vatten zu erhöhen und die alte Liebe und alte Treue in seinem Herzen wieder aufzufrischen. O, Elisabeth!" schloß sie, "Sie, die glückliche Vattin, haben gewiß Mitleid mit meinem Schmerz, Sie werden mir Ihr Herz nicht verschließen, werden mir Ihre Hülfe und Ihren Beistand nicht versagen. Bei Ihrem eigenen Glücke beschwöre ich Sie: helfen Sie mir, wieder meinen Vatten, meinem Kinde wieder seinen Vater gewinnen!"

O, Elisabeth! wie traf dich dieser Brief! — Mitten drin in allem Elende eines unbefriedigten, eines sehnenden Herzens, mitten drin in dem halben Vorsatze, diesem Herzen seinen Willen zu thun, — mitten drin — in Gedanken der Sünde!

Sie war überhaupt heute ganz und gar verstört. Als sie in der Nacht vorher endlich eingeschlafen war, da war auch gleich die Ruß! wieder da, und auf ihrem Sopha saß neben ihr — nicht Robert, — der andere, der süßere Name! — ihr Blut wallte fieberhaft, sie meinte zu sterben. Da — — o Grauen, o Entsetzen! — da stand auf einmal ihre Mutter neben ihr, — ihre Mutter, deren Anblick, wenn er ihr sonst im Traume geworden war, sie so unbeschreiblich glücklich und selig gemacht hatte. Diese Mutter strich mit der Hand über ihr Gesicht und sagte: Elisabeth, Elisabeth! wo bist du? Wach' auf! Suche

in der Schrift, — und sie benannte ihr drei Stellen nach einander, die sie suchen sollte. Elisabeth wachte auf an der Erscheinung, und die erschreckliche Klarheit derselben, die Erinnerung an die Ursache, an die ganze gestrige Scene drückte so auf ihr Gemüth, daß der Brustkrampf sich auf bedenkliche Art wiederholte, und sie eine Zeit lang fast des Athems beraubte.

Wie ihr in dieser Nacht war, kann gar nicht beschrieben werden. Es stürmten Welten durch ihre Seele: Fragen, Zweifel, Ahnung, Sehnsucht, — Bangen, Schrecken. O! sie meinte, heute noch durchbringen, die Wahrheit finden zu müssen. Wenn sie aber an die Schriftstellen dachte, so zitterte sie, denn sie fürchtete, oder wußte nur zu gewiß, daß alle ihre süße Welt dann zusammenstürzen würde. Und sie dachte, das würde ihr den Tod bringen. Ach, der Tod wäre ihr jetzt lieb gewesen, aber nicht der Tod durch fürchterliche Klarheit, durch jenes Schwerdt, das da scheidet Mark und Gebein, sondern der Tod, der in ihrem Album eingezeichnet war: das Versinken in den Fluthen der Liebe. Darum war es ihr auch rein unmöglich, als der Tag anbrach, eine Bibel zu holen und jene Stellen zu suchen, obgleich die Ziffern wie mit Feuer geschrieben in ihrer Seele standen.

Achtzehntes Capitel.

Elisabet's körperliches Unwohlsein vermochte Robert, dem sie bei seinem Nachhausekommen mit wenigen Worten davon gesagt hatte, nach dem Arzte zu senden, der aber erst später kam. Von dem Briefe sagte Elisabet nichts. Es war ihr unmöglich, denselben jezt Robert zu geben. Seine Nachrichten hinsichtlich seiner eigenen Zukunft hörte sie nur mit halbem Interesse. Es wurden nach Tische immer die Zeitungen gebracht, und da Robert sich darein vertiefte, so setzte sie sich in ein anderes Zimmer, wollte zuerst arbeiten, es war ihr aber nicht möglich, und um ihren Gedanken zu entfliehen, holte sie den Tristan wieder hervor. Sie hatte das Buch nicht mehr in die Hand genommen, seit sie es bei der „Frauenhut“ weggelegt hatte. Es lag noch in seiner Ecke von gestern her. Sie hatte gestern noch flüchtig die Ueberschrift des folgenden Abschnittes gesehen, und vielleicht war auch dies die geheime Mitursache gewesen, daß sie das Buch so schnell weggelegt hatte: „Schreiben und Reiden!“ Wehe, wie kam das? Elisabet las und las und las — und wieder warf sie das Buch weit weg. Eine Aufregung und zugleich ein Elend hatte sie erfaßt, wie noch nie in ihrem Leben.

Gerade auf Elisabeth's Gefühl, gerade in diesem Augenblicke mußte das Gelesene eine entsehlliche Wirkung ausüben. Sie stand da, ihre Zähne schlugen an einander vor innerlichem Froste, als Robert, durch die sonderbare Bewegung des Wegwerfens ihres Buches aufmerksam gemacht, herbei kam und dasselbe fand. Er betrachtete es, es war nicht das seine. Er erinnerte sich, daß es dasjenige Vertram's war.

„Hast du dieses Buch schon lange?“ fragte er be fremdet.

Elisabet gab keine Antwort.

„Hat dir's Vertram selbst gebracht?“

„Nein, ich habe es von ihm entlehnt.“

„So, du hast es von ihm entlehnt! Und während ich gutmüthig genug dir vorlas, hast du wieder im Geheimen, im Verborgenen genascht! Du wolltest also dieses Dichtwerk nicht von mir hören, mit mir genießen, konntest nicht warten, dich nicht überwinden, — du willst auch nicht gesund werden, — körperlich und geistig, — nein, die verbotene Speise ist allzu süße! So wird sie dich körperlich und moralisch tödten. Aus Vertram's Hand in deine Hand gelegt, ist dieses Buch ein Gift! Aber es scheint mir eben, du willst mit Gewalt vergiftet sein. Wie sehr habe ich mich doch in dir getäuscht! Ich glaubte, ein treues, liebes Weib in dir zu finden, die mit gutem Willen auch bei einer etwaigen Verirrung sich doch gern wieder würde auf den rechten Weg weisen lassen, die, sich selbst im Zaume haltend, auch ihrem Hause würde wohl vorstehn. Von all' dem finde ich nichts. Weder dich selbst, noch dein Haus kannst du

regieren, weder dich selbst, noch dein Haus wirst du glücklich machen.“

Das waren entsetzliche Wahrheiten, und wer weiß, wie ein Mensch, der in einer großen Krisis steht, empfindlich ist, so daß ihm jeder Lustzug den Tod bringen kann, der wird begreifen, daß die Wirkung dieser Worte in diesem Augenblick eine erlältende, eine niederschmetternde für Elisabeth's Gemüth sein mußte.

Mit einer Fluth von Thränen sagte sie stoßweise: „Du hast Recht, Robert; du hast dich in mir geirrt, ich bin für dich kein rechtes Weib. Ich kann nicht allen Anforderungen, die du an ein Weib machst, zugleich genügen. Ich hab's versucht, aber es ging nicht. Ich kann nicht zugleich Gelehrte und Künstlerin und Dame und gesunde Ehefrau und — Hausmagd sein. Die Angst, ob ich dich in allen deinen Bequemlichkeiten auch zufrieden stellen, dir genügend dienen könne, hat mich lang genug gequält, ja, es war die eigentliche Pein meines Lebens seit unserer Ehe; weil es aber unmöglich war, Alles zu vereinigen, mußte mir der Muth entsinken, und ich — —“

Mit Entsetzen gewahrte Elisabeth in diesem Augenblick, daß Bertram mit untergeschlagenen Armen an der Thüre lehnte, die durch's Besuchszimmer in ihr eigenes führte. Robert hatte ihn noch nicht gesehen. Er wandte ihm den Rücken zu.

Sie konnte ihn jetzt nicht begrüßen. Sie war mit einem Sprung zu einer andern Thüre hinaus.

Robert besann sich einen Augenblick, ob er ihr folgen wollte; als er sich aber ebenfalls nach der Thüre

umwenden wollte, sah er sich den Weg plötzlich von Vertram vertreten, der ihn mit seinen großen Augen fixirte. Nach einem Augenblicke abermaligen Besinnens septe er sich in die Ecke des Sopha, stüpte die Stirne an die Hand und sah bekümmert zu Boden.

„Mensch, sage mir, warum Elisabet weint!“ fragte endlich der Maler mit mühsam zurückgehaltenem Tone.

„Das hätte ich gar nicht nöthig, dir zu sagen, wenn ich dir nicht auch bei der Geschichte einen Verweis zu geben hätte,“ entgegnete Robert ärgerlich.

„Nicht nöthig, mir zu sagen, warum Elisabet weint?“ rief dieser, mit höchstem Eifer die ersten Worte erfassend, ohne auf die nachfolgenden zu achten. „Das glaubst du, nicht nöthig zu haben?“

„Nein, weil Elisabet meine Frau ist, und weil selbst ein kleines Zerkwürfniß, das einige Weiberthränen herauspreßt, einem Dritten kein Recht giebt, sich zwischen Eheleute einzudrängen.“

„Einem Dritten kein Recht giebt, sich zwischen Eheleute einzudrängen? — ein kleines Zerkwürfniß, das einige Weiberthränen herauspreßt?“ wiederholte sich der Maler fragend, als hätte er den Sinn der Worte nicht gehörig erfassen können. „Ja, Mensch! weißt du, was Elisabet's Weiberthränen wiegen? Sie wiegen mehr als die Welt, mehr als dein eigen Leben,“ fügte er halb leise bei, sagte den Philosophen beim Kragen und drückte ihm die Kehle zu.

„Laß mich!“ rief Robert gebieterisch. Er rang mit ihm und machte sich endlich wieder frei. — „Du bist ein überspannter Mensch, das weiß man ja längst.“

„Natürlich!“ rief dieser, wild auslachend; deiner Hausherrnphantase erscheine ich überspannt, weil die Hausherrnphantase sich zu wahrer Liebe unmöglich erheben kann.“

„Nur nicht zu blinder Liebe. Meine Liebe ist sehend.“

„Darum steht sie immer zuvörderst sich selbst und ihre Bequemlichkeit. Sage mir, Philosoph, aus welchen Philosophemen oder aus welchen Zeiten leitest du etwa das Recht ab, diesem holden Wesen die Weiberthränen auszupressen, um die sich kein Anderer kümmern darf: aus den Sklavenzeiten oder aus den Feudalzeiten?“

„Dieses holde Wesen ist meine Gattin und hat die Rechte und Pflichten meiner Gattin.“

„Schön, schön!“ rief der Andere bitter, „und warum ist sie es? Weil der Herr da mit ihr vor dem Altare gestanden hat und vor jenem Gott, der nirgends ist, oder den sittlichen Mächten, die man so oder so auslegen und wenden und drehen kann, sich von ihr hat Treue schwören lassen! Darum hat sie das Recht, ihn bedienen zu dürfen, und die Pflicht, sich von ihm tyrannisiren zu lassen!“

„Du irrst,“ sagte Robert, zwar bleich, aber doch so stolz und kalt als möglich. „Ich habe mit tiefer Ueberzeugung von der Schönheit und Nothwendigkeit des Instituts der Ehe den Bund geschlossen, und mit inniger Liebe für meine Elisabeth, und von ihrer Liebe völlig überzeugt. So habe ich ihr Treue geschworen und gelobt, sie zu halten. Sie ist mein Weib, und so lange sie es ist, habe ich das Recht, unberufener Einmischung die Thüre zu weisen.“

„Ja, ja, die Thränen der Gattin geben von dieser Liebe und ihrem Glücke Zeugniß!“ erwiderte Bertram

heftig. „Sobald Zwang herrscht — wo ist da noch Liebe? Sobald man fordert, wo der andere Theil nicht leisten kann oder gern leistet, wo ist da noch Freiheit? Jede Dienstleistung Elisabeth's muß freie That der Liebe sein; wo sie das nicht ist, wo keine Sympathie mehr Statt findet, wo man von der einen Seite fordert, was man von der andern nicht gewähren kann oder will, da wird die Ehe eine Unsittheit, und es scheint mir, die deinige ist in dieses Stadium eingetreten.“

Robert war erschüttert. War denn nicht etwas Wahres in dem, was der Gegner ihm entgegenwarf? Hatte er nicht selbst schon oft anerkannt, daß die Ehe mit ihren Rechten und Pflichten nicht etwas absolut Bindendes sei, daß nur die freie Uebereinstimmung der Gemüther der Ehe ihre sittliche Weihe gebe, und daß mit dem Augenblick, da ihre Uebereinstimmung aufhöre, und somit Zwang eintrete, die Fortführung der Ehe eine Unsittheit werde? Das war seine eigene Theorie, — und war er denn nicht in diesem Augenblick unsicher, ob das Herz seines Weibes nicht in einer Verfassung sei, daß sein Recht auf sie nicht mehr auf innere Gründe, sondern nur noch auf formelles Recht, somit auf Tyrannei sich basire? — Ob sein Gegner ihm dieses Herz nicht bereits entführt habe? — Diese Gedanken fuhren wie Blitze durch seine Seele und machten ihn im Augenblicke so Kleinlaut, daß Vertram ihn mit triumphirenden Blicken maß. Endlich sagte er mit tiefer Stimme und etwas zitternder Lippe: „Vertram, ich habe zu meiner Gattin herzlichste Liebe, sie ist mir theuer, — theurer, als du glaubst,“ fuhr er lauter fort, als er sah, wie der Andere

die Lippe höhniſch aufwarf, „ich habe auch noch nie Unge-
bührliches oder Uebertriebenes von ihr verlangt, und wenn
ich im Ganzen fordere, daß ſie ihren Pflichten als Haus-
frau nachkomme, ſo begehe ich keine Ungerechtigkeit; denn
es iſt nun einmal die ihr durch die Natur der Dinge
und Verhältniſſe angewieſene Stellung; wie es die mei-
nige iſt, Haupt des Hauſes, und wenn ich einſt Kinder
haben ſollte, Familienhaupt zu ſein. Meine Anſichten
über eheliche Verhältniſſe und das Familienleben ſind
nicht frivol und werden es nie ſein, obgleich ich zugebe,
daß nur ſo lange die Ehe keine Unſittlichkeit ſei, als ſie
auf Liebe gegründet iſt.“

„Ja, ja!“ rief der Andere auffahrend, „wenn die
Liebe aufhört, hört auch das Recht auf! Philoſoph, wir
Beide ſind jezt auf gleichem Boden. Du haſt kein Recht,
und ich habe kein Recht ohne Liebe, — auf welche Seite
ſich nun die Liebe neigt, dahin neigt ſich auch das Recht.
Komm, laß uns zu Eliſabet gehn. Sie ſoll ſogleich zwiſchen
uns entſcheiden.“

Der Philoſoph rührte ſich aber nicht. Er ſah bleich
und bedenklich zu Boden. „Junger Menſch!“ ſagte er
endlich ernſt, ja mit einem ſchmerzlichen Blicke, „du rüt-
teſt hier mit jedem Muth an Verhältniſſen, deren Wich-
tigkeit und Werth du in deiner Unerfahrenheit und deinem
Jugendübermuth gar nicht zu würdigen verſtehſt. Du
haſt nichts im Auge als deine Lei-ⁿſchaft, und Alles
iſt dir willkommen, was dieſer Leidenschaft Vorſchub zu
leiſten verſpricht. Weil du nun hoffen zu dürfen glaubſt,
daß in dieſem Augenblick des Zerkwürniſſes, das durch
dich herbeigeführt wurde, ſich Eliſabet's Neigung vielleicht,

zu deinen Gunsten aussprechen könnte, bist du blind gegen alle Folgen, die ein voreiliger Ausspruch eines schwachen Weibes für sie selbst, für mich, für dich haben könnte."

"Die Folgen, die er für dich hat, kümmern mich nicht; die Folgen, die er für mich hat, brauchen dich nicht zu kümmern, und die Folgen, die er für Elisabeth hat, hast du dann nicht mehr zu verantworten, das ist meine Sache."

"Ei! so schnell fertig, junger Herr, mit Fragen, die in's Leben dreier Menschen so tief eingreifen," rief Robert, und eine Thräne trat in sein Auge, — „und Folgen nach sich ziehen müssen, die von dir in deiner Kurzsichtigkeit gar nicht in Rechnung genommen werden können. Von mir will ich gar nicht reden, — aber sind denn in dir alle Bedingungen vorhanden, um Elisabeth's Glück zu begründen? Du hast da eben Grundsätze über die Ehe und über Gott ausgesprochen, — sind diese wohl dazu geeignet, eine glückliche Ehe zwischen dir und Elisabeth festzustellen? Glaubst du, daß Elisabeth, wenn sie diese Grundsätze aus deinem Munde hört, große Lust haben könnte, sich dir anzuvertrauen?"

"Ich würde ihr sagen," sagte der Maler lachend, „daß ich sie von ihrem Herrn Gemahl eingesogen habe, daß sie nicht aus mir kämen, und wenn sie einwilligt, die Reinige zu werden, von mir für immer über Bord geworfen werden sollen."

"Das läßt du!" sagte Robert eifrig, die ersten Worte auffassend; „wo habe ich je der Frivolität das Wort geredet? Ich erkenne den Gott vollkommen an in seinen Gerichten, die er in der Welt ausübt, ich sehe ihn wandeln

mit seinem geheimnißvollen Tritt durch den Ernst der Weltgeschichte, — ja selbst in unserer heutigen Verhandlung sehe ich sein Gericht, sein geheimnißvolles, über mich hereinbrechen, denn ich war es, der sich selbst durch übergroße Sicherheit die Schlange an seinem Busen gezogen hat, die ihm jezt am Lebensmarke frist. Ich glaube an einen Gott, und würde von heute an an ihn glauben, wenn ich auch vorher gegen ihn blind gewesen wäre. Aber dem ist nicht so. Ebenso ist es mit der Ehe. Du glaubst jezt, deine Liebe sei viel überschwänglicher, als die meinige, aber wie lange würde sie das sein? Wenn der erste Reiz verflogen wäre, — dann wäre die große Frage, ob deine Liebe treuer, uneigennütziger wäre, als die meinige — —

„Als die deinige? Die solche bittere Weiberthränen auspreßt? Die kalt, verrostet im ruhigen Besiz, nur noch ihr Ich und ihre Bequemlichkeit im Auge hat?“

„Aber du weißt ja gar nicht, um was sich unser Streit drehte; du weißt ja gar nicht, daß nur Elisabeth's Lese sucht, die sie körperlich und geistig zu Grunde richtet — —“

„Es mag Ursache sein, welche es will: die Worte, die ich von Elisabeth hörte, beweisen mir, daß sie sich unglücklich fühlt. Sie soll um deiner gemeinen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten willen das Höhere hintansetzen, und so ihre Seele in der gemeinen Alltäglichkeit sich ängstigen und abquälen, was die Blüthe ihres Lebens ertödtet. Nur wenn sie eine solche Art von Thätigkeit liebt, wie sie ihrer Natur adäquat ist, dann wird sie es von selbst gerne thun, dann bedarf es aber auch nicht deiner Com-

mando's, deren Zeuge ich schon oft genug war. Aber eben daß es derselben bedarf, daß Elisabet nicht mit eigenem Willen solche gemeine Obliegenheiten erfüllt, ist ein unwidersprechlicher Beweis, daß sie ihrer Natur entgegen sind, und von deiner Seite ist es eine wahre Tyrannei, sie dazu nöthigen zu wollen."

"Ei, seht mir den Sophisten!" rief der Philosoph; "da könnte ja kein Mensch mehr zu irgend einer geregelten Thätigkeit angehalten werden, weil sie seiner Natur nicht zusagt. Suche ich denn etwa das höhere Interesse bei Elisabet zu unterdrücken? Gebe ich ihr nicht den freiesten Spielraum? Fordere ich mehr als das Nothwendige, und habe ich nicht etwa das Recht, dieses zu fordern? Wo sollte es in der Welt hinkommen, wenn deine Grundsätze herrschend würden? Ueberrimmt nicht die Frau auch Pflichten, wie der Mann? könnte es überhaupt noch ein Familienleben geben, wenn es keine Zucht des Geistes mehr gäbe, — innere oder äußere? Wo aber die innere fehlt, muß die äußere eintreten."

"Vortrefflich!" rief der Andere, wild auslachend, "auf diese Weise könntest du am Ende auch noch Schläge bei dem holden Wesen anwenden und — rechtfertigen."

"Dazu wird es nicht kommen," sagte Robert ruhig, "denn ich liebe meine Frau und habe Achtung vor ihr und hoffe, daß ruhige Vernunft Alles ausgleichen wird. Ist ja doch dieser ganze Vater nur von deinem Tristan entstanden, den du ihr wider mein ausdrückliches Gebot in die Hand gegeben hast. Und du weißt selbst, daß ihr das allzuvielen Lesen schädlich ist, du hast ihr also das

Nur in satanischer Freude gegeben, um sie körperlich und moralisch zu vergiften.“

„Ich? Ich gab es ihr nur, weil sie es wünschte, und Elisabeth hat das Recht, nicht nur zu wünschen, sondern zu gebieten. Deine alberne Cur ist lächerlich genug.“

„So? lächerlich?“ rief Robert eifrig; „wäre nicht meine Cur das einzige Mittel, sie nach und nach wieder zu befähigen, Poesie und Kunst überhaupt genießen zu können, während dies ihr bei der Leidenschaft, mit der sie Alles treibt, wenn sie sich selbst überlassen ist, künftighin nachgerade unmöglich wird? Warst du doch selbst Zeuge und kamst in Noth bei jenem Unfall, den sie während des Malens bekam, und nun soll meine Cur, die sie zum Wapshalten nöthigen wollte, lächerlich sein!“

Der Maler konnte ein Lächeln nicht ganz verbergen, als Robert jenes Unfalls beim Malen erwähnte, wobei er seine Erzählung so ganz als baare Münze angenommen hatte. Als er aber bemerkte, daß Robert auf sein Lächeln aufmerksam wurde, sagte er: „Ich kann nicht begreifen, wie du eine Eigenschaft an Elisabeth, die ich ihr zur höchsten Tugend anrechne, ihr als Fehler kannst abgewöhnen wollen. Gerade dieses Leben an Allem, in was sie gerade lebt, das Fasten, das Sichnichtlosreißenkönnen, diese innere Consequenz ihres ganzen Wesens, — das ist ja eben das Einzige, das Unvergleichliche, das sie eben zu dem macht, was sie ist. Betrachte diese Augen, wenn sie Farben trinken, das löstlich sinnende Wesen, wenn es sich verliert und vergift ob dem Schönen, das auf sie einwirkt, — betrachte das einmal mit dem ganzen, vollen Blick der Liebe, und dann habe wieder den Muth,

sie zu tabeln darüber, daß sie sich vergift, und keine gemeinen Hausherrnbedürfnisse mit vergift. Ich weiß nicht, sollte ich lachen oder weinen, daß du ihr den Tristan wie eine Arznei eingeben wolltest. So etwas will gefühlt sein, will mit durchlebt sein, und wie kann das geschehn, wenn man das Stück in eben so viele Hefen zerreißt, als es Capitel zählt? — Daß Elisabet das unerträglich war, daß sie suchen mußte, sich auf andere Weise in den Genuß des herrlichen Buches zu setzen, ist nur eine Forderung des wahrsten natürlichen Gefühls."

"Aber," sagte Robert fast kleinlaut und doch schmerzlich, "wenn nun eben die schöne Eigenschaft sich doch durch ihr Uebermaß in eine schlimme verkehrt, wenn es ihr selbst schädlich wird, — du weißt ja selbst, wie sie leidend wurde, welch schreckliche Wirkung das Teufelselixir auf sie ausübte —"

"Selbst bei jener schrecklichen Wirkung," fiel der Andere schnell ein, "zeigte sich im hellsten Lichte die herrliche Natur Elisabet's; denn daß sie durch Verbrennen von der dämonischen Macht jenes Buches frei werden wollte und frei zu werden glaubte, ist so einzig, daß ich jene Erfahrung, wenn ich sie auch nur durch Erzählung mitgenießen durfte, nicht um Alles in der Welt gäbe."

Unser Philosoph wurde ganz weich. Er gedachte jener Scene und wie Elisabet in seinen Armen eingeschlafen war, und wollte sich eben doch wieder damit trösten, daß sein Weib ihn doch noch lieben, und somit für ihn nicht verloren sein könnte, als der Andere fortfuhr: "Und wer sagt mir, was die Ursache von Elisabet's Leiden ist? — wer —" (unser Philosoph wurde in tiefster

Seele getroffen: ihm stand auf einmal ein früheres, noch viel schlimmeres Experiment im grellsten Schein vor Augen) — „wer sagt mir, ob nicht die ärmlichen Verhältnisse, in denen sie schmachtet, die sie zu den „Magdbödiensten“ verdammen, über die das theure Wesen so eben mit Thränen klagte, mit Schuld an ihrem Leiden waren?“

„Das ist nicht wahr!“ rief der Philosoph; „sie küm-
mert sich nur allzuwenig um ihre Haushaltung, ist in
dieser Beziehung — mit Schmerz muß ich es sagen —
ganz anders geworden, als sie früher war, und nur
meine Nachsicht, und ihre unseligen Leidenschaften, und
deine Nähe haben sie so verdorben.“

„Verdorben!“ rief der Freiherr, — „ja, ja, Philo-
soph! für dich und deine Verhältnisse könnten meine Nähe
und die Leidenschaften Elisabeth allerdings verdorben haben,
denn in deine Verhältnisse taugt die Grazie nicht. Sie
erstickt in der Nothdurft des Lebens, muß im Laufen
nach Brod verkommen. Da kann die Schönheit nicht
gedeihen! Sie muß, wenn sie sich treu bleiben will, sich
gegen dich und deine Verhältnisse anstemma, und das
hat Elisabeth im wahrsten Naturtrieb nur gethan; du siehst
selbst, daß hier geholfen werden muß.“

Unser Philosoph versank in's Bodenlose. Krampf-
haft zog sich sein Herz zusammen um des Unrechts willen,
das ihm hier geschah, und dessen er sich doch nicht er-
wehren konnte, denn auf seines Malers Stirne stand in
diesem Augenblicke allzuleserlich der Freiherr geschrieben.
Mit bleicher Lippe und tiefem Tone sagte er: „An mei-
nen Verhältnissen bin ich unschuldig. Sie sind einmal

da, und wir müssen uns in ihnen behelfen, und über sie hinaushehfen, so gut als möglich. Ob ich aber das bis jezt nicht gethan habe, ob ich Elisabet irgend ein in unsern Kräften stehendes Vergnügen mißgönnt habe, ob ich ihre Schönheit nicht zur Freude meiner selbst und Anderer jeder nur erlaubten Schranke enthoben habe, darüber fordere ich dich selbst zum Richter auf. — Ja, nur zu viel habe ich das gethan, wie ich jezt erst mit Schrecken inne werde. Durch mein Wohlwollen haben sich entgegenstehende Absichten und Wünsche nur allzuhoch gesteigert. Thor, der ich war, daß ich dich so ruhig gewähren ließ, daß ich zusah, wie du mir Schritt für Schritt das Feld abzugewinnen suchtest! Jenen Vorgang in der Höhle, den ersten Anfang deiner Treulosigkeit, hat mir Elisabet in ihrer Treuherzigkeit damals sogleich erzählt. In meiner Nacht hätte es gestanden, den Umgang mit dir sogleich abzubrechen, denn schon jene That war ein Bruch unseres Contrakts, dessen du dich gar wohl erinnern wirst. Solltest du ihn aber vergessen haben, so erinnere ich dich hiemit an denselben, kann aber nicht umhin, an diese Erinnerung zugleich die Bemerkung anzuknüpfen, daß meines Trachtens die Stunde gekommen ist, da unsere Wege sich trennen müssen.“

„Diese Stunde scheint allerdings gekommen,“ sagte der Maler ruhig und stolz. „Da du aber jenes Affordes erwähnst, so sei dir gesagt, daß ich denselben bis jezt keinen Augenblick übertreten habe. Du bist ihn mit der bestimmten Ueberzeugung eingegangen, daß Elisabet mir theuer sei, das leuchtete schon damals gewiß aus meinem ganzen Wesen hervor; jeder meiner Schritte seit damals

lag offen vor dir, ja ich kann mit Wahrheit sagen, du warst der innigste Vertraute meiner Gefühle."

"Ich habe dir aber dennoch nur unter der Voraussetzung den Zutritt offen erhalten, daß nur reines Schönheitsgefühl, ästhetischer Sinn dich für meine Gattin begeistere; mit dem Augenblick, daß solche bestimmte Absichten auf Störung meines Glückes, wie sie seit gestern und heute bei dir hervortreten, zum Vorschein kommen, muß sich unser Verhältniß lösen; unsere Wege gehen jetzt aus einander."

"Ohne Zweifel. Nur wirst du zugleich mit von Elisabet und ihren Leidenschaften erlöst."

Der Philosoph fuhr auf, er wollte die Thüre gewinnen, um sich in seines Weibes Zimmer zu stürzen, aber der behende Maler vertrat ihm den Weg und sagte: „Du siehst Elisabet nicht wieder, außer in meiner Gegenwart; willst du dies sogleich thun, so gehn wir zusammen, wie ich schon vorhin vorschlug." Der Philosoph ging zurück, verzweiflungsvoll, denn er wollte das nicht; mit jagender Seele gestand er sich, sein Gegner würde den Sieg davontragen. Und was das Schlimmste war, er mußte die Ehrenhaftigkeit des Gegners anerkennen, denn er konnte ihn keinen Schelm, keinen geheimen Räuber heißen; er wußte wohl, daß dieser mit seinem Weibe kein geheimes Liebesverhältniß hätte; Elisabet's gedrückte Stimmungen und des Malers Kampf von heute morgen bestätigten dies, was Alles ihm wie Blicke durch die Seele fuhr. — „Aber dennoch — dennoch bist du ein Schelm!" rief er laut, „denn du hast mit bestimmtem Bewußtsein

auf dein Ziel losgesteuert, und mich, den Arglosen, hintergangen!"

"Dich, den Arglosen hintergangen?!" rief der Maler hell auslachend. "Als so gar naiv solltest du dich doch nicht darstellen, ein Mann, der beim Glase Wein mich selbst die Wahrheit des Sapes lehrte, daß Alles einerlei sei!"

"Ja, aber die Treue soll doch damit nicht umge-
stoßen werden," rief der Philosoph, fast ängstlich beklemmt.

"Nicht? — ja hoffentlich wird sie es auch nicht. Ich gedenke, Elisabet einst treu zu bleiben, wenn sie meine Gemahlin sein wird. Und von den Dienstleistungen der Hausmagd wird sie dann auch frei sein, — selbst die Gehorsamkeit darf sie fahren lassen, ich begnüge mich dann mit ihren übrigen Eigenschaften."

Unserm Philosophen wurde fast weh; er starrte auf den Boden, er meinte, der Boden zittere und weiche unter ihm. "Ich habe aber doch ein älteres Recht als du," rief er endlich aufspringend, "und ich hoffe, daß auch Elisabet noch die alte Treue kennt. Ich bin hier der Herr in meinem Hause, — weg von der Thüre!"

Der Maler hatte die eine Thüre geschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt; die andere hütete er. "Sogleich," sagte er mit gewohnter Leichtigkeit, "räume ich die Thüre, wenn du mir erlaubst, dich zu Elisabet zu begleiten."

"Nein! das erlaube ich nicht."

"Du gewinnst doch nichts, denn keine Macht der Erde wird mich von hier entfernen, wenn nicht Elisabet mit festen, klaren, nackten Worten es thut. Das steht fest wie der Tag. Nur Elisabet ist Richterin zwischen uns Zweien."

"Wer bist du denn?"

„Das wird Elisabeth zu rechter Zeit erfahren.“

„Warum bist du denn mit deiner großartigen Perfekunst nicht eher hervorgetreten? Du hättest sie vielleicht noch schneller gewonnen.“

„Ich wollte keinem Namen ihre Liebe verdanken.“

Unser Philosoph ließ die Augen über die herrliche Gestalt des Malers hinlaufen, und Neid, Eifersucht, Bewunderung, Haß, Liebe stürmten durch seine Seele. „O, giebt es denn hier keinen Ausweg?“ rief er schmerzlich. „Ach, Bertram, wenn du wüßtest, welche Schmerzen es mir macht, mit dir jetzt auf diesem Fuße zu stehn, — mit dir, den ich mehr liebe als Alles, — als die ganze Welt, außer Elisabeth. Dich soll ich nun hassen müssen? Das Theuerste hassen, weil es mit mir um ein anderes Theuerstes streiten will? mir es entführen will, so daß ich auf einmal ganz arm, ganz verlassen dastehn soll?“ — Und die hellen Thränen traten ihm in die Augen, während er seinen Maler betrachtete.

Dieser stand an seinen Thürpfosten gelehnt, in tiefem Sinnen.

Auf einmal jedoch sprang er vor, fiel dem Philosophen um den Hals und flüsterte: „Auch ich liebe dich, gesteh' ich dir's doch; meine Opposition gegen dich ist mir schwer geworden, nur weil ich dich nicht unglücklich machen wollte, war mein Kampf so lange und furchtbar. Aber nun weiß ich keine Hülfe mehr. Ich gehe nicht fort, — ich kann nicht fort von ihr, wenn ich auch wollte. Auch du mußt das nämliche Mitleid mit mir haben, das ich mit dir habe, — und wenigstens deine Concessionen erweitern — —“

Der Philosoph hatte seinen Liebling an's Herz gedrückt, — aber die Concessionen erschreckten ihn doch, und er sagte zurücktretend: „Meine Concessionen erweitern? — Das hieße, dich in mein Recht einsezen, und das kann ich nicht!“

„Nicht? — nun, so will ich selbst mich in mein Recht einsezen.“

„Na, Mensch!“ schrie der Philosoph.

„Norden?“ — Sie packten sich an den Kehlen, der gewandte Boxer aber warf den Philosophen wie einen Ball herum, dann warf er ihn in seine Sophaede, ein Schwindel hatte unsern Philosophen gefaßt, er wußte nicht, wie ihm geschah, — der Maler aber warf sich selbst auf ein vor dem Sopha stehendes Labouret, legte seinen Kopf an die Brust des Andern, das Gesicht aufwärts zu ihm gekehrt. „Robert!“ flüsterte er, „wie närrisch, uns zu hassen, da wir uns doch lieben! — Robert, ich habe ja keinen Ruß mehr gewagt seit damals in der Höhle, und gestern vor dir; wenn du selbst mir die Erlaubniß giebst, so will ich nicht als dein Gegner auftreten.“

Robert war ergriffen über diese Ehrlichkeit, diese Treue. Er mußte es ja als Gnade ansehen, daß er hier noch erlauben durfte! Die Angst vor dem anmuthigen Gegner stritt sich mit der Liebe zu ihm. Er zögerte noch mit der Antwort. Leise, leise sagte der Andere: „Nur einmal — — lassen — vielleicht wird's besser.“ — Robert wußte wohl, daß es nicht besser würde, aber der Andere bat so flehend, — Robert gab flüsternd die Erlaubniß, und half sich schnell über die kritischen Gedanken hinweg, indem er sich mit seinen Gedanken in das

schöne Bild versenkte, das er hier vor sich hatte. — Das Entzücken des Malers belohnte ihn dafür reichlich.

„Ach, du bist ein Gott, Robert! jetzt erst lerne ich dein großes Herz kennen! ich bin dein auf ewig!“

Der Philosoph strich dem jungen Manne das Haar aus der Stirne. In seiner Seele wogte und verschlang es sich sonderbar. Das plötzlich Aufsprühende und wieder willenlos sich Hingebende, das Wildmännliche und Jungfräulichsanfte war auf ganz eigenthümliche Weise in der Natur des Malers verbunden, und die abgöttische Liebe, die Robert für ihn hegte, mochte aus dieser Erscheinung herkommen. Waren es nun Reminiscenzen der Vergangenheit, oder war's der Zauber der Gegenwart, der auf ihn wirkte? — er glaubte ein Geheimniß ergründen zu müssen. „Mein?“ sagte er leise. „Doppelsinnig! Das Leben hat viele Geheimnisse. Man sollte alle erforschen, um Alles begreifen zu können! Jupiter und Ganymed!“ —

Auch ein ästhetisches Experiment! —

Und da geschah es, daß wenigstens in Gedanken und Worten und im Einverständniß eines schandbaren Tauschhandels, in dem Elisabeth von Robert's Seite hingegenommen wurde, sich auch an diesen hellenisch Grisesofreien die furchtbare Anechtschaft der Sünde bewährte, und der Gluch erfüllte, den Gottes Wort gegen die ausspricht, „die Gottes Wahrheit haben verwandelt in die Lügen und haben geehret und gedienet dem Geschöpf mehr, denn dem Schöpfer, der da gelobet ist in Ewigkeit, Amen! Darum hat sie Gott auch dahingegenommen in schändliche Lüfte“ u. s. w. (Römer 1, 23 ff.)

Neunzehntes Capitel.

Wie haben wir Elisabet verlassen?

Sie hatte vor dem Gehen ihren Trifan wieder an sich gerissen, und als sie auf ihrem Zimmer ankam, schloß sie die eine Thüre, die nach den Zimmern führte, ab. Unglücklich, krampfhaft aufgereggt, wie noch nie; denn es war eine Stimme in ihr, die ihr sagte: du hast Unrecht gethan, und das wollte die andere Stimme nicht gelten lassen, — so warf sie sich denn, um all der jagenden Gedanken los zu werden, in ihre Sophaede und schlug das Buch wieder auf. Da las sie, — zuerst sinn- und gedankenlos, nach und nach wurde aber ihre Aufmerksamkeit gefesselt; — sie las: „Das Weib ist Herz von Gottes Herzen, Und Gott wohnt in des Weibes Schmerzen; Die Mutter an des Kindes Grab, Die Freundin, die der Erde gab Den Freund, sie tragen Einen Schmerz, Ein Schwert durchfuhr ihr liebend Herz, Draus strömt in ungetrübter Fluth Das tiefste und das reinste Blut. Es ist ein inniges Erbarmen, Daß so die Liebe kann verarmen; Ein Leid der Liebe, die der Tod Verkürzt hat um ihr Lebensbrod; Ein Mitleid mit dem Bau der Welt, der ohne Halt in sich zerfällt; Ein Tragen an der Erde Weh, Auf der beim Honig die Galle je, Der Dorn je

bei der Rose ist, Der Wehlthau an der Aehre frist,
Die Distel unter den Weizen bringt, Die Sonne den
Dagelschauer bringt. Hier saß nun solch ein reines Weib,
Das Treu' und Ehre, Seel' und Leib, Der Welt zu-
wider und ihrem Sinn, Betrost dem Freunde gab dahin,
Den, eh' die Welt war und ihr Wesen, Auf Himmels-
auen sie erlesen; Für den sie frei und froh entbrannt,
Als sie hienieden ihn erkennt, Die spät're, weltgebot'ne
Pflicht Verwerfend vor Gottes Angesicht. Was scheltet
ihr sie mit blödem Sinn Und nennt sie Ehebrecherin?
O, wären alle Herzen so, Erkannten sie sich so frei und
froh, Der Pflicht und auch des Rechts bewußt, Des
Gottes ja in der starken Brust: Dann gäb' es
keinen Bann für sie, Man dürfte sie auf Erden hie Der
Fesseln all' entledigen Und offen die Sünde predigen;
Dann stiege der Welt verworrener Lauf Zu höhern,
reinem Geseßen auf. Ja, dann geschähe Gottes Wort
Auf Erden, wie im Himmel dort. — —"

Diese Worte sind nicht mehr Gottfried's, sondern
die des Uebersetzers und Beschließers seines Gedichts.
Elisabet hatte die Stelle nur so gerade aufgeschlagen.

„Also wäre die Stimme, die jetzt so laut in mir
spricht, wirklich Gottes Stimme!“ sagte Elisabet laut und
hastig zu sich selbst. „Erkennen soll ich diese Stimme frei
und froh, der Pflicht und auch des Rechts bewußt, des
Gottes ja in der starken Brust! Ha, ich will so stark
werden! — ich will den Gott in mir fassen lernen! —
ich will — —“ sie sah etwas auf dem Tische liegen
unter dem Spiegel wie ein Gemälde; sie ging darauf zu,
es war Bertrams Bild in seiner ganzen Schönheit. Sie

faßte es, sie küßte es, sie konnte den Blick nicht davon wegwenden. „Dein! und du mein!“ Ihr Herz pochte ungestüm. Da traf es sich zufällig, daß ihr Blick doch einmal von dem Bilde weg in die Ecke des Zimmers fiel.

Dort stand auf einem kleinen runden Tischchen ihr Vogelkäfig, der mit einem weißen Tuche zugedeckt war. Sie erinnerte sich in ihren träumenden Gedanken mit Liebe dieses Vogels, weil Er ja einst mit demselben zugleich zum ersten Mal ihrem Blicke entgegengetreten war. Auf einmal fiel ihr ein, daß sie vor einigen Tagen, als der Vogel sonderbar umhergeflattert war, dieses Tuch über ihn gehängt hatte, weil ihr die lebhafteste Bewegung des Vogels lästig gewesen war: sie war damals eben mitten drin in ihrer Tristans-Lektüre. Sie hatte seit jenem Augenblicke das Tuch nicht mehr herabgenommen und den Vogel ganz vergessen, was ihr jezt heiß einfiel. Sie sprang hastig auf den Käfig zu, riß das Tuch weg —

Das Vögelchen lag da, todt!

Es war schon an jenem Tage am Hungersterben gewesen und aus Hunger so ängstlich umhergeflattert. Elisabeth war damals zufrieden gewesen, daß das Thierchen so bald ruhig geworden war.

Nun verrieth der Geruch schon die anfangende Verwesung.

So unbedeutend dies Ereigniß an sich scheinen mag, — in dem Körper- und Seelenzustand, in dem Elisabeth sich befand, führte es eine Katastrophe herbei. Es geschah ein Riß in Elisabeth's Seele, und ihr schien's, auch im Körper. Sie starrte die Hand auf dem Herzen, mit bleichen Lippen nach ihrem Vögelchen hin.

Da ging die Thüre auf, und der Arzt trat herein, der am Morgen von Robert gerufen war. Auf dem Antlitz der jungen Frau wechselte nun heftige Röthe mit Kreideweisse. Der Arzt erkundigte sich nach ihrem Uebel, und sie erzählte ihm von der Wiederkehr ihrer sonderbaren Zufälle, besonders des Krampfes auf der Brust, der sie heute Nacht so gequält und auch jetzt wieder sich eingestellt habe.

Sie fand dabei einen Augenblick Gelegenheit, das nämliche Tuch, mit dem die Leiche ihres Vögelchens bedeckt gewesen war, über Bertram's Bild zu werfen. Ein Leichentuch!

Nach längerem Forschen und Pulsfühlen sagte ihr der Arzt, sie hätte sich in Acht zu nehmen; sie hätte Hoffnung, Mutter zu werden, aber es thue ernstliche Vorsicht Noth.

Er fügte seinen Glückwunsch bei.

In Elisabeth's Seele sah es aber nicht wie Glück aus. Sie hatte kaum Fassung, einige Worte zu stammeln, und als sie von ihrer Thüre, wohin sie den Schreibenden begleitet hatte, wieder zurückwankte, warf sie sich in ihre Ecke, verhüllte das Gesicht, und erst nach langer Zeit löste sich das Weh ihres Herzens in einen Thränenstrom.

Also es war aus, ihre Liebe hatte ein Ende, mußte ein Ende haben. Da war kein Ausweg! Sie starrte immer auf das Leichentuch, aber sie hob es nicht mehr auf.

Als die Thränen genugsam geflossen waren, die das Grabgeleite ihrer Liebe gewesen, kam ihr durch allen Schmerz hindurch doch ein leises Trostgefühl in die

Seele; es war ihr, als wehe ein sanfter Hauch über ihr Gesicht; sie erinnerte sich ihres nächtlichen Traumes und aller Erlebnisse dieser Nacht. Wieder fiel ihr die Bibel ein und die Stellen, die ihre Mutter ihr bezeichnet hatte. Sie holte sie nun ohne Zögern, suchte, und — die Schreden des Verichtes fielen über sie her.

Ja, wie zackige Blitze leuchteten ihr diese Schriftstellen in ihr Inneres hinab; sie fuhren, wie ein zerschneidendes Schwert, durch ihre Seele, und schieden da Seele und Geist, und Mark und Bein von einander. Die Stellen enthielten ein Gebot, eine Warnung und einen richterlichen Spruch, und zwar den schneidendsten aus dem Munde des Herrn.

Sie hielt lange Rechnung mit sich.

Als Elisabet in ihres Vatters Zimmer trat, war sie todesbleich; aber sie schien den Männern viel größer als sonst, und den Maler, der, von Robert's Seite auffahrend, sich bei ihrem Anblick wie unsinnig vor ihr niedergeworfen hatte, kam zu ihren Füßen ein Gefühl an, als knie er vor einer Heiligen. Er sprang auf und stürzte hinaus; mit diesem Gesicht hätte er's heute nicht aufnehmen können. Dazu war er zu verwirrt. Morgen, hoffte er, werde das wieder anders sein, morgen werde Elisabet wieder hold lächeln.

Elisabet stand vor ihrem Vatter. Sie schaute ihn ernst fragend an. Robert hielt ihren Blick nicht aus; er sah erglühend, verwirrt vor sich nieder. Sie aber nahm ihn an der Hand, zog ihn in ihr Zimmer, bat ihn,

ſie ruhig anzuhören, kniete nieder an den Boden, legte die Hände kreuzweiſe an die Bruſt, lehnte das Haupt, von ihm abgewandt, an das Kiſſen des Sopha.

In dieſer Stellung bekannte ſie ihm ihre Schuld: ihre Läßigkeit, ihre Störrigkeit, ihre Unzufriedenheit mit ihrem Loos, ihre Lieblosigkeit gegen ihn, ihren Gatten und Herrn, ihren Neid, ihren Hochmuth gegenüber der Freundin; — ſie klagte ſich an eines ganz verkehrten Sinnes, einer innerlichen Untreue gegen ihren Gott und ihren Gatten; ſie ſagte ihm, das ſolle und müſſe anders werden, ſie müßten ein neues Leben anfangen und Alles, — Alles müſſe hinweggethan werden, was ſie in dieſe Verirrungen gebracht habe.

„Es iſt noch Zeit, Robert,“ ſuhr ſie fort, „daß ſich Alles ausgleiche, wenn du mir vergeben und mir behülflich ſein wiſt, daß Herz und Haus mit neuem, beſſerem Geiſte erfüllt werden könne. Ich habe Alles zu Grabe getragen, — Alles; — (ſie drückte die Hände feſt gegen die Bruſt) o vergieb mir! vergieb mir!“

Und in dieſem Augenblicke drehte ſie ſich auf ihren Knien und wandte ihm das ſchöne Angeſicht zu, die großen, tiefen, dunkeln Augen ſehend zu ihm aufgeſchlagen.

Der Mann war tief betroffen. Eine ſolche Demüthigung hatte er nicht erwartet, — und ſie kam ihm in einem Augenblick entgegen, wo er ſelbſt gar nicht in der Verfaſſung war, als Vergebender hoch über ſeinem Weibe zu ſtehn.

Ja, ſo wunderbar iſt das menſchliche Herz: die Reue, die Demüthigung Eliſabet's ſchien ihm faſt über-

trieben, zu weit gehend. Sie forderte, daß Herz und Haus mit anderem Geiste erfüllt werden müsse, und das kam nicht aus seinem eigenen Herzen; ja, es widersprach eigentlich seinem Herzen, seinen Neigungen, Wünschen, Lebensansichten, und ohne daß er sich's recht gestehn wollte, trotz der Erfahrungen, die er heute gemacht hatte, regte sich ein widerwärtiges Gefühl in ihm.

„Hast du doch keine Schuld irgend einer bösen That auf dir: warum demüthigst du dich so tief?“ — und sein Auge nahm fast einen finstern Ausdruck an.

Elisabet stand auf. Es rieselte ihr kalt den Nacken hinunter, in diesem heiligen Augenblick der Buße und des Bekenntnisses nicht verstanden zu werden.

„Die Verkehrtheit des Herzens, die jeden Augenblick zur bösen That hätte werden können, ist wohl nicht viel geringer anzuschlagen, als die böse That,“ entgegnete sie. „Und du solltest wohl Gott danken, daß ich noch zu rechter Zeit zur Erkenntniß gekommen bin.“

„Sei so gut,“ fuhr sie fort, „jenes Gemälde, das dort unter dem — Leichentuch verhüllt liegt, fortzunehmen und demjenigen zuzustellen, dem es gehört. Sage ihm von mir ein ewiges Lebewohl. Ich wolle und könne ihn nie mehr sehen. Hörst du's: nie mehr! nie mehr!“ rief sie fast schreiend.

Nun brach auch des Mannes Herz. „Elisabet, Elisabeth!“ rief er, auf seinen Knien vor ihr liegend, — „o du hast einen großen, gewaltigen Kampf hier ausgekämpft; du hast ein Heldenherz, — und ach, wie tief sehe ich unter dir! Kannst du mir vergeben?“

„Vergeben,“ sagte sie, mit innigem Blicke ihre Hand an seine Stirne legend, indem helle Thränen ihre Wangen herunterrollten.

„O Elisabet, du bist mein süßes Weib, mein Engel! Du weißt nicht, aus welchen Fesseln dein feines sittliches Gefühl dich und uns Alle errettet hat.“

„Ach, ich weiß, ich weiß!“ sagte Elisabet hoch erröthend, die meinte, er spiele nur auf ihre und des Malers Leidenschaft an; „du warst zu gut, Robert, du nahmst die Sache zu leicht. — Du weißt aber noch nicht Alles, weißt nicht, was mich zuerst gerüttelt, was mich dann aufgeweckt hat, — und was mir endlich mit so fürchterlicher Klarheit in mein Inneres hinabgeleuchtet hat.“

Sie führte ihn zum Bögelschen. „Sieh' hier dein Geschenk! — todt! es ist — verhungert, durch meine Schuld!“

Unwillkürlich zog bei diesem Anblick ein Schauer durch den Philosophen; das Bild, so klein es war, verfehlte nicht seiner einschneidenden Wirkung, und ein schmerzliches „Ach“ entquoll seinen Lippen.

Nach einer langen Pause sagte Elisabet: „Ich habe dir aber auch ein Geschenk anzukündigen, Robert, und möge es in dieser feierlichen Stunde unserer Wiedervereinigung unsern Bund fest und unauslösllich machen!“ — Sie verbarg ihr Gesicht tief an seinem Halse, — „Robert, der Arzt meint, du würdest Vater werden.“

Und der junge Mann, der hierin seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt sah, preßte sein Weib erst mit stummem Entzücken an sein Herz, dann gab er ihr die süßesten Namen, so daß auch Elisabet ihr Unglück über ihrem

Glücke vergaß, und die Gatten saßen so einträchtig und heimlich beisammen, als hätte sich nie eine dritte Nacht zwischen sie gelagert. Elisabeth erzählte ihm ihren Traum, — natürlich nur soweit in klaren Worten, als er die Mutter anlangte, denn das Andere war ja von nun an begraben; — und Robert wurde tief nachdenklich über das eigenthümlich ahnende Seelenleben in seinem Weibe. O, er sollte darin noch Wunder erleben; nur ihre eigene Grübelelei hielt ihrem Ahnungsvermögen Widerpart. Aber merkwürdig genug war's, daß hier die Grübelelei gänzlich verstummt war; die Autorität der Mutter und die Autorität der Schrift hatte den Sieg über das eigene Ich und über alle Philosophie plötzlich davongetragen.

Erst nach geraumer Zeit, als Robert wieder ruhiger geworden war und über alle Verhältnisse sein Auge hinschweifen ließ, fiel ihm seine fatale Stellung zum Maler ein, deren er sich jetzt tief schämte. Es stand fest, dieser durfte sich Elisabeth nie mehr nähern. Er selbst wollte das Verhältniß zu ihm ganz abbrechen, aber eine bange Ahnung zog durch sein Gemüth, daß das noch einen harten Kampf kosten könnte. Denn so wie er den Maler heute hatte kennen gelernt, hatte derselbe Witz und Leidenschaft, Thatkraft und verführerischen Zauber genug, um seine Zwecke zu verfolgen und auch zu erreichen. Es war also eigentlich noch nichts gewonnen, als daß in seinem Weibe ein fester Wille eingekehrt war.

Er wollte ihm heute noch ein Billet schreiben, wobei sich Elisabeth mit hohem Erröthen nur das Eine ausbat, daß er ihre Mutterhoffnung gegen Jenen nicht berühren möchte. Die beiden Gatten wurden aber durch eine un-

erwartete Erscheinung von ihren eigenen Gedanken ab in einen fremden Kreis gezogen, und jenes Billet mit dem Bilde wurde erst am andern Tage geschrieben und abgeschickt.

Es trat nemlich ganz unerwartet zu ihnen herein: die Schweizerin mit ihrem Kinde an der Hand und einem sie begleitenden Bruder. Also fast zugleich mit ihrem Briefe kam sie selbst!

Ach! wie gut war's jezt, daß Elisabeth mit ihrem Vatten ausgeföhnt war, daß hinweggethan war alles das, was sich zwischen ihnen aufgethürmt hatte! Denn welchen Eindruck hätte es machen müssen — auf sie selbst und auf diese arme Frau, wenn sie hier ganz dieselben Zustände wie ihre eigenen gefunden, — bei den Menschen gefunden hätte, die sie für so glücklich verbunden hielt, hier also weder Trost, noch Rath, noch Hülfe hätte finden können!

Elisabet machte nun ihren Vatten mit dem Briefe bekannt, den sie am Morgen bekommen hatte, und Robert, der heute für das Geschick der Armen ganz besonders weich und günstig gestimmt war, nahm sie mit vieler Liebe auf, und konnte sich das Weh der guten Frau, die für ihr Kind keinen Vatten hatte, heute lebendiger als je vergegenwärtigen. Er ließ sich, als die Gesellschaft heimlich um den runden Tisch beim Thee versammelt saß, von ihr die Geschichte ihrer plötzlichen Entfernung, die ihm immer noch ein Räthsel war, erzählen, und ganz offenhertzig berichtete sie ihm, wie sie mit ihrem Vatten wegen Kleinigkeiten, wobei sie freilich nicht freizusprechen

sei, er hingegen durch unbeugsamen Sinn und herausfordernde Härte sich besonders hervorgethan habe, in heftigen Streit gerathen. Er habe ihr endlich vorgeworfen, sie sei das Unglück seines Lebens, das ihn niederziehe in die gemeine Alltäglichkeit, und jeden höheren Schwung seines Geistes unmöglich mache; der Gram über ihren Besitz werde ihm noch das Leben abfressen. Nun sei ihr natürlich auch die Galle übergelaufen; sie habe ihn erinnert, daß nicht sie es gewesen sei, die ihm ihren Besitz aufgedrängt habe, daß es Menschenfreundlichkeit, Samariterliebe gewesen sei, die ihren Vater vermocht habe, ihn in sein Haus aufzunehmen u. s. f. „Ja,“ habe er ihr geantwortet, „und mein Leben habe ich mit meinem Leben bezahlt. Für den Tod habe ich den Tod eingehandelt.“ Sie habe dies Wort nicht gleich ganz verstanden, er habe ihr's aber in den folgenden Reden noch deutlicher gemacht.

Da sei ein unendliches Heimweh über sie gekommen; sie habe ihm gesagt, wie er nicht allein ihr Opfer gebracht; daß sie, wie er wohl wisse, ihre liebste Heimath nur ungern gegen dieses Land eingetauscht, in dem sie sich wohl nie werde heimisch fühlen können, und wenn ihr seine Liebe mangle, so habe sie gar nichts mehr hier zu suchen. Sie wolle nicht störend zwischen ihn und sein Glück treten. Da sie gesehen habe, mit welch merkwürdigem Eifer er dies Wort auffasse, sei ihr eigentlich auf einmal erst der volle Sinn des eigenen Wortes mit all seinen Folgen deutlich geworden, und sie sei in einen Strom von Thränen ausgebrochen. Sie habe ihn gefragt, was aus ihrem Kinde werden solle, wenn sich ihre Ehe trenne; er habe ihr aber nur eine kurze, unbefriedi-

gende Antwort gegeben, und sie sei dann schnell fortgegangen.

Sie habe nun in ihrem Leid und Elend einen Brief in die Heimath geschrieben, der freilich nicht in den mildesten Ausdrücken gegen ihren Gatten abgefaßt gewesen sei. Davon, daß sie kommen würde, habe sie noch nichts darin erwähnt, sondern nur von der üblen Behandlung und ihrem Heimweh gesprochen, auch der Ursache dieser üblen Behandlung gedacht, um vorläufig die Ibrigen darauf vorzubereiten, wenn es dann wirklich zum Aeußersten kommen sollte. Diesen Brief habe sie nicht sogleich geschlossen, sondern offen in ihrem Zimmer liegen lassen; sie sei dazwischen ihren Haushaltungsgeeschäften nachgegangen, habe sich sogar auf dem Speicher eine Viertelstunde lang aufgehalten. Sie habe aber gewußt, daß außer ihrer treuen Magd Niemand zu Hause sei. Diese habe denn bald darauf den Brief auf die Post getragen.

Diesen selben Brief habe ihr aber nachher ihr Gatte wuthentbrannt vorgehalten, und ihr Loos habe schnell eine traurige Wendung genommen. Auf ihre inständigen Bitten und unaufhaltsam stürzenden Thränen habe ihr der Gatte erlaubt, zu ihrer eigenen Person und ihrer treuen Magd und Einigem ihrer besten Habe auch ihr Kind in den Wagen zu packen.

Die arme Frau vergoß während dieser Erzählung wieder viele Thränen. Mit welchen Gefühlen hörte sie Elisabeth, mit welchen Robert! Sie hatte ihr Haupt an seine Schulter gelegt, ihre Hand lag in der seinen; wenn er ihre tiefsehnenden Augen suchte, so traf ihn ein Blick voll Liebe. Die arme Professorsfrau weidete sich an

diesem Ueiglück, sie wußte nicht, was ihm heute noch vorangegangen war.

„Aber,“ fragte Robert nach einigem Sinnen, „haben Sie denn gar keine Spur, auf welche Art ihr Gatte zur Kenntniß dieses Briefes gelangt war, wenn Sie doch gewiß wußten, daß er nicht zu Hause, und daß ihre Magd, die Sie doch schwerlich verrathen hat, allein gegenwärtig war?“

„Dieses Beides ist zweifellos. Fischmann war im Colleg, und meine Magd verräth mich nicht. Aber später, als ich forschte, erinnerte sie sich endlich nach langem Umdersinnen, daß sie damals, während ich auf dem Speicher gewesen, auch einen kleinen Ausgang gemacht und nur die Vorthüre zugezogen habe. Nachher sei diese nur angelehnt gewesen. Weiter hatte ich aber keine Spur. Erst nach langer Zeit, als ich sie wieder einmal auf die Sache brachte, und fragte, ob ihr auch Niemand begegnet sei, erinnerte sie sich, Fräulein Madelaine auf der Straße begegnet zu sein, die damals ganz glühend ausgesehen habe und an ihr, ohne sie zu sehen, vorübergegangen sei.“

Der Doctor fuhr auf: „Ich ahnte längst,“ sagte er, „daß Madelaine durch irgend eine That, nicht allein durch die Macht ihrer Reize bei jener schnellen Wendung mit eingegriffen habe, aber der Professor bestritt es so hartnäckig, daß ich wohl glaube, er ist selbst nicht davon unterrichtet, und es wäre jetzt nur noch die Frage: auf welche Art Madelaine ihre Sache angegriffen hat. Das will ich sie nun selbst fragen.“

„O, sie ist klug, sie wird nichts geschehn.“

„Nun, wir wollen sehen.“

„Aber glauben Sie denn,“ fragte nun der Schweizer, ein wacker aussehender Mann, „daß für meine Schwester noch irgend eine Hoffnung sei, den Vatten wieder zur Ausöhnung mit ihr willig zu finden? Zwei Briefe, die sie an ihn schickte, kamen zwar nicht wieder zurück, blieben aber unbeantwortet.“

„Ich kann Ihnen gar keine bestimmte Auskunft geben,“ sagte der Philosoph ernst. „Es schien mir zwar in neuester Zeit manchmal, als sei der Professor nicht mehr so unendlich feurig, wie früher; ja es schien mir schon, als sehe ich einige Bekümmerniß oder Unruhe in seinem Gesichte, aber er äußerte sich nie mit einer Ephe gegen mich, und erst Ihre Nachricht von den zwei Briefen giebt mir einiges Licht, daß diese vielleicht die Ursache seiner geheimen Unruhe sein möchten.“

Man besprach sich nun über die Art, wie die Sache wohl einzuleiten wäre. Unser Robert, der selbst heute durch sein treues Weib einer so schlimmen Krise entnommen worden war und den Bund mit ihr auf's Neue besiegelt hatte, war natürlich in der günstigsten Stimmung für die Schweizerin und ihr armes Kind, auch abgesehen davon, daß er überhaupt für Madelaine nicht sehr eingenommen war. Daß nun aber diese unter Verletzung aller Discretion mit solch gemeiner That sich zwischen die Ehegatten gedrängt und das Glück für sich ausgebeutet hatte, erschien ihm, dem man ein zartes ästhetisches Gefühl nicht absprechen konnte, an einem Weibe so widerlich, daß er bei sich beschloß, sie müsse dafür bestraft werden.

Elisabet hatte an dem Kinde große Freude. Der Anabe erzählte ihr auf dem Schooße sitzend viel von den

Pferden und Geißen und Kühen, die alle ihm gehört hätten. Ganz besonders aber ein kleines „Kühle“, nur so groß wie der Hofhund, sei ihm nachgesprungen, wohin er gegangen sei; er habe ihm alle Tage heimlich Haber und sein Brod gegeben, und dadurch sei es sein eigen geworden. Er habe aber auch die großen alle Tage mit der Kenni zum Brunnen geführt. Elisabeth konnte sich fast nicht von dem Knaben losreißen, und Robert betrachtete die Gruppe mit großer Freude. Es war schon tief in der Nacht, als man sich trennte, und die Fremden wieder ihren Gasthof aufsuchten.

Robert hatte seinem Weibe schon gute Nacht gesagt und sich in sein Zimmer begeben; die Sehnsucht nach ihrem Anblick trieb ihn aber doch noch einmal zurück. Er sah, wie sie knieend ihr Abendgebet verrichtete, was sie seit lange nicht mehr gethan hatte, und der Philosoph lächelte nicht. Er küßte sein Weib auf die Stirn und entfernte sich stille.

Zwanzigstes Capitel.

Am andern Morgen in aller Frühe schrieb Robert an den Maler: „Was ich vor zwei Tagen noch nicht glauben wollte, was Eberhard damals schon so bestimmt sah, daß in unserm gegenseitigen Verhältniß die Blüthezeit verstrichen, daß der Winter angebrochen, daß die Zeit der Trennung gekommen sei, das wurde mir klar nicht allein in unserer gestrigen Unterredung, sondern noch vielmehr nach derselben durch das, was ich seitdem gehört und erlebt habe. Auch unsere gestrige Unterredung hätte wohl anders geendigt, wenn nicht der Zauber Deiner Persönlichkeit und die Furcht, daß auch Elisabet von diesem Zauber gefangen sei, allzu stark auf mich eingewirkt hätte. Während wir Beide den Conflikt auf unrühmliche Weise lösen wollten, hatte ihn Elisabet, durch ihre Engelsenatur gewarnt, auf die rühmlichste, auf bewundernswürdige Weise geendigt, und alle Verwickelungen, in die wir ohne sie gerathen wären, sind nun durch sie abgeschnitten. Du sagtest: Elisabet solle zwischen uns Beiden entscheiden. Nun sie hat entschieden, hatte den Kampf schon ausgelämpft, als sie zu uns herrintrat ohne mein Zuthun, ja fast gegen meinen Willen. Sie sendet Dir hier Dein Bild zurück, das Du gestern ohne ihr Wissen in ihrem Zimmer nieder-

gelegt hast; sie läßt Dir sagen, daß sie Dich nie wieder zu sehen wünsche, und wenn Du ein Mann von Ehre bist, für welchen Dich zu halten ich alle Ursache habe, so wirst Du einen so bestimmt ausgesprochenen Wunsch eines Wesens, das Dir ja Deiner eigenen Versicherung nach theurer ist als die ganze Welt, ehren und ihr Deine Gegenwart nicht mehr aufdrängen, da sie ihre tiefen und bestimmten Gründe hat, dieses Opfer von Dir zu fordern.

„Da es sich von selbst versteht, daß auch unser beiderseitiger Umgang damit abgebrochen ist, so sage ich Dir auf diesem Wege Dank für alle Deine Liebe und für alles Schöne, das Deine Nähe mir gebracht hat. Es durchzieht mich ein tiefes Schmerzgefühl über die Unbeständigkeit alles Schönen und alles Süßen im Menschenleben, während ich dies schreibe; aber Du wirst selbst einsehen, daß auf dem Punkte, wo wir jetzt stehn, wir unaufhaltsam in Schuld und Elend stürzen müßten, wenn wir nicht noch bei Zeiten unsere Wege trennten. Nehmen wir uns daher zusammen und erhalten wir unsere Erinnerungen rein und unbefleckt! Es wird uns Allen zum Segen gereichen!“

Als Brief und Bild versiegelt abgeschickt war, begab sich Robert zum Professor, der verwundert den frühen Gast empfing.

Dieser hatte seit der Trennung von seiner Gattin wieder eine Junggesellenwirtschaft angefangen, und sich im Anfang außerordentlich glücklich in seiner Freiheit gefühlt. Es hatte zwar auch wieder seine Unbequemlichkeiten, denn die rührige Schweizerin, die störrige, consequente Hausfrau hatte bei allen Uebeln doch auch manches Gute ge-

habe; er sah das ein und ließ ihr später die Gerechtigkeit widerfahren, die er ihr in der Leidenschaft und getrübbten Stimmung verweigert hatte; aber er hatte so Hoffnung, daß dieser Interimstand nicht ewig dauern würde, und alle Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens ihm dann wieder zu Theil werden würden, und zu diesen Bequemlichkeiten gesellte sich dann noch der höchste geistige Genuß, mit einem Wesen verbunden zu sein, das in alle Höhen und in alle Tiefen mit ihm einzudringen wußte? —

Wie sich das Verhältniß zwischen Beiden gestaltete, das ist bis daher Geheimniß geblieben, oder sollte es wenigstens bleiben. Die Leser werden aus Madelaine's früheren Briefen schon einigermaßen einen Durchblick gewonnen haben. Im Besitze späterer Briefe sind wir nicht, können daher nicht sagen, ob Madelaine die Freiheit so weit trieb, in ihren Geständnissen aufrichtig zu sein. Wir haben aber Ursache, daran zu zweifeln.

Ihre Sicherheit war von dieser Zeit an nicht mehr so groß, und als nach Ablauf von einiger Zeit die überfluthende Seligkeit sich nach und nach legte, und der Professor wieder kühler in das Leben hineinschaute, sah er Manches, dachte er Manches, was er vorher nicht gesehen, woran er vorher nicht gedacht hatte. In diese Zeit fielen die Briefe, die ihm seine Gattin nach ihres Vaters Tode schrieb, und sie fielen nicht ganz in einen Felsenboden, wenn auch keine Antwort darauf erfolgte.

Unser kluger Robert nun ahnte etwas von all diesen Dingen, und, obgleich der Professor auch bei dieser Unterredung ihm nicht bekannte, so merkte er doch so viel, daß der Zauber von Madelaine's Persönlichkeit gebrochen war.

Robert auf die Briefgeschichte zu reden kam und seinen Verdacht gegen Mabelaine aussprach, als er die Beweise für diesen Verdacht aufbrachte, fuhr der Professor von seinem Sige auf und ging in dem Zimmer auf und ab, ohne ein Wort zu sprechen. Nun war's Zeit, mit der Nachricht hervorzutreten, daß Eufette und ihr Kind hier seien; und auf ein gegebenes Zeichen öffnete sich auch wirklich die Thüre: der kleine Schweizerjunge lief auf den Professor zu, und seine kräftige Mutter schritt mit ernstem und schüchtern fragendem Blicke hinter ihm drein dem Gatten entgegen. Der Kleine blieb in einiger Entfernung von seinem Vater stehn, betrachtete ihn eine Zeit lang, dann sagte er: „Ei, bist du denn nicht einmal mein Vater geworden? — Es ist schon lang, lang, eh' wir zu des Großvaters Noffen gefahren sind.“ —

„Nun brach erst der Kampf, der tiefe Zwiespalt in dem Innern dieses Mannes los. Er zog das Kind heran, und Thränen stürzten aus seinen Augen. Aber kaum hatte er einen Augenblick sich diesem Gefühle hingegen, als er es wieder von sich stieß, die Mutter keines Blickes würdigend, aufsprang und Robert erklärte, er könne eine solche Ueberrumpelung, ein solches Herandrängen alter, von ihm längst bei Seite gelegter Beziehungen nur mit dem tiefsten Mißfallen aufnehmen, und er gebe ihm hiemit den Bescheid, daß durch dieses Herandrängen an den bisherigen Verhältnissen nichts geändert, nichts gebessert werde.“

Die Frau weinte still, nahm ihr Kind in die Arme und sagte: „Armes Kind, also hast du wirklich keinen Vater mehr!“

„Das sei ferne, daß ich diesem Kinde nicht Butes sein will,“ sagte der Professor; „ja, ich werde sogar meine Rechte auf dasselbe geltend machen, und habe es Ihnen, Madame, nur so lange gelassen, um Sie dieses Glückes nicht auf einmal zu berauben. Aber seine Erziehung wird Ihnen nicht anvertraut werden, wenn das Kind das sechste Jahr überschritten haben wird.“

„O, mein Gott!“ rief die Frau, die Hände ringend, „kannst du wirklich die Grausamkeit so weit treiben wollen, mir auch meinen letzten, meinen einzigen Schatz zu nehmen?! Soll ich ganz arm, ganz verwaist, ganz verlassen dastehn? Ach nein, Friß, das wirst du nicht thun! O, ich mahne dich an jene Zeiten, da dich meine Liebe glücklich machte! da du deine Primath in meinem Herzen suchtest und fandest! Was hab' ich denn verbrochen, daß es so gar anders geworden ist? War ich dir nicht ein treues Weib? hab' ich nicht in Zucht und Ehren dir dein Hauswesen geführt? hab' ich nicht deinen Wünschen nach bestem Wissen und Gewissen genügt? Daß ich meine Eigenheiten hatte, ja daß ich besonders in der letzten Zeit oft störrig wurde, das erkenne ich ja an; ich habe dafür gebüßt und es bereut, mehr als du wohl glaubst. O, glaube mir,“ fuhr sie fort, „bei den großen Weisern ist auch nicht Alles Gold, was glänzt! Und vielleicht, wenn deine neuen Bande einmal fest geknüpft sind, die dir jetzt so süß dünken, gedenkst du manchmal — manchmal der armen, verachteten und verkannten Schweizerin, die den großen Fehler hatte, daß sie sich nicht in deinen schwindelnden Höhen verlieren konnte, aber auf dem guten deutschen Boden ihrer Pflicht treulich nachzukommen suchte. O,

„Nicht!“ sagte sie weich, als sie die tiefe Bewegung sah, die ihr Wort beim Gatten hervorgebracht hatten, „ich verstehe dir, was es nicht so leicht, alte Sympathieen aus dem Herzen auszureißen. Ja, als ich meine Berge wieder sah, da haben es mich doch so sehr gezogen hatte: ach! sie künften mich kahl und steinern; ich sah nun erst, daß ein Menschenherz besser ist als Berge, und wenn ich flüchtling, war's nur, um nach Norden zu schauen, dahin, wo ich das Herz wußte, das einst so warm mich geliebt hatte.“

„Ach, der Mann hätte ja ein Herz von Stein haben müssen, wenn er nicht bewegt worden wäre!“

„Ja ja, die Weiber verstehen sich auf's Menschenherz,“ sagte Robert zu sich selbst, unter einer Thräne lächelnd, während der Professor sein Gesicht mit den flachen Händen ganz bedeckt hielt; aber seine Brust arbeitete stark und es drang Wasser zwischen den Händen hervor.

„Ich stehe euch an,“ sagte er endlich mit halberstimmter Stimme, „entfernt euch, ich kann euch jetzt doch keine Antwort geben.“

„Und warum denn nicht, Fischmann?“ sagte Robert, dem daran lag, diesen zu einer Antwort zu drängen. „Wenn das Weib, das als deine rechtmäßige Gattin und als die Mutter deines Kindes doch jedenfalls die ältesten Ansprüche an dich hat, noch eine Stätte in deinem Herzen hat, — wenn dir zugleich die bestimmte Zusicherung wird, die aus ihrem Geständniß hervorleuchtet, daß ihre Schärfen und Härten, die dich damals unglücklich gemacht haben, dich künftig nicht mehr quälen sollen, — wenn du also Hoffnung haben darfst, wieder eine friedliche Ehe mit ihr

zu führen, die dich ja doch einmal glücklich gemacht hat, — wenn du dieses Alles jetzt voraussehen kannst, warum soll es dir unmöglich sein, dieses dein rechtmäßiges Weib wieder anzunehmen, ihr wieder der Vater, ihrem Kinde wieder der Vater zu sein und damit auch von deiner Seite gut zu machen, was du — auch von deiner Seite verschuldet hast. Denn daß du nicht schuldlos bist, das wird deine Philosophie wohl anerkennen, und das Gewissen wird Ja dazu sagen.“

„Du weißt aber, wo meine Liebe ist, und die Liebe hat auch ihre Rechte,“ sagte der Professor jetzt finster.

„Pah!“ rief Robert fast lachend, „diese Liebe ist nicht so entseßlich; und bedenke, daß das größere Maß von Recht immer da ist, wo das kleinere Maß von Schuld ist.“

Betroffen fuhr der Professor wieder auf und ging im Zimmer umher.

„Vater,“ sagte jetzt der Kleine wieder, „die Mutter hat immer geweint und mir vom Vater erzählt. Sie hat gesagt, er sei nicht böse, aber jetzt bist du ja doch böse, und wenn du uns fortschickst, wird sie gar nicht mehr aufhören zu weinen.“

„Frip,“ sagte nun die Frau in ihrem treuerzigen Schweizerfäxn, „wenn es dir so sehr schwer wird, dich in dieser ernstlichen Sache zu entscheiden und das letzte Wort zu sprechen über mein und unseres Kindes Glück oder Unglück, so soll von mir nicht gesagt werden, daß ich dich überrumpelt und deinen Entschluß gewaltsam herbeigedrängt habe. Du weißt nun meine Gesinnung, und ich traue dir genug ehrenfesten Sinn zu, um bei ruhiger Ueberlegung das Richtige finden zu können. Ich will

nich haben sich entfernen und deiner Entscheidung entgegenstehen. Erlaube deinem Sohne den Zutritt in dein Haus; und mich kannst du sprechen, wann und wo du willst.

Der Professor wurde von diesen Worten sehr angenehm berührt; er gab seiner Frau die Hand, und als er so recht in ihre freundlichen Augen sah, wollten ihm fast die alten Sympathieen zu mächtig werden.

Robert war's aber nachher doch nicht recht, daß sie so großmüthig gewesen war. Er fürchtete Madelaine's üblen Einfluß.

Elisabet nahm den tiefsten Antheil an dem Loos der Schweizerin, ja, dieser Antheil war fast leidenschaftlich, und es drängt sich der Gedanke auf, daß Elisabet damit dem eigenen Herzen entslichen und sich zugleich recht fest vergewissern wollte, daß nur in der Treue Heil, nur im Wiederaufrichten der Treue der Trost des Lebens liege. Robert saß eben bei ihr, hatte den Arm um sie geschlungen und erzählte ihr mit weicher Gemüthlichkeit von der herzergreifenden Art, wie Eusette mit ihrem Vatten geredet, als ein Diener von Madelaine eintrat, bittend, der Herr Doctor möchte die Güte haben, sich zu Fräulein Madelaine zu bemühen.

„Aha! Ja ich werde sogleich zu Diensten sein,“ sagte unser Philosoph. Er gab seinem Weibe noch einen Kuß und verfügte sich sodann zu Madelaine, die ihn nach einer Entschuldigung, auf welche er eine Artigkeit hatte, folgendermaßen anredete:

„Lieber Doctor! Ich höre, daß Susette aus der Schweiz angekommen sein soll.“

„Da haben Sie recht gehört, mein schönes Fräulein!“

„Haben Sie von dieser Ankunft zum Voraus gewußt?“ fragte sie mit verfinstertem Antlitz.

„Keine Sylbe!“

„Aber sie war doch gestern schon bei Ihnen.“

„Allerdings, und es war mir recht interessant, ja wichtig, die gute Frau wieder zu sprechen und von ihr die näheren Umstände zu hören, die damals bei ihrer schnellen Abreise mitgewirkt, die Ursachen, die sie herbeigeführt haben.“ — Der Doctor sprach diese Worte mit fest auf Mabelaine's Gesicht gerichtetem Blicke, und richtig gewahrte er, daß diese einen Augenblick das Auge verwirrt zu Boden schlug. — „Es schwelte,“ fuhr er fort, „bis jetzt immer noch ein Dunkel über der Geschichte, das sich jetzt aufgeklärt hat.“

Mabelaine hatte sich wieder gesagt und sagte mit einem Zuge des Lächelns um den Mund: „So, hat sich das Dunkel wirklich aufgeklärt? Das ist ja schön! Ich meines Theils wußte gar nie, daß ein Dunkel darüber hing. Die Sache war ja einfach genug.“

„Doch nicht so ganz. Es war etwas Unbegreifliches darin.“

„Wenigstens für den Herrn etwas Unbegreifliches, der sich so außerordentlich bemühte, dem Professor weis zu machen, es sei nur Heil für ihn in der Fortsetzung des alten Schlandrians der betäubten Ehe, die ihm Geist und Sinne lähmte und ihn so herniederzog, daß sein Anblick, der Kampf seines Innern einen Stein hätte erbarmen können.“

„Darius, weil sein Anblick einen Stein erbarmen mußte,“ sagte der Doctor lachend, „haben Sie, mein Bräulein, sich über ihn erbarmt und haben den Kampf zu einem schnellen Ende gebracht.“

„Ich? Inwiefern, mein Herr?“ — Und ihre Stirne röthete sich.

„Das werden Sie selbst so gut wissen, wie ich.“ — Mabelaine's Lippen waren fest zusammengepreßt: sie sprach nicht gleich.

„Ich kann mir denken, was Eufette hier will,“ sagte sie endlich.

„Ja, sie will sich mit ihrem Gatten versöhnen.“

„Und um das zu bewerkstelligen, sind alle Mittel recht, auch das der Lüge und Verleumdung.“

„Daß ich nicht wüßte! Die Schweizerin ist eine ehrliche Natur, die nur auf Wahrheit fußt, ja nur allzu ehrlich und treuherrzig.“

„So? Ei, wenn sie das ist, wie kann sie Ihnen denn die Ueberzeugung haben beibringen wollen, daß ich jene Katastrophe über sie heraufgeführt habe?“ fragte Mabelaine mit leder Stirne.

„Ich habe das eigentlich nicht mit nackten Worten ausgesprochen,“ sagte der Doctor; „zu dieser Deutung muß Sie also eine andere Stimme veranlaßt haben; übrigens liegt sie in der Natur der Sache. Ich ahnte es längst, da ich noch keine Beweise hatte. Aber nun habe ich sie.“

„Und diese sind?“ rief Mabelaine mit blickenden Augen.

„Ihre Erscheinung, mein Fräulein,“ sagte der Doctor, sie aufmerksam betrachtend, „sollte sich in einem größeren Kreise bewegen. Ihre Fertigkeit wäre einer größeren Sache würdig. Sie hätten sollen eine Königin sein oder eine Fürstin Eboli, dann wär's auch der Mühe werth. Aber eine so geringe Privatintrigue, wie der Verrath eines Briefes von dem armen Eheweibe eines einfachen Professors, um dieses zu stürzen und sich an seine Stelle zu drängen, ist allzu niedrig und unbedeutend für ein so großartiges Wesen — —“

„Eben weil die Sache so unbedeutend ist,“ rief nun Madelaine lachend, „würde sie auch nicht viel auf sich haben, wenn Sie auch den Beweis aufbringen könnten, daß jene That wirklich von mir ausging. Aber der Beweis ist noch nicht geliefert.“

„Eine niedrige Sache wird nicht besser, wenn es sich nicht um Reiche handelt. Sie sind gesehen worden aus dem Hause gehn; jener Brief lag offen auf dem Tische, und Sie haben unterlassen, die Thüre wieder zu schließen. Kein Mensch außer Ihnen hat den Brief gelesen, und doch wurde der Professor von einer unbekannten Hand aufgefordert, diesen Brief aufzufangen. Sind das keine Beweise?“

Madelaine besann sich einen Augenblick; dann als ob ihr Geist plötzlich einen Sprung machte, sagte sie lustig: „Und warum denn leugnen. Ja, ich hab's gethan und mit klarem Bewußtsein, mit fester Ueberzeugung, daß die That nothwendig war.“

„Nothwendig? Ei!“

„Ja, nothwendig, oder gut. — Oder geben Sie denn nicht selbst zu, daß ich durch diese That die Gemüther aus der unseligsten Spannung gerissen habe, daß Alles zum Guten durch mich gelenkt wurde, daß der Professor und seine Gattin nie mehr glücklich hätten werden können, daß sie das elendeste Leben zusammen fortgeschleppt hätten, — durch Ihre und Eberhard's Schuld fortgeschleppt hätten, und daß mein rascher Griff Alles zum Glück wendete und zum Frieden brachte?“

„Ich gebe zu, daß Ihre That, obgleich an sich nicht gut, in höherem Sinne eine gewisse Entschuldigung finden kann, daß sie zum Guten dienen mußte, indem sie durch das Extrem, zu dem sie die Gemüther fortriß, diese über sich selbst aufklären und zur Umkehr treiben konnte. Das hat sie denn auch wirklich gethan. Eusette hat erkannt, daß ihr Gatte und ihre Ehe ein höheres Glück sei, als der Anblick ihrer Berge; sie kommt zerknirscht und demüthig zurück und gelobt erneute Treue und Gehorsam; sie bekennt, vom Schweizerheimweh durchaus geheilt, von der Scholle frei geworden zu sein, und es ist daher Pflicht von Ihnen, mein Fräulein, zurückzutreten, die älteren Rechte Eusetten's zu ehren, um so mehr, da auch ihr Gatte wenigstens unschlüssig scheint, und also die Möglichkeit einer Versöhnung gegeben ist.“

„Was? Friß unschlüssig? Er unschlüssig!“ rief Madelaine mit erschütternder Heftigkeit; — „ihm sollte Eusette noch etwas sein, — Eusette höher stehn, als ich? die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen diesen gegeben sein?“

„Und das bringt Sie so außer Fassung? Bedenken Sie doch die Rechte einer Gattin, der Mutter des einzigen Sohnes, — wenn diese Mutter reumüthig zu dem Gatten zurückkehrt, sich zugleich als viel unschuldiger ausweist, als die Geliebte, — wenn die Geliebte, die man so hoch gestellt hat, zugleich in ihrer — Indiskretion, — Sie entschuldigen den Ausdruck, er ist sehr gelinde, — in einer That der Unweiblichkeit entlarvt wird; — bedenken Sie doch, ob das nicht gewichtige Dinge sind, um die Wagschale für die Geliebte zu heben, für die Gattin zu senken.“

Madelaine's Antlitz war bleich, sie zitterte, — im nächsten Augenblick aber lachte sie laut auf und sagte: „Da! diese Unweiblichkeit, wie Sie's zu nennen belieben und die Schuld, die daraus erwachsen mag, will ich vertreten, oder vielmehr will sie durch den Gott vertreten lassen, der in mir schafft und in mir wirkt, der seine Stärke und seine Schwäche an dieser Unweiblichkeit erproben will. Ich will doch sehen, ob Friß es wagt, mir diese Unweiblichkeit als Fehler anzurechnen, da ja gerade sie es ist (denn was kann damit anders gemeint sein, als die Geistesstärke, die mich über eure zimpferlichen, winselnden Weiberseelen, die nichts zu fassen und nichts zu ertragen wissen, hoch emporhebt), die mich zu dem macht, was ich bin, zu dem, was mir die Liebe meines Friß, seine höchste Bewunderung und Begeisterung erworben hat. Daß nun diese Stärke auch ihre Rehrseite hat, — ihre Schattenseite, wenn Sie wollen, — das ist nur der naturgemäße Stand der Endlichkeit, mit seinen Schwächen und Einseitigkeiten, wie der Herr Doctor selbst mit voll-

kommenster Ueberzeugung mir zugestehn werden. Wir selbst (oder der Gott in uns) müssen diese Einseitigkeiten vertreten, und können das um so mehr, da sie unvermeidlich sind; denn sie beruhen auf einer Selbstbeschränkung Gottes, und unsere Größe sinkt dadurch nicht in ein Nichts zusammen. Denn das Große bleibt darum doch groß, die Stärke geht nicht zu Grunde, weil sie Schwächen an sich hat, und ich weiß, daß Friß, dies erkennend, auch die Schwächen an mir lieb gewinnen muß, weil sie als unvermeidliche Schatten der Stärke auf dem Fuße folgen.“

Der Doctor hatte der begeisterten, von ihrem eigenen Werthe in seinen Schatten- und Lichtseiten entflammten Sprecherin gerade in's Antlitz geschaut, und für einen Maler wären diese zwei Gestalten in diesem Augenblicke des Pinsels nicht unwerth gewesen. Im ersten Augenblick hatte ihn zwar diese Rede, die aus seinen eigenen Ansichten solche Consequenzen zu ziehen wußte, etwas verwirrt; nach und nach aber ging der Ausdruck seines Gesichtes immer mehr in sichere, sieghafte Fröhlichkeit über; er kreuzte die Arme über der Brust und sagte:

„Sie haben ganz Recht, mein schönes Fräulein, und ich bewundere Ihr tiefsinniges Studium Ihrer eigenen Natur. Nur Eines scheinen Sie dabei nicht zu bedenken, daß nemlich, wenn sich die an der Stärke haftende Schwäche offenbart, wir bereits beim letzten Stadium der Tragödie angekommen sind; daß das Helbenthum ein Ende hat, wenn sich seine Schwächen hervorkehren; daß unsere Begeisterung dem Mitleiden Platz macht, und daß, wenn der Held oder die Heldin auch nach der Hervorkehrung der Mängel, Rast in sich zu gehn und Buße zu thun, immer

noch mit ihnen liebäugelt und sogar stolz auf sie ist, die gleiche Bewunderung von Anderen für sich fordert, sie zu einer naiven, lustigen Figur wird, die nur noch in die Komödie paßt. Ueberhaupt hat es mit der tragischen Größe ein für allemal ein Ende, wenn der Held mit Bewußtsein und Selbstgefälligkeit auf seine Schwächen sieht, und er hat nichts Eiligeres zu thun, wenn ein mitleidiger Freund ihm die Decke von den in eitler Selbstgefälligkeit blind gewordenen Augen nimmt, als sich in aller Bescheidenheit zurückzuziehen, und weder auf die Stärke, noch auf die Schwäche mehr große Ansprüche zu gründen."

Madelaine sah den Sprecher mit starren Augen an. Eine tiefe Gluth übergoss bei den letzten Worten ihr Gesicht; sie stand einige Augenblicke regungslos, während ihr Busen hörbar klopfte, und ein furchtbarer Sturm in ihrem Innern zu toben schien. Selbst dem Doctor wurde es unheimlich. Er trat zurück und wollte eben einige Entschuldigungen über seinen Spott sagen, als Madelaine die Lippen öffnete und mit kaltem, entschlossenem Tone sagte:

"Doctor! wir Beide, Sie und ich, haben zwei Wege vor uns, — kein Ausweg außer diesen zweien. Wir Beide sind starke Naturen, wir müssen Achtung vor einander haben. Ob ich es leugnen wollte oder nicht: ich muß Sie achten, und Sie, — ob Sie es leugnen wollen oder nicht," — indem sie ihn scharf fixirte, — „es gab schon Augenblicke, wo ich mir schmeicheln zu dürfen glaubte, in Ihrer Aufmerksamkeit und Achtung nicht ganz hintanzustehen — —"

„Aber nur, mein Fräulein, weil ich glaubte, als Sie uns eine Antigone so schön vergegenwärtigten, Sie seien auch des Edelmutheß einer Antigone fähig — —“

„Gestehn Sie mir ganz offen: glauben Sie wirklich, selbst wenn ein Makel von jener schnellen That an mir hängen bleiben sollte, daß Eusette's Werth den meinigen überwiege, daß —“

„Ganz offen, mein Fräulein, gestehe ich Ihnen, daß, was Ihre geistigen Anlagen und Kräfte betrifft, Sie hoch über Eusette stehn, was aber den sittlichen Werth anlangt, — mein Fräulein, entschuldigen Sie meine Ehrlichkeit, — Eusette hoch über Ihnen steht.“

„Mann!“ sagte Madelaine mit bleicher, zitternder Lippe, „wir Beide haben zwei Wege vor uns, ich sag's noch einmal: kein Ausweg außer diesen zweien. Entweder Glück oder Unglück, entweder eine Stellung in der Welt oder keine. Ich steure fest und unverrückt meinem Ziele zu, und Sie werden mich nicht hindern. Sie“ — und sie fixirte ihn scharf — „steuern auch einem Ziele zu, und — —“

„Sie werden mich doch nicht hindern?“ fiel der Philosoph höhnisch ein; „oder wollen Sie sich etwa mit der pietistischen Camarilla verbinden?“

Madelaine lächelte fein: „Sie wollen nicht mein Freund sein? — —“

„Ich bin nicht Ihr Feind, war's nie,“ sagte Robert schnell, dem doch einsiel, welche Macht Madelaine über ihren Oheim, und welche Macht dieser wieder bei der Regierung und über einige Andere hatte, die als träge Masse

sich von einer Woge hin- und herwerfen ließen. Madelaine's Gesicht leuchtete auf.

„Doctor!“ rief sie, „es bringt Ihnen kein Heil, wenn Sie die Schweizerin wieder als Gattin des Professors einsetzen wollen, und Sie reussiren doch nicht, ich sag's Ihnen vorher; — ich habe wenigstens manches Mittel in der Hand, um Ihre Bemühungen zu hintertreiben; aber wenn Sie auf meine Seite treten, oder nur sich stille verhalten — —“

„Was wird's dann?“ sagte der Doctor, der wieder seine volle Besinnung hatte, aber sie herauslocken wollte.

Sie war seines Gesichtes nicht ganz sicher. Sie rief schmerzlich: „O Schärtel! ich bin auch ein Weib, ich kenne auch — nicht nur das Glück, sondern auch das Weh, den Schmerz des Lebens! Ich habe auch Rechte, ich habe — —“ Ach sie konnte es nicht auesagen. Auch die stolze Madelaine, die sichere Madelaine, die nicht zu warten brauchte, bis der alte Vater da oben seinen „Consens“ zu ihrem Glücke gegeben, hatte doch noch so viel Schamgefühl, daß sie einem ihr fremden Manne, von dessen Spott sie überzeugt sein durfte, nicht gerade aus sagen konnte: ich habe — nicht, ich habe gesündigt, das kam ihr nicht in den Sinn, aber: ich habe „dem Gott im Busen“ gefolgt und das bringt mir in der Deffentlichkeit Schande. Wenigstens war ihr in dem Augenblick, da sie es sagen wollte, klar, daß ihr das Mitleid dieses Mannes ebenso unerträglich wäre, als sein Spott. Sie schluckte es also wieder hinunter, erhob sich stolz und sagte: „Ich habe mit Ihnen nicht weiter zu verhandeln. Sie sind entlassen.“

„Von der Geisteskönigin! Von der steinernen, der — erstiegenen Jungfrau,“ sagte Robert mit dem Ausdruck unendlichen Spottes in seinem Gesichte, verbeugte sich tief und entfernte sich.

Bleichen Angesichtes, starren Blickes sah Mabelaine dem stolzen Philosophen nach — zähneknirschend, bis endlich ihre starre Wuth einem Lächeln Platz machte. „Wir finden dich, Männchen! es hat keine Noth. Wär's auch nichts weiter, als daß du mit leeren Händen ausgehst, wenn man Professorenstellen vergiebt, es wird hier doch wohl auch einige Intrigue möglich sein, — aber auch sonst — —“

Während Mabelaine noch sann, kam — — Doch wir haben vorher Anderes zu berichten.

Einundzwanzigstes Capitel.

Gleich nach Tisch wurde Robert zum Literaten gerufen. Diesen fand er im Bette, und als er nach der Ursache fragte, zeigte ihm derselbe seinen Arm, der verbunden und nach des Literaten Aussage, sowie auch dem Aussehen nach stark verwundet war. Auf Robert's erneute Frage erzählte ihm derselbe, daß gestern Abend der Maler mit Falstaff im Wirthshause sich zu der Gesellschaft gesetzt hätte, mit der er gewöhnlich zusammenträfe. „Mir war das nun gleich unangenehm,“ fuhr er fort, „denn daß ich dem Jungen nicht hold bin, versteht sich von selbst. — Nun, ich ließ mich weiter nicht mit ihm ein; von den übrigen Herren wurde er aber mit Zuvorkommenheit behandelt. Im Verlauf des Gespräches that er jedoch einige frivole Aeußerungen über die Ehe sowohl als andere menschliche Lebensverhältnisse, wie ich sie noch nie von ihm gehört hatte. Ich weiß nicht, hatte er zu viel getrunken, oder ist er überhaupt in seinen Grundsätzen so locker geworden. Da es mir aber längst klar ist, auf was er eigentlich lossteuert, wogegen du dich bisher immer so merkwürdig blind gezeigt hast, so kam mir der Gedanke, er müsse am Ziele angekommen sein, und dein Un-

glück werde also wohl ebenso unausbleiblich erfolgen, wie das meinige."

"Nur mit dem Unterschied," sagte Robert, "daß er an deinem Unglück eigentlich nicht viel positive Schuld hatte; denn er ist deiner Frau und damit deinen Rechten eigentlich nie zu nahe getreten."

"Ja, und für den Unterschied bin ich ihm dankbar. Mir scheint aber fast, als seiest du noch stolz auf diese Distinktion."

"Mit nichts," sagte Robert lächelnd, "aber du bist dennoch im Irrthum, und ich kann dir die beruhigende Nachricht geben, daß die Sache, die allerdings bis zu einer Krisis sich gesteigert hatte, ohne wirkliche Schuld von irgend einer Seite beigelegt ist und zwar durch Elisabeth's zartes sittliches Gefühl, das aber jetzt allerdings einen Bruch mit dem Maler herbeigeführt hat. — Du hast doch wohl nicht etwa gar eine Lanze gebrochen um meiner Ehre willen? Rede! Sprich! Hast du dich mit ihm duellirt und bist darum verwundet?"

Der Literat kam in einige Verlegenheit, weil der Andere diese Sache so leicht aufnahm, die ihm so ernst erschienen war. Er erinnerte aber den Freund daran, daß er sich in seinem Leben noch nie duellirt habe und nie duelliren werde, weder um eigene, noch fremde Ehre zu retten, da diese Albernheit sich, wie bekannt, auch in seiner Jugend mit seinen Grundsätzen nicht vertragen habe. Aber mit ernstern Worten habe er dem Maler seine Frivolität verwiesen, wodurch sich ein Streit entsponnen hätte. Zallast habe sich auf Seite des Malers geschlagen, einer der Herren auf seine Seite, zwei andere

hätten lächelnd zugehört und sich an den Stich- und Gegenreden geübt. Er sei ausgebrochen, der Maler, übermüthig, habe sich nochmals an ihn herangebrängt, als verlange er mit Gewalt einen Uebergang des Wortstreites in Thätlichkeiten, er habe ihm keine Antwort mehr gegeben und sei seines Weges gegangen. Auf einmal aber, als er die Häuser der Stadt passirt und im Freien seiner Wohnung zugeschnitten sei, sei dieser Mensch ganz allein wieder auf ihn eingebrungen und habe gerufen: Vertheidige dich, wenn du ein Mann bist! „Ich nun,“ fuhr der Literat fort, „unbewaffnet, wie ich war, stemmte den Arm vor und fühlte dann auch sogleich den Stich, ich fiel ihm dann in den Arm und wollte mit ihm ringen; dieser aber, als er sah, daß ich keine Waffe hatte und verwundet war, warf seinen Dolch weit weg, und — in einem so exaltirten Zustande war er — umarmte mich, küßte mich und hat mir alles Ueble ab, das er mir schon gethan hätte. Er wolle mich pflegen wie der treueste Freund. Ich war ungehalten, konnte ihm aber eigentlich doch nicht in die Länge zürnen. Er rief einen Wundarzt und blieb die ganze Nacht bei mir. Auf meine Vorstellungen über seinen exaltirten Zustand erwiderte er, seine Narrheit sei ganz natürlich, schien aber über diese Narrheit selbst durchaus keine Reue oder Unbehagen zu empfinden; nur meine Wunde that ihm Leid. Als er an meiner Seite einschlies, nannte er mehrmals den Namen seines Weibes, und ich warne dich, du darfst dich in Acht vor ihm nehmen den Erfahrungen nach, die ich gestern mit ihm machte. Diesen Morgen blieb er bei mir bis zehn Uhr, wollte auch bald wiederkommen, bis jetzt aber hat er sich nicht gezeigt.“

Das waren freilich ernste Nachrichten für unsern Philosophen. Er hatte hier vor sich eine entfesselte Jugendkraft. Kein Mensch konnte sagen, wohin sich der Strom werfen, wie weit er verheeren, was Alles er mit sich fortreißen konnte.

Und er mußte sich gestehn, daß diese Kraft durch seine! Schuld entfesselt worden war. Wie er so recht tief über sich nachdachte, wurde ihm ganz deutlich, warum er so blind gegen den Maler gewesen war. Ja, sogar von dieser Wunde des Freundes mußte er sich als letzte Ursache ansehen.

Es war ihm nicht wohl bei der Sache, er konnte auch nicht lange bleiben, es drängte ihn heim. Er versprach, bald wieder zu kommen und dem Freunde die Leidenszeit kürzen zu helfen.

Als Robert nach Hause kam, es war halb zwei Uhr Nachmittags, fand er seine Frau nicht, auf seinem Tische lag aber ein Brief. Er erkannte sogleich Bertram's Hand.

Der Brief zeugte von tiefer Aufwühlung der Leidenschaft, die um so befremdlicher war, als Robert's Schreiben an ihn ja von Wohlwollen überströmte.

Der Maler behauptete darin, daß Robert kein Recht hätte, ihn auf einmal von seinem Glücke abzuschneiden, daß, wenn dieses Gebot wirklich von Elisabeth ausgegangen sei, dieses blos in augenblicklicher Verwirrung geschehen sei, in totaler Verkennung der heiligsten Menschenrechte, die nicht da gesucht werden können, wo das äußere Recht stehe, sondern nur da, wo das höhere, innere Recht

sei. Und daß dieses auf seiner Seite sei, das unterliege keinem Zweifel. Daß Robert diese Sache auf so leichte Weise zu Ende gebracht glaube, sei ein Beweis seiner Bornirtheit; Elisabet's ängstliche Sorge, ihn nicht mehr sehen zu wollen, sei ein Beweis dafür, daß sie ihn liebe; wenn aber der Philosoph bei Elisabet allein für sich agirt habe, so solle das nun für ihn selbst ein gutes Vorbild sein. Er wolle auch Elisabet unter vier Augen fragen. Er erkenne nur Eines als heilig, das allmächtige Gefühl der Liebe; mit diesem Heiligthum trete er kühn auf den Plan, er wolle kämpfen auf Leben und Tod. Er behaupte, ein höheres Recht auf Elisabet zu haben, weil er sie in unendlich höherem Maße liebe als der Philosoph, der in seiner hausbackenen gemeinen Alltäglichkeit aus diesem zauberischen Bilde eine Hausflavin machen möchte, die ihm am Ende noch den Kopf krauen sollte, wie Dortchen ihrem Falstaff, — und das Alles nicht aus Liebe, sondern aus dem allmächtigen Recht des Eheherrn, am Altare erworben. Diesem Rechte wolle er ein anderes entgegenhalten, das er aus der Tiefe seiner Brust hervorhole, er wolle es Elisabet vorhalten, und selbst wenn sie wirklich noch so ganz gefangen sei von den spießbürgerlichen Vorurtheilen der alten Zeit, in denen sie erzogen worden sei, und die nun dem Eheherrn so gar sehr zu Gute kämen, so werde ja doch wohl auch der Funken Licht, — der auch in ihrer Natur sei, wie in jeder andern menschlichen, — zur Flamme anzufachen sein. Es habe ihn schon ein Strahl aus ihren Augen getroffen, der von dem Lichte Zeugniß gebe. — Der Philosoph, schloß der Maler in seinem Briefe, solle doch nur ja

nicht meinen, daß er ihm entwischen, oder Elisabet ihm entziehen werde; er wolle aus ihrem eigenen Munde hören, ob sie ihn hasse, und er warne den Doctor, ihn daran zu hindern; er kenne ja jetzt die Schwächen desselben, und ihre Offenbarung würde ihm in seiner Stellung zu der Welt nicht wünschenswerth sein. Der Philosoph könne ihm nicht entfliehen; er schwöre ihm, ihn finden zu wollen, und wär's am Ende der Welt.

Unser Doctor saß lange und starrte in den Brief. Er wußte nicht, hatte er mehr Ursache, böse zu sein, oder betrübt, oder ängstlich — oder sollte er bewundern.

Er mußte gestehn, das war ein Kraftbursche, der hielt nicht hinter dem Berge. Eine solche Sprache einem Ehemann gegenüber war unerhört, — es war was Heldenmäßiges in dem Briefe, und wäre Robert nur nicht so tief theilhaftig gewesen, er hätte eine Art Freude gehabt an dem Briefe und an dem ganzen Kampfe, der sich nun entwickeln sollte. So aber konnte das unwillkürlich auftauchende harmonische Gefühl (das sich bei ihm immer regte, wenn er einen solchen Zwiespalt der entfesselten Leidenschaften mit seinem klaren, prüfenden Auge verfolgte und im Voraus sich schon des Genusses freute, wo diese entweder durch Untergang oder durch ein Sich-übersichselbsthinauffschwingen zur Versöhnung gelangen), so, sagen wir, konnte das harmonische Gefühl nur ein augenblickliches sein.

Die Atmosphäre war schwül geworden, so schwül, daß es dem Philosophen heiß ward, — nicht um seinerwillen, das sei zu seiner Ehre gesagt, denn es fehlte ihm überhaupt nicht an persönlichem Muth, obgleich er gerade

in diesem Kampfe auf viel schwächeren Füßen stand, als auf dem Ratheder kämpfend mit den unbesieglischen Waffen seiner Wissenschaft. War er sich ja doch einer Schwäche bewußt, und wollte ja doch der Feind gerade an dieser Seite ihn packen, um ihn zu vernichten. Aber das war jetzt einerlei, war Nebensache.

Der Schmerz um sein treues, liebes, theures Weib stand weit im Vordergrunde, — um sein Weib, dem eine tödtliche Gefahr drohte, mochte sich die Sache nun auch gestalten, wie sie wollte. O, er hätte Blut weinen mögen über sich, daß er, er selbst sie so leichtsinnig, so schaukelnd in diese Gefahr hineingeführt hatte; er hätte sie nun retten, — sie verschlingen mögen, wie Jupiter seine Metis, nur aus anderem Grunde, — um sie dem Tod bringenden Feinde zu entreißen. Ja, Tod bringend — Tod bringend war der Feind, er mochte nun seinen Zweck erreichen oder nicht. Erreichte er ihn, gelänge es ihm, seine Elisabet ihm zu entführen und in seinen Lebenskreis hinüberzureißen, — was würde ihr Loos sein? — Auch ganz abgesehen von seinen eigenen Interessen, seinem Weib, seinem Schmerze?! Unser Philosoph wußte ja wohl, was solcher allmächtige Sturm der Leidenschaft für einen Fortgang, was er für ein Ende hat. Er hatte nicht umsonst das Leben und den Faust studirt. Er hatte auch nicht umsonst aus eigenen jugendlichen Verirrungen sich wieder zurechtgefunden und die Nothwendigkeit und Schönheit der Ehe in ihrer festen Eindämmung anerkannt. Es war ihm kein Zweifel, daß so, wie der Maler, nur die blinde Leidenschaft spricht, die so lange stürmt, bis sie erobert hat, — hat sie erobert, so hat das gewünschte Gut seinen Reiz

verloren. Und das Opfer sollte seine Elisabeth sein? deren eigentlichsten Werth der Maler gar nicht zu würdigen vermochte, — wenigstens diesem Briefe nach, und an deren Besitz er jezt doppeltes Recht hatte, weil sie die Mutter seines Kindes werden sollte. Sollte er das dem Maler sagen? Sollte er ihn ansehn, Mitleid mit der theuren Seele zu haben, sie nicht zu ängstigen, zu verstören? — Aber würde das etwas helfen? Der Maler baut auf den Strahl aus Elisabeth's Auge, — sie hatte ihm ja selbst gesagt, daß sie nahe am Abgrunde gestanden habe; — zum ersten Male fühlte nun der Philosoph, was Eifersucht sei: er hätte den Kerl zerreißen können, der gewagt hatte, so tief in seines Weibes Augen zu schauen, und nun, durch den Strahl ermutigt, mit ihm um ihren Besitz streiten wollte. Es wurde ihm jezt deutlich, wie der Maler zugleich mit seiner Philosophie das Gift der Leidenschaft eingesogen, und wie der Umgang mit dem frivolen Falstaff ihn vollends verderbt hatte. „So lehrt sich nun der Stachel wider mich selbst,“ murmelte er, „der ich diesen Falstaff nicht von meinem Umgang ausschließen wollte, und den Maler die Philosophie lehrte, die bei ihm nur niederreißend, nicht aufbauend wirkte.“

Was sollte es aber nun werden? — Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne. Durfte der Gegner Elisabeth sehen? — Wenn sie, wie zu erwarten stand, ihm nicht Gehör gab, was war von seiner Rache zu fürchten? Der Tod — der Tod seines theuren Weibes; — denn er wußte ja wohl, daß das tragische Gesetz immer liebt, den Unschuldigen leiden und untergehn zu lassen, und das war in diesem Falle Elisabeth. Auch wußte

er wohl, daß er ihren Besitz durch seinen Leichtsin्न verwirkt hatte. Sein Geist war furchtbar exaltirt. „Nimm mich, nimm mich, du tragisches Geseß, oder sinnloser sinniger Zufall,“ rief er, auf seine Kniee nieder sinkend, „wenn du ein Opfer haben mußt! Ich, ich hab' den Tod verdient. Meine Elisabeth, mein Weib laß leben! Oder du Alles ausgleichende gemeine Alltäglichskeit, bringe irgend einen gemeinen Ausweg und stumpfe ab die Spitze der göttlichen Consequenz! — Doch darf ich das eigentlich wünschen?“

„Aber,“ rief er aufspringend, „ist denn hier kein Ausweg? Keiner, keiner? Wenn ich sie einsperrte, — wenn ich mit ihr flöhe, — — aber flöhe ich bis in die Hölle, so wäre der Verfolger auch da! — Er hat's ja gesagt, und er ist unüberwindlich, so lange er in der Leidenschaft ist, — weil er nichts zu verlieren, nur zu gewinnen hat. Da, jetzt verstehe ich das Stürmen des Achilles, das aus ihm hervorbrach. Das war eigenes brausendes Heldenblut; — wo fliehe ich hin vor der Zukunft dieses Menschen? O Licht! Licht! Ausweg — Ausweg! — —

„Doch wo gerathe ich hin?“ sagte der Philosoph, sich die Stirne haltend. „Es ist ja noch nicht Alles verloren, und nur meine Phantasie, oder vielmehr meine allzu systematische Vernunft hat mir das schon als wirklich und unausbleiblich vergegenwärtigt, was — — ja Philosoph, was auch nicht ausbleiben wird! — Doch Robert, wo hast du deine Götterkraft? — Ist sie nicht eitel Rauch, wenn sie dir nicht über eine dunkle Krise hinüberhelfen kann? Vor Allem klar: willst du dein Weib retten?“

Und kannst du sie retten? Das Erste gewiß, das Zweite hoffentlich.“

Nun ging er schnell nach seiner Gattin Zimmer, in der Erwartung, sie werde da sein, um sich mit ihr zu besprechen. Elisabeth aber war nirgends zu finden; sie war ausgegangen, das Mädchen wußte nicht zu sagen, wohin. Er wußte nicht, ob das gut oder schlimm wäre, hoffte aber, sie würde die Schweizerin zu besuchen gegangen sein, und setzte sich still auf den Sopha, immer in der Erwartung, daß die Katastrophe sich nähern könnte. Es war ihm bange, es gehörte Todesmuth dazu, um dieser Katastrophe mit Allem, was in ihrem Gefolge sein konnte, in's Angesicht zu schauen.

„O jezt, jezt einen Funken Vorauswissen! — Doch was verlange ich? Hat der absolute Geist selbst es nicht, so kann auch der Träger dieses Geistes es nicht ansprechen.“ — Er wartete lange. Elisabeth aber kam nicht, und der Versführer ließ sich auch nicht sehen. Er dachte sich denselben immer hereinstürmend und bei Widerstand einen Dolch zückend, ihn oder sein Weib zu treffen; er suchte deshalb mit beklommenem Herzen ebenfalls einen Dolch hervor, an den sich eine sehr ernste Erinnerung von seinem Aufenthalt aus Italien her knüpfte.

„Ja,“ sagte er in ernster Selbstbetrachtung, „solche Augenblicke im Leben sind Epoche machend, wo Alles auf der Spitze steht, wo die Pulse doppelt gehn, wo es sich um Sein oder Nichtsein, Leben oder Sterben handelt. Ich wollt, es wär' entschieden; — doch warum zögere ich? Es liegt ja nur an mir, der Sache vorläufig eine

andere Wendung zu geben. Ich will den Maler aufsuchen und sehen, ob ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden ist."

Gesagt, gethan. Er steckte des Malers Brief in die Brusttasche des Rockes und ging nach der Wohnung Bertram's. Dieser aber war nicht zu Hause, und die Frage bei den Hausbewohnern nach seiner Zurückkunft wurde nicht befriedigend beantwortet. „Nun, das ist ja wie verheert!“ Er ging wieder nach Hause und wandelte sinnend durch alle Zimmer. Elisabeth hatte er durch das Mädchen nach allen Seiten hin suchen lassen. Diese kam aber endlich wieder, ohne irgend eine Nachricht von derselben zu bringen. Es wurde Dämmerung, und der Philosoph ging angstvoll auf und nieder. „Ach! wenn mir der Mensch mein Weib noch entführte! — und ist dies eine Unmöglichkeit? Wird Elisabeth, wenn ich sie nicht bewahre, wenn sie irgend in seine Hand fällt, seinem Drängen widerstehn können? Wo die Leidenschaft stürmt, sind arme Weiber zu schwach; — aber Elisabeth's Grundsätze, sie sind so fest. — Doch ist ihr Herz nicht von Liebe getroffen? Und ist der Maler nicht schön und lebenswürdig genug, um dieselbe begreiflich zu machen? — Ja wohl, Philosoph, du selbst weist davon zu sagen und kannst deshalb auch ein Weib nicht verdammen, wenn sie fällt, — — nein, gewiß nicht, verdammen nicht! — Aber würde sie nicht unglücklich, elend? — Ja das würde Elisabeth mit ihrem zarten Gewissen, sie könnte ein solches Schuldgefühl nicht ertragen, würde zu Tode dadurch gedrückt! — Und wenn sie der Liebhaber dann verliesse! — O die Arme! Denn ich glaube doch nie, daß er sie zur

Baronesse oder Gräfin erheben würde, und wenn auch — nach solchen Affären geht es selten gut.“

„Da, und das Alles kann und wird — und muß deinem Weibe widerfahren, Robert! Deinem Weibe, an das du ein Recht hast, wie keiner, und du selbst hast durch sträflichen Leichtsinns sie in diese Gefahr gebracht... O, Hülf, Hülf!“

„Doch war ich denn eigentlich leichtsinnig? Wo ist die feine Grenzlinie zwischen Schuld und Unschuld? o haarscharf! haarscharf! Ich habe immer und immer nur meiner Philosophie gebirnt, sie vor Augen und im Herzen gehabt, — mein ganzes Leben ist ja Studium im Interesse meiner Philosophie, — ich bin ja in ihr eigentlich aufgegangen und habe somit Schuld und doch keine Schuld, nur der natürliche Conflict menschlicher Beschränktheit und Bestimmtheit hat mich ergriffen; und als solcher in die Endlichkeit heringesepter, bestimmter und beschränkter Geist muß ich nun mein Geschick tragen, solle es wie es will.“

„Ja, so ist's,“ sagte er nach einer Pause tiefen Nachdenkens, „so und nicht anders! In diesen Gedanken liegt die Versöhnung, das Sonntagsgesühl! — Aber für jetzt ist die Pille noch bitter, ich muß hindurch, hindurch!“

Und er stürzte in seinen Zimmern auf und ab.

Da war ihm, als höre er eine leise Bewegung im Schlafzimmer. Er ging hinein, untersuchte Alles und sah — sah unter seinem eigenen Bette eine langgestreckte Figur liegen. — Da, so weit hatte sich der Gegner erniedrigt! Wie ein gemeiner Dieb oder Räuber wollte er sich in sein Heiligthum einschleichen! — Was nun thun? — Sollte er Lärm machen? Den Rater mit Elat gefangen

nehmen? Ihn so prostituiren? — Aber war nicht er und sein Haus auf diese Weise mitprostituiert? — Er gedachte zu handeln.

Seinen Dolch auf jede mögliche Gefahr hin in Bereitschaft setzend, stellte er sich in einiger Entfernung auf, so daß er die Figur und ihre Bewegungen im Gesicht behalten konnte, und sag an:

„Maler! du haßt dich tief erniedrigt, und darfst deinem guten Stern danken, daß du jetzt, da du entlarvt bist, einem großmüthigen Feinde in die Hände gerathen bist. Du glaubtest mich in der Tasche zu haben, nun hab' ich dich in der Tasche, ich verspreche dir aber einen ehrenvollen Abzug und völlige Verschwiegenheit gegen Jedermann, — selbst gegen meine Gattin, die zum Glück nicht zu Hause ist und diesen Skandal nicht mit ansehen darfst. Sie soll ihn von mir nie erfahren.“

„Wirklich, ich glaubte deinem kolossalen Maulheldenbriefe nach, die Sache werde sich großartiger entzigen. Ich habe mich getäuscht, und der mächtige Held, der für seine Sache auf Leben und Tod kämpfen will, steckt wie ein gemeiner Dieb unter dem Bette. Nun geh' hervor, ziehe deinen Weges, laß dich aber in meinem Hause nie wieder sehen, es möchte sich sonst die Verachtung nicht nur in Worten ausdrücken.“

„Nach, daß du fortkommst!“ herrschte er mit Donnerstimme unter das Bette, da die Figur sich nur wenig brummend regte. Als sie nicht gehn wollte, verlor er die Geduld, nahm einen langen Stod und stupste nach ihr. Da fuhr mit Wuthgebrüll ein Ungethüm auf den Philosophen zu: ein entseßlicher Kopf mit zwei feurigen Augen

und zwei Löwentapen fuhren auf seine Brust. Er stürzte im Schreck, der Dolch fiel aus seiner Hand und verwundete ihn. Nur dunkel fühlte er noch, wie das Ungethüm sich in einem Saße über seinen Körper hinstürzte und wie es dann wieder stille wart.

War das nun der Maler gewesen, der sich in eine Löwentracht gehüllt hatte? Bei seiner Gabe, sich in verschiedenen Gestalten zurecht zu finden, konnte er wohl auch einmal auf Thiergestalten gerathen sein. Und er hatte ihm ja nächstens Shalespear'schen Witz versprochen! Wichtig, so war's! Sachte, sachte fühlte sich Robert schwächer in der Denkkraft, und in der Ohnmacht, die über ihn kam, träumte er von Janß's Pudel, der zum Elephanten angeschwollen auf einmal als Nephiso ihn küßte und herzte und ihn sein süßes Schooskind nannte. Von hinten aber hatte der Nephiso ein anderes Gesicht, und wie er genauer sah, war's wie das der wilden Brunhilde, die ihn mit groben Löwentapen streichelte und ihn schaukelte, wie in einer Wiege, was ihm ein äußerst angenehmes Gefühl verursachte.

Zweihundzwanzigstes Capitel.

Wir haben Madelaine verlassen brütend über Nachgedanken. Während sie noch sann, kam der Maler; das schöne Gesicht des jungen Mannes war in sonderbarer Aufregung; Madelaine hatte ihn noch nie so gesehen.

„Fräulein,“ sagte er, „entschuldigen Sie meine Kühnheit! ich wage es, mich in einer Bedrängniß an Sie zu wenden.“

„In einer Bedrängniß? Sie? Und wenden sich an mich?“ — Mit weit geöffnetem Auge, aus dem eine Ahnung und Hoffnung hervorblickte, sah sie ihn an. — „Sprechen Sie; womit kann ich Ihnen dienen?“

„Fräulein,“ sagte er fast schüchtern, „ich weiß, Sie waren mir nie hold; — ich war nie im Falle, mir Ihre Gewogenheit erwerben zu können — —“

„Doch, doch, schöner, junger Herr! ich war Ihnen längst herzlich zugethan, und besonders seit ich bestimmt weiß, daß — Sie ein gewisses sehr schönes, liebenswürdiges Wesen — wie soll ich sagen — ehren, oder — verehren, oder —“

„Lieben!“ sagte der Maler mit schmerzlichem Lächeln. „Sprechen wir es doch aus, das Wort, es ist da nicht viel zu umkleiden. Eben diese unglückliche Liebe führt mich her.“

„Ha!“ rief Madelaine, „womit kann ich Ihnen dienen? Aber bedarf's da meiner Hülfe? Sie haben ja den freiesten Zugang zu Schärtel's, der Eheherr vergöttert Sie ja, und die Frau ist Ihnen sehr — sehr gewogen!“

„Ach! daß Sie doch Recht hätten! Aber seit heute ist dies anders. Schärtel hat mir geschrieben, daß Elisabeth mich nie mehr zu sehen wünsche, und ich fürchte sehr, sie hasse mich, weil ich vor einigen Abenden über meine Liebe vielleicht ein unbedachtes Wort fallen ließ.“

„Wie! Elisabeth sollte so zimperlich sein? Zwar sie ist unendlich tugendsam, wenigstens früher, — aber — — nein, ich weiß ganz gewiß, daß sie Sie liebt, sie hat mir's fast mit Worten zugestanden.“

„Zugestanden? Wirklich? Elisabeth? O, Sie geben mir das Leben! Aber — ich muß sie sehen und das bald, — heute noch, und darum komme ich zu Ihnen; haben Sie Mitleid mit mir, verschaffen Sie mir auf irgend eine Art die Möglichkeit, Elisabeth außer ihrem Hause, und ohne daß sie davon benachrichtigt ist, zu sehen.“

„Ha! die sollen Sie haben,“ rief Madelaine frohlockend, und müßte es in meinem eigenen Zimmer sein! Doch halt! nein, das thut's nicht. Es darf wenigstens vorerst nicht an den Tag kommen, daß ich im Spiele bin. — „Aber,“ sagte sie nach einer Pause, „Sie müssen sich doch irren, Elisabeth hat Ihnen den Abschied gewiß nicht gegeben, das kommt nur vom Herrn Gemahl, dem vielleicht die Augen über die Sache ausgegangen sind. Ich kann nicht glauben, daß es von Elisabeth kommt.“

„Doch, ich glaub's,“ sagte der Maler, die Hand an die Stirne legend; „Elisabeth nimmt Alles so tief und ernst.“

„Nun, dann wird sie hoffentlich auch ihre Liebe tief und ernst nehmen, — oder sollte sie wirklich die Tugendheldin machen wollen? — Nachdem sie so weit vorgegangen, auf einmal wieder umkehren? — Oa, wie widrig wär' das! Wie unnatürlich, wie ekelhaft!“

„Oa, Fräulein!“ rief der Maler mit vor Zorn rothem Gesicht, „das wär' bei Elisabeth wohl widernatürlich, aber darum weder widrig, noch ekelhaft, sondern unendlich wahr und schön und groß! O, ich kenne sie ja wohl, daß sie so ist, so sein muß, darum — —“ er verhüllte sein Gesicht.

„Darum, darum“ — rief Madelaine mit lautem Lachen — „wollen Sie jetzt eine geheime Unterredung, um ihr unter vier Augen zu sagen, daß Sie sie um ihrer unendlich großen und schönen Eigenschaften willen, welche die Ursache sind, daß Sie verschmäht werden, ganz unendlich lieben und verehren, und — ihr Adieu sagen! — Das können Sie in einem Briefchen abmachen, 's ist schidlicher.“

Der Maler nahm seinen Hut, machte ein Compliment und sagte: „Fräulein, leben Sie wohl!“

So sprach nun derselbe Mensch, der an Robert in der wilden Gluth der Leidenschaft jenen Brief geschrieben hatte. Daß Madelaine also über Elisabeth urtheilte, war ihm unerträglich und gab ihm auf einmal wieder Licht, wie Elisabeth's Handlungsweise anzusehen sei.

„Wie! — und Sie wollten wirklich gehn? — wirklich verzichten auf eine Unterredung mit Elisabeth?“ rief

Madelaine, ihn bei der Hand haltend. „Wie aber, wenn doch Hoffnung für Sie wäre?“

„Es ist keine!“

„Doch, doch! Freilich! Haben Sie es denn auch einmal ernstlich versucht, ob keine Hoffnung ist? Das wäre doch ein schwächlicher Held, der die Segel striche, ohne seine Kraft auch nur versucht zu haben! Sie müssen wenigstens gewiß wissen, ob keine Hoffnung ist, und wenn Elisabeth wirklich so stark und so groß ist, wie Sie sagen, nun, so wird sie in aller Ruhe Ihnen Ihr Urtheil selbst sprechen können. Sie nehmen dann mit Anstand von ihr Abschied, und haben doch den Trost, ganz gewiß zu wissen, daß wirklich die Größe der schönen Frau, wie die Eifersucht des Vatten Sie um Ihr Glück gebracht hat. Ich meines Theils bin immer noch der Ueberzeugung, daß nur Letzteres der Fall ist, und wenn Sie wüßten, was ich weiß, so würde meine Ueberzeugung auch die Ihrige.“

Der Maler sah Madelaine mit unsichern Blicken an und dann zu Boden, aber er stand fest, als wäre er angewurzelt. Madelaine, wie sie den schönen, jungen Mann so daselbst sah, und aus der Erregbarkeit, mit der er sich von ihren Worten abstoßen oder fesseln ließ, auf die tiefe Leidenschaft schließen mußte, deren Beute er war, — denn sie wußte wohl, daß er sonst klug genug war, um sie durchschauen zu können, — überkam sie ein Gefühl des bitteren Reides gegen Elisabeth, die von zwei Männern so geliebt wurde, während sie des Einen nicht sicher war; ja, sie hätte dem Jungen da gewiß nicht zu seinem Glück verhelfen wollen, wenn sie nicht gewußt hätte,

dass sie damit, wie auch Alles sich füge, dem Einem oder dem Andern, oder Allen das Spiel verderbe.

Darum war sie glücklich, einen Ausweg zu finden, und sagte dem Maler, sie erinnere sich, bei Elisabeth einen Brief gesehen zu haben, worin eine Freundin derselben ihren Wunsch und ihre Hoffnung ausspreche, sie bald besuchen zu können. Diese Hand könne sie täuschend nachahmen. Nun sei es aber nicht wohl rätlich, dass man Elisabeth in ein Haus in der Stadt locke, darum wolle sie den Brief so einrichten, als wäre der Freundin auf der Reise hieher ein Unglück begegnet in einem nur wenig entfernten Ort, etwa eine Stunde von der Stadt, — man könnte das Schlangenbad dazu wählen, — wohin sie nun Elisabeth bescheide und ihr eine Chaise sende, und diese werde nicht zögern, dem Rufe sogleich zu folgen.

Dieser Vorschlag leuchtete dem Maler außerordentlich ein; er verabredete daher schnell das Nöthige mit Madelaine, wobei er aber, um Elisabeth's Ehre zu retten, bestimmt hervorhob, dass er von derselben nur aus eigenem Munde die Erklärung sich holen wolle, ob sie ihn lieben könnte oder nicht. Im ersten Falle würde er ihr seine Hand anbieten und sie zu veranlassen suchen, ihre jetzige Ehe zu lösen. Eine Unterredung müsse er nur deshalb suchen, um doch auch seine Persönlichkeit mit in die Wagschale legen zu können, und in Schärtel's Haus könne das nicht sein, er habe mit Schärtel gebrochen und er sei zu stolz, dasselbe nochmals zu betreten. Als Madelaine sein lächelte bei diesen Aeußerungen, glaubte der junge Mann, das sei Spott auf seine Jugend und unselbstständige Stellung, die er vor der Welt hier ein-

nehme; er setzte mit stolz aufgeworfenem Kopfe hinzu, er habe mehr Namen und mehr Besitz und mehr Selbstständigkeit, als sie und die Welt hier von ihm glaube.

„Und wenn Sie ein König wären und Elisabeth zu einer Königin machen wollten, so wäre das ja nur um so besser, — um so gewisser wird sie Ihre Gattin werden wollen,“ sagte Madelaine lachend. „Ich gratulire Ihnen schon zum Voraus zu Ihrem Glück. Glauben Sie mir, Elisabeth ist die Ihrige!“

Damit entlich sie ihn und er stürzte fort, seine Vorbereitungen zu treffen. Madelaine machte ihre Sache klug. Das Billet der Freundin wurde nicht an Elisabeth, sondern an Sannchen's Mutter gerichtet; diese wurde gebeten, Elisabeth sogleich zu sich beschreiben zu wollen und ihr zu eröffnen, daß sie, die schreibende Freundin, auf der Reise zu ihr, nur eine Stunde vom Ziel derselben entfernt, durch einen Unfall verletzt worden sei, der ihr die Zurücklegung der kurzen Strecke für den Augenblick unmöglich mache. Sie sei gut besorgt und mit allem Nöthigen versehen, wünsche aber Elisabeth sogleich zu sprechen. Sie möge sich aufmachen und allein zu ihr kommen.

Elisabeth ging in die Halle. Heftig erschreckt und heftig erregt, besann sie sich nicht lange. Der Wagen hielt schon vor der Thüre; sie bat Robert's Tante, ihren Vatten von ihrem schnellen Entschluß benachrichtigen zu lassen. Der Kutscher bot sich mit schneller Bereitwilligkeit an, diesen Auftrag besorgen zu wollen, und rief einen Knaben von seinen Pferden herbei. Erst nachher fiel man auf den Verdacht, daß der Maler selbst dieser Kutscher

wöchte gewesen sein. Elisabet warf sich in den Wagen, und dieser fuhr ab.

Während sie aber einsieg, und die Tante Robert's noch da stand, Abschied nehmend, standen zwei Weiber auf der andern Seite, und Elisabet hörte, wie die Eine fragte: „Ist das die Ehebrecherin, die den Gottesleugner zum Mann hat? die sich den Zankapfel von dem Studenten hat geben lassen?“ — „Ja, die!“ erwiderte die Andere. „Soll mich Wunder nehmen, ob sie nicht da durchgeht!“ — „Nein, sie ist ja allein!“ rief die Erste noch lachend nach, während der Wagen unaufhaltsam davonfuhr.

O, Elisabet, wie wurde dir da wohl zu Muthe, und wie wäre dir zu Muthe gewesen, wenn du gewußt hättest, wem du da entgegenfuhrst!

Elisabet, in dem kleinen Bade anlangend, fragte den Mann, der ihr hinaushalf, sogleich nach der verunglückten Fremden; dieser bekannte aber, nichts Näheres zu wissen, doch möge sie sich hinaufbegeben. Sie wurde in ein oberes Zimmer geführt, und der gefällige Wirth bat sie, sich einen Augenblick zu gedulden. Auf Elisabet's ängstliche Frage nach dem Befinden der fremden Frau, die hier verunglückt sei, äußerte sich der Wirth im Allgemeinen beruhigend. Sie wartete eine Zeit lang: da ging auf einmal die Thüre des Nebenzimmers auf, und heraus trat — der Maler, der sich vor ihr auf ein Knie warf und sie für seine Kühnheit um Vergebung ansuchte. Elisabet, aufs Tiefste betroffen, trat einen Schritt zurück.

„Mein Herr, was ist das? — Ich wurde hieher gelockt durch die Nachricht — meine Freundin selbst schrieb mir —“

„Ihre Freundin erbarmte sich über mich, und weil kein anderes Mittel war, nochmals zu einer Unterredung mit Ihnen gelangen zu können, ließ sie mir ihre Hand, um Sie dadurch zu vermögen, hieher zu kommen.“

„Meine Freundin! — welche Freundin? — Leonore?“ rief Elisabeth mit höchster Bestrebung, — „das ist nicht möglich: das ist Lug und Trug! — Sprechen Sie, mein Herr! Nicht wahr, ich bin hintergangen und betrogen? — Ha! was frag' ich noch? Es ist am Tag! Er hat keine Antwort! — Mein Herr! wer Ihnen zu diesem schändlichen Betrug geholfen haben mag, — Sie selbst tragen die Hauptschuld, und ich hab's also nur mit Ihnen zu thun —“

„Ja, Elisabeth, nur mit mir allein!“ rief der junge Mann aufspringend und sich bleich, aber doch so ruhig und stolz als möglich ihr gegenüber stellend.

„Betrogen!“ rief Elisabeth, sich hastig umwendend und der Thüre zusiehend. Otto kam ihr zuvor und stellte sich vor die Thüre, sie scheinlich bittend, ihm nur wenige Worte zu gestatten.

„Ich will nicht! Ich will kein Wort gestatten! Ich gebiete Ihnen —“

„Ich weiche nicht! Sie müssen mir das erlauben!“

„So springe ich zum Fenster hinaus!“ — Er hielt sie mit starker Hand. — „Hülfe! Hülfe! — Ich hasse, — ich verachte Sie!“

„Elisabeth, nur wenige Worte!“

„Wissen Sie, mein Herr, was ein solcher Betrug für einen Namen verdient? — Wissen Sie, was das heißen will, eine arme Frau“ — sie sprach es mit Todten-

blässe im Gesicht, — „die nichts mehr hat, als ihr —“ — „gutes Bewußtsein“ wollte sie eben sagen, denn daß der gute Name ihr schon abgeschnitten war, hatte sie ja so eben aus dem Munde der Weiber vernommen; — aber auch das „gute Bewußtsein“ kam nicht über die Lippen, sie schluchzte tief auf und sagte, die Hand auf's Herz legend, indem eine Thräne in ihr Auge trat: „als ihren festen Willen — — o Herr! wissen Sie, was das heißen will, eine arme Frau also zu betrügen?“

„Ja, ich weiß das, und ich unterwerfe mich Ihrem strengsten Urtheilspruch. Je nachdem Sie mich richten, will ich gerichtet sein. Aber Sie können mich nicht richten, ohne wenigstens mich selbst, meinen Namen und meine Verhältnisse zu kennen, und nur um diese Ihnen mitzutheilen, mußte ich zum Betrüge greifen, weil sonst kein ander Mittel mehr war.“

„Kein Mittel? Hätten Sie mir nicht schreiben können? In meiner Nacht hätte es dann gelegen, den Brief anzunehmen oder nicht —“

„Eben darum, — und wenn Sie mir dann den Brief uneröffnet zurückgeschickt hätten, so hätten Sie mich immer nicht recht richten, nicht beurtheilen können.“

„Warum haben Sie mich dann nicht gebeten, Ihre Bekanntschaft in Gegenwart Anderer, in Gegenwart Robert's anzuhören? —“

„Weil ich sie nicht Robert zu sagen habe, und Niemand anders sie wissen soll — —“

„Ich besetze aber darauf, daß Jemand hier sein muß, wenn ich Sie anhören soll,“ — sie machte Wink, wieder zu entfliehen.

„Elisabet! — trauen Sie mir denn gar nicht? —
— Oder — trauen Sie sich denn selbst keine Festigkeit
zu?“ fragte er zögernd. Er hätte fast den innern Jubel
auf seinem Gesichte durchschimmern lassen. Elisabet er-
röthete.

„Bedenken Sie denn nicht, daß mir um Robert's
willen Alles daran liegen muß, keinem Verdachte von
seiner Seite gegen mich Raum zu geben, und — daß
vor der Welt —“

„Vor der Welt? Ha! was liegt an der Welt! Und
daß Sie Robert's Urtheil nicht zu fürchten haben, davon
nachher ein Mehreres. Nun bitte ich Sie, setzen Sie sich
dort auf den Sopha, und erlauben Sie mir, mich zu
Ihren Füßen zu setzen, — so weit von Ihnen entfernt,
als Sie mir befehlen, — und Ihnen meine Lebensge-
schichte zu erzählen.“

„Was nützt es, wenn ich Ihre Lebensgeschichte weiß?
Das ändert nie, kann nie etwas ändern in unserem Ver-
hältniß.“

„Es wird wenigstens zur Entscheidung führen, und
Sie müssen mich kennen, ehe Sie das letzte Wort spre-
chen können.“

Elisabet hatte keine Waffen mehr, ihre Pfeile wa-
ren alle abgeschossen. Und die Reugier fesselte sie doch
auch, den Mann, der ihr so lange ein Räthsel gewesen
war, nun kennen lernen zu sollen, bevor sie auf ewig von
ihm schied, wenigstens noch seinen Namen zu wissen. Sie
ließ sich zum Sopha führen, bat ihn, sich kurz zu fassen;
er setzte sich an das untere Ende desselben auf einen
Stuhl, den er sich herbeiholte, und begann die Erzählung

seines Standes, seines Lebens, seines Suchens, seines Findens; er schilderte ihr seine Aussichten, verschwieg freilich nicht gänzlich die möglichen Conflictе mit seiner Familie, doch hütete er sich wohl, einen besonderen Accent darauf zu legen; — dagegen hob er mit leidenschaftlicher Betonung, mit leisen, süßen Worten die Seligkeit hervor, künftig mit ihr, an ihrer Seite Natur und Kunst, Welt und Leben zu genießen. Auch ein besonderes Gewicht legte er darauf, daß das Leben eines Freiherrn und seiner Gattin nicht nach so kleinem Maassstabe zu messen sei, wie das eines Gelehrten, der ohne bedeutendes Vermögen sei und keine feste Stellung in der Welt habe; — er mahnte sie an ihren Zug nach der Ferne, an jenen Abend, wo sie ihm das zugestanden, wo sie ihm erlaubt hatte, in ihre Augen niederzutauchen.

O, das waren Sirenentöne! — Hatte wohl Elisabeth ihre Ohren verstopft? — Er legte zur Bestätigung der Wahrheit seiner Aussage seinen Siegelring, den er vom Fasse löste, und andere Zeugnisse in Papieren neben sie hin und sagte am Ende, sie wisse nun Alles, und er erwarte sein Urtheil aus ihrem Munde über lebenslängliche Seligkeit, oder lebenslängliches Elend, — über Leben oder Tod. Er hatte seinen Sitz verlassen und sich zu ihren Füßen auf einen Fußstempel niedergelassen, halb kniend, halb stehend.

Elisabet hatte längst ihre Hand über die Augen gelegt, ihr Hut, den sie nicht abgelegt hatte, war rückwärts auf den Boden gefallen; der junge Mann sah, unter der weißen, zarten Hand, Stirne und Wange sich abwechselnd röthen und bleichen. Sie schaute nicht nach

seinem Siegel, nicht nach seinen Papieren; ihre Brust hob und senkte sich wie unter einem tiefen inneren Kampfe.

Er wagte es endlich, ihre andere Hand zu ergreifen und an seine Lippen zu drücken. Da fuhr sie auf, riß die Hand an sich, als hätte ein Skorpion sie gestochen, und rief aufspringend: „Es ist aus! ich kann nicht, ich kann nicht!“

„Du kannst nicht, Elisabeth?“ sagte nun der junge Mann mit zitternder Stimme; — „hast du auch bedacht, was Alles in diesem Worte liegt? Du mußt diesen Ausspruch wenigstens begründen.“

„Ich bin Wittin — —“

„Ist das ein Hinderniß? In unserer Zeit, die jede Schranke durchbricht, muß auch die Schranke, die um die Ehe gezogen ist, fallen dürfen. Es gilt nur Liebe, — Liebe, das allmächtige Gefühl, das die Welt trägt, und wo das höchste Maß von Liebe ist, da ist auch das höchste Maß von Recht! — Schon manche Ehe wurde geschlossen und wieder gelöst. Elisabeth, sagt dir nicht dein Herz, daß wir Beide, und nur wir Beide für einander passen?“

„Ich weiß nicht, — will nicht wissen, was mein Herz sagt; ich habe vor Gott geschworen, treu zu sein, und ich muß, — ich muß es halten!“

„Vor Gott geschworen? — Wem? — Deinem Robert? — Deinem Robert, der an diesen Gott nicht glaubt? — Der dir selbst den Glauben an ihn mehr und mehr zu untergraben sucht? — Der selbst den Genuß der Sinne und ihre Berechtigung gegenüber den Ansprüchen des Geistes festhält und verteidigt? Der dich

nicht liebt, wie ich dich liebe? Der — dir keine Garantie giebt, daß er dir bei gleicher Versuchung ebenso treu wäre, wie du ihm?" —

Elisabet's Zähne schlugen an einander, kalter Schweiß stand auf ihrer Stirne. „Wo liegt denn diese Garantie sonst?" rief sie. „Wenn ich selbst untreu geworden bin, kann ich dann erwarten und hoffen, daß ein Anderer, dem ich mich in die Arme werfe, mir treuer sei, als ich gewesen bin? Sagen Sie, mein Herr, kann ich das? —"

Der Freiherr war tief erschüttert. „O, schon um dieser Gesinnung willen," rief er, sich auf ein Knie werfend, „muß man dir treu sein! O, daß du mein Weib wärest!"

„Weil ich's aber nicht bin, — weil ich untreu werden müßte, um dir treu werden zu können, wäre damit nicht Alles — Alles für mich verloren? — Alle Hoffnung und aller Glaube? Könnte ich dir glauben, wenn ich mir selbst nicht mehr glauben könnte? Könntest du mir glauben, wenn ich den Glauben an die Treue verloren hätte?"

„Elisabet, Elisabet! du schneidest mir mitten durch's Herz!"

„Ja, sieh', gerade so, wie mir das Wort Gottes gestern mitten durch's Herz geschnitten hat! Nun müssen wir scheiden. Leb' wohl!"

„Ja, Elisabet, du bist fürchterlich streng! Robert ist das nicht! Robert hat mir erlaubt — — Elisabet, wenn wir jetzt scheiden, so ist's für immer, — für ewig!"

„Für ewig! — Für ewig? — Vielleicht doch nicht," sagte sie leinlaut, „du weißt ja, wie Julia ihren Romeo tröstet, und worauf Romeo hofft!"

„Ich hoffe nicht darauf!“

„Du? — O weh!“

„O Elisabeth! — du weißt nicht, was Liebe heißt! Nein, du weißt es nicht! Wenn du mich liebtest, du müßtest mein werden. Aber du liebst mich nicht, — du bist kalt, wie Eis, und starr und starr, wie ein Felsen!“

„Ich? — — Leb' wohl!“ sagte sie mit abgewandtem Gesicht, im Begriffe zu entspringen.

„Nein!“ rief er hastig, „so entfliehst du mir nicht! Robert hat mich in ein Netz eingesezt, und das laß ich mir nicht nehmen!“ — Und damit umschlang er sie mit seinen Armen. Er hielt für bewusste Hingebung der Liebe, was nur das Schwinden der physischen Widerstandskraft war. Sie war ihrer Sinne nicht mehr mächtig, aber der Geist des Widerstandes gegen die Sünde war noch nicht gebrochen, nur geschwächt.

O! ihr Traum erfüllte sich. — Ist kein Engel da, der sie retten könnte, — retten aus den Banden der wildesten, der zerstörendsten Leidenschaft? — —

„Elisabet, dein Eid, dein Eid!“ rief plötzlich eine Stimme, und herein drang Eberhard und riß den jungen Freiherrn auf, der nicht hören wollte, der nun wie ein Wüthender auf den ungebetenen Gast einstürzte. Es hätte einen Kampf auf Leben und Tod gegeben, wenn nicht plötzlich — o Entsetzen! — ein großer Mann eingetreten wäre, in dem der junge Freiherr seinen Vetter und Vormund, den ältern Freiherrn Karl Sigmund von Schussen erkannte. Und hinter ihm traten noch mehr Menschen ein.

Elisabet lag da, kämpfend mit einer Ohnmacht, bis ihre Züge endlich gänzlich erstarrten.

„Du darfst nicht glauben, daß ich mit dir gehe,“ sagte der junge Freiherr finster zu seinem Vetter. „Mich kümmern deine freiherrlichen Verrechtsame nicht. Hier liegt mein Glück und mein Leben!“ — Damit näherte er sich wieder Elisabet; als er aber ihre starren Züge sah, starrte er sie einige Augenblicke sprachlos an.

„Das wird sich zeigen, Otto,“ sagte der Freiherr mit ernstem Tone. „Ich höre und sehe mit Entsetzen, was du für Streiche machst.“

„Ja, dein Leben hast du dem Tode übergeben,“ sagte Eberhard mit tiefer Stimme. Er hatte sich mit Elisabet beschäftigt und gewann immer mehr die Ueberzeugung, daß sie — nicht ohnmächtig, daß sie todt sei. — Todt! Das Leben war gänzlich gewichen.

„Ha, du lügst, Mensch! du lügst! Elisabet, erwache! erwache! Dein Otto ruft dich!“ — Er schüttelte sie. „O, entsehrlich! O, Julia, wach' auf! Es ist Spiel! Es ist ja nicht Wirklichkeit!“ rief er, in seinen Gedanken sich verwirrend. — „Wach' auf! Wach' auf! Dein Romeo, dein Otto ist bei dir, will dich auf starkem Arm mit fortnehmen, — fort aus diesem Grabe! Wach' doch auf! Bist ja damals auch entsprungen, — bist mir entflohen! O, ich will dich ja nicht mehr quälen, du sollst nur leben! — — O Gott, sie regt sich nicht! Ich habe sie umgebracht! Damals im Vorspiel, jetzt im entsehrlichsten wahren Spiel! Sterben! Sterben! Sterben!“

Er sprach nicht mehr; er sank neben ihr nieder, legte sein Haupt neben das ihrige, und blieb stumm bei allen

Wiederbelebungsversuchen, die man mit der Unglücklichen vornahm. Aber die Versuche waren umsonst. Ein reitender Bote jagte nach der Stadt, um einen Arzt zu holen; Eberhard versuchte einen Aderlaß, es floss kein Blut.

Die Nacht war eingebrochen und stockfinster. Man hatte die Todte auf einen Tisch gelegt, Lichter neben sie gestellt, den jungen Freiherrn hatte man zu entfernen versucht, aber er ging nicht. Während er sich ganz still hielt, wenn man ihn gewähren ließ, schlug er um sich wie ein Wüthender, wenn man ihn wegziehen wollte. Der ältere Freiherr schaute die Gruppe mit großer Theilnahme an; er ahnte, daß hierin etwas Lieferes liege, als eine Liebelei; er betrachtete mit großem Interesse das zarte, leblose Bild, das auch in der Starrheit des Todes noch Spuren seiner Schönheit trug. Ja, weil er wußte, daß seine ihm selbst so theure Gemäldesammlung den ersten Impuls sowohl zur ganzen Lebensrichtung seines Betters, als zu dieser seiner Liebe gegeben hatte, fühlte er sich im Innersten verpflichtet, den Jüngling jetzt mit höchster Sorgfalt zu tragen, über ihm zu wachen, daß er sich nicht selbst ein Leid anthue, und ihn, wenn es ihm gelänge, denselben von hier fortzubringen, mit aller Aufmerksamkeit der brüderlichen Liebe zu behandeln. Ueber ihn selbst war Niemand unterrichtet, er reiste unter bürgerlichem Namen; aber seine ganze Erscheinung stand über diesem Namen und stößte der Umgebung, den herbeikommenden Aerzten große Achtung ein, so daß diese ganze Geschichte mit allen Deutungen und Auslegungen vom Publikum mit viel größerer Decenz behandelt wurde, als wohl sonst der Fall gewesen wäre. (Bei einer Verneh-

mung des Wirthes wußte sich dieser dadurch herauszuwinden, daß er nachweisen konnte, wirklich eine kranke Dame zu beherbergen, der er Elisabet's Besuch zugebracht geglaubt.)

Der Freiherr bat Eberhard, die Effekten seines Betters in Beschlag zu nehmen, zusammenzupacken und nach München zu senden, ebenso seine Schuldposten zu berichtigen; den Jüngling selbst mußte man, koste es was es wolle, von der Leiche trennen. Ein Kutscher wurde bestellt, der sie in die Schweiz fahren sollte.

Ueber Elisabet's Gatten, zu dem gesendet worden war, brachte man die Nachricht, daß er von einer Halswunde vielen Blutverlust gehabt und ohnmächtig gefunden worden sei. Das warf auf den Maler einen verdächtigen Schein; da aber ein zweiter Bote die Nachricht brachte, der Philosoph bekenne, sich selbst verwundet zu haben, so löste sich der Verdacht gegen Jenen wieder.

Die Aerzte beriethen sich lange mit einander: die Leiche war gänzlich erstarrt, und auch angewandte Reibungen hatten keinen Erfolg, doch gab man noch nicht alle Hoffnung auf. Aber es war höchst nothwendig, den jungen Mann von hier zu entfernen, der dieses Elend angerichtet hatte: sowohl um sein selbst, als um des Opfers willen, wenn es je wieder sollte zum Leben gebracht werden können.

Elisabet's Hausarzt nahm ihn in einem abgeschlossenen Zimmer in Verhör über sein Verhältniß zu der jungen Frau. Er wollte anfänglich nichts bekennen, in keine Erklärung eingehn. Als er aber bemerkte, daß der

Arzt allerlei Vermuthungen Raum gab, die auf Elisabeth ein falsches Licht werfen konnten, wies er diese mit Ent-rüstung ab und sagte, daß Elisabeth fadenlos wäre, ja, noch in der heutigen Unterredung eine Hoheit und Zart-heit der Gesinnung bewiesen hätte, die ihn mit der tief-sten Ehrfurcht erfülle; nur seine unsinnige Leidenschaft habe sie getödtet, und dafür wolle er auch sich selbst zur Sühne geben, er wolle sie nicht lange überleben.

Der Arzt machte ihm nun bemerklich, daß noch nicht Alles verloren sei; die Zeichen des Todes seien zwar vorhanden, aber das Auge, das er untersucht habe, das noch nicht verschwommen sei, gebe ihm Hoffnung, daß der Geist doch nicht aus dem Körper entflohen.

Otto's Entzücken bei dieser Nachricht entsprach der Größe seines vorigen Elends. Der Arzt fragte dann den jungen Mann, ob er gewußt habe, daß die junge Frau Hoffnung habe, Mutter zu werden? Dieser er-schrak heftig und betheuerte, davon nichts geahnt zu haben. Ersterer erzählte ihm, daß er auch erst gestern die junge Frau über ihren Zustand aufgeklärt habe, — und dem jungen Freiherrn wurde nun Manches, ja Alles erklärlich. Ach, nun fand er erst die Schmerzen und die Entsagung dieses Weibes ganz natürlich, und ihr Weh schnitt ihm durch Mark und Bein. Er verhällte sein Gesicht und war lange keiner Rede fähig, obgleich der Arzt sich mehrmals an ihn wandte. Endlich fragte ihn dieser, ob er Hoffnung hätte, wenn Elisabeth je noch ge-rettet werden könnte, daß sie seine Gattin würde. — „Nein, keine,“ rief der Freiherr, „wenn die Verhältnisse sich nicht gänzlich ändern!“

„Also keine Hoffnung für sich selbst! — Wünschen Sie aber, daß der armen, liebenswürdigen Frau, wenn sie nochmals zum Leben erwachen sollte, Ruhe und Frieden zurückgegeben werden könne?“

„Ob ich das wünsche? — Ach, ich gäbe mein Leben dafür!“

„Nun wohl, mein Herr, so sträuben Sie sich nicht, dem fremden Herrn zu folgen, der gekommen ist, Sie abzuholen, und dem Ihr Zustand so große Sorge zu machen scheint. Bringen wir die junge Frau nicht mehr in's Leben, so kann auch Ihre Gegenwart ihr nichts helfen; — wäre sie aber wieder zu erwecken, so könnte Ihr Anblick sie erst tödten, und dann träfe Sie noch größere Verantwortung.“

„Ich will mich ja ferne halten, aber lassen Sie mich hier!“

„Sind Sie Herr über sich selbst, wenn Freude oder Leid, Glück oder Unglück auf Sie einströmt?“

Der junge Mann senkte das Haupt, und als nun auch der Freiherr und Eberhard, die hinzutraten, in ihn drangen, versprach er endlich, ihren Willen zu thun, sich mit seinem Cousin an einen andern Ort zu begeben, wenn man ihn jetzt ohne Zeugen von Elisabeth Abschied nehmen lasse.

Man gestattete das nicht, da man befürchtete, er möchte sich ein Leid thun, und er mußte sich Eberhard's Gegenwart gefallen lassen. —

Von dem tiefen Weh, das hier um Mitternacht bei der geliebten Leiche eine Seele durchschütterte, die durch's Läuterungsfeuer der Trübsal, — durch Todessehnen zur Erkenntniß ihrer selbst gekommen war, laßet uns schweigen;

— Eberhard hat nie darüber gesprochen, aber die hellen Thränen traten ihm jedesmal in die Augen, wenn man leise berührend nach jener Scene ihn fragte. Nur so viel ist am Tag: der junge Mann machte keinen Versuch, sich das Leben zu nehmen; im Gegentheil: er that das Gelöbniß, er wolle anfangen zu leben.

Vom Freunde verlangte er einen heiligen Eid, das Weib seines Herzens, wenn sie je wieder zum Leben erwachen sollte, schützen zu wollen. Eberhard aber weigerte sich dessen, da er nicht der Herr sei über Leben und Tod. Ja, er sprach die Ahnung aus, daß, wenn Elisabeth je wieder erwachen sollte, auch ihre Kämpfe noch nicht zu Ende gekommen sein würden; aber es ist ihm mit diesem Durchblick in die Zukunft in dieser stillen Nacht zugleich auch klarer als je die Ueberzeugung geworden, daß die Kämpfe, mögen sie sich nun gestalten, wie sie wollen, dennoch zu einem rechten Ende gelangen müßten. Der junge Mann bat leise, ihn dann wieder zu rufen; er würde bis dorthin doch wohl auch würdig sein, sich mit den Engeln freuen zu dürfen. Kaum aber war dieses Wort ausgesprochen, so übernahmen ihn wieder mit doppelter Gewalt die Schrecken des Todes, den er vor sich sah, der keine Hoffnung zum Leben gab, und es bedurfte nicht nur der Ueberredung, sondern der förmlichen Gewalt, um ihn endlich von ihrer Seite wegzubringen.

Ein warmes Bad und galvanische Experimente hatten gegen vier Uhr Morgen's die Wirkung, daß der Starrkrampf, von dem die Lebensgeißler Elisabeth's gefesselt

geworfen waren, sich löste, und sie die Augen aufschlug. Das war das Erste. Das Zweite war, daß sie in einen Strom von Thränen ausbrach, die unaufhaltsam flossen. Man ließ sie weinen. Eberhard legte ihr Haupt an seine Brust, um sie zu versichern, daß sie in Freundesnähe sei, bis endlich die Ermattung überhand nahm, und sie in einen tiefen Schlaf versiel. Sie hatte kein Wort gesprochen. Es war auch nicht nöthig: sie wußte Alles, und die Andern wußten auch Alles.

Im Laufe des Tages war sie, wenn sie wachte, außerordentlich matt, aber sie schlief viel und ruhig, was die Aerzte, die kamen und gingen, sehr befriedigte. Eberhard kam nicht von ihrer Seite, er versorgte sie mit der Frau des Hauses wie ein Mädchen, — ja, es kam ihm vor, er sei ein Mädchen. Er dachte selbstvergnügt: man kann mich doch zu Allem brauchen, wenn ich gleich nichts Rechtes bin.

Einige bekannte Damen, die theils Neugier, theils Liebe herbeiführte (darunter auch die Schweizerin), wurden nicht vorgelassen. Elisabeth konnte Niemand sehen, Niemand sprechen. Wegen ein Zurückbringen in die Heimath sprach sie sich nicht ohne Heftigkeit aus. Ihre einzige Sehnsucht war jetzt, auf einige Zeit in eine stille Abgeschiedenheit zu ihrer Leonore zu kommen, und da die Bitterung ungewöhnlich mild war, so gestattete der Arzt nach einigen Tagen die Reise, auf der Eberhard sie begleiten wollte. Für die Aerzte und den Wirth hatte der Freiherr bei seiner Abreise ansehnliche Belohnungen hinterlegt.

Robert war an das Bett gefesselt. Die Nachrichten von seinem Weibe hatten ihn mit tiefem Ernste erfüllt.

Er willigte in Alles, schrieb ihr einen Brief voll der innigsten Liebe, voll Reue, Buße, Dank, und bat sie um ihre Vergebung.

Ja, er dankte auch seinem guten Geschick, daß die schwere Krift, die über Elisabeth's Haupte, über seinem Haupte und Hause geschwebt hatte, noch einen so gnädigen Ausgang genommen hatte. Mochte nun kommen, was wollte: sein Weib war doch gerettet, ihm bangte jezt vor nichts mehr.

Eberhard versuhr mit den Effecten nach dem Wunsche des Freiherrn. Jene verschlehte Verkündigung behielt er für sich zurück, zum immerwährenden Andenken an diese Begebenheiten sowohl, als an die Gestalten, die er hier in so sprechender Aehnlichkeit vor sich hatte. Er zeigte das Gemälde aber Niemanden, ja verbarg es sorgfältig, und glaubte so sein Dasein für immer vor aller Welt Augen geborgen. Auf ihn selbst machte dasselbe wunderlichen Eindruck. Theils betrübte es ihn, theils — weil er selbst ein halber Schalk war, hatte er eine halbe Freude an dem Schalkemäßigen darin, — an dem Doppelsinn, — an dem Fortschritt des Gedankens.

Die Reise, die Elisabeth wohl verpackt in gutem Wagen in zwei kleinen Tagereisen zurücklegte, ging für sie ohne irgend einen Unfall von Statten. Sie sprach fast gar nicht, und auch Eberhard war nicht in der Laune, weder schlechte noch gute Rixe zu machen. Nur ohne Worte gab ihm Elisabeth mehrmals durch einen dankbaren Blick oder Händedruck ein Zeichen ihrer Gesinnung gegen ihn, und dann wollte allemal der Narr austauschen und muthwillig fragen: ei, hat die schöne Frau jezt meine

Protection vom Nagel herabgenommen? Man muß nur nichts verreden in der Welt! — Aber er schluckte den Narren immer wieder hinunter, und der stille, ernste Philosoph blieb oben. Wenn Elisabet, die meist mit geschlossenen Augen in ihrer Ecke lag, gar zu betrübt war, wenn Thränen zwischen den geschlossenen Wimpern hervordrangen, las er ihr einen Psalm David's vor, was sie immer beruhigte oder kräftigte. „Ach ja,“ sagte sie öfters leise vor sich hin, „der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? — der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?“

Das Wiedersehen der Freundinnen war erschütternd. Eberhard theilt Leonore'n das Allernothwendigste aus Elisabet's Geschichte mit und bat sie, dieselbe nie darüber zu befragen, sie überhaupt ganz still gewähren zu lassen, daß sie wo möglich sich selbst und ihre Vergangenheit vergeße und sich nach und nach in dieser kleinen neuen Welt einbürgere. Leonore versprach Alles; auch ihr Gatte, ein würdiger, lieber, freundlicher Mann, empfing die theuerste Freundin seiner Frau, von deren Schönheit und Liebenswürdigkeit sie ihm schon so oft vorgeschwaßt hatte, mit großer Herzlichkeit, und Eberhard entfernte sich mit der Ueberzeugung, daß wenn irgendwo, so hier in diesem stillen Hause das wundte Herz seiner Freundin wieder beschwichtigt und geheilt werden könne.

Eberhard hätte gar zu gern von Elisabet erfahren, wie weit sie in dem Zustande des Scheintodes Bewußtsein hatte, aber sie sprach durchaus nicht davon; ein tiefes Grauen schien ihre Zunge zu fesseln, und er wagte nicht, in sie zu dringen. Erst später sprach sie mit

Leonore'n von dem fürchterlichen Gefühl, zu hören, sogar zu sehen — als ihre Augen aufsprangen — was um sie her vorging, und doch mit der größten Anstrengung kein Zeichen des Lebens geben zu können. Alles Leben sei auf's Herz zurückgetreten, und sie habe das Gefühl gehabt, als sei dies Leben ein leise flackerndes Glämmchen, in eisernem Ringe gehalten. Ja, manchmal habe sie gar geglaubt, sie sei wirklich todt, das sei der Tod, und jeder Gestorbene sehe und höre noch Alles — und nun werde man sie in's Grab versenken, und dann sei Alles aus, und sie müsse immer noch leben und doch ewig gestorben sein!

Man sagt von solchen Leuten, die das erlebt haben, sie lachen in ihrem ganzen Leben nicht mehr, — und so viel ist gewiß: durch Elisabeth's Leben zog von da an ein Todesernst, dessen Ursache, mochte man sie nun suchen, wo man wollte, doch jedem Lieferblickenden sehr erklärlich sein mußte.

Von dem jungen Manne, dessen Namen und Stand sie in der ernstesten Stunde ihres Lebens erfahren hatte, sprach sie nie, brachte nie seinen wahren Namen über ihre Lippen. Das Herbe der Trennung war aber gemildert durch das, was sie als Gestorbene an ihm erleben durfte. Sie hatte sein Gelöbniß vernommen, — und war dadurch sogar mit ihrem Tode einigermaßen versöhnt worden.

Dreihundzwanzigstes Capitel.

Wir gehn zur Universitätsstadt zurück! Madelaine hatte am andern Morgen zeitig genug Kunde von dem tragischen Ausgang der Geschichte erhalten, die sie eingefädelt hatte. Wir wissen nicht, ob bei der ersten Nachricht ihr Herz stärker pochte, bezweifeln es aber, denn sie war mit sich selbst allzu sehr beschäftigt; das jedoch wissen wir, daß die Nachricht vom Wiedererwachen Elisabeth's ihr zwar sehr angenehm war, denn sie hätte nicht wollen die Ursache ihres Todes sein; daß aber nach und nach, je länger sie über die Sache nachdachte, um so gewisser sie sich überzeugte, es sei eine Unmöglichkeit, daß Elisabeth, die nicht stärker war als andere Leute, jetzt nicht mit gewissen andern Leuten auf gleicher Stufe stehe; auch ihr Tod wurde viel erklärlicher, wenn er aus Todessehnen über die unerwartete Entdeckung hervorging. Madelaine äußerte sich jedoch nicht darüber, ging höchstens mit einem höhnischen Lächeln über dies Stüdchen aus der chroniquo scandaleuse hinweg.

Wünschen unsere Leser zu erfahren, warum Madelaine also urtheilte? Sie hatte ihre guten Gründe. Gehn wir nochmals zurück zu jenem verhängnißvollen Abend.

Madelaine hatte sich mit großer Befriedigung den Träumen über ihre feine Intrigue hingeeben und überdachte sich alle die Möglichkeiten, die aus derselben als Wirklichkeiten hervorgehn konnten. Sie hatte fast ihr eigenes Schicksal darüber vergessen. Als es ihr jedoch endlich heiß wieder einfiel, sandte sie zum Professor, hatte aber lange Zeit, die Rolle zu überdenken, die sie spielen, die Kräfte der Mimen zu überschlagen, die sie springen lassen wollte. Sie konnte sich selbst zu gut, um nicht zu wissen, daß, wenn der Liebhaber unfreundlich wäre, sie ihn nicht durch Bitten und Thränen überreden konnte; denn sie wußte, daß sie dann selbst in Zorn gerathen würde, und sie konnte nie weinen im Zorn, bitten noch weniger.

Erst nach einer zweiten Botschaft stellte sich der Liebhaber ein. Aber das Gespräch, das die Beiden führten, war nicht erquicklich. Jeder glaubte ein Recht zu haben, dem Andern Vorwürfe machen zu dürfen, und alle die feinen Delikatessefragen, die wir früher durch Madelaine's sieghafte Beweisführung beseitigt glaubten, tauchten wieder auf. Der Professor behauptete jetzt, es werfe einen ewigen Schandfleck auf Madelaine, daß sie in selbstischem Interesse sich eingebrängt und das Glücksrad auf ihre Seite habe drehen wollen. Es sei ihm rein unmöglich, ihr in seinem Herzen die Achtung zu erhalten, die sie vorher zu der erhabenen Erscheinung in seinen Augen gemacht hätte. — Madelaine behauptete jetzt, diese schnelle That, — die sie gar nicht hätte zu gestehn brauchen, wenn sie nicht selbst gewollt, denn Niemand habe sie derselben überführen können, — habe auf die eigentliche Sachlage gar nicht

so viel Einfluß gehabt, wie der Professor sich selbst und ihr weiß machen wolle. Denn er habe damals in seinem ganzen Benehmen sowohl gegen sie, als gegen Eusette gezeigt, daß seine größte Sehnsucht nach einem Conflikt mit Eusette stehe. Selbst jener Brief der Schweizerin sei ja ein Zeugniß dafür, daß diese ihm lästig gewesen, daß er Madelaine geliebt habe. — Diese unwidersprechliche Wahrheit ließ der Professor gelten, behauptete aber dennoch, er sei im Kampfe mit sich gewesen, und Madelaine könne nicht den Beweis liefern, daß es wirklich auch ohne ihre schnelle That zum Aeußersten gekommen wäre, man sei oft in solchen Krisen, in so verzweiflungsvollen Stimmungen; und diese unwidersprechliche Wahrheit mußte wieder Madelaine stehn lassen, warf aber dem Herrn Professor eben damit seine Feigheit vor: denn einen solchen Kampf zu kämpfen und solche verzweiflungsvolle Stimmungen nicht zu dem einfachsten, natürlichsten Ende von selbst bringen zu können, sei eines Mannes ganz unwürdig. Es sei nicht ein Kampf zwischen Geist und Fleisch gewesen, sondern nur ein Kampf zwischen Albernheit und Vernunft, zwischen Glück und Unglück; denn daß er nicht glücklich gewesen und nicht glücklich geworden wäre in der Fortsetzung jenes Verhältnisses, liege am Tage. Das war nun wieder nicht ganz zu widersprechen; der Professor behauptete aber, er sei jetzt auch nicht glücklich, denn die Achtung vor ihr habe er verloren, die Freude, seinen Eheprozeß zu verfolgen, sei eben damit verloren gegangen. Sein Kind sei ihm unendlich theuer, und die Mutter desselben, die ohne eigentliche Verschuldung dastehende, ja, gegen die er sich einer Schuld anzulagen

hätte, und die mit so theuren Verheißungen erneuter Liebe und Treue zurückkomme, stehe in diesem Augenblicke so hoch in seinen Augen, daß es ihm an Kraft fehle, sie unbarmherzig in's Elend zurückzustößen.

Als das Gespräch auf diesem Punkte angekommen war, wurde Madelaine furchtbar erschüttert. Sie warf ihm mit großer Heftigkeit vor, was Alles er ihr schuldig sei, was Alles sie selbst für ihn gethan hätte, und wie undankbar er ihr gegenüber dastände, wenn er die Kraft haben könne, sie zu verlassen. Sie drohte ihm mit der Stellung ihres Doktors, mit der Mißthelligkeit, die eine solche Handlungsweise für seine hiesige Stellung, — für seine ganze Existenz nach sich zöge, und diese Erinnerung wühlte den Stolz und Zorn des Professors im höchsten Grade auf.

Er sagte ihr, daß er seine Existenz nicht ihr verdanke, daß, was er von ihr empfangen, freie Gabe und freie That gewesen; sie sei ein großer Geist, und als solcher habe sie jede That vor sich selbst zu vertreten, wie er selber auch, und damit seien sie quitt. — Bei diesen Worten zog er den Ring, den Madelaine ihm gegeben hatte, vom Finger und warf ihr denselben vor die Füße. Er war im Begriff, sich zu entfernen.

Jetzt galt's für Madelaine, zu siegen oder zu sterben. Sie warf sich dem Professor in den Weg und sagte mit gedämpfter Stimme: nur über ihre Leiche gehe der Weg aus ihrem Zimmer. Sie hasse und verachte ihn; sie wolle ihn nicht mehr gewinnen, aber sie wolle sterben. Er wollte mit ihr ringen, wollte sie wegstoßen, aber sie zog mit Blipeschnelle einen Dolch hervor und setzte sich denselben auf die Brust: „Ich will nicht dich morden, Undankbarer,

sondern mich selbst, und will dir in diesem Augenblicke sagen, daß ich ein Kind unter meinem Herzen trage, und daß du den ganzen Gluck dieser That auch vor dir selbst zu vertreten hast; denn ich will meine Schande nicht überleben.“ — Wirklich, sie riß ihr Kleid auf, und es floss schon Blut von ihrer Brust herab. Die geschmeichelte Eitelkeit ließ sich leicht von dem groben Spiele täuschen; eine Gutmüthigkeit, durch die Verzweiflung des liebenden Weibes erschüttert, weckte, wo nicht die alte Liebe, doch wohlwollendes Mitleid und Reue; die Sinnlichkeit that das Uebrige. Bald wußte sie ihrem Geliebten die Zukunft in so goldenem Lichte zu schildern, daß er, der ihre Heldenthat des versuchten Selbstmordes nicht genug bewundern konnte, jezt ihr ganzes Wesen wieder von einer ganz andern Seite ansah. Er verachtete sich selbst, daß er nur einen Augenblick zwischen ihr und der Schweizerin hatte schwanzen können. Gegen Schärtel zog ebendamt Widerwillen, ja Haß in seine Seele, und er warf's gar nicht weg, als ihm Mabelaine ihre Projecte zu dessen Beseitigung mittheilte.

Mabelaine war sehr befriedigt und dachte nachher: so pffig wie ich selbst, ist gewiß auch der Maler gewesen, und stärker, als mein Professor, ist auch Elisabeth nicht.

Das Schicksal der Schweizerin hatte damit sich wieder entschieden. Mabelaine wurde am folgenden Tage von einem modernen Eheologen heimlich getraut; der Professor schrieb seiner Frau, daß an eine Wiedervereinigung

nicht mehr zu denken sei, daß sie aber ihr Kind mitnehmen dürste; er wolle dem Knaben Vater bleiben und gebe ihr hier eine kleine Summe zu dessen vorläufiger Erziehung; er wünsche aber, sie Beide für diesmal nicht mehr zu sehen. Diesen Brief bekam die Schweizerin, als sie unverrichteter Dinge vom Besuch bei Elisabeth aus dem Schlangenbade zurückkehrte. Sie suchte nochmals beim Professor Eingang; seine Thüre war ihr verschlossen. Nun versügte sie sich augenblicklich zu Madelain, und es gab dort eine Scene, die jenen berühmten Scenen nichts nachgab, „da die Königinnen einander schulten.“ Unsere Schweizer Bäuerin hatte ein so gutes Mundstück, wie Frau Maria Stuart, ein besseres, als Frau Ebriemhild, war sich aber auch eines größeren Rechtes als diese bewußt. Es kann nicht unsere Absicht sein, den ganzen Streit wiederzugeben; nur das Eine ist uns von Interesse: daß jede der Frauen behauptete, das göttliche Recht sei auf ihrer Seite, und Gott spreche aus ihr, und es wäre uns wirklich wünschenswerth, die Gelehrten darüber zu hören, welche Recht hatte, ob vielleicht alle Beide. Jenem kurzen Beobachter, der uns Isolden in erneueter, vergrößerter und verlängerter Gestalt gegeben, und ein so feines Gefühl für die Geheimnisse der Gottheit hat, möchten wir die Frage auf sein Gewissen legen. — Madelaine schaffte sich endlich die Ueberlästige mit Hülfe ihrer Dienerschaft vom Halse. Die Schweizerin schied unter strömenden Thränen aus der Stadt. Der Bruder suchte die Frau zu trösten, schimpfte auf die gelehrten Leute, die Alles auf den Kopf stellen. „Man weiß gar nicht mehr, wo man mit diesen Menschen daran

ist, man möchte sich den Kopf halten und fragen, ob denn wir oder sie Narren seien. Fischmann's Betragen," fuhr er fort, „wollt' ich mir noch gefallen lassen; wir hatten ja ohnehin wenig Hoffnung und wußten schon lange, daß ihm die Gelehrsamkeit den Kopf verrückt hatte, aber das Tollste ist mir die Geschichte mit den Schärtel's. Die schöne junge Frau, die wir vor zwei Tagen in so zufriedener Ehe mit ihrem glücklichen Manne getroffen hatten, liegt jetzt im Schlangenhade krank, nachdem sie von einem Liebhaber entführt und dort gestorben ist, und der Mann liegt daheim krank und wollte sich den Hals abschneiden; Alles ist in diesem Hause zerrissen, verstört, und da es das Einzige war, auf das wir unsere Hoffnung hier setzten, so ist es freilich ganz natürlich, daß wir jetzt so schnöde abfahren müssen. Es kann bei unsern Engländern und Franzosen in Interlaken nicht närrischer zugehn, als hier. Ich wollte, diese Stadt läge, wo der Pfeffer wächst!"

Die Klage des Kleinen war nicht groß. Er sagte der Mutter: „Warum weinst du denn immer?“ — „Weil ich für dich keinen Vater habe.“ — „O, ich werde jetzt bald groß, dann will ich der Vater sein! Und bis ich groß bin, hast du den lieben Gott zum Vater, der wird uns alle Tage Brod und Milch geben. Unsere Ruhmodel und unsere Geißen werden ja doch noch daheim sein, bis wir wieder kommen?“

Unser Philosoph lebte still seine Tage hin, bis Eberhard wiederkam. Die sonderbare Erscheinung, die ihn in seine Verwundung gestürzt hatte, hatte sich natürlich genug

aufgeklärt. Ein ungeheurer Hund, den ein im Hause wohnender Student sich erst einen Tag früher angeschafft hatte, den Robert noch nie gesehen, hatte sich um eine Etage verirrt und lag ruhig schlafend unter seinem Bette. Die aufgeregte Phantasie und consequente Vernunft unseres Helden hatten ihn in diesen sonderbaren Irrthum hineingerissen.

Es kamen ihm nun in seiner stillen Abgeschlossenheit recht tiefe, recht merkwürdige Gedanken, und fast wären die Gedanken über seine eigene Philosophie hinausgegangen, — aber nein! — seine Philosophie war doch die Wahrheit! Alles Erlebte ließ sich ja unter seine Weltanschauung ganz gut rubriziren, aber für etwaige Phantasie- oder Herzensverirrungen that er dennoch Buße, und — gestehn wir's doch: unser Philosoph sah mit großer Ernüchterung die Blutspuren an seinen Gewändern; er betrachtete dieses Blut als eine Sühne, und wollte das Hailetuch, das am meisten davon getränkt worden war, zum immerwährenden Andenken als eine Reliquie aufbewahren. Auch den galvanischen Apparat ließ er sich zeigen, der seinem Weibe wieder zum Leben verholfen hatte; er küßte denselben, ja, in der Ekstase des Augenblickes kam ihm ein Gefühl der Anbetung: er verehrte darin eine Offenbarungsweise des Menschengeistes als Herrn über Leben und Tod.

Eberhard kam. Robert konnte nicht genug fragen, wollte haarklein wissen, was seine Elisabeth gesprochen, wie sie sich fühle. Eberhard betheuerte, selbst nichts zu wissen, als daß er sie ohne Unfall an Ort und Stelle gebracht hätte. Sie habe beinahe nichts gesprochen, scheine tief

im Innersten verwundet; man könne nur der Zeit vertrauen. —

Robert hat sich nun die genauesten Details über jenen Abend aus. Eberhard sagte ihm: „Es sei dir genug, zu wissen, daß du ein braves Weib hast, und daß dein theurer Feind dir nicht mehr in die Quere läuft. Du hast ja das Nöthige vom Arzte gehört.“

„Sage mir nun aber, Substanz, was hat dich getrieben, thätig einzugreifen und mein Weib aus seinen Klauen zu retten? — Das ist auch eines der Räthsel, die zu lösen bleiben. Mit deiner ersten That hast du wirklich ein Schwerdt verdient.“

„Ja, das fragt sich noch, ob ich wirklich eines verdient habe. Sieh', das quält mich eben. Ich bin mit dieser That einseitig geworden, und weil ich nicht weiß, ob sie geschickt war, wenn auch gut gemeint, — diese Frage nagt an mir wie ein Wurm.“

„Wie?“ fragte Robert lächelnd, „meinst du etwa, deine That bringe dir selbst noch den Untergang?“

„Bewahre! für sich selbst braucht die Substanz nicht zu sorgen. Nein, was mich quält, ist, daß ich nur aus Instinkt gehandelt habe, durch den Instinkt und ein gegebenes Wort zum Handeln mich habe fortreißen lassen, und doch nicht weiß, ob es gut war; du weißt ja, bei uns Neuern erscheint das erst als Resultat.“

Robert lächelte und erwiderte: „Das Resultat wird ausweisen, daß die That gut war, und daß wir auf dem Grunde einer höheren Nothwendigkeit ruhen und in ihren Kreisen wandeln.“

Der Herrert fuhr fort: „Meine Trübsal war ganz allein der Gedanke: der Mann und das Weib, die da einander haben, sind zwei Gegensätze, ewig nicht zu vereinigende, und die gehören zusammen. Ein Dritter darf sie nicht trennen. Was aber aus den Gegensätzen noch werden muß, darüber komme ich nicht in's Reine, und darum will ich dich nur im Allgemeinen bitten, du „Sag.“ daß du mit deinem „Gegensatz“ sein sanfte sährst, wenn du ihn einß wieder haß und ihn nicht verschlingst.“

„Rein, nein, hab' gute Ruh!“ sagte Robert in der laßigsten Stimmung; „ich will ihn auf den Rücken nehmen und mir folgen lassen, wie dem Don Quixotte sein Sancho Pança, oder besser — ich nehme ihn an mein Herz; da ist er am besten versorgt.“

„Wie lange? Auf unbestimmte Zeit!“

„Rein, nein, auf Zeit und Ewigkeit!“

„Die qualitative Ewigkeit, die ihr als die eigentliche rühmt, dauert aber oft nur Augenblicke.“

„Sage mir,“ fragte Robert, sinnend vor sich hinschauend, „was hältst du von der Geschichte: Wie hätte sie sich gestaltet, wenn wir alle drei und in die Verirrung und Schuld gestürzt hätten?“

„Nun, dann wäre eben statt des einen Todes der andere Tod gekommen.“

„Narr! so viel weiß ich auch; aber wie wär' er gekommen? Glaubst du, Elisabeth hätte die Schuld des Ehebruchs ertragen können? Glaubst du, sie hätte sich vom Maler entführen lassen, oder nach und nach zu List und Verrath gegriffen? In meinem Kopfe kreuzt es sich

hast durch einander, und ich verstehe, daß ich eigentlich neugierig wäre, die Sache bis auf den Grund verfolgt zu sehen."

"So? Ei, dann wollen wir die Geschichte fortspinnen, wo wir sie abgebrochen haben. Du darfst nur winken, der Maler steht gleich wieder da; und Elisabeth? — oh, das schwante Noth war in einem Nu getrieben!"

"Nein! Ich schweig, —" rief der Andere, „ich mag im Ernst nicht daran denken! Ich wollte die Sache nur in Gedanken durch dich fortgespinnen sehen: nur aus ästhetischem Rigel; du weißt, es ist für einen Aesthetiker gar zu verführerisch, Alles auf die Spitze getrieben zu sehen!"

„Ja, der ästhetische Rigel hat uns so weit gebracht, und ich bin eigentlich damit erst der rechte Narr geworden, weil ich durch meine erste That verhütet habe, daß dem Rigel sein Recht widerfuhr! Aber ich kalkülirte eben auch auf meine eigene Art: wenn ich jetzt Elisabeth mit dem schönen Maler durchgehn lasse, so wird sie — glücklich? Vielleicht! Unglücklich? Wahrscheinlicher, denn sie taugte nicht in seine Verhältnisse. Bleibt sie aber hier und fällt in Ehebruch und sinkt immer tiefer, und ihr erwürgt euch am Ende im Haß, in den sich eure Liebe verkehren muß, so haben wir zwar Tragödie, aber ganz gemeine, wie sie schon oft dagewesen ist und sich immer in der gemeinen Wirklichkeit wiederholt: Der Strid hätte sich gezogen, die Tragödie wäre aus gewesen, und wir hätten nichts Neues gesehen."

„Neues? — Was willst du noch Neues sehen?"

„Höhere Tragik! Tieferer Tragik! Ich weiß selbst nicht, was, aber sehen muß ich noch etwas. Du weißt ja selbst: wir haben erst eine Form der Tragödie durchgespielt, die höhere; die absolute fehlt noch, diese setzt erst der Sache die Krone auf.“

„Wie denkst du dir dieselbe aber?“ fragte der Philosoph lächelnd; „soll aus dem Untergange unserer beiden Einseitigkeiten, aus Elisabeth und mir, ein höherer idealer Mensch aufsteigen, wie aus Goethe's Tasso und Antonio? So weit wird's kommen, wenn Elisabeth mir einen Sohn bringt, und damit wird dann die Tragik zu Ende sein.“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht,“ versetzte der Andere; „ich fürchte immer, dein Sinn wäre zu grob, um jenen idealen Menschen herauszufinden. Aber grübeln wir nicht. Genug, daß die Charaktere noch sitzen; was aus ihnen aufsteigen soll, das wollen wir jener höhern Nothwendigkeit überlassen, in deren Kreisen du wandelst. — Nun gute Nacht, ich bin müde und muß in's Bett!“

Robert hielt den Freund und sagte: „Das, was du da eben vorgebracht hast, ist Alles eitle Vorspiegelung deiner allzu consequenten Vernunft, oder vielmehr deiner närrischen Phantasie, die dich auch in einen Narrenkampf führen könnte, wie mich die meinige in einen Hundekampf. Ich spiele mit meinem Weibe keine Tragödie mehr, ich liebe sie so sehr, so sehr, und will sie behüten wie meinen Augapfel. Ich danke dir, daß du sie mir gerettet hast!“ — Und er umhalste den Freund und sagte leise: „Ich habe einst geäußert, ich wünschte mir Elisabeth etwas leichtsinniger. O, was ich ein Thor war! Wäre sie nur um einen Gran leichtsinniger gewesen, so wäre sie mir un-

treu gewort z. Aber ich habe Buße gethan, gründliche Buße.“

„Wirklich?“ rief der Freund, „du Buße!“ Und sein Auge leuchtete auf. „Aber wie weit ging sie? Bis in's Herz, oder bis in den Kopf?“

„Gewiß, sie ging bis in's Herz, nicht in den Kopf.“

„So?“ sagte der Freund, „gut! Aber es bleibt doch beim Geseßten. Gute Nacht!“

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Zeit der Professorenwahl rückte heran. Die Sache war aber unversehens vor das Forum einer größeren Öffentlichkeit gezogen.

Ganz unerwartet trat nemlich ein — „gläubiger Klopffechter“ auf, der, ein zweiter Luther, in vierzig Sätzen gegen den Unglauben, der in der modernen Wissenschaft verstreut liege, zu Felde zog. In diesen Sätzen behauptete der Klopffechter u. A., daß die Kandidaten, die hier vom christlichen Staate eine Anstellung verlangten, um künftige Staats- und Kirchendiener zu bilden, den Glauben der christlichen Kirche durchaus untergraben, daß sie keinen persönlichen Gott und keine Vorsehung glauben, daß sie Vernichtung im Tode predigen, daß von ihrem Standpunkte aus die Aufstellung einer Sittenlehre unmöglich sei u. s. w. — Der Klopffechter forderte die beiden Kandidaten der Professuren auf, sich mit ihm vor dem christlichen Volke in eine Disputation einzulassen, um die in seinen Sätzen ausgesprochenen Behauptungen zu widerlegen. Im Fall sie es nicht könnten, machte er an den Senat und den christlichen Staat die Anforderung, daß man denselben die Anstellung verweigere und in ihnen, mit ihnen ein wissenschaftliches System verbanne,

das nicht nur die Religion der Väter, sondern auch den christlichen Staat in ihren Grundfesten zu erschüttern und umzustürzen drohe.

Das war nun freilich ein sonderbares Gebahren, von dem sich kein Erfolg erwarten ließ; denn was sollte es helfen, wissenschaftliche Fragen vor einer Menge zu verhandeln, der es an den Grundbedingungen zu einem richtigen Urtheil gänzlich fehlte. — Unser Held war zwar auch in der Idee einverstanden mit dem, was Schwäbelerin aussprach: er wolle lieber wie Spinoza sein Lebenlang Brillen schleifen, als der Wahrheit etwas vergeben und einem christlichen Staate zu Gefallen reden, was man ihm befehle. Aber sie sahen es nun einmal als die Aufgabe ihres Lebens an, ihre Philosophie in diesem Staate zur Anerkennung zu bringen, und für Robert, der bereits häuslich in demselben angesiedelt war, war die Existenzfrage eine dringendere, sein Verlangen nach fester Stellung und sicherem Brod ein sehr verzeihliches. Auch waren sie aufs tiefste von der Ueberzeugung durchdrungen, daß dasjenige, was mit einer inneren Nothwendigkeit im Entwicklungs gange der Menschheit sich herausgebildet hat, vergebens aufzuhalten versucht und durch Verbannung nicht überwunden wird, daß Resultate wissenschaftlicher Forschung, auch wenn sie den herkömmlichen Vorurtheilen widersprechen, nicht mit Gewalt unterdrückt werden können. Also mußte ihre Sache doch durchdringen. Warum nun sollten sie, die Träger derselben, um dieses ihres besten Schatzes willen leiden? Jeder genießt doch gern die Frucht seiner Arbeit. — Durch diesen Aufruf nun sahen sie aber ihre Stellung mehr als je bedroht. Derselbe

schien nicht sowohl für das gebildete Publikum, als für die unteren, nicht urtheilfähigen Massen der Gesellschaft berechnet, die durch diesen Zunder in Flammen gesetzt und zum Kampfe für ihre Glaubensgüter aufgefordert werden sollten. Ein bedrohliches Gewitter konnte sich dadurch am Horizont unserer Wissenschaftsmänner zusammenziehen; sie sahen im Geiste schon ganze Schaaren fanatisirter Weingärtner auf sich eindringen, um durch physische Gewalt dem neuen Oriflößschwert der Wissenschaft Einhalt zu thun, indem sie die Träger desselben erdrückten.

Die beiden Kandidaten beruhten sich, wenigstens das zeitungslesende, „gebildete“ Publikum noch für sich zu gewinnen, soweit es auch noch unbekannt mit ihrer Wissenschaft sein konnte. Sie brachten in einigen Aufsätzen den Inbegriff ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugungen vor die Oeffentlichkeit, verwahrten sich gegen den Vorwurf der Glaubenslosigkeit, und, ohne näher auf jene Sätze und ihre Behauptungen einzugehn, suchten sie so zart als möglich ihre Vorsehungstheorie dem gemeineren Verständniß mündgerecht zu machen. Sie erklärten sich in Betreff des ihnen zum Vorwurf gemachten Pantheismus dahin, daß nicht jeder Einzelne Gott sei, sondern daß nur die Gesamtheit der die Welt bewegenden Ideen der absolute Geist sei. Wegen die Beschuldigung, keine Christen mehr zu sein, nicht mehr auf christlichem Boden zu stehn, verwahrten sie sich aufs eifrigste, und so klar es auch war, sie dachten auch später deshalb nicht schlechter von sich, weil sie es durchaus nicht eingestehn wollten. Ja, sie sahen (wie sie nachher selbst bekannten) jetzt erst, nachdem die Decke so gewaltsam weggerissen wurde, die ihre

eigentlichen Ansichten verdeckte, welchen Schatz sie bisher noch gehabt, indem die Hoffnung ihnen vorgespiegelt hatte, es werde und müsse möglich sein, alle Wissens- und Lebenskreise nur so nach und nach ganz unvermerkt mit ihrer Wissenschaft zu durchdringen, die veralteten religiösen Vorstellungen unmerklich zu beseitigen und aus den Gemeinden der Gläubigen Gemeinden der Wissenden herauszubilden. Aus dieser sicheren Ruhe, dieser geheimen Hoffnung waren sie freilich auf einmal ziemlich unsanft aufgeschreckt; alle Welt nahm Partei für oder wider, und wenn sie sich auch schmeicheln konnten, daß gerade der höher gebildete Theil sich vorzugsweise auf ihre Seite schlug, so war doch die große Masse, und unter dieser auch manche zartere ängstliche Seele plötzlich aus der Ruhe aufgestört. Eine solche schaute sich besorgt nach ihren Glaubensgütern um, die ihr nun entrißen werden sollten, an deren Stelle man ihr eine Wissenschaft bot, die sie entweder nicht fassen oder mit ihren Bedürfnissen nicht in Einklang setzen konnte, die ihr keinen Ersatz gab für den sicheren Glaubensport, in dem sie bei allen Ausflügen in's Weite und unter allen Stürmen sich immer wieder hatte bergen können. Die gemeinere Masse zeigte sich leidenschaftlich aufgeregt, und auch unter ihr bildeten sich Parteien. Auf die Kräfte, die aber hier sich auf ihre Seite schlugen, waren die Philosophen nicht stolz. Denn es waren vorzüglich die durch Falstaff und durch Wein und Branntwein inspirirten Geister, welche von denselben auch schon weiter geführt werden. Die freuten sich, daß nun einmal die Wissenschaftsmänner sich der

tauknewerthē Nūhe unterzogen hatten, das zu beweisen, was sie ohne Beweis längst nicht mehr geglaubt.

Unsern Philosophen war dieser geistige Aufruhr im Allgemeinen außerordentlich fatal. Sie glaubten immer noch, den Riß wieder verschöpfen, die abgerissene Brücke wieder bauen zu können; — sie berebeten sich selbst, die Brücke sei noch gar nicht eingerissen, denn wer mag gern von einer lieben Gewohnheit des Denkens und Fühlens, ja des Daseins überhaupt scheiden? Sie waren ja — die Reußen unter ihnen wenigstens — dennoch noch zusammengewachsen mit der Religion der Väter, wenn auch nicht mehr im Wissen, so doch durch die Bande des Gemüthes, durch die Sympathieen der ersten Jugendeindrücke, und wer mag gern eine Kluft zwischen sich und seine Mitmenschen aufreißen, oder durch andere lede Hände aufgerissen sehen, über die keine Gemeinsamkeit des Verstehens, keine Möglichkeit der gemüthlichen Einwirkung hinüberführt?

Bei unserm Helden kam zu dem allgemeinen Mißbehagen, das auch die Andern überfiel, noch das ganz besondere: er war von der unerschütterlichen Wahrheit seiner Wissenschaft zwar felsensfest überzeugt, aber gerade in diesen letzten Tagen hatte sich ihm mit der liebevollen Erinnerung an seine entfernte, theure Gattin und bei dem nachdenklichen Brüten über ihre Eigenthümlichkeiten, ihre nun einmal nicht auszulöschenden oder gewiß nur sehr schwer zu überwindenden Schwächen auf's Neue wieder mächtiger als je der Wunsch erhoben, mit den eigenen Jugenderinnerungen und damit auch mit der christlichen

Kirche nicht zu brechen; er hätte gern den Riß wieder sorgfältiger als je überdeckt vor sich selbst und vor Andern, und der feste Wille (im Andenken an sein Gespräch mit Eberhard), seine Gattin so schonend als möglich zu behandeln, hatte ihn in seiner Einsamkeit in eine eigentlich sentimentale Stimmung gebracht. Er suchte der Gattin in den zärtlichen Briefen die Ueberzeugung beizubringen, — nicht nur, daß er ihren Werth aufs tiefste zu würdigen wisse, daß er sich für den glücklichsten Menschen achte, ein so treues, ernstes und tieffühlendes Weib zu haben, sondern auch, daß zwischen ihnen Beiden, ihren Lebensansichten eigentlich gar kein Unterschied sei, und daß dasjenige, was er so würdigen gelernt, ihn auch über sich selbst und die platte ästhetische Aeußerlichkeit, in der er sich eine Zeit lang bewegt habe, hinweggeführt, in die Tiefe des Geistes zurückgeführt habe. Er sagte, daß er ihr diese Reinigung verdanke, und daß ihr künftiges Leben in schönster Eintracht nur den tieferen und ewigen Lebensgütern gewidmet sein sollte.

Mitten in diese weiche Stimmung, diese liebevolle Geneigtheit zu friedlichster Ausgleichung mit oder wenigstens zu friedlichster Stellung zu allen seinen Gegensätzen waren ihm nun wie ein gellender Rißton die Sätze des Glaubenshelden in die Ohren gefahren, welchen in Wort und Schrift auch andere gewichtige Stimmen älterer Vorkämpfer der Orthodorie folgten. Als die Verwahrungen vor dem Vorwurf der Unchristlichkeit in den öffentlichen Blättern erschienen, hörte Robert sogar, wie man sich im Publikum Mühe gab, allerlei nachtheilige Folgerungen für ihre Wissenschaft aus dem Privatleben der modernen Phi-

Joseph abzuweisen. Er hörte, wie Alles aufgesucht wurde, was man nur irgend Wahres oder Erfindetes von jedem Einzelnen oder Allen zusammen aufzubringen wußte, seine eigenen früheren Verirrungen aus den Studienjahren her, sein eheliches Leben, seine Stellung zum Vater, Alles wurde ausgebeutet; die gesprengte Ehe des Literaten, die Geschichte zwischen Madelaine und dem Professor, dessen geheime Heirath rathbar, dessen entschiedene Verwerfung seiner früheren Gattin allgemein bekannt war, und jetzt lech und heftig getadelt wurde, — das Alles warf man zusammen, und machte Alle ohne Unterschied verbindlich für einander. Unserm Helden bei seinem lebhaften Geiste war es nun rein unmöglich, solchen Anschuldigungen gegenüber das Gleichgewicht und den Gleichmuth zu erhalten. Die wahren Beschuldigungen machten ihn so wüthend wie die falschen; er war sich bewußt, daß ihm ungeheures Unrecht geschah, denn alle seine eigenen alten Verirrungen waren ja durch die Buße hinweggethan und vernichtet worden, und für die Thaten der Andern konnte er ja nichts, er war ja denselben bestimmt und consequent genug entgegengetreten. Es bemächtigte sich seiner eine tiefe Bitterkeit. Da es aber nicht mehr Zeit, auch keine Möglichkeit gegeben war, sich öffentlich auszusprechen, so that er es um so nachdrücklicher in Privatkreisen, und dies mochte denn auch zur Folge haben, daß einige Stimmen, die sich bereits von ihm abgewandt hatten, sich doch noch zu seinen Gunsten aussprachen, so daß bei der Abstimmung der Facultät und des Senats trotz der angestrengtesten Bemühung der Gegenpartei Robert Schärtel und sein Freund Schwäberlein den Sieg über die Randi-

daten der Lectern davontrugen. Beide wurden vom Ministerium zu Professoren ernannt.

Dies war ein Ereigniß, das um so nachdrücklicher wirkte, je aufgeregter die Gemüther sich vorher mit dem Für und Wider beschäftigt hatten. Robert triumphirte, schrieb sogleich seiner Gattin und bereitete sich dann auf seine Inauguralrede vor.

Wie er sich mehr und mehr in den Stoff, den er sich zur Vorlage nahm, vertiefte, um so bedeutender erschien ihm der Sieg, den er davongetragen, und der Moment, dem er entgegenging. Dieser Moment kam ihm wie ein Abschluß der alten Zeit vor, mit dem zugleich eine neue Ära beginnen mußte. Es war der erste entscheidende öffentliche Sieg des Neuen über das Alte, das erste Mal, daß der Staat die Sache des modernen Wissens zu der seinigen gemacht, ihr ihre Berechtigung zuerkannt hatte.

Auch im übrigen Deutschland hatte der Kampf allenthalben begonnen; einzelne Träger des modernen Geistes hatten sich hervorgethan, und waren entweder von den alten Kräften zurückgedrängt, oder hatten, das Alte zurückdrängend, sich wenigstens in der öffentlichen Meinung zur Anerkennung verholfen. Aber nirgends waren die jungen Kräfte so frei von Ueberstürzung geblieben, wie in unserer Universitätsstadt, nirgends war bei gleich weiter Entfernung von Anhängeln an alte mystische Gläubigkeit, wie von frivoler Freigeisterei die wahre moderne Wissenschaft so klar und so wahrhaft vertreten, wie hier; daß sie aber doch noch nie einen factischen Sieg davongetragen hatte, (denn Professor Fischmann war um seiner

Sprachkenntnisse willen berufen worden, und jener alte Professor war erst in seinen spätern Jahren, als er längst in Amt und Würde stand, von der Dialektik des eigenen Kopfes bis zum freien Wissen vorgeschoben und in diesem immer weiter getrieben worden) — daran trug die Schuld jener zähe Volksgeist, der das Neue, das die alten Vorstellungen auf den Kopf stellt, nicht aufnehmen zu können glaubt, ohne zugleich sich selbst und seine ganze Existenz mit einzubüßen.

Mit ihm jedoch, das wurde unserm Helden immer deutlicher, mußte erst der Kampf mit dem Alten recht begonnen werden, seine Macht mußte gebrochen, die Reiben der Wissenschaftsfeinde mußten gelichtet, die Reihe ihrer Vertreter mußte verstärkt und innerlich gekräftigt werden.

In diesem wogenden Kampfesmeer wollte nun unser Held eine Säule werden, ein Leuchtturm, der auf seinem sichern Scheitel die Flamme anzünden und von nun an unausgeseht brennen lassen wollte. Als eine solche Säule wollte er sich denn auch gleich von vornherein bezeichnen; er fühlte sich hoch erhoben, vom Geist der Zeiten selbst in's Mittel gesetzt, während er seine Inauguralrede ausarbeitete; und als er sie hielt, — vor einer ungeheuern Volksmenge, — mit stark hervortretender Persönlichkeit und rhetorischem Schwung der Stimme, — da gab er Jedem, der ihn hörte, — voran sich selbst, — den Eindruck eines Helden, — eines Helden, der auf dem Rad der Zeiten oben stand.

Er war in diesem Augenblick, ja, in diesem Augenblick im Zenith angekommen: er hatte seine Stärke erkannt, und indem er sie erkannte, wurde es ihm zugleich

deutlicher als je, daß die Stärke als Stärke sich nur erproben könne, wenn sie mit jedem Muth den Gegner angreife, daß lauer, matter Friede jezt seiner unwürdig wäre, daß die glühende Liebe zu seiner Sache zu glühendem Hasse an der Partei der Gegner werden müßte, — der Gegner, die ja gewagt hatten, seine sittliche Ehrenfestigkeit zu verdächtigen. Unser Held hatte den Muth, sich dieser seiner Stärke zu rühmen, und die Schwäche, die ihr anhaften muß, beim Namen zu nennen; — er schwor seinen Gegnern und ihrer Sache ewigen, unverföhllichen Haß, er gelobte, sie mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zum Sturze zu bringen. Das that derselbe Mensch, der noch kurz vorher zu diesem Frieden geneigt gewesen war.

Er unterschied aber dabei ganz genau, was er von diesem Hasse ausgeschlossen wissen wolle: nemlich den naiven Volksglauben, der die Weiterentwicklung in's moderne Wissen nicht nur nicht ausschließe, sondern nothwendig in sich trüge. Aber der Dogmenglaube, der diese Entwicklung und die ganze Geschichte der Menschheit gewaltsam verneinend, in der Festhaltung seiner Existenz zu einer Art Wahnsinn werde, der Pietismus, der eine unreine Krankheit, ein Ausratz der Menschheit sei, dieser müsse ausgerottet werden, und er gelobe, aus allen Kräften zu seiner Vernichtung beitragen zu wollen.

Er hatte diese Worte dahin geworfen, wo er sich den größern Theil seiner Gegner dachte, und diese starrten ihn denn auch wirklich an, wie einen verderbendrohenden Strom, dem man sich mit Anstrengung aller seiner Kräfte entgegenzustemmen hätte. Ein Murren des Unwillens

ging durch die Reihen, selbst die zuvor Theilnahmslosen, oder milder Gefannten fühlten sich unangenehm berührt; nur die entschiedene, erregbare Jugend, an die unser Held auch vorzüglich appellirt hatte, wagte jauchzend zuzustimmen, und so wollte es denn das Geschick, das um seine Achse sich drehende Rad, das unsern Helden emporgehoben hatte, daß es in seiner Weiterbewegung ihn auch wieder hinunterbrachte: der kräftig bittere Haß gegen alle seine Feinde, den er als nothwendigen Bestandtheil seiner Stärke erkannte, dieser Haß, — die eigene Stärke, — mußte ihn stürzen.

Wie sich das gemacht hat? — Vorerst durch die nothwendige, auf den Trieb der Selbsterhaltung basirte Coalition der Gegner; diese aber hatte nur Erfolg durch das Sicheinfügen jener kleinen Fäden, die so oft in den Geschicken der Menschen verwirrend und entwirrend mit unterlaufen.

Madelaine saß am Abend beim Oheim. Sie hatte bisher wohl im Geheimen auch die Hand mit im Spiele gehabt, und die umlaufenden Gerüchte über Schärtel waren nicht bloß durch Feinde des modernen Wissens angeregt worden. Diejenigen, die gegen sie selbst zeugten, rührten aber natürlich nicht von ihr her. Als sich seine Sache aber günstig drehte, und sie zugleich erfuhr, daß er sie selbst, Madelaine, nicht schone, zog sie sich zurück; aber die Erbitterung gegen ihn wurde nicht geringer, sondern wuchs, und sie trachtete im Stillen auf den günstigen Augenblick, da sie ihm einen Stein in seinen Weg werfen konnte. Sie lachte zwar über sich selbst, daß sie Schärtel gegenüber den Sieg der Feinde wünschen konnte,

sie nannte sich zweckwidrig, aber sie tröstete sich damit, daß an einer einzelnen Persönlichkeit überhaupt an sich gar nichts liege, daß die Sache der Vernunft siegen müsse, wenn auch diese Person unterliegen würde.

Daß nun heute Schärtel die Berechtigung des Hasses namentlich ausgesprochen, den Haß als eine nothwendige Tugend gerühmt hatte, electrifirte sie plötzlich; sie jauchzte innerlich ob der Ironie des Schicksals, das ihr durch Schärtel's Mund selbst diese Berechtigung in die Hand gab, die sie nun auch zu ihrem Vortheil zu nützen gedachte.

Sie sprach mit dem Oheim über die Wirkung der Rede unseres Helden, und er bekannte ihr sehr ärgerlich, daß die Stimmung über ihn fast allgemein eine sehr ungünstige sei, setzte aber hinzu, daß er die Hoffnung, ihn halten zu können, nicht aufgebe.

„Im Ernst? Da muß also die Erwartung, daß er fallen müsse, schon recht lebhaft verhandelt worden sein. — Daß Sie, lieber Onkel, bisher diesem Manne günstig waren, wußte ich mir zu deuten; daß Sie ihm aber immer gleich günstig bleiben, auch nach den heutigen Erfahrungen, das ist mir unbegreiflich. Sie wollten mir nie glauben, wenn ich Ihnen sagte, wie arrogant dieser Mensch sei; Sie nahmen ihn immer in Schuß, und vorzüglich Ihrer Vorliebe für ihn hat er's zu danken, daß er bei der Regierung durchgedrungen. Nun konnten Sie heute schon einen Theil der Früchte erndten.“

„Ja, Madelaine, ich wußte wohl, daß du ihm nicht günstig bist, und aus Privatantipathie dich gern zwischen ihn und seine Zukunft gebrängt hättest. Ich durchschaute

dich, und eben deshalb schützte ich ihn. Aber es ist sehr fatal, daß er nun solche Streiche macht und die halbe Universität gegen sich in Kampf ruft."

"Lauter Dankbezeugung für Ihre Vorliebe!" sagte Madelaine lachend, — „und woher eigentlich schreibt sich denn diese Vorliebe? Ich wunderte mich schon oft darüber," septe sie dumm fragend hinzu.

„Ei, Madelaine wundert sich, daß ihr Onkel, der ihren eigenen Belehrungen die Einsicht in's moderne Wissen verdankt, dieses selbe Wissen in seinen Vertretern schützt, daß er die Wissenschaft, — die beglückende, beseligende, — in ihren Vertretern dem Staate erhalten möchte?"

„Ja, es fragt sich nur, ob die wahre Wissenschaft durch einen solchen Vertreter recht vertreten wird?"

„O, ich wollte wetten, Madelaine würde sich sehr angelegen sein lassen, mir zu beweisen, daß nur durch hervorragende Persönlichkeiten, die auch den Haß zu ihrer Stärke rechnen, etwas in der Welt ausgerichtet werden kann, wenn es nicht in ihrem Interesse läge, in diesem speciellen Falle das Gegentheil mir zu beweisen. Die Leidenschaft ist eine gar geschickte Auslegerin!"

„Gewiß," sagte Madelaine lachend, „und — seien wir doch ehrlich, Onkel, gegenseitig ehrlich, und bekennen wir, daß in den meisten Fällen die Leidenschaft bei den Ansichten und Beweisführungen auch ein kleines Wörtchen mitspricht, daß sie auch einen guten Antheil an den Handlungen hat, die, so selbstständig sie dazustehn scheinen, recht in der Tiefe betrachtet, sich oft als Dienerinnen ausweisen würden. Wer sagt mir," fuhr sie zögernd

fort, „ob Sie, lieber Onkel, z. B. für Schärkel so freundlich gestimmt wären, wenn er nicht eine so reizende Frau hätte, deren Augen für Sie so liebliche Sterne sind?“

„Ja, und das ärgert dich, das weiß ich wohl,“ lachte der alte Herr; „daraus warst du auch schon bemüht, mir weiß zu machen, die schöne junge Frau sei nicht tugendhaft und verdiene mein Wohlwollen nicht.“

„Nun, und am Ende war das nicht einmal eine schlimme Nachricht und würde Ihre Theilnahme und Ihr Wohlwollen für dieselbe noch steigern.“

Madelaine schaute ihn, während sie dies sprach, mit prüfendem Blicke an; der alte Herr aber fuhr krausend auf: „Da, glaubst du die Menschen alle nach dir taxiren zu dürfen, Madelaine? Weil ich in meiner Theilnahme für dich so weit ging, dich nicht zu verstoßen, glaubst du meine Theilnahme und mein Wohlwollen selbst höhnen und ihm unreine Beweggründe unterschieben zu dürfen? — Aber du sollst mir jenes schöne und tugendhafte Weib nicht weiter mit deinem Geißer besudeln!“

„Wenn ich's nun aber doch thue,“ sagte Madelaine ruhig und bestimmt, „wenn ich wage, selbst Ihnen gegenüber zu behaupten, daß Elisabeth weder aufrichtig, noch tugendhaft ist, so muß ich dazu doch wohl meine Gründe haben. Sie selbst wissen ja, daß ich für diese junge Frau immer große Vorliebe hatte, daß ich mich ihr näherte und sie heranzog, wo ich konnte. Wenn ich aber nun seit einiger Zeit sie nicht nur verachte, sondern hasse, so muß dieser Haß doch wohl auch eine begründete Ursache haben, und diese Ursache berührt Sie selbst näher, als Sie wohl glauben.“

„Ich will nichts von deinem Privatthas, will die Ursache nicht wissen!“ rief der Alte heftig; „die letzte Ursache ist und bleibt doch diejenige, daß Schärtel zu deiner Intrigue gegen die Schweizerin und zu deiner geheimen Heirath nicht Ja sagte, daß er sich derselben offen und ehrlich entgegengestemmt hat, — das weiß ich wohl und durchschaue dich längst.“

„Ja, Alter, und ich durchschaue dich auch, warum du meinen Has nicht adoptiren willst,“ murmelte Madelaine zwischen den Zähnen; „aber wir wollen sehen, wer den Sieg davonträgt.“ — „Sie scheinen immer noch durch die Günst inspirirt zu sein, die die junge, tugendhafte Frau ihnen einst gewährte,“ sagte sie dann laut, „und dies ist wohl die Ursache, warum Sie ihr Verehrer und eben damit ihr gnädiger Gönner bleiben wollen. Wenn Sie aber wüßten, wie sich Elisabet an demselben Abend noch auf öffentlicher Straße über Sie geäußert hat, —“

„Ja, ja, das weiß ich, sie versagte dem Maler damals einen Handkuß, den der eigene Gatte für ihn erbat.“

„So?“ sagte Madelaine gleichgültig, — „ich weiß das nicht; aber das weiß ich, daß sie Ihnen die Ehre anthat, Sie einen alten Geden zu heißen.“

„Woher willst du das wissen? wie willst du das beweisen?“ fragte der Präsident hastig.

„Beweisen kann ich es, wenn es sein muß,“ sagte Madelaine ruhig; „der beste Beweis aber, daß es wahr sein muß, liegt in weitem Handlungen der schönen jungen Frau. Bei der Aufführung eines Tableau's erlaubte der Liebhaber, der ihr die Gewänder dazu kaufte, nicht,

daß Sie eingeladen werden durften, obgleich man in Erinnerung brachte, daß Sie einst den Wunsch, gegenwärtig zu sein, ausgesprochen hatten. — Das gehässige Betragen Elisabeth's gegen Anna aus purer Eifersucht ist ja bekannt genug; gegen mich äußerte sie sich über dieselbe auf eine so höhnische Art, daß ich wohl, weiter folgernd, ihre wahre Gesinnung kennen lernen konnte; und jenes zweideutige tête à tête mit dem Maler als natürliche Folge der natürlichen, unbestreitbaren Ansätze kann Jedem, der offene Augen hat, Licht über die eigentliche Beschaffenheit der jungen Frau geben."

"Großartige Beweisführung durch Folgerungen in's Allgemeine," sagte der alte Herr spöttisch, "um so besser, je mehr die speciellen Beweise fehlen. Wer sagt dir, daß ich eine Einladung zu jenem Tableau erwartete? Ich fiel ja dem Hause der jungen Frau überhaupt nicht lästig."

"Ganz richtig," sagte Mabelaine; "— Sie haben sich ohne Zweifel über den unglücklichen Ausgang des zweiten Besuchs, den Sie ihr einst zugebadchten, näher informirt und sich dadurch abschrecken lassen."

"Welchen Ausgang? welchen Besuch?" fragte der alte Herr hastig.

"Nun, Sie wurden ja einst abgewiesen, unter dem Vorwand, die junge Herrschaft sei nicht zu Hause; die Dame selbst war aber zu Hause und zeigte sich gar oben am Fenster, als der Herr Präsident abgewiesenermaßen wieder zum Hause hinausschritt."

Der Alte war anfänglich keines Wortes mächtig. Endlich aber sagte er: "Ich hörte, wenn ich mich recht

erinnere, einst von Eberhard, daß Elisabeth gar keine Besuche annehme in Abwesenheit ihres Gatten.“

„So? Warum nahm sie denn immer Eberhard und den Maler an? Diese machten eine Ausnahme. Glauben Sie mir, ich könnte Ihnen über ihr Verhältniß zu letzterem Details geben, wenn Sie dieselben zu hören wünschten.“

„Dah! ihr Gatte wird sich nicht haben an der Nase herumführen lassen.“

„Ihr Gatte ist ein ästhetischer Narr, der sich die Schlange am eigenen Busen großgezogen hat; als es zu spät war, wollte er rückwärts, aber die Schlange war klüger als er. So hat er sich selbst als Ehemann blamirt, und ebenso blamirt er sich nun als Professor. Glauben Sie denn, die Universität werde ein Männchen dulden, das sein Ich mit solcher Redlichkeit hervordrängt? Glauben Sie, der Friede werde erhalten bleiben, wenn ein Einziger die halbe Welt auf Leben und Tod gegen sich herausfordert? — ihr so keck in's Angesicht den Fehdehandschuh wirft? Und wenn Sie einen solchen Mann zu halten suchen, werden Sie sich nicht einen großen Theil der Professoren verschinden? Und die Regierung, die den Frieden wünschen muß, wird Ihnen auch nicht viel Dank wissen. Muß denn solch ein arroganter Mensch nicht gezügelt werden?“

„Das ist freilich wahr; das Hervordrängen seiner Persönlichkeit hat mich selbst widerlich berührt, und . . .“

„Ja,“ rief Mabelaine triumphirend, „er hat seiner Sache einen schlechten Dienst geleistet, die Wissenschaft

braucht keine solche Komödianten; sie schreitet sicher mit ewigem Geistesschritt vorwärts, und züchtigt diejenigen, die durch vorlautes Drängen zu Helden für sie werden wollen. Sie stempelt sie selbst zu Märtyrern und setzt den Fuß auf ihren Raden."

Nun war's genug. Mabelaine gab dem Oafel mit einem Kusse gute Nacht und überließ ihn seinen Gedanken.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die Klagen eines großen Theils der Universitätsprofessoren, der Prediger und anderer Gemeindeglieder über Robert Schärtel und seine Inauguralrede wurden durch Präsident Frisch bei der Regierung bevordert, und man erwartete seine Entfernung.

Auch unser Held selbst erhielt bald genug Kunde von diesen Begegnissen, von seinem dunkel drohenden Geschick, und es war ihm natürlich nicht wohl dabei; denn obgleich ihm in pecuniärer Beziehung kein Schaden erwuchs, indem ihm Rang und Gehalt nicht mehr entzogen werden konnte, so war doch seine mögliche Entfernung von dem ihm so theuren Wirkungskreise ihm durchaus nicht wünschenswerth, und der befürchtete Schlag war ihm um so schmerzlicher, als er so gar schnell auf seine Siegesfreude folgte.

Er hatte im Sinne gehabt, seine Gattin sogleich abzuholen; aber nun besann er sich schnell eines Andern, und zog vor, sie in ihrem stillen Asyl zu lassen, bis er gewiß wüßte, wie sich sein Geschick gestalten würde.

Er begab sich zum Präsidenten, um zu sehen, ob derselbe noch günstig für ihn umzustimmen wäre.

Dieser aber nahm ihn kalt auf und rügte als alter Geschäftsmann das auch von Andern sehr mißliebig bemerkte, nach Effect haschende Hervordrängen seiner eigenen Persönlichkeit, die persönliche Vereiztheit, die der ernsten Wissenschaft ganz unwürdig sei; er war der Meinung, daß besonders in solchen Augenblicken die Persönlichkeit als solche nichts dürfe gelten wollen, nur die Wissenschaft, die Sache dürfe sprechen u. s. f.

Unser Philosoph war nicht der Mann, der das ruhig tragen konnte. Er bekannte, wohl zu wissen, wie in einer abgelebten Zeit jeder rhetorische Schwung der Rede ein Gräuel sei, wie sie nicht dulden wolle, daß man dasjenige, was man wisse, auch an sich selbst darstelle. Wie die Wissenschaft ihr eine todte sei, so solle sie sich auch als eine todte zeigen.

Der alte Herr meinte lächelnd, die moderne Wissenschaft habe sich schon als allzulebendig gezeigt, sie trage schon Früchte.

Unser Held meinte, die Früchte, die der Herr Präsident schon kennen gelernt habe, seien nur die wurmstichigen Früchte, die zu schnell gereift und auch zu schnell abgefallen wären von dem an sich guten Baume, der wohl im Stande sei, gute Früchte zur rechten Zeitigung zu bringen. Hierauf erwiderte der Präsident, er sei auch der Meinung, daß die Wissenschaft solch ein guter Baum sei; aber er wolle nur diejenigen Männer für wirklich berufen, ihn würdig zu pflegen, die unbefangen genug seien, sich nicht als Einzelpersonen in dem großen Geisterkampfe so hervorzudrängen, daß sich ihnen der Stand der Sache und der Standpunkt ihrer Personen vermische und

eben darum verwirrt und trübe. Unser Held entgegnete hierauf, einem neuangehenden Professor müsse doch das Recht zustehn, offen zu sagen, was seine Zuhörer und die Welt überhaupt von ihm zu erwarten haben, und in welcher Weise er ihren Anforderungen zu entsprechen gesonnen sei. — Hierauf hielt der Präsident wieder entgegen, daß man nicht verlegend auftreten dürfe gegen seine neuen Collegien, das bisherige Corpus der Universität, und die anerkannte Lehre der Kirche, die der Staat zu schützen sich verpflichtet habe. Man müsse ja die Wahrheit erst suchen, keiner habe sie ganz, darum ziemt Bescheidenheit, die überhaupt von Gebildeten verlangt werden könne; es sei kein collegialisches Zusammenwirken mehr möglich, und man würde selbst die Loosung zu den unerquicklichsten Partekämpfen geben, wenn man Professoren duldet, die so offen der gegenüberstehenden Partei Haß geschworen und die Nothwendigkeit des Hasses zur Erzeugung frischer Thatkraft behauptet hätten. Das heiße der Unsittlichkeit Thür und Thor geöffnet; — denn wo sollte es in der Welt hinkommen, wenn die Pflanzstätten der Weisheit selbst das Vorbild der gehässigsten Reibungen gäben? Die Welt sei ohnedies zu Haß und Neid geneigt, man dürfe ihr denselben nicht noch systematisch predigen u. s. w.

Unser Held machte bemerklieh, daß Niemand geneigter zu friedlichem Verhältniß mit der Kirche gewesen sei, als gerade er, ja, daß er aufs leiseste und schonendste mit dem Volksglauben und seinen Vorstellungen umgegangen sei, und auch Andere zu dieser Schonung aufgefordert hätte, wenn nicht die Gläubigen von Profession ihn und

seine Freunde gewaltsam aus der Kirche hinauszubringen und in eine feindliche Stellung zu derselben zu setzen gesucht hätten. Er bekenne auch, heute noch mit dem Volksglauben als solchem nicht gebrochen zu haben und nicht brechen zu wollen; denn seine Wissenschaft sei und bleibe nur die consequente Fortbildung des zuerst nur als Vorstellung Vorhandenen in den Begriff. — „Nachdem aber vom dogmatischen Kirchenglauben einmal solche systematische Verfolgungen hervorgerufen sind, und das Publikum sogar namentlich meine Person als sittlich verwerflich darzustellen gesucht hat, so ist es nur gerechte Nothwehr, wenn ich meineestheils dem praktischen Hass, mit dem man mich verfolgt, den Haß, — mit dem ich nicht den sittlichen Werth der Personen antasten, sondern veraltete Kirchendogmen geißeln will, in seiner Berechtigung jenem gegenüber hinstelle. Ich verfare dabei als potenzirter Schwabe, gleiche dem Dietrich von Berne, den man mit Stößen und Schlägen aufreizen muß, dem aber dann vor Wuth Feuerflammen aus dem Munde fahren.“

„Aber einen solchen flammenspeienden Helden,“ sagte der Präsident lächelnd, „können wir nicht zum Professor brauchen; wir gebeten nicht Edenkämpfe zu spielen, — unsere Universität nicht zum Schauplatz eines Kampfes auf Leben und Tod zu machen.“

„Jede Wissenschaft, die es ehrlich meint, kämpft auf Leben und Tod, und daß ich nicht Personen todtzuschlagen will, sondern nur ihre verkehrte Wissenschaft, das habe ich ja deutlich genug gesagt.“

„Wir können aber keine Leidenschaft brauchen,“ sagte der kühle Rechtsmann, der von jeher die „Leidenschaft“

„nur in den Privatliebhabereien geliebt hatte; „keinen Haß in der Wissenschaft.“

„Als ob es eine Liebe gäbe ohne Haß!“ rief unser Held. „Aber ich weiß es wohl, das ist der Strick, den die laue, kühle, schlechte, verworfene Welt seit vier Jahrtausenden bereit hält, um ihn allen hervorragenden Charakteren um den Hals zu werfen. Alle Welt haßt ihr Gegenüberstehendes. Keiner ist stark als in seiner Eigenthümlichkeit, Jeder holt seine Stärke aus dem Ausheulen der Schwächen des Andern, Jeden hat die Natur so gebildet, daß er nach einer Seite hin schwach sein muß, wenn er auf der andern stark werden soll, und alle Welt lebt nach dieser Regel. Aber denjenigen, der es wagt, diese große Wahrheit offen auszusprechen, der bekennet, daß seine Schwäche mit seiner Stärke verwachsen ist, ja, der bekennet, daß die Schwäche, der Haß ihn eben so gut zum ganzen Menschen macht, wie seine Stärke, die Liebe zu der Sache, der er sein Leben gewidmet hat, — einen solchen ehrlichen Menschen stößt man aus; denn die schlechte Mittelmäßigkeit liebt von jeher nicht offenen Kampf, sondern geheime Tücke. Darin ist und bleibt sie stark. Und auch recht fremdartige, oft sich widersprechende Elemente mischen sich oft in solchen Kampf, die Selbstsucht in allen Gestalten.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Präsident etwas barsch.

„Auch von dem Uebelwollen, mit dem ich von Ew. Excellenz jetzt empfangen werde, ist mir die Ursache nicht fremd; Sie sind nicht ganz unparteiisch.“

„Ich? wie so, mein Herr? Sie irren sich. Erklären Sie sich näher.“

„Es hat mir eine Dame vor einiger Zeit die Alternative gestellt, entweder ihr zum Besitz ihres Geliebten zu verhelfen und das rechtmäßige Weib desselben verstoßen zu helfen, oder bei der Professor-Wahl mich auf Hindernisse bereit zu machen.“

„Diese Dame? —“

„Ist Ihnen bekannt.“

Der Präsident, von diesen Worten einigermaßen betroffen, schellte und ließ Madelaine rufen, die denn auch bald genug eintrat. Sie hatte vielleicht die ganze Verhandlung mit angehört. Sie hörte nun ruhig auf die Fragen des Onkels, und forderte dann ganz gelassen den Philosophen auf, die Beschuldigung, die er eben gegen sie vorgebracht habe, zu beweisen.

„Sie werden sich jener Unterredung recht wohl erinnern,“ sagte unser Held, „zu der Sie mich nach Ankunft der armen Schweizerin rufen ließen. Ich lege zwar keinerlei Werth darauf, und brachte es hier nur deshalb, um zu beweisen, daß in den Geschicken der Menschen oft ganz andere Ursachen mitspielen, — ja, manchmal den Ausschlag geben, als man so obenhin glaubt.“

„Aber Sie sollen ja beweisen, daß hier diese andern Ursachen mitspielen,“ sagte der Präsident piquirt, — vielleicht eben deshalb, weil er durch das letzte Wort sich auch getroffen fühlte. „Jede Beschuldigung will einen Beweis.“

„Fräulein Madelaine hat mir damals mit klaren Worten eingestanden, daß sie die erste Ursache zur Entfernung der Schweizerin gewesen sei, und wollte mich“

„Ja, das hab' ich, und werde es vor aller Welt eingestehn,“ sagte Mathelaine ruhig; „die Schweizerin ist ein gemeines Bauernweib, und der Professor zu der Ehe mit ihr nur durch Unglück gekommen; diese Ehe hatte ihn nicht glücklich und hätte ihn immer unglücklicher gemacht, — —“ und sie entwickelte nun mit sieghafter Ruhe, durch welche Ueberrückungskünste der Doctor den unglücklichen Mann, der in seiner Entzweiung mit sich selbst zu dem Rathe des Freundes seine Zuflucht genommen, zur Fortsetzung der Ehe genöthigt hätte.

„Ich that meine Pflicht,“ versetzte der Doctor, „und ich habe mit diesen meinen Augen gesehen, daß der Professor sein vermeintliches Unglück wieder als Glück begrüßt und angesehen hätte, wenn nicht raffinirtere Weiberkünste ihn nachher wieder umgarnt hätten.“

„Das ist hier Lebenssache, Herr Professor,“ sagte der Präsident vornehm; „wollen Sie nur gefälligst beweisen, in wiefern die Privatsache meiner Nichte auf Ihr Schicksal Einfluß geübt hat.“

„Es wurden Intriguen gespielt, Gerüchte verbreitet, — Ihre Nichte war nicht daran Schuld, daß ich Professor wurde,“ sagte Robert spöttisch, „und —“

„Wird auch nicht Schuld sein, wenn Sie nicht Professor bleiben. Sie dürfen sich darauf verlassen, Herr Professor,“ sagte Mathelaine lachend, „daß Sie daran lediglich selbst Schuld sind. Ich habe Ihre Inauguralrede nicht gemacht und nicht gehalten; Sie haben das selbst gethan.“

„Aber Sie haben den Herrn Präsidenten, Ihrer einstigen Drohung gemäß, gegen mich eingenommen; ich weiß gewiß, daß ohne Ihre Einwirkung die —“

„Inauguralrede ohne Wirkung geblieben wäre!“ fiel Mabelaine schnell ein; „glauben Sie das ja nicht, Herr Professor! Die Inauguralrede war auf Wirkung berechnet, und Sie werden meinem Onkel nicht die Schmach anthun wollen, ihn zu einem Automaten herabzuwürdigen, bei dem die Effecthascherei keinen Effect zu machen vermöchte. Nur ist derselbe nicht immer der gewünschte. Das Naturgesch von der Anziehung und Abstoßung scheinen Sie nicht ganz gründlich studirt zu haben.“

„Genug, Mabelaine,“ sagte der alte Herr abweisend (obwohl nicht ohne einige Zufriedenheit auf seinem Gesicht), „du brauchst nicht für mich zu reden; du hast mir vor diesem Herrn nur über das Reden zu stehen, dessen du von ihm angeklagt wirst: daß du eine Drohung ausgestoßen und dieselbe zu verwirklichen gesucht habest. Aber mir scheint, der Herr Professor habe keine sichern Spuren; er geräth im Finstern umher und blamirt sich selbst.“

„Nun, das ist jedenfalls Thatsache, daß Fräulein Mabelaine halbe Drohungen gegen mich ausgestoßen hat. Sie wird das nicht in Abrede stellen.“

„Geseht, Sie haben hier Recht; Mabelaine ist leidenschaftlich. Aber was beweisen halbe Drohungen eines Weibes, in einer augenblicklichen Aufwallung ausgestoßen! — Doch was hast du ihm gesagt, Mabelaine?“

„Ich habe diesen Herrn gefragt, Onkel, ob er nicht mein Freund sein wollte, und sagte ihm gleich zum Voraus, daß er mit seinen Intriguen gegen mich doch nicht durchdringen würde.“

„Und daß mir diese Intriguen keine Rosen bringen würden. Sie erinnerten mich dabei ganz bestimmt an das

Ziel, das wir Beide vor Augen hätten, und an die zwei Wege, — Sie werden sich erinnern.“

„Ja,“ sagte Madelaine lech, „ich dachte dabei an das Ziel, das wir Beide zu unserem Lebensglück verfolgten, vor Allem zu dem Eheglück, — und die zweierlei Wege, auf denen wir es verfolgten. Sie, Herr Professor, schlugen in Ihrer Handlungsweise im selben Augenblick zweierlei Wege ein; denn während Sie hier aus Eplem oder Privathass eine innerlich mersehe Ehe stützen wollten, und als sie einfiel, sie wieder aufzurichten suchten, haben Sie im eigenen Hause durch einen Windbeutel die eigene Ehe sich immer mehr lockern lassen, haben bei halb bewusster Kenntniß von dessen eigentlicher Gesinnung und eigentlichem Streben gleichsam absichtlich das vertraute Verhältniß zu ihm immer gesteigert, bis es endlich auf einem Punkte angekommen war, der Ihre eigene Ehe sehr in Frage stellte und sie unsehlbar gelöst hätte, wenn“

„Ja, wenn in meinem Weibe und mir selbst nicht ein festerer Nehtegrund gewohnt hätte, der uns denn aber vor ähnlichem Zerfall auch glücklich bewahrt und meinen Schatz mir erhalten hat.“

„Nun, das fragt sich noch, was Sie bewahrt und Ihren Schatz Ihnen zurückgegeben hat. Vielleicht ist es nicht die Sittlichkeit, sondern der Mangel an Sittlichkeit —“

„Wie so, Fräulein, — oder Madame?“

„Im Fall der Liebhaber vorgezogen hätte, minder consequent zu sein, als ich, die ich die constante Liebe meines Friß über den flüchtigen Sinnengenuss stellte.“

„Das wird nicht in des Liebhabers freier Wahl gelegen haben. Aber über eine frevelhafte Hand, die durch einen lügenhaften Brief die arme Frau in's Netz gejagt hat, wird auch noch mehr Licht zu erhalten sein. Jedenfalls wird sie der Nemesis nicht entgehn.“

„Die Frau oder die Hand? Ich verstehe Sie nicht; es möchte einer nähern Untersuchung werth sein, da Ihnen natürlich daran liegen muß, alle Gerüchte, die gegen Sie und Ihr Haus sprechen, niederzuschlagen. Möchten Sie darin recht glücklich sein! Ich meinetheils weiß, daß der Fortgang und der Schluß nur das natürliche Ende des Anfangs war; ich habe lange genug mit Ihnen und Ihrer Gattin verkehrt, um Sie beide näher kennen zu lernen und tiefer würdigen zu können, als vielleicht Sie selbst, oder andere oberflächlichere Beobachter es vermögen.“

„Des Gleichen darf ich mich Ihnen gegenüber rühmen,“ sagte unser Held spöttisch, aber doch mit vor Zorn halb erstickter Stimme, und wollte eben fortfahren, als der Präsident ihn unterbrach:

„Sie vergessen sich, vergessen, daß solche Verhandlungen und Gehässigkeiten nicht in mein Zimmer und nicht vor mein Ohr gehören. Wobei wir zu bleiben haben, das ist Ihre Verdächtigung, als habe Madelaine Einfluß auf das Mißgeschick geübt, das Sie — in der Perspective der Zukunft über sich hereinbrechen sehen. Sie haben den Muth, mir zu sagen, daß die Ursache meiner veränderten Gesinnung gegen Sie in Madelaine's Stellung zu Ihnen zu suchen sei, und den Grund zu dieser Anklage holen Sie aus einem Gespräch, das für Sie nicht den mindesten Beweis liefert. Denn selbst ange-

nommen, Mabelaine's Stimmung gegen Sie sei eine ungünstige und längst eine ungünstige gewesen, so beweist ja eben Ihre Ernennung zum Professor und der Mangel an allen Belegen zu Ihrer Beschuldigung, daß Mabelaine keinen Einfluß auf Ihr Schicksal hatte; . . . ob sie keinen solchen Einfluß ausüben konnte oder wollte," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, als der Doctor sprechen wollte, „das ist wieder Nebensache. — Was aber von Ihnen zu halten sei, der Sie im selben Augenblick, da ein großer Theil der Universität gegen Sie im Harnisch ist wegen der Ueberschreitung aller Schranken, die Schidlichkeit, Humanität und die Würde der Wissenschaft unabwendbar fordern, — der Sie im selben Augenblick ein Weib anklagen, ein Weib, das Ihnen selbst und all Ihren Handlungen ferne stand, als trüge es die Schuld Ihres Unheils, — was von Ihnen zu halten sei, das, Herr Professor, überlasse ich Ihrem eigenen Ermessen, nachdem ich Ihnen die Sache in's rechte Licht gestellt. Sie haben die Drachensaat ausgestreut, und wagen, da sie aufgeht, nicht, ihr in's Angesicht zu schauen; Sie nehmen Reißaus vor ihr, und wollen, wenn sie dennoch Sie übersfällt, sich und Andern weiß machen, es sei das nicht die eigene, sondern fremde Drachenbrut, die Sie zu verderben droht. Seine eigenen Thaten sollte man aber vertreten, die Consequenzen derselben tragen können. — Sie haben Ihrem guten Geschicke zu danken, daß ich Ihre Beschuldigungen gegen mich nur als abgeschmackte behandle und Sie damit entlasse."

Er drehte ihm den Rücken und machte eine Bewegung gegen die Thüre hin, zum Zeichen, daß unser

Philosoph sich zu entfernen hätte. Dieser fühlte sich zu stolz und doch wieder zu klein, um hier noch etwas sagen zu können. Madelaine begleitete ihn unter die Thüre und sagte ihm noch zum Abschied: er möge recht wohl beherzigen, daß das Heldenthum ein Ende habe, und der Held zu einer komischen Figur werde, wenn sich die an seiner Stärke hastende Schwäche offenbare, und er die Schwäche auch noch als Stärke wolle geltend machen. Er habe nichts Eiligeres zu thun, wenn eine mitleidige Hand ihm die Decke von den in eitler Selbstgefälligkeit blind gewordenen Augen nehme, als sich in aller Bescheidenheit zurückzuziehen und weder auf seine Stärke noch auf seine Schwäche mehr große Ansprüche zu gründen.

Unserm Helden kam es in diesem Augenblicke selbst vor, als sei es um seine Größe wirklich geschehen. Doch hatte er noch Bewußtsein genug, die Gegnerin nicht über sich triumphiren lassen zu wollen, denn: „Wenn es sein muß, stürz' ein Mann und lieber hin; nur heiß' es niemals, daß ein Weib uns unterwarf,“ sagt Arcon. — „An Ihnen, mein Fräulein, — oder Frau, was Sie sein mögen, lerne ich immer mehr den Werth eines edlen, weiblichen Weibes schätzen. Als Ihres Regentheils nämlich.“

„Ganz richtig, mein Herr,“ sagte Madelaine. „Des Weibes Schwäche wird in Ihren Augen Stärke, und Sie würden jetzt der lebendige Widerspruch, wenn Sie es nicht schon lange wären.“

„Lieber ein Widerspruch sein und in Selbsttäuschung gefangen, als eine Consequenz und Verständigkeit, die dämonisch wird und uns anstellt.“

Damit machte er ein tiefes Compliment und entfernte sich. Der Präsident hatte das Zimmer verlassen; Madelaine war dessen froh, sie drehte sich auf dem Absatz.

Und so geschah es denn, daß derjenige, der die höhere Sittlichkeit Madelaine gegenüber hatte aufrecht erhalten wollen, eben um dieses Strebens willen unterliegen mußte, und daß er, durch seine Philosophie vorwärts getrieben, ohne sein Wissen einem feindlichen Gemüthe das Recht hatte zusprechen müssen, das innere Gelüste ihm gegenüber zur That anschwellen zu lassen.

Sechszwanzigstes Capitel.

Wie stand es aber um Robert's Gattin? — und wie stand Robert mit seiner Gattin?

Er hatte sie in kurzen Briefen von den aufstauenden Gefahren und von seinem Siege in Kenntniß gesetzt, hatte ihr in diesem letzten Schreiben angekündigt, daß er sie abzuholen gedachte, sobald er seine Inauguralrede gehalten habe.

Diese Briefe, obgleich sie von Liebe gegen Elisabeth überströmten, verhehlten doch nicht seine eigentliche gereizte Gemüthsstimmung; sie sprudelten von Eifer und Begeisterung für seine Sache, und ließen auch die Gattin in leisen Andeutungen durchfühlen, daß Robert sehnlich wünschte, sie möchte, die Schwächen überwindend, endlich ganz und ungetheilt auf seine Seite treten, mit den veralteten Vorstellungen gründlich brechen, die, einer überlebten Zeit angehörend, jetzt in den Händen der fanatischen Feinde zur Teufelswaffe würden, mit der dieselben, wie weiland die jüdischen und katholischen Fanatiker, jetzt die Vertreter der fortgeschrittenen Wissenschaft aus dem Staatsleben hinauszudrängen suchten.

Er, schloß unser Robert, wolle aber dem neuen Geiste treu bleiben, der, wie damals, so auch jetzt,

weilerschreitend, fördernd und erlösend in die Weltgeschichte hereingebrochen sei, wolle ihm mit all seinen Kräften Leibes und der Seele sich weihen. Er schwor auch hier seinen Feinden offenen, ehrlichen, aber nie ruhenden Kampf.

Auf diesen Brief erhielt er die Antwort, als er eben Abend's vom Hause des Präsidenten heim gekommen, in tiefem, schwermüthigem Brüten auf dem Sopha saß und sein Schicksal überdachte. Elisabeth schreibt: „Dein Sieg und Dein Glück, lieber Robert, macht auch mich um Deinetwillen glücklich. Ich erwarte Deine Ankunft und folge dir mit Freuden in die Primath. Aber ehe wir uns wieder sehen, müssen einige Worte mir vom Herzen, die mir wie Zentnersteine ausliegen. Ich klage Dich nicht an um Deine Wissenschaft; ich weiß ja wohl, daß sie viel Wahres enthält, daß sie eine tiefe Berechtigung hat, weiß, daß starke Männerherzen sich dabei beruhigen können. Auch ich könnte Alles ertragen, nur Eines, Eines nicht! Ich sage Dir aber nicht, was dieses Eine ist; es ist mein Heiligthum, und wenn Du's wüßtest, könntest Du mich entweder durch Deine Beweisführungen überzeugen wollen, — und ich will nicht überzeugt sein, — oder Du könntest mit mir zürnen, daß ich es festhalte, könntest in einer unbewachten Stunde es mir entreißen wollen. Denn es ist Dir selbst verloren gegangen. Das weiß ich wohl. Wenn ich aber soll leben können, muß mir dieses Eine bleiben. (Magst Du es ahnen oder nicht, aussprechen werde ich es nicht.) Ich fordere sonst nichts von Dir, laße Dir Alles gelten, will gern von Dir lernen, — nur dieses Eine nicht. Wo ich also schweige, da ehre Du

meine Schwäche, oder wie Du es heißen willst. Es ist nicht weiche Empfinderei, Robert, gewiß nicht: es ist meine geistige Lebenslust; ich sterbe, wo sie mir entrisen wird. Frage nicht weiter. Du liebst mich ja, ich weiß, Du liebst mich, und wirst mir diese Bitte nicht abschlagen. Für mich liegen nun einmal die Garantien für beständiges Erbenagelück nicht in Deiner Philosophie.

„Dann noch Eins, Robert! Du weißt wohl, was unser Glück getrübt hat, was unsere Ehe fast zerstört hätte. Es sind viele sichtbare Zeichen aus dieser Zeit in unserm Hause. Ich bitte Dich, nimm sie aus meinen Zimmern weg, hänge sie in ein entferntes Gastzimmer, daß ich sie nicht sehe; sie machen mir noch Schmerz. Du mußt Mitleid mit mir haben, es ist viel über mich gegangen. Man wird nicht so schnell wieder frisch und kräftig, wenn man aus einer tödtlichen Krankheit aufsteht. Rede nie von der Vergangenheit, nie von ihm, ich flehe Dich an, ich kann es erwarten, Du bist in meiner Schuld.“

„Aber Du darfst nach all diesem nicht glauben, daß ich dem Leben abgestorben sei. Im Gegentheil, es scheint mir oft, als wolle mir jetzt erst das Leben aufgehen. Ich habe strenge Rechnung mit mir gehalten in dieser Einsamkeit, und habe gelernt, was Ihat ist. Leonore ist das trefflichste Muster einer deutschen Hausfrau; sie sorgt und waltet unermüdet und — ein Wunder! — von einer früheren Härte, die ihren jüngeren Geschwistern gegenüber ihr manchmal anlebte, ist keine Spur mehr da. Sie hat jetzt für Kinder, die ihr leiblich fremd sind, mehr Liebe, als früher oft für die eigenen Geschwister. Woher

kommt das, Robert? — aus sittlicher Veredlung? Leonore sagt, es komme aus Buse. Leb' wohl. Ich erwarte Dich. — Dein Brief, Robert, zeugt von so großer Erbitterung, — warum doch? Du hast ja gesiegt! Möchtest Du Deinen Feinden doch durch edle Mäßigung zeigen, daß Du nicht derjenige bist, für den sie Dich ausschreien wollen! — — —

Dieser Brief gab unserm Philosophen viel zu denken. Süßes und Bitteres, Heimliches und Unheimliches, Be-glückendes und Beängstigendes, Erhebendes und Beschä-mendes, — das Widersprechendste kreuzte sich in seinem Busen. Das Rührende, was darin lag, ergriff sein Herz mächtig, und es hätte wohl kein Moment günstiger für diese Eröffnungen Elisabeth's sein können, um eine rechte Würdigung bei Robert zu finden, als eben der gegen-wärtige. Hatte er ja doch so eben recht widrige Erfah-rungen an einem Weibe gemacht, das seine Philosophie frisch und kräftig verschluckt hatte; er war zwar über-zeugt, daß das Auswüchse sein, — aber die Auswüchse waren eben doch einmal da, — und seine eigene Kraft hatte ja vor Kurzem erst auch Auswüchse getrieben, das war nicht ganz wegzuleugnen. Er konnte sich zwar eigent-lich kein Gewissen daraus machen, aber dennoch sagte ihm eine leise, jezt austauchende Stimme: hättest du so ge-dacht, wie dein Weib hier schreibt, so wäre dieses Unheil jezt nicht über dich gekommen.

Daher tauchte eben heute sein Weib mit ihren Eigen-thümlichkeiten, ja mit ihren Schwächen, wieder in einem geistigen Glanze vor ihm auf (gleichsam wie einem Nacht-

wandler im Traume), der ihm im gewöhnlichen wachen Zustande gerade in letzter Zeit wieder ganz abhanden gekommen war. Er gelobte sich auf's heiligste, von nun an diese Eigenthümlichkeiten wieder zu beachten, ihr die Vorstellung der Vorsehung, des Vorauswissens eines führenden Gottes (er ahnte wohl, daß dieses das Eine sein müßte, was sie festhalten und als Heiligthum zugleich verschweigen wollte) nicht weiter zu verkümmern. Sein eigenes modernes Bewußtsein sträubte sich nun zwar ein für allemal gegen diese Vorstellung: bei ihm hatte der Gott das Nachsehen — und zwar zuvörderst in seinem eigenen Kopfe; aber er sah wohl ein, daß die zum Voraus gesetzten Charaktere je nach ihrer schwächeren Organisation auch ein verändertes Bedürfnis haben könnten.

Und da Robert die Erfahrung gemacht hatte, daß seine Gattin in ihrer Schwäche doch zugleich wieder stark war, — stärker als er selbst in seiner Kraft, so bekam er Achtung vor der Schwäche, und sie selbst wurde ihm, wie Mabelaine richtig geweissagt hatte, zur Stärke. Er wußte wohl, daß es Illusion sei, — in Elisabeth die Vorstellung und in ihm selbst der Glaube, daß aus dieser Vorstellung wirklich ihre Stärke komme, — aber er wollte die Illusion festhalten.

Die Bekenntnisse seiner Gattin hinsichtlich des Malers waren für ihn freilich bitter-süß; denn es trat unzweideutig hervor, daß ihr Herz tief verwundet war, und daß es also großer Schonung von seiner Seite bedurfte, um Lebensglück und Frieden sie wieder finden zu lassen. Er gelobte sich auch hier, ihrem Willen nachzuleben, durch

zarte Schonung ihr verwundetes Herz zu heilen, sich durch Liebe ihre Liebe wieder zu gewinnen.

Sein eigenes Herz war heute mehr als sonst liebebedürftig, denn es drückte ihn ein gewisses Gefühl des Verlassenseins nieder; er liebte den Brief, war seiner Elisabeth dankbar, daß sie ihm zuerkannte, er habe eine Berechtigung in seinem Standpunkte, und es wurde ihm klar, daß gerade dieses Weib wohl besser geeignet war, auch Mißgeschick mit ihm zu tragen, als ein starkes, hochstrebendes, ein von Ehrgeiz besetztes Weib. Er hatte also auch in dieser Beziehung wieder Ursache, sich durch ihren Besiß glücklich zu schätzen, und schrieb warm aus dem Herzen heraus einen Brief, worin er ihr sein Geschick mittheilte und an ihr Herz appellirte. Er sagte darin, daß nun die Zeit komme, da er solle zum Märtyrer für seine Wissenschaft werden. An seine eigene Kraft hätten sich die Feinde angehängt, um ihn in die Tiefe zu ziehen. Er sagte ihr, daß sie von ihrem Standpunkte aus wohl Recht hätte mit ihrer Warnung; aber sie möge bedenken, daß er, inmitten des Kampfes stehend, sich als Gegensatz zu seinen Gegnern habe fühlen und von diesem Standpunkte aus auch habe reden müssen. Die Feinde hätten jetzt den Triumph, den die gemeine Mittelmäßigkeit zu allen Zeiten über hervorragende Geister davongetragen hätte: ihre irdische Existenz zu untergraben. Er erkenne an, daß das eine weise Einrichtung Gottes sei, durch welche die Schlacken der Endlichkeit mehr und mehr von ihnen abgestreift werden sollten. Sein Vertrauen zu ihr stehe fest, daß sie sich treulich zu ihm halten werde, als das brave Weib eines redlichen Mannes. Er

weiße wohl, daß die Differenz zwischen ihnen nicht ganz ausgeglichen sei; aber sie möge es sich recht deutlich machen, daß, so wenig er der Richter über ihre Gemüthsbedürfnisse sei und fürder sein wolle, eben so wenig dürfe seine Geistesrichtung ihr ein Stein des Anstoßes sein; denn er sei nicht Herr über sein Erkenntnißvermögen, könne sich nicht willkürlich in die oder die Sphäre begeben, für die er nun einmal nicht organisiert sei; er habe die tiefste Erkenntniß, zu der es die Welt bis heute gebracht habe, und so wenig er ansprechen wolle, Inhaber der absoluten Wahrheit, die für alle Zeiten gelten müsse, zu sein, — so gern er anerkenne, daß die Zukunft noch tiefere Enthüllungen der Wahrheit bringen könne, so seien eben doch diese tieferen Enthüllungen nun einmal für den Begriff noch nicht vorhanden, und ein frischer, entschiedener Mensch müsse die Gegenwart ergreifen, denn „der Lebende hat Recht.“ Die Zukunft kennen wir nicht.

„So lange es offene Köpfe gab und starke Menschen,“ sagte er im Verlaufe, „haben sie ohne Ehen das Jezt ergriffen, haben in der Wissenschaft dem neuen Systeme gehuldigt. Der Begriff hat es zu höheren Aufschlüssen noch nicht gebracht.“

„Das, mein theures Weib,“ schloß er, „soll nun nicht etwa eine Forderung an Dich sein, Dein Gefühl, Deine Meinung, Deine individuelle Ansicht nicht festhalten, die Wahrheit nicht in Deiner Sphäre auf anderem Wege suchen zu dürfen, sondern einzig und allein die Forderung, daß Du mich nicht verkennt, mich nicht auch tadelst, Dich mir nicht entfremdest, weil ich nun einmal meiner Richtung folgen, meiner Wissenschaft trenn bleiben muß. Liegt

unsere Lebensrichtung ja doch nicht in unserer Wahl; dem einmal als wahr von uns Erkannten müssen wir folgen; „es kommt an das Individuum heran, und es kann sich seiner nicht erwehren;“ eine unwiderstehliche Macht treibt uns vorwärts, und das Ende wird ausweisen, ob wir die Träger der Wahrheit waren.

„Freund Eberhard ist der Meinung, wir Beide, Du und ich, gehörten zusammen — und wer weiß, ob wir nicht zusammen noch tiefere Wahrheit finden, als sie uns Beiden bis jezt ausgegangen.“ Aus Einem hast Du mich ja schon erlöst: aus der oberflächlichen ästhetischen Aeußerlichkeit, — hast mich in die Tiefen des eigenen Herzens und in die Tiefen des Lebens mit seinen Conflitten einen Blick thun lassen. Vielleicht ist es mir vorbehalten, Dich auch aus einer Schwäche zu erlösen; vielleicht Dir, mildernd, sänftigend auf mich einzuwirken, wenn meine Kraft allzu kühn, allzu einseitig aussprühen wollte. Haben ja überall in der Geschichte edle Weiber oft in zarter Ahnung mit richtigem Takt das Wahre gefunden und sind ihren Gatten ein Segen geworden. Ich erkenne in tiefster Seele an, daß Du mir solch ein Segen bist. — — —“

Siebenundzwanzigstes Capitel.

In den folgenden Tagen wurde unser Robert aus seiner gebrückten Stimmung wieder hoch empor gehoben durch die allseitigsten Zustimmung- und Beileidsadressen seiner Gesinnungsgeossen und der akademischen Jugend, die, als sie vernahm, daß man ihr den bewunderten Lehrer rauben wollte, Tumulte und Excesse aller Art in Aussicht stellte und diejenigen unter den Professoren öffentlich insultirte, die Zeugniß gegen Schärtel abgelegt hatten. Auch Halsstarrische Kräfte versprachen im Volke zu wühlen, so daß unserm Helden eine glänzende Genugthuung hätte werden können, wenn er nicht verschmäht hätte, für sich selbst Nutzen daraus ziehen zu wollen. Doch so weit war es ihm angenehm, als er bemerken konnte, wie der kühle Regierungspräsident wirklich eingeschüchtert wurde, und daß Madelaine mit Ingrimme wahrzunehmen schien, daß durch die Unterdrückung dieses Heroen nichts gewonnen sei, daß er nur in ein um so glänzenderes Licht von der durch die modernen Ideen begeisterten Welt gesetzt wurde. Zu ihrem Reide und Ingrimme gegen Schärtel hatte auch die Bemerkung beigetragen, daß dieser von der akademischen Jugend viel mehr vorgezogen und geliebt wurde, als ihr eigener Geliebter, dem eine gewisse substantielle

Jähigkeit anhaftete, die oft in Streifheit ausartete, während Schärtel, der immer heitere, auch seine Gedanken immer in einen gefälligen Fluß zu bringen wußte.

Unser Robert wurde aufgefordert, sich persönlich bei der Regierung vorzustellen, und auch seine Freunde verwendeten sich für ihn, jedoch ohne Erfolg. Man entgegnete, daß ein Mann, der offen einen Kreuzzug gegen die bestehenden Religionen, gegen die Kirche predigen wolle, der dieser Kirche ewigen Haß geschworen, nicht Professor in einem Staate sein könnte, der die bestehenden Religionen zu pflegen, die bestehenden Kirchen zu schützen habe. Auf die Adressen, die die Sache in einem milderen Lichte darstellen möchten, könne um so weniger Rücksicht genommen werden, als der Präsident, der anerkanntermaßen ein sehr toleranter, von jeder Einseitigkeit freier Mann sei, seine Entfernung als nothwendig geschildert hätte.

Demgemäß wurde Robert Schärtel seiner Funktionen als Professor der Landesuniversität enthoben; weil er aber dennoch im Staate nützlich untergebracht werden sollte, wurde ihm eine Schulstelle in einer der ersten Städte des Landes angetragen, die er denn nach kurzem Bedenken auch annahm.

Unsere Leser sind vielleicht hierüber erstaunt, denken, es wäre eines Helden würdiger, daß er, eine so untergeordnete Art von Thätigkeit verschmähend, sich sogleich der Schriftstellerei in die Arme würfe. Unser Robert war aber klug und praktisch genug, eine gesicherte Existenz nicht von sich zu weisen, um auf's Ungewisse vom Büchermachen seine Nahrung ziehen zu wollen. Die Pflichten für Weib und Kind erlaubten das um so weni-

ger, als er bei genauer Rechnung gefunden hatte, daß das vergangene Jahr seine Kasse in viel größerem Maße erschöpft hatte, als er sich zum Voraus gedacht. Er wollte daher wenigstens probiren, wie ihm das Schulhalten zusage. — Seine Gattin sollte nicht wieder hierher zurückkehren; er war froh, sie über all diese Sturmeszeit in ihrem sicheren Asyl zu wissen und ihr die Beschämung des Abzuges, besonders Madelaine gegenüber, ersparen zu können. Er packte selbst mit Hülfe Eberhard's, der hier wieder treffliche Dienste that, seine feineren Geräthschaften zusammen, wobei sie sich der Tage erinnerten, da sie dieselben ahnungs- und hoffnungsvoll eingepackt hatten. Was lag Alles zwischen dieser kurzen Zeit! Robert packte manchen Seufzer mit hinein.

Hier sei noch eingefügt, daß Robert längst strenge Nachforschungen über den geheimen Ursprung jenes Briefes angestellt hatte, der Elisabeth getäuscht, aber vergeblich. Er drang in Eberhard, der um den Aufenthalt des Malers wissen mußte, aber durchaus keine Auskunft darüber gab, denselben brieflich zu einem Geständniß zu veranlassen. Eberhard brachte ihm aber die Nachricht, daß der Maler jene schnelle, übereilte That sehr bereue, ihre Verantwortung aber einzig auf sich gewälzt wissen wolle. Er allein trage die Schuld. — So war das Räthsel nicht weiter zu lösen, und obgleich Robert ahnte, daß Madelaine die Hand mit im Spiele habe, sollte ihm doch der Triumph nicht werden, sie entlarven zu können. Er war und blieb der Leidende, der Gedemüthigte, dessen einzige Genugthuung in seinem besseren Bewußtsein lag.

Diese Dinge hatten gerade vor Ostern stattgefunden. Der junge Professor war schon abgereist, als die Feiertage kamen, die in diesem Jahre etwas spät fielen.

Wir belauschten Madelaine am Charfreitag Morgen in ihrem Zimmer. Sie wohnte immer noch im Hause des Präsidenten. Ihr Ehemann hatte den Morgenkuss schon vor guter Weile auf ihre Lippen gedrückt und dann einen Morgenspaziergang gemacht. Er war ein großer Freund der Wasserkuren und hielt das Wasser für das eigentliche Lebenselement, für eine Gottheit.

Madelaine lag noch lange im Bette und las einen Roman von Dickens, bei dem sie manchmal laut aufschrie. Sie stand endlich auf, machte ihre Toilette, die ihre Mutterhoffnung immer noch auf sehr vortheilhafte Weise verbarg, und setzte sich dann an's Klavier, übte die Finger zuerst in einem Quodlibet, mündete dann in eine Ode ein und sang endlich den ersten Vers des Chorals: „Ach sieh ihn dulden, bluten, sterben!“ Und Madelaine sang ihn gut, d. h. sie wußte sich an das Gefühl, das die Noten und Worte ausdrücken, zu accommodiren, und ein Zuhörer, der selbst in einer ähnlichen Gemüthsverfassung gewesen wäre, hätte sagen müssen, sie wisse dies Lied mit Gefühl zu singen.

Während sie noch sang, trat ihre Busenfreundin ein, um sie in die Kirche abzuholen und vorher noch das dort vom Chor abzusingende Stück mit ihr durchzugehen. Es war dieses die Dame, die bei der Vorstellung der Antigone die Euridice gemacht hatte. Dieses Mädchen war die Tochter eines Beamten der Universität, nicht reich, nicht schön, aber ziemlich glücklich begabt, und da sie ihre Bildung in Paris geholt hatte, wurde sie bei ihrer Zu-

rückkunft als eine Art Wunder angesehen, dessen Zauber um so unergründlicher war, weil Niemand ihm nahen — konnte oder wollte? Dieser Zauber bestand mit Einem Worte in Bornehmheit.

Frieda Auerheim war eine gebildete Dame, sie sprach von Allem und glitt über Alles hinweg; sie interessirte sich für Alles, und kein Interesse nahm sie doch Je gefangen; sie war überall und doch für Alle in einem mysteriösen Dunkel, immer elegant, immer fleißig, immer artig, immer aufgeweckt, immer oben schwimmend, und war daher, so oft man sie in der nicht großen Gesellschaftsstadt in der Gesellschaft sah, doch jeder Zeit gern gesehen. Sie war aber nach und nach mit Madelaine alt geworden, und der Professor, der sie heimführen sollte, war immer noch nicht da. Frieda's unendliche Sehnsucht ging nach einem eigenen Heerd, obgleich sie sich noch nie bis an den Heerd verirrt hatte; die einzige Idee, um die sie sich drehte, war: ein Mann, — aber wohl kaum um des Mannes willen, denn sie hatte noch nie in einem Liebesverhältniß gestanden, noch kein Einzelnr hatte sich so sehr um sie bemüht, daß man mit Wahrscheinlichkeit annehmen konnte, er habe ganz und gar ihre Gedanken auf sich concentrirt. Sie betete die Idee an: die Idee, hinübergeführt zu werden aus dem längstgewohnten, längstgekannten Stand der Vereinzelung in den Stand der Zweierheit, ihr Ich mit Namen und Dasein wegzumwerfen und als eine Neue, Andere, Glänzendere wieder vor den Augen der Welt aufzutauhen.

Aber heute noch stand Frieda im zierlichsten, bis in die kleinsten Details gewähltesten Puh, — obgleich heute

einfach, — steif, mit ängstlicher Besorgniß um ihren Anzug, daß keine unebene Bewegung denselben verknittere; — sie stand noch, obgleich sie neunundzwanzig Jahre zählte, als Frieda Auerheim neben Madelaine am Klavier.

„Bitte,“ sagte sie, „wir wollen das Stück vorher noch mal durchsingen, es übt die Stimmen; ich kann es nicht leiden, wenn man auf den Gesang bei der Orgel weniger Sorgfalt verwendet, als bei einem Concert oder beim Dratorienverein; unser Publikum ist ja hier noch größer.“

„Nun,“ sagte Madelaine, „aber dieses Publikum wiegt nicht; das Meiste ist Plebs, der doch nichts versteht.“

„Aber an solchen Tagen gehn doch auch Gebildete in die Kirche, und obgleich keine Studenten da sind, ist die Kritik doch zu fürchten.“

Und die Zwei sangen ihre Partie aus den sieben Worten Jesu am Kreuze (von Händel) mit so schönem Gefühl, daß die Menge, die das hören durfte, ohne Zweifel in ihrer Andacht sehr gehoben werden mußte.

„Ich bleib' aber nicht in der Kirche. Wenn unsere Funktion zu Ende ist, geh' ich wieder heim,“ sagte Madelaine, ihren weißen Atlashut aufsetzend. — „Ah je ne me trouve pas bien du tout!“ fuhr sie fort, sich mit Widerwillen von ihrem eigenen Gesichte wegwendend, das ihr mit gelblichem Scheine aus dem Spiegel entgegen glänzte. „Ich sollte nur zu Hause bleiben.“

„Bist du unwohl? Du hast eine recht interessante Blässe.“

„Nicht gerade unwohl, aber eine Frau hat manchmal Zeiten, da die Schminke am Plage wäre. Nur weil ich eigentlich doch noch für ein Mädchen gelte, will ich noch

mal, — aber zum letzten Mal, — unserm Direktor die Freude machen, auf seiner Orgel mich zu zeigen.“

„Wann wirst du deine Ehe deklariren?“

„Nun officiell nicht, bis alle Höflichkeiten mit der Schweizerin beseitigt sind; an sich ist dies aber ganz gleichgültig, meine Ehe mit Fritz datirt sich von da an, als es uns zur Gewißheit wurde, wir seien für einander geschaffen. Die Ceremonie, die uns zu Mann und Frau machte, ist mir so gleichgültig, daß sie um meinetwillen ganz hätte unterbleiben können. Ich achte mich doch gebunden und meinen Fritz auch, ohne Ceremonie.“

Das Fräulein roch an ihrem Fläschchen, — es war von dem zeitweiligen Bänkelnuth des Professors doch Einiges unter das Publikum gekommen, und Frieda sagte endlich zögernd: „Es ist doch etwas Schönes um die Ceremonie, die den Bund fest macht und Rechte giebt, — die zur Frau macht. Deine hohen Gedanken sind allzu freigeistlich. — Doch warum willst du heute nicht in der Kirche bleiben?“

„Ich mag die Geschichte von der Kreuzigung nicht hören. Diese Lektüre, dieser ächt britische Humor fesselt mich; ich muß weiter lesen. Willst du nicht mit mir zurück? Ich erzähle dir den Anfang, dann lesen wir zusammen.“

„Du entschuldigst! Ich gehe zum Abendmahl.“

„Paß! — wer wird auch zum Abendmahl gehn — in unserer Zeit! Ich frequentire diese Ceremonie nie mehr, seit ich über ihre Bedeutung au fait gesetzt bin.“

„Meine Eltern wünschen, daß ich gehe, — auch bekenne ich dir, daß ich darüber doch nicht ganz deiner Meinung bin. Ich finde die Idee eines Gedächtnismahles an

den Stifter der Religion, den idealsten Jugendmenschen, gar nicht unpassend und kann somit meine Gedanken recht gut an die Kirche anlehnen."

"Ja, aber die Kirche fordert von dir, daß du die Sache anders ansehen sollest, daß du das Mahl als ein Sühnopfer für deine Sünden betrachtest, von dem Manne dargebracht, der vor achtzehnhundert Jahren mit den Juden Streit bekam und darum von ihnen an's Kreuz geschlagen wurde. So behauptet wenigstens Fischmann, der freilich am Ende nicht mehr von der Lehre der Kirche weiß, wie du und ich!"

"Nun, der Sinn, den die Kirche mit der Ceremonie verbindet, genirt mich nicht; ich bin frei und habe über meine Auffassung Niemand Rechenschaft zu geben."

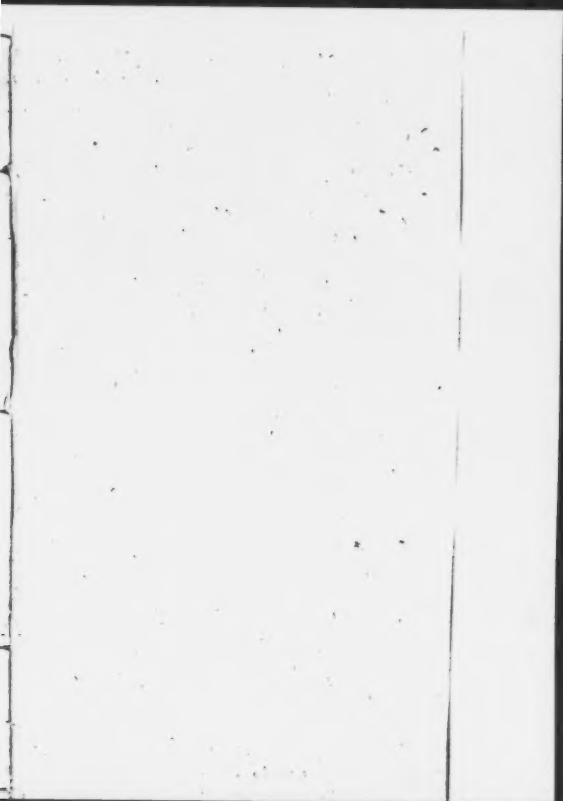
"Aber wenn wir uns accommodiren, so ist dies ein Akt der Selbstthätigkeit, der von unserer Gesinnung Zeugniß ablegt, und so lange die Kirche mir noch das Gewissen einzwängen will, mir nicht erlauben will, diese Ceremonie so anzusehen, wie ich sie angesehen wissen will, und öffentlich zu bekennen, daß ich sie so ansehe, so lange kann ich mich auch ihren Institutionen nicht mehr unterwerfen."

Damit gingen die beiden Damen in die Kirche und sangen mit Hülfe schöner Instrumentalbegleitung und dem übrigen Chor zur Erbauung und Bewunderung der Gemeinde die sieben Worte am Kreuze.

Nachher ging die Eine zum Abendmahl, nachdem sie sich vorher über eine orthodoxe Predigt geärgert hatte; die Andere ging nach Hause, las den Bog und interessirte sich sehr für die dort satirisch geschilderte Schlechtigkeit der Menschen.

Elisabet in ihrem stillen Dörfchen beugte sich in jener Stunde tief vor ihrem Herrn und Gott und empfing das heilige Abendmahl mit jenen seligen Gefühlen, die, indem sie uns einen Himmel erschließen, uns einen noch viel befeligenderen Himmel ahnen lassen.







Eritis sicut Deus.

Ein energischer Roman.



Eritis sicut Deus.

Ein anonymes Roman.

Dritter Band.

Hamburg:

Agentur des Rauhen Hauses.

1854.





Erstes Capitel.

Wir suchen unser junges Ehepaar in seiner neuen Heimath. Eine schöne, freundliche Stadt mit breiten Straßen und bequemen Häusern; ganz passend, um moderne Gedanken zu hegen und zu pflegen. Es war auch Garnison da; ein Theil der vermöglichen, freisinnigen Bürgerschaft aber hatte sich längst zu derjenigen Bildung hinaufgeschwungen, die befähigt, Alles in der Welt nach dem Maßstabe des Lichtes und der Freiheit zu messen, und diejenigen, die das Licht und die Freiheit bringen — oder doch versprechen, als Götter zu empfangen und zu verehren. Zudem war diese Stadt unserm Helden von früher Jugend bekannt, eine Art Heimath; er hatte seine erste Bildung da empfangen. Was Wunder, daß sie sich ihm jezt weit aufthat, weil das Gerücht ihm vorausgeriilt war, daß er als Märtyrer der Wissenschaft, die gegen allen Aberglauben und verjährtte Vorurtheile sich angestemmt hatte, in ihre Mauern einzog. Man war zwar nicht in allen Kreisen so ganz im Reinen über den eigentlichen Inhalt dieser neuen Wissenschaft; es wogte noch

ziemlich unbestimmt in den Köpfen hin und her, und Jeder dachte sich dabei das als von ihr überwunden und beseitigt, was gerade ihm bisher noch Skrupel oder Unbehagen gemacht hatte. Allen aber, wenigstens in den Lichtsuchenden freien Bürgerclubs, war die neue Erscheinung erwünscht, und die Art, wie Robert von ihnen empfangen wurde, war so aufmunternd, daß auch auf einen weniger heiteren Charakter dieselbe günstig hätte wirken müssen. Robert war bisher natürlich den untergeordneten Bildungskreisen mehr fremd geblieben, hatte sie in seinem gelehrten Aristokratismus fast verachtet; aber jetzt erschien ihm ihre Bedeutung für die Welt, für die Wissenschaft, für das Völlerleben, für die Zukunft in einem ganz neuen Lichte. Auf Universitäten, da man sich in der höchsten geistigen Sphäre bewegt, wird das Bürgerthum immer etwas über die Achsel angesehen. Man vergißt, daß es die breite Basis ist, auf der erst das Höhere sich aufbauen kann; jetzt schenkte unser Robert demselben seine volle Beachtung, freute sich, die Kinder dieser Leute in die schöne Griechenwelt einführen, sie zu Menschen, zu einstigen Trägern eines besseren Staates, als derjenige war, der ihn so schändlich ausgewiesen hatte, machen zu können.

Das nemlich wurde unserm Philosophen jetzt erst recht deutlich, daß dieser historische Staat, der unter dem Vorwande, die historischen Religionen schützen zu müssen, die freie Wissenschaft, wo nicht unterdrücken, doch einengen und mißhandeln konnte, nun und nimmer der rechte Staat sei. Er lächelte jetzt über sich selbst und seine frühere Naivetät, die über den Rechtsstaat und den historischen

noch so unklare Begriffe gehabt habe. Er dachte, die Erfahrung hat mir die Nase darauf gestoßen und mich zur Entschiedenheit gedrängt: der Polizeistaat taugt nichts.

Diese Gedanken äußerte er übrigens vor seiner Gattin nicht; er war gegen sie mild und lieb, wie ein ächter Held gegen ein schwaches Weib, dessen Schwäche er erkannt hat; er freute sich ihrer Schöne von Neuem recht inniglich, und Elisabeth durfte sich glücklich schätzen, in ihrem Gesichte einen Empfehlungsbrief mitzubringen, nicht nur fremden Menschen gegenüber, sondern durch diese immer von Neuem rückwirkend auf den eigenen Gatten, der das von Andern Bewunderte so gerne sein nannte.

Die beiden Eheleute hatten sich wieder häuslich und heimlich eingerichtet, eine schöne, die Aussicht in's Freie bietende Wohnung bezogen. Elisabeth, mit festem Willen und den besten Vorsätzen, mit einem innerlich gereinigten Herzen, erfüllte ihre Pflichten nach bestem Wissen. Auch ihre Gesundheit hatte sich wieder befestigt, und Mutterhoffnung erfüllte ihr Herz mit freudigem Bangen, gab ihren Gedanken und Händen frische Regsamkeit. Im Ganzen war Elisabeth erleichtert durch diese Wendung ihres Schicksals, sobald sie an sich selbst dachte; denn die Worte in jenem Briefe, daß sie ihrem Gatten mit Freuden wieder in die alte Universitätsstadt folge, waren nicht aus ihrem Herzen gekommen. Sie hatte gebangt bei dem Gedanken, in die alten Verhältnisse wieder einzutreten, zu denen sie jetzt nichts, gar nichts zog, während sie alle Ursache hatte, sich vor den Erinnerungen, welche sie aufriefen, zu scheuen, diese Erinnerungen zu fliehen.

Darum war Robert's Hiobebrief für sie ein Freudenbrief gewesen, der sie glücklicher gemacht hatte, als sie dem Gatten nur zu gestehn wagte. Hier in dieser ihr fremden Stadt wollte sie nun ein einfaches, stilles, häusliches Leben führen, ihren Pflichten als Hausfrau und Mutter getreulich nachkommen. Nebenbei hatte sie eine Hoffnung, der sie sich um so lieber hingab, als Robert in jenem Briefe eine Art Berechtigung dazu gegeben hatte: die Hoffnung, ihren Gatten am Ende auch noch wieder zum Glauben bringen zu können, — zum Glauben an einen persönlichen Gott. Sie vertraute dabei auf die Führungen dieses Gottes, deren sie selbst eben so gewiß zu sein glaubte, als der Glaube daran ihr nothwendig war; sie wollte aber vorsichtig zu Werke gehn, denn sie hatte seinen Spott oder seinen Aerger ja schon oft genug erfahren, und sich selbst wollte sie diesen Glauben nicht wieder entreißen lassen.

Wir haben hier noch einen Augenblick rückwärts zu schauen. In Leonoren's Hause hatte Elisabet das Leben von einer andern Seite ansehen lernen. Der junge Pfarrer Dhwalt, Leonoren's Gatte, war auch, angestrebt vom modernen Wissen, in's Seelsorgeramt eingetreten, aber sein Gemüth hatte sich nicht dabei beruhigen können, und er war nun eifrig bemüht, Alles aufzusuchen, was ihm ein bündiges Zeugniß gegen das moderne Wissen und für die Wahrheit des positiven Christenthums abzulegen schien. Elisabet sah bei ihm manches Buch, dessen sie mit großer Verachtung von Robert und seinen Gesinnungsgenossen hätte erwähnen hören, und das ihr, wenn sie jezt selbst darin las, in ganz anderem Lichte erschien und ihr oft

den höchsten Trost gab. Der junge Pfarrer aber bekannte selbst, nicht durchaus befriedigt und über alle Zweifel auch durch diese Bücher nicht erhoben worden zu sein; bezweifelte aber zu gleicher Zeit, ob je durch Beweisführungen der Vernunft die Wahrheit des Christenthums dargethan werden könne. Er leugnete aber auch, daß eine solche positive Beweisführung nöthig sei, da jedenfalls der entgegengesetzte Beweis noch weniger möglich wäre. Er rieth der jungen Frau, es zu machen, wie er selbst, alle philosophischen und theologischen Streitigkeiten in ihrem Werthe dahingestellt sein zu lassen und sich als Kind zu den Füßen des Herrn zu setzen: da gehe Einem die Wahrheit von anderer Seite her auf, man finde Frieden und stehe mitten darin im Reiche Gottes. Elisabeth konnte wirklich mit Augen sehen, daß die Leutchen Frieden hatten und im Reiche Gottes standen. Sie lernte hier Dinge kennen, von denen sie früher entweder keine Ahnung, oder nur entfernte Kenntniß hatte. Besonders wurde sie von der Heidenmission ergriffen, von den Schilderungen des Elendes der Heidenwelt und von dem unzweideutigen Nachweis, daß nur das Christenthum und nichts als dieses sie diesem Elende entreißen könne. Sie erinnerte sich dabei jenes Abends beim Präsidenten und der oberflächlichen Beruhigung, die Robert sich selbst und den Andern gegeben hatte; ihr Gefühl sagte ihr, daß nicht bei Jenen die Wahrheit sei, die sich nichts kümmerten um das Wohl oder Weh der Menschheit, — auch der armen Heidenwelt, wohl aber bei denen, die mit Aufopferung ihres eigenen Lebens die Heiden zu Gotteskindern machen wollten, um nicht den Fluch der Civilisation,

(der ihnen durch den Brautwein und die Laster der handeltreibenden Kulturmenschen mitgetheilt worden war) auf ihnen lasten zu lassen, sondern den Quell ihres Segens denselben zu erwerben. Elisabet gelobte sich, von nun an dieser Sache ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; sie ließ sich einige Blätter, die Mission und Völkerbildung zum Gegenstand hatten, geben, und hoffte einst, in günstiger Stunde auch ihren Vatten günstig dafür stimmen zu können. Und nur, weil sie dies hoffte und wie ein kluger Feldherr agiren, d. h. zurückhalten wollte, hatte sie in jenem Briefe nichts weiter von ihrer eigentlichen Sinnesänderung erwähnt; sie wollte ihn nicht zurückschrecken, sie wollte ihn gewinnen, und daher legte sie ihm brieflich nur jenes Eine an's Herz, das er als würdiger und billiger Mann ihr wohl zugestehn mußte. Auch war sie selbst ja doch wieder genöthigt, ihm in Vielem Recht zu geben, wo seine Philosophie tiefer eingebrungen war.

So standen die Gemüther. Robert griff seinen neuen Beruf mit viel Liebe an, und die ausschließliche Beschäftigung mit seinen griechischen Klassikern veranlaßte ihn, sie auch seiner Vattin wieder vorzuführen. Bei Elisabet rief aber auch diese Lectüre wieder eine innere Opposition gegen den Vatten hervor. Wir werden später darauf zurückkommen.

Das freundliche Entgegenkommen eines Theils der Einwohnerschaft der Stadt brachte natürlich unsern Philosophen auch in gesellschaftliche Berührung zu derselben; besonders fühlte er sich veranlaßt, einen vor der Welt sehr geschätzten Advokaten, Namens Wolf, aufzusuchen, einen älteren Mann, der sich sehr dienstfertig gegen ihn

bezeigt und der gewissermaßen als das Haupt der liberalen Partei politisch in ähnlicher Weise gewirkt hatte, wie unser Held und seine Gesinnungsgenossen auf dem kirchlichen Gebiete. Sie fühlten unwillkürlich eine Art Sympathie für einander, und Robert gelobte sich selbst, dieser Art von Thätigkeit eine größere Beachtung zu schenken, nachdem er ihre höhere Nothwendigkeit erkannt hatte. Eine entfernte Verwandtschaft dieses Mannes mit Falstaff war vielleicht die Ursache, daß der Advokat sich so besonders zuvorkommend gegen unsern Helden bewiesen hatte. Robert wurde eines Abends bei ihm zu Gaste geladen und stellte seine Gattin dessen Familie vor. Elisabeth war gleich beim Eintritt überrascht von der Eleganz des Hauses; die Familie wohnte in den obern Gemächern, unten wurden die Klienten empfangen. — Eine amazonenartige Haushälterin führte sie zu Madame, die von einem Kanapee aufstehend sie sehr artig empfing. Doch ehe sie den Fremden entgegentrat, rief sie einem Mädchen, das zu ihren Füßen sitzend den Eintretenden den Rücken lehrte, zu: „Ella, entferne dich!“ Das Kind schob sich wirklich zu einer andern Thüre hinaus; Elisabeth sah aber mit Schrecken, als es den Kopf drehte, daß das Mädchen einem Hunde ähnlicher sah, als einem Menschen. Ein anderes Mädchen, aus einer Fensternische aufstehend, ging den Gästen mit der älteren Dame entgegen und wurde denselben von letzterer mit einigem Selbstgefühl als ihre Tochter Kostilbe vorgestellt. Elisabeth hatte noch nie ein reizenderes Mädchen gesehen. Leicht wie eine Sphinxide trug auch ihr Anzug dazu bei, sie zu einer fast phantastischen Schönheit zu machen. Das leichte Flortkleid wetteiferte an Weiße

mit ihrem Gesicht und Hals, der, wie die Arme, mit zierlichem Schmucke bedeckt war. Die ältere Dame mochte einst auch schön gewesen sein, ihre Züge waren aber jetzt blaß und eingefallen und hatten einen leidenden Ausdruck. Ja sogar unbedeutend und matt erschienen sie. Die Frau mochte sich mit ihren Gedanken vorzugeweise im Kreise ihrer Familie bewegen. Sie sprach von ihrem abwesenden Sohne und erwähnte der Vergnügungen und Beschäftigungen ihrer Tochter, welche letztere in ihrem Theil Elisabeth zu überzeugen suchte, daß die Verhältnisse in ihrer Stadt so angenehm seien, als auf der Universität, daß sie sich gewiß hier eben so gut amüsiren würde. Elisabeth erwiderte lächelnd, daß sie noch nicht daran gedacht hätte, sich darnach zu erkundigen; sie wünsche ein einfaches Leben hier zu führen. Das junge Mädchen sah sie verwundert an, während die ältere Dame der Ansicht war: die Tage, da man zum einfachen Leben verdammt würde, lämen schon von selbst; so lange man noch nicht genöthigt sei, ihrer zu entbehren, möge man immerhin die Welt genießen.

Der Advokat trat ein, ein großer stattlicher Mann mit einer Stentorstimme. Seine erste Bewegung nach der Begrüßung war eine Liebkosung seines Töchterchens, das ihm entgegenhüpfte, dann hatte er einige Artigkeiten für die schöne junge Frau; mit Robert war er aber, im Zimmer auf und ab spazierend, bald im Fluß über seine verunglückte Professorsüberufung.

„Ich sehe längst mit Interesse nach den Universitäten und wünschte, daß allenthalben die guten Kräfte so zurückgebrängt würden. Unser altes, verrostetes Staats-

gebäude kann ja die Wahrheit nimmermehr ertragen. Wie vermöchten auch die alten Schläuche den jungen Most zu fassen! Mit den alten Religionen müssen auch die alten Staaten sinken, das ist klar wie der Tag. Darum wollen sie den Bund nicht aufgeben. Ein richtiger Takt leitet die beiden Krähen, daß keine der andern die Augen aushacken will. Aber nur Geduld! Je unbarmherziger die intelligenten Kräfte aus diesem morschen Gebäude hinausgebrängt werden, um so gewisser sammeln sie sich außerhalb desselben, um es einst zu stürmen. Wie gesagt, ich wünschte, daß es Allen so ginge wie Ihnen, ja daß man euch die Lebenslust abzuschneiden suchte. Um so mehr würdet ihr Herren dann zappeln, und zappelnd eure Kräfte regen. Glauben Sie mir: zu all eurem Griechisch und Latein verdammt man euch nur deshalb, um eure Kräfte unnütz abzumühen, um euch unschädlich zu machen, um euch den Mund für das Eine Nothwendige zu verstopfen."

"O, mit nichts!" sagte Robert lachend; "ich denke, wenn man uns die Jugend anvertraut, und wir derselben mit der Einführung in die Welt der Griechen und Römer auch zugleich den Sinn für Freiheit und Selbstständigkeit, für Männerwürde, für öffentliches Leben einflößen, so sind wir damit für einen mürbe gewordenen Staat, der kein öffentliches Leben vertragen mag, nicht unschädlich, und die Früchte werden auch seiner Zeit an den Tag treten."

"Gut, gut! Aber das geht doch verzweifelt langsam, und eine ganze Generation kann noch kommen und gehen, bis der Sinn für Selbstständigkeit in's Mark des Volkes eingetreten ist. In unserer Zeit ist nur die

politische Literatur von Belang, diese muß eingreifen in das Leben des Volkes; man sollte unmittelbar auf's Volk wirken, die politische und religiöse Aufklärung auch in die tieferen Schichten desselben bringen. Diese unteren Klassen sind noch so gar stumpf, meinen immer noch, sie seien nur auf der Welt, um ihre Abgaben zu zahlen, zum Danke, daß man ihnen Luft und Wasser noch nicht ganz abgeschnitten hat, und sich in den Himmel zu träumen, — die Armen, die damit doppelt betrogen sind."

Man hatte sich inzwischen gesetzt, und Elisabet, die dem Herrn gegenüber saß, fragte schnell: „Sind sie damit doppelt betrogen?"

„Nun sie sind wenigstens in ihrem Glauben selig," warf Robert mit Lächeln ein, „und dann ist es immerhin gut, wenn ihnen der Glaube nicht genommen wird. Ich bin darin doch nicht ganz Ihrer Meinung. Das niedere Volk ist nicht zur Selbstständigkeit geboren, es vertritt bei uns die Stelle, die in Griechenland die Sklaven einnehmen, und es kann nie ganz auf die Höhe der Bildung gehoben werden, die Städtebürgern möglich wird. Darum muß die Stufe der Vorstellung für solche Volksklassen bleiben. Wollte man ihnen dieselbe ganz entreißen, so würde ihnen genommen, ohne daß dafür Entsprechendes geboten werden könnte."

„Paß! Das Gefühl der Männerwürde ist auch für den gemeinen Bauer etwas Schöneres und Aeßeres, als alle hohle Vorspiegelung, und es wäre endlich an der Zeit, daß das Leben Wahrheit würd'. Aber so lange die Pfaffen noch oben sind, ist dies unmöglich! Darum habe ich von jeher meinen gründlichsten Paß! auch diesen

zugewendet, und in dem politischen Blatte, das ich mit einem Freunde herausgebe, wird jeden Tag in allen möglichen Variationen auf Vernichtung ihres Einflusses durch Lächerlichmachung, oder durch Aufzeigen ihrer Untüchtigkeit, auf das Leben eines gebildeten Volkes noch irgend ersprießlich einzuwirken, losgearbeitet.“

„Den eigentlichen Pietisten unter den Geistlichen gegenüber möchte dies am Plage sein, — doch wie bekommen Sie das Material?“

„Nun wir haben auch einige solche Herren in der Nähe. Da ich selbst aber nie mich in den Bereich dieses Gelichters begeben habe, so lasse ich mir von Gleichgesinnten Bericht erstatten, die alle diese Wespenester aufsuchen, und die Artikel fließen mir in reicher Fülle zu.“

„Wie können Sie aber dann wissen, ob diese Artikel wahr sind?“ fragte Elisabeth.

„Darnach fragt man nicht lange, schöne Frau; wahr oder unwahr, wenn sie nur wirken!!! Ich bin übrigens von der Schlechtigkeit aller Pfaffen zum Voraus so überzeugt, daß ich von vornherein annehme, sie sind alle wahr; denn alle Pfaffen wollen ihr elendes Christenthum nur aufrecht erhalten, um aus ihren Pfründen nicht vertrieben zu werden. Ha! was könnte mit dem Gelde, das die Pfaffen verschlingen, nicht Alles ausgerichtet werden!“

„Nun, unsere evangelischen Pfründen sind doch nicht gerade allzu hoch dotirt,“ sagte Robert begütigend. „Mancher arme Landpfarrer hat kaum zu leben.“

„Um so nothwendiger wäre, daß man die Pfarrersbesoldungen zum Theil noch den Schullehrern gäbe, die doch die einzigen wahren Volksbildner sind, und miserabel

für ihre nützlichen Leistungen bezahlt werden. Das Uebrige könnte dann zu Armenhäusern oder zu Ankauf von Grundstücken für die Armen verwendet werden, ein Theil zu einer Art Lesehaus, wo Zeitungen, politische Schriften auf-
liegen; so hielte Volksbildung und Volkswohlfahrt gleichen Schritt.“

Während der Advokat so in großem Eifer sprach, füllte sich sein Tisch nach und nach mit lederen Gerichten. Er hatte anfänglich den Gästen artig angeboten; je mehr er aber in Eifer kam, je mehr vergaß er derselben. Er theilte sich die ledersten Bissen zu und schlang dieselben keuchend hinunter. Er hatte nemlich ein Uebel, das ihn, wenn er recht in Affekt kam, bedeutend am Athmen und damit am Sprechen hinderte. Dies war ein starker Auswuchs am Halse, der den armen Mann oft in Harnisch brachte, so daß er mitten in einer bedeutenden Phrase plötzlich eine Zwischenrede an denselben hielt: „Verfluchter Kropf! wie genirst du mich heute wieder!“ — Wirklich, ohne diesen Kropf hätte der Mann fast den Eindruck eines Helden der modernen Welt machen können.

Die Hausfrau sah mit einer gewissen innern Angst das Gebahren ihres Hausherrn mit den Schüsseln und Platten, aber sie wagte nicht, ihn aufmerksam zu machen; sie drehte den Zipfel ihrer Serviette zwischen den Fingern, während Elisabeth die schöne Tochter fragte: „Sie haben wohl auch Liebe für die Armen?“

„Ich? — O ja,“ erwiderte diese zögernd, „ich kenne aber eigentlich keine. Die Leute, die ich gewöhnlich sehe, sind alle wohlhabend.“

In diesem Augenblicke kam die kolossale Haushälterin zur Thüre herein und ging mit ziemlicher Ungenirttheit auf den Hausherrn zu, ihm die Hand auf die Schulter legend: „Herr Doctor, es ist ein Bauer draussen, der sich nicht will abweisen lassen.“

„Ein Bauer? Er soll morgen kommen, es ist jetzt nicht die Zeit zu Geschäften.“

„Er sagt, er hätte bringend mit Ihnen zu reden.“

„Was hat er denn vorzubringen?“

„Ich weiss nicht, es sei wegen eines Prozesses.“

„Und bringend? So will ich ihn heute noch anhören, er mag unten warten.“

Die Haushälterin entfernte sich, der alte Rechtsmann vertiefte sich wieder in seinen Braten und wurde munter beim Weine. Er erzählte von seinem Sohne und einem Neffen, von denen der Letztere, — Beide studiren auf ausländischen Universitäten, — ihm ganz besondere Freude mache, weil er ihm Aufsätze für sein Blatt sende, die an Schärfe und Kühnheit die seinigen noch weit überträfen. Die Censur streiche ihm freilich die Hälfte; er räche sich dann an ihr durch blinde Spalten. Er forderte unsern Philosophen auf, ihm auch Aufsätze für sein Blatt zu liefern, vorzüglich die moderne Philosophie, — aber ohne den gelehrten Holuspolus, der durch seine Verkläufelungen immer von einer Seite sich selbst das wieder wegstreite, was er auf der andern sich zugetheilt, dem Volke mundgerecht zu machen. „Ihr müßt einfacher werden, ihr Herren, da hilft nichts. Die künstlichen Redespiele nützen durchaus nichts, denn den sogenannten Gläubigen könnt ihr die Augen doch nicht damit verkleben,

und für die Andern, die freien Menschen, ist das ganz unnöthig. Darum ganz deutsch und einfach, Herr Professor, die Grundzüge eurer modernen Erfindungen dem Volke eingestrichen! — Sie sind zwar so alt, als es vernünftige Menschen giebt, und kommen nur immer wieder in solchen Zeiten zur Geltung, wo der Menscheng Geist aus Anechtschaft und Verfall wieder zu sich selbst kommt."

"Ja!" sagte Elisabeth hastig, "in Griechenland, als es zerfiel, kamen sie auch in Geltung, und in Rom, als es innerlich faul in sich selbst zusammenbrach, lachte man auch derer, die noch an Götter glaubten."

"Aha!" rief der Advokat lachend, zu unserm Philosophen gewendet, "Ihre Frau muß die letzten Tage Pompejis von Bulwer gelesen haben, darum hat sie Angst vor dem Verfall. Aber, schönste Frau, wenn Sie die Götter lieb haben, Sie können sie immerhin beibehalten, um Ihr Reich nicht zerfallen zu lassen; vor Allem jedoch würde ich Ihnen rathe, der gewaltigen Kypris und ihrem kleinen Sohne Altäre zu errichten, denn diese sind für schöne Frauen die beglückendsten Gottheiten, wenn sie wohl wollen, und die gefährlichsten, wenn sie zürnen."

"Meine Elisabeth hat dieselben immer zu Bundesgenossen," sagte Robert freundlich und verbindlich gegen seine Gattin gewendet; er war allzu wenig hingerissen von dem Advokaten, um blind gegen das zu sein, was auch seiner Frau mißfällig sein mußte. "Uebrigens," fügte er leicht bei, "möchte eben der Ansicht meiner Frau gegenüber hervorzuheben sein, daß lange vor dem Zerfall Griechenlands ein Mann gelebt hat, der sich rühmte, nie den Göttern geopfert, nie ihnen gehuldigt und doch nie

ihren Jörn verspürt zu haben; im Gegentheil ist sein Leben sehr angenehm und leicht bis in sein Alter dahingeflossen.“

„Mit diesem Manne hätte ich dennoch nicht tauschen mögen,“ sagte Elisabeth mit ganz ungewohnter Heftigkeit. „Lieber sich unter Lasten krümmen, als ohne Gott leben in der Welt.“

Alle sahen erstaunt nach der jungen Frau hin, die schnell aufgestanden war, und fixirten dann den Philosophen, der sich in die Lippe biß, dann aber, sich fassend, bemerklich machte, daß, je nachdem man diesen Begriff deute, derselbe auch in der Neuzeit Geltung haben und nothwendig behalten müsse. Die Leute, die Gott einfach verneinen zu können glaubten, seien als frivole anzusehen, und er seines Theils wolle sich streng von solchen gesondert wissen.

„Aha!“ rief der Advokat, „da ist wieder eine von euern unbrauchbaren Subtilitäten! Natürlich, eine gewisse Idee, aus der sich die Welt entwickelt hat und zu der sie wieder hinstrebt, läßt man auch stehn; aber dieselbe hat mit dem Einzelnen blutwenig zu schaffen, wenn er sich nicht mit ihr zu schaffen macht. In der Politik geht sie auf und findet ihre höchste Verwirklichung. Darum ist die Politik der einzige Gott, dem jezt noch gehuldigt werden darf.“

Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft wurde plötzlich auf eine Erscheinung gerichtet, die sich von der Thür her in langsamen Schritten bewegte. Es war dies ein nicht eben stattlich aussehender Bauer, mit schlichten, schon in's Weiße spielenden Haaren und demüthigen Geberden. Er

machte eine Verbeugung mit Krachfuß und entschuldigte sich wegen seines unerlaubten Eintritts.

„Wer seid ihr? Was wollt ihr hier?“ rief der Advokat mit barschem Tone. „Niemand gab euch die Erlaubniß des Eintritts.“

„O Herr, ich weiß es wohl,“ sagte der Bauer, „aber ich habe vier Stunden Weges und muß heute noch nach Hause; mein Weib ist krank und ohne Hülfe; die Tochter hab' ich jetzt in's Dienen geschickt, und meine vier kleinen Kinder haben den ganzen Tag nichts bekommen; ich wollte Sie unterthänig bitten, ob Sie nicht die — —“

„Ha!“ rief der Rechtsanwalt mit Verdruss, „seid ihr der Bauer, der vorhin angekündigt wurde? Ich meinte, es wolle Jemand einen Prozeß anhängig machen; eure Sache ist ja entschieden.“

„Eben ja. Ich bin der Johannes Maier, dem Sie den Prozeß verloren haben. Nun ist mir gedroht, daß mir Alles vollends verkauft werden soll, weil Sie noch nicht bezahlt sind.“

„Entfernt euch! das gehört nicht hierher; ich will nachher mit euch reden!“

„O Herr, ich habe Sie ansehen wollen um Gnade und Barmherzigkeit; ich bin ja unschuldig in diesen Prozeß hineingekommen; Sie werden mich doch nicht ganz verderben wollen, meinen armen Kindern nicht das letzte Brod entziehen wollen.“

„Und meint ihr denn, ich werde umsonst arbeiten und Auslagen für euch haben? Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, und wer Prozesse führt, der muß sie, wenn

sie ihm verloren gehn, auch bezahlen. Das ist klar wie der Tag, und einfach wie das Recht."

"Ja, einfach wie das Recht!" rief der Bauer; "Sie haben mir immer vorgesagt, ich müsse den Prozeß gewinnen; mein Recht sei ganz klar und einfach. So hab' ich mich immer am Narrenseil hinziehen lassen, bis es auf einmal hieß: Alles sei verloren. Nun lachen mich die Leute aus, und ich habe zu der Schande noch Hunger und Kummer."

Der Advokat, der so ganz unversehens diese Erörterungen vor seinen Gästen vorgebracht sah, war ganz sassungelos vor Wuth und Verlegenheit: "Schlingel!" stieß er hervor, "daß ihr den Prozeß verloren, daran seid ihr Schuld, nicht ich; ich kann euch die Beweise dafür vorlegen, aber eben um eurer Beschuldigungen willen muß und werde ich auf dem Rechtesfuße mit euch bleiben. Da ist keine Hülfe. Jetzt marsch, aus meinem Hause!"

Und der Advokat kuckte wieder ganz bedenklich und murmelte, — vielleicht eine vertrauliche Aarede an seinen Kropf; der Bauer aber schrie laut auf: "O Herr, ich bin ein verlорener Mann! und auf Ihrem Gewissen liegt es, wenn es ein Unglück giebt — —"

Die Damen hatten ängstlich dieser Scene zugehört; die Hausfrau in halb entschuldigendem, halb ärgerlichem Tone gegen Elisabeth die Bemerkung gemacht, daß solche alberne Leute oft die verkehrtesten Begriffe hätten und Prozesse führen wollen, ohne das Risiko derselben in Betracht zu nehmen.

"Gewiß," sagte Elisabeth, während sie ihre Umhüllungen vernahm, "solche arme misleitete Menschen sind

sehr zu beklagen, daß sie vom Rechtwege ihr Heil erwarten können.“ — Dann ging sie auf den Bauer zu, gab ihm eine Banknote, die sie heute eben erst zu ihren monatlichen Ausgaben von Robert erhalten hatte, und sagte: er möge davon vorläufig seine Gläubiger befriedigen. Der Bauer stand wie versteinert und wußte nicht, was das Papier bedeuten sollte. Dann wandte sie sich an den Advokaten und sagte Abschied nehmend: „Ich freue mich, mein Herr, daß dieser arme in seinem Dorfe bis jetzt noch eine Kirche und einen Pfarrer hat, die ihn auf den Himmel verträufen können, damit dem in dieser Welt zweifach betrogenen Manne doch noch ein Trost bleibe.“

Der Advokat verzog seinen Mund zu höhnischem Lachen.

Die beiden Ehegatten gingen schweigend neben einander nach Hause, jeder mit getheilten, sich widersprechenden Gefühlen.

„Das ist nun ein Freund von dir,“ sagte Elisabeth, als sie zu Hause angekommen sich gegenüber saßen.

„Ich stimme ihm nicht in Allem bei und bekenne, daß mich die Scene auch unangenehm berührte, — aber du wirst doch nicht glauben, daß der Bauer dem Advokaten gegenüber durchaus Recht habe?“

„Mag er Recht oder Unrecht haben, der Advokat hätte sollen dem Mitleid nachgeben. Wer so viel von Volkswohl spricht, der muß auch das Wohl des Volkes wirklich wollen.“

„Wohl! Man kann im Allgemeinen diese Phrase anwenden und gelten lassen; wer aber weiß, wie das Leben doch aus gewissen Rechtsverhältnissen zusammengesetzt ist,

der muß auch solche Konflikte erklärlich finden und zu-
rechtlegen können: der Bauer behauptete, durch den Ad-
vokaten ermuthigt und durch falsche Vorspiegelungen irre-
geführt worden zu sein; der Advokat behauptete, der
Bauer, nicht er, trage die Schuld, daß der Prozeß ver-
loren gegangen sei, vielleicht weil Jener ihm Thatfachen
verschwiegen. Jedenfalls hat wohl schwerlich der Advokat
den Bauern zur Führung dieses Prozesses veranlaßt, son-
dern die Prozeßsucht des Letzteren selbst. Er mußte nun
von vornherein sich die Möglichkeit des Verlustes denken,
denn es stand ja doch nicht von vornherein fest, daß der
Bauer gewinnen müsse, das sollte ja erst ermittelt wer-
den, und ein Arbeiter ist seines Lohnes werth; daß er
also jezt über ganz natürliche Eventualitäten sich entsetzt,
als wären sie die höchste Ungerechtigkeit, das ist nur ein
Beweis seiner Vornurtheit, nicht aber der Ungerechtigkeit
seines Advokaten. Dieser kann die verlorenen Prozesse
nicht umsonst führen.“

„Aber der unglückliche Mann, die kleinen Kinder,
die nun Betteln gehn sollen? — Die kranke Frau!“ rief
Elisabet fast angsthaft, als sie durch die Argumentation
sich ein Bollwerk um's andere entriß.

„Gesezt, es sei so, wie der Mann angab, — aber
es ist schon manche Familie durch thörichtes oder noth-
gedrungenes Prozeßführen an Bettelstab gekommen. Das
änderst du auch durch deine großmüthige That nicht —“

„Nun, so hab' ich doch durch meine That eine Fa-
milie gerettet und den Advokaten beschämt —“

„Das fragt sich. Er wird dich wohl auslachen, und
genau genommen war auch deine That sehr unüberlegt.

Denn du weißt ja gar nicht, wie es sich hinsichtlich dieses Prozesses eigentlich verhält, weißt nicht einmal, ob das, was der Bauer sagte, Wahrheit war — "

„Wahrheit war! Als ob die Wahrheit nicht mit tausend Griffeln auf seinem Gesichte verzeichnet gewesen wäre!“

„O, das ist oft dennoch Uebertreibung! Du kennst die Menschen nicht und hast hier leichtsinnig genug, einem übertriebenen Großmuthspleen nachgebend, eine Summe weggeworfen, die wir selbst gar nothwendig zum Leben hätten brauchen können; gesetzt aber auch, du hättest eine so große Summe zu Wohlthaten verwenden wollen, wie viele Menschen hättest du damit glücklich machen können?“

„Ich folgte aber meinem Gefühl, und mein Gefühl betrügt mich nicht,“ rief Elisabeth in Thränen ausbrechend.

„Nun ja! Aber dieses Gefühl, wenn es dich überall zu solchen Thaten treibt, könnte dich bald an Bettelstab bringen, und wo dein Geld nicht ausreicht, kommst du mit deinem Gefühl doch auch wieder in Collision. Hier muß die Vernunft die Thaten regeln, nicht das Gefühl, das der höchsten Extravaganzen fähig ist.“

Dabei blieb's. Elisabeth war geschlagen und fühlte sich trotz ihrer gutgemeinten That unglücklich.

Am andern Morgen ließ ihr der Advokat sagen: Da die junge Frau so großmüthig sei, so benachrichtige er sie, daß durch ihre Banknote ein Drittheil der Prozeßkosten für jenen Bauer gedeckt sei; wenn sie die weiteren zwei Drittheile vollends einlegen wolle, so stehe es ihr frei.¹¹⁾ Er sei aber bereit, ihr einen Blick in die Akten zu gestatten, woraus sie die Ueberzeugung gewinnen werde,

daß wirklich der Client selbst Schuld sei am Verlaß des Prozeßes. — Dies Geld, wurde der Nachricht angehängt, wolle der Advokat nicht für sich verwenden, sondern zur Verbreitung von Druckschriften im Interesse der modernen Wissenschaft und des modernen Staates.

Elisabet war tief beschämt und wurde irre an sich selbst und ihrem Gefühl. Sie hatte geglaubt, den Advokaten zu beschämen; nun lachte er ihrer, und ihr Geld war gleichsam weggeworfen. Sie aber mangelte desselben schmerzlich in der eigenen Kasse, und Robert, den ihre, seiner Ansicht nach unüberlegte Großmuth ärgerlich gemacht hatte, der ihr ähnliche Streiche vermeiden wollte, war sehr faumselig im Hüllen ihrer Kasse, vielleicht auch aus eigenem augenblicklichem Mangel, und weil sie ihn nicht gerne um Geld angehn mochte, so half sie sich recht kümmerlich, und nicht immer war sie mit sich selbst zufrieden. Robert aber wurde von dem Advokaten nicht wenig geneckt wegen der Lebensansichten und des Großmuthespleens seiner Gattin. Letzterer verbarg auch nicht seine Verwunderung, daß der Philosoph so wenig Einfluß auf seine Gattin gehabt habe; er rühmte ihm seine Taktik in der Ehe, und Robert war wirklich manchmal selbst geneigt, sich's als Schwäche oder übertriebene Großmuth anzurechnen, daß er seine Gattin so weit gewähren ließe.

Elisabet zog nun über diese Familie bei ihrer Hauswirthin Erkundigungen ein. Die sogenannte Ella war ihr nemlich immer noch in unheimlicher Erinnerung, und sie fragte jezt, was es für eine Verwandtniß mit derselben habe.

„Es ist dies das jüngste Kind der Frau Doctorin Wolf,“ sagte die Hauswirthin mit mysteriöser Miene; „Niemand spricht aber von dem Mädchen, sie wird auch eigentlich nicht gezeigt, sie hatten sie lange in die Koft gegeben, dem Herrn soll aber das Kostgeld zumider gewesen sein, darum nahm man sie in's Haus.“

„Erschrak denn ihre Mutter etwa an einem Hunde, als sie das Kind unter dem Herzen trug?“ fragte Elisabeth nicht ohne Angst, da sie ihres eigenen Schreckens gedachte.

„Sie sagen so; im Munde des Volkes geht aber eine andere Sage.“

„Welche?“

Die Frau sah unsere Elisabeth zweifelhaft an; sie wußte nicht, wie es hinsichtlich der Religiosität bei ihr stehe, ob sie nicht etwa hier ausgelacht würde, wenn sie derselben ihre Sage anvertraute. Doch, ermutigt durch den Ernst der jungen Frau, fuhr sie fort: „Der Advokat Wolf war von jeher ein Mann, der sich nichts um Religion kümmerte; sein erstgeborener, unehelicher Sohn, der das Kind einer andern Mutter ist, soll gar nicht getauft sein; die Gattin, die er sich wählte, war reich, aber schwach am Geiste und sehr vergnügungssüchtig. Ihr Sohn, das erste Kind aus der Ehe, hat ganz ihre Natur. Der Vater wollte denselben auch nicht taufen lassen, man bedeutete ihn aber, daß das Kind getauft werden mußte. Er lehnte sich nicht daran, bis man ihn endlich erinnerte, die Gesetze verlangten es, und die Unterlassung würde Unannehmlichkeiten für ihn nachziehen. Er soll dem Boten schmählige Reden gegeben haben; aber bald darauf schiedte

er einen Taufschein ein, unterschrieben von einem sehr freidenkenden, auch im Uebrigen übel berücktigten Christlichen aus der Nachbarschaft, der, kurz nachdem auch die Tochter des Advokaten auf ähnliche Art getauft oder nicht getauft war, vom Amte entfernt wurde. Manche Leute sagen nemlich, jene Taufe sei nicht vollzogen worden, andere sagen, die Sache sei als Witz behandelt worden; als Zeugen waren zwei Advokaten eingeschrieben, deren Glaube auch so in Sand verlaufen sein mochte, wie der des Doctor Wolf. — Nun gebar die Frau ein Jahr darauf das dritte Kind, — jenes Hundeanthlitz! Der Vater wollte es gleich umbringen lassen durch Opium; die Mutter aber soll sich ihm zu Füßen geworfen haben, so elend sie war, und ihre Bitten retteten das Kind. Es wurde sogleich aufs Land gegeben und dort wirklich getauft, — vielleicht das einzige unter ihren Kindern. Seit etlichen Jahren hält man das Mädchen im Hause und läßt sie leichtere Dienste verrichten. Unter die Menschen aber darf sie nicht, wenigstens bei Tage hat sie noch Niemand auf der Straße gesehen.“

„Und wie ist die Gemüthsart dieses Mädchens? Auch hundeartig?“

„Darauf kann ich nicht dienen.“

„Und von da an gebar sie keine Kinder mehr?“

„Nein. Die Frau kränkelte von da an immer, und man sagt, sie hätten sich freiwillig getrennt. Das Gottesgericht mag vielleicht der Frau auch zu Herzen gegangen sein. — Sie sahen wohl eine große Haushälterin? — Solche Personen hält sich der Mann. Diese führt das Regiment schon längere Zeit, und auch die Frau soll unter

diesem Regiment stehn. Nur die Tochter, der kein Wunsch vom Vater abgeschlagen wird, soll es bewirken, daß das Joch für die Mutter nicht noch drückender wird. Dafür vergöttert sie ihr Kind.“

Elisabet dankte für die Nachrichten und versank in tiefes Brüten. Ein Bild von einer modernen Ehe ohne Segen, ohne Trost, ohne Hoffnung! Und welche Räthsel in diesem Naturspiel! War das einfaches Spiel der Natur? oder war Sinn und Geist dahinter? Kam das von Gott? Wusste ihr Gott darum klar, bestimmt, oder hatte er nur als dunkel drängende Substanz, — als dumpfe Naturkraft die Fäden verschlungen? — Und wie bangte ihr, ob nicht der Schrecken jenes Anblickes auch ihrem Kinde den Stempel der Thierheit ausdrückte! Sie wiederholte, die Hände auf die Brust gedrückt, wie schon oft, ihr Gelübde der Treue, wenn Gott ihrem Kinde ein schönes, klares Menschenantlitz und ihr dadurch ein Zeugniß seiner Kraft und seiner Liebe gebe.

Zweites Capitel.

Elisabet lebte tief zurückgezogen und hätte wohl auch die Familie des Advokaten in langer Zeit nicht wieder gesehen, wenn nicht Mutter und Tochter sich eines Abends bei ihr zum Besuch hätten ansagen lassen. Elisabet hatte auch noch einige andere Damen gebeten, eine Commercierräthin mit ihrem Töchterchen und die Gattin eines Professors, eines Freundes und Gesinnungsgegnossen unseres Philosophen, die sich auf Besuch in Lederburg befand.

Die Commercierräthin war eine geschwähige Frau, die im Anfang das nothwendige Bindungsmittel wurde, das die Zungen in Fluß brachte. Man sprach von allerlei; auch über Erziehung wurde verhandelt.

„Die Welt schreitet doch immer weiter,“ sagte die Commercierräthin. „Die Anforderungen an die Jugend, aber auch die Hülfsmittel der Erziehung sind in unserer Zeit außerordentlich mannigfaltig. Ich und mein Gatte, wir gehen dabei von gewissen festen Grundsätzen aus, suchen früh den Verstand unserer Kinder zu wecken und auf ihn zu wirken; besonders alles Nüchternhafte verbannen wir durchweg, denn das ist albern und macht die Kinder albern.“

„Hierin bin ich nicht Ihrer Meinung,“ sagte die Professorsfrau; „bei kleinen Kindern sind die Märchen ganz am Platze, denn sie entsprechen der kindlichen Phantasie, die auch märchenhaft ist. Erinnern Sie sich nur der frühesten Jugendeindrücke: ob nicht das Verschwimmende, Wunderbare, Abenteuerliche, eine wahrhaft großartige Phantasie, aus den ersten Jugendjahren Sie anschaut. Nicht umsonst spricht man von den Ammenmärchen; dieselben sind und bleiben die erste geistige Nahrung der Menschheit, wie die Ammen- oder Muttermilch die leibliche.“

„Aber meine Meinung ist,“ sagte die Commercierräthin; „gerade dieses Verschwimmende, Wunderbare, Abenteuerliche so bald als möglich aus den kindlichen Köpfen hinauszutreiben, ihnen Klarheit der Anschauung beizubringen, sei die wahre Erziehungsmethode. Eine meiner Freundinnen, die sich einige Zeit in meinem Hause aufhielt, hatte auch so sonderbare Ideen, freilich aus gewissen verkehrten Vorstellungen des Christenthums hervorkommend; sie machte über die Weihnachtszeit den Kindern weiß, die Sterne am Himmel seien lauter Augen der Engeln, die auf die Kinder herunterschauten, und die Gaben in der Weihnacht kämen alle vom Jesuskindlein, das sie vom Himmel den braven Kindern schickte. Ich machte aber dem Schnidschnad bald ein Ende, indem ich meinen Kindern rund und platt heraus sagte: das sei Alles Lüge; die Gaben kämen nur von mir und meinem Manne und würden ihnen bloß deshalb gegeben, daß sie brav folgen sollten. Nun war's ein Spaß: die kleinern drei- und vierjährigen Kinder entgegneten der „Tante,“

wie sie das alte Fräulein nannten, als sie wieder mit ihren Märchen heranrückte: o das thun nur die Menschen, wir wissen das jetzt besser, und du lügst, die Mama hat uns Alles erklärt. — So wird dem Aberglauben schon früh bei uns vorgebeugt und eine vernünftige Weltanschauung auch schon den Kindern eingepflanzt."

"Da bedaure ich Ihre Kinder," sagte Elisabeth; "ich meinstheils gäbe die wunderbaren christlichen Jugendeindrücke nicht um alle Schätze der Welt."

"Wie!" rief die Commerzienrätbin, "ist's möglich? Sie, die Gattin des erleuchteten Verfechters der klaren Vernunftwahrheit, sprechen so? Wenn ich von irgend Jemand Zustimmung zu meinen Ansichten erwartet hätte, so waren Sie es."

"Und vielleicht keine stimmt Ihnen weniger bei, als ich."

"Mich ausgenommen," sagte die Professorsfrau.

"Was nützt es aber, das, was doch fallen muß, den Kindern einzupropfen?"

Elisabet schwieg hier, schmerzlich vor sich niedersehend; die Professorin aber nahm eifrig das Wort: "Die Menschheit hat ihre gewissen Stufen der Entwicklung, und diesen Stufen gemäß soll auch die Erziehung sein, in der die Geister gefördert werden müssen, bis sie endlich beim Selbstbewußtsein, — zuletzt beim absoluten Selbstbewußtsein anlangen. Die harmonische Bildung hängt davon ab, ob diese Stufen mit gehöriger Weisheit innegehalten und überschritten werden. Wir, mein Gatte und ich, haben die Absicht, unsern einzigen Sohn einst nur Philosophie und Geschichte studiren zu lassen und alle Vorstellungen des Christenthums, die ihm jetzt noch anleben,

aus seiner gereiftern Bildung auszuscheiden. Aber für jetzt sind wir's ganz zufrieden, daß er dieselben mit andern Kindern noch aufnimmt und so kindisch, als er nur immer will, verarbeitet. Sagt ja auch der Apostel Paulus: als ich ein Kind war, that ich wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; als ich aber ein Mann ward, legte ich ab, was kindisch war. Um so mehr freut er sich einst, auch das geschmeckt und — überwunden zu haben. Man erwartet nicht von einem Kinde, daß es schon ein Mann sei."

"Was sagen Sie denn aber dazu," fragte die Commercienrätthin, „daß man unsere gebildete Welt jetzt wieder auf die Kindheitsstufe zurückführen will, da man wieder Lieder lehrt und singt, wie sie in dem neuen Gesangbuch stehn, das man uns aufgedrängt hat? Da wurden im Confirmationsunterricht meinem Töchterchen Lieder aufgegeben, worin Phrasen vorkommen, wie diese: mein Leib eilt nun zur Ruhe, legt Kleider ab und Schuhe, das Bild der Sterblichkeit, die zieh' ich aus, dagegen wird Christus mir anlegen das Kleid der Ehr' und Herrlichkeit; oder: lösche Feu'r und Lichter aus und bewahre selbst das Haus, daß ich morgen mit den Meinen u. s. w. Ist das nicht unendlich albern? Die Lichter und das Feuer müssen doch wir auslöschen; dazu kommt Gott nicht vom Himmel herunter."

Die Professorefrau lachte etwas höhnisch, wahrscheinlich über die Albernheit der Frau Commercienrätthin, daß sie den Gott noch auf den fernen Himmelsthron placirt hatte.

Die Doctorin Wolf, die noch nicht viel gesprochen hatte, sagte jetzt: „Ach, das wird nicht so wörtlich zu

nehmen sein; man denkt sich ja oft in einer Sturmnacht: wenn nur heute kein Feuer auskommt, möge uns Gott behüten! Wir können ja doch nicht alle Feuer in der ganzen Welt auslöschen.“

„Wenn man uns aber in dieser Zeit wieder kindisch machen will, und wir wollen uns doch nicht kindisch machen lassen,“ sagte die Professorin jetzt mit fein gespißtem Munde, „so könnten wir uns solche Lieder auch in unserm Sinne auslegen, und dann würden wir den Sinn der Lieder und den Sinn der Wahrheit wohl zugleich recht treffen.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte die Commerciénrätthin, die keine Gelegenheit, sich zu bilden, vorübergehen lassen wollte.

„Es sind doch wohl hier lauter Damen, vor denen man offen sprechen kann,“ sagte die Fremde, im Kreise umhersehend; „denn es sind lauter gebildete, und vor solchen darf man wohl auch über den Sinn des Gebets ein freies Wort wagen.“

„Sprechen Sie!“ sagte die Commerciénrätthin, während Elisabeth, etwas tiefer erröthend, mit festgeschlossenen Lippen sich abwandte und in ihrem Arbeitstischen stöberte.

„Nun, Sie nannten vorhin das Lied albern, weil es den Wunsch, Gott möge Feuer und Lichter auslöschen, so naiv ausspreche. Sie meinten, das müßten wir selbst thun. — Ich bin der Ansicht: Sie haben Recht, und das Lied hat Recht.“

„Wie so?“

„Sie haben wohl schon darüber nachgedacht,“ sagte die Professorin, „daß, wenn man Gott anredet, man sich

nicht an etwas in der Luft, in der Höhe, — in der Ferne wendet; denn der ferne Gott, der dort droben sitzt, wäre wohl in gar keiner Beziehung zu uns. Man wendet sich also an etwas, was man recht nahe hat, worauf man recht vertrauen darf, an etwas, das uns hört — wenn man nicht einmal laut spricht, wenn man nur denkt. Dies muß also etwas in uns selber sein, was uns hört, das zweite Ich,² das höhere, das bessere Ich,² das Ideal unseres Ich, und an dieses wendet man sich denn auch wirklich im Gebet, — an den Gott in uns selber."

Eine Pause trat ein, die nur durch das Geflüster der Mädchen unterbrochen wurde. Endlich sagte die Commercienrätbin: „Das ist mir aber doch eine neue Definition des Gebets; das fiel mir wirklich noch nie ein, daß ich zu mir selbst bete.“ Und die Wolf murmelte: „Ich habe jenes Lied auch schon gebetet in Sturmnächten; aber wenn mein Ich¹ künftig die Lichter alle auslöschen müßte, um ruhig zu werden, das wäre schlimm.“

„Nun,“ sagte die Frau Professorin mit feinem Lächeln, „für ängstliche Gemüther giebt's ja jetzt Feuerversicherungs-gesellschaften, die man zu Meister Gerhards und Neumann's Zeit noch nicht kannte.“

„Natürlich,“ warf jetzt Elisabeth ein, „und für das etwa bedrohte Leben ist in Lebensversicherungsbanken Rath. So wird am Ende alles Gebet unnöthig. Ja,“ fuhr sie plötzlich ernst fort, „ich habe diese Weißeit schon als eine Schlange kennen gelernt, die uns versucht und nicht, die uns keinen Trost und keinen Frieden geben kann.“¹ — Sie war feuerroth geworden, die Damen sahen sie verwundert an, die Professorin wurde auch roth; wandte sich

dann verlegen ab; die Commerciénrätthin sagte: „Nun, wir wollen doch beim alten Gott bleiben,“ fing dann an von Musik zu reden und rühmte die neueste Oper, die in der benachbarten Residenz vor dem Schluß der Saison gegeben worden war. Das Gespräch war bald wieder im Gang; nur Elisabeth konnte sich nicht gleich finden, und doch dachte die treuherzige Seele nicht daran, daß man ihren Worten, ihrem ehrlichen Geständniß auch noch eine gemeinere Deutung geben konnte, als ihnen der Wahrheit nach gebührte. Ihre Geschichte war im Allgemeinen nicht unbekannt, auch in dieser Stadt nicht, und nach solchen Worten, die sie doch nur im Interesse des von ihr geglaubten Gottes hervorgestoßen hatte, — konnte man darüber denken, was man wollte.

Die Aufmerksamkeit wurde jedoch bald auf die zwei Mädchen gerichtet, deren Separatgespräch wir auch geben müssen.

Diese hatten sich kichernd über jene Liederstrophen unterhalten. „Was soll denn das heißen,“ fragte Alostilde, das Töchterchen der Frau Commerciénrätthin, die junge Clara: „die zieh' ich aus, dagegen u. s. w. Man bekommt ja kein anderes Kleid in der Nacht!“

„Das wird sich eben auf den Tod, oder den Himmel beziehen sollen. Unsere Magd glaubt auch fest und fest, daß sie im Himmel einst ein schönes Kleid bekommen wird.“

„Aha! die gemeinen Leute, die hier keine schönen Kleider haben, möchten sich gern dort darin sehen. Nun, sie sollen sich nur das Warten nicht verbrießen lassen! Wir wollen sie indessen hier „anlegen,“ und zwar solche,

die wir uns nach eigenem Geschmack ausgewählt haben. Mir gefällt selten ein Kleid, das mir ein Anderer gekauft hat. Nicht einmal Mama kann meinen Geschmack errathen. Darum könnt' ich wohl auch keines brauchen, das der Christus mir etwa anlegen wollte."

"Ohnedieß," sagte die Andere, "wenn jede Magd das gleiche bekommen will, würde ich mich dafür bedanken. Es giebt nichts Trübseligeres, als solche Gedanken an den Himmel. So lange diese Welt so schön ist, braucht man ja gar keinen Himmel!"

"Ich glaube auch, daß es ewig keinen giebt," sagte Alotilde. "Wofür denn? Man hat ja hier Alles, was das Herz wünscht. Ja, so reich ist die Welt, daß man ihre Herrlichkeit gar nicht alle fassen kann! Ich wünschte mir nur, ewig zu leben und ewig jung zu bleiben, um alle diese Güter und Schönheiten nach und nach fassen und kosten zu können. Mein Bruder Edgar sagt oft, ich kenne sie noch nicht alle, die Süßigkeiten! des Lebens; das gehe nur stufenweise. Man müsse sich nur recht seine Sinne wünschen und heranziehen, dann werde man immer glückseliger."

"Ach ja," sagte Clara, "da fällt mir unser Pfarrer ein, — Sie haben nicht Unterricht bei ihm genommen?"

"Ich? O nein, ich nahm gar keinen Unterricht."

"Wie? Aber Sie sind doch confirmirt?"

"Ich hatte immer Hauslehrer, und über die Zeit, da ich hätte Confirmationsunterricht hier nehmen sollen, reiste Papa mit mir in's Ausland. Ich blieb dort ein Jahr, und die Ceremonie wurde im Institut vorgenommen."

„Ah! So? Doch was wollte ich vorhin erzählen? Ja, von den Sinnen. Diese, meinte der Pfarrer, mußte man kreuzigen! Ich bitte Sie, kreuzigen!“

„Was soll denn das heißen? Das kann ich ja gar nicht begreifen!“

„An das Kreuz schlagen, wie Christus an's Kreuz geschlagen wurde.“

„Ja, und wozu denn? Das ist ja eine entsetzliche Lehre!“

„Weil man sterben müsse durch die Sinne, wenn man dies nicht thue.“

„Sterben durch die Sinne! Hi! hi! Von diesen und durch diese lebt man ja! Nun begreife ich meinen Vater, warum er mich vor dieser albernsten Lehre bewahren wollte!“

„Ja, ich kann Ihnen versichern, man kann nichts Gescheidteres thun, als diese Lehren nach der Confirmation so bald als möglich zu vergessen. Wiewohl bei mir haben sie sich nie tief festgesetzt. Mama und Papa haben durch ihre aufklärende Erziehung hinreichend gesorgt, mich vor solchen Einflüssen zu bewahren. Ich lernte immer nur so viel auswendig, als nöthig war, den Pfarrer zu betrügen.“

„Warum aber betrügen? Warum haben Sie ihm nicht gesagt, daß das unsinnige Lehren seien?“ fragte die in der Freiheit aufgewachsene Aotilde verwundert.

„O, das hätte ich nicht dürfen, da wäre ich nicht confirmirt, nicht aus der Schule entlassen worden! Und den Pfarrer hätte ich sehen mögen, wenn ich so etwas

gewagt hätte. Er schöpfte seine Lehren ja aus der Bibel, und die Bibel hält er für Gottes Wort."

"Gottes Wort! Kann denn Gott auch sprechen?"

"Ja, das weiß ich nicht! Der Pfarrer meint's, er habe durch Christus und die Propheten gesprochen, und in unserm Gewissen spreche er auch."

"Also in uns selbst? — Steckt er denn in uns? — Wir selbst sind also Gott? Ja, sehen Sie, hieran mag doch etwas Wahres sein, nur nicht so wie der Pfarrer sagt! Haben Sie es nicht gehört? Die Professorin sagte es so eben auch. Die Andern wollten es nicht glauben, aber ich glaub's. Mein Bruder Edgar ist auch der Meinung, die Gottheit sei in uns, und jetzt geht mir ein Licht auf, daß wenigstens in allen — schönen Menschen Gott ist. Wie viele Herren haben mich schon eine Göttin genannt! Und wenn ich einen recht schönen jungen Mann sehe, muß ich auch schon denken, dieser ist wie ein Gott! Auch die alten Griechen hatten ja solche Götter, und besonders schöne und kraftvolle Menschen waren Göttersöhne."

Die kleine Clara, die sich keiner solchen Schönheit rühmen konnte, sagte etwas kleinlaut: „Da wären aber Andere, die nicht so schön sind, unglücklich," und setzte dann etwas schadenfroh hinzu: „auch Ihr Bruder Edgar ist dann kein Gott, und noch weniger die — Ella, die in Ihrem Hause ist."

"Ella! Ha, was wissen Sie von Ella?" fragte Moritze heftig; „Ella ist kein Mensch!"

"Kein Mensch? Sie ist ja Ihre Schwester!"

Klotilde sprang auf, das Gesicht in Flammen: „Wer sagt das?“

„Nun, das ist aber doch bekannt genug! Sollten Sie es denn nicht wissen?“

„Ich weiß nicht, mag es sein, wie es will: Ella hat kein Menschenrecht, sie ist nur ein gutes Thier, ein Hund —“

„Was habt ihr hier?“ fragte Klotildens Mutter halbleise in verweisendem Tone; „spricht nicht von dem unglücklichen Kinde! sie ist genug zu bedauern, daß sie nicht ist, wie andere Menschen. Man soll sie darum weder höhnen noch verachten.“

„Ich lasse aber Ella nicht meine Schwester nennen,“ sagte Klotilde, in Thränen ausbrechend.

Elisabet war eben aufgestanden, da sie ein Geräusch außen vor der Thüre hörte; sie glaubte, es sei Robert, der entweder verschmähe, sich den Damen zu zeigen, oder sonst einen Wunsch habe, und ging hinaus. Sie stieß im Hausgang in der tiefen Dämmerung auf einen dunkeln Gegenstand, der am Boden lauerte.

„Wer ist hier, — ist das ein Mensch?“ fragte sie.

„Ich bin nur das Hündlein,“ sagte eine leise, feine Kinderstimme.

„Das Hündlein! — Können die Hündlein sprechen?“

„Die Ella bin ich und warte auf die Großmama.“

Elisabet war für den Augenblick wieder erschreckt; sie sagte sich aber, die Stimme dächte ihr gar lieb und kindlich; eine unwiderstehliche Lust ergriff sie, dieses Hündlein näher zu beschauen. Sie nahm das Kind bei der Hand, ging nach Licht und steifte sich vorher gegen jeden

Schreden, indem sie sich das Antlitz zum Voraus ganz entschloßlich dachte. Da sah sie denn eine gelbliche Haut, einen sehr großen vorstehenden Mund, der um die Lippen her hartig war, eine breite, plumpe Nase und niedrige Stirne, über der die Haare zunächst aufwärts standen. Aus diesem Gesicht schauten ein paar kleine, lohlschwarze, aber freundliche Augen, die unsere Elisabet scheu und demüthig, aber doch treuherzig anblickten. Die Figur war klein, aber geschmeidig. Ein unendliches Mitleid überkam die junge Frau. Sie hatte ja das Gespräch so eben vernommen, und konnte daraus auf die Gesinnung schließen, welche ein Theil seiner Familie gegen dieses arme Geschöpf hegen mochte. „Lieben sie dich zu Hause nicht, Ella?“ fragte sie.

„Doch, die Großmama, sie ist gut, wenn wir allein sind.“

„Willst du mich nicht manchmal besuchen?“

„Wenn ich darf. Aber Klotilde sagt, weil ich ja keinem Menschen gleichsehe, taue ich nicht unter die Leute.“

„Du bist aber doch ein Mensch und sollst mich besuchen.“ —

Elisabet gab dem Kind einiges Badwerk und begab sich zu der Gesellschaft zurück. Dort hatte Klotilde, in einer Fensternische stehend, eben ihre Thränen getrocknet. Elisabet begab sich zu ihr, legte die Hand auf ihre Schulter und sagte leise: „Ella ist draussen vor der Thüre.“

„Ella! — Sie soll fort, sie muß heute noch aus dem Hause, das häßliche Geschöpf!“

„Ist Ella böse, daß sie fort soll?“ fragte Elisabet.

„Nein, böse ist sie nicht; sie ist dumm und gut wie ein Hund.“

„Warum soll sie denn fort?“

„Weil — nun, Clara sagte ja, sie sei meine Schwester —“

„Und das wollen Sie nicht leiden — ist's also nicht wahr?“

„Nein, — oder — ich weiß nicht; ich dulde es nun einmal nicht!“

„Ist aber das Kind nicht unglücklich genug? — und sind Sie nicht glücklich, daß Sie schön gestaltet sind? Wie, wenn Sie Ella wären, und Ella wäre Klotilde und wollte Sie so verstoßen?“

„Welche Vergleichung! Ich bin Klotilde. — Eine solche Verwechslung ist nicht einmal in Gedanken möglich!“ — Klotilde schauderte. — „Die Eltern können sie wieder auf's Land schicken; dort hat sie auch zu essen.“

„Sind Sie aber nicht sehr unbarmherzig?! Wenn sie doch Ihrer Eltern Kind ist —“

„Ich hasse die Mutter, wenn sie solch ein Kind geboren hat, das man meine Schwester soll nennen dürfen. Unbarmherzig — ich? Ja, wenn Sie wüßten, wie Bruder Edgar mit ihr umgeht! Ich habe sie immer noch gut behandelt.“

„Wenn Sie Ella verstoßen, so nehme ich sie auf.“

„Sie?“ — Klotilde schaute sie mit großen Augen an. Ihre Mutter trat heran, ärgerlich, beschämt, ängstlich, wagte aber nicht, ihre Tochter mit Worten zu strafen, weil sie Klotilden's erneute Heftigkeit fürchtete. „Die Frau Professorin,“ sagte diese jetzt spöttisch, „wünscht unsere Ella in's Haus zu nehmen, — ich weiß nicht, in welcher Eigenschaft.“

„Nun, in der Eigenschaft eines Menschen, der zugleich ein Kind Gottes ist.“

Jetzt lachte Klotilde laut auf und wandte sich weg. Die Mutter war der Ansicht, daß ihre Tochter wieder zu beschwichtigen sein würde, nahm aber mit Dank Elisabeth's Wunsch auf, das arme, unglückliche Mädchen manchmal bei sich zu sehen.

Schon am andern Abend streckte Ella den Kopf zur Thüre herein, und als sie sah, daß Elisabeth allein war, schob sie sich vor und setzte sich dann auf den Boden, ihr zu Füßen.

„Warum sagtest du gestern, du seiest das Hündlein?“

„Weil ich lieber Hündlein bin, als Hund.“

„Nennt dich Jemand Hund?“

„Ja!“

„Wer?“

„Alle, nur Großmama nicht.“

„Liebst du die Großmama?“

„Ja.“

„Liebst du Klotilde nicht?“ — Das Kind gab keine Antwort. — „Womit beschäftigst du dich?“

„Klotilde jagt mich.“

„Wie so? Wohin jagt sie dich?“

„Wohin sie will; ich muß thun, was sie will und liebt mich doch nicht, weil ich kein Mensch sei.“

„Armes Kind!“ murmelte Elisabeth, „du bist vielleicht mehr Mensch, als deine schöne Klotilde. Möchtest du auch gerne glücklich sein?“ fragte sie laut.

„O so gern! Ein schöner Mensch sein! Jedermann liebt einen schönen Menschen.“

„Ich will dir was sagen: du könntest auch ein schöner Mensch werden.“

„Ich?“ sagte das Kind aufhorchend. „So schön wie Klotilde?“

„Schöner noch, wie die Engel im Himmel. Hast du auch schon von diesen gehört?“

Das Kind hielt ~~st~~ die Stirne und sann lange nach. Endlich sagte es: „Ja, aber es ist weit, weit hinten, bei der Anne Lise.“

Elisabet verstand nicht gleich; endlich erinnerte sie sich, daß das Kind früher auf dem Lande gewesen war. „Hat dir die Anne Lise auch vom lieben Gott erzählt?“

Das Kind besann sich wieder, dann sagte es: „Ja, die Engellein sind bei ihm.“

„Dorthin könntest du auch kommen und dann ein schöner Engel werden.“

„Ich!“ rief das Kind aufspringend, „wann aber?“

„Ich will dir was sagen: der liebe Gott schaut dich alle Tage, und auch in der Nacht, wenn du schläfst, schaut er nach dir. Er liebt dich, und will dich zum Engellein machen, wenn du ihn auch lieben willst, und alle Menschen lieben, — auch deine Klotilde und auch den Papa.“

„Klotildens Papa?“ fragte das Kind verschüchtert.

„Ist er nicht freundlich gegen dich?“

„Ich darf ihn nicht ansehen. Er ist zu groß.“

„Wie so?“

„Ich weiß nicht. Großmama sagt immer, ich soll wegspringen, wenn er kommt, weil er so groß sei.“

Elisabet ahnte, daß die Mutter die unglückliche Kleine vor dem gestrengen Vater dadurch bewahren wollte. Eine Thräne des Mitleids trat in ihr Auge. „Aber der große Gott ist noch viel größer, als Klotilden's Papa," sagte sie dann, „und doch liebt er dich noch viel mehr, als Klotilden's Papa die schöne Klotilde liebt."

Das Kind riß die Augen weit auf. „Aber kann ich ihn nicht sehen?"

„Nein, er ist Geist, er ist bei allen Menschen."

„O, dann denkt er gewiß nicht an die arme Ella. Klotilde würde es ihm wehren! Klotilde will ihn allein haben, wenn er groß ist."

„Er läßt sich's nicht wehren, er ist dein Vater und Klotilden's Vater, er will auch von ihr, daß sie dich lieben soll; aber wenn sie dich auch nicht lieben will, sollst doch du sie lieben, das will der liebe Gott haben."

Dieses Wort wollte auch Ella's Natur nicht ganz begreiflich werden, sie ließ den Kopf hängen, und Elisabet wiederholte das Versprechen, daß sie in diesem Fall einst ein schöner Engel werden würde; wenn sie aber nicht lieben wollte, würde sie noch häßlicher, als sie jetzt sei.

Das wirkte. Die Kleine versprach mit zwei schweren Thränen in den Augen, sie wolle die Schwester lieben und wolle ihr Alles thun, und mit gutem Willen, und sich nicht erst jagen lassen. „Aber wann werd' ich denn so schön?"

„Beim lieben Gott wirst du dann gleich schön. Aber noch schöner und mit einem weißen Kleid angezogen wirst du, wenn du einst gestorben bist." — Elisabet seufzte, während sie dies sagte, erschrak aber, als das Kind schrie:

„O, wenn ich todt bin, scharrt man mich in die Erde, und dort werd' ich ja nicht schöner. Dort ist's schwarz und kann nicht mehr schnaufen und muß versauern. Das hat die Lischen gesagt.“

Elisabet war erschüttert. Sie wurde bleich; sie fühlte, daß sie weder für das Kind, noch für sich selbst einen Trost habe. Robert kam nach Hause und war sehr betroffen, die Mißgestalt bei seiner Gattin zu finden. Er machte ihr bittere Vorwürfe, daß sie, ihren Zustand so wenig beachtend, ihre Einbildungskraft mit einem solchen Antlip erfülle, und Elisabet, in sich selbst des Haltes ermangelnd, ließ sich so ängstigen, daß sie stillschweigend zusah, wie Robert das Kind zur Thüre hinauschoß, ohne ihm die Erlaubniß des Wiederkommens zu geben.

Nun ist uns zwar wohl bewußt, daß unser Held sehr unzufrieden gewesen wäre über diesen Ausgang des Gespräches zwischen seinem Weibe und dem Kinde, wenn er dasselbe mit angehört hätte; er hätte ihr etwa Anweisung gegeben, daß sie auf jene schwarze Schilderung des Todes von der Kleinen hätte erwiedern müssen, das sei nur ihre Hundegestalt, die so versauern müsse, ihr idealer Mensch steige dann auf und komme zu Gott. — Da aber Elisabet wohl wußte, wie schwer diese Phrase bei Robert wog, so war sie ihr ganz entschwunden in demselben Augenblick, da in ihrem Gehirn Robert's Ansicht über ihre christlichen Vorstellungen den Sieg davongetragen hatte. — Und so oft dies der Fall war, schaute sie mit Entsetzen in das offene Grab, als dessen Beute sie sich schon einmal gefühlt hatte.

Drittes Capitel.

Der Kampf zwischen dem modernen Bewußtsein und positiven Christenthum war seitdem allgemeiner geworden. Die Vertreter des ersteren, die nach einander ihre Stimmen erhoben hatten, die zum Theil in öffentlichen Predigtämtern standen, wurden durch ihre Gegner von Consequenz zu Consequenz gedrängt, und Manchem wurde es etwas unwohl in seiner Stellung, die ihm nicht nur von Andern als eine schiefe aufgezeigt wurde, sondern die er selbst als eine solche erkannte. Sie sträubten sich zwar mehr oder minder gegen dieses Gefühl oder diese Erkenntniß; denn sie kamen dadurch in eine Collision von Pflichten, deren Lösung nicht Allen gleich leicht wurde. Eine Zusammenkunft von etwa einem halben Duzend solcher Freunde, die theils in öffentlichen Aemtern standen, theils der Schriftstellerei sich ergeben hatten, wollen wir schildern, ohne sie mit Namen zu nennen. Nur das sei gesagt, daß in unserm Buch noch die Wenigsten derselben aufgetreten sind. Ernst und Spas, lustiger Muth und betrübter Muth durchkreuzten sich auch hier. Sowohl ihr Geschick, als die Kinder ihres Geistes wurden gegenseitig zum Stichblatt ihrer heitern Laune.

„Wie geht es denn unserm lieben Dichter?“ fragte der Eine.

„Er braust unermüdet in Zeugungstürmen,“ antwortete schnell ein Anderer für den Dichter.

„Doch schon lange nicht mehr in eigener Kraft,“ bemerkte ein Dritter. „Er läßt sich das dazu nöthige Wasser von England herüberführen.“

„Die Quellen von dort scheinen guten Silberschaum zu geben,“ sagte ein Viertes; „wenn sie nur nicht bald versiegen.“

„O, davor ist mir nicht bange,“ entgegnete der Dichter lachend, „und wenn mir auch je das Wasser künftig mangeln sollte, so schwinde ich mich in die eigene Sphäre und brause wieder in der Luft.“

„Ja, und versteigst dich dann so hoch, daß dir auch die Luft ausgeht.“

„Ach, das ist eben recht,“ rief der Zweite wieder, „wenn er keine Luft mehr hat, so braust er nach innen und redet dann erst Geheimnisse, wunderbare, unerforschliche, nicht den Menschen, sondern Gotte.“

„O, das hat er eigentlich schon lang gethan,“ brummte der Vierte.

„Ei!“ rief der Dichter etwas pikirt, „wenn auch meine Poesieen dir unverständlich sind, so sind es doch Geheimnisse. Wenn man aber redet, ohne weder viel Geheimnisse, noch viel Offenbarungen geben zu können, da möchte es noch schlimmer stehn.“

„Soll das mir gelten?“ sagte der Vierte brausend.

„Dieses Compliment ist nicht am Platz,“ warf ein Fünfter ein.

„Du darfst keinesfalls unserm Dichter diesen Mangel an Anerkennung übel nehmen,“ sagte ein Sechster, (und wir meinen fast, die bekannte Stimme unseres Eberhard zu vernehmen;) er steht als brausender Lustpoet gerade dir am allerfernsten; dein größter Ruhm besteht in der glücklichen Anwendung fertiger Begriffe und gestempelter Wörter, an denen wir, der Idee sei Dank, so reich sind, daß wir uns nur innerhalb derselben drehen dürfen, wie der Esel im Rad, ohne anzustoßen, und wie sehr das einer zahmern Natur oft aus der Noth hilft, das weißt du und ich am allerbesten. Hat uns das doch schon der alte Mephisto als Pseudofaust gelehrt; wir haben den schönen Pfad nur noch weiter ausgetreten.“

„Wirst doch du, Nestkegel, Ungläubiger, halber Mephisto, dich nicht mit unserm Freunde vergleichen wollen!“ rief der Dritte eifrig, „du, der noch keinen Kampf bestanden, während er in seiner Schrift unverkennbar den Pietismus mausetodt geschlagen hat.“

„Wenigstens hat er, um recht sicher zu gehn, die Kirchenlehre todt geschlagen, in der Hoffnung, damit ganz gewiß auch den Pietismus zu treffen. Er ist hierin ein getreuer Nachfolger des königlichen Herodes mit seinem bethlehemitischen Kindermord, nur schade, daß auch der geschicktesten Raze oft eine Maus entwischt.“

„Bist du etwa die Maus, die entwischt ist,“ schrie ein Anderer (wir fürchten fast, es möchte unser Held sein); „komm, Renegat, wir wollen dich todt schlagen!“

„O weh!“ rief der Kleine, „sechs Hunde sind ja auch eines Hasen Tod, warum nicht sechs Razen der Tod

einer Maus? Ich tröste mich nur damit, daß die Mäuse mit mir nicht aussterben."

"Daß aber mir die Maus nicht entwischt ist," sagte der angegriffene Schriftsteller, „das hat ihr Zappeln bewiesen. Mein waderer Mitkämpfe hier kann mir das bezeugen." Und er wandte sich an einen Mann, aus dessen Mienen unverkennbar ein gewisses gutmüthiges Phlegma sprach. Dieser aber sagte: „Es ist eben doch nicht flott abgelaufen. Du hättest dich an jenen Heerd der pietistischen Hexenküche nicht so nahe heranmachen sollen. Du hast dir dort in Uebereilung die Finger verbrannt. Und daß du nun die Flucht ergriffen, ist ein schlechtes Omen für unser gutes Recht und hat den Feinden einen Triumph bereitet."

"Aus dir spricht eigentlich nur der Neid, mein Vetter!" rief der Andere halb lachend, halb ärgerlich; „daß ich den Muth hatte, mich auszuspannen aus dem Karren, an dem du immer noch so beschwerlich ziehst, ohne wie ich der Frage in's Angesicht geschaut zu haben, ob man es noch mit gutem Gewissen thun könne."

"O wehe!" rief der Behagliche, „das fehlte mir noch; bisher waren nur die Feinde meine Gewissensrichter, jetzt werden es auch vollends die Freunde! Es ist wahrlich die letzte Zeit für einen armen Pfarrer, der den Dienst der Vernunft und des Gewissens vereinigen möchte."

"Nun," sagte der Andere, „du kannst es halten, wie du willst; ich rede nur von mir und gestehe, daß es mir lange drückend erschien, mich zu der Vorstellungsweise des gemeinen Mannes herabzulassen und den Begriff dem niedern Verständniß desselben anzupassen. Und am Ende

kann man es doch Niemand zu Danke machen. Selbst die Mäßigkeitstheorie wird nicht verstanden, und man gilt dem verben Siez des Pelles, der aller feineren Unterschiede unfähig ist, als ein Heuchler. Besonders am Sterbebette und am Grabe solcher Menschen ist unser Amt das unerquicklichste, und der wissenschaftliche Begriff vom ewigen Leben erschien mir dabei so unanwendbar, wie Hufeland's Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, bei einer unzeitigen Geburt."

"Der Freund hat ganz Recht," rief der Kühnste unter Allen. "Wir können es uns nimmer verbergen: der Riß zwischen uns und der Kirche ist zu weit gediehen und ist unheilbar. Was zögern wir auch noch, die alte Großmama, die sich überlebt hat, ihrem unvermeidlichen Schicksal preiszugeben? Es ist an der Zeit, daß wir uns vollkommen mit ihr abfinden, ihre Verheißungen, soweit sie unvereinbar sind mit den ewigen Zwecken des Geisteslebens, ihr zurückgeben und ferner nicht mehr eine Einheit mit ihr heucheln, die in der Wahrheit nicht mehr stattfindet!" (Es war dies ein Mann, der auch hatte Professor werden wollen, und dem es auch mißglückt war.)

"Ach," sagte ein Geistlicher, "ich beklage dein Mißgeschick nur darum, weil es dich so gar spitzig gemacht hat. Wo wird das Alles noch hinaus wollen?"

"Und ich freue mich desselben," sagte der Kühne, "weil erst dieses mich vollkommen frei und selbstständig machte. „Spitzig“ sagst du? Ja, du kannst Recht haben. Weil ich jetzt durch elende Rücksichten und Einflüsse von außen nicht mehr in die Länge und Breite

gezogen werde, werde ich spitzig, hoch aufstrebend wie die behren Gipfel Helvetiens. Nur noch den Drang von innen und die Consequenz des eigenen Gristes setze ich mir zur Bedingung und zum Ziele."

"Und wenn diese Hebungstheorie deines Gehirns dich bis zur höchsten Spitze aufgeschraubt," warf der Kleine ein, "so setztst du dich als Vogelkönig oben auf den eigenen Nessel. Viel höher freilich sitzt du dort, als der Hahn auf seiner Kirchturmspitze, aber dein Gipfel ist kalt, mit Eis bedeckt, es ist nicht gut da wohnen."

"Für einen Nesselkel jedenfallo ist es zu kalt," sagte die bekannte Stimme unseres Helden.

"Ja," fiel der Kühne ein, "aber die Adler horsten gerne dort oben, auch ist es schön, die Höhen zu umfliegen, denn nur oben schweift unser Blick ganz frei über alle Welt."

"Vergeßt nur Mabelaine nicht mitzunehmen," flüsterte der Nesselkel unserm Helden zu.

"O schlimm, immer schlimmer," sagte der behagliche Pfarrer No. 2, sich in komischer Ermattung den Schweiß abtrocknend; wie hoch geht der Flug noch? Ich sollte doch auch mit, und die Flügel sind mir schon lang erlahmt."

"Lege du dich nur getrost auf's Faulbett, du kommst so weit wie die Andern," sagte Eberhard beruhigend, und fuhr dann mit Pathos fort: "Der Drang von innen treibt die kühnen Vögel wie die Schneegänse bis zur höchsten Spitze, und brausend fliegt der Zug von dannen, ein langer Schweiß, voran der Vogelkönig. Man meint, es gelte ein neues Weltall zu entdecken, das alte, längst

bekannte auf ewig hinter sich zu lassen und in der wunderbaren Klarheit, durchleuchtet von dem Strahl des Alls, das eigene Leben lieber willig zu versengen, — oder zu vereisen, — als dem Durst nach Weiter, Weiter, Höher, Höher zu entsagen. Aber wie wird's kommen? Ich meines Theils will indessen nur hübsch unten bleiben, meine Häseligkeiten, meine alte Bibel und was mir sonst etwa noch heilig und theuer ist, bei Seite bringen; ich hoffe, ich werde damit fertig, ehe der ungeheure Zug zurückkommt. Denn da die Vögel doch nichts Neues finden können, so werden sie für's Erste durstig und hungrig über Alles herfallen, Alles mit Adleraugen zerfressen, zernagen, verflümmeln, was sie nicht zerfressen können; wenn aber die Wuth einmal gestillt ist, dann werden sie wieder recht umgängliche, zutrauliche Vögelchen werden und vielleicht noch helfen, die Nestlein wieder bauen, die sie erst verwüsteten.“

„Dein Nestkegelonestlein, weil es so gar klein und unbedeutend ist, möchte freilich am ersten unserer Wuth entgehen.“

„Zum Dank dafür überlasse ich's euch nachher freiwillig, daß ihr frische Eier drein setzt und die ausgestorbene Welt wieder bevölkern könnt mit eurer positiven Kraft.“

Unser Held sprang auf, küßte seinen Narren und war der Ansicht, es sei eben doch schöner, wenn auch der Narr bei den Weisen sei.

„Nicht wahr,“ sagte der Narr, „die Narrheit der Weisen wird viel deutlicher, wenn ihr Gegensatz, die Weisheit des Narren, nicht fehlt?“

„Der Narr hat nicht Unrecht,“ sagte der Kühne lachend, „zuerst müssen wir alles Vorhandene zerhauen, zerbröckeln, zerseßen, auflösen, dann erst können wir wieder bauen.“

„Mit was?“ fragte der Narr.

„Mit dem alten Material, dem wir neuen Geist einhauchen.“

„Mit dem zerbröckelten, zerseßten, aufgelösten? — Denn selbst die Felsen habt ihr zuerst alle ausgegraben und aufgelöst. — Was für Geist, den euren oder den göttlichen?“

„Den göttlichen im unsrigen, und den unsrigen im göttlichen.“

„Damit baut ihr Maulwurfshügel, himmelhohe, — und dann wehete der Wind und warf sie um, und kam ein groß Gewässer und schwemmte sie weg, und war nichts mehr davon zu schauen. Wenn ich's nur auch noch erleben darf! Ich hoffe, ihr fristet mir mein Leben mit eurer Götterkraft.“

„Ja, und wenn du schon gestorben bist, werden wir dich wieder auf, nicht um die leere Welt, sondern um die volle Welt, den Himmel auf Erden, an den du nicht geglaubt hast, zu sehen.“

„Gut! Ich nehme euch beim Wort. Ihr weckt mich auf mit dem Hauch eures Mundes, und ich schmettere euch dann mit der Posaune in die Ohren, daß ihr vom Schlaftaumel zu euch kommt, ihr Träumer.“

„Du bist der Träumer, der am hellen Tag Gespenster sieht.“

„In welchem Zirkel treibst denn du dich gegenwärtig um?“ fragte der Dichter unsern Helden.

„Ich stehe wirklich den Gott des Unsinn's an, daß er mich noch tiefer, als es ihm bisher beliebte, in den mysteriösen Sinn seiner innersten Natur einweihen möge,“ erwiderte unser Held mit salbungsvoller Miene.

„Sie assistiren wohl Ihrem Vatten bei dem geheimnißvollen Gottesdienst, liebe Frau Gvatter?“ fragte der Bühne die junge Frau, die eben eingetreten war.

„Ach, ich bin dazu ungeschickt,“ erwiderte diese und lächelte dabei, doch zuckte ihre Lippe ein wenig, und der Vatte, der ihren Eintritt nicht bemerkt hatte, schaute etwas ungewiß zu ihr empor. Als er sich aber versichert hatte, daß der Eindruck seiner Worte auf sie wenigstens kein stark hervortretender war, sagte er lachend, indem er ihre Hand ergriff: „Ja, hierin muß ich meiner Frau beistimmen: unser neuer Cultus hat bis jezt nicht zum Segen bei ihr ausgeschlagen; auch hat sie den Scherz nie genug verstanden. Sie ist eine rührend tragische Erscheinung und stirbt mir am Ende noch an einem Spas.“

„Ei,“ flüsterte der Narr unserm Helden in's Ohr, „an einem Spas ist sie ja schon einmal gestorben; darum wird sie das nächste Mal wohl am Ernst sterben müssen, wenn du nämlich deinen Gegensatz aufzeihst.“

„Ach, dann mag er leben bleiben!“ flüsterte unser Held entgegen.

„An edlem Spas würde Niemand sterben, Robert,“ sagte die junge Frau, — und Robert hatte in diesem Augenblicke nicht Zeit, ihr weitläufig aus einander zu

sehen, daß sein Spasß nie unedel sei, auch schien sie nicht weiter hören zu wollen; sie ging wieder zur Thüre hinaus.

„Hört, ich muß die Frage nochmals auf's Tapet bringen,“ sagte der Pfarrer No. 2. Ihr wißt, ich habe auch einmal öffentlich in dem großen Weltstreit gesprochen. Ihr Andern alle habt euch so nach und nach losgemacht, der Eine ist reich und lebt von seinen Renten, der Andere Schriftsteller, ein Dritter hat den Schulrock angezogen und kann in seiner Paganisirung die besten Fortschritte machen, ohne daß er dadurch mit seinem Gewissen in Collision kommt, ein Vierter kann ihn anziehen, wenn er will; — ich aber, der ich weder zum eigentlichen Schriftstellern Beruf in mir fühle, noch zum Schulhalten Lust und — —“

„Kennstniß,“ unterbrach der Narr.

„Ja,“ sagte der Pfarrer, „ich habe schon manche Eisen verloren, — und da ich doch auch nicht reich genug bin, um aus den eigenen Rippen zu zehren —“

„Und da du doch so gerne Ripplein und ledernen Hasenbraten verzehrst,“ warf der Narr ein.

Die Andern lachten, und Robert sagte: „Ja, die Wahrheit ist rührend komisch, daß dieses weiseheitsvolle Wesen doch so klein ist, so groß und so klein —“

„Schweigt!“ sagte der Pfarrer, „mir ist's jezt nicht so lustig zu Muthe, ich will die Frage von ihrer ersten, nicht von ihrer lächerlichen Seite behandelt sehen, —“

„Also gesteht er doch zu, daß die Ripplein die lächerliche Seite seiner ersten Frage sind.“

„Nein, Frau und Kinder hab's zunächst —“

„Aber doch nicht die lächerliche!“

„Nein, die cruste!“

„Ja, der Mann hat Familie, und dies ist die cruste Seite!“

„Schweig, Narr!“ herrschte der Bühne dem Kleinen zu, das ist nun nicht als Spas zu behandeln. — Es ist hier allerdings eine Collision von Pflichten, der du dadurch hättest entgehen können, wenn du wie die andern stummen Hunde dich nie hättest durch deinen Genius treiben lassen, ein öffentliches Wort mit herein zu reden. Ich weiß wohl, daß auch du von Consequenz zu Consequenz gedrängt wirst, und wenn ich bei meinem Rathe meinem Gefühl folgen dürfte, so würde ich dir sagen: wirf auch du der alten Grefmama ihrer Pfände an den Hals; denn obgleich du mit deinem schatthastigen Glauben dennoch geteiblicher wirken und keine Pfarrlieder zu Menschen ziehen könntest, so ist dies doch rein unmöglich, so lange der ganze Leib, als dessen Theil du dich fühlen mußt, nicht auf einem rein menschlichen Boden steht.“

„Ja sehr, darum ist mir's auch so unwohl. Ich weiß, daß ich das nicht bin, wofür meine Pfarrlieder mich noch halten; ich werde allsonntäglich genöthigt, über einen Bibeltext zu ihnen zu sprechen, den sie ganz anders verstehen, als ich ihn verstehe und ihnen auslegen möchte. Die Meisten zwar sink, wie ich hoffe, stupid genug, daß sie ihn gar nicht verstehen, daß sie also auch meine Auslegung, die dem natürlichen Sinn entspricht, in gutem Glauben aufnehmen, und sich menschlich dadurch rühren

und erwecken und erheben lassen. Aber in jeder Gemeinde ist wohl auch Einer oder der Andere, der schon so viel in dieser Bibel gelesen hat, um ihren Werth zu verschlucken zu haben, und dieser ermangelt dann nicht, seinen Mitbauern zu sagen: „Der Pfarrer predigt nicht nach der Schrift,“ und so lange eben diese Schrift noch oberstes Gesetz ist, wiederholt sich der innere Kampf wöchentlich und täglich.“

„Ja,“ sagte der Narr wieder, „und da wird es denn rein unmöglich, den Leuten nur so nach und nach beizubringen, daß der Gott überall und nirgends¹ sei, der bisher noch der Herr im Hause war, um den sie sich früh Morgens und spät Abends noch versammelt hatten; daß sie sich nur um ihr eigenes Ich zu versammeln brauchen, und daß es dazu des Gebetes nicht mehr bedarf. „daß die Frau in der vornehmeren Welt nur noch mit halbem Herzen und der Mann selten oder gar nicht mehr betet,“ daß die Dreieinigkeit, auf die sie ihre Kinder taufen lassen, eine schöne Formel ist, die, für Bauern wenigstens, keinen Sinn mehr hat, und daß der Pfarrer nicht mehr ein Diener Gottes, sondern ein Diener der Menschen ist, und je ehrlicher er hinsieht und predigt: wo ist denn der Gott, der in eurer Bibel als Herr steht? um so mehr vor seinem Schulmeister sich schämen muß, weil er als Menschenknecht um theureres Geld fast nichts leistet, während jener arme Tropf gar schwere Arbeit hat um leichtes Geld.“

„O Narr,“ wenn es nicht wahr wäre, was du sagst, und wenn ich's nicht selbst auch schon gesagt hätte, so könnte ich über dich böse werden!“

„Ja, und das Aergste ist die Ragb, die uns an's Weinsaf geht, und der wir doch nicht mehr recht begreiflich machen können, daß das Sünde, — oder wenigstens der Idee, die sie von sich selber haben sollte, nicht würdig ist! Wie hilft man sich da? Wie sagt man einem gemeinen Bauernmädel künftig bei einem dergleichen Falle? — He! ich bitte um aufmerksames Gehör zu der Ratschifation: Lieb Dirnchen, ich will dir etwas sagen: du bist aus zwei Naturen zusammengesetzt, aus Gott und Teufel. Der Gott will: du sollst nicht an's Weinsaf gehn; der Teufel sagt: gehe ledlich daran! Nun hast du zwar einen andern Gott nicht mehr zu fürchten, als deinen eigenen, aber wenn dein Diebstahl an den Tag kommt, so straft dich (bis jezt wenigstens noch) das Gesetz. Das Mädel fragt: Wenn's aber nicht an den Tag kommt, was straft mich dann? — Der Gott in dir. — Wenn ich aber den nicht fürchte? — Dann straft dich nicht, lieb Dirnchen. — Nun, lieb Dirnchen fragt dich das nicht laut, aber denkst's leise, und du weißt dir am Ende mit deinem Weinsaf nicht mehr zu helfen; denn wenn du auch dies Dirnchen fortschickst, es kommt ein anderes, und jedes geht an's Weinsaf um so gewisser, je mehr deine Predigt von der Gottheit und vom Gericht und von der Würde der Menschheit bei den Bauern Wurzel faßt. — Dürst's ledlich glauben, ihr Herren, ich sag's euch auf gut deutsch.“

Und unsere Helden alle lachten nicht, denn sie hatten alle schon irgend eine Erfahrung gemacht, die dieser plumphen Schilderung des Narren nicht widersprach. Selbst der Kühne sagte: „Es bleibt das immer ein dunkler Punkt.

Uebergangsperioden bringen immer solche trübe Erfahrungen mit, und das niedere Volk wird eben doch bei einer Art Vorstellung vom Göttlichen erhalten bleiben müssen.¹ Dieses kann nicht die nöthige Bildung erhalten, welche die Vorstellung ohne Gefahr beseitigte; darum paßt unser neuer Kultus eben doch nur² für die Gebildeten,³ die aus den Glaubenden heraus zu Wissenden sich sortentwickelt haben. Aber mit um so größerer Macht muß eben durch Wort und Schrift von nun an darauf gedrungen werden, daß bei den Gebildeten⁴ das freie Wissen immer mehr durchdringe, daß durch gute Schulen eine immer größere Anzahl aus dem Volke zu wirklichen Gebildeten⁵ werde. Es ist schon viel gewonnen, wenn sie von der öffentlichen Meinung eine Idee bekommen, die öffentliche Meinung fürchten und zugleich lieben lernen, daß Alle der öffentlichen Meinung ihre Selbstigkeit opfern lernen, damit sie als die Allgemeinheit die Einzelnen purifizirt. Aber auch die öffentliche Meinung selbst muß wieder von allem Unreinen, was ihr etwa noch anhängen mag, durch immer größere Kreise von Gebildeten, die auf der Höhe der Zeit stehen, immer mehr gereinigt werden.⁶

„Ja, dann reinigt das Unreine das Unreine von seinen Schladen, indem das Unreine vom Unreinen immer neuen Zuwachs bekommt; wenn es dann zu einem breiten Strome angeschwollen sein wird, sodann wird der Strom auf einmal herrlich und klar — ein Bild der Gottheit sein.“

„Schweig! Man weiß längst, daß du weder an die Gottheit, noch an die Menschheit glaubst, weil du die

Idee und ihre Macht nicht kennt und den Blick nicht von der nächsten Erscheinung zum Höheren erheben kannst."

"Ich glaube," sagte der Schriftsteller, der am Pic-
tiemus zum Helden geworden war, „daß man jezt sein
Augenmerk besonders auf gute Zeitschriften, auf die Ju-
gend und nebenbei auch auf die Frauen richten sollte.
Eine für's Neue begeisterte Frau kann viel Gutes schaffen."
(Seine Gattin war nemlich jene Professorin gewesen, die
wir neulich bei Elisabeth gehört haben.)

„Dessen bedarf's wohl nicht," sagte Robert; „ich
komme in diesem Stück immer von Neuem von jeder
Forcirung zurück, und ebendarum zurück zu meinen früher
befolgten Grundsätzen. Die freie Entwicklung jedes Ein-
zelnen nach seiner Eigenthümlichkeit ist meine Maxime; ich
dränge auch meine Frau durchaus nicht."

„Ja," sagte der Schriftsteller nicht ganz ohne Spott.
„deine Gattin scheint dich besonders vorsichtig gemacht zu
haben."

„Adieu, ihr Herren!" sagte auf einmal der Narr,
„ich habe schon vernommen, was die Glocke bei euch
schlägt; nun will ich zur Hausfrau gehn."

„Um ihr Kochen zu helfen?"

„Ja! Und dann will ich ihr ein altes, altes Stück
vorspielen von einem Traum der Vorzeit, will ich und
mir die moderne Zeit aus dem Kopfe waschspülen. Ich
hoffe, der Bach werde fließen — —"

Und da der Bach strömte, da dachte Elisabeth: Könnt'
doch dieser Strom in mein Herz fließen, wenn ich einmal
sterbe; dann wär' der Tod ein Leichtes und das Grab

ein Spott, und meine Seele flöge selig dem Himmel zu. Selbst die Philosophen wurden angezogen, kamen herbei und wollten hören, aber die Musik schwieg plötzlich, und der Spieler sagte: „Der alte Klang verstummt vor der Zeit, sie kann ihn nimmermehr vernehmen. Er paßt nur für eine peruginische Jungfrau und für einen palästrinischen Jünger.“ — Er trieb sie wieder zu ihren Beratungen, deren Geheimnisse er nicht mehr zu durchschauen begehre, bat sie aber plötzlich, auf halbem Wege stehen zu bleiben, und sagte: „Ihr Herren, mich quält gegenwärtig eine Frage — ihr kennt ja den Aristophanes, den wipigen Kopf, der in der Narrenjagd die Weisheit über die Weisen und Narren seiner Zeit geschwungen hat. Nun hat Einer behauptet, der närrische Mann habe das nicht im Eifer um seine alten Götter und um die alte Kraft, die aus dem Glauben an diese Götter floss, gethan, es sei ihm nicht Ernst gewesen mit seinem Spas, er habe den Spas nur um des Spases willen getrieben. Ihr Herren, ich lege euch die Frage vor: ist das wahr?“

„Nein, ihr Herren!“ rief nun Elisabeth aufspringend, „das ist nicht wahr. Aristophanes hatte Ehrfurcht vor dem Alten und vor seinen Göttern und hat um seine Götter gekämpft.“

Die Herren sahen die junge Frau verwundert an, gestanden aber Einer nach dem Andern, daß das auch ihre Ansicht sei, daß wirklicher Ernst dem Spas zu Grunde gelegen habe, und Aristophanes durch seine Weissagung der Zustände dem eintreffenden Verderben habe wehren wollen.

„Aber bedenke, Elisabeth," sagte der Gatte lächelnd, „daß Aristophanes, wenn auch unbewußt, doch als ächter Komiker auch auf der Höhe der absoluten Subjektivität stand; daß er der Wahrheit diene, aber doch zugleich, indem er für seine Götter, die veralteten, abgelebten, gestritten, gegen deinen Gott, den ja auch Socrates im Geiste schaute, angekämpft hat und vergebens, daß er damit das Ueberlebte fruchtlos vertheidigte."

„Darum, weil er das Ueberlebte vertheidigte, konnte er auch dem einreißenden Verderben nicht wehren," sagte der Narr. „Darum will ich mich ja hüten, das Ueberlebte zu vertheidigen, wenn ich dem einreißenden Verderben wehren will, und will mich ja hüten, dem einreißenden Verderben zu wehren, wenn ich nur Ueberlebtes zu vertheidigen habe. Nun adieu, ihr Herren. Sättigt ihr euch mit dem Gott der Gegenwart; wir Beide wollen uns mit Jehovah sättigen." —

„Mit dem Gott der Vergangenheit?" fragte der Professor mit etwas spöttischem Ausdrucke.

„Ja," erwiderte Eberhard, „mit dem, der da war und der da ist und der da sein wird."

Die Männer lachten etwas gezwungen und begaben sich weg, horchten aber unwillkürlich dem Spiele. Die Ruhe und Seligkeit einer in ihrem Gott gewissen Seele entquoll den Saiten.

„Das muß man ihm lassen," sagte der Kühne, „für den alten, heiligen, hohen Stuhl hat der Mensch Sinn, so sehr er oft faselt."

„Wo hat er nur dieses mir ganz unbekannte Stüd aufgesangen?" fragte der schriftstellernde Professor.

„Ihr hörtet es ja,“ erwiderte unser Held; „er nannte sich einen Jünger Palästrina's. Eben deswegen faselt er über die Neuzeit, weil er nur dafür Sinn hat.“

Als die Musik verstummt war, bemerkte der Kühne: „Die neuern Meister mit ihrem Laßen, Suchen, Grübeln nach den verwickelten Fragen des Lebens gefallen mir aber doch besser. Er muß uns nächst eine Symphonie von Beethoven aufstischen.“

Viertes Capitel.

Nicht lange nach dieser Zeit gab es große Bewegungen des modernen Geistes in der Kirche, — wer kennt sie nicht! wer hat nicht die großen Namen der Reformatoren des neunzehnten Jahrhunderts gehört, — der Befreier des gesunden Menschenverstandes aus den Fesseln des Aberglaubens und der Knechtschaft, wer nicht die Frage: „ob Geist, ob Schrift“ aus den Zeitungen gründlich studirt! Der Niederschlag dieser Gährungen: deutschlatholische Gemeinden, freie Gemeinden, — Keime einer hohen Wiedergeburt verbreiteten sich über das beglückte Vaterland. *Luther's.*

Eben weil diese Erscheinungen allzu neu und allzu bekannt sind, bleibt uns gar wenig davon zu sagen übrig. Nur so weit sie auf unsere Philosophen zurückwirkten, und das Land berührten, in dem wir wohnen, müssen wir ihrer mit einigen Worten gedenken.

Der zähe Volksgeist hier hat nicht gleich zugejauchzt, weil er immer etwas langsamer ist im Handeln, — also auch im Jauchzen, als anderer Völker Geist. Aber bei unsern Philosophen hat's gezündet, wie ein Blitz.¹ Sie haben erkannt, daß, wenn etwas reif ist, der ewige Menscheng Geist immer auch die rechten Arbeiter findet in seine

Erndte. Sie haben mit Staunen gesehen, daß, was ihnen nicht möglich war, weil sie zu hoch standen, durch andere Menschen dennoch zu rechter Zeit ausgeführt wurde, die ganz die rechten Werkzeuge waren, weil sie selbst tiefer standen in der Bildung: weil beschränkter, darum weniger klar und weniger fernsehend und darum um so mehr von ihrer eignen Kraft begeistert und darum Thatmenschen. Natürlich konnten die geistreichen Schriften des ersten Reformators nichts enthalten, woraus sie selbst, die Philosophen, hätten schöpfen können; wenn sie dieselben studirten, geschah's nur zur vergnüglichen Unterhaltung nach dem Mittagessen, aber sie sagten dennoch zu sich selbst: „Gut, gut! So braucht der ewige Menscheng Geist Leute. Truppen leichterer Art müssen den Kampf beginnen; je confuser, je hochtönender, phrasenhafter gesprochen wird, um so besser wirkt's auf eine Menge, die selbst noch confus ist. Die Aufmerksamkeit wird geweckt, die Geistesfrömmung beginnt, die Freiheit wird vorbereitet; hintenach kommen wir und säen in den also aufgeloderten Boden den guten Samen der Geschichte, der Literatur, — unsern Kultus des Geistes.“

Jetzt, wirklich, mit dieser Zeit, mit dieser Bewegung ging auch erst der Stern unserer Helden auf. Sie erhoben dafür laut ihre Stimmen zur Begrüßung derselben, der freudigsten, großartigsten Erscheinung der neuen Zeit. Diese Bewegung konnte nicht mehr unterdrückt, dieser Strom nicht mehr zurückgedrängt werden. Die Geisteswanderung hatte begonnen, und ihr Ziel, — das war klar vorauszu sehen, mußte die gänzliche Umwandlung des religiösen und politischen Volkslebens sein; denn die geistig

befreite Menschheit mußte nothwendig auch politisch mündig werden, der Druck des Feudalstaates mußte aufhören, die Bande mußten zerrissen, das Staatsleben ein freies werden, der Volksgeist mußte aus seiner Verknöcherung wieder in Fluß kommen, mit ihm mußte für Künste und Wissenschaften ein unermessliches Feld sich öffnen, das Wogen der Geister, die freie Entfaltung der Persönlichkeiten mußte das höchste Interesse, den höchsten Genuß für den aufmerksamen Beobachter bringen, und der allerhöchste Genuß mußte es sein, in diesem Wogen die höchste Woge zu werden, die leitend, führend, beherrschend immer voranging, als geistiger Schaum der ganzen Masse das Haupt hoch emporstreckt! Welches Feld für die Aesthetik! Welche schönen Bewegungen der Massen waren zu erwarten, wenn das, was jetzt an den Fingern hergezählt werden konnte, als nothwendiges Ende des Anfanges eintraf!

Wahrhaftig! wenn wir jene ersten Anfänge der großen Bewegung auf dem geistigen Gebiete so recht überschauen, wenn wir betrachten, was sich Alles an diese Anfänge anknüpfen ließ, so wundern wir uns nicht mehr über den ungeheuern Beifallsturm, der derselben überall entgegenbrauste, und der Triumphzug der großen Reformatoren durch das gebildete Deutschland, — durch das Deutschland, das fast durchweg besser schreiben konnte, als die Heroen, die es anbetete, — wird uns ganz erklärlich. Denn Alle, die den Sturm herbeiführten, bewunderten in ihrer Begeisterung nicht das, was sie sahen, sondern das, was sie nicht sahen und durch ihre Begeisterung erst herausbeschwören wollten. Und die Massen jauchzten nach.

Auch in unserm Ländchen hielten die Reformatoren Einzug, Umzug, Durchzug. Sie machten bei Rehbraten, Forellen und Champagner Weltgeschichte und stifteten mehrere große Gemeinden. Auch in die Stadt, da unser Philosoph seinen Sitz aufgeschlagen hatte, kam die Bewegung, obgleich in derselben nur wenige Katholiken anständig waren; — sie kam, angeregt durch die Approbation unseres Helden, herbeigeführt durch die rauschende Begeisterung des Doctor Wolf und seiner Zeitschrift, die den Anbruch des hellen Tages durch sie verkündete. Dieser Doctor Wolf bekannte jetzt endlich, eine Form der christlichen Religion gefunden zu haben, zu der auch er sich bekennen könne; er versprach sofortigen Uebertritt zur freien deutschen Gemeinde sammt seiner Familie, der Commerzienrath mit der seinigen ebenfalls, und man erwartete, daß der große Strom der Leser des Volksblattes nachfolgen werde. Unser Held vor Allen wurde gefragt, was er zu thun gesonnen sei; — er sagte aber und bekannte dem Doctor Wolf unter vier Augen: er stehe nicht und habe nie auf dem Boden der Confession gestanden, habe somit keine Fesseln abzuwerfen. Er begrüße in der neuen Erscheinung nicht das, was sie sei, sondern das, was sie werden könne, und wünsche ihr den glücklichsten Fortgang, auf daß sie bald da ankommen möge, wo er selbst stehe; so lange sie aber noch Taufe und Abendmahl als Sakramente behandle, so lange auch noch, — wenn auch nur zuweilen, von dem Tode Christi, als Opfertod für die gesammte Menschheit die Rede sei, so lange man sich noch nicht darüber klar geworden sei, daß auf den leiblichen Tod kein Himmel und keine Hölle folge, so lange

nicht alle alte christliche Sauerteig gründlich ausgeschieden, mit den alten Vorstellungen nicht gebrochen sei, könne er für seine Person sich nicht näher herbeilassen, denn kein Bedürfnis treibe ihn. — Seine Gattin aber wünsche in ihrer Kirche zu bleiben, und es sei nicht seine Absicht, ihr Zwang anzuthun. Das gefiel dem Advokaten nicht. Er sagte, man müsse es um des Beispiels willen thun; „Sie werden doch nicht glauben, daß mir's Ernst ist mit dem Eintritt in die neue Kirche, daß ich diese sogenannten Sakramente um irgend eines Nutzens willen adoptire; das Alles ist nur Popanz, um auch solche zum Austritt aus den alten Kirchen zu veranlassen, die eben doch noch mit einer Art von Aberglauben an dem, was Kirche heißt, hängen. Nach und nach fällt das von selbst, und wir haben den Triumph, eine große Heerde in die Freiheit geführt zu haben, die ohne diese Allmählichkeit nie aus dem alten Schlendrian herauszubringen wäre.“

„Nun, ich wünsche Ihnen Glück und den jungen Gemeinden alles Gedeihen; ich werde auch in meiner Art mitzuwirken suchen, aber selbst einzutreten vermag ich nicht. Ich würde dadurch zwar nicht meiner Stellung schaden, aber ich würde genöthigt, als lebendiges Glied dieser Kirche doch auch oft in die Kirche zu gehn, und das wäre mir doch entschieden langweilig.“

„Aber ich verspreche Ihnen, es soll kein Wort vom Opfertode Christi vorkommen. Da ich als Hauptglied dem künftigen Pfarrer größtentheils seine Besoldung zu schaffen habe, so kann ich ihm hieran ganz nach Belieben vorschreiben, wenn er auch selbst noch nicht über alle die mittelalterlichen Albernheiten hinaus sein sollte, was übrige

genß nicht zu erwarten ist. Wir wollen schon für eine gute moderne Kraft sorgen. Treten Sie doch ein um des Beispiels willen."

"Nein, es geht nicht, ich kann einen deutschkatholischen Schwärmer nicht zweimal anhören!"

"Wie? Derselbe muß Ihre Schriften studiren und uns Aesthetik u. s. w. predigen."

Von diesen Worten wurde unser Held beinahe gefangen. Er schwankte.

"Und Sie werden doch nicht glauben," fuhr der Advokat eifrig fort, "daß das Predigen in dieser neuen Kirche Privilegium eines Einzelnen bleibt. Welches Glück wäre es für uns, eine Kraft zu gewinnen, wie die Ihrige. Bedenken Sie denn gar nicht, daß Sie durch Ihren Eintritt auf natürliche Weise das Recht erlangen, einer Volksmenge zu predigen, was Sie wollen, Weltliches oder Geistliches, — diese Volksmenge als Ihr Publikum zu betrachten, das Sie nach Belieben lenken können! Der Einfluß, den man auf diese Art erhält, könnte ganz unberechenbar werden, wenn man ihn seiner Zeit recht zu nützen wüßte. Wirklich, es geht mir selbst erst ein Licht auf, wie diese Bewegung nicht nur im Allgemeinen als bahnbrechend zu betrachten ist, sondern ganz speciell von Nutzen sein kann. Nein, Sie dürfen sich nicht entziehen, Sie müssen der unsrige werden."

"Es widerspricht eben meinem Gefühl, die kirchliche Maske vorzunehmen, wo die Anregung nicht aus wirklichem Bedürfniß, nicht aus wirklicher Ueberzeugung hervorgeht."

„Und warum können Sie sich nicht in das Bedürfniß, nicht in die Ueberzeugung hineinleben? Warum kann man nicht das Gemüth auch einmal erheben, wenn man einseht, daß die Erhebung nun einmal nothwendig ist? — wirklich, ich glaubte immer noch gegen zu ernsten Sinn bei Ihnen ankämpfen zu müssen, aber ich sehe jetzt mit Staunen, daß Ihr Sinn viel frivoler, als der meine ist.“

„O, Sie irren sich!“ sagte unser Philosoph lächelnd.

„Nein, nein, ich irre mich nicht!“ rief der Andere eifrig. „Sie können doch nicht behaupten, daß es keinerlei Art von kirchlicher Form mehr geben könne, die dem modernen Bewußtsein zusage. Finden Sie nun bei den neuen deutschen Gemeinden diese Form noch nicht, ei! so bilden Sie sie hinein, werden Sie der belebende Geist dieses frischen, lebenskräftigen Körpers. Daß der Körper frisch und lebenskräftig ist, werden Sie doch nicht leugnen wollen, — Ihre ganze Philosophie hiele ja mit dieser Leugnung. Also wenn der Körper lebenskräftig ist, aber noch auf niedrigerer Stufe steht, — ei! so reichen Sie ihm die Hand und ziehen ihn auf die höhere! Das können Sie aber nur thun, wenn Sie ihm näher treten, sich mit ihm verbrüdern, und dazu sind Sie verpflichtet durch die dringende Anforderung, die an Jeden sein modernes Gewissen machen muß, der außerhalb der alten Kirchen steht; denn es ist das einzige Mittel, diese zu stürzen. Darum muß Jeder mit aller Kraft, die ihm eignet, die neue Kirche zu Macht und Ansehen zu bringen suchen.“

Der Advokat hatte so eifrig gesprochen, daß sein Auswuchs wieder ganz mit Lust angefüllt war, und er leuchtend innehalten mußte. „Hätt' ich doch Ihre Kehle, Bliß! ich wollt' reden, und Alle für mich und die herrliche Sache begeistern.“

„Nun, ich will ja auch reden und begeistern, wenn es sein muß, aber zum Beitritt der Gemeinde werde ich mich nie entschließen, so lange nicht ein inneres Bedürfnis mich dazu treibt. Ich liebe nun einmal keinerlei Art von Heuchelei, keine innere Unwahrheit.“

„Pah!“ rief der Andere piquirt, „ich weiß wohl, was Sie abhält: einestheils, wie ich sage, Trivolität und geistige Trägheit, allzu große Gleichgültigkeit; andernteils die aus der nemlichen Seite Ihres Charakters entspringende Schwäche, Ihrer Frau Gemahlin gegenüber, die Sie von der Wahrheit, der Sie huldigen, nicht zu überzeugen vermögen. Die schöne Dame hat ja dem Herrn Gemahl sogar vor mir zu opponiren gewagt, und verschönt unter seinen Augen Fünzigthalerscheine aus religiösem Epleen, — ja sie läuft gar in Missionsstunden. Das ist der Haken, — die Schwäche, die eben so wenig den Muth hat, dem eigenen Weibe zu wehren, eine Pietistin zu werden, als sich selbst zu einer frischen, selbstständigen That zu begeistern. Pah' in meinem Leben keine größere Absurdität gehört, als daß der freieste Denker, der um seines freien Denkens willen zum Märtyrer wurde, nicht einmal seine Gattin zum freien Denken heranziehen — oder zum Gehorsam nöthigen kann!“

„Eben weil ich ein freier Denker bin und mehr Kraft habe, als Sie in Ihrer Kurzsichtigkeit sehen,“ sagte

unser Held mit ruhiger Würde, aber dennoch mit etwas höher gerötheter Wange, „lege ich auch meiner Gattin nicht Zwang an, und ich brauche Ihnen nicht auseinander zu setzen, warum ich das thue, — genug daß ich selbst die Ursache weiß; damit kann ich auch Ihren Vorwurf der Schwäche zurückweisen, indem ich Sie daran erinnere, daß Jeder wohl zusehen möge, wie er seinem eigenen Hause wohl vorstehe, und sich einem Andern nicht nöthigend aufdränge.“

„Ich weiß aber,“ sagte der Andere bedeutend sanfter, „daß die Geistesrichtung Ihrer Frau Ihnen nicht angenehm ist, daß Sie Ihre Ueberzeugung derselben beizubringen suchen, — warum thun Sie das nicht mit mehr Kraft? Ihr eigener Geist bekäme einen höheren Schwung, wenn die Gattin, statt ein — Spott in den Augen der Gebildeten zu werden, auf Ihre Seite träte und als die würdige Genossin ihres Gatten dem modernen Geiste huldigte.“

Das war ein nur zu wahres Wort und traf unsern Philosophen empfindlich genug. Er gab zwar dem Gegner keine Blöße, sondern sagte ihm ruhig und stolz, daß seine Gattin weder eine Pietistin, noch ein ungebildetes Weib wie so manche Andere sei, und daß deshalb nur Unkundige oder Narren sich über sie lustig machen könnten; ja er sagte ihm, daß seine Gattin die schönste und tiefste Natur sei, vor der er Verehrung hege, daß sie von gemeinen Menschen gar nicht gewürdigt werden könnte; — aber dennoch blieb ein Stachel von diesem Gespräch in ihm stecken, das spöttische Lächeln des Advokaten konnte er nicht hinwegspülen, denn ein Etwas sagte ihm, daß eben

doch der nicht wegzutilgende Zwiespalt ein Hemmschuh für ihn selber sei.

Doch wie stand es eigentlich um Elisabeth? Mit wenig Worten ist's gesagt. Elisabeth hatte Frieden, sobald der Glaube in ihr mächtig war — und Unfrieden, Unruhe, sobald der Unglaube oben war. Und warum das? Elisabeth hatte eben immer noch einen inneren Feind (oder Freund?) zu bekämpfen, und sobald der Unglaube siegte, wälzten sich tausend Fragen aus der Tiefe ihres Herzens auf, für die sie keine Antwort hatte. War aber der Glaube oben, so schwiegen die Fragen alle, Elisabeth liebte ihren Gatten, war bereit, jedes Opfer für ihn zu bringen, ja sie schmeckte oft die reinste Seligkeit, und war dann so liebenswürdig, daß ihm die Primath lieb und theuer wurde auch ohne die ästhetischen Abwechslungen, die durch den Maler und den geistreichen Freundeskreis in dieselben gekommen waren. Elisabeth suchte nur selten eine Erholung außer dem Hause. Ihr Hang zur Einsamkeit wurde hier stärker als je, und ihr Klavier war ihr einziger Freund. Eberhard versah sie immer mit Musikstücken, und da der halbe Narr immer auch ein halber Schelm für seine Zwecke war, so theilte er ihr meist dasjenige mit, was ihm selbst das Theuerste war, wenn es auch dem Geschmade der jetzigen Zeit nicht immer zusagen mochte. Und Robert, der seinem eigenen Geständnisse nach für Musik eigentlich wenig Verständnis hatte, blieb immer ein Laie darin und zog als solcher das Einfachere, Langsamere den Potpourris und Quodlibets der Neuzeit vor, so daß sich sein Widerspruch nie

gegen ihre Auswahl erhob, obgleich dieselbe seiner neuen Zeit im Gemüth Elisabet's nicht eben Vorschub leistete. So waren Beide ein Widerspruch und doch in diesem Widerspruch liebenswürdig. Sie stritten sich nicht; Jeder ließ den Andern gelten und ehrte die Schwäche oder Stärke am Andern. Nur einmal, da Elisabet durch ihre Musik besonders fest und sicher in ihrem Glauben geworden war, sprang sie auf, fiel ihrem Gatten um den Hals und flüsterte: „Ich hab' eben doch Recht, und der alte Gott ist und bleibt der wahre, und du mußt ihn auch noch finden.“ Und Robert lachend schloß sein Weib in die Arme und sagte: „Ich hab' ihn und umschlicke ihn, und du hast ihn und umschlichest ihn auch, ohne es zu wissen oder zu wollen.“

„Nein, nein! Ich hab' Recht — —“

Und da nahm denn das Gespräch unversehens eine Wendung, die in keinem von Beiden einen lieblichen Eindruck zurückließ. Elisabet, von ihrem Eifer immer weiter getrieben, hielt den Augenblick für günstig genug, mit jenen Blättern hervorzurücken, die sie aus Leonoren's Hause mitgenommen hatte. Schon daß sie einmal einem Vortrage über Heidenmissionen beigewohnt, hatte ihn unangenehm berührt, und ein scharfes Wort hatte sie damals eingeschüchtert, ihm ihre nähere Bekanntschaft mit dieser Sache kund zu thun; — nun bei der jetzigen Verhandlung ließ er sich breiter darüber aus. Wir erlauben uns mit einigen Punkten die Ansicht unseres Philosophen über diesen Zweig menschlicher Thätigkeit zu notiren.

Die Heidenmission sei wieder angeregt worden durch gewisse philanthropische Weltbeglückungs Ideen, und schöpfe

ihren Beruf und ihre Hoffnung aus der Bibel. Aber es sei ein Zeichen einer krankhaften Zeit, die in der Wirklichkeit unserer Zustände nicht das Rechte und Vernünftige erkenne und sie ihrer Theilnahme nicht für werth halte, so daß der Trieb sich nach Außen werfe und durch seinen Eifer für das Fernste und Fremdeste sich für die Unfähigkeit, das Nächste gehörig zu würdigen, entschädigen wolle.

Auch sei es ein falsch verstandenes Mitleid mit den rohen Völkern, sie zu bedauern, daß sie in Unwissenheit, Krieg und mancherlei Kämpfen sich befinden. Man sollte sie ihrer natürlichen Entwicklung überlassen; denn wenn sie auch einander bekriegen, so geben sie dadurch ihre Sprödigkeit gegenseitig auf, nehmen Bezug zu einander und beurfunden eben dadurch einen Fortschritt, der besser ist als todte Ruhe, indem dadurch dem Bewußtsein eines allgemeinen Menschengesetzes vorgearbeitet wird.

Daß aber weiter aus diesen heidnischen Völkern doch nichts Rechtes wird, indem das Christenthum vorzugsweise den germanischen Völkern übertragen, ja durch sie erst zur Entwicklung gekommen ist, weil sie allein die rechte Empfänglichkeit gehabt haben.

Daß, was Resultat einer achtzehnhundertjährigen Entwicklung ist, nicht auf einmal bei den Heiden erzielt werden kann, weil die Mittelstufen fehlen und das Resultat weder aufgenommen, noch gehörig begriffen und benutzt und fruchtbar gemacht werden kann, ohne den ganzen Weg durchlaufen zu haben. Unser Philosoph hielt, wie wir ja längst wissen, das Christenthum für ein Produkt menschlicher Bildung. Eben darum machte er diesen

Schustern und Schneidern, die dasselbe hinaustragen wollen in die Heidenländer, den weiteren Vorwurf: daß ihre mangelhafte und einseitige Bildung und ihre beschränkte Auffassung des Christenthums sich zu ausschließend verhalte zu so vielem eigentlich Menschlichen, gegenüber der oft hohen Bildung der Heiden, von denen sie zu lernen hätten; er hob hervor ihre Unfähigkeit, den tiefen und schönen Sinn der Mythen zu fassen; die Lächerlichkeit des Fanatismus dieser beschränkten Menschen, die meinen, sie hätten einen göttlichen Beruf, während doch der Erfolg, in einem Jahrhundert bewiesen habe, daß diese Form des Christenthums für die Heiden überhaupt nicht passe; denn die wenigen Einzelnen, die das Christenthum angenommen hätten, seien mit den ungeheuren Summen, welche die Mission verschlinge, allzu theuer erkauft.

Auch sei die Art, wie man die Mission betreibe, nicht sowohl auf Bekehrung der Heiden, als vielmehr auf eine Demonstration gegen die Ketzer im Christenlande, auf fanatische, hochmüthig bescheidene Missionspredigten abgesehen. Und diesem Gifte dürfe sich sein Weib nicht nähern.

Elisabet hatte gegen die obigen Sätze aus dem, was sie über die Sache gelesen hatte, manche Einrede gebracht, und vertheidigte ihre Ansicht bald schüchterner, bald fester, aber der letztere Einwurf des Vatten, der sich zugleich als Befehl geltend machte, schnitt die weitere Verhandlung ab, und Elisabet zog sich zurück, nicht überzeugt, aber verschüchtert und verstört: sie war wieder mit ihrer Grübeleien und ihrem inneren Kampfe auf sich selbst zurückgeworfen.

Den Pinsel hatte sie nie wieder zur Hand genommen; im Gegentheil Alles, was daran erinnern konnte, sorgfältig, ja ängstlich entfernt. Ihren goldenen Apfel hatte sie in einen Schrank ihres Gatten gesteckt; die Gemälde hingen im Gastzimmer, das sie selten betrat. Nur Eines hatte sie nicht ausgeliefert, — eines, von dessen Existenz Robert gar nichts wußte, das sie aber nur einmal hervorgenommen und alobald wieder zugeworfen hatte. Seitdem lag es im hintersten Winkel ihres eigenen Schrankes.

Elisabet ward indessen gerade über die Zeit des ersten deutschkatholischen Sturmes in die Wüste oder vielmehr in ein Asyl geführt.

Die Stunde ihrer Entbindung nahte, und sie war schwer, — so schwer, daß menschliche Hülfe an sich selbst verzagte, — und unser Held selbst in den Stunden der Angst sein Herz erhob zu dem Geiste, der Leben giebt, und es doch wohl auch müsse erhalten können; — ja, in diesen Augenblicken wollte es sich ihm mahnend aufdrängen, daß ein Weib in ihrer Ansehung müsse einen Gott haben, an den, als eines besonderen Wesens, sich ihre Seele anklammern könnte, — nachher zwar wollte etwas Anderes in ihm unsern Philosophen fast auslachen ob seiner eigenen kindischen Schwäche, — aber er gestand sich's nicht, daß er selbst zu einem Geiste, nicht zur Idee gebetet hatte, und kurz und gut: das Gebet oder die Natur hatte geholfen. Nach schweren, langen Leiden seines Weibes, worin sie selbst auch den rechten Weg zum rechten Ohr gefunden hatte, lag ein herrlicher Knabe unserm Philosophen im Arm. Er begrüßte seinen Eintritt in

die Welt mit einem Triumphlied, das fast einige Aehnlichkeit hatte mit demjenigen, das Vater Zacharias einst erhob. Nur nicht als Vorläufer begrüßte er den Sprößling, sondern als Nachläufer. Die Anrede in seiner Seele lautete etwa so:

„O du Ausfluß der Gottheit in einer menschlichen Gestalt, der du so klein hier vor mir liegst, so hülfbedürftig, und bist doch der ewige Geist selber, der in dieser zerbrechlichen Hülle zur Erscheinung kommt! Mögest du als Individualität wacker werden wie dein Vater, lieb wie deine Mutter; — mögest du der Idee dienen mit Leib und Seele! Wenn du, Kleiner, einst groß bist, dann sind diese Uebergangszeiten vorüber, dann ist die Idee zur Herrschaft gelangt, und du wirst mit ihr herrschen, du wirst des Sieges dich erfreuen, den ich erkämpfen mußte, und darfst die Frucht essen, die ich dir errang! Dann wird der Himmel auf die Erde kommen. — Mögest du auch deines Vaters mit Dank und Segen gedenken, und seinen Namen der Nachwelt würdig überliefern!“

Und das war die Geistestaupe dieses Kindes.

Es wurde zwar in einem Alter von sechs Wochen auch noch nach dem Ritus der Kirche getauft, — im Hause, nach Elisabeth's besonderem Wunsch; aber das hatte nach Robert's Ansicht nur formellen Werth, um der Namensverleihung des Kindes die gewohnte kirchliche Feierlichkeit zu geben. Er wollte sich natürlich nicht auslehnen gegen die Satzungen der Kirche, eben weil sie ihm zu gleichgültig waren.

Und so stand denn unser Held, der die erste Person in der Gottheit aufgehoben hatte, als Vater dabei; der

Rühne, der den Sohn geläugnet, war der erste Pathe, und jener Professor, der den heiligen Geist der Kirche verworfen und ihrer Lehre den Saraus gemacht hatte, war der zweite Pathe bei dieser Taufe. Sie gelobten dabei der Formel gemäß:

„Aus allen Kräften dazu mitzuwirken, daß das Kind auf Grund des apostolischen Glaubensbekenntnisses im Glauben an den dreieinigen Gott erzogen würde, um ihm einst mittelst der Verheißung dieses dreieinigen Gottes die ewige Seligkeit zu verschern, die dem Ungläubigen nicht zu Theil werden soll.“

Der Kleine erhielt den Namen Friedrich Robert. Elisabeth wollte als Pathin ihre Leonore eingeschrieben haben. Als Stellvertreterin war Frau Doctorin Wolf und eine andere Dame der Stadt anwesend. Auch Eberhard war eingeladen, aber er schickte eine briefliche Entschuldigung, die dahin lautete, daß man ihn als Narren bei der Feier nicht brauchen könnte, und als vernünftiger Mensch hätte er nichts da zu thun.

Elisabet stand bei Seite. — Sie wurde plötzlich bei Aussprechung der drei Namen an den Riß erinnert, der diese hier stehenden Männer und — eigentlich sie selbst von der Kirche trennte. Sie wußte nun zwar wohl, daß die Dreieinigkeit, der ihr Kind geweiht wurde, auch in der modernen Dialektik eine große Rolle spiele, aber in diesem Augenblick fehlte ihr wieder die großartige Gedankenverbindung, welche die Stelle der Andacht ersetzt; — durch ihre Dreieinigkeit war mitten durch ein Strich gemacht, und statt der Erhebung des Gemüths, der Hingabe an das Heilige, senkte sich eine kühle, schmerzliche

Leere in ihr Herz. Sie war nun einmal nicht stark genug, um sich mit kaltem Anstande da accommodiren zu können, wo ihr Herz nicht ganz und voll Antheil nehmen konnte. Sie wäre fast in Thränen ausgebrochen — nicht Thränen der Rührung, des Dankes, sondern Thränen der Verzagttheit, des Kleinglaubens. Sie nahm sich gewaltsam zusammen, um sich keine Blößen zu geben, denn alle die andern Gesichter waren so ruhig, kühl, anständig; sie glaubte, Jedermann hätte müssen in ihr Herz sehen, hätte müssen sogleich ergründen, warum ihre Thränen flossen. So ruhig als möglich nahm sie die Glückwünsche der Patken an, und bemühte sich als gute Wirthin, auch von dieser Seite die Würde des Festes aufrecht zu erhalten.

Diese Stimmung war übrigens nur vorübergehend; sie war hervorgerufen durch den ungeheuren Contrast, der vor ihrem Auge und Ohre auftauchte. Im Ganzen aber machte sie ihr Kind so glücklich, erspöhte ihr so sehr die ganze Welt, daß sie auch die ganze Welt über ihm vergaß. Schon als sie noch in den Wochen lag, hatte sie selten das Auge von ihm gewendet, sie beobachtete jede Bewegung desselben, und wenn es schlief, belauschte sie jeden Athemzug.

Auch unser Philosoph wurde mit seinem Jungen zum Kinde, und betrachtete ihn um so mehr als seinen höchsten und einzigen Schatz, der bleiben mußte, als die Wehemutter ihm leise ihre Befürchtung zugerannt hatte, daß er wohl ohne Zweifel der einzige bleiben würde. Und was Naturbeobachtungen von Eingeweihten und ihre Un-

trügligkeit anlangte, so stieg der Glaube unseres Helben an sie bis zum Aberglauben. Er konnte nicht satt werden, die Gruppe zu bewundern, wenn die Mutter, die blühend in reiner Schönheit aus ihren Wochen gegangen war, ihre Augen mit sehnüchtigem, seligem Lächeln in die Augen ihres Kindes einsenkte, wenn der Kleine zappelnd die Armechen zu ihr empor streckte. Er dachte dabei seines Malers und jener in jedem Muthz ausgesprochenen Hoffnung auf die Zukunft, die sich ihm jetzt so schön erfüllt hatte.

„Du siehst,“ sagte ihm Elisabeth einmal bei einer solchen Scene, „daß deine Befürchtungen hinsichtlich der Mißgeburt übertrieben waren; das habe ich mit meinem Gebet abgewendet.“

Robert lachte, schaute tiefer in die Augen des Kleinen und warf die Frage auf, wem dieselben wohl einst gleichen würden. „Die meinigen bekommt er nicht; der Farbe nach könnten sie den deinigen ähnlich werden; doch ist der Schnitt ein anderer, auch die Stirne.“ — So sprach er fort, ruhig. Elisabeth aber erröthete auf einmal hoch und wandte sich ab, ohne ein Wort zu sagen. Robert beachtete es nicht weiter, aber Elisabeth sah von da an manchmal träumerisch in ihres Kindes Augen, als müßte sie dort ein dunkles Räthsel entziffern. Wollte aber das Räthsel sich lösen, so entfloß sie demselben angsthaft und versuchte es vor sich selbst wieder wegzuläugnen oder in tiefe Dunkelheit zu hüllen.

Aber nur bei ihrem Gott fand sie dann wieder Ruhe, Frieden und Vergessen aller Unsicherheit. Sie gelobte ihm von Neuem, sich unverrückt zu ihm halten zu

wollen, wenn er sich zu ihr bekenne. Und diese demüthige Hingabe an ihren Gott hatte dann zur Folge, daß sie bei der rauschenden Annäherung des Deutschkatholizismus keinerlei Sympathie für denselben in sich verspürte, und ihn wie eine Leuchtugel, die sie nicht berührte, vor sich aufsteigen ließ. Ihr kirchlicher Sinn, besonders als sie jenem Missionsvortrage beiwohnte, hatte anfangs in der Stadt große Verwunderung erregt; man glaubte zuerst, die Gattin des bekannten ungläubigen Professors sei gekommen, um sich lustig zu machen, bis das ernste Antlitz eines Andern belehrte. Aber der Theil, der seinen Spott damit hatte, machte sich nun über sie selbst lustig, und man raunte sich sogar in die Ohren, es müsse mit den Gerüchten, die über sie gingen, seine Richtigkeit haben, weil sie eine habe Beischwester geworden sei. Von all dem wußte aber zum Glück Elisabeth nichts.

Fünftes Capitel.

In der Stadt war übrigens große Bewegung. Doctor Wolf hatte in seinem Blatte und durch Flugſchriften zum Austritt aus den alten Kirchen aufgefordert; auch Robert hatte ſich zu einigen Reden in verſchiedenen Clubs herbeigelassen.

„Warum aber, Herr Profeſſor,“ ſagte einer der Bürger, die ſich im Gaſthaus zur Krone zu verſammeln pflegten, — es war eine Geſellſchaft geringeren Ranges, — „warum treten Sie nicht ſelbſt als der Erſte aus der alten Kirche, wenn Sie dieſe neue als die rettende Freiſtatt bezeichnen, wenn Sie ihr die größte Zukunft weiſſagen? Wer ſo begeistert ſpricht, der ſollte zuerſt mit der That beweifen, daß es ihm Ernſt iſt mit ſeiner Begeiſterung.“

„Es iſt auch noch nicht aller Tage Abend,“ ſagte unſer Held. „Mancher Gelehrte ſpricht für eine große Sache, der er im Innern angehört; äußere Umſtände, irgend eine Collision von Verhältniſſen hindern ihn aber, ſeine Begeiſterung dafür durch nackte That zu zeigen. Das Reden iſt auch eine That, und wenn ich die Sache auch in's rechte Licht geſtellt habe, ſo ſoll Jeder prüfen, ob das, was ich ſagte, Wahrheit ſei, — ob es für ihn

Wahrheit sei, und dann mag er nach seinem Ermessen verfahren.“

„Die Sache ist freilich modern und großartig genug,“ sagte ein Handschuhmacher, „und ich als Katholik habe das Recht, mich ganz besonders über diese Bewegung zu freuen; denn sie vereinigt das Katholische mit dem Deutschen und mit der Freiheit und mit der Brudersliebe und mit der Humanität, so daß man eigentlich dann Alles bei einander hat, was nur das Herz wünschen kann.“

„Ja,“ sagte unser Held, „und dann kommt wirklich das Reich Gottes, wenn die Seele eine solche Befriedigung schmeckt; dann wird die Religion das, was sie werden soll: das unser ganzes Wesen durchdringende Lebensprinzip. Noch keine frühere Erscheinungsform der christlichen Kirche vermochte uns das in Wahrheit zu bringen, weil diese die Seligkeit immer als eine erst zu hoffende und zu glaubende, nicht aber als eine vorhandene uns boten. Dies thut erst die Religion der Humanität, welche die einzige Religion ist, die bleiben wird, wenn alle andern aufgehört haben.“

„Ja, das ist gewiß wahr!“ rief der Drucker des Volksblattes, „und den Gewissensdruck, den Buchstabiendienst in den alten Kirchen haben Sie vortrefflich geschildert; das ist ja in der lutherischen Kirche am ärgsten, wo nur die Bibel gelten soll, die doch längst veraltet und verrostet ist. Aber wir können so lange nicht frei werden von dem alten Buchstaben der Bibel, bis wir mittelst unserer selbsteigenen Unterschrift uns von ihr befreit und dem neuen Buchstaben der Freiheit uns verschrieben haben. Und wo sänden wir diese vorerst besser, als in den neuen

Kirchen? — Ist nicht die Freiheit der Lebensodem der modernen Gesellschaft, und muß nicht der freie Mann, der in diesem Lebensodem zu athmen gelernt hat, jede Fessel der Knechtschaft von sich abschütteln, wenn er kann? — Zur Knechtschaft wollen euch aber eure Pfaffen verdammen, wenn sie euch nöthigen wollen zum Gehorsam unter ein Gesetz, zu dem ihr keine Liebe und kein Zutrauen habt; wenn sie euch zur Sünde anrechnen, frei zu denken und frei zu reden; wenn sie von euch fordern, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist (oder des Königs, ist einerlei), und Gott, was Gottes ist. Wo steht's denn geschrieben, was des Kaisers sei? und wo steht's geschrieben, was Gottes sei? — Da müßten wir ja am Ende noch das nackte Leben hergeben, weil es Gottes sei, wenn man diesen Satz ganz genau befolgen wollte. Also seht! in welche Sklaverei könntet ihr geführt werden, wenn ihr in der Knechtschaft bleibt! Denn das Harte wird härter, das Schwere schwerer, das Band wird zum Strick und die Bürde zur Last, wenn man sie nicht bei Zeiten abschüttelt. Darum zerreiße die Bande und werfe die Seile von euch! — Ich bin der Erste, der unterschreibt!"

"Ja, der Drucker hat schön gesprochen, das muß man sagen," sagte ein Bäckermeister; „aber wer steht uns dafür, daß die Sache auch einen schönen Fortgang hat? Ich mache keinen Vortheil an, wenn ich nicht die Dese in Bereitschaft habe, die mir gewiß macht, daß der Teig auch geht, — daß er sich ausbreitet, meine ich, — und nicht verfliehet. Wo ist aber die rechte Dese für diese neue Kirche, die sie zusammenhält und treibt? Wenn sie nicht rechter Art ist, so bleibt der Teig fest, wird knöspig

und man kann das Brod nicht verkaufen. Man sollte eben eine Garantie haben. Was nützt es, wenn wir zusammentreten und was Neues anfangen? wenn wir nicht ganz gewiß wissen, daß die Sache aufgeht und Kunden herbeizieht, so sind wir ruinirt, und man lacht uns noch obendrein aus."

"Die Garantie liegt in der Wahrheit," rief der Druder, „und in der Gewißheit, daß das jetzt das Neue ist, was die Freiheit und die Gleichheit bringt. Nicht wahr? — unser Volksblatt hatte auch keine Garantie, aber weil es die Wahrheit schreibt und der Freiheit huldigt und allen bösen Schein haßt und den falschen Schein der Pfaffen vernichtet, und das Alles in einer schönen Form, die den Leuten zusagt, darum breitet es sich aus und bekommt immer mehr Abonnenten. So geht es mit der Religion auch. Wenn sie das Neue vertheidigt, wenn die Leute es gern hören, so schlagen sie sich dazu, der Strom wird groß und immer größer, und die, wo der Weige am ersten gefolgt sind, haben dann auch den Hauptruhm."

"Ja, du hast gut reden mit deinem Volksblatt!" rief ein Schuster, „du kannst dir selbst den Ruhm drucken, schwarz auf weiß, dann hast du ihn, und kannst sogar davon essen! Andere aber nicht. Wie? — wenn wir paar Leute jetzt heraustreten und sangen was Apatos an und bekommen mit der Kirche Krieg, und die besten Kunden bleiben weg, und wir müssen einen Pfarrer besolden, und am Ende eine Kirche bauen, — von welchem Leder soll das gehn? — Das meinige reicht nicht, ich denk' wie der Herr Professor, will der Sache zuschauen

und die Hände in den Sack stecken. Wenn das, was ich in der neuen Kirche höre, aus der Bibel ist, — ei! so kann ich's auch daheim lesen oder in der andern Kirche hören; wenn's aber nicht aus der Bibel, wenn es weltlich ist, — ei! so brauch' ich keine Kirche zu bauen und keinen Pfarrer zu bezahlen; dann halt' ich mir eine Zeitung, daran hab' ich auch Unterhalt, und hör' noch außerdem, was sich in der Welt begiebt."

Diese Rede versetzte nicht ihres Eindruckes, — auch beim Drucker nicht, der sich durch seinen schwarz auf weiß gedruckten Ruhm und durch die Anpreisung seiner weltlichen Zeitung nicht wenig geschmeichelt fühlte. Die deutsch-katholische Begeisterung wäre daher sicherlich heute in Sand verlaufen, — denn auch unser Held, der mit zurückgedrängter Lustigkeit den Reden zugehört hatte, nahm sich derselben nicht an, — wenn nicht ein schnell kräftiger Schneider ihre Ehre gerettet hätte.

"Bürger!" rief er, "ihr werdet euch doch durch den Schuhmacher nicht das Gehirn vernageln lassen! Wo sollte denn das Neue herkommen, wenn es nicht geschmackvolle Menschen gäbe, die es erfinden? und nicht solche, die es nachahmen? Davon lebt die Welt, und davon bleibt sie schön und immer neu und veraltet nicht, weil sie das veraltete, abgetragene Kleid immer wieder ablegt und sich ein neues anmessen läßt. Das ist so natürlich und so handgreiflich und zugleich so gut und nothwendig, wie das Einmaleins, und wer sich darüber wundert, hat noch nie was von der Schönheit der Moden, noch nie was von der Begeisterung für ein neues Kleid verspürt. Ist denn das nicht ein ewiges Gesetz in der

Natur selbst? Wird nicht Alles an ihr neu und das Veraltete abgelegt? (Unser Held sogar horchte und staunte den weisheitsvollen Schneider an.) Und so die Menschen: die Welt wird feiner mit jedem Tage, man weiß nicht, was noch werden mag, — darum kann auch die Religion dem verfeinerten Menschen nur noch in einem feineren Gewande zusagen. Denn der Mensch, indem er sich verändert, verfeinert sich zugleich. Das kann ich euch mit einem Bilde beweisen. Jeder Commis nimmt zu jedem neuen Rock, den er sich machen läßt, gewiß nicht gröberes Tuch, als er das letzte Mal genommen, auch nicht wieder das gleiche, sondern jedesmal anderes und jedesmal um einige Groschen feineres. So müssen auch wir immer nach einer verfeinerten Religion greifen, wenn wir sie haben können, und wir müssen nicht warten, bis sie schon abgeschmakt und in aller Leute Händen ist, sondern neu, wie sie in die Mode kommt; dann werden wir das Modejournal und fühlen uns schon ganz bequem und heimisch darin, wenn andere Leute sich erst lange besinnen, wie sie den alten Rock los werden und auch zum neuen kommen sollen, — und nach und nach kommen sie doch Alle zu dem neuen; denn wo habt ihr einen Menschen gesehen, der noch eine hundertjährige Mode nachschleypete, wenn eine neue in Aufnahme gekommen ist? Darum nur frisch daran! — Nicht wahr, Herr Professor, der neue Rock, den ich Ihnen zu machen die Ehre hatte, sieht gut? Nicht wahr, er sieht bequem? (Unser Professor machte eine zustimmende Bewegung.) — Nun, so gedenkt ich, einst in der neuen Kirche zu sitzen und mich dem äußeren und inneren Menschen nach dann wohl zu finden.“

„Aber des Lebens wird in der neuen Kirche kein Ende sein,“ sagte ein Kaufmann, der nicht durch's Leben reich geworden war, — „da kommt man am Ende vom Regen in die Traufe; Schneidermeister Brand hat wohl Recht mit seiner modischen Vergleichung, aber er bedenkt nicht, daß alles Neumodische auch noch einmal so theuer ist, als wenn's einmal in aller Leute Hand ist.“

„Aber das muß ja doch der Freiwilligkeit überlassen bleiben,“ sagte der Gastwirth zur Krone; „auch ist es ja durchaus nicht nöthig, daß man gleich eine Kirche baut. Wofür die Kosten aufwenden, so lange ein anderer Raum die Glieder faßt! Ich gebe meinen Saal unentgeltlich her, er ist groß genug, um Hunderte von Gästen aufzunehmen. Man hat ja längst darüber Klage geführt, daß die Kirche dem Leben allzu sehr entfremdet sei, und wahrhaftig meinem Gefühle nach nicht mit Unrecht! Konnte ich mich doch nie mit den sonderbar gebauten, hohen, spitzigen, verzierten Gewölben befreunden, die nicht Zimmer, nicht Keller und somit auch nicht wohnlich sind. Ich half mir schon oft in der Langenweise durch Berechnungen, wie groß wohl die Fässer sein müßten, die in so ein Gewölbe passen sollten, und wie viel Wein erforderlich wäre, um sie zu füllen, und wie viel Geldwerth wohl eine solche Masse Wein hätte. — Aber, muß ich selbst sagen, solche Berechnungen gehören ja nicht in die Kirche, — eben darum ist aber doch gewiß der heitere Raum in meinem gemalten Saale passender; da fühlt man sich menschlich unter Menschen, kann das, was man hört, sich sogleich in seiner Weise auslegen und in's Leben umsetzen. Eine vernünftige, rein menschliche Lehre in einem

angenehmen Lokal ist wohlthuend, sie mahnt mich an einen süßen, neuen Wein, der sich sogleich wieder verschenken läßt."

Unser Held sogar war gewonnen durch den natürlich vernünftigen Sinn dieser Worte und sagte: „Ja ja, dieser Mann hat ganz Recht; die alten Kirchen waren schön zu ihrer Zeit, passend für das damalige Bedürfnis, aber für unsere Zeit sind sie alte Rüstkammern,¹ in denen die abgelebten Dogmen, die keinen Sinn für das moderne Bewußtsein mehr haben, wohl aufbewahrt werden mögen. Darum mußte wohl auch dieser gute Wirth dort an seine Fässer denken, statt an die hohlen Worte, die er nicht mehr für sich passend fand und nicht in's Leben übersetzen konnte. Ein heiterer Saal, eine lebensvolle Umgebung, unter der wir uns die menschlichen Pflichten auf menschliche Art vorgehalten sehen, das berührt das Herz unmittelbar, wirkt erhebend und kräftigend auf den sittlichen Menschen.“

„Aber," rief eine Stimme hinten hervor, „wenn vollends die Kirche im Wirthshaus ist, verführt das nicht zum Wirthshauslaufen?"

„Wer ist der Naseweiß," rief ein stämmiger Schmied, „der sich hier über das Wirthshauslaufen aufhält? der gehört nicht zum Club, werft ihn hinaus!"

Und wirklich zog man einen windigen Leineweber hervor, der nur dadurch einer Mißhandlung des Schmieds entging, daß er bekante: er habe eben auch die schönen Reden über den neuen Glauben anhören wollen, er meine es ja nicht böse. Aber man habe eben doch nicht immer

Gelb, um gleich einen Schoppen zu trinken, wenn man in die Kirche gehe.

„Ach das ist ja auch gar nicht nöthig!“ sagte der Wirth sehr gnädig, „kein Mensch ist dazu gezwungen. Man kann überhaupt die Wirthetische entweder ganz aus dem Saale entfernen, oder doch in den Hintergrund rücken. Während der Predigt wird ja doch nicht getrunken.“

„Das steht ganz im Ermessen der Gemeindeglieder,“ sagte der Druder, „und da auch die Frauen im Rath Sitz und Stimme haben, so dürfen wir nicht fürchten, daß irgend eine Unschicklichkeit einreißen werde. — Nun, also im großen Saale zur Krone könnte der erste deutsch-katholische Gottesdienst gehalten werden,“ fuhr er mit wichtiger Miene fort, sich den Satz notirend, „ich will dem Redakteur unseres Volksblattes, Herrn Doctor Wolf, hiervon Bericht erstatten (er hätte den Club selbst mit seiner Gegenwart beehrt, wenn er nicht durch Unwohlsein abgehalten wäre) und ihm zugleich über die Verhandlungen, über die schönsten Reden einiges Nähere mittheilen. Ihr werdet euch mitunter selbst im Volksblatt finden.“

Die wackeren Bürger waren das zufrieden, sie drängten sich näher um unsern Philosophen, von dessen Herablassung zu ihrem Club sie sich sehr geschmeichelt fühlten. Besonders der Schneider war unerschöpflich in Verehrungsbezeugungen. Er nannte ihn den feinsten Kenner der edlen Schneiderkunst und war der Ansicht, wenn man lauter solche ächte Kritiker zu Kunden hätte, so würde seine eigene-Begeisterung für die edle Kunst noch viel höher steigen; denn es könne kein wohlthuenderes Gefühl geben,

als einem Manne Kleider anzumessen, der es wissen-
schaftlich zu begründen wisse, daß Kleider Leute machten.
Je mehr aber die Welt vorwärts schreite, um so mehr
werde auch die Bedeutung der Schneider wachsen; man
werde endlich erkennen, daß sie die eigentlichen Veredler
der modernen Menschheit seien, weil nemlich ein Mensch
in einem schön gemachten Gewande sich viel nobler zu
betragen wisse, als im schlechten Kleide. Das Gefühl der
Nöthigkeit gebe ihm Gefühl der Würde. Auch die an-
dern Bürger bekannten dem Philosophen, daß nach allge-
meinem Urtheil die jungen Latiner noch nie so eifrig
gelernt hätten und noch nie so viel von den Griechen
und Römern und von der Freiheit geträumt, wie jetzt;
wenn es so fort gehe, so bilde er nicht nur Menschen,
sondern lauter Hecken und Aekner aus den Knaben: sie
dickten sich in der Begeisterung schon gegenseitig Aeden
auf den Straßen.

Natürlich war unser Held an diesem Abende in einer
fröhlichen Laune.

„Hi Herr Professor,“ sagte der Schmied, „Sie sind
ja von wegen der Religion von der Universität fortge-
schickt worden; — nun geh’ ich Ihnen, daß nichts auf
der Welt mich so ärgert, wie die Religion — —“

„Wie was?“ sagte der Schneider, „und eben wegen
der Religion sind wir heute versammelt?“

„Nun ja! die Religion laß ich euch gelten, diese
genirt mich nicht; — aber ich hab’ ein Weib, das ist
eine Betrübsener und will mir immer vorheulen oder vor-
prectigen und sagt, ich sei ein Kind des Teufels und
komm’ in die Hölle, und das haß’ ich wie Gift — —“

„Warum lassen Sie es, lieber Freund?“ fragte unser Philosoph schnell.

„Warum? — Nun, weil ich ein rechtschaffener Mann bin und nichts von der Hölle hören will, und weil ich das Predigen nicht leiden kann. Die Wuth bringt mich oft fast um, und ich hätte sie schon lange tot geschlagen, wenn mir's nicht um der Reputation willen und um der Folgen willen wär'. — Aber nicht wahr, das ist doch nicht wahr, daß es nach dem Tode noch ein anderes Leben und gar eine Hölle giebt!“

Er hielt sein Weinglas eben in der Hand; das Gesicht war ziemlich erbleicht, seine Augen schauten feurig fragend nach dem Philosophen hin.

„Die Hölle habt ihr in euch, wenn ihr so in Wuth kommt,“ sagte dieser anerkennend, „und diese Hölle macht euch selbst unglücklich.“

„Eben deshalb tangt die Bettschweßer nicht für mich!“ rief der Schmied.

„Aber wenn die Bettschweßer Recht hätte mit ihren Ermahnungen,“ sagte der Philosoph mit einer gewissen heftigen Jovialität; „ihr müßt mit sanftem Rath prüfen, ob sie — —“

„Sanftem Rath! Blöb Herr! Sie verstehen nichts von meinem Handwerk! bei meinem Handwerk muß man dreinschlagen können, und dreinschlagen kann man nur, wenn man raschen Rath hat, und rascher Rath kommt von der Kraft, und die Kraft kommt vom — — er hob das Glas hoch empor und rief: der Wein soll leben! der Wein ist ja meinem Handwerk nothwendig, und wer mir

verwehren will, zum Wein zu kommen, der ist mein Lebens-
feind.“

„Wie aber dann,“ sagte der Schuhmacher, „wenn dir
der Wein verwehrt, zur Kraft und zum Handwerk zu
kommen? — Du weißt, Schwatzer, das ist doch gar
manchmal der Fall.“

„Aha!“ sagte der Philosoph. „Da wollte also die
Frau dem Mann ohne Zweifel zur Kraft verhelfen, nicht
ihm dieselbe schmälern, wenn sie ihm wehren wollte, zum
Wein zu gehn, und wenn sie auch so zum Guten er-
mahnt, so sollte auch das rühren, nicht erbittern.“

Der Schmied rief einen heftigen Fluch aus und
rief, sein Glas auf den Tisch setzend: „Nein, das rührt
mich nicht! Ich hab' Niemand zu fragen und Niemand
Rechenschaft zu geben, und Niemand hat mir zu wehren!
Ich bin ein freier Mann, und wenn ich einmal gewiß
weiß —“

Er hielt inne, und der Drucker sagte: „Aber, Freund
Schwertfuß, ich erpöht, und da werdet ihr allemal
unerkündig. Du paßt jetzt nicht hierher. Du könnt
einmal, wenn ich recht nüchtern seid, solche Fragen ver-
nünftig abhandeln; der Herr Professor, oder auch ein
etwa zu heftiger junger Herr bei der neuen Ge-
meinde wird auch dann gern Aste sein.“

„Ja, ich denke, wir brechen jetzt auf,“ sagte der Pro-
fessor, dem diese letzte Scene nicht das gleich beglückte
Gefühl verursacht hatte, wie die früheren naiven Aus-
sagen der einzelnen gewerblich religiösen Ansichten. Er
sahle den Schmied noch glimpflich zu stimmen, unter An-

derem auch durch das Gefändniß: er habe ebenfalls eine halbe Vetschwester zur Frau, und liebe sie doch jätlich.

„Ja,“ sagte der Schmied, „die Reinege hat sich groß damit gemacht, daß sie die Ihrige auch in der Kirche sehe, — würd's an Iherr Statt auch nicht leiden, es ist nicht gut, wenn die Weiber was Besseres sein und was Apatres für sich haben wollen.“

Der Drucker brachte die Rede nochmals auf die neue Kirche, um sich seiner Stimmen zu versichern; der Schmied, in das untere Wirtshaus einmündend, erklärte, er gehe am liebsten da in die Kirche, wo man mit den Gläsern zusammenläute; nur wenn in der neuen Kirche dieser Grundsatz gelte, wolle er Mitglied und — Meßner werden.

Zehntes Capitel.

Der Reformator, der einen ziemlich großartigen Einzug in Lethburg hielt, logirte im Hause des Doctor Wolf; die Menge zog wogend vor dem Hause auf und ab, sich des Neuen freuend und ein Spektakelstüd erwartend. Der junge Reformator zeigte sich öfters am Fenster, und man freute sich, einen galanten, aufgeputzten Etager in ihm zu finden. Motilke Wolf hatte sich einen neuen herrlichen Anzug machen lassen, der ihre an sich schon hohe Schönheit so sehr hob, daß nicht nur ihre gewöhnlichen Bekannten, sondern vor Allem der Reformator selbst ganz bezaubert waren. Ja, Lepörer gestand unversehens, daß er noch nie eine solche Erscheinung gesehen hätte, und daß er heute erst vollkommen begriffe, wie wirklich der Himmel auf die Erde niedergekommen sei; wo solche Göttrinnen wandelten, da sei der Himmel. Motilke hörte zwar diese Aeusserungen nicht unmittelbar durch's Ohr, aber sie sah sie an seinen begrifferten Bliden und fühlte sich nicht wenig geschmeichelt durch die Bewunderung des gefürchten Tageshehrens. Sie zeigte sich dankbar durch eine religiöse Begeisterung, die sie außerordentlich lieblich leitete, und die selbst ihre Eltern um so mehr in Staunen setzte, als das eine ganz neue Erscheinung an Motilken war.

Der Reformator wurde hier in dieser Stadt bei der öffentlichen Rede, die er hielt, im eigentlichen Sinne hoch über sich selbst hinausgehoben; — es kam kein einziger Sprachfehler vor, die man ihm sonst wohl manchmal nachnotiren zu können glaubte. Seine Stichwörter waren wie überall: die Würde der Menschheit, die aus der erleuchteten Vernunft quellende Toleranz, die freie Menschlichkeit in ihrer Werththätigkeit, das Gottesbewußtsein im Menschen, das alle Stämme und alle Einzelnen zu freiem Bruderbunde vereinigt; und den Schluß machte ein Loblied auf die moderne Zeit, die jetzt endlich zum Begriff der Einheit von Gottheit und Menschheit durchgedrungen sei. — Und das Alles strömte von den Lippen auf eine so herrliche Weise, daß alle Hörer entzückt waren; — ja, wir sehen nicht dafür, ob nicht sogar eine Elisabeth überzeugt und bekehrt worden wäre, wenn sie es gehört hätte. Aber da ihr Kind eben unwohl war, so hatte die Mutter Sorge ihr nicht erlaubt, die Festrede in der Arena mit anzuhören. — Nachher wurde das Abend- oder Liches- oder Bundes- oder Brudermahl begeben, und ganz überflüssige Worte um der Accommodation willen dabei gesprochen.

Dann kam ein Festessen im Hause des Doctor Wolf, wo die große Reformation ihre gehörnden Hoch's fand. Der große Reformator saß dabei zwischen zwei jungen Damen. Da aber seine Bewunderung sich immer nach einer Seite hin neigte, so vergaß er, auch der andern die gehörnde Ehre zukommen zu lassen. Commereienraths Clara hatte doch im Fuß auch ihr Möglichstes gethan, hatte den gleichen Hellenismus in die moderne Religion

hinein gemacht, wie Klotilde, sie konnte also am Triumph des Tages doch auch ihren Antheil ansprechen.

Unglücklicher Weise ließ sich die unschöne Ella auch einmal beugehen, ihr Antlip unter der Thüre zu zeigen. Der Reformator sah es zufällig, parirte die Erscheinung an, und fragte dann seine Nachbarin nach deren Herkunft. Er hielt sie wahrscheinlich für eine Art Affen oder Mohrin, die man aus Luzas im Hause hielt. Klotilde aber, der eine solche Auffassung fremd war, die nur die häßliche Schwester und in dieser die eigene Schande sah, saß bleich und verstummt, während Clara mit Lachen einfiel: „Ach! wurde jenes Bräulein Ihnen noch nicht vorgestellt? es ist eine Schwester von Bräulein Klotilde.“

Mit sprachlosem Ersauern parirte nun der Reformator unsere Klotilde an, und diese, ohne nicht mehr mächtig, stand auf, ging der Schwester nach, zog sie in ein entferntes Zimmer, mißhandelte das arme Kind, und als es aufschreien wollte, drückte sie ihm die Achse zu, so daß es saß erstickte. Dieses stieß unartikulierte Töne aus, als es wieder zu Athem kam, und ließ sich diesen Abend nicht mehr vor Klotilde sehen.

Dennoch verübte die Kleine eine That der Rache an der Schwester. Klotilde leidete sich um, um dem Balle anzumachen, wo sie denn wirklich als die herrliche Königin des Festes erschien. Alles drängte sich um sie, sogar ihr Papa gebückte sich wie der feurigste Liebhaber, küßte seine schöne Tochter, und die jungen Herren schauten neidisch nach der Gruppe. Der Allen der junge Reformator, der unserer Klotilde nun sogar in's Angesicht

behauptete, der Himmel sei jetzt auf die Erde gekommen; er schaute das entzückendste Bild der Gottheit, und würde sich selbst einen Gott fühlen, wenn nicht die Furcht ihn quälte, der Zauber dieses Anblicks könnte ihm auch wieder entschwinden.

Selbst unser Philosoph, der auch gegenwärtig war, der seine Kenner ächter Schönheit, war begeistert von diesem Mädchen, dessen Leichtigkeit in Figur und Bewegungen so außerordentlich war, daß ihre Hüfte den Boden fast gar nicht zu berühren schienen. Mottile aber heizte mit Entzücken ihren Triumph über die neidische Clara und über die andern Gefaltten, die hier auch etwas gelten wollten; sie weidete sich sogar am Reide. — Plötzlich jedoch stockte Mottile mitten im wildesten Tanz, sie fühlte sich unwohl, und die Eltern, in ängstlicher Sorge, schrieben es der Limonade zu, die sie in der Hitze getrunken, den Nüsschereien, die sie gegessen — denn Mottile war hierin unmäßig — und ließen sie augenblicklich heimsfahren. Die Schönheit des Festes war für einen Theil der Anwesenden wenigstens dahin; selbst die begeistertsten Loose, der Reformation ausgebracht, die herrlichsten Triumphlieder auf den Abend des neuen Welttags und die lustigsten Spottlieder als Grabgesänge der alten Zeit vermochten den Reformaten nicht so heiter zu machen, als er zuvor gewesen war. — Er blieb noch den andern Tag in Lecherburg und wünschte, als Seelsorger an Mottilden's Krankenbett geführt zu werden. — Aber die Eine Nacht hatte auf Mottilden's Angesicht eine solche Verherrung angerichtet, daß sie, in den Spiegel schauend, sich nicht dazu entschließen konnte, diesen Seelsorger zu empfangen.

Er riß ab, ohne die angebetete Schönheit nochmals gesehen zu haben.

Mit Stillke wurde es je länger, je ärger. Man hielt ihre Krankheit für die galloppirnde Schwindsucht, ihre Kräfte schwanden, ihre Schönheit war dahin. Dieses Krankenlager war schrecklich! Schrecklich der Anblick der Angst und Hoffnungslosigkeit der Eltern, — schrecklicher noch die Angst, der Schmerz, die wilde Verzweiflung der Leidenden in solchen Augenblicken, da der Tod ihr vor Augen trat. Mitten im Leben war hier die schönste Gehalt vom Tode angefaßt worden; da war kein Rath und keine Hülfe, und doch mußte Rath, mußte Hülfe werden! Da jagte man denn in der halben Welt umher, und wo ein berühmter Arzt zu finden war, verschrieb man ihn für theures Geld; man plagte die Kranke mit tausendfachen Leiden, um ihr das Leben wieder zu geben, aber die Leiden wollten das Leben nicht bringen, — sie brachten langsam, aber sicher den Tod.

Aber das Traurigste war auch noch nicht die Trostlosigkeit, sondern der falsche Trost, den man sich gab, das frampfhafteste Anklammern an's Leben im Angesicht des Todes, — das Anklammern an den Strohball! Man bat jeden Eintretenden ängstlich, der Kranken ihre eingefallenen Wangen, ihre hohle Leichensfarbe zu verhehlen, man sprach immer vom Leben, man versprach jeden Tag Besserung. Und wenn dann Augenblicke kamen, da es nicht mehr zu verhehlen war, — da selbst den Blicken der Sterbenden das offene Grab entgegensahnte, da hätten ihr den verzweifenden Schrei der Angst hören sollen, der von diesem Grab nichts wissen wollte, der meinte, durch

den Abscheu vor Tod und Grab Tod und Grab erschrecken zu können! Den Eltern selbst wurde dieser Zustand endlich unerträglich; die Mutter wenigstens fühlte das Bedürfnis geistlichen Trostes, und der Vater erkannte doch, daß derselbe zur Beruhigung der Tochter beitragen und somit jedenfalls nützlich wirken könnte. In Leberburg war aber die deutschkatholische Kirche noch nicht gehörig im Gange, der Hauptanreger der religiösen Begeisterung in dieser Stadt war lau geworden, die Gemeinde war zwar als Tochterkirche der Hauptstadt einverleibt worden, aber noch kein weiterer Gottesdienst hatte hier stattgefunden.

Nun wurde der Prediger der Hauptstadt gerufen. Er war ein recht geistvoller junger Mann, der schon mehrere Romane geschrieben hatte. Einer derselben kann wirklich der geistreichste Roman der Neuzeit genannt werden; der Verfasser ließ darin einen Pseudo-Engel Gabriel eine wirkliche Heldenthat verrichten; er hat dadurch — soß den Himmel auf die Erde gepflanzt, sich selbst aber unsterblich gemacht. Nur das Balsamkräutlein für den Tod hat er nicht gefunden. Er kam und sprach schöne Worte von der Erhebung über den Tod, von der Verklärung, wenn der Geist, der müde dieses Erdenlebens von der geringen Hülle sich losgemacht, einß über den Wolken schwebt, — er sprach sogar von einem Wiedersehen, aber mit etwas unsicherer Stimme, wie wenn er sich vor sich selbst oder seinem Publikum gescheut hätte, diesen heiligen Punkt zu berühren, — und Klottilde lag mit starren Augen da, mit lechzenden Lippen. Sie hatte kein Tröpflein Wasser aus diesem löcherichten Brunnen auf die Zunge bekommen. Sie rief Wöplins an.

menschenrath: „Sagen Sie mir, giebt es denn ein Leben nach dem Tode?“

„Wir hoffen es!“

„Wie kann man das hoffen, von dem man gar nichts weiß? O, mir graut vor jenem Leben! mir graut vor dem Tode! Ich will da bleiben! da bleiben! ich will nicht sterben! Mutter! Mutter! hilf mir! hilf mir zum Leben! Ist denn keine Hülfe in der Welt? kein Kraut mehr? Sucht! seht zusammen! probirt! ich will ja Alles nehmen, aber ich will nicht sterben! O, das Leben ist so schön! Leben! Leben! — Kann man den Odem nicht halten? Ihr Menschen! was hilft alle eure Kunst, wenn ihr das nicht könnt? Man kann ja auch Uhren machen, die fortgehen, die man wieder repariren kann, — warum kann man das nicht bei den Menschen?“

Man bedeutete ihr, daß die Menschen nicht von Menschen erfunden, und auch nicht zusammengesetzt seien wie Uhren, aber Aettilke, die noch gar nie früher nachgedacht hatte, was der Tod, der alles Leben verschlingt, für ein Angesicht habe, wandte sich jetzt mit immer erneuem Entsetzen von seiner knöchernen Larve weg; sie klammerte sich an ihre Mutter an mit der Forderung, sie, die ihr das Leben gegeben, solle ihr auch das Leben erhalten. Eine Ohnmacht Aettilken's erlöste den Romantfarrer, dem sein Seelsorgeramt heute den heißen Schweiß angetrieben hatte.

Ein evangelischer Prediger der Stadt, — derselbe, von dem die beiden Mädchen damals beim Thee gesprochen hatten, — hörte auch von dem Jammer in diesem Hause und wollte, von Mitleid getrieben, sich der Kran-

ten zu nähern suchen; aber der Doctor Wolf, der diesen Mann von jeher zur Hauptzielscheibe seines Wipes im Volksblatt gemacht hatte, konnte es nicht über sich gewinnen, ihm den Eingang bei seiner Tochter zu gestatten, um so weniger, da er der festen Ueberzeugung war, daß, was diese Pfarrer als Heilswahrheit auszukramen hätten, doch nur citel Lüge und Betrug sei. Er entschuldigte daher seine Tochter mit ihrem deutschkatholischen Glauben, der sie auch noch zu trösten und zu beruhigen vermöchte.

Und Klotilde starb unversöhnt mit dem Geschid, das ihr das Leben gegeben und wieder genommen hatte, zweifelhaft darüber, ob ein lebendiger Gott dieses Geschid überwache. Man hatte zwar noch einmal versucht (u. A. auch unser Philosoph) ihr Gott als einen guten Geist zu schildern, sie mit der Bitterkeit des Todes auszusöhnen, aber es war ohne Erfolg; ja ihr Haß und ihre Angst schien zu wachsen mit der Gewissheit, die man ihr beizubringen suchte, „daß der Weltplan ein guter sei, daß eine bewußte sittliche Macht demselben zu Grunde liege,“ wenn man sie auffordern wollte, „ihre Selbstigkeit der allgemeinen höhern Nothwendigkeit zu opfern.“ Klotilde wollte nichts davon hören; sie war nur ruhig, wenn sie auf's Leben hoffte oder betäubt war, und wurde erst still, als das Uhrwerk ihres Lebens still stand.

Sie wurde begraben und war die erste Leiche, die nach deutschkatholischem Ritus beerdigt wurde. Der Zulauf war ungeheuer. Der Redner schilderte die außerordentliche Schönheit dieser Blume, (er hatte die Worte zu Grunde gelegt: der Mensch ist wie Gras und seine Herrlichkeit wie des Grases Blume u. s. w.) und war

der Ansicht, man solle das verklärte Bild jetzt über den Wollen suchen.

Der Deutschkatholicismus machte in Lederburg keine weitem Fortschritte; die Begeisterung des Advokaten dafür war erlahmt; der Commerzienrath behauptete, nicht eben ein Bedürfniß zu haben, in dieser Stadt den Prediger zu hören, er besuche mit seiner Familie doch manchmal die Residenz, um in's Theater zu gehn, dann könne er auch gleich die Erbauung von dort mitnehmen; der Schneider erinnerte sich, daß er in einem modern gemachten Rod auch in dieser Kirche, die in Lederburg zu finden war, sich gut ausnehme und bequem sitzen könne, und daß er das, was ihm etwa nicht modern genug klinge, zu einem Ohr hinein, zum andern hinaus lassen könnte.

Dem Kronenwirth war dieser Ausgang eigentlich leid, besonders da er hörte, daß an andern Orten, wo Wirthshausäle zu den Gottesdiensten benutzt wurden, die Wirthstische nicht entfernt wurden, und daß sogar während der Feierlichkeit eine ansehnliche Einnahme durch Bier, Käse u. s. w. erzielt würde.

Wo müssen wir Ella suchen? — Sie hatte sich so wenig als möglich beim Krankenlager Klotilden's setzen lassen; sie floh angsthaft den Anblick der Schwester, verstrech sich meist in einen Winkel und sprach gar nicht. Man beachtete sie wenig und hielt die Furcht, die sie von der Nähe Klotilden's fern hielt, für schreckhafte Verwunderung über den jetzigen Zustand der herrlichen Schwester, die sie so anzusehnen und zu fürchten gewohnt war.

Manchmal aber, wenn Niemand es sah, schlich sich Ella zum Spiegel, schaute hinein und fragte sich, ob sie wohl jezt bald die Schönheit Klotilden's bekommen würde? Sie puzte sich auch manchmal mit einem Kleidungsstück der Schwester, und hoffte sicherlich, mit deren Tod nicht nur deren Puz, sondern auch die Schönheit zu erben. Als aber der Tod kam und die Schönheit für Ella ausblieb, da schral sie erst zusammen, und am Abend des Begräbnistages schlich sie sich die Treppen hinauf, die zu Elisabeth's Wohnung führten. Vor der Thüre lauerte sie sich in einen Winkel, bis sie sich versichert hatte, daß der Philosoph nicht zu Hause sei. Dann schob sie sich zur Thüre hinein und suchte wieder ein Winkelschen. Hier fand sie die junge Frau, zog sie hervor und sagte: „Ella, ich habe dich lange nicht gesehen. Wie geht's dir?“

Das Kind gab keine Antwort; wie sie es aber näher betrachtete, schien ihr der Ausdruck in dem Gesichte desselben ganz verändert. Die frühere naive Gutmüthigkeit war verschwunden; die Augen, die sie einst so treuherzig angeschaut hatten, hielten ihren Blick nicht aus, und ein sonderbarer Zug von Trauer und Angst lag in dem scheuen Blick.

„Was ist dir, Ella? trauerst du um die Schwester? — haßt du sie noch geliebt?“ Das Kind schwieg. Zwei Thränen traten in seine Augen. „Oder haßt du vielleicht Bange vor dem Tode, — den du freilich in schrecklichster Wahrheit nun kennen lernen konntest? — Denkst du nicht mehr an das, was ich dir einst sagte? an das weiße Kleid, an die Engel?“

„Ella bekommt kein weißes Kleid, wird kein Engel!“

„Warum nicht?“

„Dort nicht! dort ist's schwarz, und Ella wird dort ganz schwarz.“

„Wer hat Ella das gesagt?“

„Hier!“ — sie deutete auf ihre Brust. Das Kind sprach der jungen Frau in Räthseln.

„Dann ist aber Ella wohl sehr unglücklich, wenn sie nicht Hoffnung hat, dort schön und ein Engel zu werden!“ Das Kind senkte den Kopf tiefer, und seine Thränen flossen reichlicher. „Ich will dir was lesen von den Hündlein.“

„Ella ist nicht mehr Hündlein, sie ist jetzt Hund.“

„Sonderbar!“ sagte Elisabeth kopfschüttelnd, holte die Bibel und las dem Kinde die Erzählung vom Cananischen Weibe. Das Kind war außerordentlich aufmerksam und sagte: „Wo ist aber der Mann, zu dem die Mutter gekommen ist? — Großmama hat viele Männer gefragt wegen Klotilde, und Keiner konnte helfen.“

„Das ist derjenige, der beim lieben Gott im Himmel wohnt, der einst auf der Erde war und allen Menschen geholfen hat.“

„Kann er jetzt nicht mehr helfen?“

„Doch! Aber er thut's nicht, weil die Menschen böse sind und ihn nicht darum bitten.“

Das Kind erschrak. „Weiß er, daß sie böse sind?“

„Freilich weiß er's. Er sieht Alles, in jeden Winkel. Auch in dein Herz.“ Ella starrte die junge Frau an. „Ich hab' dir's ja schon früher gesagt. Daß du es ganz vergessen!“

„Aber der Siegmund hat gesagt, das sei nicht wahr von den Engeln.“

„Welcher Siegmund?“

„Der Bruder.“

„Hat er mit dir gesprochen? Was hat er dir denn gesagt?“

„Er hat gesagt: Ella würde hier schön, wenn Klotilde tobt sei, — aber nun ist's doch nicht wahr!“

„Wann hat Bruder Siegmund das gesagt? — seit Klotilde krank ist?“ — Das Kind gab keine Antwort.

„Hast du denn Bruder Siegmund in letzter Zeit gesehen?“

„Den Tod hab' ich gesehen.“

„Hast du dich über den Tod dann gefreut, wenn du glaubtest, er werde dich schön machen?“

„Aber Klotilde war böse!“

„Wann war sie böse?“

„Sie wollte mich todt machen.“

„Wann wollte sie dich todt machen?“

Die Kleine sah ängstlich zu Boden und gab keine Antwort mehr. Elisabeth wurde von einer dunklen, unbestimmten Furcht erfüllt, daß vielleicht ihr Gespräch mit dem Kinde in diesem sonderbare Vorstellungen angeregt, und es dadurch zu einem Werkzeuge, Gott weiß, welcher Rabale gemacht haben könnte. Sie wußte von einem unehelichen Sohne des Doctor Wolf, der Siegmund heiße, gute Gaben besäße, aber ein lecher und verschwenderischer Bursche sei. Er war Mediziner, wollte aber lieber Literat, Zeitungscorrespondent oder Redakteur von Profession werden, und hielt sich gegenwärtig im Auslande auf.

Aus Ella war aber durchaus nichts mehr herauszubringen. Die Raschheit, mit der Elisabet fragte, hatte ihren Mund gänzlich geschlossen; sie sah schon auf, verlor sich hündisch und entwischte dann.

In Elisabet's Kopfe jagte es auf und ab. — Und sie durfte nicht einmal ihrem Gatten ihre Sorge, ihre Angst anvertrauen; denn sie mußte noch gewärtig sein, daß er sie recht ausschelte um der Vorstellungen willen, die sie dieser Creatur von künftiger Schönheit und vom Himmel beigebracht, — ja, daß er sie vielleicht gar als — wenn auch unwissentliche — Urheberin desselben ansehen würde, was sie in dunkler Ahnung fürchtete.

Die Gefahr für die Kleine war freilich nur daraus erwachsen, daß dasjenige, was damals durch Elisabet in ihr gewedt worden war, nicht gepflegt wurde, daß das Sinnliche in der Vorstellung die Oberhand gewann, und daß die eigene Natur und die Verführung von Außen über den besseren Jungen, der durch jenes Gespräch in ihr gewedt wurde, den Sieg davontrug. Aber dieser Gesichtspunkt verrückte sich der jungen Frau; die Fragen stiegen ihr immer von Neuem auf: hat Robert Recht, der die christliche Vorstellung für überflüssig, für unnütz, ja unter Umständen für schädlich hält? war es Unrecht, daß ich dem Kinde den Begriff der sittlichen Schönheit unter der Vorstellung der sinnlichen Schönheit beibringen wollte? Wenn dieses Kind durch Verführung die Schuld von Alettilken's Tode trägt, bin ich dann die erste Urheberin desselben?

Sie schauderte zusammen, sie sah in ein Labyrinth; Eberhard's Worte fuhren ihr durch den Sinn: man solle

jede That fliehen wie die Pest, jede That sei Einseitigkeit und jede Einseitigkeit sei Sünde im Guten wie im Bösen, — jede That werde dem Thäter auf den Hals kommen.

Oft zwar mußte sie sich zu trösten, oft aber drückte die Last auch mit Centnerschwere auf ihr Gemüth, — um so schwerer, weil sie dieselbe ganz allein zu tragen hatte.

Ziebentes Capitel.

Eines Tages trat Eberhard zu unserm Philosophen ein, unerwartet eilfertig, in Reiselleibern. „Die Idee grüße dich, lieber Freund!“

„Ich danke,“ sagte der Philosoph, lächelnd ihm die Hand entgegenstreckend; „warum bringst du mir aber nicht deinen eigenen Gruß?“

„Weil ich selber nichts bin, die Idee aber Alles ist.“

„Bist du zu dieser Erkenntniß endlich gekommen?“

„Längst! So lange ich nemlich weiß, daß das Alles und Nichts gleichbedeutend ist.“

„Also bist du, was die Idee ist?“

„Ja, wenn die Idee nichts Besseres ist, als ich bin.“

„Nun gut. Ich kenne meinen Narren. Was führt dich her?“

„Eine Frage. Ich hab' vor Kurzem vom geistreichsten Kritiker eine Abhandlung über Kunst gelesen, in der dargestellt wird, es stehe um die Kunst verzweifelt schlimm, seit sie von der Aufklärung erstickt worden sei; ja sie sei seitdem eigentlich des Todes verblieben, und das sei ganz natürlich, denn für die Kunst sei unmittelbare Frische des

Daseins nothwendig, und die Vertiefung in den Gedanken, die uns außerordentlich auf einer Seite gefördert, habe der andern Seite den Todesstoß gegeben. Nun sieh', diese Wahrheit erkenne ich als vollkommen wahr, ich empfinde mein eigen Eingeweide als erstickt und erstochen — auf einer Seite. Das wird wohl die Seite der unmittelbaren Frische des Daseins sein; — die andere Seite aber schnappt immer noch nach Luft, und das wird wohl diejenige der Gedankentiefe sein. — Nun weiter! in derselben Abhandlung ein paar Seiten weiter heißt es: der Künstler sei wahrhaft materialistisch, der in der Meinung spirituell zu verfahren, die grobsinnliche Vorstellung zu seinem Prinzip mache, daß der göttliche Geist nicht als innerer Bewegter der wirklichen Welt, sondern als greifbarer Körper über und neben ihr zu fassen sei. — Diese Wahrheit wird ohne Zweifel auch vollkommen wahr sein, und es kann also nie ein rechter Künstler Gott als Gott fassen; wer das thut, ist kein Künstler, sondern ein gemeiner Materialist. — Derselbe Aufsatz aber belehrt uns nun wieder, daß das Kunstideal zu fordern schreie, daß, was von göttlichen Kräften im menschlichen Leben zerstückelt sichtbar werde, vereinigt in besondern, von allen Mängeln gereinigten Gestalten außer und über der Welt glänze. Er setzt hinzu, daß die Kunst unendlich eingeübt habe, seit dieses Kunstideal verstanden sei. Es muß also Wahrheit sein, daß das Kunstideal dieses fordert. Derselbe Aufsatz belehrt uns weiter, mit der Vertiefung in den Gedanken gehe die Verflachung in die grobe Materie Hand im Hand; der Geist, weil er immer geschiedter werde, bringe immer mehr Maschinen

hervor, und diese Maschinen führen die Er tödtung alles individuellen Lebens und mit ihm alles Schönen herbei, es sei also auch für die Zukunft voraussichtlich der Kunst alles Leben abgeschnitten. Und da diese Wahrheit nun ebenfalls vollkommen wahr ist, so kommen die verschiedenen Wahrheiten, die doch alle wahr sind, und doch wieder jede die andere aufhebt, in meinem Innern in einen solchen Streit mit einander, daß ich armer geplagter Sammler dieser verschiedenen Wahrheiten den Höllenkrieg nicht mehr beschwichtigen kann. Wie — schreien alle großen Künstler aller großen Zeiten in mir? — wie? wir sollen grobe Materialisten gewesen sein, weil wir an Einen Gott oder an Götter geglaubt haben, zu deren Ehre wir unsere Kräfte brauchten, — die das bewegende Rad aller unserer Thaten gewesen sind? Ich antworte nun diesen Leuten allen: Bist! Bist! seid doch ruhig! ihr seid keine Materialisten gewesen! ihr seid nur verblendete Kinder gewesen! Ihr habt nur dasjenige, was kein Gott war, was nur die Idee in euch selber war, als Gott gefaßt, und dieser Glaube an den Gott, — der freilich nur Täuschung war, — hat eure Werke hervorgetrieben. Ihr seid unsterblich geworden durch den Wahn! Auch — erkläre ich ihnen weiter — trifft euch keine Schuld dieses Wahns, denn zu eurer Zeit hat noch Niemand gewußt, daß es keinen Gott und keine Götter, sondern nur Ideen giebt; nur in unserer Zeit wäre es für einen Künstler unverantwortlich, wenn er noch irgend ein Werk aus Glauben vollbringen wollte, denn unsere Zeit weiß, daß es keine Götter und keinen Gott mehr giebt. Jetzt wird ein solcher Künstler erst ein Materialist."

„Gut geantwortet,“ sagte unser Held, seiner Substanz auf die Schultern klopfend, „deine alten Künstler werden hoffentlich mit dieser Antwort zufrieden gestellt worden sein!“

„Ja, sie haben mich brav ausgelacht,“ erwiderte die Substanz, „und das Gelächter in meinem Innern hat mir eigentliches Grimmen verursacht. Besonders an der gestochenen Seite, und die andere schnappte recht ängstlich nach Luft.“

„Wie?“ schrie unser Held, — „das ist nicht möglich! die Künstler haben gewiß nicht gelacht, das hat nur dein eigener dummer Bauch gethan, der den Werth der Idee nicht zu schätzen weiß.“

„Sie haben,“ sagte die Substanz, „mir entgegen-
geworfen: wenn deine Zeit nichts mehr hervortreiben kann, weil sie den Wahn verloren und die Wahrheit gewonnen hat, wenn ihre Thaten um so größeres Stückwerk werden, um so größer ihr Wissen wird, so steht es um deine Zeit verzweifelt böse, und ich würde deiner Zeit rathen, die Ideen vorher mit einer Pistole zum Kopfe hinauszuschießen, um die Idee gebären zu können. Was nützen denn diese Ideen deiner Welt, wenn sie das Schöne absterben machen? Was nützt denn die Vertiefung in den Gedanken, wenn mit ihm die Verflachung in die grobe Materie (die in eurem Fabrikwesen, in eurer Erdtödtung alles individuellen Lebens liegt) Hand in Hand geht? — So schweigt doch! rief ich den Leuten zu, ihr versteht das nicht, das Alles ist nothwendig! ihr urtheilt darüber nur als Künstler, und darum urtheilt ihr schief! Je mehr die Welt sich selbst begreift, je spekula-

tiver sie wird, je besser sie ihre eigene Theorie faßt, um so praktischer wird sie auch, und je praktischer sie wird, — je mehr vertieft sie sich in die Maschinen, und je mehr sie Maschinen hat, um so mehr braucht sie Arbeiter, und je mehr sie Arbeiter hat, um so mehr zieht sie sich Gesindel in den großen Städten, und je mehr ihr Gesindel wächst, um so mehr verflacht sie sich, und je mehr sie sich verflacht, um so mehr geräth sie . . . hoffentlich nicht in den groben Materialismus, sondern in die tiefste, reinste Idee. Die Maschinen sind dann die Welt bewegenden Ideen. — Nicht wahr? ich hab' doch Recht gehabt, daß ich meinen Künstlern so geantwortet habe?"

Unser Held konnte ein Lächeln nicht ganz unterdrücken, aber ein Seufzer stahl sich aus seiner Brust, während er antwortete: „Es geht eben Beides Hand in Hand, und es ist dies nicht zu ändern, und weil die Welt sich in Gegensätzen bewegt, so erzeugt sie sich auch immer neu aus Gegensätzen; das Wort Guplow's muß hier trösten: nehmt der Menschheit ein Bein ab, sie wird sich ein neues hervortreiben. So kann aus der größten Verflachung wieder die tiefste Vertiefung kommen.“

„Zuversichtlich! Wenn der Wind weht, der erstorbene Todtenbeine wieder wachsen macht. Ob dieser Wind aus dem Munde der „liederlichen, rechtlosen Arbeiter und Arbeiterinnen“ dann kommen wird, wenn sie sich zu ihrem „Rechte“ verholfen haben werden, oder ob die Philosophen ihn aus ihrer Lunge blasen werden, das wollen wir erwarten. Meine Künstler wollten dies nicht glauben, sie stritten sich mit den Arbeitern und Arbeiterinnen, denen ich als modernen Erscheinungen natürlich auch ein Plätzchen

in meinem Innern einräumen mußte, dergestalt, daß ich ihnen Allen, um dem Streit ein Ende zu machen, davon-
ließ und mich an dem Liebchen wieder tröstete: ich hab'
mein' Sach' auf nichts gestellt, Juchhe!"

"Ja," sagte der Philosoph, "eben dies Liebchen hätte
dich daran mahnen können, deinen schreienden Künstlern
durch ein lebendiges Beispiel zu beweisen, daß eben der
Dichter, der keinen persönlichen Gott mehr geglaubt hat,
einer der größten Dichter aller Zeiten war, weil er die
Idee bewußt, wie die Andern unbewußt, als flüssig in
der Welt sah und sagte."

"Darum hat er auch immer von Neuem seine Sache
auf nichts stellen müssen, wenn er die Idee wieder aus-
geleert hatte. Und da seine eigenen Ideen und eigenen
Thaten den Mann selbst so wenig gefördert haben, daß
er nach jedem Aufflug um nichts gebessert in sich selbst
zurücksinken und noch beim letzten Athemzug nach Licht
schreien mußte, nachdem er sich siebenzig Jahre lang um
sein eigenes Ich mit all seinen Ideen gedreht hatte, so
scheint es mir gar überflüssig, die Kraft im Denken und
in Thaten zu verschwenden. Nach Licht kann ich in der
Todesstunde dennoch schreien. Ob ich der Idee durch
Thaten oder durch Nichtethun gebient habe, sie läßt mich
im Tode steden, und ich muß die Idee steden lassen, wo
sie den stedt, wenn ich mit ihr steden bleibe. —"

"Psi!" rief unser Held mit einem sittlichen Schauer,
"dein Materialismus ist auf gutem Wege, in halbkaffische
Triviolität zu versinken! Da steht man recht, wie die
Gegensätze sich berühren!"

„Ja, wie in jener Abhandlung über Kunst; wo dieser das Leben im selben Augenblick hoffnungslos abgesprochen wurde, da man es ihr geben wollte, und der Idee im selben Augenblick unwissentlich geweissagt wird, daß sie im Materialismus untergehn werde, da man ihr die unverwüßlichste Lebenskraft erst zugetheilt. Wo man solche Abhandlungen abhandelt, da handelt man selber von seiner Idee ab, bis am Ende nichts mehr von ihr übrig ist; darum handelt man klüger, wenn man die Idee nicht in den Handel bringt, sie bleibt, im Guckkasten verschlossen, ein immer reizender Handelsartikel.“

„Höre, Mensch! ich werde gegen dich schreiben!“ rief unser Philosoph entrüstet, „ich künde dir die Freundschaft auf!“

„Ei! nimmst du so lebhaften Antheil an diesem Handel? das hät' ich nicht gedacht! hätte lieber geschwiegen. Ich fürchte mich vor deiner Feder!“

„Ja, ich würde dich vernichten, wenn du nicht zum Voraus das Nichts wärst! So aber magst du als Nichts immerhin fortleben!“

„Eben!“ sagte Eberhard fröhlich, „ich bin der eigentliche Mann der Zukunft. Unverwüßliches, ewiges Leben strömt in meinen Adern. In den Augen der Welt hab' ich Narrenfreiheit, und in meinen eigenen Augen kann ich der weiseste Mensch sein. Aber denk' nur, auch mich kommt wirklich ein Gelüste an, meine Weisheit als Weisheit auszubreiten, — so weit sie sich nemlich nicht selbst als solche ausbreiten sollte. Hast du auch ohne Zweifel von den Deutschkatholiken gehört?“

„Ja! was willst du mit diesen?“

„Mich an sie anschließen. Aber jetzt noch nicht. Erst wenn einst die gemeinen Kräfte, die wilden Hefenkräfte, die jetzt noch in dieser Kirche rumoren, überwunden sind. Das sind nur Uebergangskräfte, und diese müssen niedergeschlagen sein.“

„Ei!“ rief der Philosoph lachend, „das könntest du thun; dann wäre dir die Unsterblichkeit gesichert.“

„Ist's auch ohne das! für was kämpfen? für was mich abmühen? die Sache läuft von selbst weiter und kommt dahin, wo ich sie haben will.“

„Wo willst du sie aber haben?“

„Wenn du's nicht weiter sagen willst, will ich dir mein Geheimniß offenbaren. Ich gehe jetzt nach München.“

„Was dort thun?“

„Thun? — Nichts thun!“

„Ach ich vergaß! — Aber was anfangen?“

„Nichts anfangen!“

„Oder mit sich anfangen lassen? — Die Reise muß doch einen Zweck haben.“

„Ja das hat sie: den Zweck, etwas mit mir anfangen zu lassen.“

„Run?“

„Ich will eine Büste von mir in Marmor oder Erz fertigen lassen,“ sagte er, sein Haar streichend und im Zimmer auf- und niederhinkend; — der Fuß schien viel schiefser als sonst zu stehen.

Robert lachte hell auf: „Zu welchem Zweck? um dich zu verewigen?“

„Nichts Anderes. Ich will dir auch sagen warum, wenn du's nicht weiter sagen willst. — Ich habe auf der Universität ein — künftiges Genie der Deutschkatholiken gesprochen. Dieses beabsichtigt, die Gemeinde einst tiefer in die Geheimnisse der Religion der Zukunft einzuführen, wenn die Uebergangszeit vorüber und die schwachen Kräfte der Gegenwart entweder ausgeschieden oder weiter getrieben sein werden. Nun, dieses Genie hat großartige Ideen von dem künftigen humanen Kultus der humanen Religion, will den Gottesdienst förmlich in einen Ideendienst verwandeln, und sieht im Geiste einen künftigen griechischen Tempel, eine Walhalla, wo in allen möglichen menschlichen Gestalten die einseitigen Seiten der allseitigen göttlichen Vollkommenheiten der Idee dargestellt werden. Alle Helden der Geschichte werden darin stehn. Nur Eines fehlt — ein Nestegel. Paulus hat auch noch eine Stelle darin, aber der Christliche „Erbprinz“ ist von der Walhalla ausgeschlossen. Jetzt will ich nun in aller Eile mich modelliren lassen, denn bis jene erhabene Idee in's Leben tritt, könnte ich ja gestorben sein, — und wer wollte dann ein Bild von einem Nestegel, — von der Substanz finden? Denke dir den unerseßlichen Verlust!“

Der Philosoph umarmte die Substanz mit großer Rührung und sagte: „In meiner treuen Freundesseele wäre sie aufbehalten geblieben, bis sie ihre Stelle in der Walhalla gefunden hätte.“

„Nun gut, meine Büste soll dir anvertraut werden, daß ich nicht verloren gehe.“

„Nun weiß ich doch nicht eigentlich, in welcher Eigenschaft du in der Walhalla präsentirt werden willst?“

„Vor Allem als Nestkegel, — der nur brütet über den Tiefen der Gottheit, — also als potenziirter Hamlet. Denn die Hamletnatur ist und bleibt meine eigenthümlichste Eigenschaft. Ferner — die andern Eigenschaften, in denen ich aufgestellt und der Gemeine der Wissenden gezeigt werden will, werde ich vielleicht später in einem Dokument veröffentlichen. — Weist du, daß Mabelaine Rundreisen macht für den Deutschkatholicismus? Sie will als erste Gattungsgestalt in die Walhalla. Darum muß ich doch auch reisen; denn nicht nur die That als halbe Weiblichkeit soll vertreten sein, sondern —“

„Natürlich, auch die Nichtthat als halbe Männlichkeit hat das gleiche Recht,“ sagte der Philosoph.

„Ja, das will ich meinen!“ rief Eberhard. „Ich bin ja die modernste Figur, die es geben kann! Ich will einst von meinem hohen Viedestal herab den deutschkatholischen Schneidern die erhabenste Begeisterung für's Nichtsthun einflößen, wenn Brutus und Arminius sie zur That anfeuern wollen! Glaube mir, sie springen Alle mir zu, und so lange das Brod nicht beim Nichtsthun in der Tischlade ausgeht, bin ich ihr oberster Gott! — Ganz allein Mabelaine's Rivalität fürchte ich,“ sagte er, sich den Kopf kratzend. „Wenn sie durch meine Erfolge eifersüchtig wird, könnte sie am Ende die ganze Walhalla gegen mich entflammen, und mich mit Hülfe der Andern von meinem Viedestal herunterwerfen. Darum will ich nur Herrn Schwanthaler einschärfen, er solle mich mit meinem Fußgestell aus Einem Fuß machen und das Gestell gleich an die Walhalla angießen: dann stehe und falle ich mit der Walhalla selbst, und Mabelaine kann

mich nicht stürzen, ohne ihr ganzes Gebäude mit einzuwerfen.

4 „O, du hast gute Ruh',“ rief Robert, „deine Natur ist eine ewige, die Schneider selbst würden dich wieder aufheben und in dein Recht einsetzen, wenn Madelaine dich vertreiben wollte.“

„Ach, du gibst mir das Leben, theurer Freund!“ rief die Substanz. „Solch ein Wort aus deinem Munde schwellt das Nichts zur wirklichen Gottheit auf. Ach wie freue ich mich auf die Walhalla, wenn ich nicht mit Angst in sie eintreten darf! — Denn die Angst der Vernichtung ist, ehrlich gestanden, eigentlich die allerengste der Ängste. — Wenn dann der deutschkatholische Schwärmer die hohen Thaten der Göttersöhne in hohen, tiefen Phrasen rühmt, so schneide ich ihm Gesichtser und flüstere meinen Anbetern zu: glaubt dem Narren nichts! er selbst thut nicht, was er euch rät, er mäset sich von eurem Gelde und schwagt euch die Phrasen vor, um euch anzubeten, daß ihr brav schaffen sollt, um ihn bezahlen zu können. Ich werde ihnen sagen: was braucht ihr überhaupt denn so vielen Schwäpser zu besolden? Stelle sich Jeder hin und hole Phrasen aus seinem eigenen Bauch hervor; da Jeder sich selbst versöhnen kann, so kann auch Jeder sich selbst beschern. Was braucht ihr denn euer Geld dafür auszugeben? — Ich werde ihnen weiter meine Wissenschafts-Theorie von der That der Vernunft im Nichtthun der That expliciren, und so will ich nach und nach die andern Götter alle wegschaffen, dann bin ich allein der Hahn in der Walhalla, der einzige Lehrer und der einzige Gott.“

„Höre, du schwindelst! vergiffst du Mabelaine?“

„Hast Recht! O weh! diese kann ich nicht hinunter bringen. Sie wird eine ewige Gottheit der wissenden Frauen, denn Jede betet ihr eigenes Ich in ihr an.“

„Aber die Männer,“ sagte Robert lächelnd, „könnten ihr den Platz verwehren.“

„O nein! diese beten ihr anderes Ich in ihr an. — Es sind ohnedies noch keine Frauen als Gottheiten näher für die Walhalla bestimmt; Mabelaine wird sich als die Erste darstellen. Sie wird als Gegenstück der Pariser Magdalene sich den deutschen allgemeinen Wandertempel bauen lassen und sich dem „deutschen Gottmenschen“ als Weib an die Seite setzen. — Mach' nur, daß deine Büste auch bald fertig wird, denn der deutsche Gottmensch, der Mensch des thatkräftigen Gedankens, ist ohne Zweifel kein anderer als du. Ich gratulire zu der neuen Kameradin.“

„Neuen!“ sagte unser Held lächelnd, „'s ist ja die alte vom Göttermahl her! Das Verhältniß würde das gleiche bleiben. Jupiter kümmert sich nicht um Juno, und Juno dürfte sich nicht um Jupiter kümmern.“

„Sie thut's aber doch. — Was meinst du? Gäh's nicht auch ein Plätzchen für deine Frau?“

„Sie wird nicht hinein wollen, sie hat wirklich für nichts Sinn, als für ihren Jungen. Willst du ihn nicht auch sehen, meinen Kleinen?“

„Deinen Kleinen? Ach doch! Man muß nie zögern, einen kleinen Gott zu begrüßen. In dem Kleinen steckt schon der große, und ich kann den größten eigentlich schon im Kleinsten anbeten.“

„Närrische Substanz! Gib ihm deinen Segen, daß er ein großer wird.“

„Meinen Segen? — Der könnte, lassend wie des Himmels Jorn, etwas Unnützes in deinem Garten treiben: er könnte ihn zum Zwerg, oder Kegel, oder Narren, oder Opfer machen.“

Der Philosoph brachte das Kind. Ein wunderliebliches Gesichtchen; die braunen Augen blickten hell nach dem fremden Mann.

„Nun mögest du dich segnen, lieber Kleiner!“ sagte Eberhard.

„Was schwägest du da für Unsinn? Er möge sich segnen?“

„Ja. Er wird es wohl selbst thun müssen. Man kann doch nicht mehr sagen: Gott segne dich! er selbst ist ja sein Fatum.“

„Rein, die Idee ist sein Fatum.“

„Nun also: das Fatum, die Idee segne dich, Kind! Mögest du ein Opfer der Idee werden!“

„Was? ein Opfer? — ein Träger der Idee wolltest du sagen?“

„Ich weiß nicht, was ich sagen wollte. Wenn er ein Träger der Idee wird, so wird er ihr Opfer, und wenn er ihr Opfer wird, so wird er ein Träger der Idee.“

„Du bist und bleibst halt unser närrischer, vernünftiger Narr. Du hättest aber auch sagen können: dein Vater segne dich, oder: mögest du den Segen deines Vaters erben.“

„Der Segen könnte zu leicht sein und bei einem Windstoß davon fliegen.“

„Hör', Narr! — Doch wenn du dies meinst, hättest du sagen können: möge der Segen deiner Mutter über dich kommen.“

„Nein, der könnte zu schwer sein.“

„Warum zu schwer?“

„Weil er drücken könnte.“

„Muttersegen drückt nicht. — Warum wolltest du nicht Paphenstelle vertreten?“

„Weil mein Gewissen mir's nicht zuließ.“

„Warum dein Gewissen?“

„Für's Erste: weil mein Gewissen weiß, daß diese Ceremonie nur armselige Accommodation ist, die keinen Sinn hat. Darum wollte ich, daß solche Leute dabei stünden, die sich Alle eben so schämen müssen, wie der Vater, daß sie ihrem innersten Gewissen so untreu werden. — Für's Zweite fürchtete ich, ich könnte in's Beten gerathen, und müßte dann für das Kind um Segen bitten bei dem alten Herrn; da hätte ja der Segen über dem Kinde bleiben können, und das wäre wahrscheinlich sein Unglück.“

„Warum sein Unglück?“

„Nun weil, wenn Gott das Kind zu sich zöge, es von seinem Vater weg müßte.“

„Geschriebter Narr! Du erkennst also an, daß es des Kindes Glück ist, wenn es bei seinem Vater bleibt?“

„Wahrscheinlich, wenn der Vater bei ihm bleibt. Bleibt der Vater bei ihm, so wird auch das Kind hoffentlich so lange beim Vater bleiben, bis es laufen kann. Kann's einmal laufen, dann wird's eigene Wege gehn. Doch ich denke, es kommt nicht so weit.“

„Nicht so weit? Warum? Nicht wahr, weil seine Mutter, der gute Engel, es behütet.“

„Wahrscheinlich. Wenigstens so lange, bis er's zudeckt.“

„Zudeckt? Mit was?“

„Ich weiß es nicht. — Hoffentlich mit der Liebe.“

„Schwagest du da geschickt oder närrisch? Sollen deine Worte sinnig oder unsinnig sein?“

„Wenn dir der Unsinn Sinn zu haben scheint, so wird dein Sinn dem Unsinn seinen Sinn nehmen. Glehe den Gott des Unsinns an, er möge dir den heiligen Sinn dieses Unsinns offenbaren. Adieu! grüße deine Frau.“

„Sie will dich sehen.“

„Sie sieht aber nichts an mir, als einen stumpfen Nagel, der ihren Anblick fürchtet.“

„Du bist heute wirklich närrisch. Bist du illuminirt? Haben deine Gottesgedanken dir den Kopf verwirrt?“

„Gast gar! Mein Gewissen wacht auf.“

„Warum?“

„Ich merke, daß die Substanz nichts taugt, vielleicht gar der Teufel war.“

„Welche Substanz? du oder die göttliche?“

„Ja, das ist nur dem offenbar, dem es nicht verborgen ist. — Sage deiner Frau, ich hoffe immer noch, daß derjenige, der diese Ohren gemacht hat, (auf des Kindes Ohren deutend) auch die Kraft zu hören habe.“

„Meinst du damit mich oder deinen Herrgott?“ fragte der Philosoph lächelnd.

„Ich weiß es nicht.“

„Höre Narr, wenn ich nicht gewohnt wäre, dich als Narren zu nehmen —“

— „So könntest du meinen, der Narr nehme dich als Narren, und sei ein geschriebter Mensch! Ja das ist dein und des Narren größtes Glück, daß weder du noch der Narr glaubt, die Narrheit sei was Anderes als Narrheit. Adieu.“

„Der Mensch ist wirklich verrückt,“ sagte der Philosoph nachdenklich. „Ich muß wenigstens das, was er schwätzt, als einfachste Narrheit mir selbst hinstellen, um nicht durch seine Worte in ein unentwirrbares Labyrinth zu gerathen.“

Aus Elisabeth's Tagebuch.

„Alle Götter der Griechen sind nur Symbole irgend eines Gedankens, verkörperte Gedanken, und ihr ganzes Leben, Reges und Treiben mit allen Leidenschaften und Thorheiten nur das Conterfei des griechischen Volksgeistes überhaupt. Das Volk hat sich in seinen Göttern reflectirt, die Götter vermenschlicht und eben damit die Menschen vergöttlicht. — Ich lasse das gelten, aber eben darum sind sie als Götter unwahr und oft unwürdig.“

„Und so wäre es bei allen andern Völkern auch, nur mit dem Unterschied, daß die Andern als minder gebildet, minder lebhaft, ihre Götter nicht so weit zu sich herabgezogen, sondern sich dieselben als ungeistigere, dunklere Naturmächte dachten.“

„Aber gerade auch bei den Griechen haben die größten Geister, die ächten Dichter, sich die Gottheit noch dunkler und als wirkliche Gottheit gedacht, und ihre

Stärke war um so größer, je fester sie im Glauben lebten und ihr Herz an das Göttliche klammerten; je größer ihre Scheu vor der Gottheit war, um so besser ihre Dichtung. Und dieses Göttliche ist nicht die Idee, denn die Idee ist nichts Festes; da wird Umschwung König, und Alle haben Recht wie bei Euripides. Das will mir Robert nicht gelten lassen, aber es ist doch so.

„So lieblich die Verse dieses Mannes eingehen, so widerlich ist er mir, der selbst die Weiber zweifeln läßt, ob es Götter gebe, die leben und um unser Leben wissen. — O, ich möchte, daß alle Menschen den Zweifel weit, weit fortstießen; denn der Zweifel ist ja mein Tod und die Quelle all meiner Unseligkeit! Und überall, alle Tage stößt er mir auf, umgibt er mich! Aus allen Eden grinst er mich an!

„Aber ich bin ja doch albern. Selbst Euripides hatte wohl nicht so Unrecht, eine Klytemnestra am Dasein der Götter zweifeln zu lassen, die die Möglichkeit des Ehebruchs und des Vattenmords in sich trug.

„Selbst das, was wir im Christenthum als Sakrament verehren, was uns die ti.iste Gewisheit von der Liebe und Gnade unseres Gottes geben will, — selbst das Brod und der Wein im Abendmahl sollen Typen sein, die schon von den ägyptischen Naturanbetungen sich herschreiben, die zu den Griechen sich übersiedelnd, die Grundlage der Dionysos- und Ceresfeste wurden. Auch in's Judenthum und aus ihm in's Christenthum sind sie übergegangen! Natürlich und einfach genug! — — und ihr tiefer, geistiger, geheimnißvoller Sinn wäre damit total vernichtet und verflüchtigt; denn er muß ja verloren gehn,

wenn ich es nur als ein Erzeugniß des menschlichen Geistes ansehe, der, sich selbst noch nicht begreifend, die Gaben, die aus der Natur kommen, anbetete. — So oft ich über diese Dinge grüble, faßt mich ein Wirbel und Alles versinkt vor mir in Nacht.

„Was soll denn auch noch eine neue Religion, die keine Offenbarung mehr hat? — Es ist all, all nichts, nur ein Rißel, der verstiebt, wenn der Reiz der Neuheit verflogen ist; das Gemüth bleibt leer, der sich selbst anbetende Geist braucht keinen Gottesdienst.

„Mich wundert nicht, daß Robert nicht beitreten will, so voll er auch den Mund zur Beglückwünschung der neuen Religion nimmt. Er ist zu weit gekommen in der Bildung, um so unwahr werden zu können.

„Die Existenz eine Schuld! Warum kann ich diesen Satz nicht los werden? — So war Iphigenia eine Schuld nur durch ihr Dasein. Zum Opfer bestimmt, in das der Vater willigte, wurde sie die Ursache des Hasses zwischen Vater und Mutter, mußte also sich als Ursache aller Gräueltthaten, die daraus folgten, ansehen. Wenn sie sich auch bei Göthe tröstet, die Gräuel konnte sie doch nicht hinwegnehmen: das Grauen der Erinnerung hätte mich nicht zum Frieden kommen lassen. — Die Existenz eine Schuld — die großen braunen Augen meines Kindes — fort!

„Daß die Sünde nothwendig sein soll! nur Durchgangspunkt sein soll — Schatten! Ich kann es immer nicht glauben. Woher käme denn die Nacht, mit der sie uns ergreift, umnebelt, niederzieht, mit tausend lodenden Banden uns umgarnt, daß Eines aus dem Andern

folgt, und wir am Ende nicht mehr anders können! O, in dieser modernen Literatur sind viele, viele Schlangen! So oft ich dieser Lesesucht nachgebe, regt sich mein Gewissen.

„Ja, der Kultus des Genius! — Ich war heute gebrückt, schlug auf in Göthe, und mein erster Blick fiel auf die Worte: ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt, suchte! — — auf nichts! auf nichts! Ich warf das Buch weg, griff in die Schauspiele, schlug den Lasso auf, mein Lieblingsstück. Da grinsten mich die Worte an: die letzten Enden aller Dinge will sein Geist zusammenfassen; das gelingt kaum Einem unter Millionen Menschen — und er ist nicht der Mann; er fällt zuletzt, um nichts gebessert, in sich selbst zurück!

„Und ist denn dies nicht wahr? Ein ewig prophetisches Wort? — Ist nicht in diesem Wort auch ein Gericht über Göthe'n selbst ausgesprochen? Ist er nicht immer wieder unge bessert in sich selbst zurückgesunken, so daß er in den Wahlverwandtschaften die Versöhnung gar nicht mehr finden kann — oder will? daß er der Heilung entflieht, daß er sich zu genesen fürchtet? Ach ja, das Herz möchte ihr so gern entfliehen, möchte sich immer auflehnen — — —

„Wie oft ich schon die Stelle im Faust aufgesucht habe, da dieser mit Gretchen über Gott verhandelt. Aber immer muß ich wieder denken: Gretchen hat Recht, nicht Faust; denn es ist freilich wahr, daß Gott alles das ist, was Faust aus ihm macht, aber er ist eben doch auch noch etwas ganz Anderes, Gott wesentlich, Vaterherz, in dessen Schoos ich mich legen kann, und der,

wenn ich kein Bild von ihm habe, in meiner träumenden Seele als Christus mir entgegen tritt, — als der gute Hirte, der sein Schäflein sucht, liebt, ihm nachgeht, es in seine Arme nimmt.

„Und dann bin ich glücklich, selig. — Hat aber Robert Recht, so ist die Zukunft ein dunkler Schlund; — und das Grab — mir schaukelt!“

„Ich stoh zu der Bibel, ich schlug auf. Da glänzten die Worte: „Fürchte dich nicht, denn Ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“ Ja sein! ich glaube das, ich will es glauben.“

Achtes Capitel.

Robert suchte seiner Gattin Freude zu machen: er munterte sie auf, Abendgesellschaften mit ihm zu besuchen, führte sie in Cassinos, und hatte auch hier den Triumph, daß man seine Blume bewunderte, daß man ihn glücklich pries und mitunter um ihren Besitz beneidete. Hier aber wurde es unserer Elisabeth erst recht deutlich, was für eine große Veränderung mit ihr selbst vorgegangen war. Die Vergnügungen däuchten ihr schaal und leer, die Galanterieen der Offiziere widerten sie an, aber noch ein anderer Umstand trug bei, sie zu verstimmen.

Robert hatte sich in diesem Winter auch herbeigelassen, dem gebildeten Publikum Vorlesungen über Aesthetik zu geben. Auch gebildete Damen hatten den Zutritt verlangt, und da er einen äußerst angenehmen Vortrag hatte, so war der Zudrang groß, und unser Held wurde so quasi der Held von Lederburg. Eine Dame aus Norddeutschland, eine Frau v. Scheele, die Gattin eines reichen Fabrikanten, die sich den Winter über in Lederburg aufhielt, war von unserm Philosophen so begeistert, daß sie ihn und seine Gattin mit Einladungen überhäufte, und unserer Elisabeth in ihrer zweiten Soirée ganz offen gestand: die Gattin eines so herrlichen Mannes zu sein,

halte sie für eine solche Ehre und für ein so hohes Glück, daß eine Frau sich derselben nur durch die völlige Hingabe an die ganze Denkweise des Geisteshelden würdig machen könnte. Sie sagte das gleichsam insinuierend, und sprach dann die Vermuthung aus, daß eine solche Hingabe ohne Zweifel bei ihr statfinde? — Elisabet, etwas verlegt, erwiderte: sie ehre und liebe ihren Gatten, seine Philosophie sei aber nicht die Grundlage ihres Glückes, — sie fühle sich übrigens nicht zur Richterin über dieselbe berufen.

Frau v. Scheele ließ ihre Augen oft genug mit fast übergroßem Ausdruck der Bewunderung auf unserm Philosophen ruhen und war fast immer mit ihm im Gespräch, so daß Elisabet, halb geängstigt und ziemlich unangenehm berührt, in sich versank und ihren Gatten zu baldigem Ausbruch zu veranlassen suchte. Dieser ging endlich auf ihren Wunsch ein, aber er fand die Gattin unliebenswürdig, sprach mit Begeisterung von dem Behagen, das eine geistreiche Gesellschaft und das Bewußtsein, verstanden zu werden, einflöße; er gab seiner Elisabet nicht undeutlich zu verstehen, daß es etwas ganz eigenthümlich Wohltuendes sei, in Verkehr mit Gemüthern zu kommen, die sicher in sich selbst das Leichtste als leicht, das Tiefste als tief, das Schöne als schön zu nehmen und doch leicht wieder über Alles hinwegzugleiten, den Schwerpunkt immer wieder in sich selbst zu finden wüßten. — Elisabet wurde so verschüchtert, daß sie sich manchmal selbst wieder zu überreden suchte, sie habe Unrecht mit ihrer fortgesetzten heimlichen Opposition gegen die Philosophie des Gatten; aber die norddeutsche Dame mit ihrem zubringlichen En-

thusiasmus wurde ihr um so widerlicher, je mehr sie sah, daß Robert von ihrer Huldigung geschmeichelt war. Einige Stutzer der Stadt aber, die der Ansicht waren, seit Mostilden's Tode sei die Frau des modernen Philosophen die schönste Dame der Stadt, sahen nicht ungern die Hinnahme des Letzteren zu der üppigen, — nicht schönen, aber ledigen, gewandten norddeutschen Dame; sie hofften, wenn das Wasser hier trübe würde, so würden die nächsten Wellen nicht klar bleiben, und drängten sich näher hinzu. Elisabeth jedoch hatte für solche Huldigungen kein Ohr mehr; die Vergangenheit, deren Nachwehen sie bis heute noch nicht los geworden war, machte sie ganz taub sogar für die Einflüsterungen der Eitelkeit, und eine fast krankhafte Sehnsucht nach dem Anblick ihres Kindes überkam sie oft plötzlich mitten in dem lautesten Gewühl, so daß sie sich von Robert erbat, sie doch nicht zu den Vergnügungen zu nöthigen, sondern still zu Hause zu lassen.

Und zu Hause — was trieb sie da? — Wenn sie sich nicht mit ihrem Kinde beschäftigte, wenn sie nicht las, nicht muscirte, so — malte sie wieder, und zwar ein Bilderbuch für ihren Knaben, der denn auch bereits die Händchen darnach ausstreckte. Sie verbarg aber Bilderbuch und Pinsel und Farben vor dem Gatten. Sie wollte doch auch etwas à part für sich haben.

Robert sah Frau v. Scheele oft, empfing als Zeichen der Dankbarkeit kostbare Geschenke von ihr — — und wer weiß, welch einen Fortgang die Sache genommen hätte, wenn sich nicht plötzlich eines schönen Morgens die skandalösesten Gerüchte über Frau v. Scheele verbreitet hätten. Es sei ihr unmöglich, sich in dieser Stadt weiter

sehen zu lassen, sie werde sich ohne Zweifel in aller Stille fortbegeben. Wirklich verbreitete sich auch bald die Nachricht ihrer Abreise, und nun wollte die Fama plötzlich allerlei Geschichten wissen, die den zeitweiligen Aufenthalt, sogar das viele Geld der Weltkame auf sein gemeine Art erklärlich machen sollten.

Robert war beschämt, wollte aber der Gattin gegenüber diese Beschämung nicht zugestehn, suchte die Sache so jovial als möglich zu fassen, um so leicht als möglich über die Klippe der öffentlichen Meinung wegzusegeln. Doch nahm er sich vor, in Zukunft die Geistesaugen mehr offen zu halten und ernster zu prüfen.

Im Hause des Doctor Wolf war seit dem Tode der Tochter trübe Stille. Die Mutter verlangte sehr nach ihrem Sohne Edgar, der auf Reisen war, oder sein sollte, sich aber im Sommer in Ostende aufgehalten hatte, und den Winter nun behaglich in Amsterdam zubrachte. Man schrie, und er zeigte sich willig zu kommen, machte aber die Bedingung, daß man zuvor Ella aus dem Hause entferne, da ihr Anblick seiner Natur zuwider sei. Die Mutter gab dieser Anforderung mit einigem Widerstreben nach; Ella wurde wieder auf's Land geschickt, und der Sohn, der einzige rechtmäßige Erbe des Hauses (denn Ella war nicht wohl zu zählen) kam bei den Eltern an. Er brachte viel Gepäc mit, so viel, daß seinem Vater erklärlich wurde, wozu ein Theil der Summen, die er ihm hatte schicken müssen, verwendet worden war. Der alte Herr hatte keine Freude daran; er war zwar auch

ein Lebemann, aber seine Liebhabereien alle waren einfacherer, derberer Natur; gegenüber denjenigen seines Sohnes verhielten sie sich, wie etwa ein Stück Käse und ein Schinken zu einer Gansleberpastete und seinem Backwerk. Der junge Mann war eine schwächliche Figur, hatte eingedrückte, etwas aufwärts stehende Nase und kleine vorliegende Augen, der Mund war ziemlich hübsch und immer zum Lachen geneigt. — Er war außerordentlich begeistert für die Künste, und wirklich hatte er so seine Sinne, daß er eine Oper, die ihm zusagte, oder ein Ballet nicht nur zu sehen, zu hören, zu fühlen verstand, sondern daß er das, was ihm gefiel, im eigentlichen Sinne des Wortes zu schmecken wußte, und dieses Schmecken concentrirte alle andern Sinne in sich, so daß sie gleichsam nur die Diener dieses Sinnes wurden. Somit war ihm Geschmack gewiß nicht abzusprechen: die harmonische Ausbildung des Menschen hatte er sich selbst zur Aufgabe gestellt. Aber eben weil die Harmonie mit ihrem Wohlbehagen ihm immer allzu nahe anlag, konnte er der Disharmonie nur ein ganz untergeordnetes Recht im Leben einräumen; diese mußte alsbald überwunden, das Gleichgewicht alsbald wieder hergestellt werden. Der Tod seiner Schwester hatte ihn geschmerzt, er hatte sie wirklich geliebt, weil sie sehr schön war; aber nun sie todt war, hielt er es nach dem Ausbruch des ersten unwillkürlichen starken Schmerzes für einen Verrath an der Harmonie, allzu lange über sie zu trauern, denn die Trauer verbittert ja das Leben; er gestattete ihr also höchstens den leisen Nachklang sanft verklärter Wehmuth. Und — das verhehlte sich der Erbe doch nicht: für seine Bedürf-

nisse war nun besser gesorgt, seine Existenz war gesicherter, da er nicht mit der Schwester zu theilen hatte; also mußte auch hier das harmonische Gefühl der Zufriedenheit das dieharmonische des Schmerzes so weit dämmen oder läutern oder — niederschlagen, als nothwendig war, um Trauer und Freude gleich vertheilt in Einem zusammenströmenden Gefühle zu schmecken.

Er richtete sich im Vaterhause behaglich ein, verbrachte viele Zeit mit seiner Mutter, die er zu unterhalten und zu zerstreuen suchte, und arbeitete auch etwa sechs Stunden des Tages für seinen Vater. Doch länger nie. Mehrmals in der Woche reiste er nach der Residenz, besonders an Theatertagen, wenn gute Stücke in seinem Sinne gegeben wurden.

Diese guten Stücke waren aber nie eine Tragödie, und er behauptete, nur die Griechen, die Erfinder der Tragödie, hätten auch in Beziehung auf diese den rechten Sinn gehabt, weil jedesmal, um das richtige Gleichgewicht in den Gemüthern herzustellen, und dem tragischen Gefühl nicht die Oberhand zu lassen, ein Satyrspiel nach der Tragödie gegeben worden sei. Aber er halte für noch besser, das harmonische Gefühl so wenig als möglich zu alteriren; denn wenn dieses doch das richtige sei, so sei seine Trübung ein Verrath an ihm als dem höchst berechtigten u. s. f.

Unser Philosoph, an den sich der junge Mann bald anschloß, war nun über diese Ansichten immer mit ihm im Streit, und suchte ihn zu belehren. Wir geben ein solches Gespräch. (Wem dasselbe zu langweilig ist, der

möge lieber gleich das Buch selbst bei Seite legen, denn überflüssig ist's nicht.) — —

„Haben Sie denn gar kein Gefühl für die zarte Schönheit der ächten Tragödie?“ fragte unser Held. „Das Erhabene, was in der Menschheit lebt, das Edelste, was ein Menschenherz anstreben kann, legt sie uns in den ergreifendsten Zügen nahe, und indem sie die einseitigen Wahrheiten mit aller Schärfe verfolgt, fördert sie ihre Licht- und Schattenseiten zu Tage, führt uns das Menschliche in seiner Stärke und in seiner Schwäche, in seinem Glanze und in seiner Armuth vor das Auge als ein spiegelklares Bild der Welt, und läutert und verklärt so den inneren Menschen, wenn sie auch den sinnlichen oft zu Boden wirft. Wir sind nicht auf der Welt um der Sinne willen, der Geist hat auch seine Anforderungen, und wer die Sinne nicht auch unterjochen lernt, gefangen geben unter des Geistes Gesetz, dessen Ausbildung wird nie eine harmonische sein. — Und giebt es ein besseres Mittel, unsern Geschmack, unser Herz, unsern Geist zu bilden, als wenn wir die feinen Täden, die sich durch die Menschennatur ziehen, verfolgen, uns klar machen, und so in die Geheimnisse des Lebens eindringen lernen? Das kann das Drama nicht immer leisten, die Komödie, die sich vor dem Ernst scheut, noch weniger, der Opern und Ballette nicht zu gedenken. Die schönsten Opern sind gewiß nicht die komischen. Wer den Ernst des Lebens negiren will, der verfällt wohl in eine Einseitigkeit der schlimmsten Art.“

„Schön! schön!“ erwiderte Edgar: — „aber Sie geben doch wohl zu, daß die Tragödie mit diesem „auf

die Spitze treiben,“ mit diesen Verwickelungen, die keine Lösung mehr zulassen, in uns ein unheimliches, peinliches Gefühl erregt, daß es uns unwohl dabei wird?“

„Nun ja, das ist ja gerade das Wahre! Dieser Zwiespalt, dieser Kampf des Lebens, worin die Einseitigkeiten recht grell hervortreten, sich gegenseitig aufreiben, und untergehend ihre Versöhnung in der Idee, im göttlichen Sein finden — —“

„Versöhnung im göttlichen Sein finden!“ fiel Edgar ein: „wenn ich nur ganz deutlich begriffe, was dieses göttliche Sein, diese gepriesene Idee, die ihren Thron auf den Untergang alles Lebens aufpflanzt, eigentlich sein soll!“

„Ja, wenn Sie das nicht begreifen, so will ich es Ihnen auch nicht deutlich machen! — Wunderlich!“ sagte unser Held wie im Selbstgespräch, „wie wenige Menschen können die Idee fassen! auch hier sehe ich wieder, wie die Extreme sich berühren; denn Eberhard ist eben so blind und materiell aus übergroßer Geistigkeit, wie dieser Mensch aus übergroßer Sinnlichkeit.“

„Ich liebe eben die Einseitigkeiten auch im Leben nicht,“ sagte Edgar, „darum kann ich sie auch in der Poesie nicht bewundern —“

„Und merken nicht, daß Sie gerade dadurch der einseitigste Mensch werden! Sie lieben die Griechen um ihrer harmonischen Entwicklung willen, und doch haben gerade die Griechen die Tragödie gefunden und zugleich bis zum fast absoluten Conflikt gesteigert. — Und da die Konflikte eben doch auch im Leben vorkommen, so könnte gerade derjenige, der keinen Conflikt anerkennen will, am ehesten durch das Geschick in einen solchen gerissen werden.“

„Ja, wenn er sich hineinreißen läßt, aber das ist eben die Frage. Ich suche durchaus nicht den Ruhm des Heldenthums, darum lieb' ich auch seine Einseitigkeiten nicht. Ich finde in allen erhabenen Idern, die zur Tragik führen, nur erhabene Phrasen und Grillen, die nicht werth sind, daß man sein Leben daran giebt, und was ich im Leben für Thorheit halten muß, das kann ich auch als Poesie nicht billigen. So ist z. B. der Trieb der Selbsterhaltung der natürlichste und ehrenwertheste, und ich würde es einem Helden durchaus nicht verargen, wenn er noch im letzten Augenblick der Katastrophe hübsch ordentlich aus dem Wege ginge; es wäre dies so naturgemäß, daß ich mit innigem Vergnügen den vernünftigen Mann in ihm ehrte.“

„In der Poesie oder im Leben?“ fragte Robert lächelnd.

„Im Leben ohnedies; aber was das Vernünftigste im Leben ist, das ist auch das rechte Verhältniß in der Poesie.“

Robert lachte laut auf. „Nun, das gäbe eine Poesie, die nur die poetische Natur des Herrn Edgar — nicht Wolf, sondern Lamm befriedigen könnte. Sie passen zu meinem Freund Eberhard und theilweise zu Falstaff; nur hat der Mangel an Idee bei Jedem eine andere Ursache.“

„Ich kann Ihnen haarklein beweisen,“ sagte Edgar, sein langes Haar streichend, „daß es eine viel wahrere Poesie gäbe, als die gegenwärtige. Die Herren Dichter sind mit dem Untergang ihrer Helden meist so unwahr, daß man ihnen die Gedanken durch die Feder sehen kann: der Anstand erfordert's, daß mein Helden-*Ich* hier unter-

geht an meiner Statt, aber eigentlich ist's nur um des Effektes willen, denn an sich wäre es unnöthig. Ich will statt aller andern Beweise hier nur Göthe's Clavigo anführen — —"

"Was? Göthe's Clavigo für Ihre Behauptung, daß der Untergang innerlich unwahr sei?" rief Robert in höchster Entrüstung. "Giebt es denn eine klarere, herrlichere, ergreifendere Schilderung des nicht zu beseitigenden Konfliktes zwischen der Treue des Herzens und den Rücksichten des Verstandes, als sie hier gegeben sind? konnte hier anders geholfen werden, die Idee zur Einheit mit sich kommen auf andere Weise, als durch Untergang desjenigen, dessen Inneres die Beute dieses ungeheuren Widerspruchs war?"

"Ja eben," rief Edgar, "das ist's! Daß er die Beute dieses Widerspruchs war, daß ein Mensch so thöricht sein konnte, jenes alte, verrostete Gefühl sich wieder so über den Kopf wachsen, und sich so hin und her zerren zu lassen, der Pietät auf der einen Seite und der Welt auf der andern Seite so viel Raum zu lassen, daß keine Ausgleichung mehr möglich ist, das ist nicht tragisch in seiner Erhabenheit, sondern tragisch in seiner Dummheit. Wo bliebe denn die harmonische Ausbildung des Menschengeschlechts, die der Zukunft aufbehalten ist, wenn jeder Mensch so verantwortlich sein müßte für jede gebrochene Zusage? — wo ist Einer, der nicht solche Zusagen schon gebrochen hat? und was würde aus ihm, wenn sein eigenes Herz ihn nicht sicher stellte, die Beute solcher Reminiscenzen längst vergangener Tage zu werden? — War Clavigo in höherer Weise berechtigt, diese spießbürgerliche

Treue, die, weil nicht mehr von der Liebe geleitet, auch keine innere Wahrheit mehr hatte, den höhern Rücksichten zu opfern, — und diese Berechtigung wird mir wohl Niemand absprechen wollen, — so war das einzig Fehlerhafte eben dies weichherzige Pflichtgefühl, das sich aus den Vorurtheilen der vergangenen christlichen Zeit mit ihren Begriffen von Ehre und Treue nicht recht herausfinden konnte, und nur um dieses Vorurtheils willen verdiente er meines Erachtens den Untergang. Ja, ich behaupte, daß es so lange nicht gut in der Welt wird, bis man darüber mit sich einig ist, daß solche Versprechungen keine bindende Kraft haben.“

„Sowohl Ihre Grundsätze, als Ihre Berechtigung als ästhetischer Kritiker treten immer klarer hervor,“ erwiderte Robert lächelnd, „und es ist freilich nach dem, was ich von Ihnen höre, mit Ihnen überhaupt kein Streit darüber anzufangen, da bei Ihnen die Gefühle gänzlich zu fehlen scheinen, die jene erschütternden Wirkungen der Selbstanklage, der schmerzlichen Reue, des inneren Wehs über die Vergänglichkeit unseres Glücks und unserer Seligkeit und über das Weh derer, die darüber zu Grunde gingen, hervorbringen. Sie sind eben, was Carlos war, ein prosaischer Mensch, nur daß die Triebfedern, aus denen heraus Sie reden, nicht Staatsklugheit, sondern — Sinnlichkeit sind. — Doch Sie sind mir den Beweis noch schuldig, warum der Untergang Clavigo's eine Unwahrheit sein soll?“

„Weil er aus einer Selbsttäuschung hervorging, weil eben diese Selbstanklage, die ihn überwältigte, eine Narrheit war; denn sobald wir annehmen, daß die Ehe, wenn

ſie zu Stande gekommen wäre, für Beide nicht Glück, ſondern nur Unheil und Verderben gebracht hätte, — und hiervon war Clavigo vollkommen überzeugt, — ſo müſſen wir auch zufrieden ſein mit dem Ausgang, den es mit der armen Marie nahm; denn ob ſie bald oder ſpäter, ſchneller oder langſamer ſtarb, das war ja einerlei, — ſterben mußte ſie doch, und hätte ſich der gute Clavigo zurückgezogen, von der Leiche fern gehalten und nur bis zum andern Tag ſein Leben aufgeſchoben, ſo würde er vollkommen getröſtet worden ſein, eine ſanfte Wehmuth wäre das ſchönſte und natürlichſte Gefühl geweſen, das er der Armen hätte weihen können, wodurch ſie vollkommen geſühnt geweſen wäre, — und uns wäre das ärgerliche Gefühl erſpart, um einer ſo geringfügigen Sache willen, wie die Leiden und der Tod eines veralteten, verblühten Mädchens ſind, auch den Tod des herrlichen, kraftvollen Mannes herbeigeführt zu ſehen.“

„Auch abgesehen davon,“ ſagte unſer Held, „daß Clavigo ein Erzeugniß der eigenen Selbſtanlage Göthe's war, daß er in Clavigo's Tod ein ideales Gericht über ſich ſelbſt ergehen ließ, — auch davon abgesehen, daß der Tod nicht durch Selbſtmord, ſondern durch den durch Familienliebe zur Rache berechtigten Bruder herbeigeführt wurde, und er daher nur dem äußern Geſchick erlag, — haben Sie denn gar keinen Sinn für das Sonntagsgedühl, das uns überſtrömt, wenn wir in der Poſie der höheren Gerechtigkeit das individuelle Leben, das in irgend einer Weiſe dieſe Gerechtigkeit verletzt hat, zum Opfer gegeben ſehen? wenn aus dem Untergang der endlichen Erſcheinung die verſöhnte Idee leuchtend emporſteigt, das

ideale Sein triumphirt über das endliche, unvollendete, der Idee nicht entsprechende Sein?"

„Ein schönes Sonntagsgefühl, wenn alles Leben verschlungen ist von dem Tod! Das ist Kirchhofesriede und diesen liebe ich nie; es riecht dort nach Moker.“

„Ihre Lebensansicht ist einfach sinnlich und darum frivol, und wenn Ihnen noch zu rathe ist, so möchte ich Sie vor sich selbst warnen; denn trotz Ihrer Meinung, daß Ihre Ausbildung harmonisch sei, so ist sie nichts weniger als dies. Die oberflächlichste Sinnlichkeit hat die Oberhand und möchte Sie einst schmählich gefangen nehmen.“

„Pah!“ sagte der junge Mann, „ich möchte sehen, wenn's drauf und dran käme, ob nicht in der That die Wahrheit meiner Ideen über die Hohlheit der Ihrigen bei Ihnen selbst den Sieg davontrüge!“

Unser Held hatte hierauf keine Antwort mehr, er brach das Gespräch ab, Edgar aber konnte sich noch nicht zufrieden geben, er setzte hinzu: „Wenn Sie nur ein wenig nachdenken, so müssen Sie sogleich finden, daß Göthe selbst es mit diesem Untergang gar nicht ernstlich gemeint haben kann, sondern daß es sich mit dieser Sache ganz so verhält, wie ich oben sagte. Man kann freilich zur Entschuldigung Göthe's anführen, daß er eben in einer Uebergangszeit gelebt hat, ja gewissermaßen der Träger dieser Uebergangszeit war, und daß er darum, weil er in sich selbst unklar, in seine Poesieen all den Conflict der veralteten christlichen Begriffe von Ehre und Treue und der Berechtigung des modernen Bewußtseins legen mußte. — Im Leben hat aber auch bei Göthe das

moderne Bewußtsein weit über die alte Pietät gesetzt, und darum ist sein Leben die Gesundheit, seine Vorflecken die Krankheit."

Die oben berührten Ansichten und Gesinnungen des jungen Edgar regelten sein ganzes Leben, das die Erreichung der höchst möglichen Glückseligkeit sich zur Aufgabe gemacht hatte. Es mußte ihm Alles Genuß machen. Die Arbeit, Essen, Trinken — nichts trieb er zum Uebermaß, aber mit dem feinsten Geschmadesinn. Die Speisen besonders kostete er langsam; er aß nie aus Hunger, sondern um zu kosten, und die Küche seines Vaters war nicht immer fein genug, um seinen Gaumen zu befriedigen. In einem nicht ganz friedlichen Verhältniß stand er deshalb zu der großen Haushälterin, der er sich, durch eine unüberwindliche Antipathie zurückgehalten, überhaupt nicht gefällig machen konnte. Sie ertrug daher die Anwesenheit des jungen Herrn nicht immer mit Gleichmuth, weil sie bemerken konnte, daß alle ihre Eigenschaften und alle ihre Würden von ihm nicht gebührend geschätzt wurden. — Es verbreitete sich indessen bald die Sage, daß eine schöne Tänzerin in der Residenz sein Herz gefesselt habe, und die regelmäßigen Reisen dahin ließen wohl vermuthen, daß etwas an der Sache sei.

Neuntes Capitel.

Der Winter und das ihm folgende Frühjahr war übrigens ein schwer auf der Menschheit lastendes: es war Mangel und theure Zeit. Den Armen wurde es unmöglich, ihr Leben zu fristen; der Hausarmen wurden immer mehr, und da die Welt bei dem vermehrten Luxus sich, wie ja Jedermann weiß, der alten Einfachheit, die in früheren Zeiten das tägliche Brod mit Dankfagung zu nehmen gewohnt gewesen war, seit lange schon entfremdet hatte, so wollte das Vorhandene auch nicht mehr zum Segen werden, und das Fehlende wurde zu einem nicht mehr mit Sehnsucht gewünschten und darum mit rechtlichen Mitteln errungenen, sondern mit Vier angestrebten Gut, das zu Verbrechen führte. Der Diebstähle wurden immer mehrere; das, was die öffentliche Mildthätigkeit unternahm, wie z. B. Suppenanstalten in großartigem Maßstab, wurde nicht von Vielen mit Dank anerkannt, obgleich sie sich die Gabe gefallen ließen, und ein Geist der Unzufriedenheit, des Murrens lagerte sich wie ein dicker Dunstkreis über der Welt; manchmal sahen zuckende Blitze aus dem Dunstkreis, und es war, als höre man das ferne Rollen des Donners. Auch in der politischen Welt gährte es; die Schweiz schien vor Allem Schau-

platz eines Kampfes werden zu wollen, der aus dem Reich der Prinzipien in das der That über kurz oder lang überspringen mußte. War ja doch die alte und neue Welt auch dort, wie allenthalben vertreten, und bei der Macht in jenem Lande, die Ideen auf geradem Wege zur Geltung zu bringen, hatte der moderne Geist nach und nach die Superiorität gewonnen, war aber noch nicht so weit zur thatsächlichen Ueberlegenheit durchgedrungen, daß er die alten Institutionen auch faktisch außer Geltung gebracht hätte. In der dumpfen Luft, die über der Welt lag, wendete Mancher das Auge zunächst dorthin, und wenn er am Horizont die zuckenden Blitze ausleuchten sah, so erschienen sie dem, der auf Seite des modernen Geistes stand, als morgenröthliche Zeichen des kommenden Tages, dem Anhänger des alten Regime's aber als die drohenden Vorboten eines schweren Gewitters, das über die Welt hereinbrechen könnte. Der Hunger und die Noth der untern Klassen der Gesellschaft machten eine Art Musik voll unbestimmt summender Töne in der schwülen Luft; den Einen schienen diese Töne wieder — je nach dem Standpunkt, auf dem sie standen, — als eine Art Sphärensang der kleinen Rückenwelt, der sich in die Harmonie des Ganzen gar wohl schide, den Andern erschienen sie wie das dumpfe Brüllen der Hyänen und Wölfe, die des günstigen Augenblicks zum Sprung warteten.

Elisabet wurde in dem Elend dieser Hungerzeit in den wunderlichsten Extremen hin und her getrieben. Sie ließ sich, angeregt durch ihre natürliche Gutmüthigkeit und durch gewisse Verbote der heiligen Schrift, wenn die Bitten und Anforderungen ihr so nahe traten, nur zu oft ver-

leiten, nicht nur des Ueberflüssigen, sondern auch des Nothwendigen sich zu entäußern, um die Noth zu lindern, die man ihr mit so lebhaften Farben vor die Augen malte. Auch unter der Bettlerbevölkerung läuft die Tradition schnell, und je williger Elisabet gab, um so ungestümer wurde sie verfolgt. Es konnte nun nicht fehlen, daß sie der traurigen Erfahrungen genug zu machen hatte, und ihr Dienstmädchen brachte ihr mehr als einmal die Nachricht nach Hause, daß in dieser oder jener Brantweinchenke ein Kleidungsstück, das die beweglichste Schilierung der dringendsten Noth ihr abgepreßt hatte, sogleich wieder gegen Brantwein umgetauscht worden sei. Auch in andern Häusern wurde dieser nur zu oft mißbrauchten Generosität der jungen Frau gedacht, und je in dem Maße, als der herrschende Geist in demselben ein Elisabet's Gesinnung entgegengesetzter war, auch mit um so größerem Spott. Man nannte sie die heilige Elisabet, und unser Philosoph, der keineswegs geneigt war, die Folgen mitzutragen und an sich selbst wieder zu erleben, die das Uebermaß der christlichen Mildthätigkeit auf seine Frau gewälzt hatte, suchte durch Spott und Ernst, durch Milde und Strenge seine Elisabet von solchem Uebermaß zurückzubringen. Auch demüthigten die bittern Erfahrungen die junge Frau so tief, daß sie sich vornahm, lieber ihr Herz ganz zu verschließen; denn es war ihr rein unmöglich, bei der außerordentlichen Redheit und Gewandtheit der Lüge die Wahrheit herauszufinden und das wirkliche Bedürfniß vom erheuchelten zu trennen. So stieß sie denn auch das wirkliche Bedürfniß zurück, aber bei ihrer weichen Seele, in der die eigene Härte immer den

empfindlichsten Schlag rückwärts that, konnte auch dieses Verfahren nicht lange Stich halten. Sie fühlte sich gedrungen, mit Solchen in Verbindung zu treten, die die Linderung der Noth der Armen sich zur Aufgabe gemacht hatten; diese aber waren nun leider vorzugsweise Pietisten, oft geringere — oder doch jedenfalls sehr verachtete Leute. Diese Leute näherten sich, wenn gleich schüchtern, doch mit großer Freundlichkeit unserer Elisabet und munterten sie auf, ihre Gaben mit den übrigen zu verschmelzen, da sie sich's zur eigenen Aufgabe machten, die wirkliche Noth näher zu erforschen und die Gaben je nach der Würdigkeit der Empfänger zu vertheilen. Elisabet war sehr zufrieden, ihr Gewissen beruhigte sich dabei; und da man genauesten Nachweis versprach, so war auch kein Betrug zu riskiren.

Nun aber hätte nicht mehr das Mißfallen ihres Vatters erregen können, als diese Maßregel. Schon daß sein Weib in irgend eine Beziehung zu denen treten sollte, die Beute Derer werden sollte, die er für den Abschaum der Menschheit hielt und als seine grimmigsten Feinde ansah, war ihm ein Gräuel; ein gleich großer Gräuel war ihm der Spott der Welt, und das widrigste Gefühl verursachte ihm die Gewißheit, daß durch die Wohlthaten aus seinem eigenen Hause der Pietismus eine neue Nahrung empfangen sollte; denn es stand ihm felsenfest, — und das suchte er auch alsbald seiner Gattin zu beweisen: daß die Pietisten nur an Solche ihre Gaben austheilten, die entweder eine Hinneigung zum Pietismus heuselten, oder die wirklich schon Pietisten seien, denn diese seien nach ihrem Ermessen die Würdigsten. Zum

Danke für die Gaben werde hier dem Empfänger die Verpflichtung auferlegt, so viel zu beten, daß ihm die Freude vergehe. Der Pietist nehme dem, was er thue, jede Schönheit durch die Art, wie er es thue; aus seinem Hause dürste solcher Manier des Gebens keine Unterstützung zuschießen.

„Auf welche Art soll ich denn geben?“ fragte Elisabeth schmerzlich.

„Wie andere Leute! Haben sich doch aller Art Leute bei den Suppenanstalten betheiliget,“ erwiderte Robert.

„Aber es giebt doch noch andere Bedürfnisse, und — ich muß mich doch oft fragen: ist denn der Welt zu helfen, wenn man sie nicht wieder dringender auf die Nothwendigkeit des Gebets aufmerksam macht? Ich sehe diejenigen unter den Reichen und Vornehmen, die nicht beten, nicht recht willig zu helfen, und diejenigen unter den Armen, die nicht beten, nicht willig, sich wahrhaft helfen zu lassen. Daß auch Heuchelei dabei vorkommen kann, macht die Sache selbst doch noch nicht unrecht. — Ich selbst,“ setzte sie schnell hinzu, als sie die Wollen auf dem Gesichte des Vatten sah, „bin nur dann willig zu geben, wenn ich durch Gebet den innern Menschen gekräftigt habe.“

„Ja,“ versetzte Robert lachend, „du wirst auch wie die Pietisten von dem Geiste der Unendlichkeit durchdrungen in dem Augenblick, da du dir denselben verknüpfst als Besonderen, nicht zu Durchdringenden vorstellst und die Kraft des guten Willens als Gnade, die von Außen kommt, in Demuth annimmst. Daß diese Kraft in dir selber wohnt, das merkst du nicht, oder vielmehr willst es

ewig nicht merken, darum bist und bleibst du meine mittelalterliche peruginische Jungfrau oder heilige Elisabet."

"Ach, laß mich, Robert; streiten wir darüber nicht," sagte Elisabet mit einer Thräne im Auge.

"Nein wahrlich!" erwiderte dieser, "wenn ich dich lasse, so wirst du mir am Ende wahnsinnig, geschmacklos, aberwitzig, pervers, wie die Pictisten selbst. Ich könnte doch erwarten, daß du als die Frau desjenigen, der durch den Geiſer der Menschen, die man die Religiösen von Profession nennt, aus seiner natürlichen Laufbahn gerissen wurde, dich vor jeder Berührung mit ihnen fern hieltest, schon um des äußern Anstandes willen; aber dein Gefühl sollte dir noch mehr sagen: ein innerlicher Abscheu sollte dich von dem Geschnieße wegstreiben, das mit seiner und durch seine Religion der einzige Hemmschuh der modernen Zeit ist, die nur dann in Lauf kommen und ihre Herrlichkeit entfalten kann, wenn dieses verknöcherte Religionsgebäude, aus dem das verknöcherte Staatsgebäude herauswuchs, zurückgebrängt und beseitigt ist."

"O Robert! ich hoffe, jene herrliche Zeit nicht zu erleben; mir graut vor den Anzeichen, die sie vorbereiten zu wollen scheinen —"

"Ja, für dich möchte sie herbe werden," sagte der Gatte spottend, "du mußt ihr aus dem Wege gehn!"

"Hätt' ich mein Kind nicht, wie gern wollt' ich sterben," erwiderte Elisabet, indem ihre Thränen ausbrachen, — "die Welt ist nicht schön, reizt mich nicht! Es grinsen mich oft statt der Menschen Larden an."

"O weh, ist es so weit mit dir gekommen? dann hat wahrlich der Wahnsinn, dessen ich vorhin im Scherz

gedachte, schon alles Ernstes bei dir angesezt! Die Religion macht dich auch zur Wahnsinnigen."

"Vielleicht! — vielleicht auch sonst etwas," sagte Elisabeth hastig zur Thüre hinausgehend.

Unser Philosoph, um sich oder seiner Frau zu beweisen, daß man dennoch mit Weisheit und Mäßigkeit Gaben spenden könne, ließ sich mehrmals mit Bettlern in nähere Erörterungen ein. Wir fühlen uns gedrungen, einige der Gespräche zu geben:

Philosoph: „Wer seid ihr?"

Arbeiter: „Ein armer Arbeiter, Herr! Aber ich habe sechs Kinder, und es ist mir unmöglich, das Brod für sie aufzutreiben."

„Ihr seht unordentlich aus und riecht nach Branntwein; euch ist nicht zu helfen, wenn ihr nicht das Schnaps-trinken aufgibt."

„O Herr, ich trinke nicht! Nur ein Freund hat mir ein Schlückchen mitgetheilt, das ist alles. Ich habe noch gar nichts gegessen, nun hat es mir den Magen erwärmt."

„Ihr verfinst zum Thier durch das Schnaps-trinken, büßt eure Menschenwürde gänzlich ein, und ein elender Tod wird das Ende eures elenden Lebens sein."

„O Herr, es ist noch nicht so gefährlich, ich habe zu wenig Geld, um mich todt zu trinken."

Robert mußte lachen und sagte: „Also wenn ihr Geld genug hättet, würdet ihr alles an den Schnaps wenden?"

„Nein Herr, nicht für mich allein, ich gäh' auch meinen Kleinen davon.“

„Trinken diese auch schon?“

„Das will ich meinen! Es ist ja oft unsere einzige Nahrung.“

„Aber das ruinirt ja die Kinder gänzlich! — Holt ihr nicht täglich Suppe in der Suppenanstalt?“

„Die Kinder holen, aber das reicht nicht für Alle, und — ich kann sie nicht vertragen.“

„So weit seid ihr schon ruinirt, daß ihr nicht mehr Suppe vertragen könnt? Es ist Sünde, euch einen Kreuzer zu geben, weil ihr ihn nur durch die Gurgel jagt!“

„Aber Herr! ich muß doch leben!“ rief der Lump ängstlich.

„Aber nicht von Schnaps; von Brod und Suppe sollt ihr leben!“

„O da ist gar keine Freude dahinter! Das Leben ist ja so armselig; wenn ich den Schnaps nicht mehr hätte, wär's nicht mehr der Rede werth!“

„Lebt ihr denn von ihm ganz allein?“

„Leider nicht! aber wenn ich Schnaps habe, bin ich fidel und vergesse alles Elend, — habe ich keinen, so werde ich grimmig, und könnte euch Reiche alle umbringen. Ja, denke ich dann: ist es nicht die größte Ungerechtigkeit, daß die Güter in der Welt so ungleich vertheilt sind, daß diese es so gut haben, und wir Arme haben nichts?“

„Ihr werdet selbst schuld sein, daß ihr nichts habt!“

„Mein Herr!“ schrie der Andere wild, „ich habe nie etwas gehabt, und wo nichts ist, da kann das Nichts sich nicht vermehren.“

„Ei! schon Mancher ist aus Armuth zu Besitz gekommen, wenn er fleißig war und das Seinige zusammenhielt. Aber der Schnaps ist euer Elend.“

„Mein Herr! der ist mein einziges Glück, und für die Reichen ist es das einzige Mittel, uns Arme noch zufrieden zu stellen, daß sie uns alle Tage so viel von ihrem Reichthum abwerfen, als nothwendig ist, um uns unsere Armuth vergessen zu machen.“

„Bedenkt ihr aber nicht, daß es da mit der Welt immer schlimmer kommt; denn eure Kinder, die so früh anfangen, werden, durch das böse Beispiel verführt, den Vater wo möglich noch überbieten; was soll da am Ende aus der Menschheit werden?“

„Ja Herr, das ist mir einerlei, was aus der Menschheit wird, wenn nur ich alle Tage meines Leibes Nothdurft habe.“

„Ihr seid ein elender Mensch, und wenn ihr euch nicht bekehrt, so werdet ihr immer elender.“

„Bekehrt? — Herr! reden Sie denn auch so?“

„Ja? warum soll ich nicht? — Ihr habt es nothwendig!“

„Nun Gott straf' mich, ich habe gemeint, Sie seien ein freisinniger Mann! vom Bekehren schwägen ja aber nur die Pietisten.“

„Haben sie diese Forderung auch schon an euch gestellt?“

„Ja, schon oft genug, und haben mir vorgeleiert, wie ich in die Hölle läme und verloren wäre, und habe sollen in die Kirche gehn und die Augen vertreiben und seufzen und keinen Schnaps mehr trinken, und da haben sie mir versprochen, mir zu helfen. — Nun ich hab's probirt, aber es ging nicht; die Heuchelei kam an Tag, und da hab' ich auch dem Geschmeiß den Abschied gegeben, weil ich wohl weiß, daß ihre Hölle nur Schnidschnack ist.“

„Aber die Hölle habt ihr in euch.“

„Ja, die Hölle haben wir alle Tage, ich und mein Weib, wenn's kein Brod und kein Geld und keinen Branntwein giebt. Darum Herr! helfen Sie uns in den Himmel für heute, Sie spüren's ja nicht!“

Und unser Held mußte lachen und fand das Begehren nicht so unbillig; er gab so viel, daß die ganze Familie für heute in den Himmel kommen konnte. Er gab dem Mann nur als Lehre mit, er solle gute Volkschriften lesen, sich an einen Arbeiterverein anschließen u. s. f.

Der Mann machte einen Krachfuß und rühmte in der Branntweinschenke den Herrn hoch als einen freisinnigen Mann.

Unser Held besann sich nachher lange: wie wäre solchen Leuten noch zu helfen? — Aber er mußte kein Mittel; denn daß die Kraft der Moral hier nicht mehr wirken könne, das war ihm deutlich genug. Aber darum mußte er wieder rufen: „Bildung! Bildung! öffentliche Meinung und Respekt vor ihr: das ist der einzige Heiland, der der Welt noch helfen kann! Und mit der Jugend muß man anfangen.“

Eines Tages führte Robert einen jungen Mann in sein Haus ein, der unmittelbar aus der Schweiz kommt, durch seine Erzählungen von den dortigen Zuständen das Interesse unseres Philosophen im höchsten Grade angeregt hatte. Robert stellte ihn seiner Frau vor als einen Herrn Siegmund Majer, wie er ihn nennen gehört hatte; der junge Mann aber erklärte, daß sein eigentlicher Name S. Wolf sei; sein Vater, der Redakteur des Volksblattes, habe seine Rückkunft gewünscht, aber jeglicher Dienstleistung von seiner Seite müßte die Anerkennung des Vaters als seinen Sohn vorangehen. — Elisabeth wurde bleich, sie betrachtete den Menschen näher. Er hatte etwas über mittlere Größe, eine breite Nase, ziemlich großen, aber doch nicht unangenehmen Mund und lede feurige Augen. Eine hohe Brust und ein weiter Bierhals gaben jetzt seinem ganzen Wesen den Ausdruck von Gedrungenheit und Kraft, vielleicht in spätern Jahren konnte dieser Hals auch für seinen Inhaber beschwerlich werden.

Das war nun also Siegmund Wolf, der Elisabeth in Gedanken schon so viel zu schaffen gemacht hatte! Sie fragte ihn, ob er jetzt hier zu bleiben gedächte? — Er antwortete: „Theilweise. Ich habe sehr viele Verbindungen auch im Auslande, und die Gestaltungen in der politischen Welt nehmen den Freund der Menschheit jetzt so sehr in Anspruch, daß das ruhige, behagliche, patriarchalische Leben der früheren Zeiten, da man sich häuslich niederließ, um nie wieder aufzustehn, wohl nicht mehr möglich ist. Die jüngere Welt wird bei den so unendlich erleichterten Verkehrsmitteln mehr oder weniger eine reisende werden.“

Er erzählte nun mit gewandter Zunge mancherlei von seinen Reisen, Unschultiges, Wispiges, Naives, — er wußte zu fesseln, und unser Philosoph war ganz von ihm eingenommen. Er fragte ihn um seine Beschäftigungen, und der junge Mann bekannte, daß sie vielfach getheilt seien. Er wolle sich zwar jezt des Volksblattes seines Vaters etwas mehr annehmen; seinen Hauptstich schlage er aber in der Residenz auf.

Elisabet fragte ihn, ob er schon lange nicht mehr hier gewesen sei? Er warf leicht hin: „Im vorigen Herbst.“ — Ob er den Tod seiner Schwester Klotilde nicht auch bedauert hätte?

„Doch! Warum nicht? — Ich hörte aber erst sehr spät davon. Wer hätte das gedacht! das herrliche, blühende Mädchen!“

„Es war auch etwas Räthselhaftes in ihrer Krankheit und in ihrem Tod.“ — Elisabet sagte das mit klopfendem Herzen, aber sie wagte doch, den Avanturier dabei anzusehen.

Ein schneller fragender Blick traf sie, aber der Blick dünkte ihr zugleich so drohend, daß sie bereits das Auge verschüchtert gesenkt hatte, als er ruhig fragte: „Weßhalb? Ich hörte, daß der unvorsichtige Genuß einiger Getränke in der Hipe ihr den Tod zugezogen, und dies ist doch wohl natürlich genug.“

„Ella war von dem Tode der Schwester tief betroffen,“ sagte Elisabet wieder nach einer nachdenklichen Pause. Und wieder sah sie ihn an.

Er fragte hastig: „Wo ist das arme Kind? Sie dauert mich, sie muß viel leiden in diesem Hause.“

„Mlotilde haßte sie, und auch in Ella wurde der Haß gegen Mlotilde genährt.“

Ein Blich aus Siegmund's Auge traf sie, und er sagte: „Der Haß wird sich wohl aus Mlotilden's Haß von selbst genährt haben, er war natürlich genug. Ist sie noch in dem Hause?“

Robert erwiderte, man habe sie wieder auf's Land gethan.

„Wahrscheinlich,“ fiel Siegmund ein, „um die seine Nase des Herrn Edgar nicht zu beleidigen.“

Elisabet war in Brüten versunken. Die Vorstellung, daß dieser Mensch, wenn es sich also verhielte, wie sie fürchtete, wenn er Verdacht schöpfte, daß sie um das Geheimniß wüßte, auch dieses Kind, ja vielleicht sie selbst mit leichter Mühe und leichtem Muth bei Seite schaffen könnte, ängstigte sie nicht wenig. — Robert verhandelte in ruhig fortlaufendem Gespräch mit ihm über die Verhältnisse des Hauses. Von der Gattin seines Vaters sprach Siegmund nicht; seines Bruders aber gedachte er in spasshafter, spottender Weise, und war der Ansicht, seine harmonische Ausbildung und seine Tänzerinnen würden ihn wohl so leicht machen, daß die neue Zeit, wenn sie einst anbreche, ihn mit ihrem Wirbelwind erfassen und fortwehen werde.

Robert fragte nach dem Verhältniß, in dem er zu seinem Bruder stünde; er erwiderte, daß er in gar keinem Verhältniß zu ihm stehe; die wenige Zeit, die sie äußerlich zusammen verlebt, habe sie innerlich nicht zusammengebracht: Edgar poche ihm gegenüber auf seine gesepliche, rechtmäßige Geburt, auf sein Recht an's Pa-

terhand, — er aber rühme sich eben seiner freien Geburt, seiner rechtlosen Existenz im alten polizeilich-christlichen Feudalstaat; diese Geburt nöthige ihn, das Recht seiner Existenz im allgemeinen Menschenrecht zu suchen, und er mache es zur Aufgabe seines Lebens, dieses Recht zur allgemeinen Anerkennung in der Welt zu bringen.

„Aber,“ fragte Elisabet hastig, „nöthigt uns nicht dieses allgemeine Menschenrecht, dieses Recht der Existenz auch an allen Andern anzuerkennen und zu ehren?“

„Wer bestreitet dies?“ fragte Siegmund, sein dunkel-blickendes Auge fest auf die Fragende richtend.

Elisabet, von Neuem erschreckt, sagte hocherglühend auf die Frage ihres Vatten nach der Ursache dieser Aeußerung: „Ich weiß nicht, — die Parteien in der Welt stellen sich in neuester Zeit mit einer Heftigkeit einander gegenüber, und führen eine Sprache, bei der uns bange wird, ob nicht bald ein gegenseitiger Vernichtungskampf ausbrechen werde.“

„O!“ rief Siegmund, „und daß er doch schon ausgebrochen wäre! Das ist ja eben die Ursache, warum der große Weltkampf sich vorbereiten muß, weil dieses allgemeine Menschenrecht, das Recht der Existenz, von den bevorzugten Klassen der Gesellschaft geläugnet wird! Das ist immer ein sicheres Anzeichen innerer Fäulniß, wenn in einer Weltperiode die Gegensätze von Besitz und Nichtbesitz, von Recht und Rechtlosigkeit sich so grell gegenüberstehn, wie es gegenwärtig wieder der Fall ist, wo wenige Bevorzugte die Früchte genießen, die von Massen von Recht- und Besitzlosen gepflanzt werden müssen, wo die Staaten auf lauter hohlen Theorien aufgebaut, einen

Siebel haben, der seine Festigkeit dem albernen Glauben an die allhergebrachte Gültigkeit dieser hohlen Theorien verankert. Aber darum müssen nun solche Zeiten kommen, wie die gegenwärtige, die die Mißverhältnisse in der menschlichen Gesellschaft bis zu den schreiendsten Gegensätzen steigern; die faulen Bäuche der Reichen und Vornehmen müssen dem hungernden, nach Brod schreienden Volke näher gerückt werden, und da sie von ihren Vorrechten natürlich nichts abgeben wollen, so muß der Gegensatz am Ende unleidlich werden und den naturgemäßen Ausbruch nehmen; denn dem einen Rechte gegenüber muß sich das andere stellen und die Anerkennung erzwingen, wenn sie ihm nicht freiwillig eingeräumt wird."

"Ich bin auch der Meinung," sagte der Philosoph ruhig, „daß die Gegensätze zu grell sind, aber auf gewaltsamem Wege wird nichts gewonnen, und nur Unheil angerichtet. Alle Zeiten haben das gelehrt; darum sollte auf dem Wege ruhiger Reform das Bessere angestrebt werden."

"Gewiß, der Meinung bin ich auch, wenn ruhige Reform möglich ist, aber ob sie möglich ist? — Sie werden doch nicht glauben, daß Adel und Geistlichkeit, diese zwei Hauptblutigel der Menschheit —"

"Sind die Advokaten keine solche Blutigel?" warf Elisabeth schnell ein.

"Wenigstens vertheidigen sie das Recht der Menschheit," erwiderte Siegmund, — „aber die Andern zehren nur, ohne derselben irgend einen wirklichen Nutzen zu bringen, und eben deshalb halten sie mit der Wuth des Fanatismus ihre Vorrechte fest. Darum wird auch jetzt

allenthalben in der Welt gegen diese lezten Pfeiler des Heutalters am stärksten bombardirt, und bald, — eher als man glaubt, möchte die Zeit kommen, da sie stürzen.“

Elisabet ging, nach ihrem Kinde zu sehen, wahrscheinlich um diesem Gespräche zu entgehn, und Robert erinnerte den jungen Mann, dergleichen vor seiner Gattin nicht weiter zu berühren; sie sei ein Weib, und ängstige sich über die Wirkungen, die solche Weltstürme im Großen auch auf ihr kleines Hauswesen ausüben könnten. (Robert hatte nach ruhiger Ueberlegung seine neuliche Festigkeit selbst wieder desavouirt, und sich vorgenommen, des schwachen Weibes besser zu schonen.)

Siegmund lachte und sagte: „Mich wundert, daß Sie sich eine solche Gattin zichen. Sie scheint sonderbare Grillen im Kopfe zu haben.“

Elisabet kam mit dem Kinde. Es streckte seinem Vater die Armechen entgegen, und Robert nahm dasselbe entzückt in seine Arme, und schaukelte es auf seinen Knien. Der Kleine lachte hell auf.

„Dies Kind führt mich wie im Traum mit meinen Gedanken nach Italien,“ sagte der junge Wolf.

„In wiefern nach Italien? fragte Robert.

„In Bergamo traf ich einen schönen jungen Adlichen, mit dem es Aehnlichkeit hat.“

„Wie hieß er?“

„Ich erfuhr zufällig, daß er ein Freiherr von Schussen sei; er kam dort mit einem Maler aus Rom zusammen, der ihn auf seine Güter begleiten sollte.“

Robert schaute nach Elisabet hin, es kam ihm nun wie im Traum auch ein Gedanke. — Elisabet aber stand

abgewandt am Fenster; er sah also die tiefe Bluth ihres Angesichts zum Glüd nicht.

„Wo hatte der Adelige diese Güter?“

„Ich weiß nicht.“

„Wie sah der Maler aus?“

„Ein großer schöner Mann.“

„Wie sah der Freiherr aus?“

„Sehr hübsch. Sie dürfen sich gratuliren, wenn ihr Junge da einmal so schön wird.“

Robert lächelte. „War der Freiherr betrübt?“

„Nicht daß ich wüßte. Es war, wenn ich nicht irre, von einer Hochzeit die Rede, die zu Stande kommen oder nicht zu Stande kommen sollte, und von einer Cousine. Sie sprachen halb leise. Nachher fragte er mich um mein Vaterland, und als ich es zufällig nannte, — es war wirklich Zufall, denn selten gab ich auf meinen Reisen Unbekannten meinen Namen und mein Vaterland an, — so sagte er: Ein liebes Ländchen! es herbergt einen Schatz! Grüßen Sie mir das Ländchen.“

„Nicht auch den Schatz?“ fragte Robert lachend.

„Wahrscheinlich sollte er mit begrüßt sein, — doch warum lachen Sie? Kennen Sie den jungen Mann?“

„Weiß nicht; — war er ihnen als Adelticher nicht zuwider?“

„Er that nicht adeltich, war mit seinem Maler so herzlich, daß mir das gefiel.“

Unserem Philosophen wurde das Herz warm. Er herzte sein Kind und betrachtete es aufmerksamer, während der Andere sich wieder in politischen Gesprächen verlor, und Elisabeth zur Thüre hinausging. Robert fand

auch einige Aehnlichkeit, und fand dieselbe ziemlich natürlich, da er ja wohl wußte, wie es in den Gemüthern um selbige Zeit ausgesehen hatte. Auch erinnerte er sich jenes Kindes in den Wahlverwandtschaften, und gestand sich mit einem heimlichen Seufzer, daß allerdings in ihren damaligen Verhältnissen auch eine gewisse Unstetlichkeit stattgehabt hatte.

Am Abend, als er mit seiner Frau allein war, sagte er: „Nun weiß ich den Namen.“

„Robert, sprich nicht von ihm!“ sagte Elisabet, und fiel ihm schluchzend um den Hals. Er suchte sie zu beruhigen; Elisabet war dankbar, zärtlich, weich, aber sie erwähnte nie mit einer Sylbe des Malers oder der Aehnlichkeit ihres Kindes mit ihm; ein tiefes Schaamgefühl schien ihre Zunge zu fesseln, und Robert ehrte ihre Schweigsamkeit, und berührte seinerseits die Aehnlichkeit auch nicht mehr.

Zehntes Capitel.

Seit der Anwesenheit des jungen Siegmund in Pederburg schien auch hier der Geist der liberalen Bürgerschaft viel lecker, wilder, raisonnirender zu werden: in den Clubs wurden feurige Reden gehalten, die schlimmen Zeiten, die so sehr auf die Völker drückten, wurden in der gänzlich verkehrten Gliederung der gesellschaftlichen Stände, in den unnützen Beamtenheeren, in dem Verschlingen der ungeheuren Summen des Ungethüms, das Staat heißt, gesucht, und da ja sogar in aller Lüge einige Wahrheit steckt, warum nicht um so viel mehr in den glänzenden Beweisführungen der Advokaten, die das Gausle in den Zuständen so recht an's Licht zu ziehen wußten, um das Joch dadurch, daß sie es als ein unerträgliches darstellten, auch wirklich unerträglich zu machen, und auf den Untergang des alten Regime's ihre Herrschaft aufzupflanzen, welche die goldene Zeit herauf führen sollte. Die Geistlichkeit, die zu Ordnung, Unterwürfigkeit und Genügsamkeit aufforderte, wurde mehr als je lächerlich; ja die Schädlichkeit ihrer veralteten Dogmen, die Unmöglichkeit, ein freies Volk zu erziehen, so lange solche Lehren noch gepredigt würden, wurde in's hellste Licht gestellt, und auch unser Robert konnte sich den Einflüssen dieses beweg-

teren, ledernen, aufrührerischen Geistes nicht ganz entziehen. Er hatte sich zu einer Brochüre herbeigelassen, die auf allgemein faßliche Weise die Grundzüge der Religion der Zukunft, die auf reine Humanität gegründet, im neuen Staatsleben ihre Verwirklichung finden sollte, darstellte. Der Advokat Wolf hatte sie mit mehreren anderen, noch praktischeren Brochüren drucken lassen, — wohl mit von jenem Gelde, das Elisabeth's Generosität ihm in die Hände gespielt, und das er aus Großmuth oder Schaamgefühl nicht für sich hatte verwenden wollen. — Warum Robert aber nicht zu eigentlichen thätlichen Griffen in das auch ihm ja längst als verrostet erscheinende Staats- und Gesellschaftsgebäude fortgerissen wurde, das machte theils der tiefere Blick und ein gewisser ästhetischer bon-sens, theils der Einfluß seines Weibes, theils auch allerhand Erfahrungen, die ihm eine völlige Freigebung der entfesselten Leidenschaften doch nicht als ganz wünschenswerth erscheinen ließen.

Wir müssen hier noch eines Vittgesuches gedenken, das ihm u. A. gestellt wurde.

Ein Bauer aus einem der nächst liegenden Dörfer trat mit tiefem Compliment ein, musterte unsern Helden erst mit neugierigen Augen, dann redete er ihn also an:

„Herr Doctor, ich komme zu Ihnen, um mir helfen zu lassen.“

„Helfen? — sehr schmeichelhaft. Von welchem Uebel?“

„Von dem Uebel der Armuth.“

„Und wie soll ich da helfen?“

„Ich hab' mir sagen lassen, Sie lassen sich Seelen verschreiben.“

„Seelen verschreiben? — was für Seelen?“

„Solche, die den Glauben abschwören wollen, und dafür geben Sie Glüd und Reichthum.“

„Ha! ha! haltet ihr mich für den Gott-sei-bei-uns? Wer hat euch solche Märchen von mir beigebracht?“

„Ja Herr! es wird doch wahr sein! — und Sie dürfen mir ledlich glauben, ich fall' gewiß nicht in den alten Glauben zurück!“

„Nicht? habt ihr euch schon so weit davon entfernt?“

„Ja, ich bin so weit geschickt geworden. Man hat mich in der Schule ein Sprüchlein gelehrt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes u. s. w., aber das ist all nichts. Das Reich Gottes kann man ja nicht essen und trinken, man sieht's auch nicht, und bringt auch kein Brod in's Haus. Was Brod bringt, das weiß ich wohl. — ganz allein der Mist: der bringt Brod und Glüd und Segen. Jetzt aber, — ja nicht lachen, Herr, die Sache ist ernsthaft! — Mist kriegt man nur, wenn man Vieh halten kann, Vieh halten aber, das kostet Geld, und Geld hab' ich keins. An Geldern hätt' ich nicht eben Mangel, aber sie sind schlecht und tragen nicht, und der Jude, der mir die Kuh und das Ochselein auf Vorges gab, hat sie jetzt auch geholt, so daß ich die Felder nicht mehr bauen kann. Nun hab' ich an Allem 'rumgerathen, das Sprüchlein vom Reiche Gottes ist mir eingefallen, — ich weiß nicht, ob mir's ein böser Geist in den Weg geworfen hat, — und da hab' ich eben recht gemerkt, daß das Sprüchlein lügt; denn ich hab' das Reich Gottes noch nie gesehen, und bin doch auch schon manchmal in der Kirch' gewesen; weil ich mich aber dort nur hab' ver-

zürnen müssen, so bin ich am Ende drauß geblieben. — Und es ist ewig nicht wahr, daß das Beten reich macht, daß dann Alles von selber in's Maul fällt. — Wie nun der Jud' die Ruh geholt hat, da bin ich böß geworden und hab' gesagt: wenn nur Einer käm', der mir helfen wollte, und wenn's der Teufel selber wär', ich verschriek' ihm meine Seel'! — Schau, da ist Einer vorbeigegangen und hat gesagt: geh' nur in die Stadt zum Doctor Schärtel, der ist ein ganzer Mann, er kauft dir deine Seel' ab und giebt dir Geld dafür, so viel du bedarfst. — Ei, fragt' ich, und wozu meine Seel'? nützt ihm die was? — Nein, sagt' der Mann, er hat nur Freude dran, wenn Einer den Glauben abschwört. — Ei, denk' ich, der Teiger! (eine Redensart) das ist wohlfeil! Etwas abschwören, wo nichts nützt, und etwas Anderes dafür bekommen, wo viel nützt! — Da hab' ich mich denn so gleich aufgemacht."

"Wie aber?" rief unser Held halb belustigt, „fürchtet ihr euch nicht vor der Hölle?"

"Schauen Sie, ich kalkulir' so: ist's mit dem Beten nichts, und ist das Reich Gottes nicht wahr, und kann ich's nicht mit den Augen sehen und den Händen greifen, so ist auch die Hölle nicht wahr und werd' sie nie mit meinen Händen greifen müssen."

"Aber wißt ihr nicht, was in der Bibel steht? das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. — Wißt ihr nichts vom heiligen Geist?"

"Herr!" sagte der Bauer, erst das Maul aufsperrend und dann ungläubig lächelnd: „was soll das heißen

mit dem heiligen Geiſt? ich muß zuerſt eſſen und trinken, und wenn ich geſſen und trunken hab', dann hab' ich Friede und Freude. Von dem Andern will ich nichts."

"Woher habt ihr die Schmarre hier über's Geſicht?"

"Das iſt von der lezten Kirchweih, da ging's ein Biſſel wild zu im Wirthshaus."

"Hättet ihr nicht von dem Gelde, das ihr ſchon in's Wirthshaus getragen habt, ſchon manche Rub kaufen können?"

"Herr, das gehört zur Lebensfreude. Die Rub will ich mir lieber an der Seel' verdienen, als am Leibe abſparen."

"Wie aber, wenn dann die Rub gleich wieder vom Leibe aufgezehrt, d. h. an den Juden verſchachtelt wäre? — Ich kann euch ſo lange zu keiner Rub verheſſen, bis ihr mir vom Pfarramt ein Zeugniß bringt, daß ihr kein Säufer und kein Rauſer, ſondern ein geordneter Mann ſeid."

"Ei ja doch! das giebt mir der Pfarrer nicht, weil ich kein Pietiſt bin! Ich bin ja von Kornſtett, und der Pfarrer iſt ein Pietiſt."

"Na, das Geſchmeiße!" murmelte der Philoſoph. — "So laßt's euch vom Schultheiß geben, dann will ich für euch ſammeln."

"Aber ich geb' ja ſelbſt meine Unterſchrift!" rief der Bauer halb unwillig; "auch kann ich Ihnen zu Zeugen noch ein paar Kameraden bringen —"

"Die auch ihre Seelen verkaufen wollen! — geht! geht! ich will mich nach euch erkundigen, glaube aber, daß die Antwort erklärend machen wird, warum es euch am

Miß und Segen fehlt. Ich habe keine Freude an unsittlichen Menschen.“ Und unser Philosoph sprach viel von Sittlichkeit.

„Herr!“ sagte der Bauer jetzt trozig, „ich weiß, daß Sie gegen den alten Glauben geschrieben haben. Ich halt' nun nichts auf den Glauben und glaub' nicht an Himmel und Hölle, aber an die Glückseligkeit glaub' ich, und wenn Sie uns beweisen, daß es mit Himmel und Hölle nichts ist, so müssen Sie uns wenigstens dazu verhelfen, daß wir den Himmel auf der Erde finden können. Sie dürfen uns nicht dort nehmen und hier stecken lassen. Ihre Sittlichkeit ist doch nichts.“

Das war eine neue Sprache. Unsern Philosophen durchfuhr sogar plötzlich ein Gedanke, als möchte dies gar ein verummter Gläubiger, d. h. ein Pietist, oder ein von den Pietisten Gehepter sein; er wollte denselben scheltend zur Thüre hinaus drehen; plötzlich jedoch zog der Mensch ein Messer und sagte entschlossen: „Wenn Sie schreien, so stoß ich zu; wenn Sie sich aber gutwillig zu Bezahlung von (er nannte eine kleine Summe) verstehen, so will ich mich ohne Rumor entfernen; denn wenn ich auch von wegen der Unterschrift betrogen bin, so will ich doch den Weg nicht umsonst gemacht haben.“

Unser Held sah den Kerl groß an, und wäre er ein Bulwerscher Held gewesen, so hätte die Majestät seines Blickes den Gauner zerschmettern müssen; aber so war er leider — zwar auch ein Bücherheld, aber doch kein Bücher-, sondern nur ein natürlicher Held, und der Gauner, der leblich größer und stärker war, verstand die Majestät der Gottheit, die aus Büchern kommt, nicht, er sah entschlossen

und drohend genug aus, und es trat jetzt deutlich hervor, daß er ein Käufer von Profession sein mußte; er hielt sein Messer dem Philosophen auf die Brust, und dieser stand wehrlos ihm gegenüber. Was thun? — Er besann sich plötzlich, daß der Kerl gewissermaßen doch auch so Unrecht nicht habe, wenn er für die verlorene Hoffnung auf einen glänzenden Teufelsbund eine kleine Entschädigung verlange, die ihm vielleicht aus einer Noth helfen konnte. Und da der Gedanke, daß er ein verummter Pictist sein möchte, ihm jetzt nicht mehr wahrscheinlich schien, so gab er die kleine Summe mit einer Art lustigen Muthes und fügte einige gute Ermahnungen dazu, die der nun wieder ganz freundlich gewordene Gauner gern mit dem Gelde einstrich.

Nachher besann sich unser Held, ob er ihn nicht sollte geschwinde auf der Polizei anzeigen, aber diesen Einfall wieder verwerfend, begnügte er sich, beim Schultheissenamt jenes Ortes anzufragen, ob der Mensch ein Hülfbedürftiger sei, und ihn dem genannten Amte zu sittlicher Ueberwachung und leiblicher Hülfeleistung zu empfehlen.

Auch Elisabeth machte ihre Erfahrungen mit dem Volke und gerieth unter den Einfluß der im Volksbewußtsein liegenden Macht. — Ihre Wahlverwandtschaft aber lag nun schon nach der entgegengesetzten Seite.

Sie war durch ihren Wohlthätigkeitspleen u. A. auch mit der Gattin jenes Schmiedes in einige Berührung gekommen. Diese hatte der jungen Frau ihre Leiden geklagt, hatte ihr erzählt, wie die Ausschweifungen des

Mannes das hübsche Vermögen, das sie ihm zugebracht, sammt dem seinigen nach und nach aufgezehrt hätten; sie hatte ihr bekannt, wie sie freilich auch nicht immer vom Geist der Sanftmuth in ihren Ermahnungen sich habe leiten lassen; „ich meinte, es müsse biegen oder brechen, aber freilich wurde ich da mit Schreden inne, daß ehe ein Eichstamm zu biegen wäre, als eines harten Mannes Herz. Oft schon hat er mir mit dem Tode gedroht, und ich gebe keinen Abend zu Bette, ohne meine Seele auf Leben und Tod meinem Herrn zu befehlen. Er sagt, es sei jezt aus mit der Religion, der Mensch sei jezt frei, habe nur noch den Gott in ihm selber zu fragen, und wenn man sterbe, so sei man wie ein Dohse, der auf das Hirn geschlagen werde. Dann klage deinem Gott, lachte er mir mit Zähnefletschen entgegen, als ich ihn erinnerte, es gebe noch eine ewige Gerechtigkeit, und auch der zeitlichen werde er nicht entgehn. Die zeitliche fürchtet er aber nicht, er sagt, dieser wolle er schon entwischn, und wenn sie ihn auch treffe, das sei all eins, er fürchte sie nicht, das Glück der Rache sei doch das Schönste.“

Elisabet schauderte. „Wenn es aber so steht und wenn Sie doch nichts mit ihm ausrichten, warum schweigen Sie nicht lieber, tragen in Stille und Geduld das nicht zu Aendernde, und halten sich um so fester im Gebet an Ihren Gott?“

„Ach, wenn ich nur ungestört meinem Gott anhängen dürfte,“ sagte das Weib in Thränen; „aber wenn ich in die Kirche will, so duldet er's nicht, will ich zu Hause beten oder eine Predigt lesen, so wüthet er wie Saten und sagt, er wolle den Teufel nicht in seinem Hause an-

beten lassen. Er kommt mir oft wie besessen vor; schon oft sagte er: wenn er einmal ganz gewiß wisse, daß es keine Hölle gebe, dann geschehe eine That."

"Und können Sie sich nicht von dem Unmenschen trennen?"

"Ich hab' keine Heimath, und es fiele mir schwer, mich durchzubringen, denn ich bin gebrechlich. Da denk' ich: ich will aushalten, so lange der Herr will. Früher hatt' ich auch immer noch Hoffnung auf seine endliche Bekehrung, manchmal schien doch wieder ein besserer Geist über ihn kommen zu wollen, ja einmal, als er recht nüchtern war, und ich ihm Vorstellungen machte und an den Tod erinnerte, und wie er dann müßte Rechenschaft geben vor Gott, der in seinem Wort so deutlich gesagt: „er lasse sich nicht spotten und wolle ein schneller Zeuge sein über alle Uebelthäter“ und „darnach komme gewißlich das Gericht,“ da zitterte der Mann und bat, ich solle für ihn beten. — Aber am Abend war wieder Alles verstoben, ja sein Ingrimm war nur um so größer, und in neuerer Zeit ist seinem Spotte gar nicht mehr beizukommen. Er sagt, er lasse sich's jezt von den Gelehrten beweisen, daß es nach dem Tode aus sei, — und nannte mir Ihren Vatten als den Mann, der das gewiß wüßte, und dem er mehr glaube, als meiner alten Bibel."

Elisabet war bleich; sie sagte: „Mein Vatte würde aber solch ein Treiben doch nicht billigen; er sagt, daß das Gewissen, der inwendige Mensch, die Sünden doch strafen müsse."

"Aber Sie werden doch nicht glauben, daß das auf einen groben, rohen Sünder Eindruck machen werde? Das

Gewissen ist bald eingeschläfert und was bleibt dann? — Wer recht bekannt ist mit der Verfinsterung der Heiden, die mit der Finsterniß in einem Sünderherzen so gar viel Aehnlichkeit hat, der kann sich darüber nicht mehr täuschen. — — Ei," sagte sie plötzlich, „es ist wirklich ein fremder Missionar in der Stadt, der einen Vortrag halten wird; — wollen Sie ihn nicht auch hören?“

„Aber können Sie das anhören, wenn Ihr Schmied Ihren kirchlichen Sinn so haßt? duldet er Ihr Kirchengehn?“

„Ich gehe heimlich. Es ist morgen Sonntag, ich habe nichts zu versäumen; auf Mittags drei Uhr in der Kirche ist's angesagt, — gehn Sie nicht auch?“ fragte das Weib freundlich.

„Aber Robert hat es nicht gern, er hat mir's untersagt," murmelte Elisabeth ängstlich vor sich hin, mehr im Selbstgespräch; doch das Weib hörte es und sagte: „Ach, das müssen Sie sich nicht untersagen lassen. Wenn Sie Freude am Worte Gottes finden, — und das kann uns ja allein in diesem leidenvollen Erdenleben trösten, — so gehn Sie ihm nach, wo Sie es hören können; ich lasse mich nur durch Gewalt abhalten, und manchmal halte ich List der Gewalt entgegen, und freue mich dann des Sieges.“

Die Frau ging. Und Elisabeth übergab am andern Nachmittage den Kleinen ihrem Mädchen und ging auch in die Kirche. Dort hörte sie aus dem berebten Munde eines Augenzeugen Vieles über die Religion der Indier und die außerordentlich gewandten Einwürfe der gelehrten

Brahmanen gegen das Christenthum; sie vernahm da Glaubenssätze, wie: das All ist Gott. Gott spricht aus mir, thut Alles in mir, Gott hat meine Sünden zu verantworten u.; — sie hörte mit Schauern die größten Tüge von der Versunkenheit des Heidenthums, und wie die Armen seufzen in dem Schlamm, und doch nicht daraus wollen noch können. Sie sah in diesem Heidenthum ein Bild der Christenheit, wie sie werden muß, wenn ihres Vatten Ansichten durchdringen und durch Generationen hindurch Geltung erlangen sollten. Der Mann auf der Kanzel bewies, daß dieses tief gesunkene Heidenthum ursprünglich auch edler gewesen sei, aber daß es, wie alles Heidenthum, welches nicht wie das Christenthum seine befruchtende Kraft aus der Verheißung nehmen könne, sinken müsse und thatsächlich immer tiefer gesunken sei. Er wies nach, wie in allen heidnischen Religionen eine Ahnung liege, daß sie einst überwunden werden würden, daß sie alle ihr goldenes Zeitalter rückwärts datirten, keine einzige die Verheißung für die Zukunft habe. Dann sprach er von den goldenen Verheißungen, die dem Christenthum gegeben seien, und ermahnte, fest zu halten und sich nicht irre machen zu lassen durch allen falschen Schein menschlicher Weisheit, die in unsern Tagen mächtig sei und sich noch mächtiger erheben werde, — aber einst in ihrer Richtigkeit vor aller Welt Augen werde aufgedeckt werden.

Das war eine andere Sprache, als Robert Schärtel von den ungebildeten Schülern vorausgesetzt hatte! Elisabeth war ganz Auge, ganz Ohr, ihre Brust hob sich hoch, sie sah jetzt mit klareren Augen, als sie je gesehen

hatte, und war heute fest, sicher, ruhig, still. — Wär' es doch nie wieder anders gekommen!

Sie war am Abend allein mit ihrem Kinde und selig in seinem Besitze. Hast du je schon eine Mutter mit ihrem Kinde beobachtet: das einzige, nicht auszudenkende Behagen, die Sehnsucht der Liebe und doch die vollste Befriedigung der Liebe? Wenn eine Mutter ihr Kind betrachtet, wenn sie seine kleinen Gliedchen einhüllt, seine Bedürfnisse befriedigt, durchbringt sie eben sowohl die Zufriedenheit mit der Gegenwart, als die Hoffnung auf die Zukunft; sie denkt sich, wie schön es sein wird, wenn diese Gliedchen einst groß sein werden, wenn sie selbst stehen und gehn können, — und doch wünscht sie zugleich immer dieses hülfbedürftige kleine Wesen um sich zu haben, um ihm die rührenden Dienste der aufopfernden Liebe erweisen zu können. — Doch Elisabeth wünschte sich ihr Kind nicht groß; sie freute sich, daß die Reise in die Höhe so langsam gehn sollte, sie hätte den Kleinen nur gar nie der Hülfbedürftigkeit und ihrer Pflege entwachsen lassen mögen. Und warum das? — Sie liebte überhaupt nicht, in die Zukunft zu schauen, die Zukunft drückte sie oft wie der Alp. Aber jetzt hatte sie ja Alles an ihrem Herzen. Sie wiegte das Kind, das leise athmend die Augen geschlossen hatte, auf ihrem Schooße und sang stille vor sich hin:

Schlaf, mein Kindlein, schlaf ein!
Dein wartet lieb Mütterlein.
Sie wiegte dich immer in süßen Schlaf,
Daß dich im Schlummer kein Unfall traf.
Das waltet die Mutterliebe.

Als das Kind schlief, zog sie einen Brief hervor, der ihr diesen Abend eingehändigt worden war. Er war von der verabschiedeten Gattin des Professor Fischmann. Diese erkundigte sich mit zärtlicher Theilnahme nach Elisabeth's Ergehn, ergoß sich in Klagen über ihr eigenes Geschick, sprach ihre Befürchtung aus, daß die Drohung des Professors, ihr ihren einzigen und letzten Schatz auch noch rauben zu wollen, wenn er das sechste Jahr überschritten hätte, sich nun wohl bald erfüllen könnte, um so mehr, da Madelaine's Kind gestorben sei. Sie schloß mit den Worten: „Ich mag die Sache drehen wie ich will, ich kann eben nie auf ein anderes Resultat kommen, als dasjenige, das ich früher einmal ausgesprochen habe: diese Leute drehen sich, weil sie im Glauben keinen festen Halt haben. Man hat keine Garantie für morgen; es ist Alles aufgelöst und kann sich schieben, wie es will. — Glaube nicht, daß ich damit Dir wehe thue, oder Deinen Gatten bei Dir verdächtigen wolle: ich weiß ja wohl, daß er einen ehrenfesten Sinn hat und Dich herzlich liebt. — Jedoch im tiefsten Grunde darfst Du auch auf ihn nicht bauen. Diese Leute haben keinen Gott, und das ist die Quelle alles Uebels. Laß nur Du Dir Deinen Gott nicht rauben! — Nur den Lebensanker nicht verlieren, mag dann auch über uns ergehen, was will!“ — — Unten erzählte Eslette noch von ihren Helden, ihrem Viehstande und von ihrem Knaben, der ein Bild der Gesundheit und sehr folgsam sei. — Um sie her aber wehe in neuerer Zeit mehr und mehr derselbe Geist, den auch ihr Gatte mit gepflanzt hätte; man höre sonderbare Reden, und sie glaube, daß es bald Krieg gebe.

Elisabet versteckte diesen Brief und blieb in Brüten verloren.

Es möchte hier vielleicht am Plage sein, wieder einmal einen Blick in Elisabet's Selbstbekenntniß zu thun, den einzigen Vertrauten ihres inneren Lebens. Zurückgehend greifen wir Folgendes

aus Elisabet's Tagebuch.

„Ich kann wirklich nicht begreifen, wie es künftig noch eine Poesie soll geben können; denn wenn die Beziehungen zu Gott aufhören, — und sie müssen aufhören, wenn das so fortgehn sollte, — wenn Jeder nur noch um sein Ich sich kümmert, wenn die Familie nicht mehr eine Gott geheiligte, vor Gott wandelnde ist, — wo sollen denn noch die edlen Eigenschaften keimen und sich groß ziehen? Wenn ein gefallenes Mädchen sich noch grämt, wird man sie nicht auelachen? — werden sie sich noch grämen, wenn es keine Schande mehr ist, zu fallen, wenn die Ehe nur noch Staatsanstalt ist? — Wird da Ötthe's Faust mit seinen wilden Schmerzen nicht zur Tollheit? ein Gegenstand des Mitleides und des Spottes? — Wird nicht alle Tragik künftiger Zeiten nur eine willkürliche, selbstgemachte sein, ohne Wahrheit, ohne Schärfe, ohne wirklichen Glauben an das Gefühl? Denn muß die kalte Dialektik nicht Alles wieder drehen können, ja Alles verdrängen, Alles auf die Spitze stellen, — heute auf die Füße, morgen auf den Kopf?

„Woher denn, — warum denn dieses Mißbehagen, diese Reibung und Unseligkeit? Kann ich denn nicht auch ruhig und behaglich fortleben, mich entweder befriedigen wie die Andern, das Göttliche nur im Menschlichen suchen, in den Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft, — oder mich um kein tieferes Interesse des Geistes und Herzens kümmern, wie Tausende um mich her thun? Soll ich denn nur auf der Welt sein, um mich zu ängstigen, alle krassen Widersprüche in mir durchzukämpfen und mich unaufhörlich herüber und hinüber ziehen zu lassen? Kann ich nicht auch jagen nach Genuß, mich sättigen und wieder hungrig werden, den Reiz der Freude leeren und hastig wieder füllen und abermals leeren? — — o, mein Herz zittert, — ich kenne ja wohl deine versuchungsvolle Sprache, du Herz, — o, es ist schrecklich! so oft ich mich ganz gewiß überzeuge, daß Robert Recht hat, kommt eine Angst über mich; — ist's Angst um verlorenes Leben, Neue um verlorenes Leben? — oder ist's Angst vor dem Tode? — O, fliehe solche Gedanken!

„Und weiß ich denn, ob es Jenen so wohl geht, die sich um nichts Höheres zu kümmern scheinen? ob der Gewissenswurm nicht auch in ihnen nagt, und sie sich nur in die Freuden stürzen, um ihm zu entfliehen? Was aber wird ihr Loos sein? — Nun, eben Unbehagen und am Ende geistiger Tod; — — aber das wollen und wünschen sie ja, dieser geistige Tod ist angenehm, sie wollen nichts vom geistlichen Leben. Ich aber soll nachjagen meinem Ideale, — was thut's aber im Ganzen, wenn ich es nicht erreiche? — Mein Lohn sollen geistige Güter

sein: Ruhe, Zufriedenheit! — habe ich denn Ruhe? habe ich Zufriedenheit? Ich soll in Gott aufgehen, — wer ist mein Gott, wenn er mit mir irrt, mich braucht, um vernünftig zu werden? — O, ich will meinen Gott nicht Weisheit lehren! Armer, armer Gott, wenn du die Menschen nothwendig hast zu deiner eigenen Weisheit, wenn du nicht hoch über ihnen stehst, sie nicht tragend aus Gnade und Erbarmen, sondern aus Nothdurst!

„O, ich könnte oft verzweifeln, wenn ich so recht tief grüble, daß mein Gott eine Idee sein soll, verflüchtigt über die ganze Welt, der noch nicht ist, was er sein möchte, so lange die Welt ihn nicht zu etwas gemacht hat, — der betteln geht bei seinen Kindern, und jetzt endlich aufathmet, weil ihm die großen Geister zum Bewußtsein verholfen haben! — O du großer Gott! ist es denn wahr, was diese von dir sagen? du wärest also eben so gut ein Nichts, als ein Etwas? wärest also ganz verloren, ausgegangen in der unendlichen Zerstreutheit? wärest nicht du selbst, wenn dir die Menschen nicht das Haupt auf den Rumpf gesetzt hätten? du wärest nicht der Fels, der fest und unerschütterlich steht, an den ich mich halten könnte in jeder Noth und Drangsal? der ernst und still auf mich hernieder schaut, und mir Vater sein will, gnädiger, erbarmungsvoller? der mich erretten will von allem Uebel und zu sich ziehen als sein liebes Kind? — Ist denn alles das nur Irrthum, Kinderwahn?

„— — Ja ja, sie sagen es nicht immer gerade heraus, sie geben ihm geschwind wieder eine Wendung,

die es wieder anders drehen soll, aber ich weiß ja doch längst, wie es gemeint ist. —

„Ein Mann sei er, der alte Gott? — O die argen Spötter! nein, Mann ist mein Gott keiner! hier, hier sehe mein Bekenntniß, was mein Gott sein und bleiben muß, was er mir bisher war: nicht etwas von seiner Welt Abgeschnittenes, — freilich im Himmel droben, aber doch zugleich bei mir, mir nahe, um mich, über mir, in mir, und doch etwas ganz fest in sich Bestehendes, über alle Zeit, über allen Raum hoch erhaben, unantastbar, heilig, unwandelbar. Ein lichter Punkt, der ewig stehn bleibt, der keinem Wechsel, keinem Werden unterworfen ist, der mich führt und leitet und behütet. — Und ein Angestcht hat er, aber kein äußerliches, sondern ein innerliches, das bei mir einkehrt, und doch außer und über mir ist. Ich weiß nicht, wie das kommt, aber daß es so ist und bleiben muß, das weiß ich.

„Selbst Göthe macht mir wieder bange, wenn ich an die Stelle seines Faust gerathe, wo sich Mephisto klüger und weiter sehend zeigt, als Gott. — Nun freilich, wer ihn als Person auf's Theater bringt, muß ihn in menschliche Schranken dämmen, und als Mensch kann er eben so wenig vorauswissend sein, als es Jener sein kann, der als flüssige Masse sich ausströmt, wieder zusammennimmt und sich weiter aufwärts rankt.

„O ja, sie helfen sich schön: man denke sich Gott allgegenwärtig, — aber allwissend?! — —

„Was mir doch jetzt Erzählungen von Unglücksfällen Grauen einflößen! da ist überall Fatum, todtes, kaltes,

unerbittliches! — sinnloses, sofern es nicht mit menschlichen Verbrechen in Verbindung steht. Wenn mich ein Blickstrahl trifft, nun ja, so hat das Erhabene der Substanz einen Geniestreich gemacht.

„O nein, o nein, es ist nicht so!

„Ach, welchen Frieden mir doch die Psalmen geben! Der Unglaube und der Zweifel war auch schon zu David's Zeiten mächtig. Aber „der das Ohr gemacht hat, sollte der nicht hören?“ Nein, dieses Ohr ist nicht aus der bewußtlos zum Höheren sich hinanringenden Natur herausgewachsen. Wenn auch ein tiefer, geheimnißvoller Sinn in der Verbindung der Creaturen unter sich, in ihrer natürlichen Entwicklung ist; — der Geist, der sie hervorgerufen, wußte, was er wollte, — das ging nicht aus dunklem Instinkt hervor.

„Wie würde es doch auch künftig in der Welt aussehen, wenn diese Ansichten allgemein unter dem Volke verbreitet würden! Wo wäre denn noch ein Heilmittel, ein Hülfsmittel nicht nur gegen die zahllosen groben Verbrechen, sondern gegen das feine Gift der weniger hervorstechenden Sünden? — Und womit wird man denn grobe Gemüther noch zügeln können, wenn es nicht die Furcht vor dem ernstlichen Strafgerichte Gottes ist? wenn sie wissen: es giebt für den Klugen, der der Gerechtigkeit aus dem Wege gehn kann, keine weitere Strafe für die Sünde, als ein bißchen Unbehagen, das man bald überwunden hat. Wie viel Gemüther werden da stark genug sein, um ein wenig Frieden willen das Böse, nach dem es sie gelüstet, zu unterlassen? — Ja, solche selbst, die das Gute festhalten, — aus welchen Motiven werden

sie ihre Kraft übernehmen? Aus einer feinen Selbstsucht, die sich durch alles Wollen und alles Thun hindurchzieht, die sich beredet, das Ich willig für das Allgemeine hinzugeben, der aber das Allgemeine doch nur wieder dienen soll für's Ich. O, wie wird da Jeder nur für sich sorgen, daß er erschnappe so viel als möglich von den Genüssen dieser Welt, daß ihm nichts entwiße, nichts entrinne, was er etwa erlangen zu können hofft! Und Jeder wird hoffen, Alles erlangen zu können!"

Elftes Capitel.

Wir führen unsere Leser in den Club der ehrsamten Bürger, den an diesem selben Sonntage Siegmund, unser altbekannter Falstaff und, um dieses Gastes willen, auch unser Philosoph Robert mit ihrer Gegenwart beehrten. Die zwei Letzteren saßen etwas beiseit, während Siegmund sich mit den nach und nach herankommenden Bürgern sehr angelegentlich unterhielt. Diese summten etwas rauschender, als früher wohl bei ihren Zusammenkünften der Fall gewesen war.

Falstaff war noch feister geworden, sein Gesicht röthter, und um die Nase wollte schon Kupferfarbe ansetzen, aber immer noch war er der Fidele, dem Alles einerlei war, — nur nicht seine Idee. — Die zwei Freunde unterhielten sich von der lieben Universitätsstadt, und Falstaff berichtete dem Philosophen, daß bei den untern Klassen der Bevölkerung jetzt fast durchweg ein viel freierer Geist herrsche als früher, daß sogar die Weiber ihre „weibliche Freiheit“ anzusprechen beginnen; auch die Bürger fangen an, über ihre eigentliche Bestimmung nachzudenken, und er sehe immer deutlicher im Geiste die Zeit heranrücken, da der alte Bau des Volksthumes seine Ketten schütteln und abwerfen werde. „Ich hab’

wader gearbeitet," fuhr er fort, „und wie ein Maulwurf gewühlt. — Doch wie steht es jetzt mit deiner politischen Gesinnung? immer noch so naiv unschuldig?"

„Nein," sagte unser Philosoph lachend, „so wie früher nicht mehr. Ich lebe zu tief in der schönen Welt der Griechen und Römer, um in unserm verdrückten Polizeistaat mich noch wohl zu befinden. Aber deiner Meinung bin ich darum doch immer noch nicht. Ich spreche in der Theorie dem Einzelnen die Berechtigung ab, ich kann also auch nicht leicht versucht sein, ihm praktisch alle Gewalt zuzuschreiben."

„Gut! — wenn aber der Wille des Einzelnen zum Gesamtwillen wird und plötzlich als unüberwindliche öffentliche Macht dasteht, — erkennst du sie dann an?"

„Ohne Zweifel, aber ich erwarte von dem erleuchteten Geiste der Neuzeit, daß er nicht in wildem Aufruhr sich zu seinem Rechte verhelfen werde, sondern auf naturgemäßen, gesetzlichem Wege."

„Wie? ist der Aufruhr nicht auch manchmal gesetzlich naturgemäß? Wollte sich doch der Herr Philosoph der Natur erinnern! Im Frühjahr kommen Stürme, und im Sommer Gewitter und Hagel, und im Herbst Stürme, und im Winter Schnee, und Alles ist gut und nothwendig naturgemäß."

„Gut! gut! ich laß dir ja deine Art."

„Und zum fait accompli machst du gute Miene. Du segelst dann mit weiter auf unsern Schultern."

„Ja, ihr seid meine Delphine." —

„Aber erst, wenn keine Gefahr mehr dabei ist?!"

Unser Held lachte und fragte nach Mabelaine und ihrem Gemahl.

„Was weiß ich?“ sagte Falstaff. — „Mabelaine ist wie immer groß in ihren eigenen Augen und sucht jezt mehr als je diese Größe auch vor aller Welt Augen zu entfalten.“

„Sie soll ja reisen für den Deutschkatholicismus. Hast du dich nie um diese große Angelegenheit bekümmert?“

„Ich bekümmere mich nie mehr um etwas Religionsmäßiges. Was bedarf's der Hirschanereien? Kein Vernünftiger kann sie mitmachen. Das einfache Regiren ist das Ehrenhafteste. — Auf Mabelaine's Mühle natürlich war das Wasser. Sie will nächstens nach Norddeutschland und eine großartige Vereinigung aller wissenden Frauen zu einer Akademie der weiblichen vernünftigen Religionswissenschaften bewerkstelligen. Ohne Zweifel wird sie Präsidentin werden.“

„Nun gut. Gönnen wir ihr die Ehre. — Was macht meine kleine Cousine Sannchen?“

„Weiß nicht. Das Schäschen ist nach und nach zum Schaf herangewachsen. Sie glaubte lange Zeit, der Maler würde wieder kommen, um sie wegen ihres Apfels zur Frau zu haben. Hoffentlich wird sie endlich von diesem Wahne geheilt sein.“

„Und was macht dein Liebchen: deine Marie? hat sie dir auch einen schönen Knaben gebracht?“

„Nein, es ist nur ein albernes, kleines Mädchen gekommen, und ich bin jezt um so mehr froh, daß ich um der kleinen Kröte willen nicht den dummen Streich ge-

macht, die Mutter vor das Ding, das man Altar heißt, zu führen. Dann hätte sie eben doch so ein Quasi-Recht, sich an mich zu hängen; so aber kann ich sie fortjagen, wenn sie mir's gar zu bunt macht."

"In wiefern zu bunt macht? das Mädchen war früher recht ehrbar, sie dauert mich immer noch, daß sie in deine Klauen fiel."

"Geh! geh! Sie sind Alle nichts! bei dieser kommt's auch jezt erst so recht an Tag. Sie wird immer plumper in Lug und Betrug; ihr Vater jagte sie fort, nun lebt sie von meinen Renten, ich weiß aber nicht, braucht sie wirklich so viel Geld, oder will sie mich nur um das Meinige bringen. Ich habe ihr schon oft die Thüre gewiesen, aber immer fängt mich die Hexe wieder."

"Sieh', hättest du sie geheirathet, so wäre sie dein ehrbares Weib und hielte dir das Deinige zusammen, statt daß sie dir's jezt verschleubert."

"Nein! nein! Dann wollte sie mich commandiren, mir meine Schoppen wehren, und glaubte, ein Recht dazu zu haben. Jezt muß sie mir doch noch gute Worte geben, wenn sie mein Geld mit den Wirthen theilen will."

"Wie lange wird das noch gehn, so hast du nichts mehr für die Wirthr, noch für die Dirne, noch für dich selbst."

"Bis dahin kommt die Republik, dann nehme ich das Geld, das ich schon an diese gerückt, mit Zinsen zurück. Es geht jezt nächstens los, — sind's bis jezt auch nur Brodtravalle; man darf kleine Anfänge nicht verachten."

„Darauf hin würde ich noch nicht vergeuden. Du könntest doppelt und dreifach betrogen sein.“

„Wer weiß! — Doch sage, wie steht's in deinem Hause? immer noch flott?“

„Warum denn nicht? deine Andeutungen damals haben sich als falsch ausgewiesen, die in meiner mißrathenen Ehe einen Entschuldigungsgrund für deine Abneigung gegen die Ehe finden wollten. Mein Weib ist heute noch so lieb und so brav und so schön und so treu, wie zur Zeit meiner Heirath.“

„Gut, wenn sie dir so erscheint.“

„Erscheint! Sie erscheint mir, wie sie ist.“

„Ja schau, es schwebt doch ein Dunkel über allen Mysterien — — und Allem nach, was ich höre, scheint dein Weib eine Eigenschaft bekommen zu haben, die ihre Bravheit und ihre Schönheit und ihre Treue noch mehr in Frage stellt, als ihre damalige Untreue.“

„Was soll das heißen?“

„Dein Weib soll eine Betschwester geworden sein.“

„Nah! Betschwester!“ rief Robert piquirt, — wohl deshalb, weil er das Wort zu wahr fand, und weil er die Schwierigkeit der Bestreitung fürchtete.

„Ja sich'! und wenn das wahr ist, so wollte ich lieber, sie wäre mit dem Maler durchgegangen, dann wäre doch was Rührendes an der Geschichte, man könnte sie noch lieben, — aber so kann man sie nicht mehr lieben.“

„Nun, du brauchst sie auch nicht mehr zu lieben. Sie hat genug an meiner Liebe, und diese ist nicht alterirt.“

„Also ist das Geschwäp doch wahr, und du lässest dein Frauchen die alten Kirchenstühle verrotzen und in Miß-

stundstündlein gehn und sich mit den Pietisten associiren?
— Du, der erleuchtete Philosoph?“

„In die Kirche mag sie gehn, wenn es ihr beliebt und —“

„Da, schäme dich, so wenig der Mann im Hause zu sein, so wenig Laft und Parteigeist zu haben! Schon um des Prinzips willen kann ja ein Mann von deinem Schlage das nicht dulden! Kann ein vernünftiger Mann in unsern Tagen keine Predigt mehr anhören, so soll auch keine vernünftige Frau mehr eine solche hören, — und nun gar das Weib eines Philosophen, der von dieser nemlichen Kirche verkehrt und ausgestoßen wurde. Psui über dich, Philosoph! du bist ein Weib, wenn du dein Weib nicht meistern kannst!“

„Eben weil ich kein Weib bin, will ich sie nicht zum Manne meistern, wenn sie nicht selbst einer werden will,“ sagte unser Philosoph noch ziemlich ruhig.

„Und eine Betschwester ziehen? — Sieh', ich sag's noch einmal: nun bereue ich erst, in jener Geschichte nicht den Heher gemacht und dem Maler zur wirklichen Einführung geholfen zu haben. Das Dingelchen wäre als eine artige Sünderin allerliebste geblieben, aber als Betschwester wird mir schon der Gedanke an sie unausstehlich. — Und wenn sie es wirklich ist, dann glaube ich erst, daß sie auch eine wirkliche Sünderin ist.“

„Ja wenn!“ sagte Robert ärgerlich, „aber der Beweis möchte dir noch schwer werden. Daß ich ihr den Glauben an eine Vorsehung nicht geradezu abschneide, dazu hab' ich meine Gründe, und im Uebrigen halte ich den Zügel straff an, daß sie mir in keine Extravaganzen

hineinrennt. Obgleich nur ihr Wohlthätigkeitsfönn sie mit den Pietisten in einige Berührung brachte, hab' ich ihr doch auch dieses verwehrt, und nur einmal hat sie einem Missionsvortrage angewohnt; ich hab' ihr's aber gründlich entleidet, indem ich ihr alle Gründe gegen diese Verüchtheit vorbielt und ihr verbot, je n. der einen Kreuzer dazu zu geben."

"Ei," sagte Siegmund, der herzugetreten war, "dann muß Ihre Frau großen Respekt vor Ihren Verboten haben; — sie hat erst heute bis fünf Uhr in der Kirche gegessen, ich begegnete ihr, als sie eben heraustrat. Es war ein großer Zulauf von meist weiblichem Gesindel, ich blieb expreß stehn, um denselben zu mustern, — da sah ich Ihre Gattin, und sie schien unangenehm berührt, als sie mein Gesicht und meine Vornette bemerkte."

"Da soll der Donner drein schlagen!" schrie unser Held aufspringend mit gluthrothem Gesichte. "Ich bringe sie um, wenn sich das bestätigt!"

"Nun, das ist eben nicht gerade nöthig. Kintchen," sagte Falstaff gutmüthig, ihn wieder auf seinen Sitz niederziehend, "nur fest den Daumen auf's Auge, du wirst ja doch, wenn du ernstlich willst, der Meister in deinem Hause bleiben können."

"Dah es wahr ist, dafür kann ich stehn," sagte Siegmund, "ich sah sie zu genau. Sie sprach eben ein Wort mit der alten Heulerin, dem Weibe unseres wadern Schwertfuß, die ich von einigen Besuchen bei dem Manne kenne. Sie mischte sich damals in unsere politischen Gespräche, kam mit ihren Bibelsprüchen, und sprach von Gottesordnung und „gebt dem Kaiser, was des Kaisers

ist, und Gott, was Gottes ist.“ Ihr Mann verleidete ihr aber damals das Predigen, sie lief heulend mit blutendem Munde davon. — Nun diese stand bei ihr und sah ganz verklärt aus.“ — „Schmied! lieber Schwertsuß!“ rief er in das Stimmengetöse, „wißt ihr, wie euer Weib eure Verbote ehrt, wie sie euch ein gehorsames Weib ist? — Heute hat sie sich ein Stündlein recht zum Widerspruch gegen euch gestärkt, ich sah sie Abends fünf Uhr aus der Kirche gehn.“

„Sie wird's nicht zu lange mehr thun,“ sagte der Schmied grinsend; „wenn die Religion begraben wird, müssen auch die Leute mit ihr begraben werden, die sich auf Leben und Tod mit ihr verschworen haben. Das thut's nicht anders. — Also nicht wahr, Herr Professor, es ist nichts mit der Hölle nach dem Tode?“

„Daß der gute Schmied das noch nicht oft genug gehört hat,“ sagte Siegmund lachend. „Wie oft hab' ich's euch nun schon gesagt.“

„Sie sind eben kein Mann vom Fach, aber dieser Herr ist ein Mann vom Fach.“ (Unser Philosoph hatte nemlich auch Theologie studirt.)

„Was,“ rief Siegmund, „ich kein Mann vom Fach? und bin Mediziner, in alle Geheimnisse der Natur eingeweiht?“

„Ja, der weiß es so gut wie dieser,“ sagte Hallsaff; „aber auch dieser kann euch reinen Wein einschenken. Auf den Mund, Herr Philosoph! Ein Bekenntniß von der Hölle!“

„Ja, die Hölle,“ rief unser Philosoph grimmig, „das sind die nichtsnutzigen Weiber, die scheinheiligen, lügnerei-

schen, ungehorsamen, eine andere Hölle giebt's nicht!" — Und er stürzte ein Glas Wein hinunter, der Schmied aber stieß an und sagte:

„Dank für den klaren Wein! Sie haben's zwar in dem Schriftlein da auch gesagt, aber noch so ein wenig verblümt, mit Schnidschnad, jetzt weiß ich's auf gut deutsch.“

„Hört!“ rief Siegmund, „auf einen Stuhl springend. „Ihr Bürger alle! Es ist keine Hoffnung, daß es in der Welt besser werde, so lange nicht jeder gesinnungstüchtige Mann in seinem Hause zuerst anfängt, Alles, was nach der veralteten Religion riecht, mit Haut und Haar hinauszuschaffen. So lange eure Weiber noch an dieser Religion und an den althergebrachten Sagen hängen, so lange werden sie euren Kindern auch noch die Liebe dazu einflößen, und so lange eure Kinder noch nicht ganz im freien Lichte auferzogen werden, wird der alte Fader nicht verstummen, und kann es mit dem Himmel, der nicht mehr nach dem Tode erst erwartet, sondern hier schon gefunden und gelöst werden soll, nie Ernst werden. Und hier, ihr Bürger, das dürft ihr mir auf's Wort glauben, habt ihr den Himmel zu erwarten, wenn ihr ihn zu ergreifen wagt, wenn ihr wagt, eurer Existenz im politischen und häuslichen Leben diejenige Form zu erringen, die der Freiheit angemessen ist, der Freiheit, die bisher nur am Himmelszelt ihren Reigen führte, aber plötzlich mitten unter euch steht, sobald ihr den Muth habt, sie nicht mehr herbeizuwünschen und zu sehen, sondern zu verlangen. Glaubt mir, die goldene Zeit ist nicht mehr fern, da das Vorrecht und mit ihm der Besitz nicht mehr in den Händen Einzelner sein wird, da jeder

freie Bürger ein König ist in seinem Thelle. Ihr wißt, was die Volksvertreter, die Kämpfer für die Freiheit aller Orten anstreben, — aber sie können nicht durchbringen, wenn sie nicht das Volk selbst zum Hinterhalt haben. Darum ist es Zeit, daß dieses aller Orten vom Schläfe aufstehe, sich's zum klaren Bewußtsein bringe, was es anstreben muß, und dann den Muth habe, das einmal Erkannte auszusprechen und zu fordern. Die schreienden Mißverhältnisse in der Welt müssen ausgeglichen werden, Jeder muß frei, Jeder muß dem Andern gleich, Jeder muß des Andern Bruder werden. Dann kommt der Himmel, dann erfüllt sich die Schrift, dann erfüllt sich das, was der Religionslistler im Geiste geschaut, — dann ist die Religion Leben und Wahrheit geworden. In der politischen und socialen Gleichberechtigung Aller liegt der Kern des Heils. So lange es aber noch Menschen giebt, die das Himmelreich in's Jenseits versetzen, werden sie nie den Himmel im Diesseits finden, so lange sind sie Nachtgestalten, die das Licht des Tages fliehen. Darum ihr Freunde, gelobt Alle, die ihr hier seid, in eurem Hause und im Staat Jeder in seiner Art Könige werden zu wollen, die Asterkönige sammt ihrem Anhang zu verdrängen und mit den wadern Kämpfern für Recht und Freiheit ein freies Staats- und ein freies Gesellschaftsleben anzubahnen. Wer der Welt helfen will, der helfe sich selbst und wer sich selbst helfen will, der helfe der Welt!"

Und die Bürger jauchzten zu, und unser Philosoph stimmte bei, und die Gläser klangen, und die Bürger regten sich Jeder in seiner Weise und wurden Könige Jeder in seinem Kopfe.

„Wahrlich,“ sagte der Drucker, „es hat noch nie einen absurderen Gedanken gegeben, als daß je ein Mensch einen andern über sich gesetzt hat und hat ihm geschworen: ich will dir unterthänig und zinspflichtig sein! da doch alle Männer gleichermaßen aus der Erde gewachsen sind. Freiheit und Gleichheit hätten die Menschen nie dran geben sollen, dann brauchte man sie jetzt nicht wieder so sauer zu erringen.“

„Ja, ich glaub' nicht,“ sagte der Leineweber, „daß ein Mann dem andern seine Freiheit geschenkt hat; der Andere hat sie ihm halt genommen. Darum ist es nothwendig, daß künftig in der Welt das Recht des Nehmens auf Alle gleich vertheilt wird, dann kann doch Jeder sein bescheiden Theil bekommen. Aber so mit den Vorrechten bekommt der Eine Alles, der Andere gar nichts.“

„Ja,“ sagte ein Kleinräumer, „wenn nur das Verkehrscapital für Jeden das gleiche würde, und die großen Fabrikherren von den Vorrechten ihres Reichthums zurückstehen müßten, was wäre nur dadurch der Welt geholfen. Ich will gleich reich sein, wenn ich einmal groß anfangen kann.“

„Nein, die reichen Fabrikherren gehören zu den Bürgern,“ sagte der Drucker, „diesen darf man nicht zu nahe treten. Nur der Adel, der Adel, dieser ist die tote Hand und der faule Bauch, der nur verzehrt, nicht erwirbt.“

„Aber,“ sagte ein Conditior, der zufällig viele adeliche Kunden aus der Umgegend haben mußte, „von ihrem Verzehren leben wir, — wenigstens den Adel aus unserer Gegend wünschte ich doch ausgenommen, er bringt viel Geld unter die Leute.“

„Wie?“ rief der Schmied, „den Adel aus unserer Gegend ausgenommen? — Gerade der muß am ersten dran glauben. Merkst du denn nicht, daß du dann nicht mehr für die Herren Pasteten zu kochen brauchst, um ihr Geld zu bekommen? Und je näher, je billiger man's haben kann, um so besser; meine Knochen fangen auch an, mürbe zu werden, da will das Dreinschlagen nicht mehr lange gehn, — ich merk's wohl des Morgens, wenn ich noch nichts getrunken habe, — darum muß ich noch helfen mit Dreinschlagen, so lange ich noch Kraft habe, um mir für das Alter was zu verdienen.“ Er zwinkte mit den Augen und lachte gegen Siegmund hin, der, ihm einen Schlag auf die Schulter gebend, sagte:

„Der Schwertsuß ist immer zu hitzig, zu schnell zur That und begrift die That nur auf seine Weise.“

„Ja, das gefällt mir auch nicht,“ sagte der Schneider, „der Schmied ist so plump, so unanständig, und es muß Alles auf geseplichem Wege gehn, in geradem Fortschritt, wie es sich vor den Augen der Welt und der anständigen menschlichen Religion rechtfertigen läßt. Es ist nichts gewonnen, wenn man nur so dreinsfährt, Unserer kann es doch nicht vollbringen in eigener Kraft; darum müssen wir uns nur an diejenigen halten, die wissen, wie man die Rechte und Freiheiten behandeln muß und nur hintennach rufen, was sie vorrufen, dann geht man den sichersten Weg.“

„Du mit deiner windigen Schneiderkraft kannst freilich nichts vollbringen,“ lachte der Schmied..

„Das will mir aber gar nicht gefallen,“ sagte der Bäcker, „daß man jetzt die alleruntersten Klassen nur im-

mer gegen die Bäckerläden anrennen läßt; in allen Hauptstädten ist das das Erste, und wir müssen ja doch das Mehl auch kaufen, so gut als ein anderer Handwerkermann sein Material kaufen muß, und können das Brod also nicht umsonst geben."

"Ei, ihr betrügt genug an eurem Brod," sagte der Kleinrämer, „das schadet euch nicht, wenn ihr ein wenig geschröpft werdet."

"Was?" rief der Bäcker, — „wahrhaftig nicht so wie ihr Krämer, die ihr an jedem Loth Schnupstabad ein halbes Quint einwägt."

„Das will bewiesen sein!" rief der Kleinrämer.

„Alle Kreuzerverkäufer sind Kreuzerdiebe," brummte der Schmied.

„Und alle betrunkene Grobschmiede sind Galgenjünger," warf der Kleinrämer zurück.

„Soll ich an dir zuerst den Galgen verdienen?" fragte der Schmied mit einer Miene, die Ernst machen zu wollen schien.

„Ruhig, Kinderchen," rief der Wirth, „bei euch Allen muß der Grundsatz gelten: leben und leben lassen! Keiner trete dem Andern zu nahe!"

„Ja," ergänzte Siegmund, „wenn ihr selbst euch unter einander bekriegen wollt, so wird eure Kraft, die sich stärken und concentriren sollte, vor der Zeit geschwächt. Bürger! wißt ihr, was Rom den Untergang gebracht hat? Innere Zwietracht! Darum seid ihr stark durch Eintracht! Nichts Großes in der Welt kann ausgerichtet werden ohne Einigkeit!"

„Aber der soll nicht schelten!" sagte der Kleinrämer.

„Und der soll nicht bellen!“ brummte der Schmied.

„Ueberhaupt, lieben Freunde!“ nahm jetzt Halskaff das Wort, „solltet ihr euch auch größere Seelen anschaffen. Ihr müßt nicht gleich nehmen wollen, ohne vorher gegeben zu haben, jeder Landmann muß ja, wenn er erndten will, auch vorher säen; das ist eine alte Regel, die ihr auch beherzigen solltet. Nichts Großes in der Welt ohne Opfer. Daß die Tumulte in den Hauptstädten gerade beim ersten und nächsten Bedürfniß anfangen, ist ganz natürlich, aber ihr könnt ja sogleich sehen, daß es nur gegen die Reichen, die Bucherer gerichtet ist, und solche sind ja keine unter uns; diese halten es nie mit dem Volke, bis die Angst sie zu Volksefreunden macht. Darum aber eben muß das Volk sich als Macht zeigen. Und arme Bäckerläden läßt das göttlich denkende Volk aus eigenem Schicksalsgefühl stehn. Ist es ja doch der höchste Ruhm, sich zu denen zu schlagen, die das göttliche Recht auf volksthümliche Weise vertheidigen, und das ist, wenn die Stimmen seiner Führer nicht gehört werden, immer das Volk selbst, das sich dann mit seinem handgreiflichen Wipe sein Recht eigenhändig holt. — Aber,“ fuhr er, die Hand auf die Schulter des Bäckers legend, fort, „wenn es in solchen Tumulten auch einmal einen Unschuldigen mittrübe, so muß ein freisinniger Mann, — und wenn er ein Bäcker wär, — sich darcin ergeben können und auch ein Opfer nicht scheuen, wenn er der kommenden Freiheit damit Vorschub leistet.“

„Ja, schönen Dank,“ sagte der Bäcker, „das kann ich nicht brauchen.“

„Darum ist das einzige Mittel, sich zu retten, wenn man sich auf Seite des Volkes schlägt,“ warf Siegmund schnell ein, während Galskaff fortfuhr:

„Die Revolution ist vorläufig eine Idee, und um der Idee willen muß man die grobe Materie daran geben, d. h. nur vorerst, denn diese Idee hilft nachher wieder die grobe Materie, also da ist Geld und Gut, in's Haus schaffen. Schaut, so säe ich auch auf Hoffnung, — gebe mein ganzes Vermögen dran, um dann Alles mit der einen köstlichen Perle, der republikanischen Freiheit, wieder zu bekommen. So muß ein Patriot denken: er muß nur nach Einem trachten, und mit dem Einen fällt ihm dann alles Andere von selbst in den Schooß.“

„Aber wenn es mißlingt,“ sagte der Schuster, „so hat man dann gar nichts.“

„Mißlingen?“ rief Siegmund mit fröhlichem Lachen. „Ist noch je etwas Zeitgemäses, etwas was in der Natur der Sache liegt, mißlungen? Unsere Ideen als Weltbewegende müssen jezt durchdringen; wir tragen den Sieg in uns selber, wir sind die Männer der Zukunft. Streckt den Kopf doch hoch hinaus in die Welt: spürt ihr nicht die schwüle Luft, die über ihr liegt? Die reichen und vornehmen Nasen wittern das kommende Gewitter recht gut, fliegen daher angsthaft am Boden und suchen ihre Nester. Keine Regierung wagt ernsthaft aufzutreten. Das ist Wetter für diejenigen, welche von der Zukunft zu gewinnen haben. Ihr alle seid keine Reichen, keine Vornehmen, und darum gehört ihr Alle in diese Klasse. So unbedeutend die kleinen Ausläufe in großen Städten sind, so sind sie doch nicht zu verachten. Wenn

auch ein einzelner Putsch mißlingt, das ist an sich gleichgültig, sie werden ja meist von Knaben planlos ausgeführt und sind nur dazu gut, daß man sich nach und nach an ein öffentliches Leben gewöhnt. Zu riskiren ist aber dabei auch nichts: denn wo ist das Volk, das man packen wollte? Es wächst wie Pilze aus der Erde, es ist überall und nirgends. Und in der Hauptsache muß dann das Volk siegen: je größere Massen sich dabei betheiligen, um so mehr imponirt es. Aber eben darum muß das Volk einheitlich sein. Nur seine innere Zwietracht hat ihm in Griechenland fremde, in Rom eigene Tyrannen aufgeladen. So überlasse sich der Führung erleuchteter Männer, die uneigennützig für das Volkwohl sorgen und seine Interessen vertreten, die mit diesem Volke so eins sind, daß sie sich nur in ihm und das Volk in sich wiederfinden. So seht ihr hier Einen (auf Halstaff's Schulter klopfend), dessen ich auf die ehrenvollste Weise gedenken muß. Seiner aufopfernden Begierde für die Sache der Freiheit, für die Idee, der er sich geweiht, hat man nicht nur die Aufklärung des Volkes in seinen nähern Umgebungen zu danken, er hat mit höchster Uneigennützigkeit auch mir die Mittel in die Hand gegeben, durch weitere Reisen im Ausland thatkräftig für die Sache der Aufklärung und Freiheit zu wirken, und mit andern Männern, die für den gleichen Zweck ihr Leben daran geben, in Verbindung zu treten. Durch die ganze Welt bildet sich nach und nach eine Kette, der alle ächte Kernmenschen sich anreihen; wollt ihr dies auch thun, wollt ihr das gewisse Glück der Zukunft heraufführen helfen und euch zugleich seiner Früchte theilhaftig machen, so

schließt euch auch dem großen Männerbunde an. Es lebe die Freiheit, es lebe das Volkswohl!"

"Nicht wahr, Philosoph," sagte Falstaff, als der Tumult der exaltirten Zustimmung sich wieder ein wenig gelegt hatte, „das hättest du nicht gedacht, daß ich ein so großer Mann bin. Ich habe für meine Idee gearbeitet, während du nur für deine Idee gelitten hast."

"Ja," sagte dieser, „deine Sache ist entweder recht wahnsinnig, oder recht geistreich. Von dem Erfolg wird abhängen, ob sie sittlich oder unsittlich genannt werden wird."

"Merke dir das, Philosoph," sagte Falstaff mit Pathos: „wir können so lange zu der Sittlichkeit nicht gelangen, bis wir durch Unsittlichkeit die Freiheit, sittlich zu handeln, erworben haben."

"Leiser, leiser, Volksbefreier!" erwiderte dieser lächelnd, „sonst wirfst dieses Eine Wort dein ganzes Gebäude in den Köpfen zusammen. Ich hoffe nur, daß du als Werkzeug eine bessere Sittlichkeit herbeiführest, als du wünschst."

"Und ich hoffe, daß gerade die Sittlichkeit dann herrschen werde, die mir und der Welt bequem ist. Du darfst dann über ihren Grad auch ein Wort mitsprechen, und wir folgen, so weit gut. Doch jetzt, lieben Freunde, wollen wir der Idee auch etwas näher in's Gesicht schauen."

"Ja eben," sagte der Schneider, „wollte ich fragen, was wir uns eigentlich unter der Idee zu denken haben. Kann man sie nicht näher betrachten? Ich dachte mir, es sei die Freiheit, aber diese hat ja kein Gesicht."

„Die Freiheit hat auch ein Gesicht, aber nur ein einfaches, die Idee aber hat ein doppeltes, nur seht ihr's noch nicht deutlich, bis ihr eure Nerven durch einen guten Trunk gestärkt habt. Wenn die Gedanken kreisen, dann kreist die Welt in euch, dann seht ihr die Idee. Sie ist in euch flüssig geworden und bringt eure Kräfte in Fluß. Dann seid ihr nicht nur Könige, sondern Götter, und wenn ihr Götter seid, so seid ihr zu Allem fähig, und wenn ihr zu Allem fähig seid, so ist Alles euer. Wein her, Herr Wirth! wir müssen Kraft bekommen zu den Geburtswunden der neuen Zeit.“

„Wollt ihr sie jetzt gebären?“ fragte unser Philosoph.

„Jetzt eben.“

„Auf welche Weise?“

„Wenn du dir die Augen ausreibst, wirst du sie sehen.“

„Rein, umnebeln werd' ich sie mit euch müssen, um deine Idee und deine neue Zeit mit euch zu schauen.“

„Und bekommst dann zugleich Theil an ihr. Du stichst ohnedies immer noch halb in der alten.“

„Nun gut, wir wollen uns heute in die neue eintrinken; ich halte mit, um dem Gott des Unsinn's ein Opfer zu bringen.“ — Und unser Held hielt mit — so lange, bis er selbst seinen Aerger vergaß. Er führte keinen „bösen“, und das war ein Glück für Elisabeth, die pflichtgetreu ihren Gatten erwartet hatte, obgleich er erst um Mitternacht nach Hause kam. Es war im Club, als die Geister feuriger zu bliden anfangen, noch Mehreres zur Sprache gekommen, was auch ihm nähere Lichtblicke in die projectirte neue Zeit eröffnete. Er konnte den

Projecten ihrer Grundidee nach die Anerkennung nicht ganz versagen, obgleich die Art der Ausführung nicht seine Billigung hatte. Er half sich vor sich selbst damit, sie als Volkswitz willkommen zu heißen, hatte aber noch Besinnung genug, sich nicht zu näherer Betheiligung einzulassen. Er suchte allein seinen Weg nach Hause, so schwer es ihm auch wurde, denselben zu finden.

Als ihm die Gattin mit der Leuchte entgegentrat, sah sie ihn in einem Zustande, über den sie gern vor sich selbst den dichtesten Schleier geworfen hätte. Robert war lustig und zugleich verlegen, er bemerkte etwas von dem Eindruck, den er auf die Gattin macht., und wollte dennoch die Freiheit des Selbstbewußtseins über sich und seine Verirrung nicht ganz fahren lassen. Er sagte tröstend mit gutmüthigem Spott über sich selbst: „Du s—iehst mich h—ute in einem etwas sch—w—ankenden Verhältniß zum G—öttlichen. Der G—ott in mir ist sch—l—assen gegangen, m—m—orgen wird er sch—s—chon wieder aufwachen. Es bleibt d—och beisammen, s—so groß und s—so klein!“

Und die Größe stellte sich in ihrer Kleinheit zugleich leibhaftig der Länge nach dar. Eine kleine Kopfwunde war das Resultat.

Am andern Morgen war Robert sehr überraunig, mochte es nun vom Kopfschmerz, oder von den vom vorigen Abend auftauchenden Erinnerungen herkommen. Elisabeth, der in ihrem Leben kein Anblick Schrecklicher gewesen war, als der eines fallenden Betrunknen, die der Schrecken, ihren Robert in solchem Zustande gesehen zu

haben, gar nicht hatte schlafen lassen, wagte, als er aus der Schule kam, ein leises Wort des Vorwurfs. Das war Wasser auf Robert's Mühle. In brausendem Strom machte sich sein Aerger über sich selbst und über die Gattin Luft, er maß ihr und ihrem Ungehorsam, ihren rückwärts kriechenden, ärmlichen, der Gattin eines Philosophen ganz unwürdigen Gesinnungen die ganze Schult seines Aergers bei, der ihn in die Verirrung hineingeführt hätte und viel tiefer hineinführen würde, wenn sie nicht durch liebevolleres Eingehen in seine Ansichten und in die Forderungen der neuen Zeit ihm die Heimath heimischer machen würde.

Elisabet, im Gefühl ihres Rechts und der von ihr gewährten Freiheit der persönlichen Ansichten, sagte auch einige scharfe Worte, die Robert noch mehr zur Erbitterung und Spott reizten; kurz, es wäre vielleicht schon heute zu einem noch stärkeren Conflikt gekommen, wenn sich nicht das Gerücht verbreitet hätte, das auch den Weg bis zu Schärtel's fand: daß das Weib des Schmied Schwertsuf in ihrer Behausung ermordet gefunden worden, ihr Mann aber nirgends zu finden sei.

Diese Nachricht machte auf Elisabet einen niederschmetternden, auf ihren Gatten aber nicht eben einen erhebenden Eindruck. Er sah hier den Conflikt zwischen ihm und seinem Weibe bis zu grober That getrieben sich im Bilde vorgehalten, und dies brachte ihn einigermaßen zur Besinnung. Er zog sich in sein Zimmer zurück und tröstete sich mit dem Gedanken, daß seine Gattin nicht wisse, wie genau jene That des Schmieds mit seinem eigenen Aerger in Verbindung sei. Als jedoch Elisabet

auf's Tiefste erschüttert ihm vorhielt, wie seine Ansichten über Leben und Tod, Hölle und Ewigkeit eben diesen Mann zu seiner That ermuthigt haben, wie sie das aus dem Munde des Weibes selbst wisse, war er keineswegs geneigt, sich durch diese Aufschlüsse überführen und diese That seinem System in die Schuhe schieben lassen zu wollen. Ja, gerade weil er schon zu bekannt mit dem Gedanken war, man könnte auf ihn, als die letzte Ursache, einen Schein der Mitschuld werfen, und weil er diesen Schein von sich fern halten wollte, wurde er um so erbohter; er erinnerte mit großer Bitterkeit die Gattin daran, daß der Verbrechen längst genug in der Welt gewesen seien, als der alte Glaube an Ewigkeit und Hölle noch im vollsten Schwung gewesen; er erinnerte sie an die Ablassse der katholischen Kirche für dergleichen Verbrechen, an den falschen Trost, den das Christenthum überhaupt mit dem Sühnopfer Jesu Christi für die Sünden aller Welt gebe; er war der Ansicht, daß damit jedes Verbrechen sich hinter einen falschen Schirm retten und das frechere Gemüth dadurch eben zu Verbrechen ermuthigt werden könnte. Er stellte wieder sein Prinzip als das allein wahre hin, das den Schuldigen seine That selbst büßen lasse, und das durch solche aus falschem Verstandniß hervorgegangene Extravaganzen nicht im Mindesten alterirt sei. Gerade solche Extravaganzen tauchten in jeder gährenden Zeit auf, die ganze Geschichte habe deren in Hülle aufzuweisen. Solch ein roher Ausbruch der Parteilidenschaft sei nicht zu billigen und von der Philosophie gewiß noch nie gebilligt worden, aber es sei doch keineswegs anzunehmen, daß der Mann zu dieser That

ohne wirkliche, vielleicht nicht ungegründete Ursache getrieben worden sei. Die Darstellung Elisabeths könne nicht maßgebend sein, da sie nur von einer Seite her dieselbe geschöpft, und das Weib sich selbst gewiß im schönsten Lichte gezeigt habe. Ja, sie selbst, Elisabeth, möge sich in diesem Weibe einen echten Spiegel vorhalten; die Unliebenwürdigkeit der Frömmerei, der Widerspruchsgeist, der auch einen Mann zur Verzeißlung bringen könne, werde sich ihr dann auch nicht im glänzendsten Lichte zeigen.

Elisabeth sagte bleich und aufgeregt: in Sachen des Heiligsten müsse man Gott mehr gehorchen, als den Menschen, — ja, sie ließ sich herbei, ihrem Gatten in kurzen Umrissen das gestern Gehörte mitzutheilen, aber sie hätte keinen unglücklichen Griff thun können; sie hätte sollen bedenken, daß sich Robert durch solche Beweisführungen nicht überführen lasse. Mit Hohn und Spott griff er ihre Worte auf, bewies ihr, daß alle diese goldenen Verheißungen, die in der Bibel dem Christenthum gegeben seien, nicht der buchstäblichen Auffassung desselben, sondern eben der speculativen gälten, daß eben dieser die Erfüllung vorbehalten gewesen sei des von der buchstäblichen Auffassung als in einem dunkeln Spiegel geschauten Zukünftigen. Nun, da diese Erfüllung in der speculativen Weltansicht gekommen sei, sei es eben Sünde gegen den heiligen Geist, sie nicht da finden zu wollen, sondern wieder in unendliche Ferne sich hinauszurücken und die Augen gegen das offene vorhandene Licht zu verschließen. Er, der Philosoph, schaue das mit aufgedecktem Angesicht, was jener Pietist noch im dunkeln Spiegel des dunkeln Wortes

schau. Aber diese Gräuelt des Heidenthums, die er geschildert, — mögen sie auch theilweise wahr sein, — sie kämen auch in der Christenheit vor, und das größere Maaß derselben sei Folge des Einflusses eines tropischen Klimas auf die menschliche Natur. Das Christenthum sei für jene heiße Phantasiwelt dennoch nicht geeignet und werde dieselbe auch nie ganz durchdringen. Die paar Bekehrten, die die Missionare aufzuweisen hätten, seien in gar keinem Verhältniß zu den ungeheuern Summen, die diese Missionen verschlängen und die den Armen im eigenen Lande entzogen würden. Robert wiederholte sein Verbot an Elisabeth, sich an diesem Unwesen ferner zu betheiligen, da es überhaupt den offen ausgesprochenen Grundsätzen der jesuitischen Pietisten nach, wie er hier wiederholen müsse, nicht sowohl auf Bekehrung der Heiden, als vielmehr auf's Propagandamachen im eigenen Lande abgesehen sei.

Elisabeth zog sich tief in sich selbst zurück. Sie war wieder geschlagen, — und doch schrie eine Stimme in ihr: es ist nicht so, wie er sagt. Sie sah heimlich das ermordete Weib des Schmieds; — wir verweisen auf ihr Tagebuch aus dieser Zeit.

Zwölftes Capitel.

Am Tage nach diesem Vorfall kamen Gerüchte von bedenklichen Unruhen, die in der Hauptstadt ausgebrochen seien. Das Feuer hatte im Verborgenen schon lange geblüht, und auch in andern deutschen Städten hatten einzelne Ausbrüche Statt gefunden. Wegen der Frage über allgemeines Wahlrecht hatten schon früher die Parteien schroffer sich gegenüber gestellt, einige Interpellationen an die Regierung in der Kammer über deren Vorlesungen gegen den Hunger des vierten Standes hatten bei den Massen sehr aufregend gewirkt, und gewisse Vorurtheile, die durch ganz Europa verbreitet waren, daß die Theuerung nur von reichen Vucherern sich herschreibe, die das Korn in Masse aufgekauft,* um es zu beliebigen Preisen zu verkaufen, hatten allenthalben größere oder kleinere Excesse hervorgerufen. Man legte reichen Mehlhändlern, Bierbauern u. s. w. allerlei Reden in den Mund, wie die: man sollte die armen Leute den Schweinen zum Futter geben. Die Gemüther waren eingeschüchtert, und nun war förmlich auf einen gewissen Tag in der Hauptstadt ein Schlag angekündigt. Mehrere Häuser waren zur Plünderung und Demolirung bezeichnet, und dunkle Gerüchte von einer beabsichtigten Zeughaus-

flüchtung, von Verleitung des Militärs zum Treubruch drängten sich. Fremde Gestalten mit wilden Gesichtern trieben sich in den Straßen um, und der Ausbruch der Unruhen erfolgte sogar noch vor der bestimmten Zeit. Der Auslauf wurde so bedeutend, daß das Militär, das gemessenen Befehl hatte, nicht einzubauen, an verschiedenen Orten zurückgedrängt wurde. Barrikaden wurden aufgeworfen, hinter denen sich das Volk verschanzte. Mehrere Generale mit verschiedenen Gliedern des fürstlichen Hauses kamen zu Pferde heran, sprachen dem Volke gütlich zu, verlangten Aufschluß über das Begehren der Menge und versprachen sofortige Beachtung und Abstellung etwaiger Beschwerden. Doch einige Stimmführer wiesen derartige Anerbieten zurück, höhnten die Regierung, und als der Fürst in eigener Person erschien, sich muthvoll unter die Menge wagte, um sie durch seine Rede und den Eindruck seiner Persönlichkeit zu Achtung und Mäßigung zu nöthigen, sprangen einige der Redsten vor, und eine große ruhige, wilde Gestalt griff seinem Pferde in die Zügel, stieß einige Ausdrücke hervor, die zu vernehmen einem Könige freilich allzuschwer sein muß, und war eben im Begriff, den Dolch zu ziehen, als ein General dem Reuterer die linke Hand, die den Zügel hielt, vom Arme hieb, daß sich dieser heulend zurückzog. Das war die Lösung zum wildesten Tumult. Das Volk schrie: Nieder mit den Tyrannen, es ist Bürgerblut vergossen worden. Der König, sich eiligst zurückziehend, gab Befehl zum Schießen, die Massen stoben auseinander und sammelten sich in engere Straßen wieder, wohin das Militär nicht so schnell folgen konnte. Von da wiederholten sie

ihre Angriffe auf das letztere, das in der einbrechenden Dunkelheit nicht gut operiren konnte. Sobald aber das Militär sich wieder ein wenig zurückzog, wurde es wieder mit Drohungen, Schimpfwörtern und Steinwürfen verfolgt, und der Tumult legte sich erst, als von verstärkten Militärabtheilungen nachdrückliche Salven gegeben wurden, die denn auch mehrere Verwundete und Tödtte auf dem Plage ließen. Andern Tages wurden stärkere Streitkräfte herangezogen, Artillerie in den Straßen aufgeschlängelt, allenthalben Sicherheitswachen errichtet, und die Unruhen wiederholten sich daher nicht in demselben Maße. In allen größern Städten des Landes fingen sie aber am andern Tage an, auch in Lederburg fuhrn einzelne Raufeten auf; da jedoch viel Militär hier in der Nähe war, so konnte sich das Feuer nicht recht ausbreiten.

Der Schmied Schwertschmied als muthmaßlicher Mörder seiner Frau wurde ausgeschrieben, aber von den Behörden nicht eingefangen. Dunkle Gerüchte liefen um, es sei dies derselbe Mann, der an den Fürsten Hand gelegt, welcher mit einer abgehauenen Hand entwischt sei.

Der Eindruck, den alle diese Vorfälle, alle diese Gerüchte auf Elisabeth machten, läßt sich denken. Robert war zwar bemüht, ihr diese Ausläufe, die so planlos da und dort auftauchten, von der lustigen Seite darzustellen, als Kundgebungen des Volkswithes, und verschiedene lächerliche Aeußerungen und Situationen, die dabei vorgekommen, gaben dazu recht gute Veranlassungen; aber Elisabeth fühlte wohl, daß Robert das selbst nicht glaube; sein Verkehr mit Siegmund Wolf, wenn derselbe auch nur gelegentlich war, ängstigte sie immer von Neuem,

und sie hat ihm oft mit Thränen, sich mit diesem Menschen nicht weiter abzugeben. Ja, sie ließ einmal etwas von ihrem wunderlichen Verdachte fallen. Robert forschte, aber Elisabeth, die nicht Alles bekennen wollte, verwickelte sich; und Robert, der nun einmal seine eigene glückliche Natur als Maßstab nehmend, nirgends die Möglichkeit schwarzer Handlungen finden konnte, wo sie nicht ganz motivirt waren, (und wenn sie motivirt waren, sie zu entschuldigen, oder wenigstens entschuldigend zu erklären wußte), nannte die Gattin eine unselige, Oespenster sehende Träumerin, und wandte sich mit Widerwillen von ihr ab, nicht von Siegmund Wolf; und Elisabeth, wenn sie nicht ganz allein und verlassen dastehn wollte, mußte die dunkeln Angsttiefen ihrer Seele hinunterdrücken, — überdecken, und mit dem fröhlichen, piquirt Hoffnungsavoll der neuen Zeit sein Auge zuwendenden Gatten auch scheinbar fröhlich sein. Es wollte aber nicht immer gelingen, besonders da Robert voll Ungeduld über seinen dormaligen Beruf, der ihm entleibet war, den er als seiner unwürdig, jetzt, nachdem er den Reiz verloren, verachtete und haßte, sich unendlich berngt fühlte, und sehnsüchtig nach einem Lehrstuhl an einer Universität zurückerlangte. So hatte sie denn zwei Feinde zu bekämpfen, und bei ihrer tiefen, grübelnden Natur fraß das niederwärts. Ihr Tagebuch war ihr einziger Vertrauter.

Aus Elisabeth's Tagebuch.

„Soll denn wirklich alle Beruhigung, aller mühsam errungene Friede mir mit Gewalt aus der Seele gerissen

werden? — — Und das sollen Früchte des Geistes sein, das Früchte des höchsten, geläuterten Sinnes! das das ewige Leben! Ich weiß es ja längst, wie sie denken, wie sie sich stellen gegen die Kirche, gegen das Göttliche, gegen die Menschen! Wie nichts, nichts mehr heilig und unantastbar ist, als ihre eigenen Gedanken, — daß eine alles zersetzende, alles auflösende Mühle und Gleichgültigkeit, wo nicht gar Grimm hinter der philosophischen Gedankentiefe steckt.

„Es schüttelt mich kaltes Entsetzen, — ich war dort, — habe sie gesehen, — es ist Alles aus! Ihr bleiches, blutiges Gesicht starrte mich gräßlich an. O! ich vergesse das nie mehr.

„Wo ist denn noch etwas Heiliges? wo? wo? — wo etwas, das Kraft im Leiden geben könnte in den Kämpfen des Lebens, das uns hinwegheben könnte über die Erde, das den tiefsten, geheimsten Schrei unserer Seele befriedigen könnte? — das uns erheben könnte über Welt und über Zeit und über Tod?

„Zusammenfassen soll ich die großartigen Resultate der Welt, der Geschichte, alles Endlichen, — um dadurch endlich zu meinem Gott zu gelangen; — das Absolute, das durch all das erst zum Selbstbewußtsein kommt, — erst wird, was es sein soll, — das, das soll mein Gott sein?

„So oft mir der Glaube an die Bibel als Gottes Wort entwindet, entwindet mir der feste Maßstab des Guten mit. Denn daß jeder That, allem Großen in der Welt ein Mangel anhebt, daß es in andere

Rechte eingreift, diese verletzt und darum ungerecht wird, das läßt mir, sobald ich die Sache menschlich ansehe, jede Thatkraft. Denn jede Kraft stößt eine andere Kraft, und jene andere Kraft hat so gut Recht wie die ihr gegenüberstehende, und die Wahrheit ist, — nicht in der Mitte, das ist Lüge; denn wenn die Kräfte wirkliche Kräfte sind, und wirklich das Recht haben, sich selbstständig geltend zu machen, so müssen sie ewig das Recht auf ihrer Seite festhalten, und müssen einander aufreiben. Es kann da keine Ruhe mehr stattfinden, und gerade der edlere Theil, der die Rechte des Andern auch anerkennt, muß in seiner Thatkraft geschwächt werden, während der gemeinere triumphirt. So wird es kommen, daß die Edlern in der Welt die Hände in den Schoos legen; denn man muß ja Angst haben, wie Göthe's Wimpel im Ballsaal, Andere zu verletzen, — und wenn das alle Geistvollen thun würden, so würde nur noch die tolle Menge, die um's Brod durch einander tollert, thätig sein!

„Robert sagt, kein Mensch würde sich darum abhalten lassen, das Rechte und Große frischweg zu beginnen, — nein! gerade der Tieferblickende, der das Recht im Andern anerkennt, verliert den Kampfesmuth und giebt sich dem Feinde willenlos preis, oder kämpft mit halbem Herzen. Alle geistvollen Menschen müssen Hamlets werden.

„O wie sich in meinem Kopfe Alles durch einander wirrt! Jeder Gedanke, wie ich ihn von einer Seite fassen will, entwischt er mir von der andern; alles Hohe, alles Niedere, alles Große, alles Kleine, — es bleibt nicht, es haftet nicht, es schlingt sich durch und um und in

einander, ich kann es nicht mehr sondern, ich verliere den Faden, taumle umher, Alles verwirrt sich; ich weiß keinen Anfang und kein Ende mehr!

„Es kommt mir oft vor, als müsse künftig Alles aus einander reißen; gar kein Halt, gar kein Einigungspunkt mehr! Wie wird das in der Welt enden?

„Wenn dieser Schmied auch einmal eingefangen und um seines Verbrechens willen gerichtet werden sollte, — wenn er der Ueberzeugung ist, daß er in seinem Rechte war, daß die christliche Religion, um deretwillen er sein Weib haßte und ermordete, unwahr sei, daß er also Recht hatte, sie um ihres Unrechts, um ihres Ungehorsams willen zu verfolgen; — wenn er der Ueberzeugung ist, daß ein Fürst, der sich anmaßt, über Andere zu herrschen, Unrecht habe, — daß er also Recht gehabt habe, als der Kühnste zuerst Hand an ihn zu legen, — wo soll denn dann noch Buße herkommen? Muß er nicht, wenn er ein wirklicher Charakter ist, diesen auch noch im Tode festhalten, und sich also auch mit dem Tode nicht versöhnen, — obgleich er das heiligste Familienband und den Gehorsam zerrissen hat? — — und wenn solch ein Mensch dann stirbt ohne Buße, so soll er im Tode — in eben den Urgrund, eben den Gott zurückgehn, wie der Fromme, der sich leidend verhielt und leidend — starb! d. h. er soll vernichtet werden wie der Fromme! Trösten soll uns der Gedanke, daß der Weltplan ein guter sei? — Nein, das tröstet uns nicht! Da ist ein Riß, der nicht ausgeglichen ist. Der Weltplan ist dann ein schlechter!“

Siegmund Wolf war sehr unzufrieden, sowohl mit dem Gang der Dinge im Großen, der ihm ein zu lang-samer war, als mit seinen persönlichen und pekuniären Verhältnissen. Er gestand einst unserm Robert, daß sein Vater ihn nur nothdürftig mit Geld versorge, und daß er vorzüglich Falkstaff's Generosität seine reichlicheren Hülfsmittel verdanke. (Die Kasse des Volksvereins, den Siegmund errichtet, hatte der herrschenden Noth wegen wenig Zufluß erhalten.) Nicht ohne Erbitterung gedachte er des Geizes seines Vaters, der jetzt erst recht an den Tag komme; er habe früher seinem Andrängen entgegengehalten, daß das Vermögen von seiner Frau herkäme, und daß Mlotilken ihr Erbe nicht geschmälert werden dürfe; — nun aber, da Mlotilke todt, und außer der nicht zu zählenden Mißgeburt nur noch die geistige Mißgeburt, Herr Edgar am Leben sei, den der Vater selbst nicht besonders liebe, hätte er ihn wohl mit reichlicheren Mitteln versehen können; aber bei dem Alten heiße es überall: Selber essen macht fett. Derselbe scheine für seinen Aropf bange zu haben, daß er am Ende noch leer werden könnte. Er fange an zu glauben, daß, selbst wenn Herr Edgar sich in seinen Tänzerinnen ausgezehrt hätte, der Vater ihn dennoch nicht mehr bedenken würde. Selbst für die Sache der Freiheit bringe er immer nur in Worten, in Phrasen Opfer, nie in der Wirklichkeit, und nur wenn er ihm recht fulminante Artikel für sein Blatt schreibe, werde sein Vaterherz einigermaßen zu größerer Freigebigkeit erweicht.

Da eben der eidgenössische Exekutionskrieg gegen den Sonderbund der Urkantone begann, dem Siegmund

gern beigemohnt hätte, den unser Robert selbst mit der glühendsten Begeisterung begrüßte, dem er den glänzenden Sieg wünschte, so gab er ihm ohne Vorwissen Elisabeth's eine Summe, um in seinem Namen für die Interessen der Freiheit mitkämpfen zu helfen. Die schnelle und glänzende Beendigung des Kriegs, — fast ohne Schwertstreich, erfüllte unsere Helden mit namenlosem Entzücken; er selbst schwoll zum wirklichen Helden an, und sah jetzt die große Heroenzeit der alten Tage wieder heranbrechen. Noch viel inniger als den Deutschkatholizismus begrüßte er diese Erscheinung, weil er als Aesthetiker immer mehr das Aeußere in den Kundgebungen der Volkskraft seiner Beachtung würdigte, als die bloße Innerlichkeit, und als Siegmund zurückkam, wurde er mit Jubel begrüßt. Seine Erzählungen waren aber auch großartig genug und konnten seinen staunenden Zuhörern recht gut als der glänzendste Beweis seiner frühern Behauptung gelten, daß nur auf Seite der modernen Ideen die Unüberwindlichkeit sei. Auch sein Vater nahm ihn mit Entzücken auf, ja er war sogar erbötig, die Reisekosten für seinen Sohn nachträglich mit unserem Helden zu theilen, was dieser aber großmüthig ablehnte, weil er das Bewußtsein, die Großthat unterstützt zu haben, nicht mit dem Geizhals gemein haben wollte. Das Volksblatt sprudelte vor Kampfesmuth und Siegeslaß, wurde zu einem bewunderten und gefürchteten, ja zum ersten Organ der modernen Interessen im Lande; seine Abonnentenzahl wuchs reißend, seine Sprache wurde immer sicherer, fester, wilder, und unser Robert, obgleich er der Gemeinheit immer noch nicht hold war, schätzte es sich doch zur Ehre,

seine ruhigeren, anständigeren Artikel als Mitarbeiter oft neben den bittersten Geisern hinsetzen zu lassen.

Die Untersuchungen über die Erzeße der Hauptstadt waren mit einer gewissen Aengstlichkeit von den Behörden betrieben worden, ja es kam eigentlich durch solche Untersuchungen erst recht an Tag, welche ungeheure Gewalt die Volkskraft und der Volkswille gegenüber den versessenen, verdrockten, von der Macht der öffentlichen Meinung verwirrten Männern des Gesetzes hatte. Sie wußten nicht mehr recht, ob sie wirklich als des Königs rechte Hand das Recht hätten, denjenigen, der in der Wahrung des Königsrechts die linke Hand des Volksführers abgehauen hatte, vor dem Schelten der Menge zu vertheidigen, und diejenige Person, der sie abgehauen worden war, ledlich zu verfolgen. Jene nemliche Verzagtheit, die unser Held einst seinem Maler gegenüber bewiesen hatte, lähmte auch die Kraft der Rechtsmänner, und sie waren halb froh, daß jener Zudringling entwischt war, denn sie hätten nicht recht gewußt, was mit ihm anzufangen wäre. Einige andere Gefangene, deren Freilassung stürmisch verlangt wurde, wurden wirklich nach kurzer Haft entlassen, und der General, der jene That gethan hatte, konnte sich längere Zeit nicht mehr auf der StraÙe sehen lassen, ohne vom Pöbel insultirt zu werden. Ja die Angst ging so weit, daß der Hausbesitzer, bei dem jener Mann zur Miete war, ihm die Wohnung kündete, weil der Pöbel schon mit Demolirung gedroht hatte. So wuchs die Zuversichtlichkeit des Letzteren immer mehr, und nach Beendigung des Freischaarenzuges zeigte sich auch jener Flüchtling wieder im Lande und —

endlich gar in seiner Vaterstadt. Hier aber ereilte ihn die Nemesis, wenn auch nicht zunächst in Folge seiner politischen Heldenthat, so doch in Folge seines Privatverbrechens, — und da wies er sich denn richtig als denselben aus, der den Muth gehabt hatte, mit seiner rechten Hand die Gattin zu ermorden, und die linke zum Königsmord vorzustrecken und — sich abhauen zu lassen.

Da dieser Mann aber zu jenen Heldenthaten sich den Muth aus dem klaren Wein unseres Helden und seiner Freunde getrunken hatte, so pochte auch diesen nun doch das Herz ein wenig, und wirklich wurde die Untersuchung auf den Club und auf das dort Gesprochene zurückgeführt. Obgleich der Philosoph und der Mediziner sich klug genug hinauewanden, und eine eigentliche Anklage gegen sie nicht erhoben werden konnte, so ging doch die Eage, daß unser Held von seinem Amte suspendirt werden sollte, und er, dem dasselbe ohnedies entleidet war, warf der Regierung das Amt vor die Füße, und wollte lieber von nun an ganz den schriftstellerischen Arbeiten sich hingeben. So konnte er nun auch spitzig werden, weil er von elenden Rücksichten und Einflüssen von Außen auch nicht mehr in die Länge und in die Breite gezogen wurde.

Aus dieser Zeit berichten wir einen auf den ersten Blick vielleicht ganz unerheblichen Zug, dessen tiefere Bedeutung für die Seelenstimmung Elisabeth's indessen doch dem sinnigen Leser nicht entgehen wird.

Robert sah bei Elisabeth und hielt seinen Jungen auf den Knien, und Elisabeth schälte Äpfel, die dies Jahr besonders schön gerathen waren. Robert gedachte dabei still der goldenen Parisäpfel jener früheren Zeit, auch wohl eines andern Apfels, dessen er freilich nur in profanem Spott gedenken konnte. Der Kleine spielte mit den lockenden Früchten, versorgte sie, wenn sie ihm entrollten, mit den Augen, griff darnach, und ruhte nicht, bis sein Vater sie ihm wieder herbeigeschafft hatte. Unser Philosoph hatte große Freude an diesem lebendigen Treiben seines Jungen, und war der Meinung, es sei diese Hast und Eile nach den schönen Äpfeln ein Anzeichen künftiger Kraft. Das Kind war in diesem eifrigen Treiben in der nächtlichen Beleuchtung außerordentlich schön. Seine Augen leuchteten in dunklem Glanz, seine Wangen waren hoch geröthet, die Lippen purpurn. Manchmal richtete er sein Köpfchen der Mutter zu und schaute sie lächelnd an. Elisabeth's Augen glitten alle Augenblicke über die Äpfel weg und hefteten sich mit träumerischer Seligkeit auf das Antlitz ihres Kindes.

Robert nahm einen schönen, wunderlichen Apfel, der einen kleinen Auswuchs hatte, zur Hand, und zeigte ihn der Gattin: „Sieh', eine Mutter und ihr Kind.“ Elisabeth wollte sich des Apfels bemächtigen, um ihn aufzubewahren. Robert aber nahm ihn und brach lachend den Auswuchs ab unter einem Ausruf seiner Gattin, der wie Schmerz klang. Sie bemächtigte sich des kleinen Äpfelchens und aß dasselbe.

„So,“ sagte Robert spasshaft, „nun hast du das Kind verschlungen, wie Kronos, oder wie die Zeugin der Idee auch ihre Kinder verschlingt.“

Elisabet, mit sonderbarem ängstlichem Gefühl, ergriff ihr Kind und preßte es, während Thränen aus ihren Augen schossen, so heftig an sich, daß der Knabe laut aufschrie.

„Bist du doch albern!“ rief Robert ärgerlich. „Hab' ich doch in meinem Leben keine solche Narrin gesehen! Du wirst noch an der Empfindelci sterben, wie der selige Siegwart.“

Elisabet trocknete ihre Thränen, suchte ihr Kind zu beruhigen und legte es zu Bette.

Nachher stellte sie sich an das Fenster, legte die Hand an die Stirne und schaute lange sinnend, träumend nach den Eternen.

Wunderliche Geschichte das!

Aus Elisabet's Tagebuch.

„Ich weiß oft nicht, soll ich über mich selbst lachen oder über Robert, oder soll ich lieber um mich oder um ihn weinen, wenn ich höre, wie er sich so herrliche Dinge von der köstlichen neuen Zeit, die kommen soll, verspricht: großartige Kunst, großartige Volksaufzüge, frisches, blühendes Leben in harmonisch gegliederten Gruppen — und ich sehe — still! — jene Schlangen in Schulze's Cäcilie, die sich um einander wälzen, und eine die andere aufzehrt, haben mich schon oft verfolgt.“

„Aber mach' ich das anders? ich werde den Weltlauf ja nicht aufhalten, nicht zurückdrängen, und werde

all diesen Fragen auch nicht auf den Grund kommen, mich selber aber werde ich zu Grunde richten. — Auch ich ja doch ein freundliches Gesicht heucheln, wenn er so herrlich träumt; — kann ich mich denn nicht auch betrügen? — Es kommt mir oft vor, als sei ich die unglückselige Cassandra.

„Ost kößt mir die Frage auf, ob Götthe es mit den wilden Schmerzen seines Hauß ernst gemeint habe? — Er hat ja auch mit Herzen gespielt, und wie leicht wird nicht das oft in der Wirklichkeit behandelt, was man in der Poesie zum höchsten Pathos steigert. Wer aber hinter den Vorhang sieht, der wird nicht mehr geblendet. — Wie Schauspieler hinter den Coulißsen die leichtesten Liebeshändel ansagen, während sie vortretend die gewichtigste Tragik der Liebe predigen. Doch still! das weckt Erinnerungen!

„Daß mich doch aus aller Poesie dieselben Fragen angrinsen müssen! Stößen sie sich denn nur an meinem Kopfe so, oder ist die Art, wie Robert sie erklärt, eine verkehrte?

„Das Nibelungenlied, — mit welchem immer erneuten Grauen mich sein Ende verfolgt! Robert sagt, daß aus der Treue all dieses Elend erwachsen sei, — gegenseitige Treue den allseitigen Untergang heraufgeführt, — daß es eine Tragödie des Weltgeistes selber sei, aus der kein Entrinnen mehr ist. — Da! da sollte man sich ja auch vor der Treue hüten! Rüdiger mußte um seiner Treue willen sterben, Hagen um seiner Treue willen, Christhild um ihrer Treue willen!

„Und nachdem endlich Hagen's und Chriemhilden's Leiber verstümmelt auf einander liegen, — wenn der Streit der Leiber ruht, — da soll es Sonntag sein? Ich meine, jeden Augenblick müsse der Streit sich erneuern, und die Geister noch mit tödtlichem Hasse sich verfolgen.

„Diese Geister sollten nun vernichtet mit einander friedlich in Gott ruhen, — wie einst der Schmied und sein Weib, — und der Kampf eigentlich nur von der absoluten Idee in die streitende Welt geworfen sein, um durch die untergehenden Leiber hindurch sich über das Wesen der einseitigen Treue zu unterrichten und mit sich selbst zur Versöhnung zu gelangen? — und das soll dann Gott sein? — mein Gott? — —

„Ich selbst, will er mir weiß machen, hätte längst unbewußt auf demselben Boden gestanden? — O nein! tief ist das Bewußtsein mit meinem Leben verwachsen, daß Gott als der lebendige, heilige und innerlich anschaut, daß er nicht wir selbst ist, sondern als Gott uns trägt und behütet, daß wir unsere Verlehrtheiten, die Widersprüche unserer Natur und des Lebens nicht ihm zuschieben dürfen! Ich kann mir keine Rechenschaft darüber geben, warum ich das nicht glauben kann und darf, aber so oft aus Robert's Munde solche seinen Spöttelworte kommen, fährt mir ein Stich durch die Seele, ich möchte mich niederwerfen und schreien zu ihm: Herr! Herr! decke ihm seinen Irrthum auf!

„Wenn Robert mich hinweist auf die Stelle, da im Tasso Leonore sagt: Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust, ganz leise, ganz vernachlässigt, zeigt uns an,

was zu ergreifen sei und was zu fliehen, — so erkenne ich das ja an von ganzem Herzen und sage Amen dazu. Wer wollte denn leugnen, daß Gott in uns niedersteigen kann und will, wenn wir seinen leisen Stimmen folgen?“

„Aber dennoch! dennoch! Wenn Gott nicht zugleich wieder über uns steht, — nicht als das vernichtende Fatum, sondern als der treue Gott, der eben Gott und nichts Anderes als Gott ist, — nicht wir selbst, nichts Anderes in der Welt, — nicht Lust, nicht Licht, nicht Herz, — weder eigenes noch fremdes, sondern wesentlich Gottes Herz, so hab' ich keinen Frieden, keine Ruhe mein Leben lang. Ich möchte mich in die Tiefe stürzen, um ihn zu suchen, ich möchte die Welt ausreißeln bis an's äußerste Meer, um ihn zu finden. Aber ich weiß wohl, ich würde auch dort seiner nicht gewiß werden. Nirgende, nirgends!

„O, der Zweifel wird mir noch meine Seele entzwei reißern!

„Ja ja! der innere Zusammenhang mit der That des Schmieds! Das Fatum wälzt sich heran zur Rache!

„O, wenn ich doch nur dem eigenen Kopfe seine Grübeleien stopfen könnte! Nicht zweifeln! Glauben! Glauben! O Herr, ich glaube! hilf meinem Unglauben!

„Ach, ist es denn wahr? Hat man denn Alles in diesem Leben? genießt denn der Geist wirkliche Seligkeit durch das Eindringen mit dem Gedanken in den geheimnißvollen Prozeß der Natur und des Geistes durch alle seine Stadien hindurch? Hat man Frieden und volles Genüge dabei? — —

„Wenn ich Nachts zu den Sternen schaue und die Hoffnung meiner Kinderjahre vor mir auftaucht: ich würde einst diesen Sternen näher kommen, würde in ihre Geheimnisse tiefer schauen dürfen, — würde meinen Gott erfassen und mit ihm in seliger, ungestörter Harmonie dann zusammenleben, — würde meine Mutter, meinen Vater — und alles Theure wieder finden, — o dann drängt sich's stoßweise aus meiner Brust auf, ich möchte laut aufschreien und klagen um die verlorene Hoffnung; —
— ach! und wenn ich dann an den Tod denke, — an das Grab, — o jenes Gefühl, — jene Angst, daß man auch im Grabe noch hört, — noch von sich weiß, — und doch nichts mehr vernimmt, wo es ewig still ist und nur die Würmer nagen — hu!

„Man muß sich an die Existenz anklammern. Leben und Atmen ist doch das Gewisse, und der Besitz giebt Sicherheit. Alles Andere ist nichts, kein Punkt des Anhaltes in der ganzen Welt. Die Idee, — ja man sollte immer die ganze Welt zusammenfassen, um die Idee, die Trost bringen soll, herauszubekommen. Und doch ist die Idee wieder das Fatum, das die Existenz, die eine Schuld ist, vernichtet!

„Wenn ich nur nicht wahnsinnig werde, es ist mir oft, als wälze sich das Fatum heran, um mich und mein Kind zu verschlingen!

„Wenn ich die Idee statt meines Gottes sehen muß, so ist es, als würde mir eine Wurzel tief aus der Seele gerissen, aus der ich Leben saugen muß.“

Dreizehntes Capitel.

Robert hatte seine Stelle mit leichtem, ledem Muthz niedergelegt, ja vielleicht war ihm der Vorwand nicht unerwünscht, er hatte dadurch eine Rechtfertigung vor sich selbst. Ein kleines Capital, das eben eingegangen war, reichte schon für einige Zeit zum Lebensbedarf, und er hoffte in Bälde entweder auf eine Professur im Auslande, zu der alle Aussicht vorhanden war, oder getraute er sich auch von Schriftstellerei zu leben.

Auf seine Gattin aber machte der Austritt des Philosophen aus einer Anstellung mit sicherem Einkommen eine erschütternde Wirkung. Das Innere dieses armen Weibes war ja der Heerd, auf dem alle modernen Ideen sich auslochen und verkohlen mußten; — war es ein Wunder, wenn er am Ende mit verkohlt wurde? Von Natur aus war sie keine starke Frau, sie vermochte nicht groß zu denken, nicht vieles zu umfassen, aber desto jähz klammerte sie sich an das an, was ihrer hülfbedürftigen Natur unentbehrlich schien, und in Augenblicken, da sie keinen Fels hatte, ergriff sie jeden Palm und suchte den Fuß in Sand zu stemmen. Dazu gehörte denn auch das Geld. Sie hatte seine Nothwendigkeit so kennen gelernt. Theils die Noth, deren Zeuge sie geworden war, theils

die nicht ganz geringen Bedürfnisse ihres Vatten, die, wie sie wohl wußte, befriedigt werden mußten, wenn seine Laune eine heitere bleiben sollte, theils die Sorge für ihr Kind, das eine Zeit lang unpäßlich gewesen war und der Mutter manche schlaflose Nacht gemacht hatte, — das Alles machte sie oft beinahe geizig, obgleich ihre eigenen Bedürfnisse nur gering waren. Sie war auch hierin das Gegentheil von ihrem Vatten, der das Geld nicht besonders achtete, aber brauchte. Schon das frühere Zusammenleben hatte Deficits gebracht, das Hungerjahr ersparte sie nicht, Zinseinnahmen storkten: — da sah denn Elisabeth mit ihrem grübelnden Geiste die Consequenzen von all dem in der Perspektive, und die innere Zersahrenheit äußerte sich oft mehr und mehr auch in ihrem Thun, das abgerissen, sich widersprechend war.

Sie hatte ihm ihre Gelbbefürchtungen zwar mitgetheilt, doch er mit piquirt fröhlichem Muthe hatte ihr die Mannigfaltigkeit der möglichen Auswege im besten Lichte geschildert.

Nun war aber kurz nach Niederlegung des Amtes die Nachricht eingegangen, daß ein bedeutendes Capital, das Elisabeth's Vater einem ihm befreundeten Kaufmanne übergeben hatte, auf das Elisabeth am sichersten gehofft, jezt ohne Zweifel verloren gehe, da dieser Kaufmann bankrott sei.

Einer kleinen Summe, die ihr von anderer Seite einging, bemächtigte sie sich mit Gier und betrachtete sie wie einen Leben erhaltenden Schatz. Sie wollte ihn als Nothpfennig festhalten; ja, sie gelobte sich, daß die Noth sogar ihr denselben nicht allzu schnell entwinden sollte.

Elisabet saß neben der Wiege ihres Kindes, das in seinem Bettchen spielte. Ein Anflug von Noth zeigte sich wieder auf den Wangen des Knaben, was auf das Herz der Mutter einen wonnigen Eindruck machte. Mit Lächeln schaute sie von Zeit zu Zeit von ihrer Arbeit auf und wiederholte mit ihm ein Gebetlein, das sie ihn heimlich lehren wollte, um den Vater damit zu überraschen. Der Kleine legte sein Spielzeug vor sich hin, faltete seine Händchen (seine Sprachgabe hatte sich besonders früh entwickelt) und sagte langsam der Mutter nach: „Lieber Gott, — mach mich fromm, — daß ich zu dir — in Himmel komm!“ Elisabet wollte durch diese fromme Uebung ihre eigene, im Unglauben oft fast verzweifelnde Herz beschwichtigen und fest machen.

Der Vater war unbemerkt eingetreten und hatte dieses Liebchen mit angehört.

Unser Held hatte sich mit erneuter Kraft auf eine schriftstellerische Arbeit geworfen, und war eben wieder in Untersuchungen über den Begriff des Schönen. Weil er aber nun einmal mit sich übereingekommen war, daß ein persönlicher Gott zum Begriff des Schönen nicht passe, so hatte das Grübeln nach Beweisen für seine Ansicht ihn in einen stark piquirten und darum etwas unschönen Widerspruch gezwungen. Er war unter Andern zu der felsenfesten Ueberzeugung gekommen, daß ein Gott, wenn es einen gäbe, launisch, grausam, böse sein müßte, daß der Glaube an ihn nothwendig zu Verbrechen und Schändereien führen müßte, welche Ansicht er aus der alten Bibel herausgelesen hatte. Nun was Wunder, daß unser

Philosoph, wie er das rührende Gebetlein seines Kindes hörte, nicht durch die Einfalt des Kindes, noch durch das Entzücken der Mutter, mit dem sie es ihm nun entgegen trug, bewegt wurde. „O weh! Müssen die ersten Worte, die der Kleine lernt, Himmelsworte und fromme Gottes-sprüchelein sein? — Du weißt längst, daß ich solche alberne Gebetlein nicht liebe.“ — Um aber dann der Vattin, die sich tief verletzt zurückzog, zu zeigen, daß er sich dennoch über das leibliche Wohlbefinden seines kleinen Sohnes freue, fügte er freundlicher bei: „Das Kind scheint wirklich ganz hergestellt.“

„Ja, mein Gott hat mir ihn wieder geschenkt,“ sagte Elisabeth mit Nachdruck, indem zwei große Thränen ihre Wangen herunterrollten. — Sonderbar! dies Wort war aus dem Munde eines Weibes ja natürlich, Robert konnte ja zufrieden sein, daß Elisabeth die Genesung des Kindes als freies Gnadengeschenk ihres Gottes ansah; aber die Art, wie sie es äußerte, erschien ihm als Oppositionsmacherei, und er sagte spöttisch lächelnd: „Ja, durch ein Wunder!“

„Nein, nicht durch ein Wunder! sondern durch seine gnädige Bewahrung und Fürsorge! — Und den Glauben an diese Fürsorge,“ rief sie plötzlich mit einer Heftigkeit, die er noch nie an ihr gehört hatte, „sollst du mir nun und nimmermehr entreißen! Ich weiß es ja längst, daß du keinen Gott hast, zu dem du beten könntest! — In deinem eigenen Gehirne sitzt dein Gott, nur dich selbst weist du anzubeten, und was noch über dir steht, ist nichts als die eiserne Nothwendigkeit! Und weil du das

religiöse Gefühl verhöhnt, bist du frivol, wenn du es gleich nicht Wort haben willst."

"Armes Weib! mäßige deinen Eifer!" sagte Robert mit verächtlichem Mitleiden, „du bestätigst immer vollkommener, was mir längst klar geworden ist, daß du nemlich gänzlich unfähig bist, dich je zu einer rein geistigen Auffassungsweise des Göttlichen zu erheben. Ich kann dir dies nun gerade nicht verargen, und ich bereue, dich je deinen materialistischen Vorstellungen entreißen gewollt zu haben, denn sie mögen mit deiner Natur allerdings verwachsen sein, — auch kannst du nach Belieben die starre Geistesmasse, die du keinen Gott nennst, beibehalten, aber mein Kind darf nicht mit deinen Abgeschmacktheiten großgezogen werden, — und ich gestehe dir, daß mir ein Weib, das diese großen Fragen nicht verarbeiten kann, ihnen nicht gewachsen ist, und sie dennoch unaufhörlich wiederkaut, nachgerade eine unheimliche Erscheinung wird, und ich möchte dich bitten, wenn es gut zwischen uns bleiben soll, deinen dumpfen Grübeleien ein für allemal den Abschied zu geben, das Stehn zu lassen, was du nicht verstehst, und dir in Sachen, wo du nie Richterin sein kannst, auch kein Urtheil anzumessen. Nur deine gänzliche Untüchtigkeit, die logische Begriffsbestimmung der Gottheit aufzufassen, macht deinen Vorwurf erklärlich, ich wüßte den Gott nur in meinem eigenen Gehirne zu finden. Er wohnt allerdings in meinem Gehirne, und du wirfst ihn schwerlich daraus vertreiben! Aber es ist mir darum noch nie eingefallen, ihn nicht auch außer mir, über mir, ihn nicht in seiner Ganzheit als den Geist des Alls zu erfassen, als die geistige Einheit aller —"

„Ja,“ rief Elisabet, „als den Geist, der dir seine Weisheit verbankt! Als den Geist, der sein Leben aus dem Lode seiner Geschöpfe saugt, der sie erzeugt und herauswirft in die Welt, um durch sie klug zu werden, und dann sie niedertretend, ihr Leben wieder an sich zu reißen! Der nichts ist als das kalte, todte Fatum, das alles Leben in seinen Abgrund schlingt! — Du hast mich,“ fuhr sie etwas ruhiger fort, „so eben eine unheimliche Erscheinung genannt, und ich begreife das um so mehr, da ich selbst, da die ganze Welt mir oft als eine so unheimliche Erscheinung vorkommt, — so fahr, so eke, so schauerlich, daß ich verzweifeln möchte, daß ich fliehen möchte in ein Heiligthum, und dann, — o dann werd' ich gewahr, daß ich keines mehr habe!“

Diese Sprache erschütterte unsern Helden. „Da, Elisabet!“ rief er, „was soll dieser Ton, diese Heftigkeit? Ich gestehe dir, daß sie mich erschreckt, aber ich muß dir immer von Neuem wiederholen, daß nur deine Unfähigkeit, das Göttliche zu erfassen, diesen tiefen inneren Zwiespalt hervorrufen kann. Wo in der weiten Welt vermöchtest du denn vollkommnere Harmonie, herrlichere Einheit, ein tieferes Durchdringen des Göttlichen im Menschlichen zu finden, wo vollkommnere Versöhnung aller Gegensätze, wo einen heiligeren, großartigeren Zusammenhang der ganzen Welt? Leugne ich denn das Göttliche? Ist es dir genommen, wenn du dir's nicht mehr als Mann, der von oben herab auf dich einwirkt, ohne daß du weißt, wie — als fremde, starre Masse denken mußt? Ist es nicht vielmehr herrlicher, befriedigender, wenn du ihn als heilig wirkende Kraft in dir selbst, in der Menschheit weißt?

Heißt es denn nicht auch in der Bibel: Ihr seid der Tempel des lebendigen Gottes?“

„Und willst du denn leugnen,“ erwiderte Elisabeth heftig, „daß dein Gott nicht vorher weiß, wie es morgen mit dir steht, daß er durch euch Herren sich erst zum Selbstbewußtsein hinarbeiten muß, daß ihr ihm zum Leben verhelfen müßt?“

„Die Welt geht in ewigen Kreisen nach ewigen Gesetzen,“ sagte Robert; „aber erst der Lauf der Welt macht diese Gesetze lebendig, und alles Lebendige, obgleich es frei herausgetreten ist aus der göttlichen Quelle, muß dennoch in diesen Kreisen wandeln, und was es vollbringt, sei's gut oder böse, muß wieder höheren Zwecken dienen, — das bewährt ja der Lauf der Weltgeschichte, und ich habe dir dies längst erklärt.“

„Ich weiß das wohl, ich weiß es längst, — ich weiß Alles, was du mir hierüber sagen kannst, aber es vermag mir nicht Frieden zu geben in Augenblicken innerer Angst.“

„In Augenblicken innerer Angst!“ rief Robert mit plötzlich ausbrechender Ungebuld; „warum hast du denn Augenblicke innerer Angst? Was soll denn diese krankhafte Empfinderei? Hast du denn Noth, oder Kummer, oder Anfechtung? Hast du denn nicht mich zur Stütze, das Ewige zum Halte und die ganze weite Welt zur Freude und Bewunderung? Statt alles dies mit ganzer Seele zu erfassen, statt sich zu stählen gegen die jämmerliche Schwäche und sich am Starken emporzuranken, geht die Thörin rückwärts wie ein Krebs, quält sich mit ihren Einbildungen und krümmt sich in sich selbst wie ein Wurm,

weil sie sich und mich nicht von der Falschheit meines Wissens überzeugen kann! Ha!" rief er auslachend, „von dieser Aufgabe möchtest du freilich eher erdrückt werden, als daß du sie zu lösen vermöchtest! — O, ich fühle es,“ fuhr er grimmig fort, „es wird nicht gut, ich habe einen dummen Streich gemacht; ich wollte ein Weib heirathen, und es ist mir ein Kind zu Theil geworden, das nie mündig wird, das sich nie zur Selbstständigkeit erheben kann, das das Ideal des Weibes in seiner inneren Genüge nie zu erreichen vermag.“

Elisabet's Lippen zuckten krampfhaft. „Du hast Recht, Robert,“ sagte sie leise, „es fügt sich nicht mehr, ich fühle es, ich ahne es, es wird nicht gut.“

„Und wer trägt die Schuld?“ fuhr Robert mit erneuter Heftigkeit fort, „wer anders als du mit deinen Träumereien und Grillen! Ich muß dir noch einmal sagen, daß mir eine Gemüthsrichtung, die wie die deine so schlaff in grauen Grübeleien sich verliert, ohne alle Schnellkraft von jedem Drucke niedersinkt, des Lebens goldene Güter mißachtet, und in dumpfer Abspannung sich aufzehrend für das Leben untauglich, für den Fortschritt der Zeit, für die ganze moderne Zeitbildung unempfänglich sich zeigt, — daß mir eine solche Gemüthsrichtung höchst widerlich ist; es ist eine Schwäche, die du überwinden mußt, — ich kann dies von dir als meiner Gattin fordern. Deine substantielle Ehrlichkeit, die Alles so fest packt und die Gedanken nie flüßig in sich werden lassen kann, möchte zu loben sein, wenn du in anderen Verhältnissen wärest, aber als meiner Gattin genießt dir dies nimmermehr. — Elisabet,“ fuhr er ihre Hand er-

fassend fort, „ermanne dich, lerne der Wahrheit geraden Blickes in's Angesicht schauen, lerne es erkennen das göttliche Loos, das dem Menschengeschlechte zugetheilt ist: einzubringen in die Tiefen der Gottheit, zu erfassen das Bleibende im Verhenden, festzuhalten den Gedanken aus der fliehenden Erscheinung, und so erkennend, bewundernd, — beseligt die ganze Welt in seinem Busen zu tragen! — Was ist dir denn genommen, wenn du diese alberne, antiquirte Vorstellung eines persönlichen Gottes endlich fahren lässest? Glaubst du, er wirke auf übernatürliche Weise auf dich ein, und du seiest nur sicher auf der Welt, wenn dieser seine Augen über dir offen halte? O, der kindischen, weibischen Verkehrtheit! Hab' ich dir doch längst erklärt, daß der Gang der Welt ein fest in sich gegliederter sei, daß Alles seinen Zweck habe, und daß die Idee —“

„Ich weiß, ich weiß,“ sagte Elisabet, die bisher wie träumend dageessen hatte, „wir wollen abbrechen. Ich verspreche dir, diese Gegenstände nie mehr zu berühren!“

„Nein, wir wollen nicht abbrechen, denn damit bleibt wieder Alles, wie es gewesen, und ich will nun einmal heute jede Scheidewand zwischen uns niederreißen. Kannst du denn wirklich noch so blind und taub sein, deine Gottheit dir als ein besonderes Wesen, als etwas Fixes und Festes, das der Welt in todter Langenweile zuschaut, als etwas in der Luft Wohnendes, das dich äußerlich an der Hand führte, zu denken? Haben denn meine Belehrungen so gar nicht Wurzel gefaßt? Kannst du dich denn nie zum Begriff der Immanenz erheben? Nie begreifen, daß deine Stärke und deine Schwäche aus göttlicher Quelle

kommt, daß Gott sich selbst beschränkend in dir wohnt, und durch dich, aus dir wirkt? Bedenke doch einmal: du hast einen Gedanken. Dieser Gedanke kann das Werk eines Augenblickes, eines Zufalles sein, er geht aus deiner freien Entschließung hervor; — aus dem Gedanken wird eine That, diese That ist von unberechenbaren Folgen, und das Ende beweist, selbst wenn für uns zunächst das Resultat dunkel bliebe, daß die That, ob gut oder böse, nothwendig war, daß sie sich einfügen mußte in das große Weltganze, daß sie höheren Zwecken dienen mußte; — und diese faktische Dialektik, durch welche Gott innerhalb seiner Welt wirkend dieselbe zu sich hinanzieht, — ist sie denn nicht großartiger, befriedigender, als wenn du annimmst, daß dein Gott deinen Thaten zuschaue, sie äußerlich bestimme und regle?“

„Ja, darin liegt gerade das schreckliche Gift eurer Weisheit, das ist die kalte Dialektik, die euch hoch emporhebt und mich in den Staub drückt. Diese Sicherheit, mit der ihr eure Gedanken als göttliche stempelt, wird mir eine Quelle der furchtbaren Todesangst. Ich kann nicht leicht, wie ihr, durch diese Welt hindurchbalanciren mit dem stolzen Bewußtsein meiner Gottheit in mir; ich erschrecke vor jedem Gedanken, vor jeder That, weil ich mit derselben allein stehe, weil ich im Geiste die Folgen, zufällige oder nothwendige, die daraus entspringen könnten, voraussehe, oder doch zu sehen glaube, weil ich keinen festen Maßstab mehr habe für das eigentlich Gute und Rechte; denn alles Gute, energisch verfolgt, würde ja wieder böse, verschlänge mich selbst, und der Gedanke: was kümmert sich der Gott um dich, ob du daran zu

Grunde gehest, ob eines der Deinigen von ihm getreten werde, hat etwas so Schneidendes und Beklemmendes, — der kalte Hohn des Fatums grinst mich überall an.“

„O, des thörichten Weibes, in dessen schwachem Kopfe sich die Poesie in Wirklichkeit verkehrt! das den Gott durchaus nicht in sich selbst finden kann, sondern immer und ewig außer sich weilt! Bist du denn glücklicher, wenn du dich als ein deinem Gott entfremdetes Wesen denkst, das entweder in eigener Kraft sich zu ihm hinanwinden muß, wie der flache Theismus meint, oder aus Gnaden durch den Glauben an Christum, wie die Kirchenlehre will, von ihm an Kindesstatt angenommen wirst? — und hast du diesen Glauben nicht, von ihm verdammt wirst, und zwar verdammt wirst um deiner Schwächen willen, die in der nemlichen Seite deines Charakters wurzeln, in der du deine Stärke hast? Die Narrin! Als ob der Gang der Welt darum ein anderer würde, die Consequenz des Fatums darum durchbrochen würde, wenn sie in ihrem einfältigen Glauben noch fest säße! als ob nicht diese Consequenz eben die Wahrheit und ihr Kinderglaube der Irrthum wäre! Als ob nicht in ihrem eigenen schwachen Gehirn der einzige unermessliche Fehler säße, das sich in den naturgemäßen, gesetzmäßigen Gang der Welt durchaus nicht zu finden weiß, und immer noch auf unmittelbare, willkürliche, unvernünftige Hülfe von dem Mann in der Luft bauen will, und die nun sich abkehrt, weil sie nicht mehr darauf bauen kann! Wo sind denn deine Thaten? wo ist etwas, das du energisch zu verfolgen hättest? wo hast du die Zertretung durch dein sogenanntes Fatum zu fürchten?“

„Ich weiß nicht, — aber diese Philosophie macht mir oft den Kopf schwindeln.“

„Ja leider! leider! das sehe ich, daß dir der Kopf schwindelt, daß du ihr nicht gewachsen bist. — Uebrigens,“ fuhr er nicht ohne Ironie fort, „kann ich dir wenigstens den Trost geben, daß deine Gesinnung, so wie sie sich zeigt, jedenfalls dich selbst vor der Gefahr bewahrt, durch irgend ein einseitiges Pathos, durch irgend eine große That dir den Untergang zuzuziehen. Gerade mittelst dieser Angst segelst du sicher durch den Ocean des Lebens, sie hält dich so gut mitten inne, als den Philosophen seine Weisheit.“

„Immerhin, magst du spotten wie du willst, ich weiß, daß ich mir selbst und dem Gescheide zu mißtrauen habe.“

„Dir selbst und dem Gescheide zu mißtrauen hast? wie soll ich das verstehen? stehn wir auf griechischem Boden? haben dich die Götter gewarnt?“

Robert hoffte, die Gattin vielleicht von ihren Streifen Gottesgedanken abbringen zu können, und fuhr gern fort zu fragen. Aber, o Himmel! Wohin ging der Weg? In gerader Richtung vom persönlichen Gott zum persönlichen — Teufel! Elisabeth erzählte ihm mit Hast ihren einstigen Traum, wie sie nicht daran geglaubt, wie aber beim Tode ihres Vögeleins ihr plötzlich ein furchtbares Licht aufgegangen sei. Nun auf einmal erkannte Robert die Ursache, warum sie vor jeder That erschrecke, er erkannte das Gespenst, das Irrlicht, das sie immer rückwärts geführt hatte und doch nicht zu vertreiben gewesen war. „Ja, wahrlich!“ rief er mit lautem Lachen aus, „setz' ihren Fuß auf ellenhohe Socken, sie bleibt am Ende, —

was sie ist!“ — „Arme Elisabeth,“ fuhr er gutmüthig fort, „der Tod deines Vögeleins ist dir nach Jahren noch ein graues Schicksalszeichen, ein Merkmal der Schlingen, die dir der Satan legt! Und das absolute Wissen soll also für Elisabeth die Pandorabüchse sein, und sie gar dem listigen Teufel zuführen! — Nun, bis jetzt wenigstens hat es noch nicht den Anschein, Elisabeth geht außerordentlich vorsichtig mit ihrer Büchse um, und scheint dabei immer ihren Satan vor Augen und im Herzen zu haben.“

„Und hat es sich denn nicht bestätigt?“ sagte sie mit düsterem Blide; „ist nicht diese Büchse für mich die Quelle aller Unseligkeit? hat nicht deine Philosophie mich auf's Schlüpfrige geführt, und ist nicht das, was mich gerettet hat, etwas Anderes als deine Philosophie?“

Robert ging nicht unmittelbar hierauf ein, — es bleibt ungewiß, ob er es gehört hatte, — er sagte auf einmal: „Aber, Elisabeth, ist es dir noch nie aufgefallen, daß dein gewaltiger Feind eigentlich ein großer Dummkopf ist, daß er dir seine geheimen Pläne eröffnet, ehe er sie ausführen kann? Er macht es wie die Franzosen mit ihren Kriegsplänen, und vereitelt seinen Erfolg dadurch, daß er sie vor der Zeit ausschwaht.“

Elisabeth stupte, meinte aber nach einer Pause, die Warnung könnte auch von ihrem guten Genius ausgegangen sein. Daß etwas Wahres daran sei, daß Sinn darin sei, wisse sie ganz gewiß.

„Ja, von deinem guten Genius ist sie ausgegangen und etwas Wahres ist daran und Sinn ist darin, das ist gewiß, aber nicht ein Sinn, wie du ihn fürchtest, der eine äußere Bedeutung hätte und wirklich von einer

finsternen Macht herrührte, die im Hintergrunde lauerte, — wahrhaftig, ich kann auch unmöglich glauben, daß nach all meinen Erklärungen über den Ursprung des Bösen und seine Bedeutung, — wie es nur die Rehrseite einer Kraft ist, wie seine Gewalt in's Nichts zurückfällt, sobald sie überwunden ist, — daß nach all dem noch solche krasse Verurtheile und blinder Aberglaube in die Wurzeln könne.“

„Ich fürchte keine finstere Macht außer mir, — wenigstens nicht so sehr, als eine Macht in mir, die mich fortreißen könnte; — — du weißt,“ fügte sie schnell hinzu, als Robert aufmerksam wurde, „daß meine Lesesucht immer noch nicht ordentlich gezügelt ist.“

„Nun ja, weil du immer noch ein Kind in der Zucht bist, und allerdings mag auch dies die Ursache sein, warum du die Würde und Erhabenheit der menschlichen Natur immer noch nicht recht begriffen hast. — Daß aber der menschlichen Natur die Kraft innewohnt, sich aus allen Verirrungen, — aus ganz andern Verirrungen als die beinigen, mit vollkommener Freiheit wieder zurückzunehmen, das kann ich dir aus eigener Erfahrung bekräftigen. — Ich weiß nicht,“ fuhr er fort, „ob dieser Augenblick, ob deine Stimmung günstig ist, aber ich will nicht zögern, sondern Beides kühn ergreifen, ich will dir zeigen, was der Mensch vermag, wie alle seine Verirrungen nur dazu dienen müssen, den inneren Menschen zu kräftigen, seine göttliche Natur ihm zum Bewußtsein zu bringen. Es soll heute jeder Vorhang zwischen uns fallen, und indem ich dich in meine innerste Seele schauen lasse, gebe ich dir zugleich einen Beweis meines vollkommensten Vertrauens und meiner Achtung. — denn ich muß dabei voraussetzen,

daß du einer hohen, freien, adelichen Gesinnung fähig seist, — einer höheren und freieren Gesinnung, als du sie mir heute gezeigt hast, denn heute mußte ich, leider deutlicher als je, finden, daß dein schwaches, unselbstständiges Ich bei dir selbst eine gar große Rolle spielt. — Aber ich weiß," fügte er schmeichelnd hinzu, „daß Elisabeth, wenn ihr Vater sie auffordert, dennoch die Kraft hat, sich auch über ihr Ich zu erheben, auch den Mann zu begreifen, wenn seine Bekenntnisse auch ihren eignen Ohren einigermassen fremd klingen sollten."

Elisabet ließ sich vom Vatten wieder auf das Sopha niederziehen und sah ihm mit gespannter Erwartung in's Angesicht, als er fortfuhr: „Du weißt und ich habe dich schon oft darauf aufmerksam gemacht, wie die Natur der Männer eine andere ist, als die der Frauen, — (heute," murmelte er vor sich hin, „ist mir dies klarer als je geworden), und ohne mich deutlich auszudrücken, habe ich dir schon oft Winke darüber gegeben, daß jeder Mann durch innere Wehen, durch Schuldbewußtsein hindurchgegangen sein muß, wenn er ein ächter Mann sein soll, daß er die Erfahrung des Abfalls vom Unendlichen, die Kenntniß des Bösen haben muß, um mit Geistesaugen einzudringen in die Tiefen der Welt, um diese Kluft mit eigenen Augen zu prüfen, die das endliche, beschränkte, sinnliche Dasein von seinem göttlichen Ursprunge scheidet. Wer das nicht gethan hat, der ist ein Weib, er lebt noch in jugendlichen Illusionen einer erträumten Welt, oder er sieht, wie meine Elisabeth, das Böse noch als ein bedrohliches Princip an, das im Hintergrunde lauerte und ihm nachstellte, er ist noch nicht hindurchgedrungen zu dem

lichten, heiteren Tage der Freiheit. — Heute nun lege ich dir das Bekenntniß ab, daß ich tiefer, als ich dich bisher ahnen ließ, aus dem Becher der Lust getrunken habe, daß jugendliche Verirrungen sich auf meinen frühern Lebensweg einzeichneten, — und die Ruhe, mit der ich dir jezt davon sprechen kann, die Festigkeit und Sicherheit, die du schon so oft an mir bewundertest, und die dir seit unserer Verheirathung noch nie Veranlassung gab, an mir zu zweifeln, — das Alles mag dir ein Zeichen sein, daß dem Menschen keinen Augenblick die Freiheit genommen ist, wieder in sich selbst zurückzukehren, wenn er sich verloren hat, daß er nur in seine eigene Tiefe greifen darf, — sich nur sein göttliches Wesen zum Bewußtsein bringen darf, um alsbald aus demselben die Kraft zu schöpfen, die unregelmäßigen Triebe zu überwinden und seine Natur wieder in die Schranken zu weisen, die ihr von oben her gezogen sind.“

Elisabet stand hastig auf, diese Worte wühlten die widersprechendsten Gedanken und Empfindungen in ihr auf. War es Wehe um den Verlust eigener Seligkeit, — war es die plötzliche Zurückversetzung in jene Zeit, da ihr dieselbe gewinkt hatte, — oder war es Ekel vor dem Bekenntniß ihres Gatten; — — sie stellte sich hinter die Wiege ihres Kindes, das längst eingeschlafen war, und betrachtete ihn mit finster blickendem Auge. — Schon oft war das, was Robert ihr jezt bekannte, vor ihrer ahnenden Seele aufgedämmert, aber sie hatte diese Gedanken immer wieder in den tiefften Hintergrund zurückgedrängt. Sie war zwar gewöhnt, — durch die ganze Literatur der Neuzeit gewöhnt, — dergleichen menschliche Verirrungen

als etwas Alltägliches zu betrachten, — alltäglich in den Büchern; — aber so eigenthümlich, ja egoistisch ist unsere Natur: das, was uns gehört, soll eine Ausnahme machen, und wenn wir nun ganz gewiß erfahren, daß es nicht so ist, so erwachen wir aus einem schönen Traum zu einer unschönen Wirklichkeit. Elisabeth gedachte der Warnung ihres Freiherrn vor Robert's Grundsätzen und sagte mit fast finstern Ausdruck: „Und wer steht mir dafür, daß das, was einmal die Oberhand hatte, sie nicht auch wieder bekommen könnte? daß der Hele, als der du dich selber fühlst und auf den ich mich stützen muß, nicht wieder weiche und umfalle und sich umherwälze?“

Robert lachte laut auf mit gezwungener Fröhlichkeit. „Ja, du andächtige, vorsichtige, grübelnde Kreatur! du darfst nur deine Widerwart auf die Spitze treiben, dann weicht dein Hele und fällt um und wälzt sich umher, zur Thüre hinaus und sagt seiner schönen Frau und seinem schönen Kinde Adieu. Doch Spaß bei Seite,“ fuhr er fort, „denn es handelt sich hier um ernste Dinge: wenn deine Lefelichhaberei nur irgend nachdrückliche Früchte getragen hätte, oder wenn sie dir in deinen Brängstigungen nicht wie Rauch entschwänden, so müßte dir im Augenblick klar werden, daß eben darum, weil dein Gatte die Irrwege des Lebens kennt, weil er schon zur Genüge in denselben umhergeirrt, weil er den innern Unfrieden, die Zweckwidrigkeit alles ungöttlichen Lebens und Treibens geschmeckt hat, — daß eben darum von ihm dergleichen Rückfälle viel weniger zu befürchten sind, als bei einem Manne, der sie nicht geschmeckt hat. Denn im Geistigen (um dein Bild wieder aufzunehmen) ist es

gerade umgekehrt, als im Arcatürlichen, — es giebt da keine Felsen, die sich nicht einmal losgerissen aus dem Muttergrund, aber diejenigen, die von dem Erdbeben umhergeworfen wurden, haben ihre Ecken abgestoßen, sie sind zugehauen und geschickt gemacht, sich einfügen zu lassen in den großen Bau der Welt, und eben solche Felsenstücke werden die sichersten Grundpfeiler für die Menschheit und — für ein schwaches Weib. Glaubst du denn, ich hätte mich gebunden, hätte dich zur Gattin gewählt, wenn ich meiner nicht gewiß gewesen wäre? Ich bin sowohl durch meine Vernunft, als durch Erfahrung belehrt, daß die gesegnete Ehe, daß das Familienleben die schönste und reichste Quelle des Glückes ist, daß dem Menschen Beschränkung nothwendig ist, weil er sich sonst in's Maaslose verirrt und verliert, und weil Ein gutes Weib, wenn es nämlich ein solches ist und sich als solches zeigt, uns glücklicher machen kann, als alle unflüchtigen sinnlichen Verlockungen. —“

„Warum aber,“ fragte Elisabeth nach einer Pause etwas zögernd, „nanntest du in dieser Verbindung so eben die Literatur?“

„Bist du denn heute ganz blind?“ rief der Vater ungehalten. „Weißt du denn nicht, daß das Durchlebte und Ueberlebte die Heilung mit sich bringt, daß nur der recht frei ist, der geirrt hat, sei es in Gedanken oder in der That, und daß, wenn wir die Folgen mit ihrem Unheil kennen, wir stark gegen die Versuchung werden! Oder hast du vergessen, daß in der Poesie so gut wie im Leben das Irren es ist, was reinigt, weil eben das Extrem, das Alles auf die Spitze treibt, — sei nun das

Extrem zur That geworden oder nur poetisch angeschaut, uns von Grund aus curirt und wieder nach dem Mittelpunkt treibt. — Doch das," septe er lächelnd hinzu, „wird ja Elisabet um so besser begreifen, als sie ihren Mittelpunkt immer mit beiden Händen zu umklammern strebt.“

„Ich will dir etwas sagen," erwiderte die Gattin; — „eben diese Literatur hat mich, seit ich recht tief schaue, etwas Anderes gelehrt, was ich dir immer verschwiegen habe: daß nämlich objective Dichtungen nicht heilen, oder vielleicht nur so lange heilen, bis ein neuer Anlaß kommt, der die alten Schäden wieder aufreißt; daß, wenn das Herz das gleiche bleibt, man ihm nur von einer andern Seite beikommen darf, um es wieder auf dem alten Fleck zu haben, daß nichts — nichts sicher stellt vor den nämlichen Verirrungen selbst im Alter, denen man in der Jugend nachgegeben hat. — Ist nicht Göthe selbst hiervon ein sprechender Beweis? hat nicht sein Leben der dunkeln Flecken genug? ja, ist seine Ehe selbst mit all ihrer traurigen Kälte und geistigen Armuth nicht solch ein dunkler Fleck?“

„Wünschtest du wohl, daß sein Leben diese dunkeln Flecken nicht hätte, die solche hellen Flecken in die Poesie gesetzt haben?“ fragte Robert spöttisch.

„Das gehört nicht hierher," sagte Elisabet, „ich spreche vom Leben; für's Leben giebt uns der Kultus des Genius keine Garantie. Ja, im Gegentheil, eben daß man die dunkeln Flecke im Leben wünschen muß, um die Schönheit der Poesie zu gewinnen, liegt darin nicht eine Schlange, die dich beißen kann? — Und wie oft

wird dann das schöne Ende, das Extrem, nur um der Kunst willen beliebt, ist nur Schein, zum Spott der wahren Poesie und zur Schande für den ungehefferten Dichter.“

„Pah! Eine Splitterrichterin! Eine Sündenriecherin aus Garantiebedürfnis! — Doch angenommen, du habest Recht, wie verhält sich das zum Beweis, daß in mir selbst keine bessere Garantie für dein Glück zu finden ist?“

„Weil ihr eure Ehen nicht mehr vor Gott schließt, sondern nur vor euch selbst, und weil der Kopf der Menschen gar sehr wankelmüthig ist, — bei der größten Stärke, bei dem besten Willen.“

„Ja, und um so gewisser wankelmüthig werden muß, je weniger er Glauben an seine Gesinnung findet,“ sagte Robert mit finsterem Blick, der Elisabeth erschreckte.

„Ich weiß es ja wohl zu schätzen, daß du ein starker, innerlich gekräftigter Mann bist,“ sagte sie demüthig, „und selbst deine Verirrungen, die du mir so eben gestandest, — so sehr mir das Herz dabei erbebt, — sie sollen mir dennoch gesegnet sein, wenn du — wirklich durch sie zur Erkenntniß gekommen bist, daß nur die vor Gott geheiligte Ehe Frieden und Ruhe geben kann. — Aber Robert,“ setzte sie schnell fragend hinzu, „ist denn auch wirklich damit, daß man von diesen Verirrungen abläßt, Alles abgethan, alle Schuld gesühnt, — alle Gerechtigkeit erfüllt? — Hast du nie unschuldige Mädchen unglücklich gemacht, den Frieden ihres Lebens untergraben, und liegt dir das nicht immer noch wie ein Centner auf deinem Gewissen?“

Robert wollte lächeln, — spöttisch lächeln über der Gewissenhaftigkeit seiner Frau, aber seine Lippe zuckte doch ein wenig, als er zögernd sagte: „Solche Schulden sind geistig gelöst, sobald die Erkenntniß derselben unser Inneres durchdringt, und der Wille zur Ueberwindung erstarkt; dann ist auch die Verirrung von uns genommen, wir stehn darüber, der Riß ist ausgeglichen, — man ist ein anderer Mensch und feiert die Versöhnung mit seinem Gott.“

„Das ist nicht wahr!“ sagte Elisabeth schnell und heftig; „jede Schuld hat ihre Folgen; es ist eine furchtbare Gerechtigkeit in der Welt und sie fällt auf den zurück, — es rächt sich Alles wieder an dem, der die Schuld verübt hat —“

„Nun ja,“ fiel ihr Vatte ein, „die Folgen müssen wir freilich tragen . . .“

Er wurde unterbrochen durch den Postboten, der ihm einen Brief überbrachte. Robert las, wurde bleich und ging dann hastig zur Thüre hinaus.

Elisabet mit ihrer ahnungsvollen Seele fühlte einen Stein auf ihrer Brust, vergaß sich aber endlich ein wenig in der Beschäftigung mit ihrem Kinde, das seine Arme um ihren Hals schlang und durch seine zärtlichen Liebkosungen und süßen Schmeichelnamen die Mutter in einen halben Taumel versetzte.

Nach einer Stunde trat Robert wieder ein, näherte sich der Gattin, nahm ihre Hand und sagte: „Elisabet, es ist mir ein Trost, daß du selbst vorhin das Wort ausgesprochen hast, das zugleich die Antwort auf diesen Brief und die Versicherung deiner Gewährung in sich trägt, —

das Wort, daß die äußere Gerechtigkeit erfüllt werden müsse, daß die Folgen unserer Verschuldungen von uns getragen und die Schuld eben dadurch gesühnt werden müsse.“ — Der mit höchster Spannung horchenden Gattin erzählte er nun weiter: „Meine erste Geliebte, ein Mädchen niedern Standes, hatte ein Kind, für das ich Vaterpflichten habe. Bei der Zurückkunft von meinen Reisen hörte ich, daß dieselbe in dem etwas entfernten Distrikt, da sie sich aufhielt, gestorben sei, und das Kind auch. Ich hatte mir immer vorgenommen, für Lechteres zu sorgen und ich würde es auch erfüllt haben, wenn nicht die Kunde seines Todes mich dessen überhoben hätte. — Nun kommt so eben dieser Brief von dem Pfarramt jenes Ortes, der mich benachrichtigt, daß sowohl Mutter als Kind noch leben; erstere habe einen tiefen Haß gegen mich in der Seele getragen, — sie hatte einen starken Charakter, — und sei auch jezt noch nicht zur Versöhnung gestimmt, obgleich das Schicksal sie mürbe gemacht. Das Kind sei durch die Blattern blind geworden, die Mutter durch das Hungerjahr und eigene Krankheit gänzlich verarmt. Der Pfarrer wendet sich nun an mich, da er mein früheres Verhältniß zu ihr kennt, (sie übergab ihm das schriftliche Eheversprechen, das ich ihr einst gab, mit der Anweisung, im Falle ihres Todes mir dadurch die Verbindlichkeit, für das Kind zu sorgen, aufzuerlegen, und das er zur Beglaubigung nun beilegte;) er schreibt, daß er den Schritt ohne Vorwissen der Person thue, die lieber sterben, als mich um eine Unterstützung angehen wolle, aber wenn ich ein Mann von Ehre sei, so werde ich wissen, was ich zu thun habe. — Nun, Elisabeth, ich will

der armen Leidenden zeigen, daß ich ein Mann von Ehre bin, und daß sie nicht Ursache hat, mir ihren Haß nachzutragen, und will dir zeigen, daß ich ein Mann von Ehre bin und alten Verbindlichkeiten genug thun will, — aber ich will dir die höchste Ehre anthun, indem ich dir zu einer schönen Handlung Gelegenheit gebe. Du weißt, ich habe für den Augenblick kein überflüssiges Geld, aber bald wohl wird es mir möglich sein, durch Herausgabe vermischter Schriften, die früher einzeln in verschiedenen Blättern erschienen und die mir nur noch nicht alle ausgeliefert sind, eine kleine Summe zu bekommen, — nun, dir wurde gestern unerwartet eine Summe in die Hand gegeben, ich hoffe nun von meinem edlen Weibe, daß sie mir dieselbe zur Tilgung einer alten Schuld abtrete.“

Elisabet war erst glühend roth geworden, nun wurde sie bleich wie der Tod. Wie Blitze schossen ihr die Vorstellungen von der Möglichkeit eigener Dürftigkeit, eigener Bedrängnisse durch die Seele, die die Zukunft auch für sie aufgehoben haben könnte, und der Gedanke, daß auch noch eine Andere Ansprüche an ihren Vatten habe, — daß seine Vaterpflichten sich noch weiter erstrecken, als auf das eigene Haus, und daß sie jetzt erst, in ihrer Noth und Bedrängniß, Kunde davon erhalten sollte, — ja, daß ihr eigener Nothpfennig dazu sollte verwendet werden, diese alten Schulden zu tilgen, — das Alles drängte sich so sehr in Vordergrund, daß ihr Herz nicht Raum für's Andere hatte. Das ganze heutige Gespräch, das so manches zu Tage gefördert hatte, was sie bisher tief verschlossen in der Brust getragen, hatte ohnedies ihr Wesen

in allen Tiefen erschüttert und alle ihre Schmerzen aufgewühlt, — war es ein Wunder, wenn sie in diesem Augenblick nicht Freiheit des Geistes genug hatte, die rühmliche, ehrenfeste Handlungsweise des Vatten gebührend anzuerkennen, wenn ihr der feine Takt über das Nothwendige und Rechte abging? — Ein unendliches Gefühl des Verlassenseins überkam sie, sie hörte nicht auf die Hoffnungen, in denen der Vatte wegen Besserstellung ihrer äußern Lage sich erging, — die vergangenen Tage mit den glänzenden Hoffnungen tauchten vor ihr auf, und es war ihr in diesem Augenblick, als sei sie um Alles betrogen.

„Es mag für dich,“ sagte sie unter Thränen, „wohl geziemend und schicklich sein, wenn du der Verpflichtung für die alte Geliebte nachzukommen suchst; wenn sie ein Recht an dich hat und dürftig ist, so wirst du es ohne Zweifel erfüllen müssen. Mir aber giebt dieses Geständniß in unserer gegenwärtigen Lage ein schreckliches Licht —“

„Was für ein Licht?“

„Daß man auf Menschen nicht bauen dürfe!“ rief sie mit grellem Tone hervor, und verhüllte das Gesicht, als sie es gesagt hatte.

„Da, das sagst du mir, der ich eben durch dies Geständniß und durch diese Handlung die selbst beweisen will, daß man auf mich bauen dürfe? Sagst es bei der ersten Kunde von Verirrungen aus meiner Jugendzeit, — aus einer Zeit, die ganz außer aller Beziehung zu dir liegt, die dir durch mich selbst im Vertrauen auf deinen Edelmuth mitgetheilt werden? Worauf gründet sich dein Mißtrauen? Auf die augenblickliche Ungunst der

Verhältnisse? Habe ich dir nicht hundertmal gesagt, daß das ein Ende nehmen müsse, daß im schlimmsten Falle meine Schriftstellerei uns ernähren müsse, daß aber die Anerkennung der Welt und eine endliche gesicherte Existenz nicht ausbleiben könne?"

"O, das Alles könnte auch fehlen, wie bis heute, so auch später. Es überfiel mich schon so oft eine Verzagtigkeit für diese unsere Existenz, und der Nothpennig war dann der einzige Anker, an den ich mich anklammerte. In solchen Augenblicken der Verzagttheit habe ich das Vertrauen zu meinem Gott verloren, und der Heilige kann mir keines einflößen. Der kümmert sich nichts um mich und mein Kind, ob wir darben oder untergehn, — da geht Alles mit eiserner Consequenz seinen Gang und wir sind verloren, wenn nicht die eigene Klugheit uns rettet, uns weiterhilft. Wo die Klugheit ein Ende nimmt oder an der Macht des Geschickes scheitert, da scheitern wir selbst mit und zerstoßen das Gehirn am harten Fels des unerbittlichen Fatums."

Der Philosoph knirschte mit den Zähnen vor innerer Wuth. "Deine Klugheit ist freilich nicht weit her und weiß sich nirgends weiter zu helfen. Du bist eine arme, schwache Creatur," sagte er mit tiefer Stimme und scheinbar kalt wie Eis; "du bist keines großen Gedankens, keiner erhabenen Empfindung, keiner einzigen, aus deinem eigenen Willen hervorgehenden Aufopferung fähig; und o! nun ich dich ganz kennen lerne, geht mir ein schauderhaftes Licht auf über meine große Verblendung, die sich schmeichelte, dich bis zu der Höhe emporziehen zu können, zu der ich, zu der die Welt sich aufgeschwungen hat. Ich

wollte dich prüfen — du hast die Prüfung nicht bestanden, und mit der Kenntniß deines Charakters und deiner Fähigkeiten verschmilzt sich unwillkürlich ein Gefühl über deinen Werth, das ich dir nicht auseinander setzen will, um dir weitere Beschämung vor dir selbst zu ersparen. — Ich werde mit all meinen Kräften darnach trachten, daß deine Befürchtungen über deine Existenz gehoben und dein Kleinglaube faktisch widerlegt werde. Dann magst du ruhig fortleben und deinen Jungen groß ziehen. — Von einer tieferen Verschmelzung unserer Gemüther kann aber fortan keine Rede mehr sein. Unser Leben schlingt sich künftig nicht mehr durch und in einander, es wird kalt und fabe neben einander fortgehn. — Dein Geld," fuhr er noch kälter und ruhiger fort, „soll dir unangestastet bleiben. Ich habe noch der Mittel genug, um auf andere Weise den Verbindlichkeiten nachzukommen, die ich erfüllen will, — nicht weil mich Rücksichten nöthigten, sondern einzig, um den Forderungen des Rechts, der Billigkeit und meines eigenen Bewußtseins zu genügen. Wenn ich dich einlud, an diesem Werke der Barmherzigkeit und einer alten Verpflichtung mitzuhelfen, so geschah es nur, weil ich dich ehrte und liebte und dich zur Theilnehmerin aller meiner Interessen und all meines Thuns machen wollte. — Es scheint aber, daß sich eine immer größere Kluft zwischen uns befestigen wolle; — unsere Geister und Gemüther passen nicht zusammen."

"Robert, Robert!" rief Elisabeth, — aber der Philosoph hörte nicht, wollte nicht hören, er ging schnell zur Thüre und gleich darauf zum Hause hinaus, und Elisabeth sah ihn heute nicht mehr.

Vierzehntes Capitel.

Die Thränen der armen Frau waren ganz versiegt; sie beschäftigte sich maschinenmäßig mit ihrem Kinde, als nicht, weinte stillschweigend, als ihr Mädchen sich mit einiger Theilnahme nach ihren Befehlen erkundigte, und legte sich dann zu Bette mit so gepreßtem Herzen, daß ihr das Athmen schwer wurde. Als sie endlich lange nach Mitternacht entschlummerte, spann sich das, was sie wachend verfolgt hatte, auch in die Traumwelt hinüber; das blinde Kind und die leidende Geliebte traten ihr als Gespenster entgegen, wollten ihr die Bedeckung wegreißen und drückten sie wie der Alp. Mit beklemmter Brust und ungeklärt erwachte sie Morgens aus dem fieberhaften Schlummer, stand hastig auf, klingelte, und die erste Frage war nach ihrem Gatten, von dem aber das Mädchen nichts wußte.

Sie fing vielerlei an an diesem Morgen, aber die Gedanken kreisten und kamen immer wieder auf den einen Punkt zurück: der Gatte war im Groll von ihr geschieden, seine Seele war von Verachtung gegen sie erfüllt, sie war ausgeschlossen von seinem Vertrauen, von der Theilnahme an dem edlen Werk seiner ausgleichenden Gerechtigkeit, — denn als solches erschien ihr auf einmal

seine beabsichtigte Hülfsleistung an der armen Unglücklichen und ihres Kindes.

Und wie vertrauensvoll, wie großherzig hatte er sich ihr eröffnet, hatte sie eingeladen, an dem schönen Werke der Schuldentilgung mit Theil zu nehmen, und so auf's Innigste sich als seine Gattin, als Theilnehmerin aller seiner Leiden und Freuden, wie seines Glücks, so auch seines Unglücks zu erweisen! Je mehr sie grübelte, je mehr sie sich ihren Gatten vergegenwärtigte, wie ebel, wie rein sein Wille war, Alles gut zu machen, was eine unbessene Jugend verschuldet hatte, um so ärmlicher, um so kleiner und unwürdiger erschien sie sich selbst. „Ja,“ murmelte sie in schmerzlicher Selbstanklage, „er hatte Recht, als er sagte, ich sei keines großen Gedankens, keiner Selbstaufopferung fähig; meine kleine Seele schrumpft zusammen, und wenn das so fort geht, wird sie ein Anäuel, so fest, so fest, daß keine Macht der Erde sie mehr lösen kann.“ Sie hielt eine Hand an die Stirne, die andere an die Brust, als müßte sie dort große Schmerzen zurückhalten.

„Aber was ist Schuld an diesem Elend, daß ich oft so ganz arm, so ganz verzagt dasteh, ohne Halt und ohne Stütze? Ist er Schuld oder ich? — Nein, er nicht, er folgt der schrecklichen Weisheit seines Kopfes, wer könnte ihm das verargen? — Aber ich? Bin ich Schuld? Ja! Ist es nicht Uebertreibung von mir, das Leben in seiner oberflächlichen Schöne so zu mißachten? Ist es nicht krankhafte Verzerrung, unsinnige, unselige, so in den Tiefen zu wühlen, diesen schrecklichen Durst nach Gewisheit über die tiefsten Lebensfragen so überhand nehmen zu

lassen? Kann er als mein Vatte nicht erwarten, daß ich mir all das aus dem Sinn zu schlagen suche, wenn ich nicht damit zurecht kommen kann? Was soll es denn werden, Elisabeth? Du wirst es doch nie ergründen, ob sie recht haben oder nicht! O, so fliehe doch diese Grübeleien, wie eine Pest! Lerne obenhin zu leben! Lerne die große Kunst, in den Tag hinein zu leben, durch keine Sorge und keine Angst mehr gequält zu werden! O, ich will heute noch anfangen! Ich will heute noch anfangen! Ich will mich zerstreuen! — Ich will ausgehn! — Nein, ich kann keine Menschen sehen! O, sie müßten mir meine innere Zerstörung anmerken! — Eins aber will ich thun: ich will gut zu machen suchen, was ich verdorben habe, ich will ihn bitten mich mit theilnehmen zu lassen an dem schönen Werk, — ich will ihm meinen Nothpfennig anbieten, — — aber weiß ich denn, ob es noch Zeit ist? Wo ist er? Wo muß ich ihn suchen? — Wenn er am Ende gar weit hin gereist wäre, um seinen blinden Sohn zu sehen und die Mutter zu versöhnen? Die Mutter, die einen starken Character hat und ihn bisher haßte! Das ist verführerisch! — Doch nein, das ist Unsinn — Doch warum? Männer sind zu Allem fähig, man darf ihnen nicht trauen. Was hindert sie denn, Alles bei Seite zu werfen? Hat er jener das Eheversprechen gegeben und nicht gehalten, was hindert ihn, dasjenige, was er mir gab, auch mit Füßen zu treten? — Was hindert Männer, mit kaltem Blute über Alles, selbst über Leiden hinwegzuschreiten, wenn es einmal ihr Wille ist? — Und wo wäre eine Bürgschaft, daß es nicht heute noch ihr Wille werden kann? In ihrem eigenen Innern? —

Aber das kann sich wenden, und dann ist heute gut, was gestern böse war; — im Himmel ist keine, auf Erden ist keine! — ich weiß das ja aus einem andern Beispiel! — und wo ist denn Hülfe für ein armes Weib? Da schließt kein Gelübde, man hat das Gelübde nicht vor Gott, nur vor sich selbst gethan — und wenn das Selbst sich ändert — wenn der Wille sich ändert, so weiß er seine Rechtfertigung auch aus sich selbst zu holen; — dann Elisabet stehst du auch allein, bist auch eine — verlassene Geliebte!”

Sie stand lange erstarrt, dann schauderte sie zusammen, und murmelte: „Schredlich! schredlich! Aber ist es nicht so? — Darum, Elisabet, trage wenigstens für dein Kind Sorge, denn du weißt nicht, ob Robert dir Geld zuwirft oder zuwerfen kann; — deine Großmuth war übertrieben, einseitig, und darum, wenn auch schön nach einer Seite hin, verkehrt und widersinnig nach der andern.“ — —

„Aber das ist wieder verkehrt, daß ich so grüble, man soll nicht grübeln, man soll frischweg das Gute thun; — doch was ist gut? — was besser: für Andere sorgen oder für sein eignes Fleisch und Blut? und wenn man nach jeder Seite hin in Einseitigkeit verfällt und bereuen muß, ist es nicht besser, wenn man wenigstens nicht auch noch dabei darben muß? — —“

„Aber Robert ist großmüthig, er haßt diese kleinliche Gefinnung an dir; — er wird dich immer mehr hassen, wenn du sie nicht von dir wirfst, und dein Herz so weit werden lässest, wie das seinige. — — Ja aber er liebt auch den Genuß, mag nicht entbehren, sich nicht einschränken, und wenn er das müßte, würde dann seine

Laune nicht tiefer sinken, schneidender werden, und müßtest nicht gerade du wieder darunter leiden? Die Großherzigkeit ist ein schönes, wohlthuendes Gefühl — auf Augenblicke, aber Entbehrungen machen viele bittere Stunden.“

„Aber darben jene nicht auch, und ist nicht deine Pflicht hier zu helfen, so lange du selbst noch einen Kreuzer hast? — Ja gewiß! — und Roberts Glückstern kann sich ja auch wenden, heute oder morgen, und dann, wenn er angefangen hat, dich zu verachten, — wenn du dich nicht in seinen Augen durch eine großmüthige That rechtfertigst, so bist du auf immer elend. — —“

„Und ist das Schicksal der Unglücklichen mit ihrem blinden Kinde nicht des tiefsten Mitleids werth? Bin ich nicht unmensächlich, wenn ich nur einen Augenblick zögere, mich des Kindes meines Robert anzunehmen? Seines Kindes! — Dieß Kind hat ältere Ansprüche an den Vater, weil es älter ist, und heiligere, weil es blind ist. Darum auch größere! — Größere? Rein, das nicht, ich bin ja seine Gattin, mein Sohn ist sein rechtmäßiges Kind. — Aber warum rechtmäßiger? Weil er in der Ehe erzeugt ist? Hat denn die Ehe noch bindende Kraft, wie es vor Zeiten war? Ja, ist nicht gerade mein Kind das unrechtmäßige, weil in halbem — Ehebruch — —“

„Ja, es wird mir ganz toll im Kopfe — wie ist es mit der Ehe? Ich weiß nicht mehr! Hab' ich noch ein Recht an Robert?“

„Ja, ja! wenn er mich noch liebt! — Aber er hat mir ja gesagt, er verachte mich, also liebt er mich nicht mehr! — —“

„O, wo muß ich ihn suchen? Ich will ihm Alles geben, er soll mich nur wieder lieben! Ja, Elisabeth, seine Liebe erhalte dir, und gib für sie Alles, Alles hin! — Alles? Auch deinen Gott? — — Still! Nichts mehr davon, das sei tief in Hintergrund gedrängt. Aber das Geld will ich in Bereitschaft legen und will nach ihm ausfinden. So ist's, glaube ich noch gut zu machen.“

Und die Arme legte ihr Geld in Bereitschaft und sandte nach dem Vatten aus. Ihr Kind allein machte sie ihr Elend wieder vergessen, ja ganz leise wiederholte sie ihre Gebetlein mit ihm, die ihr selbst einen großen Trost in's Herz gaben, aber sie sah sich dabei alle Augenblicke scheu um, ob der Vatte nicht hinter ihr stehe und sie darob schelte.

Dann setzte sie sich an ihr Clavier, und ohne daß sie wußte wie, kam ihr Luthers Lied in den Sinn: „Eine feste Burg ist unser Gott;“ sie sang es zuerst leise, dann immer kräftiger, und obgleich in diesem Liede manches Wörtlein war, dem nur noch ihr Herz, nicht aber ihr Kopf mehr beistimmen konnte oder durfte — ihr Herz sang allein und wurde auch mächtig getröstet. Ja, in diesem Augenblick durchblühte sie eine Ahnung des großen Sieges, der dem Glauben bleiben muß, eine Ahnung der Herrlichkeit Dessen, der das Feld behalten muß. Sie spielte noch lange; die Tage ihrer Kindheit traten im Weihnachtsglänze vor ihre Seele, und sie freute sich schon auf Weihnachten, da sie ihrem Kinde auch das Weihnachtsbäumchen anzuzünden hoffte. Sie glaubte sich schon am Wiederschein der Lichtlein in den Augen ihres Kleinen zu ergötzen. So saß sie da und spielte und

träumte, und vergaß über Zukunft und Vergangenheit der Gegenwart. — Als aber bei einem festeren Blick in die Zukunft auch die Gestalt ihres Vatten und das Loos, das ihr mit ihm gefallen war, wieder vor ihr auftauchte, als sie sich erinnerte, daß das, dessen sie eben gewiß zu sein glaubte: die Wahrheit des Christenthums und der Sieg des Christenthums und ihres Glaubens an ihren persönlichen Gott, — daß das nicht mehr sein dürfe, daß das fallen müsse, wenn ihre Existenz für die Zukunft eine gesicherte werden sollte, daß ihr zeitlicher Vortheil, ihre Liebe für den Vatten von ihr fordere, es mit ihm, dem Vatten, wider ihren Gott zu halten, weil es nicht in ihrer Macht stand, den Vatten zu überführen — als dieser tiefe Riß, der ihr Herz und ihr Leben in zwei Stücke zerschnitt, ihr deutlicher als je wurde; da stöhnte sie auf vor innerem Weh, und es war ihr, als müßte sie noch an diesem Riß verbluten. Sie sah nirgends Ruhe, nirgends Frieden. Wild schlug sie jetzt auf die Tasten ihres Claviers und suchte sich selbst in dem rauschenden Spiele zu vergessen.

Wir aber suchen zum letzten Mal in ihren Selbstgesprächen Aufschluß über ihre Stimmung und geben noch einige Stellen:

Aus Elisabeth's Tagebuch.

„Ich weiß wohl, diese starken Männer haben volles Genüge in sich selbst, sie haben keine Kämpfe, bedürfen keines Gebets, keines Haltes.

„Aber alle diese großartigen Gedanken, sie heben sich nicht über die Erde hinaus, sie spazieren nur auf

derselben herum, sie saugen den Saft aus allen Le-
bensbilkern, und wenn sie alle ausgesaugt haben, dann
haben sie die Gottheit. — Aber, o! kann es nicht Au-
genblicke im Leben geben, wo man muß, muß einen andern
Halt haben? wo Verzweiflung unser Loos wird, wenn
wir nicht glauben und hoffen können? — Wo ist aber
der Glaube, wo ist die Hoffnung? — ach! und auch die
Liebe, wo ist sie?

„Es befällt mich oft eine namenlose Angst, ein Ge-
fühl des Alleinseins, das ich gar nicht aussprechen kann;
ich meine dann, durch alle möglichen Vorkehrungen mich
selbst, noch mehr aber mein Kind vor irgend einem Zufall
bewahren zu müssen, der mir oder ihm den Tod bringen
könnte. Ich kann es darum auch fast keinen Augenblick
mehr von mir lassen und bin nur dann ruhig, wenn ich,
ich selbst es hüten kann.

„Aber auf einmal kommt wieder eine tiefe Beschäf-
tigung über mich. Wird doch mein Gott, der mich bis
hieber getragen und geschützt hat, mich auch ferner nicht
verlassen. Er wird mir mein Kind bewahren und mir da-
durch zeigen, daß er noch der alte, große, mächtige
Gott ist!

„O, ich gäbe mein Herzblut, wenn ich ihn über-
zeugen könnte, daß er Unrecht hat. — Aber ach! weiß
ich denn, ob ich nicht selbst Unrecht habe? Ob der Gott
nicht der schlafende ist, den die Menschen wecken? Wie
will ich's finden? Womit will ich's beweisen? Warum
widerstreiten sich denn Ahnungen und Begriffe so sehr? —
Meine Ahnungen gehn immer anders wohin, — und
sobald ich mir's deutlich machen will, stehn Robert's Be-

griffe da, lahl, lahl, niederschmetternd, kein Hintergrund mehr, keiner! keiner! — Herr! Herr! ich schreie zu dir, gib Antwort! nur Einmal gib mir's zweifellos in's Herz: Hast du Recht, oder haben diese Recht?

„Was ist denn das? wenn meine tiefste Seele schreit, so antwortet eine tiefe Stimme in mir: „Suche! Suche! Suche!“ Was soll ich suchen? Wo suchen? In mir? — Ich finde nichts, — keine Antwort! Es ist finster. — In der Natur? Aber kommt nicht gerade dorthier der größte Zweifel? Dorthier holt ja Robert alle seine Waffen! — — Oder soll ich in der Schrift suchen? In der Schrift! Ja, sie ist Gottes Wort! — — Gottes Wort? Tief versteckt in Irthümern, — Alles falsche Auffassung, aus der Finsterniß der Zeiten, lauter Halbwahres, — wer bürgt mir dafür, daß dorthier Licht kommt? O, ich Unglückliche! Licht! Licht!

„Es ist mir oft, als schaue ich plötzlich durch — durch eine schwarze Nacht durch in's Licht, in den Himmel. Wenn ich's aber packen will, ist Alles verschwunden, und ich tappe im Finstern. —

Als es schon zu dämmern begann, hörte sie ein Geräusch, und als sie sich umschaute, stand Ella hinter ihr. Das Gesicht des Kindes schaute bittend zu ihr empor, aber in der Stimmung, in der sie war, hatte sie weder für fremde Gesichter noch für fremde Leiden ein Herz. „Was thust du hier Ella? ich mag dich nicht sehen, geh' deines Weges.“

„Großmama schickt mich. —“

„Seit wann bist du denn wieder bei Großmama?“

„Edgar sieht mich nicht.“

„Aber Siegmund?“

„Ich rede nicht mehr mit ihm.“

„Du hast früher mit ihm geredet, und er hat dir einen Rath gegeben, der Klotilde sterben machte.“

„Ella kann jetzt doch noch weiß werden,“ sagte die Kleine.

„Der Tod deiner Klotilde hat dich schwarz gemacht, das weiß ich.“

Das Kind zitterte, aber verstummte abermals, und als unerwartet Robert hereintrat, entwich es, ohne seinen Auftrag ausgerichtet zu haben.

Robert verlangte mit ziemlich finstern Gesicht nach Speise; Elisabeth, aufgeregt durch das Gespräch mit dem Kinde und entmuthigt durch sein finsternes Gesicht, wagte keinen zärtlichen Empfang oder vergaß ihn, und der Gedanke an ihre mangelhafte Sorge für Speise machte sie bestürzt. Er war auch wirklich nicht befriedigt über die kalte Küche, die ihm vorgesetzt wurde; er sagte: „Meine Frau ist und bleibt ein lebendiges Entweder-Oder. Sie ist entweder eine gute Mutter, oder eine gute Gattin, oder eine gute Hausfrau, oder eine mildthätige Armenspenderin, oder eine gute Clavierspielerin, oder eine gute Romanleserin. Heute war sie eine gute Clavierspielerin: sie fuhr wie rasend auf den Tasten umher, als müßte sie eine ganze Armee in's Feld jagen.“

„Nein, aus dem Feld wollte ich eine Armee von Gedanken jagen, die mich verfolgten.“

„Wahrscheinlich Gottesgedanken — oder vielleicht Reuegedanken !

Elisabet gab keine Antwort. Mit einer Thräne im Auge legte sie ihren Nothpfennig vor den Gatten und bat ihn, ihren augenblicklichen Mangel an Rechts- und Billigkeitsgefühl von gestern her ihr zu verzeihen; nur ihre Verzagttheit, deren Ursachen er ja kenne, und die Sorge für ihn selbst und für ihr Kind habe ihren Widerspruch hervorgerufen.

Robert war nicht ganz unempfindlich für diese That der Liebe und Treue, sagte ihr aber, daß sie zu spät damit komme; er habe schon anderweitig gesorgt; wenn sie übrigens dies Geld ihm doch überlassen wolle, so sei er im Stande, es auf eine Art anzulegen, die ihr selbst wieder sicheres Brod in's Haus bringe.

Elisabet horchte hoch auf und holte tief Athem, der Dinge harrend, die da kommen würden.

„Du weißt,“ sagte Robert, „wie ausgebreitet der Leserkreis des Volksblattes ist, wie sehr sich dieser Leserkreis im letzten Jahre erweitert hat; Doctor Wolf aber will sich nun davon zurückziehen, und dasselbe seinem ältern Sohne übergeben, wenn er einen Genossen dazu fände. Nun hat er mir unter sehr annehmbaren Bedingungen dasselbe angetragen; es wirft einen so guten Gewinn ab, daß wir sehr anständig davon leben können, und dennoch wird es mich nicht einzig beschäftigen, so daß mir noch für höhere Schriftstellerei Zeit bleibt. Ich muß aber, um es käuflich an mich zu bringen, eine Summe erlegen, die zum Theil durch deinen Nothpfennig gedeckt wird. Den Rest können wir später abtragen.“

„Da, nein!“ rief Elisabeth mit großer Festigkeit, „daraus wird nichts! Ich soll mein Vermögen hergeben, um ein radikales Volksblatt zu kaufen, das von Wuth und Geifer lebt? Ich, ich soll von Unfrieden leben und mit meinem Vermögen mir den Unfrieden kaufen?“

„Ha!“ rief Robert noch gemäsiget, „ich werde das Blatt schon heben und keine gemeine Sprache führen.“

„So? Glaubst du denn mit deinem Mitarbeiter auszukommen, mit diesem Mitarbeiter, den ich im Verdacht habe, daß er durch die Schwester die Schwester ermordet?“

„Willst du schweigen mit deiner albernen Träumerei? So etwas will bewiesen sein!“

„So eben bekam ich wieder einen Beweis durch das Kind.“

„Ja, ich weiß wohl, was das für Beweise sind! Du hast der Hundenatur alberne Himmelsgedanken aufgepfropft, und diese führen ihre tollen Phantasien vom Schönwerden herbei. Sei nur still über diese Sache, sonst müchtest du noch in schlimme Händel verwickelt werden!“

Elisabet war tief betroffen über diesem Wort. Sie fragte den Vatten, woher er das wüßte, und wollte sich rechtfertigen; er ging aber nicht darauf ein, sondern kam wieder auf das Volksblatt zurück.

„Und glaubst du denn,“ sagte hierauf Elisabeth, „die Leser würden dem Blatt bleiben, wenn du einen veränderten Ton anstimmst, diese Leser, die nur durch den gemeinen Ton angelockt wurden? Was der Geifer groß gemacht hat, daß wird durch Würde nicht im Ansehen

erhalten. Nein, nein! ich will vom Geiser nicht mein Brod essen."

"Oa, Närrin, so wirfst du dein Brod vom Hunger essen! Willst du wieder gegen den Strom schwimmen? Siehst du denn nie ein, daß die Demokratie eine hohe Berechtigung hat und die größten, die edelsten Aufgaben in der Welt? Aber das kommt Alles von deiner erbärmlichen Religiosität, von deinem Aberglauben, von der Sucht, den orientalischen, längst überlebten, tobtten religiösen Standpunkt festzuhalten. Diese Sucht ist das Unglück deines Lebens und meines Lebens, der Widerhaken, den ich mir mit der Ehe selbst in den Busen gestossen habe und der all' mein Unglück herbeigeführt hat! Ich wollte mir's selbst verbergen, ich täuschte mich absichtlich durch meine übertriebene Gutmüthigkeit und täuschte mich so lange, bis ich endlich im Schlamme sitzen blieb! Mein ganzes Unglück ist durch dich über mich gekommen!"

"Robert, ich erwiedere dir nicht mit dem gleichen Vorwurf," sagte Elisabeth zitternd, "obgleich ich vielleicht noch mehr Recht dazu hätte, aber der Beweis möchte dir doch schwer werden, daß ich an deinem Unglück Schuld sei. Ich bin weder Schuld, daß du von jener Professur entfernt wurdest, noch daß du dieser dich entledigtest. Warum hast du diese nicht behalten? Nicht wahr? Weil deine eigenen Fatalitäten dich verwickelt hatten, und weil du Absehung fürchtetest?"

"Ich will nicht lebenslänglich Schule halten — und jene Professur habe ich allerdings um deinetwillen verloren, wenn auch dein Antheil dabei nur ein indirecter war."

"Und inwieferne?"

„Um keinetwillen vorzüglich habe ich mich verleiten lassen, als Kämpfer gegen Madelaine aufzutreten und die verlorene Sache der Schweizerin zu führen.“

„Dazu hat dich hoffentlich dein sittliches Gefühl, dein Rechtsinn verleitet.“

„Was Rechtsinn! Wäre ich nicht durch die Rücksichten auf dich, um deiner Scrupel und kindischen Befürchtungen willen von vornherein auf jene Seite getrieben worden, so hätte sich wohl auch meine Ansicht von der Sache ganz anders gestaltet.“

„Inwiefern Robert?“ fragte Elisabeth.

„Nun, weil man sich nur auf Madelaine's Seite von vorn herein hätte stellen dürfen, um die Sache mit ganz andern Augen anzusehen. Denn Madelaine hatte eigentlich doch recht, wie sich's auch durch den Erfolg bewährt hat: sie hatte das höhere Recht an den Professor, weil sie ihm geistig näher stand, und ich war der dümme Kerl, das nicht einzusehen. Ich sah es eigentlich wohl, aber wollte mir die Augen absichtlich verschließen. Hätt' ich sie laufen lassen, mich nicht in ihre Sache gemischt, so säß' ich warm als Professor der Universität.“

„Du wurdest um deiner Inauguralrede willen verbannt, nicht um deiner edlen That willen.“

„Pah! die Inauguralrede wäre schadlos über meinem Haupte hingegangen, wenn der Präsident nicht durch Madelaine geheßt gewesen wäre.“

„Er war vielleicht durch noch etwas geheßt — durch die Treue deines Weibes! Nicht wahr, das war auch thöricht?“

„Nun ja, aber wer weiß, ob die Liebe zu mir oder zum Maler dich damals bestimmt hat, gegen den Präsidenten spröde zu sein? Zum Auf hattest du dich ja doch schon herbeigelassen.“

Das war ein schreckliches Wort für Elisabeth. Sie sagte mit tief alterirter Stimme: „Robert, jene Zustände mußt du mir nicht vorsühren, sonst müßt ich dir haarklein beweisen, daß du selbst an jener Liebe Schuld warst und mich in frevelhaftem Leichtsinne immer weiter hineingeführt hast. Ja, vielleicht hättest du mich und dich selbst gar verderbt, wenn nicht Gott mich wieder heraus geführt hätte.“

„Ja, in der Figur des göttlichen Eberhard,“ sagte Robert lachend.

„O, die Zukunft steht schwarz vor mir, wie die Vergangenheit und Gegenwart!“ rief Elisabeth schmerzlich.

„Wie immer,“ meinte Robert; „du hast eben nie den Muth, dem Leben und der Welt in die Augen zu schauen.“

„Nach solchen Vorgängen ist das kein Wunder; aber ich sehe selbst ein, daß das eine thörichte Eigenheit bei mir ist. Doch kann ich dir versichern, ich wäre nicht mehr deine Gattin, wenn ich diese Eigenheit nicht hätte. Vielleicht aber wäre ich dann glücklicher.“

„Nun ja, und am Ende hätte ich dir das Glück gegönnt; ich weiß wohl, daß du hier auf den gräßlichen Maler spießest. Hättest vielleicht besser für ihn gepaßt.“

„O Elender! Elender! Ist das der Dank für meine Entsagung?“

„Nun, die Entsagung war eigentlich doch so willenskräftig eben auch nicht, wenn man die Sache ganz genau betrachtet. Doch streiten wir nicht länger. Wir sind nun einmal noch beisammen und haben zuzusehen, wie wir uns zusammen fortbehelfen. Das Unglück ist da, und alle Grübeleien, woher es komme, hilft nicht; nur männlicher Entschluß und männliche That kann helfen.“

„Doch, doch, Robert! Die Grübeleien hilft, und ich kann dir klaren Wein einschenken: das Unglück kommt von Gott, der auch dich noch zur Erkenntniß bringen möchte!“

„Ja,“ rief Robert hell auslachend, „von dem Manne kommt's, der droben in dem Armstuhl sitzt; der alte Herr ist beleidigt, daß er von seinem Throne herunter muß!“

„Nein, Er wird dir beweisen, daß Er noch darauf sitzt, und ich lehze darnach, daß Er mir's selbst beweisen möchte? Herr! Herr! erscheine mit deiner Gnade oder mit deinen Gerichten!“

„Ha, ha! Vater Zeus wird herniedersfahren auf den Olymp, und dir gewährend seine Foden schütteln!“

Elisabet verstummte bleich und zitternd, und Robert war durch seinen eigenen Ausbruch doch etwas zur Besinnung gekommen. Er hatte jetzt an sich selbst die Erfahrung machen können, wie leicht die seine Grenzlinie überschritten werden kann, die seine speculative Weltansicht von gottloser Trivolität trennt; (oder zu trennen scheint) doch hatte er jetzt nicht die Geduld, einen Sprung in die Sanftmuth hinein zu machen. Er sagte barsch: „Daß dein abgeschmackter Gott nicht der meinige ist, habe ich satt, dir noch lange auseinander zu setzen, aber eben

weil deine Albernheit unüberwindlich und unverkündbar ist, kannst du den Gott, den du dir nicht als Mann denken dürdest, auch nicht fassen, und nur weil du den wahren Gott, der Geist und Leben ist, nicht fassen kannst, bist du auch für die moderne Zeit und alle ihre Bedürfnisse taub und eben damit unbrauchbar."

"Ja," rief Elisabeth, "und welchem Gott huldigt denn du, wenn du jetzt dein eigenes sittliches Handeln von früher her bereuist, wenn du — —"

"Zu dieser Erkenntniß bringt mich nur die Erfahrung," rief Robert schnell, "die Erfahrung, daß die Rücksichten, die ich auf dich nahm, übertrieben waren; damit ist aber für deinen Gott Nichts bewiesen! Wenn du nur deine fünf Sinne aufstun wolltest, so müßtest du finden, daß deine Vorstellungen abgeschmackt sind, daß der Naturlauf nirgends durchbrochen wird, daß der Gott nirgends und nirgends gesucht werden kann, als in der Geschichte und im eigenen Innern und — —"

"Ja, und mein Inneres sagt mir, daß deine Philosophie dem tiefsten Gefühl und dem tiefsten Bedürfnis widerspricht. O, ich weiß, ich weiß, ich weiß, daß ich Recht habe und daß du Unrecht hast, aber daß ich dir's nicht beweisen kann, daß ich mir's selbst nicht beweisen kann: das reißt und frißt mir in meinem Innern, und ich kann diese innere Unseligkeit nicht überwinden."

Elisabeth hatte diese Worte laut mit dem tiefsten Schmerzgefühl ausgestoßen; — nun sie heraus waren, senkte sie ihr Haupt, und die geschlossenen Hände hingen schlaff an ihr nieder.

O, kein guter Engel stand unserem Philosophen zur Seite, um ihm die tiefe Wahrheit dieses Schmerzgrüßes, dieser ganzen Erscheinung, dieser Stellung zu bezeugen. — „Ha! ha! ha!“ rief er laut auslachend, „seht mir doch eine potenzierte Pietistin! Jeder Pietist weiß und weiß und weiß, daß wir Unrecht haben, aber daß er's und nicht beweisen kann, daß er's sich selbst nicht beweisen kann: das reißt und frißt ihm in seinem Innern, und er kann diese innere Unseligkeit nicht überwinden! Darum lebt er in seiner Unseligkeit, und am Ende stirbt er noch an ihr — wie mein Weib. Ja, ja, diese Ruß möchte dir zu schwer aufzuknacken sein; gieb Acht, daß du nicht an ihr erstickst!“

Elisabet athmete schwer auf, ihre Hand fuhr an die Brust, und plötzlich kam jetzt doch unserm Helden einiges Mitleid, aber sich bewußt, daß der Kampf jetzt müßte zu einem Ende gebracht werden, daß im Laviren doch kein Heil mehr sei, fuhr er fort: „Sieh' Elisabet, ich habe dich lange geschont, ich habe mich sogar durch Albernheiten von deiner Seite nicht aus der Fassung bringen lassen. — aber immer und immer war doch ein Zwiespalt in mir, ein Schmerz, daß mein eigenes Weib mich nicht verstehen solle, daß der Kampf, den ich mit der Welt zu führen habe, im eigenen Hause nicht sollte zu Ende gebracht werden können. Da du aber längst weißt, daß meine Wissenschaft eine ernste ist und die tiefste Berechtigung hat, so lerne sie auch einmal begreifen und — —“

„O das weiß ich ja Alles; darum ist eben mein Kampf so fürchterlich —“

„Aber nur, weil du eine Närrin bist, kannst du nicht darüber hinauskommen. Du wirst es ja doch nie ergründen! ich sage dir's zum Voraus, daß du nie auf ein anderes Resultat kommen kannst, — daß du nie zum Frieden kommen kannst, wenn du nicht den Muth hast, der Wahrheit fest in's Angesicht zu schauen. Und was verlierst du denn damit? — Zeugne ich denn das Göttliche? — Daß es nicht ganz die alten Vorstellungen sind, was schadet dies? Macht der reine Begriff nicht viel seliger? Hat man nicht dann erst den Gott immer bei sich?“

„Nein, nein! Das lügst du!“ rief Elisabeth; „schon um meines Kindes willen muß ich eine andere Vorsehung glauben.“

„Weil du eine Närrin bist, muß ich wieder sagen. Wie viele Mütter lassen ihre Kinder laufen, sie denken nicht dran, durch einen Gott als Kindomagd sie hüten lassen zu wollen. Das deinige wird auch durch die Welt kommen.“

„Denkst du denn gar nicht mehr jenes Glückes, Robert?“

„Welches Glückes?“

„Den die Majorin ausgestoßen, und der mir immer, wenn ich meinen Gott verliere, als drohendes Gespenst entgegen tritt.“

„Ha, ha! denkst du noch an diesen? Das ist die Ursache deiner Angst? Arme Thörin! Dein Glück ist, daß du aus deiner jämmerlichen krankhaften Empfindelei nicht heraus kannst, daß du das angeborne, anerzogene Vorurtheil nicht fahren lassen kannst, das du von deiner

müderischen Rutter mit der Muttermilch eingesogen hast, daß die pietistischen Sprüchelein und Verselein dir immer noch als Ammenmärchen im Kopfe summen, und daß dein Vater, der alte, steife Deist, dir sein Ebenbild, den alten Papa im Himmel, als ewigen Begleiter mit auf den Weg gegeben hat."

"Robert! Robert! Meine Mutter! Mein Vater! alle meine theuren Heimathsbande!"

"Ja, eben die! diese sind an allem Unglück schuld! Darum kannst du dich nicht aufschwingen zu der klaren, durchsichtigen Wahrheit der modernen Zeit, und meinst sogar in deinem albernen Eifer mich noch schulmeistern zu müssen. — Weil es ihrem Gefühl widerspreche! Das alberne Weib! Als ob ein Gott, der vom Himmel herunter schaut, ihr helfen und sie hüten könnte! O Thor, der ich war, ein Weib zu nehmen, die recht systematisch dazu eingerichtet zu sein scheint, an der Wissenschaft zur Tragikerin zu werden; die alle Vorurtheile alter Zeiten in ihrem schwachmüthigen Charakter mit hereinbrachte in die neue Zeit, die diese neue Zeit wohl auch gern verschlungen hätte, aber den gewaltigen Kampf der Weiden in sich nicht zur Entscheidung bringen kann und darum am Kampf erstickt! — Und mich will sie lehren! und warum? — Weil sie weiß, daß ich Unrecht habe, und doch weiß sie's mir und sich selbst nicht zu beweisen! Ja, große Tragikerin!" fuhr er in immer größerer Erbitterung fort, „der Kampf ist eröffnet und ruht nicht mehr, bis er entschieden ist! Ich kann mein Kind nicht mit den alten Gebetlein der Herrnhuter säugen und aufziehen lassen, ich kann in meinem Hause keine Thränenmutter

haben, die sich in der Sehnacht, mich und meine Wissenschaft zu überwinden, verzehrt! Entweder wir trennen unsere Ehe, und ich erziehe meinen Sohn allein, oder du mußt anders werben, von Grund aus anders! — Fehlt es dir doch nicht an Geist," fuhr er etwas gemäßigter fort, als er sah, daß die Wartin wie ein lebloses Bild mit gläsernen Augen dasaß; „nur mit deinem albernen Gemüth mußt du in Kampf treten, du mußt für nun und immer diesen Schreckgespenstern aus der Kinderzeit den Abschied geben, du mußt den großen Kampf zum Siege bringen können, oder — unsere Wege gehn auseinander! Besinne dich, es ist mein letztes Wort!"

Und Elisabeth war wieder allein und blieb lange regungslos und starrte in eine Ault. Und aus der Ault stiegen allmählich schwarze Geister auf, die hielten ihr vor ihr Leben und ihre Träume und ihre Ahnungen und ihren Wahn. Sie hielten ihr vor, wie der Gott, für den sie sich nun in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt, ihr auch noch kein einziges Zeichen seiner wirklichen Existenz gegeben habe; sie nannten sie eine Thörin, daß sie ihr Heil auf Sand gebaut, daß sie einer Chimäre nachgejagt, daß sie ihr schönes Leben verloren —! verloren habe. Sie hielten ihr vor des Vatten Recht, nachdem er nun einmal noch ihr Vatte sei, den Frieden mit Gewalt in seinem Hause herzustellen, oder dem Unfrieden zu entlaufen. Sie mahnten sie daran, daß wirklich Vater und Mutter, — daß ihre verkehrte Erziehung Schuld seien an dieser grauen Grubelei, die des Lebens goldene Güter mißachtend, nun auch Glück und Frieden

daran gegeben habe. Sie hielten ihr vor, daß das Gewisse doch immer gewisser sei als das, was Niemand finden und Niemand beweisen könne; und daß derjenige, der jenes verachte, um diesem nachzujagen, ein doppelter und dreifacher Thor sei: er sündige gegen das Naturgesetz und gegen seinen eigenen göttlichen Geist und gegen das Leben, das von innen heraus wachse; und der wesentliche Schatten, dem er nachteile, führe ihn dem Tode zu, nicht dem Leben, — denn am Ende werde sich's doch ausweisen, daß der Gott nichts sei. Elisabet fragte sich, ob es denn auch so ganz gewiß wahr sei, daß sie einen vorauswissenden, fürsorgenden Gott brauche? und aus der Alost heraus tönte es vernehmlich verneinend mit hellem Lachen.

Es wollten zwar auch von jenseits der Alost sich Stimmen erheben, wollten sie warnen, die Brücke nicht abzubringen, die hinüber führte; sie mahnten leise an Susannen's Brief, — aber Elisabet stand diesseits der Alost und hörte die Stimme nur verworren, wie von weiter Ferne; sie erinnerte sich, daß auch Susanne das nicht recht wisse, daß sie ja doch in einem ähnlichen Streit unterlegen sei und nichts gewonnen habe, und daß Susanne jetzt auf ihren Grundbesitz baue, und meine, das sei ihr Gott.

Auf was aber wollte sie bauen? — Mit Entsetzen erinnerte sie sich auf einmal der Antigone, die im Kampfe für ihre Religion und Familienliebe sich den Tod geholt und den Tod noch bitter vor dem Tode beklagt hatte; und doch war der Konflikt für Antigone noch lange nicht so schrecklich, ihr Recht viel einleuchtender gewesen als

das übrige; denn hier stand Familienliebe gegen Familienliebe, — nur auf ihrer Seite wesenlose Schatten, auf Robert's, auf ihres Kindes Seite die schöne Wirklichkeit; — und nun fiel ihr gar noch des Schmieds Weib ein, das Weib, das wohl beklagt und vielleicht auch gerächt wurde; — aber was hatte sie gewonnen? den Tod! — Elisabeth schauerte, sie wollte nicht sterben, sie wollte leben, wie andere Menschen auch; sie bereute, sich auf Seite dieses Gottes gestellt, ja gar sein Verdict aufgefodert zu haben; — sie erinnerte sich aber, daß der Streit nie aufhöre, so lange sie sich nicht förmlich von der Treue gegen jenen alten Gott löse, so lange sie nicht absage all ihrer Vergangenheit und jenen thörichten Bund vernichte; — sie sann mit Hast umher, wie sie es machen müsse, um die Brücke abubrechen und dem Tode zu entinnen; und als ihr das Mittel einfiel, nahm sie all ihren Muth und all ihren Haß zusammen, den der Schmerz um ihr verlornes Leben und die Angst vor weiterem Verlust aufstacheln konnte, — — und sie sagte sich los von jenem Bunde und von ihrem Gott und von Vater und Mutter, förmlich laut ausschreiend mit schwerwiegenden Worten; — ja, sie fluchte ihrem Andenken, und dann sagte sie sich, obgleich mit klappernden Zähnen, das werde nun Frieden bringen, denn jetzt könne sie sich an den Einen Pfosten, der ihr geblieben, um so fester halten.

Aber sie schrak zusammen; denn das Kind, durch ihr wildes Schreien aufgestört, fing nach einigen Augenblicken erschreckten Hinporchens an bitterlich zu weinen.

Fünfzehntes Capitel.

Unserm Robert, als er sein Weib so im wilden Zorn verlassen hatte und bei seinen Freunden saß, wollte doch nicht recht wohl werden. Ja, es fiel ihm auf einmal Oberhard ein und der absolute Konflikt mit der höheren und tieferen Tragik, und obgleich er sich durchaus nicht gestehn wollte, ja seiner ganzen Lebensansicht nach nicht gestehn konnte, daß dem Streite, den er mit seinem Weibe habe, ein absoluter Konflikt zu Grunde liege, so mußte er sich doch das gestehn, daß er allzu heftig gewesen sei, und das schwache Weib zu wenig geschont habe. Er nahm sich deshalb auch vor, seine Drohung nicht zu verwirklichen, und heute Nacht wieder nach Hause zu gehn; auch sie künftig sanfter zu behandeln, und nur mit Geduld, aber unverrückt dahin zu wirken, daß ihre alberne Schwäche sich nach und nach hebe; was nach jahrelangem Kampfe doch endlich auch gelingen mußte.

Wir müssen uns einmal wieder in dem Kreise dieser „Freunde“ orientiren, um zu begreifen, wie wenig Trost und Stärkung auch nur in seinem Sinne Robert hier finden konnte.

Edgar, der Vertreter harmonischer Ausbildung, hatte sich weder durch die theure Zeit noch durch Brodskrawalle

aus der Fassung bringen lassen. Der Vater hatte an seinem guten Tisch nichts eingehn lassen, und so hielt er all das Geschrei von Hunger und Elend des Volkes für leere Phantasierel oder für einen sehr plumpen Kunstgriff praktischer Wühlerei. Von den Zwecken derselben suchte er nun wieder dasjenige für sich aus, was ihm am meisten zusagte. Er glaubte nie, daß dieselben durchweg zur Erfüllung kämen, — wenigstens nicht die Hoffnungen der untern Massen; und daß durch die Umtriebe diejenigen Massen der Gesellschaft, die über ihm standen, gedemüthigt werden sollten, — ja, daß er vielleicht von ihren höheren Genüssen, ihren höheren Bequemlichkeiten dann noch einige sich zueignen könnte, das dächte ihm gar artig, und er war daher diesen Umtrieben durchaus nicht abhold, obgleich er selbst sich nicht damit befaßte. Er wurde seinem Vater nur nützlich in seinen Prozeßführungen, und darum führten sie ein ziemlich friedliches Leben zusammen, bis der Vater die feinen, kostspieligen Liebhabereien des Sohnes noch näher kennen lernte. Dann suchte er ihnen einen Zaum anzulegen. — Dieser aber, der seinerseits die Liebhabereien des Vaters näher kennen lernte, entrüstete sich nicht wenig über deren Gemeinheit, über deren phantasielose, grobsinnliche Plumpheit; aber vermöge seines Grundsaßes, die Konflikte, die tragisch werden konnten, zu vermeiden, zwang er sich zu einiger Selbstbeherrschung, (was ihm aber nur gelang, wenn er den Blick sorgfältig von dem Gegenstand der Wahl seines Vaters fern hielt), und suchte sogar durch erhöhten Fleiß den Vater wieder mit seinen Liebhabereien zu versöhnen. Und manchmal wußte er den Schlüssel zur Kasse

zu erwischen, von wo er dann unbemerkt kleine Summen herausnahm. So ging es ohne Konflikt.

Mit seinem Bruder stand er immer noch auf keinem Fuß. Sie stritten manchmal über die legitime und illegitime Geburt; und Edgar, so wenig er sich sonst zu der Ehe als — sittlicher Nothwendigkeit bekannte, oder sie als ein Institut der Ehrbarkeit für nothwendig hielt, so zähe hielt er dem Bruder gegenüber die Wichtigkeit seiner legitimen Geburt fest. Und Siegmund war nicht devot gegen den rechtmäßigen Erben, und hatte ihm schon deutlich zu verstehn gegeben, daß er dem Geiste nach seines Vaters ächter Sohn, Edgar hingegen der Bastard sei; die kirchliche Einsegnung, die Edgar's Geburt vorangegangen, habe nicht den mindesten Werth, und gebe dessen Dasein keinerlei Siegel für besseres Recht. Edgar hielt dagegen, daß seine Geburt als eheliche in einem geordneten Staatsleben nun einmal Gültigkeit habe, und daß er diese Gültigkeit als Rechtsmann selbst zu vertreten wissen werde. Er, Siegmund, möge die Früchte der Aechtheit seiner Abstammung vom Vater, die er auf geistige Aehnlichkeit gründe, auch im geistigen Gebiete suchen. — Selbst der Vater, so lieb ihm nach und nach sein jüngeres Ich geworden war, führte doch keine andere Sprache als der legitime Sohn, und das Einzige, was der illegitime erhalten konnte, war das Versprechen, ihn zum Theilnehmer und einstigen Erben des sehr einträglichen Volksblattes zu machen.

Näher und unangenehmer als diese Verhältnisse berührten Robert die neuesten Nachrichten, die ihm über seinen Freund, den Schmied, zugingen.

Sie hatten Kunde, daß der Schmied, der bisher hartnädig geläugnet, sich in seinen Reden nun doch verwickelt hatte, und endlich zu einem Geständniß getrieben worden war. Dabei hatte er aber wiederholt vorzüglich unseres Philosophen gedacht, und da sein Prozeß ein doppelter war, so konnten doch auch für diesen erneute Unannehmlichkeiten daraus entstehen. Er kam daher vorerst von dem Gedanken ab, sich mit Siegmund bei seinem Volksblatt zu betheiligen, und nahm sich vor, andern Tags eine kleine Reise vorzunehmen, um einem weiteren Verhöre zu entgehen. Er hatte zwar in Beziehung auf den politischen Theil des Prozesses keine Sorge, und somit weiter auch nichts zu fürchten; ja er freute sich jezt seines bon sens, der ihn vor persönlicher Betheiligung bei der Hespererei zu solchen Volksausläufen zurückgehalten hatte. (Daß auch sein Weib einen kleinen Antheil an diesem Ruhm hatte, daß ihre Ahnungen, ihre Warnungen doch einen gewissen Hintergrund in seine Seele gelegt hatten, der ihn bewahrte, aus seiner zuschauenden Rolle zu treten, das gestand er sich ebenfalls nicht ganz ohne Rührung.) Er schämte sich zwar der Ideen auch jezt nicht, die jenen Arawallen eigentlich zu Grunde gelegen hatten; er wußte sogar auch die vorgekommenen Nothheiten vom kritischen und welthistorischen Standpunkte aus zurechtzulegen, als nothwendige Ausläufer des in seinen Grundideen berechtigten, ja nothwendigen Strebens, aber persönlich fühlte er sich doch von solchen Ausbrüchen zurückgestoßen, und er wollte dieselben nicht vertreten, ja sich wo möglich in gar keine Berührung dazu gebracht wissen; daher er auch hier nachträglich dem Widerwillen

Elisabet's vor der Betheiligung am Volkeblatt einige Gerechtigkeit widerfahren ließ. Unser Held war eben doch kein Thatmensch, wie unsere Leser längst gemerkt haben werden, sondern ein Büchermann mit der feinsten ästhetischen Bildung, und gewiß nicht minder seinem ästhetischen Gewissen.

Solche Krawalle erschienen ihm, und gewiß mit Recht, wie die ersten Stöße des Windes, der der Sonne vorangeht und den Tag ankündigt; er mußte selbst in Galstaff's demagogischem Wahnsinn etwas Großartiges finden; aber er seincstheils wollte lieber, so es möglich wäre, den hellen Tag erwarten, um in seinem Lichte zu wirken und sich zu ergehn, als unter den unsichern nächtlichen Windstößen sein eigen Leben daran setzen. Daher seine Vorsicht.

Er brach bald auf, da die Freunde lebhafter wurden, und mehrmals in Streit geriethen. Es waren Einige darunter, die im Trinken nicht Maß zu halten wußten, und unserem Robert schmeckte heute der Wein gar nicht. Früher als sonst trat er wieder bei seinem Weibe ein.

Diese trat ihm mit dem Licht entgegen. Sie war sehr bleich, und als er ihre Hände berührte, waren sie ganz kalt. Er umarmte und küßte sie, und nun brach eine Thränenfluth los, und das arme Weib klammerte sich fest um den Hals ihres Gatten. Sie sagte ihm endlich stoffweise, als sie der Rede wieder mächtig war: „Robert, ich will dich nicht mehr quälen, — nie mehr quälen, verlaß mich nur nicht! Bleib' mir treu! Ich habe ja gar nichts auf der weiten Welt, als dich und mein Kind! Es ist jezt fertig; ich bin abgeschnitten von allem

Andern, ich habe abgesagt all meinen Träumen. Ich will nur dir und deinen Wünschen leben."

Das war mehr, als Robert erwartet hatte. Ja, es kam ihm wie ein Traum vor, daß seine Drohungen ihm so goldene Früchte getragen hatten, daß die Drohungen so schnell zum Ziele gebracht, was aller Ueberredung, aller überzeugenden Beweisführung in jahrelangem Kampfe nicht gelungen war. Wäre er nicht als Person zu tief, zu unmittelbar bei der Sache betheiligt gewesen, so hätte er müssen selbst über diesen schnellen Sieg mißtrauisch werden; — daß er aber das nicht wurde, war bei seinem Pathos, das sich in diesem Punkt bis zur Leidenschaft gesteigert hatte, ganz erklärlich. Er küßte seinem Weibe mit Inbrunst die Thränen vom Gesichte weg, dachte wieder im Stillen an seinen Freund Eberhard, der den Konflikt zwar richtig im Geiste geahnt, aber er lachte ihn heimlich aus, daß derselbe sich so leicht gelöst. Er fragte losend die Gattin nochmals um die Ursachen ihres bisherigen Widerstandes, und sie bekannte ihm, daß ein dunkles, unerklärliches Etwas, sei es Furcht oder Lebensdrang, sie wisse es nicht, ihr ein so tiefes Grauen vor seiner Wissenschaft eingeflößt hätte. Er sagte ihr, wie dieses sich nun schon von selbst verlieren würde, nachdem sie einmal den Entschluß gefaßt, nicht mehr den Nachtseiten des Lebens, dem Tode ihr Auge zuzuwenden, sondern seinen Lichtseiten. Sie solle nur kühn jetzt dem Leben in's Angesicht schauen, die Ewigkeit im vorübereilenden Moment ergreifen, solle ruhig und frisch und frei ihr Kind seinem innern Wachethum und dem Gott überlassen, der ja doch der Urgrund all unseres Segens sei und

bleibe, wenn sie sich ihn auch nicht mehr als den Mann denken dürfe, der sie und ihr Kind zusammen am Gängelband führe. Es lasse sich ganz gut leben mit dem tapfern Glauben, der im Großen, in der Weltgeschichte die Fußstapfen des Gottes sehe, und in dem Großen auch sich selbst, obgleich aufgehend, dennoch wieder finde.

Elisabet, von des Vatten Arm umschlungen, hing jezt gläubig an seinen Lippen; sie suchte angstvoll durstig sich Leben daraus zu saugen; es mußte sie ja künftig dieser tapfere Glaube über alle Abgründe im Leben hinwegheben! Zwar wollte bald hier, bald dort ein Wespenst drohend auftauchen, aber sie steckte, wie der Vogel Strauß, ihren Kopf in ihren Busch, und war dann gewiß, nicht von Ihm gesehen zu werden.

Aber auch aus der Ferne kamen unerfreuliche Zeugnisse aus fremden, aber mit dem seinigen verschlungenen Lebenskreisen.

Am andern Morgen erst wagte es Robert, seiner Elisabet zu eröffnen, daß er auf einige Tage nach der Universitätsstadt abreisen wolle, um mit seiner Verlags- handlung Geschäfte abzumachen. Elisabet war das schrecklich, sie mochte jezt nicht gern allein sein, und doch konnte und wollte sie noch weniger ihn begleiten. Die Universitätsstadt mit all den Erinnerungen, die sich an sie knüpften, war ihr unheimlich, auch wußte sie dort keine befreundete Seele, zu der es sie besonders gezogen hätte. Nur der Trost, den Robert ihr zugleich gab, daß er von der Absicht, sich beim Volksblatt zu betheiligen, wieder zurückgekommen sei, beruhigte sie, und sie packte eben ihrem Vatten das Nöthige für die Abreise zusammen,

wobei sich ihr Geist in die alten Tage zurückversetzte, als der Postbote ihr ein Briefchen und ihrem Vatten eine Rolle brachte, — nicht Geld, sondern etwas Größeres. Elisabet selbst brachte ihm in sein Studirzimmer die versiegelte Rolle, legte sie vor den eifrig Schreibenden und begab sich dann wieder an ihre Arbeit, ohne vorerst den Brief zu eröffnen.

Der Philosoph aber löste die Rolle und erblickte ein Gemälde. Wir kennen dasselbe: es ist halb fertig, der Anlage nach scheint es eine Verkündigung werden zu sollen, und Maria mit Elisabet's Zügen steht neben einem Betaltar und schaut mit gläubiger Verwunderung nach dem Engel. Und der Engel war auch bekannt genug. Aber man sah, daß an der Figur geändert war; das lange, weiße, in schwere Falten sich werfende Gewand ließ unten andere Kleider schauen, und auch dieser Kleider erinnerte sich unser Philosoph. Die Lilie stand in einem Gefäß hinter Maria auf dem Betaltar. Der Engel oder Romeo hatte eine Hand flach gegen Elisabet oder den Altar ausgestreckt, die andere lag auf der Brust.

Unser Held schaute dies Gemälde lange, lange an. Daß Vertram es gemacht, war zweifellos. Daß das Ganze ein verfehltes war, daß ein Doppelgedanke ihm zu Grunde lag, eben so zweifellos. Daß in diesem Doppelgedanken eine Frivolität lag, wurde auch unserem Philosophen klar, ja sie zeigte sich ihm in um so gehässigerem Lichte, je tiefer er über die Reihenfolge der Ereignisse nachdachte, die ein solches Umbrechen des Grundgedankens möglich gemacht hatten. Unser Philosoph war, wie wir längst wissen, nicht dafür, daß man jetzt noch

Berkündigungen malen sollte, ja er war der Ansicht, man könne sie nicht mehr malen, und für diese Ansicht hatte er leider hier einen sprechenden Beleg, obgleich Elisabet's Gesicht und Haltung auch hier weder empfindsam noch läppig war. Aber daß derselbe, der sich hier halb als Engel, halb als Romeo gab, sie hatte verführen und entführen wollen. und dies symbolisch hier ausdrückte, und Elisabet zugleich unter dieser Gestalt geben konnte, das hatte höchstens im ersten Augenblick des Anschauens unsern Philosophen lustig gebäucht; wie er länger schaute, und ihm mancherlei dabei einfiel, nicht mehr. Wie wurde ihm aber zu Muthe, als er im Nachdenken darüber, welche Hand wohl ihm dieses Gemälde zusende, dasselbe drehte, und auf der Rückseite einen Zettel fand, der die Worte trug:

„Schau her, o Held, was Romeo vermag, wenn er als Gabriel kommt bei Tag! Die Lilie setzt er hinter die Frau, sich selber setzt er in's Nest und — tran! Dort kommt ein göttliches Ei nun hervor, dem sitzt die rechte Maese am Ohr! Doch du, Held, hältst fest den Glaubensschold, drin siehest du dein eigenes Bild. So pflegst du das Göttliche denn gar treu, und sehest dich bei der hohen Madame, die trägt und küßt das holde Pfand ihrer eigenen List.“

Robert erstarrte und erblasste, — aber nicht wie unsere Leser über die teuflische frivole, Lästerei, die ihm ja selbst, wenn auch in andern Ausdrücken geläufig genug und ein Grundstein seines modernen Wissens war.

„Na, was ist das?“ rief er endlich grimmig. „Er so zum Spott gemacht! Die Aehnlichkeit des Kindes mit dem Maler auch von Andern bemerkt! Dieser Aehn-

lichkeit so ganz bestimmt die — natürlichste Ursache untergeschoben!“

Er sann lange, lange über jene Tage nach. Sollte Elisabeth? — — Nein, das stand fest, daß sie bis zur letzten Zusammenkunft frei geblieben war. Elisabeth's — des Malers Betragen bezeugte dies unwidersprechlich.

Nur die letzte Zusammenkunft, — über dieser lag ein Dunkel, das nie ganz aufgehellt worden war. Elisabeth hatte nie des Malers Namen in den Mund gebracht, hatte ihm nie jene letzte Scene enthüllt. Das war, wie er wohl wußte, ein Zeichen von nicht ganz besiegter Liebe, — konnte es nicht auch ein Zeichen von Schuld- bewußtsein sein?

Ja freilich, Philosoph, es war Beides!

Er mußte über diesen Maler immer von Neuem brüten. Hatte er nicht manchen Hintergrund, den er, der kluge Philosoph, nicht hatte durchschauen können? Er hatte nachher einmal bei Eberhard ein Skizzenbuch von ihm gesehen, woraus klar hervorging, daß dieser junge Mensch mit der Philosophie, die Er so andächtig verehrte, ja, daß er mit ihm, mit unserm Helden selbst Spott getrieben hatte! Er war ja jener Adam, der mit dem göttlichen Mantel umgethan daherstürmt, und dem schlafenden Gott den Finger an die Nase hält. Dieser Witz zwar wäre noch gut gewesen, aber einige andere waren noch schlimmer und werden besser verschwiegen. — Was war nun die Ursache dieses Spottes? Doch wohl nicht Pietät für den alten Christenglauben; denn daß dieser total gelockert gewesen war, davon lagen ja die Beweise am Tage. War's nicht Frivolität, die gar kein Heiliges

mehr hatte? — Die letzte Unterredung! der letzte Brief! diese stürmende, tobende, rasende Leidenschaft! Geseht auch, der Brief war im ersten Augenblicke der Wuth geschrieben, im furchtbaren Drange des jungen Bluts, das all seine Hoffnungen auf einmal zertrümmert sieht und nun den Himmel stürmen möchte. — War es aber möglich, daß Elisabet bei der nachherigen Zusammenkunft hatte widerstehen können? — Hätte sie da nicht übermenschliche — Gigantenkraft haben müssen? Zwar Eberhard's Wort traute er, aber — konnte sich nicht Eberhard selbst täuschen, oder ihn haben täuschen wollen? — Das Letztere freilich glaubte er doch nicht, — aber wie, die wunderlichen Reden Eberhard's, nachdem er das Kind gesehen: daß die Substanz nichts taugt, vielleicht gar der Teufel war? — und daß er Elisabet's Anblick fürchte? Warum das? Und woher Elisabet's Entsetzen vor jener Scene, wenn sie wirklich schuldlos war? Und — Elisabet's nachheriger Scheintod — wurde er nicht viel natürlicher als Folge des Schreckens, viel erklärlicher in diesem neuen Lichte? Sagt ja auch die Bibel: die Sünde, wenn sie vollendet ist, gebietet sie den Tod! — Konnten sich nicht diese Worte auch einmal buchstäblich erfüllt haben?

Er sprang auf, ihm wurde heiß. Aber dürftest du sie darum verstoßen? — Doch, das nachher — weiter, weiter geht!

Wäre es wohl wahrscheinlich, daß der Maler sich nie mehr gezeigt hätte, wenn es sich nicht also verhielte? — und konnte ihrer gedrückten Stimmung nicht ein wirkliches Schuldgefühl zu Grunde liegen? Wurde sie nicht dadurch erst erklärlich?

Und als er weiter nachdachte, fiel ihm noch ein Punkt auf: der Widerwille Elisabet's, seine absolute Idee an Stelle ihres persönlichen Gottes zu setzen, wider alles tiefere Erkennen ihres eigenen Kopfs, war unnatürlich und natürlich zugleich. Unnatürlich für ihren Kopf, natürlich für ihr Gemüth als Weib (als eigentliches Weib nämlich.) Es war ihr weibliches Pathos, dies nicht anerkennen zu wollen, zu können. Furcht hatte sie, ihrem eigenen Geständniß nach, abgehalten. — Wie nun? Warum hatte sie doch nachgegeben? hatte gelobt, sich ihrem persönlichen Gott für immer abzuwenden? War das wirkliche Liebe für ihn, den Vatten, oder war's nur der Trieb der Selbsterhaltung. — Furcht, er möchte seine Drohung wahr machen und sie verstoßen? — Wenn es wirklich unüberwindlicher Herzensdrang war, — wenn auch nur in der Meinung, — diesen persönlichen Gott festzuhalten, so hätte sie dieses ihr weibliches Pathos nicht so schnell fahren lassen sollen, — wenn aber Furcht sie regierte, Furcht hier, Furcht dort, — war das nicht ärmlich? Und was war Ursache, daß die Furcht, ihn zu verlieren, ihm zu mißfallen, ihr größer erschien, als die Furcht, ihrem alten Gott untreu zu werden? War diese Ursache Liebe oder Schuldbewußtsein ihm gegenüber?

Antigone sagte: für ein Kind, für einen Vatten hätte sie nie gethan, was sie dem Bruder that, — das war zwar eine sophistische Aeußerung, — Elisabet aber opferte für Beide all ihre Jugendsympathieen auf eine Drohung hin, die sie doch der Ueberzeugung nicht geopfert hatte. War das rührend, oder war es widerlich? — Je nachdem es eine Ursache hatte.

Er vertiefte sich wieder in das Gemälde, und es erschien ihm immer widerlicher, immer ekelhafter. Ja, er dachte auf einmal jenes ersten Abends, da er geäußert hatte, er fürchte keinen Engel Gabriel u. s. w. Auf jenen Wip erschien ihm nun dieses Gemälde wie ein unentlicher Spott des Schicksals. Und dieser Spott, repräsentirt durch das verhängnißvolle Blättchen, erfüllte ihn mit Ingrimm; er war nicht gewillt, ihn stillschweigend zu tragen. Es mußte untersucht werden, wie sich jene Sache verhalte, und die Reise, die er ohnedies vorhatte, bekam nun einen Doppelzweck. Eberhard mußte vorerst vernommen werden. Er rechnete und rechnete, und je mehr er rechnete, desto mehr verwirrte sich sein Kopf: das Kind war später geboren, — so spät, daß es sich mit der Sache wenigstens eben so gut so, als andere verhalten konnte. Er hatte die Ursache bisher anderwärts gesucht, — aber konnte er sich nicht getäuscht haben? — Er hatte bisher den Grund der Ähnlichkeit seines Kindes mit Jenem in der Psychologie gesucht, — die Wahlverwandtschaften hatten dazu den Anstoß gegeben, — aber war das nicht ein falscher Trost gewesen? War nicht die andere Erklärung weit natürlicher? Und je natürlicher, je gewisser!

Aber woher wollte er Gewißheit erlangen? Er rechnete sie durch, einen nach dem andern. Und Elisabeth? Elisabeth! — Ja, auf einmal fiel's ihm heiß ein, warum hatte sie so Angst für das Kind? Warum hatte sie es nicht, wie jede andere Mutter, fröhlich seinem inneren Wachsthum überlassen können? Hatte das nicht eine tiefere Ursache? Denn an sich war eigentlich diese Sorge

unnatürlich. Nur wenn das Kind ein Wechselbalg war, mußte sie solche Angst für dasselbe haben. Ja, es war gewiß! Ja! Und ihn hatte sie betrogen, hatte gemeint, ihn immer betrügen zu können!

Jetzt kam wieder die Frage: aber willst du sie verstoßen? Robert aber antwortete sich nicht darauf. — Doch ja, er antwortete sich: nicht die That als solche, sondern der Betrug, das ist die Hauptsache, — die Falschheit des scheinheiligen Weibes!

Als er eben im Begriff war, in der Gattin Zimmer zu schreiten, ging seine Thüre auf, und Siegmund trat ein. Dieser wollte ihn nochmals zur Theilnahme am Volksblatt veranlassen, da sein Vater es so besonders wünsche und ihm dasselbe nur unter der Bedingung von Robert's Theilnahme überlassen wolle. Robert, mit andern Gedanken beschäftigt, wies ihn für jetzt kurz ab und hoffte, ihn bald zu entfernen durch Eröffnung seiner Reiseabsicht. Siegmund aber, piquirt durch die Abweisung, hörte nicht oder wollte nicht hören, schritt im Zimmer auf und ab, und blieb endlich vor dem noch offen daliegenden Gemälde stehn. Nachdem er beide Figuren aufmerksam betrachtet hatte, sah er den Philosophen an, schüttelte den Kopf, betrachtete von Neuem das Gemälde und sagte endlich: „Ist denn der Freiherr ihr Maler? Gut getroffen, Beide! das muß man sagen! Nun könnte man den Kleinen noch zwischen hinein setzen, dann wär' die Familie vollzählig.“

Robert biß sich in die Lippe, sagte aber nach einer Pause: „Wollen Sie denn wirklich diese Figur kennen? Wer hat Ihnen davon gesagt?“

„Wer? nun, Jedermann, von dem ich's wissen will, sagt mir davon. Sie werden doch nicht glauben, daß das Geheimniß sei? Man hält Sie für einen sehr liberalen oder sehr unschuldigen Ehemann. Adieu! Glückliche Reise!“

Und Robert wollte weder ein sehr liberaler, noch ein sehr unschuldiger Ehemann sein. Mit festgeschlossenen Lippen und schwerem Schritte trat er in das Zimmer seines Weibes.

Elisabet hatte, wie wir bereits wissen, auch ein Briefchen bekommen. Auf demselben standen nur die Worte:

„Ihr Kind, Madame, hat das rechte Gesicht, es verleugnet seinen Vater nicht.“

Daß Elisabet eben so lange diese Worte anstarrte, wie Robert sein Gemälde, versteht sich wohl von selbst. — Welchen Vater verlängnete das Kind nicht? Welchen? Ein Blutstrom übergoss ihr Gesicht; sie hatte bisher immer vermieden, der Sache ganz klar in's Angesicht zu schauen, eine dunkle Ehre hielt sie davon zurück; ja, sie überredete sich oft selbst, ihr kleines, schönes Knäbchen habe doch auch einige Züge vom Vater. Je länger sie aber nun in den Brief starrte, um so gewisser erschien es ihr, daß dieser Vater hier nicht gemeint sei. Mit Entsetzen sah sie nun auf einmal von einem irreführenden oder boshaften fremden Auge dieser Ähnlichkeit mit jenem Andern eine Auslegung gegeben, die ihr ganzes Lebensglück untergraben konnte. Denn sie hatte ja keinen Zeugen ihrer Unschuld, — ach, und sie wagte auch gar nicht auf ihre „Unschuld“ sich zu berufen; des Kindes

Züge sprachen ja selbst so deutlich, als ihr innerer Richter dagegen.

Nachdem sie lange rathlos, aber mit der sehnlichsten Liebe in das süße Gesichtchen ihres Kindes geschaut hatte, das mit einer Cordel spielte, die von ihrem Halse niederhing, kam ein Wunsch über sie, — ein Wunsch, nur einmal wieder ihr Album hervorzuholen. Und als das bewußte Blatt sich vor ihr aufthat, stellte sie Vergleichen an zwischen ihrem Kinde und diesem Gesicht — und verlor sich in seinem Anschauen. Sie hatte ihr Kind herausgenommen und schaute ihm tief in seine braunen Augen, — das Album lag vor ihr auf dem Bettchen, — als Robert eintrat.

Erschreckt warf sie ein Kissen über das Album, — ihr Kind wäre fast bei der schnellen Bewegung verunglückt; Robert sah das Alles deutlich. Er stellte sich ernst neben die Mutter, betrachtete zuerst aufmerksam das Kind und dann die abwechselnd erröthende und erbleichende Mutter.

Ja, es war zweifellos! Ein wilder Schmerz durchfuhr seine Brust, aber er nahm sich zusammen, er hob, ohne ein Wort zu reden, das Kissen weg, und fand —

„Ein schönes Gemälde das! Du hast ja heimliche Schätze! Die Gesichter sprechend ähnlich! Der Mensch hier verstand es, sich und dich zu malen! Dein Kind gleicht ihm auf ein Haar!“

Elisabet hatte den Knaben in sein Bettchen geworfen und war aufgesprungen; sprachlos starrte sie den Watten einige Augenblicke an, dann rief sie mit halb erstickter Stimme: „Robert, was soll das heißen?“

„Was es heißen soll, Liebchen? das weißt du recht gut, die Antwort steht deutlich auf deinem Gesichte. So steht die ertappte Betrügerin aus!“

Elisabet hatte keine Worte. Endlich nach langem Kampfe rief sie: „Robert, Robert! ich schwöre dir bei G . . .“ — dann hielt sie inne und schluckte und starrte auf den Boden.

Robert lachte grimmig und sagte: „Bei was schwörst du? will's nicht heraus?“

„Bei deinem Gott, Robert, schwöre ich dir,“ sagte sie mit leiser Stimme und fest auf die Brust gedrückten Händen.

„So? bei meinem Gott? weil du glaubst, das Gericht des meinigen treffe dich nicht? weil mein Gott ein Nichts sei? Du irrst, Liebchen, du irrst! Und was schwörst du? daß du unschuldig seist? — Sieh', der Gott hat schon Antwort darauf gegeben! Das Gesicht deines Kindes richtet dich!“

„Robert, Robert!“ rief Elisabet, in ihre Kniee sinkend. „O ich Unglückliche!“ — Das Kind fing an zu schreien, als ob ihm ein Messer an den Hals gesetzt wäre, und Elisabet hörte nur dunkel, wie Robert entgegnete:

„Gehab' dich wohl, Madam, sammt deinem Kinde und deinem Sirenenbilde!“ Robert stürzte fort und Elisabet hatte nicht die Kraft, ihm zu folgen.

Sechszehntes Capitel.

Es giebt Augenblicke im Leben, die mit ihrem furchtbaren Gewicht wie Ewigkeiten auf uns lasten, wo Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft über uns zusammenstürzen und uns zu erdrücken drohen. Das Schrecklichste war für Elisabeth nicht der falsche Verdacht des Mannes, sondern die Wahrheit dessen, was er sagte: das Gericht, das die Züge ihres Kindes über sie aussprachen, so, daß sie gar nicht sagen konnte: ich bin unschuldig, obgleich sie vor Menschen unschuldig war.

So hatte das Fatum, dieser unerbittliche Gott, der nie die Schranke der Naturgesetze durchbricht, der keine Gnade kennt, dem die Sünde nichts Anderes ist, als ein Experiment, — der seine Menschen sündigen läßt, um sie als Opfer verzehren zu können, — den sie längst mit dem Kopfe begriffen hatte, vor dem sie längst mit dem Gemüthe in schwerer Furcht geflohen war, zu dem sie seit gestern geschworen hatte, — so hatte er sie nun gepackt, um sie für die feinste Sünde am härtesten zu strafen, — so hatte er sie heute schon dem Gerichte übergeben! Schauer über Schauer rieselten ihr den Rücken hinunter. Aber sie erinnerte sich endlich, daß die Modernen sich helfen dadurch, das Schuldbewußtsein überhaupt von

sich abzuweisen, die Versöhnung sich selbst zu bringen, und da es eben Tag war und nicht Nacht, so schaute sie nach und nach die Dinge um sich wieder heller an und sagte zu sich selbst: „Was Andern möglich ist, das wird doch wohl dir auch möglich sein! Hast du ja doch noch deinen Schatz hier in der Wiege, laß dir die Freude daran nicht verbittern! Bist du nicht eine Närrin, daß du das Gericht des Nichts fürchtest, weil du in Gedanken gesündigt hast? Nimm es auf mit dem Nichts, du bist ja Etwas, du lebst, du atmest, und dein Kind lebt und athmet auch. Läßt sich Robert überzeugen, nun gut, — läßt er sich nicht überzeugen, so wirst du darum nicht sterben und dein Kind auch nicht. — O, ich kann auch stark sein!“ rief sie fast lachend, „ich kann ja mein Kind selbst bewahren, ich brauche keinen Gott und keine Idee, um mir mein Kind zu erhalten!“

Mit fast wahnsinnigem Entzücken betrachtete sie dasselbe.

„Ich bin eine Närrin gewesen! Hätte den Andern betrügen können, hätte ihm weiß machen können, es sei sein Kind, dann hätte ich für mich einen Vatten, für mein Kind einen Vater! Ja, ja, es ist sein Kind! es trägt ja seine Züge! Er hätte sich's dann weiß gemacht, und ich hätte mir's weiß gemacht, und so wäre Niemand betrogen gewesen, als der Gott, das Nichts! Ja, dann wäre ich glücklich! Glücklich! — Glücklich? Aber wer steht mir denn dafür, daß er nicht auch an dem Kinde gezweifelt hätte, obgleich es seine Züge trägt? Daß er mich nicht auch von sich gestossen hätte? Er hätte ja auch Recht gehabt, wenn er gezweifelt hätte! Wo ist eine

Garantie für Treue, für Liebe? — wo eine für Glück, für Leben? — O! O! O! Komm Kind, bei dir! bei dir!”

Und sie presste den Knaben so fest an sich, daß er laut aufschrie.

„Närrchen, mußt nicht schreien, es ist nur Liebe, du verstehst das noch nicht! Je ärmer man auf einer Seite an Glück und Liebe wird, um so fester muß man es auf der andern halten! O, ich könnte dich verschlingen vor Liebe!”

Und wenn ein vernünftiger Mensch jezt diese Augen gesehen hätte, ihm wäre bange geworden vor ihrem halb wahnsinnigen Feuer.

Sie beschäftigte sich lange mit dem Knaben, der sie mit seinen Liebkosungen auch Alles vergessen machte. Als er aber schlief, mochte sie nicht mit ihren Gedanken allein sein, sie ging in ihres Vatters Studirzimmer, um sich ein Buch zu suchen; dort fand sie das Gemälde, die Ursache seines Zweifels. Es ist uns nicht möglich, in Worten auch nur anzudeuten, was dies Gemälde Alles in ihr aufrührte, wie Fragen aller Art, Zweifel, Furcht, Hoffnung, — ja vorübergehend selbst Hoffnung in ihr aufschloß. Die Verzweiflung aber war mächtiger. Sie selbst kam sich widerlich vor im Gewande der Maria, — es war ein Stachel darin, sie mochte ihr Bild nicht ansehen; — daß aber seine Gestalt durch einen schweren Reisemantel verhüllt war, das gefiel ihr, und als sie gar Romeo's Gewänder erblickte, erfaßte sie auf Augenblicke ein Wirbel des Entzündens und der Sehnsucht; — aber als sie sich wieder in Gedanken über die Ursache vertiefte,

die dieses Gemälde und jenes Briefchen zugleich in ihr Haus gebracht, überfiel sie wieder ein ängstliches Gefühl. Ihr Gedanke fiel zuerst auf Anna, dann auf Siegmund, — endlich auf Madelaine! Ja Madelaine! Als sie dessen gewiß zu sein glaubte, lachte sie laut und richtete sich stolz auf. Dann rollte sie das Bild schnell zusammen, suchte sich in den Büchern, zog Tiep's Deyensabbath hervor, der ihr heute gerade geeignet zur Lektüre schien, setzte sich wieder neben ihrem Kinde nieder und las. Zum Essen hatte sie keine Lust, sie nahm wenige Bissen und überließ ihrem Mädchen den Tisch allein. Dieses Mädchen, etwas albern, aber gutmüthig, merkte wohl, daß etwas im Hause nicht recht sei; sie wollte ihre Gebieterin zum Ausgehn veranlassen, da die Witterung, obgleich es November war, sehr milde und lieblich war. Elisabeth jedoch hatte natürlich keine Lust; als aber der Knabe unruhig war, als ihre Bemühungen, ihn zufrieden zu stellen, nicht gelangen, wurde er ihr lästig, — denn sie jagte zwischen hinein mit Hast durch die Blätter, — und sie gab ihn daher wohlverpackt dem Mädchen auf den Arm, um einen Spaziergang zu machen. Als die Magd schon auf der Treppe war, sprang sie ihr nach und wollte das Kind wieder zurückhalten, aber sie schämte sich der eigenen Schwäche und kehrte auf halbem Wege wieder um. „Bin eine Idörin! das Kind wird so sicher durch die Welt laufen, wie andere Kinder. Ich muß jezt recht in die Schule gehn, um stark zu werden, muß einen eigentlichen Kampf mit mir selbst beginnen. Daß ich es doch so weit bringen könnte wie Madelaine, die erhabene Frau Professorin! Ja, sie muß ich mir jezt zum Muster nehmen.

Ihre Lichtseiten nemlich. Es wird auch zu erlernen sein. Die Lichtseiten ohne die Schattenseiten."

"Wunderliche Lage!" rief sie lachend, „die Feindin im Augenblick, da sie uns heimtückisch eine Todeswunde versetzt, sich als Vorbild der Stärke selbst vorhalten zu müssen! Aber ihr geht's gut, und warum? Weil sie sich durch nichts demüthigen läßt, durch nichts strafen läßt, weil sie auch das für sie Ungünstige so auszubenten versteht, daß es ihr wieder zum Glück dienen, ihren eigenen Glanz erhöhen muß. — Wie? also ist ja gerade die Schattenseite, ihre nicht zu demüthigende Reckheit, — gerade diese ist es, die ihr das Glück dienstbar macht!"

„Ha! und ich! was hab' ich gethan! das Glück von mir gestossen, — das süßeste Glück! ich bin dem Phantom von Recht und Treue gefolgt, und wie hat das Phantom mir gelohnt! Bin nicht ich die Thörin, die sich selbst betrogen hat um das Glück des Erdenlebens, und Andere, die Klüger waren, sind im Besitze des Glückes! — Was liegt an dem inneren Richter, ob der einen verklagt, man hat es ja nur mit sich selbst abzumachen! Und wek keck, muthig und zur Noth frech werden kann, in dem schweigt am Ende dieser beschwerliche innere Richter. In diesem Studium kann uns nur die Sünde fördern, und die Sünde ist süß; — o, es gab eine Zeit, wo ich so gern in ihren Strudel mich gestürzt hätte! Ha, diese Zeit! Wo ist sie hin? Ist sie auf immer verloren? Auf immer? Auf immer? Kann ich sie nicht zurückerufen? — Er hat mich ja wirklich geliebt und ich hab' ihn ja wirklich geliebt, also hatte er das Recht an mich und ich an ihn! Und er wollte mich ja zu seinem Weibe machen,

warum bin ich ihm nicht gefolgt? Ich hätte nur mir selbst die Sache von einer andern Seite darstellen dürfen, so wär' ich vollkommen beruhigt gewesen!

„Aber mein Kind! das Robert's Kind ist! Ich wußte ja nicht, daß es ihm gleichen würde! Und dann die Freiherren! Die Konflikte mit diesen! — Und am Ende — war's ihm denn ganz Ernst mit der Heirath? Hätte nicht Alles auch mit Schmach und Elend endigen können? — Aber wenn das kurze Erdenleben auch mit Schmach und Elend endigt, — was liegt daran? Man ist doch glücklich gewesen! Was liegt an aller Idealität, an allen inwendigen Gütern, an Ruhm, an gutem Bewußtsein, an Segen der Erinnerung, — das Alles ist Rauch, der verweht! Wir aber, die wir den Rauch für etwas gehalten haben, sehen ihn am Ende mit Schmerz versfliegen und klagen um unser verlorenes Leben! — — O komm zurück! komm zurück, du Vergangenheit! — und du mit ihr, süßer Freund, wir wollen es anders machen!

„Da! wohin geräthst du, Elisabeth!“ rief sie plötzlich zusammenschredend, „schneidest du dir nicht durch solchen bösen Willen allen Frieden deiner Zukunft ab? Wenn nun Robert wieder kommt, durch Eberhard eines Besseren belehrt, — wenn er reumüthig kommt, dir abbittet, dann kannst du ihm nicht unter die Augen sehen!

„Aber ist es nicht schlecht von ihm, daß er mir mißtraute, da ich doch treu war, — wenigstens nachher wieder im Willen, und in die Untreue der Gedanken hat er mich ja selbst gehebt! Die großen Geister, die die Tiefen der Gottheit ausforschen, sollten auch da zu unterschreiben wissen! Ja, wenn die Leidenschaft und der Wahn nicht

wäre! — Und da sie Alle doch auch Schwächen, doch auch Leidenschaften haben, — was liegt eigentlich daran, ob die Schwächen, die Leidenschaften etwas stärker sind? ist man auf der einen Seite dadurch etwas unglücklicher, so ist man auf der andern um so glücklicher: das hebt sich immer auf, schaukelt auf der Wagschale auf und nieder.

„Auch Robert, — was ist Schuld, daß er nicht glücklicher ist? Weil er den Ideen, den Phantomen allzu sehr nachjagt, wie ich selbst. War's nicht so mit der Schweizerin und Madelaine? Ich muß ihm jetzt Recht geben, ich kann ihn nicht mehr darum anklagen, daß er jene Einmischung bereut.

„Da und ich! und ich! Was hat mich verführt, daß ich mein Glück von mir gestoßen habe? Die Mutter! — ja gut, daß ich ihr schon geflucht habe, sonst müßte ich's jetzt thun! Und ihre Bibel, — ihre erbärmliche, die hat mir mein Glück entrissen! — Ja und nachher, — wer ist Schuld, daß ich damals sterben mußte? Nicht der süße Freund, der sich mit mir vermählen wollte, sondern der teuflische, falsche Freund, der Eberhard! — Aber was ist Schuld, daß dieser mich aus seinen Armen riß? — Sein Versprechen! — und das Versprechen hab' ich ihm abgenöthigt aus dummem Aberglauben wegen des albernen Bundes! Ja, mit dem Gott, der nichts weiß, nichts zum Voraus! Ha, ich werde rasend! — komm, Hexensabbath, ich will mich mit dir vermählen! — Doch nein, das ist albern Zeug, ich will Tristan und Isolde holen!“ — Und Elisabeth nahm zum ersten Mal seit damals wieder Tristan und Isolde zur Hand, und suchte sich das darin aus, was ihr jetzt am besten gefiel.

Es war das letzte Buch, das Elisabeth zur Hand nahm, um im Kultus des Genius ihren Geist zu sättigen.

Der kurze Tag neigte sich bald zum Ende, und ihr Mädchen sammt dem Kinde war noch nicht da. Sie legte das Buch weg, weil die einbrechende Dunkelheit sie am Weiterlesen hinderte, und dachte eben, daß die Nacht doch allzu lange ausbleibe, als an ihre Thüre geklopft wurde, und ein Polizeimann eintrat, der nach ihrem Gatten fragte. Elisabeth erschrak, sagte, wo er wäre, und der Mann entfernte sich wieder.

Die Nacht brach ein, und ihr Kind war immer nicht da. Sie wurde unruhig, lief hin und her, schickte das Mädchen ihrer Hausbewohner nach ihm aus, sie meinte, die Dunkelheit mit ihren Augen durchbohren zu müssen.

Endlich kamen mehrere Leute daher. Ihr Kind wurde ihr gebracht, — nicht todt, aber gefährlich verwundet.

Auch ihr Mädchen kam hinten drein mit verbundenem Kopfe.

Elisabeth fragte nur mit den Augen, es fauſte ihr in den Ohren wie ein ungeheurer Wasserstrom; sie sprach keine Sylbe.

Ihr Mädchen erzählte: wie sie die Straßen der Stadt durchschritten habe, um wieder der Primath zuzugehen, und an dem Gefängniß vorbei gekommen sei, habe sie viele Menschen umherstehn sehen, die Spaliere gebildet hätten, um den Verbrecher, den Schmied, der sein Weib ermordet und jetzt eben im Gerichtssaal sein Urtheil empfangen hatte, mit seinen Wächtern vorbei gehn zu sehen, wenn er wieder in's Gefängniß gebracht würde.

Da sie gar zu gern gewußt hätte, wie er jetzt aussehe, sei sie ebenfalls stehn geblieben. Die Leute um sie her hätten sich gestritten, ob man die Todesstrafe abschaffen sollte oder nicht; Einige hätten den Schmied einen Märtyrer für die Freiheit geheißen, Andere aber hätten ihn einen schlechten Kerl, einen gemeinen Sünder gescholten. Auf einmal sei er herangekommen inmitten seiner Häsher, er habe wild ausgesehen und die rollenden Augen überall herum laufen lassen. Als er ihr gerade gegenüber gestanden, sei er stehn geblieben, habe einen Augenblick sie, dann das Kind betrachtet; ehe sie aber einen Gedanken fassen können, habe der schreckliche Mensch sich gebückt und einen Stein nach dem Kinde geschleubert. Durch eine schnelle Bewegung von ihr sei die Wucht des Steins, die sonst mit ganzer Gewalt das Kind getroffen hätte, ein wenig geschwächt worden, der Stein habe ihr Kinn gestreift und das Kind nur am Hinterkopfe getroffen. — Das Getümmel über diese That sei groß gewesen, der Unmensch habe aber wild aufgelacht, und sei dann unter Stößen von seinen Häshern im Gefängniß verschwunden. Ein Wundarzt habe die Wunden in einem benachbarten Hause verbunden und die Wunde des Kindes nicht für tödtlich erklärt, was sie gewesen wäre, wenn der Stein einen Zoll weiter vorne getroffen hätte.

Elisabet sprach gar kein Wort. Sie sank aber auch nicht nieder, sie bekam keine Ohnmacht. Nur deutend bat sie, den Knaben in ihr eigenes Bett zu legen; ihr Mädchen erinnerte sie, daß man den Männern eine Belohnung geben sollte; sie that es mechanisch. Die Männer erboten sich, zu wachen; sie wies sie ab, sie brauche Niemand.

Auch die Hausbewohner zeigten sich sehr dienstfertig, kamen und gingen die ganze Nacht. Elisabeth sah nichts, hörte nichts. Mit weit offenen Augen hing sie an ihrem Kinde, legte ihren Kopf in seine Nähe, und beobachtete jeden seiner Athemzüge. Von Schlaf war keine Rede. Ja, Elisabeth nahm sich vor, von nun an gar nicht mehr zu schlafen, ihr Kind Niemand mehr anzuvertrauen, es nie mehr von sich zu lassen. Sie wollte von nun an selbst wachen über ihrem Kinde.

Arme Elisabeth!

Die Nacht ging still vorüber. Der Kleine, todtbleich vom Blutverlust, lag still mit geschlossenen Augen, an seinem Athem aber merkte die Mutter, daß er lebe. Als er gegen Morgen zu wimmern begann, — ach! der Mutter schnitt jeder Ton durch's Herz, — und lechzend die Lippen regte, flößte sie ihm etwas Milch ein, worauf er wieder still wurde. Seine Augen öffnete er nicht, — den ganzen folgenden Tag nicht, sie sah sie nicht, — ach, nie mehr!

Viele Theilnehmende ließen fragen oder kamen selbst; Elisabeth nahm wenig Notiz von Allem, sie entfernte sich nie von ihrem Kinde, nur der Arzt war ihr eine Erscheinung von unendlicher Bedeutung. Ihre Augen hingen an seinen Zügen, wenn er das Kind untersuchte, als müßten sie seine innersten Gedanken herauslesen, sie hätte ihn immer da behalten mögen, sie meinte, er könne Genesung geben, müsse sie geben können. Sie wäre fast anbetend vor ihm niedergefunken, ihn um die Genesung ihres Kindes anzusprechen. Er gab aber Hoffnung, um so mehr, da er sah, wie nothwendig diese Hoffnung der

Mutter sei. Er ermahnte sie, sich heute Nacht schlafen zu legen und Andere wachen zu lassen.

Sie schüttelte heftig das Haupt. Speise hatte sie keine zu sich genommen, nur von dem Zuckerwasser oder der Milch, die sie dem Kleinen einflößte, nahm sie selbst — eine Art Liebesmahl mit ihrem Kinde.

Der Knabe wurde gegen Abend sehr unruhig, und je unruhiger er wurde, um so krampfhafter spannten sich die Nerven der armen Frau an.

Ihr Mädchen wachte diese Nacht bei ihr — bis ein Uhr. Sie ließ sich das gern gefallen. Auch der Arzt, dem das Wehe der jungen Frau sehr zu Herzen ging, kam Nachts elf Uhr nochmals und ermahnte sie wieder, einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Sie wollte nichts davon hören.

Nach zwei Uhr in der Nacht wurde der Kleine still und athmete ruhig. Nur manchmal schrak er ein wenig zusammen. Sie beobachtete ihn lange, aber seine Athemzüge blieben sich gleich, so daß sie selbst anfang, bestimmte Hoffnung zu schöpfen.

Damit traten ihre eigenen Nerven aus der Spannung nach und nach zurück, und da sie sehr froh, so kam auch ihr selbst der Wunsch, sich ein wenig zu legen. Sie konnte sich aber nicht entschließen, sich von ihrem Kinde zu entfernen, sie wollte auch dem Mädchen, das im Nebenzimmer eingeschlafen war, die Wache nicht anvertrauen. Die Sehnsucht, ihrem Kinde so nahe als möglich zu sein, die Wärme seines Kleinen, zarten Körpers mit ihrer eigenen Wärme zu vermischen, trieb sie, zu ihm in das eigene

Bett zu schlüpfen. Das machte sie denn ganz selig. Sie legte ihren Kopf nahe an den seinen, daß sie seinen Athem fühlen konnte. So in seiner Nähe, in behaglicher Wärme, wollte sie wachen, so nahm sie sich vor, immer mit ihm zu sein, in nächster Nähe ihn zu hüten, bis er wieder gesund wäre.

Ihre Augen hielt sie weit offen, recht starr, um ja nicht einzuschlafen.

Siebenzehntes Capitel.

Unserm Philosophen, der im Eilwagen ganz allein der Universitätsstadt entgegen fuhr, war nach und nach bei ganz ruhiger Ueberlegung über sein Weib und die Verhältnisse doch Manches wieder anders erschienen, mancher hohe Berg wieder zum Hügel, wo nicht gar zur Ebene herabgesunken. Doch setzte er eine Art von Pique darin, den Argwohn nicht ganz fahren zu lassen, der besonders wieder wuchs, als er sich jenes wunderlichen Wortes von Eberhard erinnerte: der Segen des Vaters könnte für das Kind zu leicht sein. Das war offenbar auf den leichten Maler gespielt, und Eberhard hatte ja selbst anerkannt, er wisse nicht, ob seine That (daß er Elisabeth ihm wieder zugeführt) gut oder nicht gut, vernünftig oder unvernünftig sei. Das Alles war doch verdächtig und zweideutig genug. Auch, sagte sich Robert, habe ich ganz das Recht, sie bei all diesen verdächtigen Zeichen zu beargwohnen; es ist eine nothwendige Folge ihres Hinterhalts und zugleich die Strafe dafür. — Aber interessant ist, wie unverwundlich zugleich ihr Aberglaube ist, daß sie im Augenblick der höchsten Noth noch den Unterschied zwischen ihrem und meinem Gott machte. Bei ihrem Gott wollte sie nicht meineidig schwören, aus Angst,

er könnte den Schwur hören und sie darum strafen! — Der Eindruck, den ihre Erscheinung machte, war zwar auch hier nicht eben der der Lüge, aber Beweis bildete dies eben doch noch keinen, und bis zu einem Beweise aus etwaiger Zeugen Munde darf sie schon ein wenig Angst von ihrem Fatum, — schon ein wenig Demüthigung leiden. Sie kann die Ursache des Argwohns ja bald genug in meinem Zimmer finden und diesen Schap zu ihrem Sirenschap legen.

Am Ziel seiner Reise angekommen, ging er zuerst zu seinem Buchhändler, mit dem er gute Geschäfte machte, so daß seine Stimmung um Vieles erleichtert wurde. Eberhard, den er nächst diesem aufsuchte, war jedoch verreist und wurde erst am andern Tage zurückerwartet. Schnell verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft unseres Helden unter den Studenten; wo er sich zeigte, sammelten sich Gruppen um ihn, Abends brachten sie ihm vor seinem Absteigequartier ein Ständchen mit Hochs, was seinem etwas gedrückten Gemüthe sehr wohl that; es war ihm wieder eine von Außen an ihn herankommende Bestätigung, daß sein an sich gewiß edles und reines Streben von der Mit-, noch mehr gewiß von der Nachwelt erkannt und gewürdigt wurde.

Den Professor hatte er noch nicht gesehen, er wollte ihn nicht besuchen, ehe er Eberhard gesprochen hatte.

In einem gewählten Freundeskreise blieb er bis tief in die Nacht sitzen. Man sprach über Wissenschaft, über Politik, über Gegenwart und Zukunft. Falstaffs (der nicht gegenwärtig war) wurde in einer Weise gedacht, die es unserm Philosophen nicht sehr wünschenswerth machte,

sich noch seiner näheren Freundschaft zu erinnern. Er gehörte bereits in die Klasse der Lumpen, lief mit zerrissenen Stiefeln umher, verkündigte aber mit um so größerem Feuer in allen Aneipen den baldigen Anbruch der neuen Zeit.

Man kam auch auf die Vergangenheit, — auf die schönen Tage, da die noch freundlich gruppirte Gesellschaft, die ihren Mittelpunkt in Schärtel's Hause hatte, den Bewohnern der Stadt so genussreiche Abende gebracht hatte. Ein Scufzer stahl sich aus unseres Philosophen Bruch. Man erzählte ihm von Mabelaine, von ihren Bemühungen, einen Hofstaat von Herren und Damen um sich zu versammeln, wobei aber manche spöttische Bemerkung fiel. — Man gedachte auch Robert's Gattin, man fragte nach ihr, und die Augen wurden feurig, die Lippen brennt, als man ihrer Schönheit, ihrer süßen, zarten Weiblichkeit gedachte. Ja, Einer ging so weit, sie ein Ideal von einem Weibe zu nennen. Robert erschrak, er fühlte einen Stich im Gewissen, und fragte fast barsch, worauf er denn eine solche Behauptung gründe, da er seines Wissens nie Gelegenheit gehabt habe, seine Gattin näher kennen zu lernen.

„Ein Zufall,“ sagte der junge Mann (ein Rechtsgelehrter) fast verschüchtert, „ließ mich einst tief in gewisse Gemüthszustände eines jungen Mannes sehen, der Ihnen früher sehr nahe gestanden hat.“

„Sie meinen Vertram?“ sagte Robert so ruhig und gleichgültig als möglich. „Wollen Sie nicht weiter erzählen? Ich kann Alles hören, und jener letzte Auftritt, der unser Verhältniß trennte, wurde ja in Stadt und

Land bekannt genug. Wissen Sie, wo er sich gegenwärtig aufhält?"

"Das weiß ich nicht," sagte der junge Mann. "Ich war damals, — eben als jener Austritt vorfiel, in der Stadt H., logirte in einem Gasthose und blieb die meiste Zeit auf meinem Zimmer, mit einem Prozeß, den ich zu führen hatte, beschäftigt. Dies Zimmer war nur durch eine Bretterwand von einem andern getrennt, das eines Morgens von zwei Herren in Besitz genommen wurde. Ich konnte jedes Wort ihrer Unterhaltung hören, und da ich selbst sehr still war, vermutheten sie keinen Hörer in der Nähe. Mir fiel auch im Anfang nicht ein, den Hörer machen zu wollen, aber nach und nach wurde ich aufmerksam, ich glaubte die bekannte Stimme unseres „gräßlichen Malers“ zu hören, der mich immer ganz besonders interessirt hatte, und die Dinge, die ich da vernahm, fesselten mich so sehr, daß, — ich gestehe es mit einiger Beschämung, — ich meinen Prozeß ganz vergaß, und mich dicht an die Wand setzte, um auch kein Wort zu verlieren."

Der junge Mann hielt inne, Robert's Pulse flogen. — „Nun?" fragte er, „und was hörten Sie denn? ist es nicht zum Wiedererzählen? Nur heraus damit, ganz offen!" — Er war fest entschlossen, wenn die Nachrichten ungünstig ausfielen, seine Ehe zu lösen, also schadete Deffentlichkeit nichts mehr.

"Ich sagte Ihnen ja vorhin, daß die hohe Meinung, die ich von Ihrer Gattin habe, sich auf dieses Gespräch basirt."

„Aber ich möchte das Gespräch wissen, nicht Ihre Meinung seit dem Gespräch,“ sagte Robert noch ungläubig.

„Nun, das kann ich nicht mehr so genau geben, es gab sich selbst nicht in einer Folge. Der Fremde, der sammt dem Andern unfehlbar von höherem Stande war, und seinen jungen Freund mit großer Liebe und zarter Schonung behandelte, suchte ihn mitunter zu zerstreuen, sprach ihm von „seinen Gütern,“ von „seinen Hoffnungen für die Zukunft“ und „wie die geregelte Thätigkeit in den eigenen Besitztungen auch auf ihn wohlthätig einwirken würde, ihn über den Schmerz der Gegenwart hinwegheben werde.“ Er mahnte ihn daran, daß wir uns nicht in selbstlichem Schmerze aufzehren dürften, daß auch Gott und die Gesellschaft und die Welt Rechte an uns haben u. s. f. — Der junge Mann entgegnete hierauf: er wünsche selbst ganz bestimmt, in eine geregelte Thätigkeit einzutreten, er wolle sich durch Fleiß und ein ernstes Leben mit seinem Gewissen und mit Gott versöhnen und — — —“

Robert war aufgesprungen und ging heftig bewegt einige Schritte auf und ab. „Da haben wir's ja,“ schrie es in seiner Seele, „also schuldig! Er und Elisabeth! Das Gewissen!“

„Und?“ fragte er laut, — „was: und?“

„Und — eine — falsche Philosophie, die ihn mit der Leidenschaft zugleich umstrickt habe, und ihn fast in Schuld und unsägliches Elend gerissen hätte, von Grund aus aus seiner Seele zu fegen. — Das sind seine eigenen Worte,“ sagte der junge Rechtsgelehrte verlegen,

welche Verlegenheit noch vermehrt wurde, als er sah, welch sonderbaren Eindruck diese Worte auf die ganze Versammlung machten.

Robert war im ersten Augenblicke fast niedergeschmettert, im nächsten aber sagte er sich und sagte: „Ja, ich wußte es wohl, daß er die Philosophie falsch auffaßte — als Maler, nicht als Philosoph; er wußte nicht in die Tiefe zu bringen, sondern blieb an der Aeußerlichkeit hängen.“

„Ich wurde auch selbst mißtrauisch gegen ihn,“ fuhr der junge Mann fort; — „was er aber nachher von Ihrer Wartin erzählt hat, gewann mich wieder, sowohl für ihn, als für die liebenwürdige Frau.“

„Aber was erzählte er denn? Warum muß ich jedes Wort herauspumpen?“

„Ach bitte, erlassen Sie mir das! Auch er gab's nur in Bruchstücken, er war auf's Tiefste bewegt. Er sagte am Ende, daß Elisabeth ihm die reinste Idee eines Weibes verwirklicht habe, zart und treu, der stärksten Versuchung widerstehend, und doch voll des tiefsten Gefühls. Es sei, seit er sie ganz kenne, ein Schatz in seine Seele eingezogen, der ihm durch keine Woge der Zeit mehr entrisen werden könne. Von dieser Liebe wolle er nie genesen, sie sei ewig und solle ihm auch ewig bleiben.“

Es war eine lange Pause. In Robert's Augen standen zwei große Thränen. „Also nicht schuldig!“

Am andern Tage sollte Eberhard kommen. Robert war froh, durch den günstigen Zufall schon vorher von

einem unparteiischen Zeugen über die Hauptsache aufgestellt worden zu sein. Daß es sich wirklich so verhalte, unterlag ihm jetzt keinem Zweifel mehr. Er wollte nur noch über Einzelheiten Gewißheit erlangen.

Eberhard war schon vierzehn Tage abwesend, und bei seiner Ankunft sehr erstaunt, den Freund auf dem alten Pflaster der Universität zu treffen. Da er Nebenperson ist, so sagen wir nichts von seinem bisherigen Leben, als daß er nach und nach ernster und weniger Narr wurde. Besonders diesmal entsprach ihm kein einziger Spaß, seine Augen sahen fast melancholisch drein. Als Robert ihn um die Ursache befragte, betheuerte er, keine Ursache angeben zu können, es lasse nur ein Gefühl, wie dunkle Ahnung, schwer auf ihm.

Nachdem sie sich über Mancherlei besprochen hatten, Eberhard ihm weitere Aufklärung über seine Frau gegeben hatte, die es zweifellos machte, daß Elisabeth „nicht schuldig“ sei, nachdem er sogar vom Freunde nähere Angaben über die Verhältnisse des Malers erhalten hatte, gab er ihm das Zettelchen, das ihm am Tage vorher an das Gemälde angeheftet, mit diesem zugesandt worden war. Eberhard war schwer betroffen. Er fuhr nach seinen Schlüsseln, stöberte, warf Alles untereinander: er fand nichts.

„Da, Verrath! Verrath!“ schrie er wüthend, — „wer hat mir das gethan! Wisse, dieses Gemälde war in meinem Besitze, ich hatte mir's zurückbehalten, um die mir so theuren Gestalten auch in einer Abbildung zu besitzen; aber es war jedem menschlichen Auge verborgen, und nur mittelst Durchsuchung meines ganzen Besitztums konnte

sein Dasein ausespionirt werden. Auch lag es hier neben Dingen von Werth, nach denen ein gemeiner Dieb zuerst gegriffen hätte. Das muß heraus! Ich hab' einen Verdacht!"

"Ja, ich auch," sagte Robert; "die nemliche Hand, die, das Hausrecht verlegend, Briefe verrathen kann, kann auch das Eigenthum verletzen und Gemälde entwenden."

"Ja, und am Ende auch falsche Briefe schreiben," sagte Eberhard. "Nun soll sie mir aber hervor aus ihren Schlupfwinkeln, ich will mit ihr rechnen. Wahrlich," fuhr er grimmig fort, "ich möchte nächstens um der schlechten Weiber willen mit Euripides zu Holzschlägeln rathen, in denen der Wurm alle Tage die Form verändert, wenn das Heidenthum im Großen so reißende Fortschritte macht, wie bei Madelaine im Kleinen."

"Mein Weib macht eine Ausnahme," sagte Robert.

"O, wenn sie eine Heidin geworden ist, darfst du sie auch hüten, ich trau' keiner mehr!"

"Schweig, ich lasse mich nicht mehr durch dein Geschwätz verführen! Doch jetzt komm mit zu Madelaine!"

"Was dort thun? Ich hab' noch keine Beweise."

"Ist auch nicht nöthig, wir demüthigen sie doch."

"Nun, ich will doch vorher untersuchen."

"Darauf kann ich nicht warten, ich muß heute Nacht wieder nach Hause, es drängt mich. Komm, wir machen unsern Besuch."

Gesagt, gethan. Die beiden Männer in ihrer nicht sehr holden Stimmung stellten sich Frau Professorin Fischmann vor, die, in einem herrlichen Zimmer, dessen ge-

wirkte Tapeten in Ultramarin und Gold schimmerten, stehend, sie sehr gnädig empfang.

Sie hatte Schärtel's Ankunft schon gestern vernommen, seine Erscheinung war ihr daher nicht ganz unerwartet. Mit ruhigem, stolzem Blicke maß sie ihn, während sie gleichgültige Fragen an ihn richtete, die er eben so gleichgültig erwiderte, und sie dagegen mit demselben ruhigen, stolzen Blicke maß. Robert fragte nach ihrem Kinde, das nun schon älter sein mußte, als das seinige.

Ein Schatten flog über Madelaine's Gesicht. Es bleibt ungewiß, ob von Zorn oder Verlegenheit. Es war gestorben, Madelaine trug noch Trauer um dasselbe. „Aber das ihrige gedreht?“

„Außerordentlich! der Kleine ist mein Augapfel, er macht mich sehr glücklich.“

„Hoffentlich!“ sagte Madelaine lächelnd, „nun dürfen Sie die Vaterfreude doch auch rein genießen.“

„Ja wohl, und darum ist der Segen in ihr, der ohne Zweifel meinem armen Freunde und Ihnen, Madame, nicht werden konnte. Der Dämon, der sie auch mir rauben wollte, ist entlarvt.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Madelaine etwas betroffen.

„Ich meine den Dämon, der ein Gemälde gestohlen hat und ihm eine falsche Auslegung gab, die eben so gemein als teuflisch ist —“

„Ja, um so gemeiner und teuflischer,“ fiel Eberhard ein, „als die nemliche Hand, die diesen Zettel geschrieben hat, auch einst einen falschen Brief schrieb, der ein edles

Weib in Schuld oder Schande stürzen sollte, und sie wenigstens in den Tod gestürzt hat."

"So?" fragte Madelaine mit großer Ruhe, — "soll damit Elisabeth gemeint sein? — so viel ich weiß, lebt sie aber noch, und ihre Schuld oder Schande trägt sie auch."

"Du bist nicht Schuld daran, daß sie noch lebt, und deine Intriguen auch nicht, wenn sie nicht stirbt!" schrie Eberhard grimmig.

"Mein Herr, mäßigen Sie sich! Wenn ich gleich Ihre Cousine bin, lasse ich weder Lügen noch Beleidigungen auf mich laden. Wer sagt Ihnen, daß meine Intriguen das gethan haben?"

"Ja, darüber will ich dir noch genaue Auskunft verschaffen, und wenn dein Gewissen dann nicht aufwacht, das in seinem göttlichen Teufelsbewußtsein ganz eingeschlafen zu sein scheint, so soll doch die Welt wenigstens dich kennen, und du sollst vor ihr gezeichnet werden."

"Der moralische Beweis," sagte Robert, "liegt ohne dies nahe genug. Sie haben mir jene erste verrätherische That, die Sie hier in diesen Sessel gesetzt hat, selbst zugestanden. Dieser That sehen nun die zwei andern Thaten so ähnlich, wie ein Ei dem andern, und — Sie wissen es, wir kennen uns von früher her. Damals habe ich Sie der Lächerlichkeit preisgegeben, Madame," sagte er mit harter Stimme, "jetzt gebe ich Sie der Verachtung preis. Mögen Sie wohl gediehen in Ihrem Bewußtsein!"

Er verbeugte sich wieder tief und entfernte sich stolz, — der nemliche Mann, der drei Tage vorher in anderer Stimmung Madelaine's höheres Recht anerkannt und sich

einen Dummkopf gescholten hatte, daß er die Augen vor diesem Rechte verschlossen habe. Und diese wieder geänderte Ansicht läßt sich gewiß auch wieder rechtfertigen.

Madelaine lachte ihm nach, das Lachen dünkte ihm hölzern.

Den Professor sprach er nicht, und dieser suchte ihn nicht auf, er hörte aber von Andern, daß er oft düster und niedergeschlagen sei.

Robert hatte seinem Eberhard noch hinterlassen, den Beweisen für Madelaine's Schuld doch ja gewiß nachzugehen, und dieser, voll Eifer, hatte es auch versprochen; als er aber wieder allein in seinem Zimmer auf dem Schemel saß, erging er sich in folgender Betrachtung:

„Es ist wahr, ich habe die feste Ueberzeugung, daß Madelaine den Diebstahl begangen und aus Rachegefühle an dem Philosophen und seinem Weibe diesem zugeschickt hat. Ich fürchte auch, daß die That wirkliches Unglück anrichtet; denn jenes arme Weib ist in einem verstorren Zustande, und ein kleiner Umstand kann da in ihrer Verlassenheit großes Unheil herbeiführen. — Aber wie? — wenn das Unheil nothwendig wäre, und daher auch Madelaine's That gut und nothwendig sich einfügen mußte? — kann ich sie dann strafen um ihrer That willen, die, wenn auch böse gemeint, doch auch wird gut sein müssen? — Ja ja, Substanz, die göttliche Substanz straft auch, indem sie die That sich am Thäter rächen läßt! — Wie aber, göttliche Substanz, willst du dich dann ausreden, wenn dir scheltend der Thäter seine That selbst in die Schuhe schiebt, weil er ja nur ein Bestandtheil deines Ich sei? wenn er dir beweist, daß die Schlechtigkeit, aus der die

schlechte That kam, nur die Rehrseite seiner edlen Kraft sei, ein nothwendiger Bestandtheil seines selben Charakters, aus dem auch seine Stärke komme?

„Meine Thatkraft lähmt diese kühliche Frage; ich will erwarten, ob die That von selber an Tag kommt und sich auch von selber rächt. Mein Muth ist zu kurz dazu, — und ich glaube, die göttliche Substanz macht es auch so.“

Achtzehntes Capitel.

Unser Philosoph war die Nacht durch gefahren, und der späte Wintermorgen brach eben an, als er die Thürme seiner Vaterstadt wieder sah. Je näher er kam, desto mehr zog es ihn, desto lebhafter stellte er sich sein Weib und sein Kindlein vor, die er wohl noch süß schlafend im Bette überraschen wollte, — das Kindlein, das ihm jezt wieder neu geschenkt war, dessen Ähnlichkeit mit dem Maler ihm jezt keine Skrupel mehr machen sollte; — im Gegentheil wollte er sich dieser Ähnlichkeit freuen, wollte sie seinem Weibe als einen Ersatz gönnen für das hohe Opfer, das sie ihm gebracht hatte, er wollte sich selbst dran erlaben, denn — — konnte ihm eigentlich ein größeres Glück werden, als einen Sohn zu haben, der seinem Maler glich? seinem schönen Maler, dem Freiherrn Otto Bertram von Schussen! — Er schlug sich vor die Stirne, daß er das Alles hatte so verkennen können. Und das Stillschweigen seines edlen Weibes über jene Scene mit dem Maler erschien ihm nun so groß, gab ihm wieder eine ganz andere Vorstellung von ihrem Werthe. —

Es drängte ihn heim, heim; je näher er kam, desto heißer wurde ihm.

Auf dem Wege von der Post ging die Dienstmagd eines seiner Bekannten an ihm vorbei. Sie blieb einen Augenblick stehn, ihn mit sonderbarem Ausdruck betrachtend, — dann ging sie zögernd weiter. Er bemerkte es. „Hast du mir etwas zu sagen, Mädchen?“ fragte er.

„Nicht eigentlich. Ich weiß nur nicht, ob Sie schon wissen —“

„Ob ich weiß? — was?“

„Daß Ihr Söhnchen krank ist.“

„Nein! ach nein! was ist ihm?“

„Ein Unglück. Der Schmied, der seine Frau ermordete und bei dem Auslauf betheiligte war, hat einen Stein nach ihm geschleudert, nun ist es —“

„— Tott?!“

„Nein, nicht, man hat Hoffnung —“

Mit wenigen Sprüngen war Robert in seinem Hause, — mit wenigen die Treppen oben. Er trat ein durch eine Seitenthüre, weil vorne geschlossen war — in's Schlafzimmer. Alles war noch still. Sein Blick flog zuerst nach der Wiege des Kindes, sie stand wie ganz unbenützt in einer Ecke. Die Gattin lag schlafend, halb entkleidet im eigenen Bette. Das Kind war nicht da. Elisabeth lag aber sonderbar — fast ungeschickt. Ein schreckliches Bangen ergriff ihn, — er schlug die Decke zurück — da lag das Kind todt, — zugedeckt, ersickt, erdrückt von der Mutter.

Es folgte nun eine schreckliche Zeit. Elisabeth wäre ohne Zweifel gestorben, wenn sie nicht — wahnsinnig geworden wäre.

Ja, es gab Augenblicke der Raserei, wo die arme Frau Himmel und Erde stürmen wollte, wo sie das Oberste zu unterst gelehrt wissen wollte, um ihren verlorenen Schatz wieder zu finden.

Robert's Leiden sind nicht auszusprechen. Er hatte sogleich an Eberhard geschrieben, und dieser eilte auch auf Sturmesflügeln herbei, um dem Trostlosen mit Rath und That an die Hand zu gehn. Mit Entsetzen schaute er an den Tod, schaute an die Verwüstung. Nun es da war, was er geahnt, was er gefürchtet, — nun hatte er kein einziges Wort, — er drückte tief nieder alle Betrachtung, er wollte nicht denken, — er scheute sich, zu denken, er wollte jetzt nur handeln. Er besorgte das Begräbniß des Kindes. Es ist was Unbedeutendes, der Tod solch eines Kindes, und doch was Bedeutendes, wenn alles Leben, alles Glück mit ihm begraben wird.

Der liebliche Knabe lag wie ein holder Engel zwischen seinen Blumen in der Bahre. Die Aehnlichkeit mit Bertram trat deutlicher als je hervor, und unserm Robert, wie er, an dieser Bahre sitzend, tief versenkt im Brüten über die Geheimnisse der Natur und der psychischen Welt, die ganze Vergangenheit wieder an seiner Seele vorüberziehen ließ, wie er als Richter sein eigenes Ich aus allen Schlupfwinkeln hervorzog, wurde jetzt so manches deutlich, ja auch die Ursache dieser Aehnlichkeit immer deutlicher. Es zogen Schauer, die Schauer des Weltgerichts durch seine Seele. Ja, er bekannte, daß der Weltenrichter mit ihm consequent gefahren sei, daß er Ursache und Folge, Schuld und Gericht in gehörigem Maße gewogen habe. Aber sein Weltenrichter blieb den-

noch sein Fatum, es war zu tief gewurzelt, zu sehr in sein ganzes Ich übergegangen, als daß er sich noch hätte zugeben können, es könnte mit diesem Weltenrichter vielleicht doch eine andere Verwandtniß haben. Aber er erkannte sein Geschick an als eine Dialektik des Fatums, das freilich nach einer Seite hin gegen sich selbst gezeugt hatte; denn das lag jezt am Tage, daß sein früheres Gefühl in Beziehung auf gewisse Bedürfnisse des weiblichen Gemüths das rechte gewesen sei, daß dem Weibe — freilich nicht allen Weibern, denn daß es deren genug gab, die dieses Bedürfniß nicht hatten, mußte er ja wohl — aber daß dem wahren, tieferen Gemüth des Weibes die Gottheit als etwas Persönliches stehn bleiben müsse, das hatte sich ihm jezt in unwidersprechlicher Gewißheit herausgewälzt. Er mußte sich gestehn: der nämliche Ernst, die nämliche Tiefe, dieselbe Schue in dem Charakter seines Weibes, die sie in jener großen Versuchung bewahrt hatte, — dieselbe Seite ihres Charakters, die damals ihre Stärke gewesen war, war jezt ihre Schwäche gewesen. Darum fühlte er eine heilige Verpflichtung in sich, sie mit diesem Charakter, der jezt seine Schwächen hervorgekehrt hatte, zu tragen, alle Folgen derselben zu übernehmen.

Die Erscheinung Elisabeth's in ihrer Narrheit war außerordentlich merkwürdig. Aus abgebrochenen, verwirrten Reden ging hervor, daß ein schwerer Traum in der verhängnißvollen Nacht sie geängstigt hatte. Ein Ungeheuer (ohne Zweifel das Fatum, das sie sich immer als solches gedacht), hatte sich herangewälzt, um sie und ihr Kind zu erdrücken. Wahrscheinlich hatte sie sich im Schlafe

gedreht, um diesem Ungeheuer zu begegnen, denn ihre Lage war dem Kinde ganz entgegen. Der Knabe hätte Kraft genug gehabt, sich zu helfen, oder wenigstens durch zappelnde Bewegung die Mutter zu wecken, wenn nicht die Bewußtlosigkeit und schwere Ermattung der Krankheit ihn niedergedrückt hätte. Daß aber die Mutter nicht von selbst erwachte, mochte seinen Grund in einer weitem Folge ihres Traumes haben, denn das Ungeheuer sei auf einmal von ihrem Robert verbrängt gewesen, der freundlich zu ihr herangetreten sei.

Wirklich, als Robert an jenem Morgen sich der Mattin näherte, lag sie da mit friedlich lächelndem Antlip.

Aber eine sonderbare Vermischung zeigte sich jezt zu gewissen Zeiten: die Meinung, daß Er ihr das Kind genommen oder das Gericht über sie verhängt habe, weil sie nicht unbedingt an ihm gehangen, Ihn über Alles geliebt und verehrt habe. Ist, wenn Robert zu ihr herantrat, fiel sie plöpflich vor ihm nieder, bat mit den flehentlichsten Tönen, ihr doch ihr Kind jezt wieder zu geben, sie wolle ja künftig gewiß an ihn glauben, wolle ihm gewiß nicht mehr ungehorsam sein. O, er hätte oft versinken mögen, hätte auch Erde und Himmel stürmen mögen, um dem armen Weibe wieder zu helfen! Aber Erde und Himmel ließen sich nicht stürmen, sie blieben im festen Geleise, — nur seines Weibes Seele war aus allen Fugen gewichen.

Eberhard, dem sie früher immer wohl gewollt hatte, durfte sich gar nicht vor ihr sehen lassen. Sie sagte, er sei der Teufel, der nur gekommen sei, um sich zu freuen, daß sie kein Kind mehr habe. Sie hätte ihn in einem

Anfall der Naserei einst fast zerrissen. Ja, es hatte eine närrische Idee bei ihr angeseht. Sie meinte, wenn sie ihm den Kopf spalten oder nur die Zunge ausreißen könnte, so würde ihr Ungeheuer sie leben lassen und ihr Kind wieder aus seinem Rachen entlassen.

Unserm armen Eberhard schlugen die Fluthen oft über dem Kopfe zusammen, ja, als er seines Lebens nicht mehr sicher war, floh er die grimme Wahnsinnige; er schloß sich ein, und am Boden sich zusammenkauern, versank er in tiefes Brüten.

„Das also wäre das Göttergefühl,“ murmelte er vor sich hin, „das die Substanz genießt, wenn sie, ihre Welt aus sich entlassend, sich durch Schuld in's Elend gestürzt hat! — durch ihre, der Gottheit Schuld, nicht durch Schuld der armen Geschöpfe, die, fortgetrieben durch die göttliche Macht, aus ihren edelsten Kräften und Anlagen das Verderben trinken müssen. Jetzt sehe ich erst vollkommen, wie verkehrt es ist, aus der guten Kraft das Unheil sprossen zu lassen, daß eine Substanz, die am edelsten Gefühle packt, um ihr Opfer zu verschlingen, ein Ungeheuer ist, wenn sie nicht einen Ersatz dafür bieten kann; — und diese Substanz — wer ist sie? Bin ich's, oder ist's der Gott, an den ich nicht geglaubt, und den ich doch nicht überwinden konnte, ohne ein Opfer? Und wer ist das Opfer? — Nicht ich selbst, der Zeigling, der Mensch ohne That, ohne Saft und ohne Kraft, sondern ein armes Weib, das an meiner Statt leiden mußte, das ich mit harter Stirne, mit halbem Bewußtsein in den Tod geschickt, dessen Verschick ich im dunklen Drange weiter gewählt, nicht wollend und doch wollend, um Experimente

zu machen, um Erkenntniß zu trinken, bis es über ihrem Haupte zusammenschlug! — O, wie schlägt nun ihr Elend auch über mir zusammen! Was nützt mir nun die Erkenntniß, die ich eigentlich schon lange hatte, deren ich mir nur nicht deutlich genug bewußt war! Nun habe ich sie gewiß, aber das Leben, das sie mir lausen mußte, ist gebrochen, und weder in meiner Nacht steht es, noch in der Nacht der andern Substanz, diesem gestorbenen Leben wieder vom Tode aufzuhelfen, es wieder zu ergänzen — wieder flott zu machen! O die Arme! sie hat Alles verloren und nichts gewonnen. Und ich habe gewonnen eine Erkenntniß, und verloren den Frieden und das Leben! Das Leben — nicht meins, aber das meines Schüplings, meines zweiten Ich! O, du arme Gotttheit, du haßt einen traurigen Trost in deinem Kirchhoffrieden! — Ha! mein Eingeweide lehrt sich in mir um, da ich, an deine Stelle mich setzend, mich dir gleich fühlen muß! Hab' nicht ich die Arme verlassen, da ich, als sie um mein Rütteln und Schütteln mich ansah, das nicht thun wollte, und ihr keinen Trost gab, als den, sie retten zu wollen, wenn es zur That gehn sollte? War der geistige Ehebruch nicht auch That? Hätte ich sie nicht früher schütteln sollen, um die That in Gedanken zu verhüten? Hätte ich nicht den Maler entfernen sollen? — — Aber wie? — wie, Substanz? — haßt du denn nicht auf ganz andere Art gesehlt? Hättest du denn nicht sollen die arme Kreatur damals nicht retten? Wäre sie nicht glücklicher gewesen? — Ja, wenn es keinen lebendigen Gott giebt, der das Gute belohnt, auch noch auf andere Weise, als die moderne Wissenschaft zugiebt, kann war

sie eine Thörin, und ich war ein Thor, und Alles ist Lüge, was in der Bibel steht! — O, mein Kopf verirrt sich, ich lechze nach Licht! — Wie war ich früher so sicher, und wie ist es jetzt in mir und außer mir so schwarz! — Und doch — hab' ich es denn nicht geahnt? ja gar mit halbem Wissen herbeigeführt?"

„Ich schaue noch nicht in alle die feinen Fäden, wie sie zusammenlaufen, — sollte nicht der Trost — der rechte Trost sich herauswickeln?"

„Nuth! Eberhard, Nuth! könnte nicht der Herr das, was du schlimm gemacht hast, wieder gut machen? Wenn er wirklich der lebendige Gott ist; — ist er die leere Idee, dann giebt es keinen Trost mehr!"

„Ach, vielleicht ist es ja doch gut, vielleicht ist Alles recht, und die Arme hat nicht umsonst gelitten! — Aber leidet sie schuldig oder unschuldig?" —

„Ja, wenn die Idee gesättigt werden könnte! Ganz, ganz gesättigt, und Alles zum Frieden gebracht!"

„Nur Nuth, Eberhard! und Stille! geht's auch durch Nacht hindurch, das Licht muß doch kommen! Es muß! Es muß! Schon nach den Naturgesetzen! Laß doch diesen Gesetzen ihren Lauf! Gott ist ja auch der Herr über diese, und was Er nun verhängt, dem sollst du zuschauen. Müßte die Nacht auch noch finsterner werden und kalte Winde sich erheben, — die Winde gehn der Sonne voran, die Rebel können sich plötzlich zerstreuen — —"

Ueberlassen wir den Träumer seinen Träumen, und gehn wir zu Elisabet zurück. Robert weichte ihr die aufmerksamste, die zärtlichste Sorgfalt. Die Sorge um

sie, der Schmerz, das Mitleid mit ihr hatte alles Andere verschlungen. Er war immer um sie, suchte sie mit den zärtlichsten Tönen zu beschwichtigen, aber es erfasste ihn oft ein inneres Grausen, denn alle Worte, die er oder Andere zu ihr sprachen, fanden einen verkehrten Wiederhall, und alle ihre Worte, so verkehrt sie waren, hatten doch einen so unheimlichen Sinn, daß ihm oft war, als höhn-lache ihm ein grinsendes Gespenst aus denselben entgegen. So fragte sie einmal: „Könnt ihr mir nicht sagen, warum ich eigentlich noch lebe?“ Man entgegnete ihr, es sei Gottes Wille so. Sie machte eine wilde Gesterbe der Verneinung. Doch sich besinnend, sagte sie: „Ja der! Es kann doch sein. Er hat vielleicht auch schon im Schlafe sich wälzend seine Kinder erdrückt, da wird es ihm grausen, allein zu sein, und er wird sich in mir spiegeln wollen. Aber bin ich denn ein Spiegel? Sieht er sich wohl in mir?“ — und sie riß ihre großen Augen weit auf, um den Spiegel bequemer zu machen. Doch plötzlich rief sie, die Augen mit den Händen bedeckend: „Dort ist das Ungeheuer, es sieht meiner Mutter gleich und will mich verschlingen!“ Dann tobte sie, sie wollte sich nicht fressen lassen, und ihr Kind müsse er auch wieder ausspeien, und als sie etwas sanfter geworden war, bat sie ihren Gatten flehentlich, er solle sie schützen vor dem Ungeheuer.

Sagte man ihr aber dann: der liebe Gott sei ihr Vater, der sie schütze, und ihr Kind sände sie auch einst wieder bei ihm, so drängte sie den Tröster weg und sagte: „Nein, das lügst du, der ist weit fort, — über dem Abgrund drüben, der hört nichts und sieht nichts! Du lügst! Du lügst!“ — und die Wirkung solcher Tröstungen

zeigte sich noch gefährlicher, sie wurde noch leidenschaftlicher aufgeregt.

Recht peinlich war's, daß man sie nie Nachts vermögen konnte, sich niederzulegen. Man hatte sie in ein ganz anderes Zimmer gebracht, aber sie schien vor dem Bette ein unüberwindliches Grauen zu empfinden. Nur gänzliche Ermattung legte sie von selbst nieder, aber dann sprang sie oft plötzlich auf, weckte ihre Wächter und Wärterinnen, wenn sie einschlafen wollten und rief ihnen zu: sie sollten doch wachen, es bringe Unglück, wenn man schlafe. In jeder Stunde der Nacht hatte sie ihre Augen weit offen stehn. Immer rieben sich die philosophischen Geheimnisse in ihrem Innern und verwoben sich mit ihrem Geschick, und es wurde Robert jetzt erst deutlich, wie furchtbar diese Reibung auch vorher in ihrem Geiste gewesen sein mußte. Einst als sie ihm bei gutem Bewußtsein schien, fragte er sie mit schmerzlicher Zärtlichkeit: „Ach Elisabeth! wirfst du dich denn nie mehr dem Leben zuwenden? Dein Herz nie mehr dem Glück und der Freude öffnen?“

„Doch, doch!“ entgegnete sie, „in deinem Selbstbewußtsein, wenn ich todt bin.“ Er fuhr zurück, als hätte ihn eine Natter gestochen. „Bist du böse?“ sagte sie; „ach sei es nicht! Die Creatur muß ja in den Geist zurückgenommen werden.“

Des Malers gedachte sie nie, was unsern Robert außerordentlich wunderte, und wir wissen selbst uns diese Erscheinung nicht recht zu erklären, da sie ihn an jenem Abend so sehnüchtig herbeigerufen hatte. Aber vielleicht war gerade ein dunkles Schuldgefühl, das aus der Tiefe

ihrer verstörten Seele austauchte, die Ursache ihrer gänzlichen Schweigsamkeit über diesen Punkt. Es kamen auch keine Liedchen über ihre Lippen, und das rechnete ihr unser Held eigentlich als einen Fehler an. Ja gestehn wir's doch, er hätte gar gern etwas derartiges gehört, wie Faust's Gretchen, oder Hamlet's Ophelia aus ihrem Wahnsinn hervorbrechen lassen. Er meinte, es sei keine rechte ästhetische Narrheit, so lang nicht so etwas vorläme. Einmal allein sang sie eine Strophe an — Robert horchte hoch auf — aus der Rolle der Julia Capulet, aber sie brach schnell ab und murmelte unverständliches Zeug.

Eine Frau, die auch einmal Wärterdienste bei ihr that, suchte sie mit der Hoffnung zu trösten, daß sie ja ihr Kind einst wiederfinden würde. — „Wiederfinden?“ fragte sie, — „im Rachen oder im dunklen Grunde?“

„Sie werden doch das unschuldige Kind nicht in der Hölle vermuthen?“ erwiderte die Frau erschreckt.

„Unschuldig?“ fragte Elisabeth vor sich hin, — „Unschuldig war das Kind wohl nicht. Es lag ein Fluch auf ihm: die Schuld zu leben und zu athmen. Und darum mußte es zur Strafe zurückgeschlungen werden, — aber nicht in die Hölle, nein, nein, es giebt keine Hölle, — in's absolute Nichts! Ich will es Ihnen sagen: die Hölle ist auf Erden. Zuerst kommt der Himmel, dann die Welt, dann die Hölle. Jetzt ist die Hölle da. Hier (auf ihre Brust deutend) brennt es immer. — Und ich will Ihnen noch was sagen,“ fuhr sie mit geheimnißvoller Miene fort: „ich selbst mußte es darum zurückschlingen in den dunklen Grund, weil ich es gebär. Das ist der Lauf der Welt. Meine Mutter wird jetzt

auch bald kommen und mich verschlingen, und das Alles wußte Robert; er hat es so geordnet!"

An jenem Abend brach sie in wilde Phantasieen aus, und Hölle, Fluch, Schuld, Existenz und dunkler Grund wälzten sich wie ein Chaos in ihrem Gehirn.

Die schöne Adventszeit, die Vorläuferin von Weihnachten rückte heran — für Elisabeth keine Zeit der Freude mehr! Sie wußte gar nichts von der Zeit und ihren Festen. — Robert hatte sich eines Nachmittags im Nebenzimmer auf den Sopha gelegt, um zu ruhen; die Wärterin Elisabeth's wurde von ihrem Vater heimgesucht, der, zu den Stillen im Lande gehörend, seine Tochter mit Grauen in einem Hause wußte, von dem so unheimliche Gerüchte in Umlauf waren. Er brachte ihr ein Predigtbuch, und da der Mittag so still war, Elisabeth, ohne sich zu rühren, auf der Ottomane lag, so gab er den Bitten seiner Tochter nach, und fing an mit gedämpfter Stimme ihr eine Predigt vorzulesen. Er fing an: „Und ist ein Sohn geboren, ein Kind ist uns gegeben — —“

„Du lügst!“ rief Elisabeth plötzlich auffahrend mit schrillen Tönen, „genommen ist er uns, erwürgt!“

„Aber zu unserm Heil,“ sagte der Mann, der sie entweder mißverstand, oder ihre Worte nach seiner Weise auslegen wollte.

„Heil? — nein! nein! zur Strafe, weil wir nicht glauben wollten, daß Menschenwort Gotteswort sei. Aber ich bin jetzt heil: ich glaube nur noch an Ihn, ich glaube nicht mehr an den Alten. — Was hast du dort? Ein Buch? Fort! fort! Die Bücher sind giftig, sind lauter Lügen. Wirf es weg, du stirbst!“

„Von diesen Büchern stirbt man nicht,“ entgegnete der Mann. „Diese⁹ sagen uns, wie wir Vergebung der Sünden erlangen und selig werden können.“

„Das ist Lüge und Betrug, du mußt nicht mehr daran glauben. Selig ist man nur, wenn zwei . . . aber das ist jetzt schon längst vorbei. Alles Andere ist Tod und Hölle. Ich will dir rathen, wie du der Hölle entgehn kannst: wenn du an Robert glaubst, wenn du seinen Lehren vertraust. Er ist jetzt an der Stelle Gottes, Er allein kann dich von der Hölle erlösen.“

Der Mann schauderte. „Ich glaube an meinen Heiland und an meinen Gott,“ sagte er mit starker Stimme, „der erlöst mich von Tod und Hölle.“

„Gott ist todt! todt! Er hat mich verlassen! Ich habe ihm gesl . . .“ Ein Blutstrom schoß ihr in diesem Augenblick aus dem Munde, und ergoß sich in immer neuen Wallungen auf den Fußboden. Robert, durch den Lärm geweckt, eilte herbei, sagte in tödtlichem Schreck die Gattin in seine Arme und stützte ihr Haupt, das mit kaltem Schweiß bedeckt war und besinnungslos zurück sank.

Solche Reden und Vorgänge konnten nicht verborgen bleiben. Sie verbreiteten sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und Umgegend. Schon die traurige Begebenheit an sich im Zusammenhange mit den schwarzen Thaten des Schmieds hatte Aufsehen gemacht, und die Welt ist im Combiniren nie träge, sie thut darin eher zuviel als zu wenig. Elisabeth, ob man sie gleich nicht sehr viel kannte, hatte doch durch ihr einfaches, liebenswürdiges Wesen die Herzen Aller gewonnen, die sie näher kennen lernten, und

da man die Ansichten Robert's zur Genüge kannte, so war Jedermann geneigt, ihn als den Urheber dieses Elends anzusehen. Darin kamen alle Stimmen überein, — nicht aber darin, ob man es ihm wirklich als Schuld anrechnen dürfte. Die Aufgeklärten, Gebildeten, die unserm Helden Gleichgesinnten verneinten das, die breite Mittelmäßigkeit machte sich recht breit, segnete sich, und gelobte sich von Neuem, nur ja nicht zuviel, — denn das sei das andere Extrem, — aber auch nicht zu wenig glauben zu wollen. Ja mancher Herr und manche Dame, die in der Wirklichkeit weit unter unserm Philosophen und seiner Frau standen, glaubten dieselben verkommen zu dürfen, weil sie selbst in ihrer Gedankenlosigkeit das Heilige zwar noch nie gesucht, aber eben darum in ihrer Meinung auch noch nie verloren hatten. — Die Pietisten hingegen hoben den Finger auf und wollten das Strafgericht Gottes herausfinden.

Ein Theil des Pöbels wollte nach seiner Art Partei nehmen, und beim Strafgerichte Gottes auch mit Hand anlegen. Oft sah man, wenn einige Bürger am Hause vorbeigingen, sie ihre geballten Häuste gegen dasselbe erheben, und Robert entging einigemal, wenn er sich Abends auf der Straße sehen ließ, nur mit Noth Mißhandlungen.

Das Geschrei in der Umgegend wurde groß. Einige Bauern sollen in allem Ernst beschloffen haben, unsern Helden zu ermorden, wenn sie seiner habhaft werden könnten, und eine Bauersfrau in einem entfernteren Dorfe kam mit verstörtem Angesichte zu ihrem Pfarrer und sagte ihm: sie höre, daß der Antichrist jetzt aufgestanden sei,

und bereits eine Frau und ein Kind erwürgt habe; er solle ihr sagen, was an der Sache sei, und ob er auch in ihr Dorf kommen würde, sie sei fest entschlossen, das nicht zu überleben, und zuerst ihr Kind, dann sich selbst zu ertränken.

Von diesen Gerüchten kamen Roberten selbst natürlich die wenigsten zu Ohren. Er konnte sich dieselben zwar denken, aber sie waren jetzt nicht der Hauptgegenstand seiner Leiden, sie zogen höchstens als schwarze Nebelschatten durch die Nacht, die um ihn und in ihm war, und dienten dazu, dieselbe noch finsterner zu machen.

Das Nächste war jetzt die jagende Sorge um Elisabeth's Leben; denn seit jenem Blutsturz hatte ihr Zustand eine gänzliche Umwandlung erlitten. Auf die fiebrische Aufregtheit folgte nun eine Erschlaffung aller ihrer Lebenskräfte, eine Abgestumpftheit, die ihren Körper fast zu dem einer Todten machte. Ihr Puls ging so schwach, daß nur die Hand des Arztes darin noch Leben erkennen konnte; ihre Augen waren immer geschlossen, aber nicht vom Schlaf; ihre Hand, wenn man sie erhob, sank schlaff zurück, wenn man ihr die Stütze entzog; keine selbstständige Bewegung gab Zeugniß, daß Bewußtsein in ihr sei; Speise oder Trank war ihr fast gar nicht beizubringen; das Fünkchen ihres Lebens glimmte nur in der Tiefe fort, es konnte erlöschen, wenn es wollte.

Selbst Robert's starke Natur vermochte so viel Erschütterungen und Kämpfen von Innen, so viel Sorgen von Außen, Nachtwachen, Anstrengungen nicht zu widerstehn, er ging wie ein Schatten umher, und sah am Ende mit stumpfer Gefühllosigkeit auf seine Gattin, auf

sich selbst, auf das Leben, auf die Welt. Es war ihm Alles einerlei, — in diesem Augenblick nicht aus Trost, sondern aus Verzweiflung. — O! hätte der Mann nicht ein so felsensfestes modernes Herz gehabt, so hätte er müssen noch tiefer — — doch nein! Nur modern war dieß Herz, felsensfest aber keineswegs!

Oft auch, wenn er sein Geschick überdachte, war er geneigt, die ganze Wucht seines Grimmes auf Andere niederfallen zu lassen, auf Eberhard, auf Madelaine besonders; aber zu seiner Ehre müssen wir sagen, daß er doch immer wieder zu sich selbst zurückkehrte, und sich bekannte: mag auch alles Andere mitgewirkt haben, dich und Elisabeth zu verwirren, die letzte Ursache ist doch darin zu suchen, daß du das zarte Gemüth dieses Weibes zu wenig geschont, seine Bedürfnisse als des schwächeren, hülfbedürftigen Theils zu wenig beachtet hast. Du bist zu einseitig in deinem Pathos geworden, und die Dialektik des Geschicks läßt jezt deine Schuld sich an dir selbst rächen. Die endliche Bestimmtheit und Beschränktheit deines Wesens hat dich auch in diese Katastrophe wieder hincingeführt. — Ach, die Wahrheit schmeckte bitter, und fast wäre er versucht worden, sich mit dem Jüngling von Sais zu vergleichen, der erstarrt vor der Wahrheit zurückbebt, weil er zu ihrem Anblick gelangt durch Schuld; — er hatte zwar jezt nicht den Schleier mit jeder Hand gehoben — (das hatte unser Held schon früher gethan, ohne davon erstarrt zu sein) aber einen andern Schleier hatte er jezt mit jeder Hand zerrissen! Und dafür that er Buße, indem er dafür büßte. So war denn die Schuld gesühnt, und der mit Gott versöhnte Leidende löschte diese Schuld der

Vergangenheit durch seine Thränen aus. Das vermochte der Geist unsers Helden, diese unverwundliche Gesundheit war seine Natur. Zugleich gelobte er seinem Gott, ihm künftig nicht mehr so gar eifrig zu dienen, sondern mit seinem Spott über den persönlichen Gott zu warten, bis einst mathematisch ausgemacht sein wird, daß seine Seele mehr an ihn glaubt.

Und um dieses löblichen Gelöbnisses willen stieg denn sein Gott, das Fatum, dem er zwar nicht sich widersetzt, aber durch allzueifriges Dienen geschadet, den er darum von sich entfernt hatte, wieder in sein Inneres, (— oder hatte er sich denselben im Gegentheil gar zu nahe auf den Leib gerückt? —) wieder in sein Inneres und versprach ihm, daß er noch sollte in und mit ihm, dem Fatum, groß und herrlich werden, ja mit ihm auf dem Throne sitzen.

In Eberhard's Taschenbuch finden sich folgende Worte:

„Substanz! einige Fragen aufs Gewissen:

„Es ist hier ein Fluch über diesem Hause. Woher kommt der Fluch? — Hoffentlich nicht aus dem vorausbestimmenden Munde jenes alten Weibes, das in die Seele des armen Kindes einen übeln Samen warf?

„Rein. Jener Fluch war gelöst, so lange Elisabeth im Glauben an ihren Gott lebte, und Vertrauen zu ihm hatte.

„Er erfüllte sich, weil Robert den Gott nicht mehr im Kopfe und Herzen seines Weibes duldete, der den Fluch hinweggenommen hatte.

„Was beweist aber dies? — Erfüllte sich der Fluch, weil er ausgesprochen war? — Nein; sondern weil die hütende Vaterhand dem Bewußtsein der Geschützten entrißen wurde. Nun hatte sie kein Vertrauen mehr, als ihrem Kinde der Unfall begegnet, den Vater und Mutter — ja auch Mutterschuld über dasselbe bringt. Sie will die Hüt dann selbst übernehmen, und tödtet's eben damit.

„Ist das vorausbestimmt, oder erfüllt sich's ohne Bestimmung? Eben sowohl als auch?

„Was beweist es?

„Daß es einen persönlichen Gott in den Köpfen der Weiber geben muß.

„In den Köpfen oder auch über den Köpfen?

„Kann er in den Köpfen Stand halten, wenn's keinen über den Köpfen giebt?“ — — — — —

Neunzehntes Capitel.

Sehn wir uns auch nach der übrigen Welt um.

Der Schmied war unter dem Zuströmen einer ungeheuren Menschenmenge öffentlich hingerichtet worden. Seine Gesinnung hatte sich nicht geändert; er hatte geflucht sich selbst und aller Welt, und das Volksblatt des Doctor Wolf hielt es für seine erste Pflicht, die Sache seines guten Freundes noch nach seinem Tode dadurch zu führen, daß es seinen Abscheu vor der Barbarei der Todesstrafe in dem erleuchteten neunzehnten Jahrhundert öffentlich aussprach, daß es versicherte, alle diese zuschauenden Menschenmassen hätten den nemlichen Abscheu, wie es selbst, das zartfühlende Blatt, vor dieser Greuelthat empfunden, und daß es daran den Mahnruf knüpfte, endlich abzuschütteln die Barbarei vergangener Jahrhunderte, Schandthaten nicht mehr schändlich zu rächen, sondern sie blühen zu lassen im Lichte der Freiheit, die allein unseres Jahrhunderts würdig sei.

Und die Welt, (zwar nicht diejenige, die den Tod des Schmieds mit angesehen hatte,) aber die Welt draussen ließ den Mahnruf nachschallen, war entrüstet über die Kühnheit des Staates, daß er auf solche, aller Civilisation Hohn sprechende alte Rechte sich stütze, das

Racheschwert noch zu führen wage, um mit demselben kostbare Menschenleben zu morden. Und das Volksblatt gelangte durch diese Artikel zu noch größerem Ansehen, als es schon vorher hatte.

Im Hause des Advokaten sieht es friedlich aus. Der rechtmäßige Sohn hilft dem Vater immer noch bei den Prozessen, der Bastardssohn beim Volksblatt, und eben die gewürzten Artikel über die Abscheulichkeit der Todesstrafe waren vom Sohn in des Vaters Namen herausgegeben.

Beide Söhne hatten in ihrer Gutmüthigkeit auch unsern Helden schon öfters aufzuheitern gesucht, und wir folgen dem rechtmäßigen Erben nach einem solchen Versuch in sein Zimmer, wie er, auf seine Ottomane sich werfend, sich in Selbstgespräche ergeht. „Es ist doch eigenthümlich auf dieser Welt, wie das tolle Menschen-voll ein Feind seiner eigenen Ruhe und Zufriedenheit ist! Da habt ihr wieder die Tragik! diese Extreme in Allem! Dieses Vergessen seiner Glückseligkeit! dieses Ver-sehenssein auf einen Gedanken, der in's Elend führt! Diese Elisabeth: sie wäre recht schön gewesen, wenn die dumme Empfindung sie nicht verdorben hätte! wie abgemagert ist sie jetzt, wie bleich! ein Marterbild! dahin alle Schönheit! und warum? die Empfindung, das In-nere hat die Schönheit, das Aeußere aufgezehrt!

Wie kann man es doch wohl anstellen, daß man künftig die Menschen von dieser Verzärtelung und Empfin-derei heilt? Ich muß recht darauf denken, wie ich zur Ausrottung dieses Uebels beitragen kann. Welches Elend

hat nur die Religion schon auf der Welt gestiftet!! Ja, wenn ich einen Teufel glaubte, so wäre es nur um der Religionen willen; denn diese könnte man recht eigentlich ein Produkt des Teufels nennen, klüglich von ihm erfunden, um recht viele Menschen in's Unglück zu bringen! Alle diese übertriebenen Empfindungen, die eine harmonische, nach allen Seiten hin gleichmäßige Entwicklung und Ausbildung hindern, woher kommen sie, als von dem übernatürlichen, unnatürlichen Verhältnisse der Menschen zu etwas Anderem, was sie nie ruhig und sicher werden läßt, was immer einen unheimlichen Hintergrund in ihrer Seele bildet, und das reine und klare Hervortreten derselben an das Licht, an die schöne Oberfläche hindert? Wahrlich, es wird nicht gut auf der Welt, bis diese einfältigen Göttergedanken ganz aus der Menschheit verbannt sind, bis man den Kindern, so bald sie reden können, begreiflich macht, warum sie auf der Welt sind: daß sie da sind, um zu genießen, nicht um zu leiden; und daß sie um so mehr ihre Bestimmung erfüllen, je feiner sie den Trieb zur Glückseligkeit ausbilden. Ich habe eigentlich meinem Vater zu danken, daß er mich von früh auf vor all den überhirnischen Religionsgrübeleien bewahrte, und den Glückseligkeitstrieb so ungehindert sich entwickeln ließ. — Nur sollte er jetzt nicht nach allen Seiten knicken und mich einschränken wollen, denn meine Natur bildete sich ja doch seinen Grundsätzen gemäß aus; und wenn meine Vergnügungen auch manchmal mehr Geld kosten, als er gerade haben will, sollte ich sie darum fahren lassen? Ist ein glücklicher Tag nicht mehr werth, als alle Schätze der Welt, wenn sie todt daliegen? Und

kann ich die Glückseligkeit etwa nach Wahl bestimmen? Eine Partie derselben aus einem Säcklein hervorholen, und wenn sich etwas mehr anhängen möchte, als der Herr Papa gerade haben wollen, das nach Belieben sachte wieder in den Sack zurückschieben? Nein, Herr Papa, ich hab's versucht, aber es ging nicht. Die Glückseligkeit ist ein göttlich berechtigter Trieb, den man gewähren lassen muß, wo und wie er sich einstellt. Das Elend in dem Hause des Philosophen lehrt mich erst des Lebens Güter von Neuem schätzen."

"Gewiß, gewiß! der Herr Papa sind ein Tyrann, sie wissen selbst gar gut, was Glückseligkeit heißt, und sind nur dem Sohne neidisch, daß er es in der Kunst zu genießen, — mit Feinheit und Bewußtsein zu genießen, weiter gebracht hat, und seine Freuden nicht so plump auswählt, wie der Tagelöhner oder Bauernjunge. — Man kann es freilich meinem Vater nicht verargen, er ist von gemeiner Herkunft und hatte keine gute Erziehung; aber zum Vorbild soll er mir darum auch nicht dienen wollen."

"Meine neue Tänzerin ist freilich eine etwas goldene Liebe, aber sie ist auch Gold! Ha!" fuhr er entzückt fort, — „ich bin glücklicher als ein König! ich schwelge in Göttergenuß! — Nein, Väterchen, solche Liebhabereien giebt man nicht wieder auf!"

"Wenn doch nur meine Beine nicht so dünne wären," sagte er nach einer Pause, indem er verdrießlich an sich niedersah. „Die lose Josephine lachte neulich laut auf, und das ärgert mich gewaltig. Daß doch die dumme Natur nur so weit geht, als sie selbst mag! Daß man nicht befehlen kann: Höher, höher! Weiter, weiter! Ich

denke aber doch, die Vernunft wird es auch noch so weit bringen, daß sie den Körper nach Belieben zusammenziehen oder ausdehnen kann. Gewiß, gewiß, das ist möglich!"

"Wie schön wäre es jetzt," fuhr er im Selbstgespräche vor den Spiegel tretend fort, "wenn ich zu meiner Nase sagen könnte: Hebe dich ein wenig, werde spitzer, du darfst dich ledlich weiter vordrängen! Zu meinen Augen: Werdet größer! werdet weiter! denn ich muß die Welt noch besser in's Auge fassen lernen. Zu meinem Gaumen: Werde feiner, daß ich die Herrlichkeit des Lebens noch besser kosten kann! Und zu meinen mageren Knochen: Umgebet euch mit Fleisch, denn es ist der Herrlichkeit des Menschen unwürdig, daß er so schmal durch's Leben gehe."

"Ei wahrlich! ist mir doch, als geschähe, wie ich gesagt habe! Sind denn nicht meine Augen größer? Die Nase, ist sie nicht hervorgetreten? Himmel, auch das Haar wächst ja, es steht zu Berge! Der Kopf erweitert sich, — die Finger, ei wie schön geformt! und meine Füße scheinen mir ja Parisfüße! — — O Himmel, das Geheimniß ist gefunden! Ich kann die Form, wenn auch noch nicht erschaffen, doch erweitern und verschönern! Also nur wollen, wünschen darf man, so ist's geschehen! Ha, wie groß und weit ist jetzt die Welt! für keinen Wunsch mehr zu eng! Ja, unser Geist baut am Ende noch Brücken in den Mond, er lernt die Geheimnisse der Schöpfung! Wir lernen wohl auch fliegen, über die Erde fortzuschweben, wie die Engel in der alten christlichen Österlehre! — Soll ich's nicht probiren? wie schön, wenn ich mich, wie die Taube, auf den Gipfel jenes Hauses schwingen könnte!"

„Gewiß, gewiß ich kann's, wenn ich nur feste will. Der Wille, der hat Götterkraft!“

„Ich will! ich will!“ rief er plötzlich mit lautem Schrei, und hoch hob sich seine Gestalt empor, mit starkem Schwunge flog er in die Luft und — lag auf seiner Nase.

Als er sich von der ersten Betäubung wieder etwas erholt hatte, wurde er mit grimmigem Entsetzen gewahr, daß die Nase blutete, und als er sich im Spiegel wieder beschaute, wurden seine Wünsche in Wirklichkeit erfüllt; der Kopf schwoll, die Augen wurden fast so groß wie Ochsenaugen, und ach die Nase, die trat vor so unverschämt, wie wohl noch keine Nase auf der Welt; die Haare sträubten sich, und unser flügger Held erschien sich nun als Ungethüm, das wachsen würde bis an's Himmelszelt. — „Ach!“ rief er mit Entsetzen, „hab' ich doch das Wort vergessen, wodurch ich wieder ward, was ich gewesen! Das Wort! das Wort! Heißt's Wunsch? Heißt's Wille? Heißt's Befehl? O Meister, gib Verstand, daß ich das Rechte nicht verfehl'! — Du Nase! ich befehle dir, tritt in den Stand der Niedrigkeit zurück! Ich will's! Ich wünsch's, befehl's! Im Augenblick! — Wie? Nicht die eigene Nase kann ich noch regieren? und wollte schon die Welt nach meinem Kopf formiren!“

Der junge Herr lag auf seiner Ottomane und ruhte aus von seinem gewaltsamen Experiment. Sein Bastardbruder, der schräge über von seinem Fenster wohnte, hatte den verunglückten Flugversuch mit angesehen, und die Sorge für den Bruder trieb ihn, sich nach dessen Befinden

zu erkundigen. Edgar war es gar nicht angenehm, den Bruder eintreten zu sehn; der Vater hatte ihn zwar jetzt anerkannt, und ihm erlaubt, den eigenen Namen zu führen, aber eben deshalb wollte ihm Edgar den Unterschied zwischen ihnen immer von Neuem zu Gemüthe führen, um die Gleichheitsgelüste niederzuhalten. — Siegmund erkundigte sich jetzt mit Theilnahme nach dem Befinden des Bruders, dessen Fall er gesehn habe, und dieser gab als Ursache zum Flug und Fall an, daß er einen Vogel, der sich in sein Zimmer verirrt, habe fangen wollen; derselbe sei ihm aber dennoch entwischt, und er habe sich und seiner Nase dadurch übel mitgespielt.

„Der Flug eines Vogels hat aber auch etwas sehr Verführerisches,“ sagte Siegmund, „ich habe dieselben schon oft beneidet; es geht uns unwillkürlich wie den Kindern, die, wenn ihnen die Bewegung eines Körpers gefällt, nach ihm greifen und meinen, der Bewegung dann selbst theilhaftig zu werden. Sie sind ganz verwundert, wenn die Bewegung aufhört, und der Körper als ruhig gefesselter in ihrer Hand liegt. Entwischt er ihnen aber, so wollen sie ihm immer nach.“

„Närrisch,“ sagte Edgar, „der Trieb zum Fliegen ist eigentlich doch in unserer Natur; es muß ein einziges Gefühl sein, so sanftiglich durch die Lüfte zu schweben, die Harmonie des Gewiegenseins so recht zu schmecken.“

„Gewiß,“ sagte Siegmund mit weicher Gemüthlichkeit, — die aus seiner Wolfenatur nur ausnahmsweise herauschaute, — aber leider ist unser leiblicher Organismus nun einmal von der Natur doch nicht dazu eingerichtet. Weil jedoch unsere geistige Natur vermöge

ihrer Allseitigkeit auch das Fehlende sich ersetzen, Alles sich aneignen und in Alles sich hineinbilden kann, so ist es ihr auch gelungen, dieses unvergleichliche Gefühl des Gewiegtseins, des Fliegens sich zu verschaffen, ohne daß der Körper Gefahr läuft, sich zu verletzen."

Edgar horchte hoch auf. — „Und welches wäre das Mittel, sich dieses Gefühl zu verschaffen? Hast du es auch schon genossen?"

„Gewiß! so oft ich glücklich sein will, verschaffe ich mir's in meiner Pfeife."

„Ha! ha! du bist ein Raucher und blasest dir mit deinen Wollen die Nahrungsorgen vom Halse. Dadurch verschaffst du dir dann das köstliche Gefühl des Fliegens! — Nun erfreue dich desselben immerhin, es tröste dich über die mit Fliegen nicht zu erringende Erbschaft und das vermeintliche Recht im Vaterhause. Ich bedarf dessen nicht, der Rauchtabak ist mir zuwider, und ich habe keine Grillen über nicht zu erhaschenden Reichtum damit zu verschleuchen."

„Allerdings," sagte Siegmund mit großer Mäßigung, „habe ich nothwendiger als du, mich und meine Sorgen zu vergessen; aber ich habe dennoch Geld genug, um mir einen ganz auserlesenen Tabak zu kaufen. Der gemeine Tabak vermöchte doch wohl nicht, in diese herrliche, einzige, göttliche Stimmung zu versetzen. Diese Stimmung kommt wesentlich aus dem Tabak."

„Rauchst du Opium?"

„Bewahre! es sind nur unschädliche Kräuter, die aber den lieblichsten Duft ausbreiten, mein Zimmer in

eine Atmosphäre und mich in eine Stimmung versetzen, deren Herrlichkeit ich mit gar nichts vergleichen kann.“

„Und schwächt dich das nicht?“

„Schwächen? Na, ha! Wo siehst du Schwäche an mir? Und doch mache ich mir längst jeden Abend, wenn ich zum Alleinsein verdammt bin, das Vergnügen.“

„Om! woher beziehst du ihn denn?“

„Er ist etwas theuer, ich lasse ihn von Paris kommen; aber da ich, seit ich ihn kenne, erst zu leben angefangen habe, so ziehe ich mir die kleine Summe, die er mich kostet, gern an sonstigen Vergnügungen ab.“

„Wolltest du mir die Adresse der Handlung, von der du ihn beziehst, und die Benennung dieses Tabaks nicht auch mittheilen? ich möchte doch auch einmal den Versuch damit machen.“

„Nun zu einem Versuch trete ich dir ein wenig ab, man kann ja nicht wissen, ob er dir so zusagt wie mir; ist dies nicht der Fall, so ist's nicht der Mühe werth, eine eigene Sendung kommen zu lassen.“

„Nun gut, hole mir eine kleine Probe, meine Nase schmerzt mich schmäblich; ich wünschte also eine angenehme Beschäftigung, daß ich mich vergäße.“

Und der zärtliche Bastardbruder brachte dem legitimen Erben in einer zierlichen Pseife das Heilkraut, das ihn süße, süße mit seinem Aroma umsing, und mit wachenden Augen fliegen machte. Er flog dem Paradiese zu, wo ihn die Seligkeiten empfangen, die sein Himmel waren.

Der Leser darf übrigens nicht glauben, daß Edgar wirklich hinübergeschlummert sei; er hatte den Tod erst

schmeden gelernt als einen süßen, unvergleichlichen, der ihm ohne Mühe oft zu Theil werden konnte, wenn der Bruder sich herabließ, ihm das Ingrebienz zu verschaffen. Dieser war aber spröde; das Mehr kostete Geld, dessen Edgar nicht in gewünschter Uebersülle besaß, seit der Vater wußte, daß die Tänzerinnen dasselbe verschlangen. Edgar gestand ihm seine zeitweiligen Geldverlegenheiten, und Siegmund betheuerte, daran sei nur die Haushälterin Schuld. Er meinte, es müßte doch auch wohl möglich sein, diese aus dem Hause zu bringen. Edgar, dessen innerster Natur diese Person zuwider war, bezweifelte es zwar, wurde aber doch gegen dieselbe erbitterter, und ließ sich unversehens in einen Konflikt mit ihr hinreißen.

Wir müssen schon die Haushälterin und den Konflikt etwas näher beleuchten.

Edgar hatte seine Blide von jeher geschützt, daß sie sich so wenig als möglich zu ihr verirren mußten. Wie wäre es aber auch anders möglich gewesen! Sein auf das Subtilste ausgebildeter Schönheitsfönn, der überall nur an zarten Formen, an zierlichen Bewegungen, an leisen, flüchtigen Tritten lauschend, grübelnd, tastend sich vergnügte, mußte hier täglich einen schweren, hartauftretenden Männertritt im Hause umherfüßen hören. Die breiten, großen Füße hatte Lieschen (wie der Vater zärtlich verkleinernd sie benannte) in noch viel breiteren Schuhen stecken; und Edgar's ängstliche Bitten, doch feinere Schuhe mit zarten Sohlen zu tragen, wies sie immer mit der bestimmten Erklärung ab, ihre Füße verträgen solche nicht; (freilich wohl! sie wären an einem Tage durch gewesen) auch gehe sie nicht auf Diebswegen und habe den Schall

ihrer Füße nicht zu scheuen. (Es gab übrigens Leute, die dieses Selbstlob als Prahlerei und Lüge verdächtigen wollten). — Die anderweitige Figur der Pulbin war groß und breit und hielt sich so steif gerade wie ein Grenadier; der Kopf hing majestätisch nach hinten, so daß sie im Sprechen die kleinen Augen nur halb zu öffnen brauchte, um ihrem Vis à vis in's Gesicht zu sehn. Im Gehen ruhte die ganze Schwere der Gestalt vorzugsweise auf dem hintern Fuße, der vordere holte weit aus. Das Gesicht war durch mehrere Warzen etwas verunstaltet, die Haut aber war hell, und ein frisches Roth gliederte von ihren Wangen. Der Zeigefinger, gerade ausgestreckt, oder in der Luft sich schwenkend, bildete die Action, wenn sie sprach. Ihre breiten Knochen stachen immer in einem anständigen, ja sogar in gewissem Sinne zierlichen Puz; denn ein steifer, stehender Kragen, der von einer Woche zur andern gewechselt wurde, aber nie seine Form veränderte; ein zierliches Schürzchen mit kleinen Täschchen, (in denen sie gern mit Geld spielte, um die Gewichtigkeit ihres Ich jedem begreiflich zu machen), dienten ihr zur Auszeichnung vor der übrigen Dienerschaft. — Noch eine Eigenthümlichkeit zeichnete sie vor andern Menschenkindern aus: ihr Mund war besonders groß, und wenn sie aß, so öffnete sie denselben wie ein Häßlich seinen Rachen, der Löffel fuhr mit Blüheschnelle hinein und wieder heraus, und die Speise weicherer Art war dann verschlungen, ohne daß man im mindesten eine Bewegung der Zähne hätte wahrnehmen können. Aber auch den härteren Speisen gab sie nur einen Druck, und verschwunden war der Bissen aus dem Bereich des Gaumens.

Diese Schlingkraft nun war dem feinen Edgar wo möglich noch entseßlicher, als alle anderen Untugenden seiner Antipathie. Ihm, der eigentlich nie aß, um zu essen, dem alle Speisen nur um der Geschmacksunterschiede willen Werth hatten, der jedes Gericht auf's Gründlichste mit seiner Zunge anatomirte, mußte solche Schlingfertigkeit als die anstößigste Barbarei erscheinen; die Untugend war ihm viel zu abscheulich, als daß er hätte darüber lachen können; sie regte, so oft er sie gewahrte, seine Nerven auf's Empfindlichste auf, und er war dem Anblick bisher immer so hastig als möglich aus dem Wege gegangen. Lieschen hatte aber doch ein Gefühl von der Antipathie des jungen Herrn, und das ganze Gefühl ihrer Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit regte sich ihm gegenüber. Sie suchte ihm durch immer stärkeres Auftreten, wenn er sie hörte, und durch immer schnelleres Schlingen, wenn er sie sah, begreiflich zu machen, daß alle diese Untugenden ihre Herrschaft im Hause nicht gefährdeten, und daß sie keineswegs nöthig habe, sich nach seinen Zartheiten zu bequemen, um ihres guten Lebens sicher zu sein.

Nun traf es sich, daß er wenige Tage nach der letzten Verhandlung mit Siegmund zufällig am Gesindstisch vorüberging, wo Lieschen als Präsidentin thronend, eben den Resten einer delikaten Pastete den letzten Druck geben wollte, — einer Pastete, die ihm selbst fast an den Gaumen, in Wirklichkeit aber an's Herz gewachsen war, — und da übermannte ihn denn der Grimm dergestalt, daß er, gar nicht bedenkend, wie sehr durch diese unanständige Handlung seine Harmonie gestört werden

könnte, mit ganzer Hand über die Pastete herfuhr, sie seinem Hunde hinwarf, und mit dem Fuße stampfend rief: „Die Hunde wüßten das Gute noch mehr zu schäßen und noch anständiger zu verzehren, als die Schweine.“

Diese Rede und diese That hatte eine einschneidende Wirkung. Die Dienerschaft saß unbeweglich, mäuschenstille, da sie nicht wußte, auf welcher Seite der Triumph sein würde; die Amazone aber fuhr mit hochrothem Gesicht empor, ballte ihre Faust, streckte den einen Fuß weit voraus, und stand so schweigend, leuchtend, zum Sprung bereit, aber unbeweglich, wie zu Stein geworden, dem jungen, zarten Männchen gegenüber, das im ersten Augenblick entsetzt vor der drohenden Erscheinung zurückgewichen war, und vor einem Schlag zurückbeugend, die That bereuen mochte. Als aber die augenblickliche Gefahr über seinem Scheitel vorüberging, als die Amazone endlich in die Worte ausbrach: „Ich ein Schwein! ich schlechter als ein Hund! Herr, das sollen Sie mir bezahlen!“ da verschwand die schnell aufgeflogene Angst plötzlich wieder; er sagte spottend, den Kopf in die Höhe werfend: „Ja, ja, ich will dir's einst bezahlen, hab' nur noch einige Zeit Geduld!“

„Ei, auf was spizen Sie hier? Auf ihr einstiges Erbe? Auf ihre einstige Herrschaft? Wir sind noch nicht so weit! Noch nicht so weit! Es sind noch Andere oben! Noch Andere im Besitz! Ich weiß wohl, wenn der junge Herr einst Meister stnd, dann wird das Haus mit lauter leichtfüßigen Tänzerinnen bevölkert, das Erbtheil wird verpraßt, und ehrliche Leute werden es für Glück achten, den Staub von ihren Füßen zu schütteln, und sich von

dem Hause der Sünde und Verwüstung ferne zu machen. Aber so lange Papa noch leben, sind ehrliche Leute hoffentlich noch unter ihrem Dache geschüßt vor groben Mißhandlungen.“

„Ja, ja unter diesen Fittigen macht sich die Schlingpflanze breit, — oder vielmehr Schlingthier, denn zu einer Pflanze bist du zu derb und grob geschnipelt, du Redarschleim! Du willst dich zu ehrlichen Leuten rechnen? Willst von Sünde und Verwüstung reden, die ich über das Haus bringen würde? Suche alle Sünde und alle Verwüstung nur in dir selbst, sie steht so schwarz und ekelhaft aus, wie deine Wangen. — So viel für heute,“ fuhr er aufathmend fort. „Du darfst es nun Papachen sagen, daß du mir zuwider bist, daß ich dich nicht ausstehen kann, daß ich in dir die Unehre des Hauses sehe, und wenn er deinen Worten nicht glauben sollte, so bin ich bereit, einmal selbst mit ihm über die Sache zu sprechen. Vielleicht nimmt er endlich Vernunft an; er wäre alt genug dazu, — und schickt dich fort. Es giebt hundert Bessere, die dich ersetzen könnten.“

Mit diesen Worten entfernte sich der jetzt zu ihrem Ritter gewordene Verehrer der Harmonie und Grazie, und überließ es der Amazone, seine Worte zugleich mit den Speisen zu verdauen. Als der junge Herr fort war, beeilten sich die Mägde, der auf's Tiefste beleidigten Obervögtin ihre Ergebenheit zu bezeugen durch höchlichste Mißbilligung des unerwarteten Austritts; alle wetteiferten, die Untugenden des Sohnes in's hellste Licht zu stellen; und auf die aufgeregten Lebensegeister der Amazone war wirklich dies ein lindernder Balsam. „Keinen Span hat

er von seinem Herrn Vater!“ rief sie. „Nein, wenn ich bedenke, was dagegen der Herr Vater für ein solider Mann find, suchen das Vergnügen nie außer dem Hause, vergeuden keine Summen in unnöthigen Liebshäften! Es ist Jammerschade, daß das Vermögen diesem Verschwen-der anheim fallen soll, der in wenigen Jahren damit fertig sein wird! Wahrhaftig, da ist Herr Siegmund noch ein anderer Mann, ganz das Ebenbild des Vaters; dieser sollte der Erbe sein! Aber man wird ihm auch noch einen Stein setzen können.“

Und die Amazone beklagte sich vorerst bitter beim alten Herrn über die erlittene Mißhandlung, und berathschlagte dann zu gelegener Stunde einmal mit Herrn Siegmund, wie dem Herrn Edgar ein Stein gesetzt werden könnte.

Zwanzigstes Capitel.

kehren wir nun zu dem Philosophen und seiner Gattin zurück! Letztere haben wir fast Sterbend verlassen. Eberhard, der immer noch in der Stadt weilte, aber erst seit Elisabeth ganz bewußtlos war, sich wieder in ihre Nähe wagte, schaute mit Robert jagend nach diesem theuren Leben, ob es wohl verlöschen würde. Er grübelte sich bedrückt, daß dann Alles für ihn verloren sei — und doch wußte er nicht, was gewonnen werden sollte, wenn sie am Leben bliebe. Es war oft ganz finster in ihm. Stille saß er, stille brütete er, und nur wenn er ganz still wurde, und das Licht nicht mehr in sich selber suchte, sondern hinaussehend es vom Himmel her ersahnte, konnte er auch wieder hoffen.

Ueber Philosophie stritt er sich nicht mit Robert, nachdem er einmal erkundet hatte, wie es mit den Ansichten desselben stehe; er war der Ueberzeugung, daß, was nicht innerlich reif sei, doch nicht sichhaltig sei, daß Alles nach gewissen festen, inneren Gesetzen gehen müsse, denen man auch ihren Lauf lassen solle.

Bei Elisabeth stellte sich endlich wirklicher Schlaf ein, sie öffnete wieder wenigstens auf Augenblicke die Augen, und bei Robert's Nähe gab sie manchmal Zeichen des

Erkennens. Sie genoß wieder von selbst etwas Speise und Trank und schlief lange ununterbrochen. Die Aerzte erklärten sie für gerettet, und Robert's Herz frohloste. Die Spannung seiner eigenen Nerven ließ nun plötzlich nach, er ließ sich Essen, Trinken und Schlaf recht wohl schmecken und schaute in den Zwischenstunden wieder mit Hoffnungsbliden in die Zukunft hinaus. — Manchmal freilich wollten ihm Sorgen aufsteigen, ob wieder Alles so kommen könne, wie es gewesen; selbst in pecuniärer Beziehung lastete die Gegenwart schwer auf ihm; es waren Summen darauf gegangen, die gar nicht vorhanden gewesen wären, wenn nicht Eberhard dieselben in's Mittel gesetzt hätte. Dieser ließ sich nämlich immer noch von seinem Vater füttern in Hoffnung auf künftige Thaten, und legte, weil er für sich selbst nur wenig brauchte, sein Uebrigcs als Nothpfennig zurück, den er jetzt so glücklich war, für Elisabeth's Pflege verwenden zu dürfen.

Robert dankte das dem Freunde, und vertrieb sich und diesem die Zeit durch Tröstungen, die er aus allen Schlupfwinkeln hervorholte. Er rühmte sich seiner zur Näherung zurückgekehrten Orkennung, rühmte sich selbst sein eheliches Glück, seine Liebe, rief sich seine Ansprüche an die Welt in's Gedächtniß, — an diese undankbare Welt, die ihm doch endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte; — er freute sich seines theuren Weibes, die sich ihm jetzt erst wieder als Edelstin ganz eigener Art, — als ein Normalweib in ihrer rührenden Kindlichkeit gezeigt habe. Er gelobte sich und dem Freunde, sie künftig gewähren zu lassen, sie möge auch beginnen, was sie wolle, sie zu ehren in ihren weiblichen Bedürfnissen. Er be-

kannte, sich darüber recht klar geworden zu sein, daß sowohl Geburt als Erziehung, angeborene und anererbte und anerzogene Eigenthümlichkeiten diese bestimmten religiösen Bedürfnisse nun einmal in Elisabeth's Individualität eingepflanzt hätten, und daß es Frevel von seiner Seite gewesen sei, so bestimmt von seiner Individualität aus dagegen anzurennen. Er habe dafür innerlich und äußerlich gebüßt. — Nun, das war gut. —

Elisabeth öffnete die Augen wieder länger, besann sich, aber es schien ihr schwer zu werden; sie schaute die Dinge um sich mit schwerfälligem Interesse an, hatte gern, wenn Robert in ihrer Nähe war, aber sie sprach fast gar nicht, hatte keine Lieblosungen für den Gatten, ja, es schien, als verheße sie dieselben nicht. Es war wunderbar: Elisabeth schien fast dumm geworden zu sein — todt, geistig abgestorben.

Sie beschäftigte sich zwar endlich wieder mit dem Gemeinsten, Nächsten, obgleich es ihr Mühe zu machen schien, sich auf den Zusammenhang der Dinge unter sich zu besinnen. Aber sie sagte sie doch wieder an, und es schien ihr eine Art Trost zu sein, sich mit ihren Gedanken an sie anzulehnen, sie mit sich in eine gewisse Beziehung zu bringen.

Aber sie that es doch gleichsam willenlos, grifflos, wie ein Automat. Dabei war sie so abgemagert, ihr Auge todt und harr, ihre Gestalt, die durch ihre schönen Formen, ihre weiche Grazie früher Jedermann entzückt hatte, hatte jetzt in ihrer Abgelebttheit zugleich etwas Fades, und obgleich es nicht gerade deutlich hervortrat,

in ihrem Kopfe schien es nicht ganz richtig zu sein. Mochte man es nun einen Rest von Narrheit, mochte man es Schwermuth, oder keines von Beiden nennen, — genug, es war ein Druck auf ihrer Seele, zugleich eine Erstarung und Abgestorbenheit in ihrem ganzen Wesen, die sich nicht heben, nicht wegdisputiren ließ, man mochte die Sache nun drehen, wie man wollte. — Des Kindes gedachte sie nie mit einer Sylbe, aber sie schauderte zusammen, wenn sie irgend eine Spur von ihm gewahr wurde, und so gern sie in Robert's Nähe war, ja, so sorgfältig sie diese Nähe aufsuchte, — sie war nicht glücklich durch dieselbe — nur gleichsam geborgen, still aufgehoben und damit zufrieden. Auf seine zärtlichsten Fragen, Bitten, Gespräche hatte sie aber nur wenig Antworten, ja, sie wurde dadurch unglücklich, verscheucht, floh dann seine Nähe, und schien sich in der Einsamkeit mehr zu härmern, so daß Robert es als heilige Pflicht ansah, sie still gewähren zu lassen. Ihr Wesen hatte seine Wurzel nur noch im Wirklichen, im sinnlich Ergreifbaren. Alles Ideelle, alles Ferne, alles Geistige war wie aus ihrem Geiste weggestrichen, es blieb ungewiß, ob sie nicht darauf eingehn konnte oder wollte.

Und so war's, und so blieb's.

O, nun erst gingen unserm Helden die Augen über sein Geschick ganz auf! Nun erst gingen seine Kämpfe recht an!

Eberhard hatte sich mit Elisabeth's Besserwerden entfernt, denn ihr Widerwille gegen ihn war geblieben, sie konnte ihn fast nicht sehen, ohne Convulsionen zu bekommen, und als er einst auf dem Klavier auserwählte Stücke

spielte, die sie früher entzückt hatten, sagte sie, er greife alle Noten falsch, um sie zu ärgern. Sie selbst spielte nie, nahm auch nie ein Buch zur Hand, und wenn ihr Robert vorlas, saß sie theilnahmlos dabei, — es schnürte ihm das Herz zusammen, den düster gleichgültigen Blick sehen zu müssen.

Dieser Zustand Elisabet's, so wunderbar er erscheinen mag, war dennoch ganz natürlich. Es war ein schwarzer Hintergrund in ihrer Seele, der sich hervordrängte, sobald sie das nächste, das sinnlich Ergreifbare überschreiten wollte. Er lähmte jeden Aufschwung, drückte mit furchtbarer Gewalt auf ihren Geist; sie schien nicht leben und doch auch nicht sterben zu wollen, und sonderbar genug verknüpfte sich mit dieser geistigen Erschlaffung eine Art Aberglauben an ihren Gatten, als könnte seine Nähe sie zusammenhalten, tragen, schützen. Aber nur sein Einfluß als Person, durchaus nicht seine Gabe der Ueberrückung, sein geistiger Einfluß wirkte auf sie. Sie war immer auf seine Wünsche, auf seine Bequemlichkeit hinsichtlich häuslicher Bedürfnisse bedacht, und ihr kleiner Schatz, ihr Nothpennig, der ihr damals geblieben war, war ihr jetzt eine geheime Segensquelle, von der sie zehrte, aber so sparsam, als möglich; — für sich selbst hatte sie entweder gar keine Bedürfnisse, oder war sie lässig in ihrer Befriedigung. Robert, der in der lepten bösen Zeit die häusliche Bequemlichkeit so sehr hatte entbehren müssen und doch eine große Vorliebe dafür hatte, war sehr dankbar, und suchte durch die Darlegung seiner Dankbarkeit und Liebe der Gattin den Werth anschaulich zu machen, den ihre Dienste in seinen Augen hätten. Elisabet war nicht

unempfindlich dafür, sie verdoppelte ihre Sorgfalt, aber diese Sorgfalt war auch das Einzige, wodurch sie das Band zwischen ihr und dem Gatten zusammenhalten konnte. Robert theilte jezt Elisabet's Herz mit nichts, — weder im Himmel, noch auf Erden, — aber wahrlich, seine Eitelkeit, selbst wenn sie sich an solcher Alleinherrschaft hätte ergötzen können, hätte sich wenig Früchte von ihr versprechen dürfen! — Dieses Herz war leer und todt!

Wo ein Gemüth nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu glauben hat, wo die Fäden des Geistes nicht mehr in Ahnung, im Erkennen, Erfassen, im Streben, Wollen thätig sind, und diese innere Thätigkeit die äußere Regsamkeit hervorruft, da ist der Mensch nur noch Maschine, der Zauber ist durchweg von ihm gewichen. So natürlich aber ihr Zustand für den Tiefblickenden war, so unbegreiflich erschien er dem gemeinen Menschenverstand, der sich z. B. in der Figur einer Frau Commerciénrätthin auch herbeimachte, um durch dieses und jenes Zerstreungsmittel, durch diesen und jenen Trostgrund auf die arme Frau zu wirken; — als es nicht anschlag, zog sich dieser gemeine Menschenverstand immer mit einer gewissen Schmeichelei, als vor etwas Unbegreiflichem, nicht in den Bereich der vernünftigen Welt Gehörenden zurück, und die einsame Frau war bald allein.

Und Robert? Mit was sollte Robert die Gattin trösten? Mit was sie aufheitern? Mit seiner Philosophie? — die Consequenzen, die sie in der ersten Zeit des Jammers daraus gezogen, grinsen ihn immer noch wie Larven an. Es ging ihm ein Licht auf, wie es mit den Weibern steht, gerade mit den tieferen, edlen, kind-

lichen weiblichen Naturen, wenn der Glaubensgrund ihnen unterhöhlt ist; daß das schwache Gemüth des Weibes für die Philosophie nicht geschaffen sei, daß es einen andern Halt haben müsse, daß es den religiösen Vorstellungen nicht entrissen werden dürfe, wenn es nicht im Unglück entblößt und verlassen dastehn solle.

„Warum, o warum,“ rief er in schmerzlicher Selbst-anklage aus, „habe ich dieses zarte Gemüth nicht sorgfältiger geschont, warum das nicht vor ihr verborgen, was ihr zu wissen nicht frommte? Schmach über den Thoren, daß er nicht strenge die Schranke im Auge behielt, die das Weib vom Manne trennt, und vergaß, daß das dem Weibe Gift sein kann, was dem Manne eine süße Arznei ist.“

Aber soll denn nun Alles verloren sein? Soll es denn gar kein Mittel mehr geben, diese Todte wieder zu erwecken, den Lebenshauch wieder in ihren erstarrten Geist zu blasen und die alte Harmonie wieder herzustellen? Elisabeth hatte ja früher immer wider tieferes Erkennen ihren persönlichen Gott festgehalten, warum konnte sie jetzt nicht wieder zu ihm zurückkehren? — Er machte den Versuch, — ja, unser Held machte den Versuch, die Idee eines persönlichen Gottes ihr wieder glaubwürdig zu machen, — aber da zeigte sich ein so tiefer Widerwille und zugleich eine solche Angst — eine solche Haß, diesen Gedanken niederzuhalten, daß Robert höflich befremdet sich zurückzog.

Also auch hier keine Hoffnung. Keine Hoffnung im Theismus und keine Hoffnung in der modernen Philosophie!

Robert schreibt darüber an einen Freund: „Das ist das Eigenthümliche, daß, während sie früher gegen unsre Philosophie sich anstremte, sie jetzt überzeugt zu sein scheint, daß sie die Wahrheit ist, aber weil die Verlethung des Geschicks, die ihr dies zweifellos machte, sie zugleich an den zartesten Stellen ihres Herzens verwundete, so mußte der Haß gegen die Wahrheit sich zugleich mit ihrer Zweifellosgkeit festsetzen. Ihr zähes Festhalten an einem persönlichen Gott und seiner unmittelbaren Einwirkung auf das Geschick war Lebensbedürfniß für ihre schwache, hilflosbedürftige Natur, es war aber natürlich nur noch ein erzwungene, krankhafte, weil ihr Kopf doch überzeugt sein mußte, daß die Vorstellung eines solchen leere Illusion sei, und der nächste Unfall, der ihr begegnen konnte, mußte dieses morsche Gerüste zusammenwerfen. Weil aber mit diesem Gerüste zugleich alles Andere zusammensiel, an das sich ihre Seele anklammerte, so mußte es zugleich all ihre Geistesthätigkeit niederschmettern. Sie hat an Allem Schiffbruch gelitten, nur an mich klammert sie sich noch an als letzten Lebensanker.

„Ich muß immer von Neuem grübeln über die Ahnungskraft des Weibes, die an sich eben doch eine unwidersprechliche Wahrheit hat. Es hat sich Alles erfüllt, was sie in dunklem Sinne zum Voraus fürchtete, — und auch der Gluck der Majorin ist wahr geworden, — auf ganz andere Weise wahr, als sich's möglicher Weise voraus glauben ließ, denn nicht Elisabeth's Leichtsinn hat das Kind gemordet, sondern offenbar ihre allzugroße Liebe und allzugroße Angstlichkeit. — Einem tieffühlenden, hilflosbedürftigen Weibe würde ich die Vorstellung einer persö-

lichen Gottheit nicht mehr entreißen! Wenn der Schleier einmal zerrissen ist, steht es nicht mehr in unserer Macht, ihn wieder zusammenzuflicken!

„Ich dachte, der Fluch sei nun gelöst, weil er sich erfüllt hat, aber mit Entsetzen sehe ich, daß er nun erst lebendig geworden ist!“

In einem andern Briefe schreibt Robert unter Andern:

„Haß du auch schon bedacht, was jener Mythos heißen will, daß Athene das Gorgonenhaupt auf ihrer Brust getragen, das demjenigen den Tod brachte, der es mit bloßem Auge erschaute? — Ich merke jetzt erst, daß ich den rechten Sinn der Fabel nie verstand. Nun verstehe ich ihn. Ist er auch auf Männer nicht anzuwenden, so hat er doch bei den Weibern seinen Sinn noch nicht verloren. Ein ächtes Weib kann den nackten Anblick der Wahrheit nicht ertragen, sie erstarrt. Meine Frau, ob sie gleich noch lebt, ist geistig todt, ist eine wandelnde Leiche!

„Auch an die Sage vom ewigen Juden mahnt sie mich: ein Fluch scheint sie niederzudrücken, nur gerade umgekehrt wie bei ihm, sie auch zugleich an Einen Ort zu bannen. Sie behauptet, das Haus nicht verlassen zu können. Sie nimmt nicht das mindeste Interesse an der Welt, sie lacht nie!

„Niobe wurde durch den Tod ihrer zwölf Kinder in einen Stein verwandelt, Elisabeth durch den Verlust des Einzigen! Aber nicht in thränenden Stein, sondern in trockenen. Ist noch viel beklemmender.

„Ihr Anblick wird mir noch das Herz zusammenschüren!“

Immer von Neuem mußte er über die Eigenthümlichkeiten seines Weibes brüten, über alles Erlebte und Ueberlebte, und da der Gedanke an die graue, öde Zukunft ihm unerträglich war, so wäre ihm jedes Mittel, das zu Hoffnung ermutigen konnte, erwünscht gewesen. Ohne daß er wußte wie, kamen ihm bei solchem dumpfen Brüten auch einmal die Worte in den Sinn: Die Lahmen gehen, die Blinden sehen, die Todten stehn auf. Er seufzte tief, denn jetzt stand er da vor dem Evangelium als ein Bedürftiger, dem jene Verheißung die höchste Wohlthat hätte geben können.

„O,“ rief er aus, „daß ihr doch buchstäbliche Wahrheit wäret, ihr Worte, daß ich an euch glauben könnte, wie in den Tagen meiner Kindheit, und Trost aus euch holen, wie der gemeine Mann! Ja, taub und blind und lahm und todt, Alles in Einem und Eins in Allem! — Aber,“ sagte er zu sich selbst, „kann ich denn nicht den Versuch machen, was diese Verheißungen bei ihr vermögen, ja, kann ich nicht gerade an ihr noch die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Worte erproben?“

Sein Entschluß war genommen, durch einfachen Gebrauch mittelst Vorlesens die Bibel auf ihr Gemüth wirken zu lassen; handelt es sich doch dort auch um die geistig Todten und Lahmen: warum sollte dieser Glaube mit all seinen Hoffnungen und Verheißungen an ihr nicht so gut wie an Andern noch seine Kraft erweisen können? Der Glaube war ihr ja früher so theuer.

Sein Entschluß war genommen. Er besann sich nur noch, ob er ihn selbst ausführen, oder die Pfarrer des Orts ihr zum Trost senden sollte. Seine Neugier jedoch bewog ihn vorerst zu eigenem Versuche. Er holte sogleich eine Bibel und wandte, als Elisabeth neben ihm saß, das Gespräch auf Christum, auf seine großartige Erscheinung in der Welt, auf den Segen, der durch ihn auf uns übergegangen sei. Von da ging er über, — mit etwas unbestimmten Ausdrücken, — auf Meinungsäußerungen, wie es eben doch noch nicht angemacht sei, ob die religiösen Vorstellungen von seiner Person nicht eine tiefere Bedeutung hätten, wie es eben doch gewisse Bedürfnisse des Gemüthes geben könne, denen allein durch unmittelbares gläubiges Ergreifen der Offenbarung entsprochen werden könne, wie diese Offenbarung uns ja immer noch ihre Heilquellen offen halte, wie es nur auf uns ankomme, uns denselben wieder zuzuwenden, wie Tausende ja noch daraus Trost und Hoffnung schöpften, wie gerade auch die Hoffnung auf die Wiederbringung aller Dinge und auf das Wiederfinden alles Verlorenen in einem Bedürfnis des menschlichen Gemüthes gegründet sei, dem auch die Wirklichkeit entsprechen müsse.

Elisabeth hatte ihm mit halb abgewandtem Gesicht und niedergegeschlagenen Augen zugehört. Am Ende sagte sie eintönig: „Ich weiß wohl, wie das zu nehmen ist, und daß das nicht dein Ernst ist.“

„Doch,“ rief er mit Wärme, „es ist mein Ernst! Ich sehe jetzt erst, wie nothwendig für gewisse Gemüther unter gewissen Umständen eine lebendige Hoffnung werden kann, und warum sollte dir die Rückkehr zu dieser Hoffnung versperrt sein? Zühlst du denn keine Sehnsucht, keinen

Zug zum Worte Gottes und seinen trostvollen Verheißungen?"

Elisabet war ganz bleich geworden und saß tief versunken wie in einer Art Erstarrung da. Endlich sagte sie: „Nein, es ist Poesie! ich habe keinen Glauben daran.“

Robert schlug sich vor die Stirn. „Und selbst wenn es Poesie wäre," rief er fast wild, „kannst du dir doch Trost daraus holen! Ist doch die ächte Poesie immer im Besitz der Wahrheit, ist die Wahrheit selbst und schließt alle Kraft des Trostes in sich, wenn das Gemüth ihn nur erfassen will! Hast du nicht so oft früher die reinigende Kraft aller Poesie anerkannt?"

„Kraft?" sagte Elisabet. „Ja für Gefunde und Halsbränke; wer vom Bliß getroffen ist, der steht von Poesie nicht wieder auf.“

Sie ging heftig zur Thüre hinaus, die Hand auf die Brust gedrückt. Als Robert nach einer Pause ihr nachging, fand er sie ohnmächtig in ihrem Zimmer liegen, ihre Kleider mit Blut bedeckt. Der Brustkrampf und Blutauswurf hatte sich wiederholt.

Als sie wieder zu sich selbst kam und sich in seinen Armen fand, sagte sie ganz leise: „Welt? nicht mehr quälen! laß mich still bei dir!" — Sein Herz floss über von Wehmuth und Erbarmen. Ja, er gelobte sich's, sie stille bei sich zu lassen!

Als er aber wieder allein war, fiel das ganze Gewicht seines dunklen Geschicks auf seine von Schrecken und Schmerz erschütterte Seele. — „Also aus? aus? Keine Hoffnung zum Rückzug mehr! Ich Thor habe sie

selbst über die Brücke geführt und die Brücke hinter ihr niedergerissen! Hier steht sie nun, vor sich eine steile Felswand, hinter sich den Abgrund und die Fluthen! Und ich stehe auf der Felswand und kann sie nicht herauf ziehen, mein Arm ist zu kurz und ihre Kraft zu schwach! hier steht sie nun und verschwachtet und welkt langsam dem Grabe zu! — Aber kann ich denn dafür? Hätt' ich's ändern können! Bin ich denn nicht selbst nur ein Spielball dieses dunklen Gescheh's, das mir in blinder Wuth mein Alles nehmen will. — Ja wohl, haben die alten Mythen Recht, wenn sie den, der sich erhebt, den Göttern gleich zu werden, als einen ihrer dunklen Rache Verfallenen bezeichnen! Ha! diese blinde Consequenz des Schicksals! man möchte rasend werden und den Himmel stürmen!“

„Doch Robert,“ rief er plötzlich sich unterbrechend, „wo geräthst du hin? Ist das deine Fassung, die du deinem Fatum gelobtest? hielt dein sicheres Gleichgewicht nur, so lange du im Glück warst? Kann es das Unglück nicht überdauern? Ist denn nicht Alles gut? Ist dein ewiger Urgrund nicht heute noch derselbe wie früher? Konntest du nur so lange dem innern Triebwerk der Welt mit Ruhe zusehen, als du nicht selbst darunter zu leiden hattest? Jenem ewigen Wirken, das den Zufall überwindet, das die Nothwendigkeit hinaustreibt über sich selbst zur Freiheit, das sich wälzt und weiter drängt, bis es Alles überwunden? — Soll ich denn hier als feiger Lehrling stehn vor meiner Wissenschaft und gleich muthlos werden, wenn es gilt durch die That zu beweisen, daß der selbstbewusste Geist ein

Herr auch über das Schicksal ist? Gehört in dieses große Ganze nicht auch mein Geschick als ein Glied der großen Kette, — — — aber was der Sinn, was das Ende dieser Trübsal? — — Mag es sein, was es will, ich will's erwarten, ich will das Unveränderliche tragen wie ein Mann, und Frieden suchen bei meiner zweiten Gattin, der ich mich angetraut auf Tod und Leben, bei meiner Wissenschaft, der Quelle meines Glücks und meines Elends!"

Robert warf sich nun mit Leidenschaft auf's Studium und arbeitete mit einer Anstrengung, die so fortgesetzt, seine Gesundheit untergraben mußte. Er wollte sich selbst und der Gegenwart entziehen und allein im Reich des Geistes sich wiederfinden. Er suchte vorzüglich in der Pflanzenwelt nach der Idee, die jedes einzelne etwa repräsentiren mag, und es gelang ihm auch, die trüben Grillen zu verschrecken, so oft er ganz sich selbst vergessen konnte. Aber ach! man bleibt ein Mensch, und aus jedem Ausflug in das Weite, Unbegrenzte müssen wir zurück, und wieder in uns selbst zusammenziehen, und die enge räumliche Gegenwart läßt sich ihr Recht an uns nicht nehmen. Und hier nun, was bot ihm dieselbe? Trümmer! Trümmer!

Oft, wenn er die ehemals so schöne Gestalt ansah, über deren ganzes Wesen einst ein zarter Anflug der reinsten Weiblichkeit verbreitet gewesen war, wie sie jetzt sich regte und bewegte — so theilnahmlos, so fade, geistlos, wenn er zusehen mußte, wie ein geheimer Wurm an ihrem Leben nagte, wenn er sich sagte: daran bist du

Schuld, so konnte ein ungeheurer Schmerz ihn erfassen, daß er in rasender Verzweiflung sie umschlang, wie Pygmalion, als könnte er auch dem kalten Marmorbilde wieder Leben geben. Er bat sie dann flehentlich, ihm das Vergangene zu verzeihen, es hinter sich zu werfen, und nur wieder dem Leben, der Zukunft, dem Glück und der Freude in die Augen zu schauen! Nach einer solchen Scene wurde sie immer unbeschreiblich unruhig, ja, sie weinte, und ein schmerzliches Ringen ward an ihr sichtbar. Aber es äußerte dann einen so nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit, daß der Arzt ihn bat, alle Aufregung, alle starken Gemüthsbewegungen doch ja von ihr ferne zu halten, wenn er nicht die letzte Hoffnung auf ihre endliche Wiedergenesung verlieren wolle. — Aber diese Hoffnung schwand ihm selbst täglich mehr, weil er hier tiefer schaute, als der Arzt, weil er diesen Zustand seinen letzten psychologischen Ursachen nach noch ganz anders zu deuten wußte, als dieser. Auch die Lust, durch Zerstreuungsmittel auf sie einwirken zu wollen, verging ihm ganz. Der Winter in seiner Dede machte dieselben schon an sich fast unmöglich, und für die Außenwelt war sie ja schon früher nicht sehr empfänglich gewesen. Von jeher hatte sich ihr Gemüth mehr der häuslichen Umschränkung und dem stillen Leben zugewandt, und nur geistige Genüsse, ein Freundeszirkel und Familienglück hatten auch ehemals ihre Wünsche umfaßt. Jetzt war freilich von den beiden ersteren keine Spur mehr da, und vom letzten nur noch ein Bruchstück, das sie aber als Brack ergriffen hatte, um auf dem uferlosen Lebensmeere sich noch eine Weile oben zu erhalten.

Das Alles wurde Robert immer deutlicher, und auf sein Gemüth mußte wohl ein solcher Druck auch drücken. Selbst der Geschmack am Studium schwand, ein trübes Brüten und Sinnen nahm seine Seele ein.

O, es ist etwas Anderes, langsam zu leiden, als das Geschick mit kurzen, derben Schlägen auf sich nieder-schmettern zu sehen!

Ein Brief läßt uns einen tieferen Blick in seine jetzige Stimmung thun.

„O Freund, das Leben hat doch harte Prüfungen, und ich gäbe wirklich mein stolzes Selbstbewußtsein gar wohlfeil, wenn ich mir nur dafür Ruhe und Frieden, Vergessenheit und unbedingte Anspruchslosigkeit erkaufen könnte. Wie viel hat doch jener dumpfe Sinn des Bauern jetzt vor mir voraus, der den Tag nimmt, wie er kommt, Glück oder Unglück bringend; — die einzige Veränderung, die der Wechsel in ihm hervorbringt, ist ein dumpfes Lachen oder ein dumpfes Heulen, — und morgen ist er's gewohnt und geht nach wie vor seinen gleichmäßigen Dahschritt; — ja, Unglück selbst bedeutet für ihn am Ende nicht viel mehr als Glück, wenn er nur jährlich seinen Kirchweihluchen nicht vermissen muß. — Ach, warum kann ich denn nicht auch vergessen, nicht auch hinnehmen meinen hausgebackenen Kirchweihluchen, mich füttern und bedienen lassen, als müßte es so sein, als wär's das Einzige, was ich fordern könnte, das Einzige, was ich je gewohnt gewesen wäre, zu empfangen? Daß ich doch vergessen könnte, es gebe eine Vergangenheit und eine Zukunft! Die Zukunft liegt grau und öde vor mir, und die Vergangenheit mit einem so schönen und doch so

grelle Schein, daß mich die Augen schmerzen; aber wie die angebrannte Fliege muß ich dennoch immer wieder sie umkreisen, und wer weiß, ob sich nicht diese Kreise immer enger ziehen, und ich mein Ende finde in dem schrecklich schönen Wirbel.

„Du fragst, ob ich keine Hoffnung hätte zu ihrer Wiederherstellung? Ich täuschte mich lange, ich spiegelte mir vor, es müßte wieder anders werden, aber es ist Alles aus! Die schöne Blume ist verwelkt, der kalte Hauch des Herbstes ist früh über sie hingezogen. Einzelne Blätter hängen noch und tragen noch schwache Spuren ihrer vorigen Schöne an sich, aber der Geist, der Duft der Blume ist verstorben, und schmerzlich trauernd steht der Gärtner vor ihr, betrachtet die welk und kraftlos niederhängenden Blätter; und sucht ihr Bild sich noch in die Seele einzugraben, — er weiß nicht, ob er sie sammeln soll für sein Herbarium, oder dem Wind des Zufalls es überlassen, ihnen ein Grab in Mutter Erde zu verschaffen.

„Ihr bleiches Antlitz und ihr starrer Blick erinnern mich jeden Augenblick an Tod und Grab, und ich weiß noch nicht, wie ich das überwinden soll!

„Ach Freund, ich weiß ja wohl, daß Alles vorübergeht, aber daß es so schnell vorübergehn soll, daß, was wir lieben, uns mit Einem Schlag soll in ein Tottenbild verwandelt werden, — das ist schrecklich!

„So lange wir nicht selbst zu leiden haben unter diesem ewigen Wechsel, diesem Kommen und Gehen, diesem Herbeiströmen und Vorüberrauschen alles Endlichen — ach, so lange sehen wir ihm behaglich zu, und freuen uns

der Kraft des eigenen Geistes, die so fest und sicher in sich selbst, ihr Vollbewußtsein ungeschädigt glaubt, bis sie einst freiwillig ihr Ende fände in dem Einen Ganzen, Absoluten. Aber wenn der Strudel unser Herz erfasst, wenn er unser Theuerstes mit fortreißt, wenn er alle Fäden abreißt, durch die wir an das Leben, an Genuß und Glück geknüpft sind, — dann bedürfte es wohl übermenschlicher Kräfte, um nicht zu zucken unter der Sense, die in ihrem unaufhaltsamen Säusen und Schwirren durch unser Herz hindurch uns tief in unsern festgerollten Zukunfts-Innere schneidet.

„O, wenn ich bedenke, was sie war und was sie jetzt ist! Ich frage mich tausendmal: hättest du sie nicht bewahren können, ist es nicht deine Schuld, daß es so weit mit ihr gekommen? — und über dem Grübeln könnte ich dann rasend werden. Warum habe ich sie eingeführt in unsere Wissenschaft, warum nicht sorgfältiger bedacht, daß der Geist eines eigentlichen Weibes nie selbstständig werden, nie seine beziehungsweise Natur überwinden kann? Sie ist über ihre eigentliche Existenz hinausgeschritten, und eben weil sie zu wahr war, die ächte Weibesnatur hatte, mußte sich das an ihr selbst und mir rächen; es war meine Schuld, sie über die Linie geführt zu haben, — es war ihre Schuld, daß sie sich darüber hinausführen ließ, das Geschick aber hat die Schuld veranlaßt und bezahlt sie nun mit unserem Leben, — denn wohl nur der Tod noch kann mit seinem Schwert der lähne Lächer dieses wirren Knotens sein!

„O, die Wunde ist breit und tief, sie fließt“

Einundzwanzigstes Capitel.

Robert's Freunde waren über diese große Niedergeschlagenheit des jungen Mannes sehr betrübt und für ihn in ernstlicher Sorge. Es war freilich sein Geschick ein schmerzliches, aber sie konnten dennoch unter sich die Frage nicht unterdrücken, ob man ihn diesem drückenden Zustande unbedingt überlassen dürfe. Der jetzige Ton klang so grell gegen die frühere kühne Geisteskräftigkeit des jungen Mannes ab, und zeigte so deutlich die Spannung und Abspannung derselben, daß sie sich nicht verbergen konnten, seine trübe Ahnung könnte sich erfüllen, und er immer tiefer von dem Wirbel seiner eigenen Gedanken erfaßt, sich endlich ohne Rettung darin verwickeln, wenn man ihn nicht gewaltsam sich selbst und seinen traurigen Verhältnissen entrisse. — Elisabeth's Schicksal war allerdings von der Art, daß es das Mitleid und die möglichste Berücksichtigung jedes Fühlenden in hohem Maße verdiente, — aber da, wie Robert selbst sagte, die zarte Blume doch geknickt war, und ihre Geisteskräfte sich gänzlich in einem dumpfen Vegetiren verloren hatten, — war es nicht Pflicht, wenigstens durch Anregung von Außen zu verhindern, daß nicht ihren Gatten nach und nach das gleiche Schicksal träfe? Denn wie furchtbar mußte bei einem so regen

Geiste, wie Wert's seiner, das ewige Einerlei einer Umgebung wirken, die, jeder geistigen Blüthe baar, sich nur im gleichmäßigen Zirkel des allgerneinsten täglichen Getriebes drehte. — Auch brachten sie durch Erkundigung beim Arzte in Erfahrung, daß die Befürchtung eines baldigen Todes der armen Frau, den der umbüßerte Sinn ihres Vatten als so nahe bevorstehend sich vorspiegelte, keineswegs begründet war. Wohl waren ihre Augen starr und ihr Antlitz bleich, und eine Auszehrung hatte ange-seht, aber gerade die Dumpsheit ihres Sinnes bewahrte ihre Kräfte, daß an eine so schnelle Verzehrung derselben nicht zu denken war, wenn sie nicht durch gewaltsame Gemüthsbewegungen beschleunigt wurde.

Sie beschloßen daher, wo möglich dahin zu wirken, daß Robert in eine regelmäßige, seinen Kräften angemessene Wirksamkeit versetzt würde, wozu besonders die Schweiz jezt Aussicht gab, weil dort die modernen Ideen seit völliger Niedertretung der alten historischen Sympathieen schon zur bestimmtesten Geltung gelangt waren. Derjenige Freund, den wir als den Bühnen kennen, machte den Vermittler und ersuhr zu seiner Verwunderung, daß schon Siegmund beim Freischaarenzuge unsern Helden bei den Schweizer Behörden in Vorschlag gebracht hatte, und daß seine Ernennung wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

Unserm Philosophen selbst aber legte der Literat die Pflicht der Selbsterhaltung an's Herz, und gab ihm zu bedenken, daß ein Weib, und wenn sie noch edler gewesen und durch ein noch traurigeres Geschick zu Grunde gerichtet worden wäre, als Elisabeth, doch darum nicht auch

die edle Kraft eines Mannes in ihren Untergang reissen dürfe. Er solle sich aufstacheln, solle sich dem Leben, der Gesellschaft zurückgeben.

Robert wurde anfangs durch solche Anforderungen mit Ungeduld erfüllt, er wollte nichts von Zerstreuung, nichts von Aufbeiterung wissen. Es war ihm eine Art Trost, sich auch allmählich in einem dumpfen Zustande versinken zu sehen, und durch eine vermeintliche Aufreibung seiner Kräfte sich selbst und dem Gescheide als Büßender genug zu thun. Es war eine weiche Pietät über ihn gekommen, die, wie sie ihn verleitet hatte, vielleicht zu vor-schnell und lieblich das Wesen seiner Gattin durch die Vergleichung mit der schönen, aber welken Blume abzurunden, ihn nun auch verleitete, sich selbst gern als ein Sühnopfer zu betrachten, das er — den Nanen seiner alten, ach! nun für ihn gestorbenen — Elisabeth schuldig sei.

Aber jeder Selbstbetrug rächt sich bitter, und auch Robert sollte diese Verleugnung seiner selbst durch ein um so unwiderstehlicheres Zurückschnellen in seine eigentliche Gemüthsart büßen. Dieser Kreislauf konnte aber bei ihm, der kein Thaten-, sondern ein Gedankenmensch war, nur langsam vor sich gehn.

Wir besitzen einen Brief von ihm aus der Zeit, da noch Windstille war. Er ist aus dem Ende des Januar, also nicht ganz drei Monate nach der Katastrophe mit dem Kinde.

„Du verlangst Kunde über meinen gegenwärtigen Gemüthszustand, und ich setze mich hin, Dir zu antworten, obgleich ich nicht eigentlich weiß, wie ich die Antwort abfassen soll. Es ist so still in mir, daß ich mich

oft frage, ob ich noch der alte Mensch sei, ob nicht mein Gemüth, meine Anhänglichkeit an das Leben, meine geistigen Interessen, — ob nicht Alles schlafen gegangen sei? Ich lasse oft, — nicht ohne einige Beschwerlichkeit, — alle großen Erscheinungen der Welt vor meinem inneren Auge vorbeipassiren, um mich aufzustöbern aus der Lethargie, in die ich versinke. Du darfst aber nicht glauben, daß mir unwohl sei, daß ich krank — oder unzufrieden sei. O nein, ich führe ein stilles, beschauliches Leben, komme gar wenig unter Leute, aber zur Arbeit bin ich nicht immer ausgelegt.

„Mit Elisabeth steht es gleich. Manchmal scheint sie auf ihrer Brust besonders zu leiden, was nur durch eine gewisse Unruhe an ihr bemerklich wird, und meine Nähe scheint ihr dann besonders wohl zu thun, aber sie äußert sich nie darüber. Ich glaube, daß diese Unruhe aus einer dunklen Todesfurcht hervorgeht; das Weib in seiner Schwäche verräth sich auch hier nicht. Aber sie vermeidet hartnäckig jede Hinweisung auf die christlichen Vorstellungen von Unsterblichkeit, und ich gestehe, daß mir selbst davor ekelte, sie und mich damit zu quälen. Ob sie mit dieser Hoffnung oder ohne dieselbe dahin geht, ist ja an sich gleichgültig. Sie ist nicht ohne Fieber, und ein böses Hüßeln zehrt an ihren Kräften. Uebrigens läßt sie sich nicht abhalten, die Aufsicht über ihr kleines Hauswesen zu führen, und leichtere Geschäfte auch selbst zu verrichten, und der Arzt räth, sie lieber still und ungestört gewähren zu lassen, da diese Beschäftigung ihr ein gewisses Behagen zu geben scheint. Geht sie nicht umher, so strickt sie unausgesetzt, und zwar, — o Jammer! Ainderstrümpfe über

Kinderstrümpfe, — paarweise, halbdupenweise, immer wieder etwas größer. Ihre fixen Ideen scheinen sich an dem Wachsthum zu ergötzen. Ich gedenke die größeren einst jenem unglücklichen Kinde zu senden, daß doch mein Kind sie tragen soll. Wenn es nicht blind wäre, würde ich's zu mir nehmen, vielleicht wäre die Wirkung seines Anblicks auf Elisabeth keine schlimme, aber so wie die Sachen stehn, vermag ich den Anblick des Unglücks für mich selbst nicht noch mehr anzuhäufen.

„Lieber Freund! spare Dir die Mühe, mir immer noch Hoffnungen für die Zukunft vorzuspiegeln. Es ist aus damit. O, ich selbst täuschte mich lange genug mit Hoffnungen, mit den tollsten Gedanken: meine Phantasie griff hierhin, dorthin nach allem Theatersput, aber immer von Neuem mußte ich mir sagen: du bist ein Thor, es ist aus! — Elisabeth, wenn sie so umherwandelt ohne Grift, ohne Leben, wie eine Abgeschiedene, auch ohne zu lächeln, man mag vorbringen, was man will, — o, oft schnürt es mir das Herz zusammen, — giebt mir ganz das Gefühl, das uns sonst wohl überfiel, wenn unsere Phantasie uns in die Region jener abgeschiedenen Geister versetzte, an die unser alter Freund R. immer noch so felsenfesten Glauben hat. O, wir brauchen sie nicht vom Jenseits heraufzubeschwören, man kann es Alles im Diesseits haben!

„Ja, oft, — du magst das nun bizarr finden, — erfüllt mich dieser Gedanke wieder mit einer Art von Frieden, der Gedanke, daß man in seinem kleinen, kurzen Leben so Alles durchleben, Alles überleben, Alles schmecken, Alles fühlen kann, — selbst die Oede des Todes, des

geistigen Absterbens! — Daß Du an dieses Absterben immer noch nicht recht glauben willst, ist mir unbegreiflich. Könntest Du sie sehen, Du würdest keinen Augenblick mehr zweifeln. Körper und Geist geben in ihrer Wechselwirkung das unzweideutigste Zeugniß davon. — Was sollte sie denn auch beleben, wieder jung machen? die Außenwelt nicht. Hatte schon vorher diese Außenwelt nicht die Kraft, ihren einförmigen, tief in sich zusammengeschlossenen Geist genügend fest zu halten, und hat das Einzige, was sie festhalten konnte, Lektüre, die schöne Literatur, zu ihrem Untergange beigetragen (Denn daß an jenem Unglückstage ihre von ihr selbst so gefürchtete Beseliebhabelei mit im Spiele war, und, so zufällig das Zusammenwirken der Umstände sein mochte, ihre Verwirrung vermehrt hat, lasse ich mir nicht nehmen, obgleich ich durchaus nichts Näheres darüber erfahren kann), ist sie an dem, woran sie sich so felsenfest anklammerte, an ihrem persönlichen Gott schiffbrüchig geworden, — und ist sie doch als schwaches Weib der Freiheit des Selbstbewußtseins nicht gewachsen, — ist ihr Familienleben durch eigene Schuld, — freilich durch meine mit, — zerrissen, ihr Sinn festgerannt in die Vergangenheit, anlebend an die Todten, — ist zugleich ihr Körper im Lebensmark angegriffen, langsam, langsam dem Grabe zuweilend, — sage, wo wäre denn noch Hoffnung? — In ihrer Anhänglichkeit an mich? Ja, diese ist mir oft rührend und wunderbar, und oft meine ich — doch es ist Thorheit, Narrheit!

„Ich freute mich früher, daß sie kein Verschlepp von Verwandten habe, daß sie nur mir allein gehöre, — jetzt will mir auch dieses Gute seine Schattenseite zeigen.

Hätte sie einen Rudel Verwandte, so würde ihr Sinn doch wieder mehr vertheilt, die verschiedenen Einwirkungen könnten ihre Seele zerstreuen. Ja, dieselben würden sich ihrer ebenfalls annehmen und — doch nun ja! So ist sie mir allein und ich will sie auch tragen, wie im Glück, so im Unglück.“

Am selben Tage, da dieser Brief geschrieben ist, wurde Robert in eine heitere Gesellschaft gezogen, und da fühlte er sich unwillkürlich erleichtert, befreit von einem Drucke, und seine frohe Lebenslust sprühte hoch auf. Er gedachte lange nicht seiner öden Heimath, — als er ihrer aber gedachte, graute ihm und er suchte nur ungern in der späten Nacht den Weg wieder nach Hause. Er machte sich am andern Tage Vorwürfe, aber dennoch suchte er die Gesellschaft wieder auf, und als er recht klar darüber nachdachte, mußte sich ihm die Sache von ihrer natürlichen, vernünftigen und rechtmäßigen Seite zeigen. Er hatte ja immer den gleich guten Willen, Elisabeth zu tragen, zu dulden, und es war ihm ein Trost, sich jetzt ganz bestimmt sagen zu können: du willst sie unverdrängt ihre stillen Wege gehn lassen, willst sie nehmen, wie sie jetzt ist, willst sie sich selbst überlassen und dich nicht mehr quälen um ihretwillen, dieser stumpfe Zustand mag ihr wohl jetzt natürlich sein. Aber du für dein Theil härme dich um des Unabänderlichen willen nicht länger, laß das Vergangene vergangen sein, nimm die Gegenwart wie sie ist und die Zukunft wie sie werden will, und laß dich nicht mehr erschrecken weder durch Gutes noch Böses.

Dieser Vorsatz beruhigte ihn gar sehr, und da er den wieder hell gewordenen Blick der politischen und der

Gesellschaftswelt wieder zuwandte, war's ihm fast, als habe er im Grabe gelegen, als stehe er jetzt auf, und es fielen wie Schuppen an ihm nieder. So ging ihm wie dem Dichter auf dem Kirchhofe im Frühling, er sang vor sich hin: „Will mich selbst die dumpfe Grast, nun wohl an, sie mag mich raffen, dünkt mir gleich, in frischer Luft hätt' ich Manches noch zu schaffen.“

Und das war doch wieder gut und natürlich genug.

So suchte er sich das Joch im Hause so wenig als möglich lästig zu machen, ließ sich von Elisabeth bedienen, war freundlich, kümmerte sich aber nicht weiter mehr um sie.

Leider bekannte ihm Elisabeth einige Tage nachher, daß ihr Nothpfennig zu Ende sei; er war genöthigt, eine Einnahme, die er für sich selbst hatte verwenden wollen, in die Haushaltungskasse zu legen, was seine Laune nicht allzu günstig stimmte, und als das Dienstmädchen ihm bekannte, sie habe wohl bemerkt, wie die Frau noch Geld hätte, aber sie sei unzufrieden über seine häufigern Ausgänge und weine mehr, seit sie mehr allein sei, da wollte sich ein bitteres Gefühl einschleichen, daß dieses Weib, das ihn so wenig befriedigen konnte, das selbst nur noch der Schatten eines Menschen war, jetzt mehr Präensionen machte als früher; denn es war ihr früher nie eingefallen, sich zu beklagen, wenn sie allein zu Hause gewesen war. Er mußte diesen Zustand freilich als einen krankhaften ansehen, und in so fern Mitleid mit demselben haben, — aber konnte er sich selbst denn nun um dieser Grillen willen in's Joch spannen lassen und sich selbst einpuppen wie sein Weib? — Elisabeth hatte kein Bedürfniß der Unterhaltung, sie war nur unruhig, wenn Robert fort

war, ruhig, wenn er da war, warum — wußte sie selbst nicht. Diese Eigenheit mochte mit ihrem körperlichen Leiden zusammenhängen, Robert's Nähe hatte sie schon mehrmals bei Wiederholung des Brustkrampfs gestützt und wohl ihrer Meinung nach geschützt: da trieb sie denn ihre Hilfsbedürftigkeit zu ihm, ihr Sinn klammerte sich an ihn. Darum waren in ihrem undüsteren Sinne andere Menschen nur gleichsam Maschinen, sie stand in keiner Beziehung zu ihnen, außer wenn sie mit Robert in Verkehr traten; je näher dieser Verkehr wurde, desto mehr belamen sie Gestalt für sie, aber desto unbehaglicher wurden sie ihr auch.

Aber es ist dem jungen lebenskräftigen Manne wohl nicht zu verargen, daß ihm das Rührende in diesem Zustande doch nicht immer gleich rührend erschien, ja daß ihn das Joch auf seinen Schultern auch brüden konnte, daß sogar plötzlich einmal ein Gedanke aufblühte von: — Abschütteln! Freiwerden!

Aber er drückte ihn gewaltsam nieder und schnell seinen Hut ergreifend, lief er hinaus in's Freie, als müßte er etwas entfliehen. Nein! Nein! Nein! das darf nicht sein, das hat sie nicht um dich verdient! Trage! Trage, was das Geschick dir auferlegt, als ein freier Mann, wirf das Joch nicht feige von dir, weil es nicht mehr leicht ist, und laß dich auch zu Opfer und Selbstüberwindung bereit finden, wo sie Noth thun!

So sich selbst beschwichtigend und kräftigend ging er wieder zurück und blieb bei seinem Weibe.

Er durchschaute natürlich längst, daß der Grundfehler, der ihren bejammernswerthen Zustand herbeigeführt hatte,

das gänzliche Verlassensein vom irdellen Lebensgrunde war, und dies war ihm, der sich im Bewußtsein seines Gottes oder vielmehr seiner absoluten Idee so sicher fühlte, so unbegreiflich, ja selbst schauerlich, daß er nach jedem vergeblichen Versuch, ihre Erkenntniß aufzustacheln, oder wieder Glauben in ihr zu erwecken, in ein düsteres Grübeln über den Ursprung dieser sonderbaren Erscheinung versank. Er kannte freilich ihre tiefen Kämpfe vor der Katastrophe nicht in ihrem ganzen Umfang, schaute über den Zusammenhang ihres Geschickes mit ihrem Gemüthe nicht in die tiefste Tiefe, darum mußte ihm doch Manches dabei verborgen, bleiben.

Eben dieser Abend war gar schön. Robert hatte sich in ein Zimmer, das einzig vom Mond beleuchtet war, in einer Sophaecke niedergelassen und saß still und träumend, den Kopf in die Hand gestützt.

Elisabet ihm gegenüber am Fenster, die Hand über die Augen gelegt. Bei jeder kleinen Bewegung Robert's schaute sie aber auf und fragte, ob er Licht verlange. Er vernicnte es jedesmal, ihm war wohl und weh in dieser geheimnißvollen Abendstille, und er versank immer tiefer in dem Sinnen über sein Geschick, seine Leiden, in die Fragen an seine Zukunft. „Gott weiß,“ murmelte er in tiefer Seele, „ich fange an zu glauben, daß ein Gott, um mich zu äffen, seine schwere Hand über diesem Weibe hält. Doch, ich bin albern, — aber was soll es noch werden?“ Seine innere Bewegung wurde endlich so mächtig, daß er, aufspringend, einigemal schnell im Zimmer auf und nieder ging.

Es bligte wieder ein Etwas in ihm auf, das wir uns deutlicher machen müssen.

Der ausschließliche Zug Elisabet's zu ihm selbst, der sich seit der Katastrophe bei ihr kund gab, blieb ihm immer eine merkwürdige Erscheinung, und während des Nachdenkens darüber wollte sich ein wunderlicher Gedanke einschleichen: als könnte wirklich dieser Zug zu ihm sie noch retten, als könnte, wenn in einem günstigen Moment die Geister einst zusammenschlugen, die Kraft seines Geistes mittelst eines festen Willens noch einen Gegenbruch in ihrem Geiste bewirken. — Daß dies nicht durch Belehrung oder Ueberredung möglich war, wußte er längst, also mußte es auf andere Art gehn.

Auch der selbstständigste Mensch, der Alles von sich gewiesen zu haben glaubt, was des Gedankens in seiner reinsten Form unwürdig wäre, ist nicht sicher, durch die Umstände wieder zu irgend einer Art von Glauben getrieben zu werden; — was aber läge einem Manne des modernen Wissens näher als der Glaube an sich selbst, da er die möglichst reine Erscheinung der Gottheit in sich sieht! und es wäre wohl nicht zu verwundern, wenn in einem Augenblicke der Verwirrung dieser Glaube sogar — sogar zum Aberglauben werden könnte.

Er trat an das Fenster und zog, seiner Gattin Hand ergreifend, diese zu sich empor. „Siehst du das geheimnißvolle Licht da oben, von dem die Wolken, die ihm zur Seite ziehen, einen so herrlichen Silberschein empfangen?“

Sie ließ ihr Auge am Himmel vorüberstreifen und sagte in einem ganz eigenthümlichen Tone: „Ja, der Mond!“

Es wollte ihn kühl anwehen, aber er bezwang sich und fragte weiter: „Woher kommt denn dieser Mond?“

„Er ist eben so geworden, ich denke, ein Abschnipsel von der Erde.“

„Aber durch welche Kraft?“

„Durch die absolute Nothwendigkeit.“

„Ist kein Geist in dieser Nothwendigkeit?“

„Ich muß jetzt nach der Magd sehen, daß sie doch endlich Licht bringt.“

„O, du willst mir wieder ausweichen, — aber ich lasse dich nicht! Sage mir: fühlst du denn gar kein Gottesebewußtsein in dir? Fühlst du gar nicht den großen Einen Geist, der jede Faser deines Ich, der das weite All durchdringt, der dich lieben will und wieder selig machen durch das Bewußtsein seiner Nähe?“

Sie sagte kurz: „O nein, gar nicht! Ich habe keinen Gott!“

„O, das ist ja gerade das Elend, daß du ihn nicht erkennen willst.“ — —

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“

„Warum denn aber?“

„Weil — — mich schaudert! Nein, ich will deinen Gott ehren, aber ich fasse ihn nicht, mein Kopf ist so blöde, — in dir will ich ihn ehren!“

„O, daß ich dir doch die Kraft verleihen könnte, das Geistige als Geist zu fassen!“

„Gieb sie mir,“ sagte sie leise, — und in dem Drange seines ganzen Wesens, in einer traumartigen Verwirrung und einer dunklen Erinnerung an das Vor-

bild der Schrift traute er dem Hauche seines Mundes die geheime Kraft einer geistigen Influenz zu

Die Gattin wurde aber nicht über sich selbst hinausgehoben. Die Wirkung war keine geistliche.

Und unser Held? — Er glaubte an Ansteckung der Auszehrung, und hatte so in seiner Einbildung sich den Tod geholt, indem er der Gattin hatte das Leben geben wollen.

Er tröstete sich zwar nachher wieder, es werde nicht so gefährlich sein, aber es war dies doch das letzte Auflockern seiner Hoffnung, seines Glaubens an ihre Wiederbringung gewesen. Ja, er ward seiner Gattin tiefer entfremdet denn je. Er mußte am nächsten Morgen immer die Worte vor sich hinmurmeln:

„Schöner Jüngling, kannst nicht länger leben,
„Du versiehst nur an diesem Ort;
„Meine Kette hab' ich dir gegeben,
„Deine Lecke nehm' ich mit mir fort.“

Und wie im Hohn gegen sich selbst verdrehte er den Reim:

„Wenn der Funke sprüht,
„Wenn die Asche glüht,
„Eilen wir — dem alten Gotte zu.“

„Nein, lieber dem Teufel zu,“ murmelte er grimmig zwischen den Zähnen.

Sollte unser Philosoph wohl sein eigener Prophet sein?

Es kam über ihn eine tiefe Satttheit, — er stöhnte unter dem Druck der Gegenwart, seine Ehe, sein Leben ward ihm — langweilig, er ward derselben überdrüssig, er mochte sich's nun gestehn oder nicht, sein Auge blickte

mit Sehnsucht hinaus in die Welt, in das Weite, in die Freiheit.

Robert war zwar keineswegs zufrieden mit dieser Stimmung, er dämmte und drängte zurück, beschwichtigte, zerstreute sich durch Studium, durch Lektüre, durch Umgang, — es blieb eine Lücke, eine Leere, die sich durch nichts wollte ausfüllen lassen. Besonders da auch die Klasse nicht glänzend stand und den Flug in's Weite hemmte. Elisabeth aber war nachher fast noch verschlossener als vorher.

Eines Abends saß Robert wieder tief nachdenkend über sein unglückliches Loos in seinem Zimmer, als ein Fremder bei ihm eintrat. Er stellte sich vor als ein Doctor und Pfarrer Titel, Landtagsmitglied eines andern deutschen Ländchens, der die Ackerbauschulen unseres Landes in Augenschein genommen hatte.

Der Mann war durch den Ruf unseres Helden als eines Vorkämpfers für die geistige Freiheit zu dem Wunsch getrieben worden, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, und machte seinerseits durch seine ruhige Würde, mit seinem edel geschnittenen napoleonischen Profil, mit seinem feinen Witz auf diesen einen sehr günstigen Eindruck. Er wußte viel zu erzählen, Politisches und Kirchliches, über Licht und über Freiheit, über den Aberglauben und über die Finsterlinge, die ihn wieder unter das Volk bringen wollten, die von ihm dem Pfarrer und seinen Gesinnungsgeossen aber wacker zu Paaren getrieben würden. Er sah im Geiste die Zeit in nächster Nähe, da die Morgenröthe der Freiheit, — der geistigen sowohl als politischen, anbrechen würde, da der veraltete Aber-

glaube völlig über Bord geworfen, und das mündig gewordene Volk das Recht der Glaubens- und Gewissensfreiheit mit Macht begehren würde. Er selbst bringe als ein Bote des kommenden Tages die Klarheit in alle Gemeinden des Landes.

Robert bat ihn, zu Abend zu bleiben, ließ seiner Frau sagen, daß ein Gast da sei, und als die Männer beim Weine so recht traulich beisammen saßen, kamen sich die Gemüther immer näher, und endlich schlossen sie sich wie alte Freunde in herzlicher Vertraulichkeit gegenseitig auf. Elisabeth hatte sich auch auf einige Minuten gezeigt; der Pfarrer erkundigte sich mit Theilnahme nach den häuslichen Verhältnissen des Philosophen; Robert erzählte ihm in kurzen Zügen die Geschichte seiner Ehe und schilderte den jetzigen traurigen Zustand der Gattin, der nicht schlimm genug sei, um sie in irgend eine Heil- oder Versorgungsanstalt zu bringen, und dennoch traurig genug, um ihm jede Lebensfreude unmöglich zu machen. „Ja,“ fügte er traurig hinzu, „ich gestehe, daß es für mich Noth thut, von Außen her solche Auffrischung zu bekommen, die Beglaubigung zu vernehmen, daß der Vorn der Wahrheit und Freiheit nicht verstopft und daß das Licht nicht unter den Scheffel gestellt sei; — mein eigenes Licht ist sich manchmal seiner Kraft nicht mehr recht bewußt.“

„Ich staune,“ sagte der Pfarrer, „Sie, den großen Philosophen, in einer solchen Verfassung zu finden! wie lange dauert denn dieser Zustand bei Ihrer Gattin?“

„Ein viertel Jahr ist seit der Katastrophe verflossen.“

„Und haben Sie keine Hoffnung auf Wiedererzählung?“

„Keine! Elisabeth ist körperlich und geistig dahin.“

„Sonderbar,“ sagte der Pfarrer nachdenklich. „Es ist eine eigene Sache mit den Weibern. Ich war auch schon in einem ähnlichen Falle mit meiner Gattin, wie Sie mit der ihrigen.“

„Wie? In einem ähnlichen Falle? Auch ein schwermüthiges Weib? Und was haben Sie angefangen? Was war die Ursache? Wie hat sich die Sache entwickelt, wie gehoben? — Neben Sie! Waren auch religiöse Skrupel mit im Spiel?“

„Theilweise allerdings, doch können solche nie für sich allein eine solche Gemüthskrankheit zum Ausbruch bringen, es wirken immer noch andere näher liegende Ursachen mit, — kleine Eifersüchteleien und dergleichen, die das so zart organisirte weibliche Gemüth eben gleich an der schwächsten Seite packen.“

„Es war auch etwas der Art bei Elisabeth, und ich habe mich anzuklagen, obgleich die Schuld eigentlich nur in Mißverständnissen lag,“ sagte Robert seufzend.

Der Pfarrer mochte dieses Wort vielleicht mißverstehen oder falsch deuten, was wohl Ursache war, daß er im weiteren Gespräch sich mehr gebn ließ, als er wohl ohne dies gethan hätte. Er erzählte, wie auch die Gattin eines Freundes von ihm, eines wackeren Vorkämpfers für Licht und Freiheit, sich vor Kurzem den Hals abgeschnitten habe, und sagte dann im Verlauf: „Es hat sich in unserer bisherigen christlichen Weltanrichtung das Vorurtheil von der Heiligkeit der Ehe und Alleinberechtigung der ehnigen Ehefrau so fest gewurzelt, daß diese sich für die Inhaberin aller Privilegien über den Mann hält, und wo nun irgend eine kleine Veranlassung, bei welcher

der Mann von seiner Freiheit Gebrauch macht, ihr Ursache zur Eifersucht geben mag, da ist gleich das ganze Verhältniß auf unangenehme Weise gestört. — Wenn die türkischen Frauen," fuhr er mit Lächeln fort, „das so genau nehmen wollten, so sähe es schlimmer aus in den Häusern der Türken. Es ist ein augenscheinlicher Beweis, wie nur Sitte, Vorurtheil, Angewöhnung den Menschen zu dem macht, was er ist, ihm die Rechte in sein Bewußtsein pflanzt, die er ansprechen zu dürfen glaubt, und wo dann irgend ein kleiner Conflict eintritt, der sie eine Gefährdung dieser Rechte befürchten läßt, geschieht es nur gar zu oft, daß bei dem schwachen Organismus der Frauen gleich der Verstand verwirrt wird. Die künftige Zeit wird diese enge Schranke auch erweitern, und damit den Frauen auch ein weiteres Herz geben."

Robert begriff wohl, wo das hingingte, was das besagen wollte; er sah den Mann verwundert an, von dem er eine solche Sprache nicht erwartet hatte. Aber er fand für gut, ihm seinen Irrthum hinsichtlich seiner eigenen Person noch nicht zu benehmen.

"Wie lange dauerte bei Ihrer Gattin jener Zustand?"

"Mit Unterbrechung Jahre lang."

"Haben Sie Kinder?"

"Ja. Ich war damals schon Vater von sechs Kindern. Dies war eben die Ursache, warum ich Geduld hatte und nie an eine Lösung der Ehe dachte."

"Aber das war doch ein trauriger Zustand. War sie untüchtig, ihren Pflichten nachzukommen?"

„Oft ganz. Sie sah Tage lang, Nächte lang, starrte in einen Winkel und weinte.“

„Das ist bei Elisabeth nicht der Fall. Sie hat fast immer ihre guten Sinne für's Natürliche, für's gemeine alltägliche Leben und für mein Bedürfniß. Nur darüber hinaus ist Alles abgeschnitten.“

„Nun,“ sagte der Pfarrer lächelnd, „da ist ja aber nicht so viel verloren. Das gemeine Bedürfniß ist doch das nächste. Wie manche Dienstmagd hat auch nur ihre guten Sinne für's Alltägliche, für unser Bedürfniß, Alles darüber hinaus ist abgeschnitten. Darum ist sie aber doch ganz gut an ihrem Plage.“

Unser Robert dachte wieder still bei sich das Seinige. Laut sagte er: „Das ist doch etwas ganz Anderes. Eine Magd mit ihren frischen, gemeinen Sinnen hat nie höher gestanden, sie ist gleichsam noch im Paradiese; ihr Ideenkreis ist nun einmal so beschränkt, sie kennt nichts Anderes: sie lebt im An-sich-sein und geht ihren gemeinen Bedürfnissen nach. Bei Elisabeth aber ist es der Zustand der Ueberlebensheit, der geistigen Abgestorbenheit, während nur der Körper noch vegetirt. Ihr Blid hat, wie Sie sehen konnten, etwas Starres, Todtes, sie trägt das Bewußtsein ihres vergangenen Lebens und gegenwärtigen Todes selbst in schneidender Schärfe mit sich herum. Ich begreife das Alles, es hat seine tiefen psychischen Ursachen; ich fühle und leide mit ihr und für sie, aber ich kann ihr nicht helfen. Sie ist eine merkwürdige Erscheinung, ich könnte weinen, wenn ich ihr Loos überdenke. Ich möchte mich ähnlich über sie ausdrücken, wie Göthe über Hamlet: die Philosophie wurde auf eine Seele gelegt, die sie nicht

ertragen konnte, — sie wurde von ihrem Gewichte erdrückt, wie Hamlet von der nicht zu vollbringenden That.“

Es folgte eine Pause der stillen Besinnung. Endlich fragte der Pfarrer: „Wenn sie aber doch den gewöhnlichen Geschäften und Bedürfnissen im häuslichen Betriebe nachkommt, — wie nimmt sie sich da?“

„Sonderbar genug. Ich weiß schon zum Voraus, wie sie z. B. die Nachricht, daß heute ein Besuch zu Gast sei, aufgenommen hat. Da legt sie die Hand an die Stirne, sinnt, wie wenn es ihr schwer würde, sich mit dem unerwarteten Gedanken vertraut zu machen, dann nimmt sie lautlos ihre Schlüssel und ohne Worte geht das Nöthige vor sich. Sie deutet meistens nur und ihre Magd versteht sie. Worte kommen immer schwer aus der Brust, und wenn man in sie dringt, scheinen ihre Kämpfe zuzunehmen, ihre Schwermuth zu wachsen. Das Beste ist, sie ganz still gewähren zu lassen.“

„Nun wohl,“ meinte der Pfarrer, „soll aber ein Mann von Talent und in voller Kraft in solch drückenden Verhältnissen verkümmern? Es giebt ja noch Mittel, sich zu helfen,“ septe er mit seinem Lächeln hinzu; „die Sitte des Alten Testaments, das wir sonst eben nicht so hoch anzuschlagen gewohnt sind, könnte hierin Fingerzeige geben.“

Robert sah ihm fragend in's Auge: „Gelüftet's Andere, ich habe dieses Bedürfnis noch nicht in mir verspürt. Ich habe die Idee meiner Ehe viel tiefer gefaßt, als vielleicht andere sinnlichere Naturen, und wünsche sie innerlich und äußerlich zu wahren, oder zu einem Abschlusse zu bringen, das eben der hohen Idee würdig ist.“

Der Pfarrer zuckte die Achseln: „Soll ich dem Erklärer des Haus die Stelle in's Gedächtniß rufen: du bist, was du bist! Sie mögen die Sache noch so ideal fassen, — ein solcher Zustand ist in die Länge unhaltbar. Entweder man läßt die Wittin in ihrem äußerlichen Rechte und hilft sich so gut man kann, während man aus Rücksicht oder Anstand unter Einem Dache mit ihr fortlebt, — oder man löst das Band, bringt die verkommene Frau in einer Pfleganstalt unter und erkaufte sich seine Freiheit durch Erhebung über die Bedenkllichkeiten, unter denen der Geist erslahmen würde. Haben Sie ja doch selbst die Ueberzeugung, daß der Zustand Ihrer Frau unverbesserlich ist —“

„Ja, diese habe ich, und zwar aus tiefen psychologischen Gründen, wie ich vorhin sagte. Sie hat sich überlebt, sie ist dem Geiste nach todt, wenn auch der Leib noch vegetirt.“

„Und an solch ein vegetirendes Wesen und todtten Geist können Sie sich doch wohl nicht anschmiegen,“ sagte der Pfarrer lächelnd; „es ist ehrenwerth, daß sie es wollen, und der Kampf natürlich, — aber wenn die Manneskraft wieder erwacht, so gedenken Sie meiner Worte, denn ein so edler Mann darf nicht mit einem Weibe aus Pietät in's Grab steigen. Man muß da im Stande sein, einen großen Schritt über ein Grab hinüber zu machen. Und ein Grab scheint mir Ihren Aeußerungen nach Ihre Frau zu sein. Sie werden an mich denken.“

Und damit brach der Pfarrer auf und ließ den Philosophen mit seinen Gedanken allein.

Der Philosoph war zwar nicht überzeugt, aber der Druck lagerte sich nur um so tiefer auf sein Gemüth. Er schreibt in einem Briefe: „Die Wirklichkeit, — ich werde wohl in meinem Leben nie mehr ihr Loblied singen. Ich mußte bis jetzt noch nie, wie scharf ihre zweierlei Seiten gegen einander abstecken. Wie gut hatten es doch die alten seligen Götter: diese durften vom Himmel niedersteigen, den schäumenden Becher der schönen ideellen Wirklichkeit trinken, — die Dese durften sie sitzen lassen und sich nach genossener Seligkeit wieder als die ewig Jungen und ewig Freien aufwärts schwingen zum Olymp. — Wir bekommen auch etwas vom Schaum, — die Dese aber bekommen wir ganz.

„Mein Hund, — Du kennst ja meinen Phylax, das nickliche, glänzend schwarze Thierchen mit der weißen Schnauze, — ich sage Dir, mein Phylax mit seinen naiven Sprüngen ist mir wirklich eine Quelle des tiefsten Studiums, — das Interessanteste, was mich umgiebt.“

In dieser Stimmung erfüllte ihn ein Brief von Sannchen's Mutter mit einer Art von Lustigkeit. Sie schrieb, daß die Nachricht von der Schwermuth seiner Gattin sie mit Trauer erfülle. Sie kündigte ihm den Besuch ihrer Tochter an, und war der Meinung, daß Sannchen's leichter, munterer Sinn zur Erheiterung und Zerstreuung Elisabeth's gewiß viel beitragen würde. Sie habe ihr kindisches Wesen nun gerade so weit abgelegt, als sich für ein harmloses Mädchen in ihrem Alter passe.

Robert lächelte zwar über diesen lezten Trost, er hoffte nicht viel von der Einwirkung auf Elisabeth, doch war wenigstens der Versuch unschädlich. Sannchen's

Manier, alle Eindrücke zu zerritzen und Stückweise sich und Andere verständlich zu machen, mochte in das traurige Einerlei dieses verführten Gemüthes doch manchen Nervenreiz machen. — Und ihm war doch auch freiere Bewegung möglich, wenn Elisabeth eine weitere Umgebung hatte, — und im Hause selbst konnten ihn dann auch wieder naive Sprünge nicht nur seines Hundes, sondern eines niedlichen Affchens ergötzen.

Es mag hier am Platze sein, unsere Leser nochmals einen tieferen Blick in Elisabeth's Gemüth werfen zu lassen. In ihrem Haushaltungsbuche fand man später mancherlei kurze Notizen oder — Stoßseufzer oder Fragen aufgesetzt. Ihr Tagebuch scheint sie nie mehr berührt zu haben; es fand sich tief versteckt unter ihren Papieren, und vielleicht nur die alte Gewohnheit, sich gegen sich selbst auszusprechen, hatte diese dürftigen Töne heraufgerufen.

Wir wählen Einiges davon aus; es führt uns in ihren Gedankenkreis ein und dient zur Bestätigung dessen, was wir über ihren Zustand gesagt haben.

„Ja ja, was ich anfasse, das ist noch mein! wenn es auch todt ist, — einerlei! Im Gedanken hab' ich es lebendig. Linnen und Hemdchen hätten auch Leben, wenn nur ich das Leben herauszufinden wüßte!

„Ha, ob denn der Tod wirklich alles Leben verschlingt?

„Gedanken! Was ist doch das eigentlich? Es ist da und nicht da, wenn man es fassen will, ist's Wind. Und doch können Gedanken drücken, darum sind Gedanken Gespenster.

„Nichts mehr denken und nichts mehr glauben! Nur noch sein! Leben von einem Tage zum andern, das will ich, das will ich!

„Immer um zwei Schläfen größer, nicht mehr Das Wachsthum geht langsam.

„Wie häßlich doch die Menschengesichter sind! Ihr Weinen ist nur ein verzerrtes Lachen, ihr Lachen ein ungeschicktes Heulen. Es ist nirgends Gefühl. — Gefühl? das ist vergraben. Die Welt ist ganz still wie ein Kirchhof.

„Nein, wenn ich stille bin und ihn flüchte und nicht nenne, wird er sich nicht wieder an mir rächen. Mein Blut bleibt dann beisammen bis zum — Still! Still! Robert's Nähe schützt mich. — Aber er darf's nicht wissen, er würde es nicht glauben und es ist doch so.

„Gesalzenes Schweinefleisch! ich will mir's merken.

„Was ist denn das: Spas? ich begreife das Wort nicht mehr. Es ist in der ganzen weiten Welt kein Spas. Alles fürchterlicher, schrecklicher Ernst.

„Nicht wundert, daß Leute, die lachen müssen, nicht über große Schmerzen klagen. Ihre thranenden Augen sind ja ein Zeugniß körperlichen Schmerzens.

„Todt! Todt! Was ist das? Was ist das? Wenn das Leben aufgehört hat? Ist man tod, wenn man aufhört zu athmen? Mit was tröstet man sich denn über den Tod? Mit dem Leben? Was ist Leben anders, als dem Tode entgegengehn? Dem Tode! Du —

„Hinaus in die Welt? Was ist in der Welt draussen? Larven! Larven! die mich angrinsen, die ich nicht verstehe. Nein, nicht hinaus! Hier ist meine Heimath!

„Der Glaube bringt Unglück, das Denken aber bringt
Karrheit; wenn beide in Streit gerathen, bringen sie
den Tod.

„Wie überlebt man denn das Entsetzliche? Kann
man es überleben? Nein, man stirbt, wenn auch der
Leib fortlebt.

„Ja, ich wußt' es wohl, wenn man davon spricht,
dann kommt das Unglück! O, wie reißt es in meinem
Herzen!

„Das Tägliche, das Gemeine, das ist Wahrheit,
darin besteht das Leben, daß man das Tägliche festhält.
Was darüber hinaus ist, das ist vom Uebel.

„Was ist That? Sünde! Sünde aber ist Tod, darum
folgt Tod aus That.

„Aber eigentlich habe ich ja keine That vollbracht.
Keine freiwillige. Aber auch Nichtsthun ist Sünde, Alles!
Alles! Leben, Athmen, Thun, Nichtsthun, Denken und
Nichtdenken! Alles! Weh! Weh!

„Es ist nirgends Frieden, nirgends Gewißheit, als
im kleinen Eigenthum. — Frieden? Ist Frieden da? —
Nein, aber Ruhe.

„Für Männer paßt vielleicht das Hohe, die sind
stärker, haben den Geist, mich hat der Geist getödtet.
Weß' ihn nicht! Weß' ihn nicht!

„Es ist ein Abgrund, ein unermesslicher in der Welt,
man kann ihm nicht entrinnen. Flößt du bis an's Ende,
er würde dich doch verschlingen! Einerlei, ob dich die
eigenen Gedanken oder die Welt in den Abgrund reißen!

„Alles Feste und Feste ist aufgelöst, die Welt ein
Wasserstrom; wer nicht schwimmen kann, der versinkt.

Die Männer aber können schwimmen. Ja, ihre Nähe stärkt uns, aber das ist ein Zauber, und an den Zauber glauben sie nicht. Darum still! Still!

„Sie auch unglücklich? Auch überwandten vom Geschick? Ist denn das Geschick auch über den Geist erhaben? Auch über das Göttliche mächtig? Nein, nein! Er betrügt sich!

„Ja, ich weiß wohl. Er grämt sich, daß er jetzt so arm ist, daß das quillende Leben sich in Tod verkehrt hat! Aber kann ich denn dafür? Kann ich dafür? Nein, es ist Rache von oben, — sie trifft ihn und mich! O, die Rache ist schrecklich! Sie drückt mich! Sie drückt mich!

„Warum stehe ich denn Morgens auf? Um zu leben? — Nein! Warum lege ich mich Abends nieder? Um zu ruhen? Ich glaube nicht. O, die Nacht ist schaurig, wenn ich lange, lange mit offenen Augen still liege, wenn Alles schläft, — allein in der Nacht mit Einem, der auch wacht! O, wacht er? Wacht er? Oder nicht? Still, Elisabeth! Es ist Beides unendlich. Ich will ja nur bei Robert sein.

„Er ist zwar auch schuldig, aber das darf ich ihm nicht sagen, darf nicht böse sein, sonst schüttelt er seine Schuld ab, und wirft sie auch noch auf mich, und dann muß ich sterben.

„Ja, hättest du nicht gesprochen, so wäre das Schreckliche nicht geschehen. Eino folgt aus dem Andern. Still, muß man sein, dann wird der Zauber nicht gebrochen. Was wir von uns geben, das ist That, wird zum Glück, fällt auf unser eigenes Haupt.

„Ja, die männliche Vernunft, diese kommt vielleicht aus Gott, diese ist mächtig, aber die des Weibes ist nicht vollkommen, ist nur halb, ist ein Zwitter.

„Können sie uns ganz machen? — —

„Wo ist der Geist? Zu fassen oder nicht zu fassen? — —

„Es bleibt ja Alles! Auch das Unglück. Nicht ausgelöscht! Wehe, der Gluck steigt aufwärts! Er ersticht mich!

„Es ist alles Leben beginnender Tod. Wenn der Tod vollendet ist, dann sängt die Verwesung an.

„Verworfen! die seelenvollen Augen, — das himmlische Lächeln, — tobt! verweist!

„O, wie ich die fremden Gesichter hasse! Sie höhnen mich um meines Unglückes willen! Und Robert kommt mir dann ferne, — er ist oft so weit weg, daß mir schwindelt.

„Was ist denn Schuld, daß ich für die Natur nicht mehr warm fühlen kann? Wo ist denn das Gefühl hingekommen? Habe ich mich verändert oder die Natur? Es ist Alles ein kaltes, gleißendes Scheingebilde, — und aus Allem grinst der Gluck!

„Robert hat aber die Pflicht, mich zu dulden und zu tragen und bei sich zu lassen! Ja, er hat sie! Das weiß ich!

„Ist's denn meine Schuld, daß ich das Unglück nicht austreiben kann? Wo sitzt es denn? In meinem Kopfe oder in meinem Herzen? Ich weiß wohl, daß es krank ist, — o, so krank! Aber es giebt ja keinen Arzt in der Welt! Nein, — nicht!

„Zu der Bibel zurückkehren? Nein, dort steht das Gerücht! Ich schlug auf einmal, da stand: Gott ist ein schrecklich eifriger Gott, er sucht beim die Sünde der Väter an den Kindern — — Dann wieder: der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Na, diese Bibel, ich hasse sie! Was braucht sie mir das auch noch zu bestätigen? Ich weiß es ja wohl, ich fühle es, daß er hörte. O, daß doch seine Ohren dicke worden wären!

„Einerlei! Ich kann mich ja bereben, daß , dicke sind!

„Aber büßen die Schuld muß ich doch! Also ist nichts gewonnen. O, mein Kind! Mein Kind! —“

Sannchen kam. Robert hatte Elisabeth von dem Besuch gesagt, hatte zugleich ihrer Kasse einen Zuschuß gebracht, aber Elisabeth schien doch unangenehm berührt.

Robert empfing Sannchen um so wohlwollender, da Elisabeth's Empfang kalt und einsylbig war. Er hatte es zwar nicht anders erwartet, aber nun berührte es ihn doch höchst unangenehm, denn Sannchen's Auftreten imponirte ihm. Sie war einige Zeit in einer französischen Pension gewesen, und hatte da Etiquette gelernt.

Er sagte ihr bei Seite, sie sollte Elisabeth's Schicksal nicht berühren. Sie winkte ihm zu, und plauderte artig; ihr naseweises Gesichtchen mit seinem frischen Teint hatte sich gar niedlich gemacht; der ganze Eindruck dieser frischen, naiven, heiteren Persönlichkeit war ein sehr günstiger. Robert mußte unwillkürlich Vergleichen anstellen, und diese fielen nicht zu Gunsten Elisabeth's aus.

Ihre Züge waren zwar heute noch schöner, trotz Magerkeit und Starrheit, aber der Todesstempel drückte im Vergleich mit diesem quillenden Leben noch härter auf das Gemüth.

Da Elisabet nicht viel auf Sannchen's artiges Geplauder einging, so wandte sie sich unwillkürlich mehr an Robert, und dieser hörte freundlich, mit offenem Herzen. Als Elisabet bald sich entfernte, sagte Sannchen:

„Aber Elisabet macht mir einen unheimlichen Eindruck. Ich dachte sie mir wohl recht betrübt, indeß doch auch für ein heiteres Gespräch zugänglich. Aber sie geht ja nicht darauf ein, lacht nicht, wenn man noch so lustige Dinge erzählt, — da ist ja gar nichts mit ihr anzufangen! Sie ist zu einem ganz andern Menschen, zu einer Maschine geworden!“

„Ich bin es jetzt gewohnt, sie so zu sehen,“ sagte Robert schwermüthig, „und könnte fast vergessen, daß es je anders war.“

„Wie kann aber auch das größte Unglück eine solche Wirkung thun? Das ist ja ganz unbegreiflich!“

„Nun, die Umstände vereinigten sich doch auf eine für das Herz einer Mutter seltsam schreckliche Weise, und wenn man Alles erwägt, kann man ihren Zustand doch erklärlich finden.“

„Ja, das Unglück war wohl groß, aber so ein kleines Kindchen stirbt ja oft: ob nun die Art seines Todes etwas leichter oder etwas schauerlicher ist, das kann auf den Grad unserer Betrübniß wohl im ersten Augenblicke großen Einfluß haben, aber solch eine Wirkung ist uner-

hört. Es ist ja doch nur ein Kind, und das kann ja bei jungen Eheleuten wieder ersetzt werden.“

Robert fühlte wohl, daß er den eigentlichen Sachverhalt Sannchen nicht begreiflich machen könnte, er hatte auch keine Lust dazu, er sagte dumpf: „Es ist nun einmal so, — wer vermöchte es zu ändern!“

„Ich bewundere nur dich, daß du das so ertragen kannst,“ sagte Sannchen, ihn mit wirklicher, lächelnder Verwunderung anschauend.

„Die Noth lehrt Manche, Sannchen,“ erwiderte er schmerzlich lächelnd.

„Ja, aber in all deine Noth hast du dich doch selbst gebracht —“

„Eben deshalb muß ich sie tragen —“

„Mama und Papa sagen oft, es sei Schade um dich, daß du dir keine Carrière durch deine Uebertreibungen und deine Epleen überall selbst abschneidest, du könntest es jetzt so gut haben als Professor der Universität, wenn du nur — —“

„Laß mich, Sannchen,“ sagte Robert finster und ging hastig zur Thüre hinaus.

Sannchen kam es wunderbarlich vor, daß sie nun gar allein war. Es war ihr nicht wohl in dem Hause, aber sie nahm sich vor, mit Robert sein sanfte zu fahren, da er ihr für Aufreiterung doch noch empfänglich schien, und ihre Gegenwart sollte doch auch Einen Nutzen haben. — Elisabeth sorgte nothdürftig für ihre Bequemlichkeit, hatte aber für ihre harmlosen Plaudereien entweder gar kein Ohr, oder wenn manchmal ein Wort fiel, zeugte es nicht von behaglicher Zustimmung. Die erste Verwunde-

rung Sannchen's aber ging bald in Veringschätzung der so unangenehm gewordenen Frau über. Sie hatte eigentlich gegen Elisabeth immer einen kleinen Groll im Herzen getragen, unsere Leser wissen ja warum, aber früher hatte ihr Elisabeth imponirt, selbst die Freunblichkeit der Letztern hatte immer einen Anstrich von nachsichtiger Duldung gehabt, und ihre Unfreundlichkeit hatte Sannchen bitter genug gefühlt. — Jetzt sah sich Sannchen auf einmal doch über ihr stehn, und mit dem ganzen Bewußtsein ihres eigenen praktischen Vorzuges und des dadurch gehobenen Werthes stellte sie sich der Feindin entgegen, und ermangete auch nicht, gegen Robert ihre Ansicht von der Sache laut werden zu lassen.

Robert nahm sich zwar Elisabeth's an, und legte ihre tiefe Natur selbst einem Sannchen zur Beherzigung vor, aber diese entgegnete lachend: „Wenn das das Ende solcher tiefen, schönen Naturen ist, die man immer so hoch stellte, so danke ich dem Himmel, der mir einen leichteren Sinn gab, und möchte um Alles in der Welt nicht so edel und tief sein wie Elisabeth.“

Solche Reden machten auf unsern Helben einen verworrenen Eindruck, und er scheute sich, denselben sich ganz klar zu machen. Es hatte bisher Jedermann Elisabeth's mit einer zarten Schonung und Verücksichtigung gedacht, und nie war eine Stimme laut geworden, die beim Anblick ihres jetzigen Zustandes auch nur den Schatten eines Tadel's auf sie selbst geworfen hätte, und Robert selbst hatte bei aller Pein, bei aller Verzweiflung, bei allem Ueberdruß doch seit der Katastrophe und der Buße immer seine Gattin wie ein unantastbares Heiligthum betrachtet,

auf das keine Verachtung, keine Veringschätzung fallen dürfte, ja selbst seine Bitterkeit hatte nur ihren jetzigen Zustand, sie selbst aber durchaus nicht getroffen.

Warum war er aber nun doch nicht befriedigt für seine Gattin bei solchen Bemerkungen des jugendlichen Mädchens, warum konnte selbst sein Widerspruch ihren Stachel nicht hinwegnehmen? Er mußte sie bei Sannchen entschuldigen, er fühlte, daß es nur eine natürliche, und darum gar nicht so ungerechte Revange sei für seine und Elisabeth's frühere Veringschätzung.

Aber die Reden hatten auch eine innere Wahrheit, und diese mußte sich trotz alles Widerstrebens doch herauswickeln.

Wenn das Gemüth in einem schwankenden Zustande ist, so kann oft eine Zufälligkeit das leicht hingeworfene Wort eines Andern demselben eine bestimmte Richtung geben, und hier wirkt ganz besonders stark die ganz unbefangene Ansicht eines gleichgültigen Zuschauers, der mit ganz andern Augen, den Augen der Welt und eines natürlichen gesunden Sinnes eine Sache betrachtet, in der wir so befangen waren, daß wir durchaus nicht aus der Umschränkung unserer subjektiven Ansicht herauskommen konnten. Und so sollte es denn einem stolzen, selbstbewußten Geiste begegnen, daß er durch ein Mädchen, das er bisher verachtet hatte, plötzlich auf eine ganz andere Seite in der Betrachtung seiner Verhältnisse übergesetzt wurde, eine Seite, die als die rein natürliche doch auch Berücksichtigung verdiente.

Der Tod seines Kindes war ihm selbst so schmerzlich gewesen, daß er die Ruhe und den philosophischen Muth,

der einen Philosophen seiner Art beim Anblick von Tod und Grab wohl zieren soll, nicht ganz hatte finden können, ja die Rückerinnerung an seine eigene Verschuldung und an — die Selbstanklage Creon's hatte ihn damals in eine tiefe Verichtosigung über sich selbst hineingetrieben, — und die Schrecknisse, die nachher über ihn gekommen waren, hatten ihn so in Anspruch genommen, daß die Trauer über den Verlust des Kindes selbst sich nur so nebenher eingebrängt und abgeschliffen hatte. — Jetzt war eine geraume Zeit verstrichen, und bei der lebhaften Rückerinnerung an den kleinen Knaben, die durch Sannchen's Aeußerungen heraufbeschworen worden war, wurde es ihm recht deutlich, daß eine stille Wehmuth dem früheren Schmerze Platz gemacht hatte. Er konnte in dem Kinde jetzt nur noch eine zarte Knospe sehen, eine von denen, die zu Tausenden im Frühling an dem Lebensbaume aufschließen, aber wieder abfallen, ohne irgend eine Spur hinter sich zu lassen. Sie blühen eine kleine Weile, um dem Auge zu gefallen, um die Zeugungskraft der Mutter Natur zu verkünden, und gehn wieder hin, wo sie hergekommen sind.

Hatte nun Sannchen nicht Recht, wenn sie den thöricht schalt, dem in der Eilen Blüthe Alles stirbt, dessen Geist in krankhafter Erlahmung dahin sinkt, wenn der Sturm ihm seine Erstlingsblüthe knickt? Auch der Baum stirbt ja nicht, dem mit seinen Blüthen ein Gleiches widerfahren; — konnte er also Sannchen zürnen, wenn sie fast unbewußt jener gesunde naturgemäße Sinn besaß, der in immer frischer Kraft sich aufschwingt, das Untergegangene dahinten läßt, es überschreitet mit kühnem

Schritt, und nach dem Vorbild der Natur und des absoluten Geistes immer dem Neuen, Kommenden, dem zu Erzeugenden mit ungeschwächtem Muthe sich zuwendet? Ruhte er hierin nicht einfache, wahre Natürlichkeit erkennen, — im scheinbaren Leichtfinn die wahre, Ehrfurcht erweckende Kraft der Natur? — Bei Elisabeth konnte er nie hoffen, selbst wenn sie auch wieder ein Kind hätte bekommen können, daß die krankhafte Erschlaffung ganz verschwunden wäre, — um wie viel weniger nun, da diese Hoffnung nicht vorhanden war! Er war zwar weit entfernt, Elisabeth um dieses Mangels an Schnellkraft willen anzuklagen, — wenigstens wollte er es sein, glaubte es zu sein, denn sie war ja unschuldig, und er konnte sich nicht verhehlen, daß etwas Anderes dem Allem zu Grunde lag und mitgewirkt hatte, daß es zu diesem Aeußersten gekommen war, — aber — über sich selbst fing er an, ärgerlich zu werden, daß er gemeint, nur ein edles Weib, ein tiefführendes, kindliches, weibliches Weib könne ihn glücklich machen. Hier hatte er nun die Früchte der reinen Weiblichkeit, sie hatten ihm und ihr den Untergang gebracht!

Er hatte jezt in diesen zwei Weibern zwei Gegensätze vor sich: auf der einen Seite Idee ohne sinnliches Scheinen, in aller Schärfe ausgeprägt, aber ohne alle Schöne, — der klare Gedanke, abgezogen und entfleischt, ein kaltes Gerippe, — auf der andern Seite sinnliches Scheinen ohne Idee, die Erscheinung in aller ihrer Lieblichkeit, Frische und Naivetät. Er hatte erfahren, daß bei ächten Weibern nicht strengste Idee und sinnliches Scheinen zusammen bestehen könnten, daß die Idee, wenn

ſie in all ihrer Schärfe und Conſequenz auf das Weib drückt, das ſinnliche Scheinen übermächtigen muß; daß die reine, durchſichtige, alles Gewandes entkleidete Idee und das ächte Weib zwei ewig unvereinbare Begriffe ſind.

Die abgezogene, durch den Druck der Idee zur Leiſche gewordene, Erſcheinung war nun ſein Eigenthum!!

Doch er wollte das, — nein gewiß, er wollte es ſie nicht entgelten laſſen, wollte ſie auch ferner dulden in ſeiner Nähe.

Zweilundzwanzigstes Capitel.

Wir haben weit zurückzugehn zum jungen Edgar und seinem Conflikt. Es wird vielleicht durch die Folgen desselben erklärlich, warum unser Robert sich so sehr vor Conflikten der Art entsetzte, wie sie der freisinnige Pfarrer ihm angerathen hatte.

Es war in Folge des Streits mit der Haushälterin auch zwischen Vater und Sohn zu einem Streit gekommen, worin Jeder Recht zu haben glaubte, und Jeder den Andern des Unrechts zieh. Der Vater warf dem Sohne mit strengem Ton seine ungebührliche Handlung vor. Der Sohn bekannte seine Apathie und muthete dem Vater zu, diese Person zu entfernen. — Der Vater sträubte sich heftig dagegen und verwies dem Sohne auf's Strengste, sich in die Hausangelegenheiten zu mischen. — Der Sohn ließ ein Wort über das eigentliche Verhältniß fallen und suchte dem Vater begreiflich zu machen, daß es viel schicklicher und anständiger wäre, andere Wege zu gehn. — Der Vater machte große Augen über die Redheit des Sohnes, das so ungenirt zur Sprache zu bringen, und stellte mit noch größerer Heftigkeit des Sohnes Lebenswandel als einen ebenso albernen, als verwerflichen dar. — Der Sohn vertheidigte sich mit Anstand und

machte den Vater aufmerksam, daß kein großer Herr bei seinen Liebhabereien die Manier des Advokaten Wolf hätte, daß dies als total unschicklich in der höhern Welt betrachtet werde, während seine Lebensart die eines ächten Gentlemens sei und die Billigung jedes Feingebildeten finden müßte. — Der Vater wurde dadurch aufs Höchste erbittert. Er rühmte sich, ein Bürger zu sein und kein großer Herr, schleuderte den Fluch auf alle großen Herren sammt allen Tänzerinnen und Schauspielerinnen, er schalt den Sohn eine Abart eines großen Mannes, einen verzärtelten Weichling, nannte ihn den Bastard und seinen Bastard den ächten Sohn und erklärte ihm, daß seines Bleibens in diesem Hause künftig nicht mehr sein könne, und daß auch der väterliche Tisch sammt seinen Pasteten ihm von nun an verschlossen bleiben würde.

Dabei blieb's. Der Vater war nicht zu versöhnen; er mietete dem Sohne ein Logis und ließ seine Effekten dahin bringen. Und der Sohn zog aus ohne Geld und ohne Aussicht. Die Mutter aber, die bisher als apathische Dulderin und Geduldete im Hause gelebt hatte, erwachte nun auf einmal aus ihrer Lethargie, da der Vater Mene machte, den Bastardsohn an Stelle des legitimen Unächten, wie er ihn nannte, in's Haus zu nehmen. Sie erklärte dem Vater, daß nur Entfernung der Haushälterin, Fernhaltung des Bastardsohns und Wiederaufnahme ihres eigenen sie selbst vermögen könne, im Hause zu bleiben. Der Vatte spottete ihrer Drohung, da er sie gar nicht für fähig hielt, wirklich einen entscheidenden Schritt zu thun. Sie aber ließ sich, weil ihr Vatte das Vermögen

in seinen Händen hatte, von einem Verwandten eine Summe vorstrecken und zog zu ihrem Sohne, und zwar mit Ella, deren Hundegesicht sich Edgar jetzt gefallen ließ, da sie ihn recht ordentlich zu bedienen verstand. Es war aber Zeit, daß die Mutter kam, ihren Sohn genauer zu überwachen; dieser hatte in seinem Elend das Harmoniebewußtsein ganz verloren, und da er den Bastardbruder nicht mehr um den beseligenden Tabak ansprechen mochte, so kam er auf den Gedanken, selbst den Versuch mit Opium zu machen, und fand, daß es ganz die gleiche Wirkung that. Er dachte nun wohl, daß auch jenes Heilkraut mit diesem Ingredienz getränkt gewesen sein mußte, aber das Harmoniebedürfniß überwog den Grimm über die beabsichtigte Vergiftung, ja ließ ihn gar nicht aufkommen, er schätzte sich glücklich, das freundliche Mittel nun selbst zu kennen, das ihm den Conflikt vergessen machen und selbst die holde Tänzerin ersetzen konnte, die natürlich nicht mehr zugänglich war, wenn der Verehrer nicht mit vollen Taschen kam.

Die Mutter, die auf einmal Thatkraft bekommen hatte, übte den Sohn auf, hütete ihn mit mütterlicher Sorge, und erinnerte sich sogar in ihrer Noth wieder des Verses, der ihr in den Sturmnächten schon so gute Dienste gethan hatte: Lösche Feu'r und Licht wohl aus und bewahre selbst das Haus. So bat sie jenen Herrn, auch dieses Feuer auszulöschen, und die Bitte scheint nicht ohne Wirkung gewesen zu sein, ja, der Sohn bekam eine nie gewohnte Energie und führte den Prozeß gegen den Vater mit um so größerem Geschick und Glück, als ihm nicht nur manche Eröffnungen der Mutter, sondern auch gewisse

vom Vater erlernte glückliche Griffe zu Hülfe kamen, die den Vater wirklich in Fatalitäten zu bringen drohten. Er hatte in seinem Blatte längst den öffentlichen Schwurgerichtssitzungen das Wort geredet, und je baldier die neuen Einrichtungen in's Leben treten sollten, um so gewisser stand zu erwarten, daß sein eigener Prozeß in der gewünschten Deffentlichkeit den ersten Platz einnehmen würde, denn er war nicht bloßer Rechtsstreit, sondern spielte in's Criminelle. Das wurde dem Vater auf einmal deutlich; der Sohn rüdte mit Andeutungen hervor über Dinge, die er geheim halten zu können geglaubt hatte. Darum wurde er sogar wieder zur Ausöhnung geneigt, Edgar jedoch, seiner Sache sicher, hielt den Vater hin, und auch die Haushälterin und Siegmund, die indeß ein angenehmes Leben geführt hatten, drängten zur Entschiedenheit auf der andern Seite.

Unser Robert hatte sich von diesem Hause natürlich zurückgezogen, mit Siegmund hatte er seit jener Gemäldekritik keinen vertrauten Umgang mehr gepflogen und manchmal kam ihm ein Gedanke, daß doch Elisabeth auch bei jener Abnung Recht gehabt haben könnte. "Er äußerte aber den Gedanken gegen Niemand, da es jetzt doch zu spät war und er sich in keine Konflikte mit diesen Leuten einlassen wollte.

So standen die Dinge, als Sannchen nach Leberburg kam. Edgar sah sie und — — Leser, fühlst du nicht, daß hier Venus und Mars und Jupiter und Saturn und Orion und die Sterne alle zusammen, wie sie auch heißen mögen, — wärst du auch ein so schlechter Astronom und noch schlechterer Astrolog, als ich bin, — fühlst du nicht,

daß die Sterne darin zusammenstimmen, Beide hätten ein passendes Paar gegeben? Sannchen aber mußte nichts davon, oder wollte nichts wissen, denn Edgar war ihr nicht schön genug und Robert wollte auch nichts wissen.

Die Sonne schien wieder freundlicher in das Haus unseres Philosophen, es war ihm, als ziehe wieder ein Lebensodem durch dasselbe, seit Sannchen darin aus- und einging. Es drängte ihn nun doch nicht so hinaus, er konnte auch wieder hoffen, innerhalb der vier Wände eine Unterhaltung zu finden; er fühlte sich erfrischt durch das jugendliche, unbefangene Regen ihres muntern Gemüthes, und seine Stimmung wurde heiterer und zufriedener. Er begegnete ihr mit großer Zuvorkommenheit, besuchte um ihrewillen öffentliche Vergnügungsorte und suchte ihr durch hundert kleine Aufmerksamkeiten zu beweisen, wie werth ihm ihre Gegenwart sei. Und Sannchen hatte viel guten Instinkt. Sie hütete sich z. B. wohl, mit Robert viel von Büchern zu reden und ihre Urtheile darüber laut werden zu lassen. Er hatte sie früher oft dazu aufgemuntert, und sie dann zur Zielscheibe seines Wipes gemacht. Dies war ihr noch gut im Gedächtniß, und da sie sich nicht wieder einer ähnlichen Gefahr aussetzen wollte, so war sie in dieser Beziehung zurückhaltend, und bekam dadurch, ohne es zu wollen, den Schein von gereisterem Urtheil, verbunden mit Mäßigung und Klugheit. Auch war dies Gebiet es gar nicht, was ihn wirklich reizte. Sein lebensmuthiger Sinn war jetzt doppelt empfänglich für das freie, heitere Regen einer unbefangenen Natur,

er verlangte nichts weiter, als eben diese Natur in ihrem unmittelbaren Ausbruche, in ihrem mannigfachen wechselnden Leben. Und wie sehr konnte Sannchen in dieser Hinsicht befriedigen! Es war wahr, was die Mutter geschrieben, sie hatte sich gemacht, sie war wohl immer noch naiv, aber ein gewisses erwachtes Bewußtsein hatte der Naivetät etwas Piquantes gegeben, und es gab wirklich nichts Anmuthigeres, als sie unter Vielen sich bewegen oder um Wenige sich drehen zu sehen. Ihre Gestalt war voll und doch zierlich, die hellbraunen Augen immer beweglich, das Gesichtchen immer bereit, der leicht erregten Laclust nachzugeben. Sie nahm es dabei nicht so genau; da man aber sehen konnte, wie sie mit Leib und Seele im Vergnügen schwamm, sich bei jedem Anlaß vorzüglich darüber freute, daß sie sich freuen durfte, so gönnte man ihr unwillkürlich das leicht erworbene Vergnügen, und ließ sich wohl auch gern fortziehen von ihrer unverfänglichen Heiterkeit. Es mochte sie Jedermann wohl leiden, und gerade, daß sie nicht höher hinauf wollte, als ihr Flug ging, daß sie ganz zufrieden war in ihrer Sphäre, war ein Grund mehr, sie in dieser Sphäre auch gelten zu lassen. In ihren Bewegungen hatte sie etwas schillernd Mannigfaltiges, etwas Rokettes, was ihr äußerst gut stand. Besonders ihre Complimentchen waren niedlich.

Man wird, wenn man Robert's derzeitigen Gemüthszustand sich genau vergegenwärtigt, erklärlich finden, daß Sannchen's Wesen jetzt einen größern Eindruck auf ihn machen mußte, als er je früher sich hätte träumen lassen. Sein Geist hatte sich von jeder der Erscheinungswelt zugewendet, sein Genius hatte sich

vorzüglich in ihr gefunden, sein Ruhm sich durch sie begründet. Er suchte und fand überall in der Natur das Rechte, Wahre; das Geistige mußte ihm eine natürliche Grundlage haben, das Natürliche verstärkte sich ihm zum Geistigen. Er hatte früher in seiner Gattin diese schöne Wechselwirkung gefunden — oder zu finden gemeint. Er hatte sich betrogen und das Geschick hatte ihn hart bestraft für den Wahn, als ließe sich das tiefste Gefühl des Weibes mit der höchsten Weisheit und Kraft des Mannes paaren. Elisabeth hätte müssen unweiblich sein, oder halbweiblich, oder überweiblich, — oder aber sie mußte, als ächt weiblich, an der Klippe der strengsten Wahrheit scheitern; als ächtes Weib konnte sie nicht Alles fassen und doch fest stehn bleiben. Es war ihre Bestimmung gewesen, die unglückliche Trägerin dieser Idee zu sein, zur Warnung für ihn und die Welt. Sie hatte sie erfüllt, ihre geistige Bedeutung war gelöst, ihre Rolle in der Welt war ausgespielt.

Das war jetzt die große objektive Wahrheit, die ihm aus all dem Schutte der Vergangenheit aufgewachsen war. Er stand jetzt hoch darüber und überschaute sie mit klarem Blicke. Aber er war eben doch Mensch, nicht die absolute Idee selbst, er hatte darunter zu leiden, und leiden ohne Hoffnung ist das Schrecklichste. Er mochte sich noch so oft sagen: es ist gut so, sein Herz sagte: es ist nicht gut, und unwillkürlich mußte er sich fragen: was soll es denn jetzt mit ihr und dir werden? — Das traurige Loos, das ihm selbst dadurch gefallen war, war ihm längst nur zu deutlich geworden, er sah sich mitten auf seinem Lebenswege gänzlich abgeschnitten von jedem freien,

ungestörten Lebensgenuß, fühlte sich einsam, sein Familienleben zerstört, seine Zukunft entweder vernichtet, oder, wenn sie dies nicht war, an seinen Füßen eine Kette, die ihn niederzulegen mußte, — und doch fühlte er eine Fülle von Kräften in sich, die unaufhaltsam sprudelten und ihn vorwärts, vorwärts in das Leben drängten.

Er konnte daher durchaus nicht die Ruhe gewinnen, die er im Blick auf die Gegenwart und Zukunft sich wünschte, und beim Rückblick auf die Vergangenheit tauchte ihm immer von Neuem eine geheime Reue auf über seine Wahl. Er kam sich vor wie ein unersättlicher Prasser, wie ein Mensch, der sich zu viel gewünscht, zu viel um sich aufgehäuft, um auf einmal Alles zu verschlingen. Hätte er sich mit bescheidenem Maße des Gutes begnügt, (d. h. nicht eine Normalnatur verlangt) so dürfte er jetzt nicht darben.

War es zu verwundern, daß er sich hier wieder prüfend fragte: welche Art von Frauen sind die besten für's Leben? solche, die ihren Schwerpunkt in sich selber haben: etwa Künstlerinnen, wie Anna, oder Gelehrte, wie Madelaine? — von Beiden hatte er auch die Schattenseiten kennen gelernt, und von den männlichen, deren, handfesten unter dem Geschlecht ebenfalls, — nun blieb eine andere Art, die gar keinen Schwerpunkt braucht. Und das Exemplar von dieser Gattung, das ihn wirklich umhüpfte, war anmuthig genug. „Hättest du solch eine Frau gewählt,“ flüsterte eine Stimme in ihm, „so stündest du heute noch da als glücklicher Gatte und Vater. Es wäre Sannchen nie eingefallen, sich um deine Philosophie zu kümmern, oder sich durch dieselbe zu Grunde richten zu

lassen. Und ist sie darum weniger liebenswürdig? D," rief er lebhaft, „jezt erst erkenne ich das Gute an solchen leichten Naturen. Immer auf der Oberfläche lassen sie im leichten Takt sich wiegen, und gerade weil sie nichts genau berühren, straucheln sie auch nicht, sie sind immer die Alten und doch immer neu.“

Die angenehme Aufregung in Sannchen's Gegenwart war ihm um so willkommener, als dabei all sein Mißbehagen und seine trüben Grillen zum Schweigen gebracht waren, und er fand für seine freundliche Theilnahme für sie einen guten Grund sogar in seiner Wissenschaft, denn Alles in der Welt bezog sich ihm am Ende wieder auf diese als sein Höchstes, und die Beobachtung jeder individuellen Lebenserscheinung gab einen Beitrag für ihren Bereich.

Die Frauen aller Art haben ein feines Gefühl für die Aufmerksamkeit der Männer, und Sannchen hatte hierin nicht den schlechtesten Takt. Sie hatte vor Robert immer eine gewisse Scheu gehabt, die sowohl von der unwillkürlichen Anerkennung seines überwiegenden Verstandes als von dem Spott, mit dem er sie früher verfolgt hatte, kommen mochte. Da sein Benehmen jezt gegen sie so gar anders war, so ward ihr wohl und zuversichtlich zu Muthe in seiner Nähe, und wo man sich heimisch fühlt, da ist man auch liebenswürdiger. Sie unterhielt und zerstreute ihn mit ihrem Geplauder auf eine so anmutige Weise, daß er oft über dem holden Spiel der Lippen die Worte ganz vergaß. Ja, es wollte ihn bedünken, als habe ihr Umgang einen Reiz, den ihm Elisabeth nie ge-

währt hätte; diese war immer zu einfach gewesen in Bewegungen und Mienenspiel — —

Aber wie war sie denn jetzt?

Seine Gedanken hatten sich nicht mit ihr beschäftigt, seine Blicke hatten sie nicht gesucht. Er war längst gewohnt, sie so zu sehen, wie sie war, Neues zu sehen erwartete er nicht mehr. Ganz dunkel aber und wider Willen drängte sich seinem Wahrnehmungsvermögen doch eine Veränderung in ihrem Betragen auf. Etwas Finsternes, zugleich etwas Störrisches, Kleinliches, etwas Widerspenstiges gab sich kund. Als er sich noch nicht darüber klar war, wollte ihn ein wunderliches Gefühl anwandeln, als wäre in seinem Hause manchmal ein verkehrter Geist, ein kleiner Kobold zu verspüren, der fast unmerklich seine Vorsätze, seine Absichten durchkreuzte, seinen Wünschen etwas in den Weg zu legen wußte. Da er in einem etwas wirren Zustande war, so wurde ihm nicht gleich deutlich, woher dieser Zugwind komme; immer deutlicher kamen aber kleine Ränke zum Vorschein, womit sie irgend ein Vorhaben, eine ungestörte Unterhaltung der Beiden zu vereiteln wußte, oder doch zu vereiteln suchte. Sie that es anfangs mit Scheu und unmerklich, einige gelungene Versuche machten sie aber kühner, einige mißlungene leidenschaftlicher. Wenn die Zwei sich halbleise unterhielten, oder Sannchen sich ihm bei irgend einer Dienstleistung mehr als nöthig näherte, er auch wohl ihre niedliche Hand zum Danke küßte, so durfte man gewiß sein, daß von Elisabeth irgend etwas Ungeschicktes oder Verkehrtes ausging; wenn sie nichts Besseres wußte, so ließ sie ein Gefäß fallen, ihr gleich, ob es kostbar war oder

nicht, oder fand Sannchen's Bewegungen unausföhrlich, oder bespöchte ihr Kleid, und je größer dann der Schrecken, um so höher war ihre Befriedigung. — Vollends unausföhrlich wurde die Sache aber unserm Robert, als Edgar sein Haus aufsuchte, um Sannchen, die er in einer Abendgesellschaft gesehen, auch hier anzubeten, und als Elisabeth mit einer ganz ungewohnten Freudigkeit und Freundlichkeit diese Bewerbung zu begünstigen schien.

Das war ihm zu viel, mehr als er jetzt ertragen konnte. Es verdroß und betrübte ihn nicht nur, sondern er fühlte sich auch in seinem Stolze, seiner Eitelkeit tief verletzt, für die er in dem „natürlichen Adel,“ der „schönen Natur“ seines Weibes, die sich in ihrer ganzen Erscheinung und Haltung bis in ihren Schwächen und Fehlern zeigte, eine so reichliche Nahrung zu finden gewohnt war. Es fehlte ihm, nicht etwa trotz, sondern eben in seinem modernen Wissen das psychologische Verständniß für diese Erfahrung, daß die Verfinsternung des Glaubenslebens, auch abgesehen sogar von wirklicher Geistesverwirrung, welcher Elisabeth schon sehr nahe war, — auch in den nach Fleisch und Blut edelsten Naturen den häßlichen, niedrigen, gemeinen Entwicklungen der auch in ihnen liegenden Reime der Sünde Raum giebt in der kalten, leeren, dunkeln Stätte des armen Menschenherzens. Er hatte nur eine verworrene Ahnung seiner schweren Schuld in diesem Eelenmorde, gegen die er sich durch gesteigerte Erbitterung und Ekel vor den unschönen Trümmern des zerstörten Schönen sträubte. Er suchte sich zu überreden, daß seine frühere ästhetische Bewunderung dieses Wesens durch einen selbst wieder unerklärlichen Irrthum zu erklären sei, oder wohl

gar durch eine Täuschung von Elisabeth's Seite, die ihm denn um so mehr das Recht gab, sich dieser Bande zu entledigen. Wäre er ganz theilnahmlöser Zuschauer gewesen, solche kleinliche Rabale hätten ihn vielleicht unterhalten, aber wo man Widerpart ist, wo man sich gehemmt sieht durch solche Hänke, da hört die gute Laune auf. Schon daß diese Elisabeth jetzt gegen einen fremden Menschen wieder freundlich sein konnte, — jetzt, da er diese Freundlichkeit nicht wünschte, — und bei seinen jählichsten Bitten um Rückkehr in ruhige, gemüthliche, der Welt zugeneigte Stimmung das nicht gekonnt oder nicht gewollt hatte, erfüllte ihn mit Bitterkeit. Er glaubte gar Spott gegen ihn selbst, Triumph ihm gegenüber darin zu finden. — Er wußte wohl, daß es Eifersucht war, aber diese Eifersucht war ihm nicht rührend, sie entflammte seinen Haß. Denn daß sie Sannchen an diesen Edgar ausliefern wollte, nur weil er selbst Vergnügen an ihrer Unterhaltung fand, das erschien ihm so herzlos, so gehässig, feindselig gegen das Mädchen und ihn, — gegen das Mädchen, das ihre Mutter aus lauter Güte gegen Elisabeth ihr geschickt hatte, gegen das er die Verpflichtung des Schutzes, der Fürsorge hatte, dessen heiterer Unbesangenheit er allein die Heilung vom Elend an der Welt dankte. — Das war erbärmliche Gesinnung, die man nicht tragen und nicht dulden konnte.

„Wahrlich!“ rief er aus, „der Geist meiner Gattin ist sehr zusammengeschrunpft, ist zu einem kleinen Geistchen geworden, das, während es meine Stiefel anbeutet, mir den eigenen Pantoffel auf das Haupt setzen will! Das hätte ich in guten Zeiten nicht geduldet, und ich

werde es jetzt um so weniger dulden, da ich ohnedies genug an ihr zu tragen habe. Sollte doch das arme Wesen froh sein, daß es bei mir bleiben, um mich sein darf! zur Tyrannei ist es jetzt zu spät, und ein Haus-
teufelchen mir heranzuziehen, fühle ich nicht Geduld genug in mir. Ist doch auch ohne weitere That mein Geschick schon so verfinstert, daß es mich selbst verfinstert, und so schwer, daß seine Last nächstens meine Kräfte übersteigt. Soll ich jetzt noch mehr gebannt, noch jämmerlicher eingekerkert, soll ich noch durch kleinliche Eifersucht geplagt und tyrannisiert werden? Das einzige Schöne, das ich noch in diesem verödeten Hause finde, die erfrischende Gegenwart Sannchen's, soll mir durch die übertriebenen Ansprüche dieses Wurms verbittert oder gar entzissen, das liebe Kind einem Lüßling an den Hals geworfen werden? — Nein, Schärtel, das zu tragen hast du keine Verpflichtung, und du mußt scharf zu Werke gehn, um dies Teufelchen im Keime zu ersticken!"

Das Benehmen, das er von nun an gegen seine Gattin beobachtete, war freilich imponirend genug. Er sprach kurz und scharf mit ihr und behandelte sie so hoch oben herab, daß auch ein stärkeres Gemüth, als das Elisabethet's, davon eingeerschüchtert worden wäre. Es verfehlte also bei ihr seine Wirkung um so weniger. Robert blieb der Herr im Hause, und der Geist der Rabale wich tief in den Hintergrund zurück.

Wie sah es aber in dem Gemüthe seines Weibes aus?

Wir müssen vor Allem sehen, wie sich Sannchen ihre Stellung zu Elisabeth erlas, und wie sie ihrer Sendung

als Trösterin, Beratherin nachzukommen suchte; denn sobald sie mit Elisabeth allein war, trieb das Bedürfniß der Unterhaltung und der Wunsch, aus Elisabeth wieder einen vernünftigen Menschen zu machen, sie in diese Bahn. Da sie aber bemerkte, daß mit Trostgründen nichts zu erreichen war, daß Elisabeth kalt und einsylbig dabei blieb, so fand sie, um doch etwas bei ihr auszurichten, als das Zweckmäßigste, sie in die Schule zu nehmen, ihr durch gute Lehren und Lebensregeln die Vortheile einer leichteren und feineren Lebensanschauung einzuprägen, sich selbst dabei als glückliches Muster und Vorbild vorzustellen, und der düsteren Frau die traurigen Folgen einer so ernst und skrupulösen Sinnesweise, wie die übrige von jeher gewesen, im Bilde ihrer jetzigen Erscheinung vorzuführen.

Es kam da manche recht beherzigenswerthe Regel zum Vorschein; wir können uns nicht enthalten, einige derselben unsern Lesern mitzutheilen:

„Man muß nichts in der Welt so ernst und tief nehmen, daß es uns unruhig oder gar unglücklich macht.

„Das Unglück kommt allein davon her, wenn wir zu ungeschickt sind, um glücklich zu sein, und das Glück ist da, wo man gescheit genug ist, es zu finden.

„Schlag das in den Wind, was dich betrübt, und gehe dem nach, was dir Genuß verspricht, dann findest du immer Genuß.

„Das Angenehme und Unangenehme darf uns nur so weit fortreißen, als es sich mit unserm Wohlbehagen verträgt. — Zwar in Beziehung auf das Angenehme möchte dies nicht immer so leicht auszuführen sein, denn ich habe schon gefunden, daß, wenn ich recht lustig ge-

wesen bin, oft eine große Langeweile oder auch Uebelbefinden hinten drein kam; doch das thut nichts und geht vorüber. Aber das Unangenehme darf man nie zu sehr zu Herzen nehmen. Was nützt es denn, daß man sich grämt? Man macht die Sache doch nicht anders, und glaube mir, hat man sich nur einmal die Betrübniß recht frisch aus dem Sinne geschlagen, so wundert man sich nachher, wie man sich nur einmal von ihr habe fortreißen lassen können.

„Wir leben ja nur, um das Leben zu genießen.

„Du haßt von jeder zu viel gelesen. Ich lese nur, wenn mich die Langeweile treibt. Auch sind die Bücher ja nur da, um uns zu amüsiren und hier und da eine gute Lehre zu geben; diese Lehren kann man sich aber gelegentlich anpassen, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen; auch lassen sie sich vielfach deuten, und ich denke, der sei der Klügste, der das für sich auswählt, was gerade für ihn paßt, und das Andere unbekümmert sehn läßt.

„Was nützt uns doch das viele Lernen und das Wissen? Es verwirrt nur den Kopf und hilft nicht zum Leben. Du glaubst nicht, wie leicht es sich lebt, wenn man durch keine unnöthigen Gedanken sich das Leben trüben läßt.

„Wenn man etwas Gelehrtes hört, was man nicht so ganz versteht, so muß man sich sehr hüten, weiter nachzuforschen, denn das Forschen und Lernenwollen ist die Quelle alles Uebels, wie ich jetzt ganz deutlich sehe. Robert hat mir von deiner Begierde zu lernen und von

deinem Widerwillen gegen die Weisheit erzählt, und ich wunderte mich nicht mehr über deinen Zustand.

„Besonders über religiöse Dinge sollte man sich keine Grillen machen, denn wer es damit genau nimmt, wird niemals fertig, die Religion ist ja doch nur für's Unglück da — — —“

„Und selbst da kann man sie entbehren.“

„Sieh', ich hätte früher auch verzweifeln können, du weißt wohl, daß ich den schönen Maler liebte, den du mir untreu gemacht — oder wenigstens weggeschnappt hast. — Ich habe ihn auch lange nicht vergessen können, aber nach und nach bin ich doch wieder gescheit geworden, und habe gesehen, daß die Sonne noch schön scheint, und die Welt noch voller Leute ist. Und so lange Leute da sind, und wir selbst ein fröhlich Gemüth haben, ist auch überall das Glück zu finden und — — —“

Sannchen war aber auch mit solchen Lebensregeln nicht glücklicher. Elisabeth erwiderte ihr zwar nie etwas darauf, als: du bist eine Närrin, oder sie ging hastig zur Thüre hinaus, ward nur noch finsterner, ließ sich einen halben Tag lang nicht sehen, und brachte ihren Haß durch jene kleinlichen Streiche zu Tage. Robert's Härte gegen Elisabeth Härte nun auch Sannchen über Robert's eigentliche Gemüthsstimmung auf, seine Winke über die Ueberlebensweisheit derselben bekamen nun in ihren eigenen Augen mehr Sinn, das Interesse, das er an ihr nahm, gewann höhere Bedeutung, sie erinnerte sich wieder der früheren Wünsche ihrer Eltern, und lachte im Herzen, daß nach so vielerlei Wendungen des Schicksals Robert selbst nun ihr zu Füßen siße, und es wohl nur noch auf ihr Wort

ankäme, das wahr zu machen, was er früher so verachtend verachtet hatte. Sie war zwar noch nicht mit sich im Reinen, ob sie ihn anhören wollte, aber es dünkte ihr zur Kurzweil vor der Hand artig genug, das Spiel fortzusetzen, und den großen Philosophen noch fester zu fesseln. Darum bekümmerte sie sich nicht mehr um Elisabeth, um so mehr aber um Robert, ja sie machte sich oft ein kleines Vergnügen daraus, gewisse kleine Dienstleistungen, die Elisabeth ihrem Vatten zu thun gewöhnt war und worin sie jetzt eine außerordentliche Pünktlichkeit hatte, ihr schnell zuvorzuthun, und ergöhte sich dann höchlich sowohl an Robert's Behagen als an Elisabeth's Betroffenheit.

Es war die Eigenthümlichkeit in dem Zustande dieser armen Frau, daß sie bisher nie den furchtbaren Druck, der auf ihrem ganzen Wesen lag, hatte abschütteln können. Dieser Druck äußerte sich auch darin, daß sie durchaus nicht vermochte, Sannchen etwas auf ihre Lehren und Ermahnungen zu erwiedern. Sie fühlte, daß etwas Wahres daran sei, daß dieselben für Sannchen passen mochten, und daß Sannchen wirklich glücklich sei. Dennoch schien ihr ein tiefes Unrecht gegen sie selbst darin zu liegen; sie fühlte wohl, daß Sannchen's Weise auch in guten Tagen nie hätte die ihrige werden können, sie glaubte sogar ein gutes Recht für alle ihre Eigenthümlichkeiten zu haben. Daß dieselben sie aber so weit gebracht, daß Sannchen sich so über sie erheben, mit ihrer Art so triumphiren durfte, das rief sich im schneidendsten Kontrast in ihrem Innern hin und wieder. Ja, im finsternen Brüten über Verschuldetes und Unverschuldetes in

ihrem Gesichte entwickelt sich ein gewaltsames Währen in ihrem Gemüthe, das lebhafteste Bewußtsein des Druckes und ein wilder Drang, ihn los zu werden.

Sie fühlte wohl, daß sie untüchtig für's Leben, für Robert geworden sei, sie hatte das längst gefühlt, aber jetzt erst hatte durch Sannchen's Erscheinung, durch das Behagen, das Robert in ihrer Nähe empfand, dies dunkle Gefühl einen ganz eigenen Stachel bekommen. Ein finsterner Reid gegen die Feindin, ein Haß gegen sich selbst, gegen ihr Geschick nahm ihre Seele ein, und es wären vielleicht bald verderbliche Früchte aus dieser Gesinnung erwachsen, wenn nicht die Furcht vor Robert sie im Zaum gehalten hätte.

Es finden sich kurze Ausbrüche dieser Gesinnung in ihrem Haushaltungsbuche. Unter Anderem:

„Ich trat heute einen Wurm. Der Narr krümmte sich, aber schrie nicht. Will er nicht schreien, oder kann er nicht schreien? Ich glaube, er ist mein Bild. Daß ich doch schreien könnte!

„Die Feindin ist viel schlechter als ich und ist doch viel besser, sie ist viel häßlicher und ist doch viel schöner, sie ist viel dummer und ist doch viel geschiedter, sie hat keinen Geist und doch viel mehr Wiß, sie ist der Tod und doch voll Leben, ist eiskalt und doch wie glühend Erz, — und ich? und ich? und ich? Bin ich todt oder lebe ich? — Ich esse, ich trinke ja, — kann ich nicht auch noch springen?

„Nein, wenn ich springe, dreht sich mein Kopf. Ruß mich in Acht nehmen. Rührt doch nichts, Robert spottet

und die Feindin lacht. Und wenn ich falle, kommt er nicht, mir zu helfen. Wahrscheinlich nicht.

„O, ich hasse sie wie Gift!

„Was ist Gift? Kommt vom Leben. Was bewirkt's? — Es nimmt Leben. Was ist Leben? — Na, nichts! Seifenblase! Rauch! Nein! Nein, es ist nichts dahinter!

„Aber es ist That! O, hüte dich vor der That! Sie ist lebendig und läuft und verschlingt dich wie dein Rind. Sie ist das Fatum.

„Wenn ich nur fest an das Fatum glauben könnte, dann wäre der Fluch ausgelöscht und ich könnte singen und tanzen und die Feindin verdrängen und wieder hoch hinaufkommen. Aber was ist Schuld, daß ich's nicht kann? Ist der Fluch Schuld? Bin ich Schuld? Was ist Schuld an meinem Unglück?

„Ja, wenn Robert nicht ein Gott wäre, so müßte er die Schuld tragen, aber Götter schütteln die Schuld leicht ab, und fliegen frei davon. Das weiß ich wohl, aber mich erlöst er nicht.

„Doch soll ihn auch die Hexe nicht fangen, und mich muß er tragen, ja, er muß! Ich habe das Recht, und wenn er nicht will, so rufe ich das Tribunal im Hünen zusammen!

„Ich kann ja auch sein wie andere Leute, und wenn ich sie austreibe, so ist das That und doch nicht That! Zwei können nicht da sein, und ich kann ja nicht fort, also muß sie fort!“

Man sieht wohl nach solchen Ausbrüchen, daß Elisabeth merkte, wie Alles für sie auf dem Spiel stand, und daß ihr letzter Lebensanker nur noch an einem schwachen Faden hing. Da ihr aber das innere Gleichgewicht mangelte, so konnten ihre Kräfteanstrengungen in dem letzten Kampfe mit ihrem Geschicke keine harmonischen sein. Es war etwas Jähriges, Unsicheres in ihrem Wesen zu bemerken. Sie sprach nicht über Sannchen mit Robert, weil sie wohl merkte, daß das Wetter über sie selbst hereinbrechen würde; aber die Unfreundlichkeit gegen Leptere, die krampfhaften Anstrengungen, Robert's Aufmerksamkeit sich wieder zuzuwenden, konnten ihm nicht entgehen und mußten bei seinem subtilen Geschmade für das Schöne auf ihn die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

Es gab wunderliche Scenen, deren wider Contrast einem unbefangenen Beobachter merkwürdig genug gewesen wäre. So drängte sich Elisabeth z. B. einmal dazwischen, als Robert mit Sannchen spazieren gehen wollte. Robert schaute hoch auf, denn sie hatte immer behauptet, die Luft draußen gar nicht mehr ertragen zu können. — Wollte sie denn nun wieder gesund, wieder vernünftig werden? — Ein bitteres Gefühl überkam unsern Helden. Er ging ziemlich schweigsam in der Mitte zwischen den zwei weiblichen Wesen. Sannchen plauderte artig, hüpfte lustig, sprang vor und zurück, machte die niedlichsten Bewegungen und Wendungen. — Elisabeth, als er sie auf die dürrn Bäume aufmerksam machte, die nun bald wieder grünen würden, sagte: sie klapperten wie Todtengebeine, und die ganze Natur sei eine Todtenkammer. Sie rieche das Nas, es gehe der Wind eben von Sannchen's

Seite her. Dann wieder: Sannchen sei ein lieblich Hündchen.

Robert war nicht in der Stimmung zu lachen. Er fand es eine Lüge, und wandte sich mit Erbitterung von Elisabeth ab und Sannchen zu.

Als Elisabeth am Abend fröstelte, spottete er, und war der Meinung, sie hätte sollen zu Hause bleiben, die Todtengerippe paßten nicht mehr in die weite, nur noch in eine enge Todtenkammer.

Ihre Gegenwart, ihre Nähe ward ihm widerlich, und da er nähere Nachrichten über seine Ernennung als Professor bekam, und eine begonnene Schrift vorher noch in Druck zu geben wünschte, aber zur letzten Feile die nöthige Geistesklarheit und Freudigkeit gar nicht finden konnte, so mußte wohl eine gewaltsame Veränderung seiner Verhältnisse ihm als der einzig ersprißliche Ausweg erscheinen.

Ein Brief giebt uns Aufschluß über seine derzeitige Gemüthsstimmung:

„Was ist denn eigentlich das Geschick? Ein gemachtes oder ein gewordenes? — Wenn es ein gemachtes ist, sind wir dann nicht die Herren desselben? wenn es aber ein gewordenes ist, — soll dann alle Schuld und all der Druck auf uns lasten bleiben? Kann von uns verlangt werden, daß wir einstehen für alle Folgen von Zufälligkeiten und Nothwendigkeiten, daß wir ganz willenslos alle Schläge des Schicksals auf uns niederhämmern lassen? Wer führt diese Schläge? — Nun, allerdings eine consequente Macht, das gebe ich zu, und ich gebe auch zu, daß im Leiden etwas Großartiges liegt, wenn

es nemlich einen Sinn hat, zum Guten führt, die ewigen Zwecke des Geisteslebens fördert und ihrem Ziele entgegen treibt. Aber was steht höher? Das Leiden an sich oder die Zwecke des Geisteslebens? Und wenn Beides in Conflict kommt, welchem von Beiden sollen wir nachjagen? Wenn ich, — so wie ich nun einmal bin, — nur geeignet bin, etwas Gutes zu schaffen, wenn mir der Geist frei und unumwölkt ist, soll ich dann ganz willig mich zu Grunde richten lassen? Und warum? Für wen? Um eines Geschöpfes willen, das sich selbst überlebt hat, von dem der Adel der Menschheit, das Ideal gewichen ist! O, was für eine widrige Erscheinung doch solch ein verkommener Mensch ist! Wie abschreckend tritt das Thierische, die gemeine Selbstsucht hervor! Das zeigt sich immer deutlicher und eckelt mich immer mehr an! Dies Weib ist ein ausgeleertes Gefäß, in dem nur noch der Schmutz hängen geblieben ist, in dem das Ungeziefer nistet. — Und was für einen Werth hat solch ein Mensch dann noch? Den nemlichen, den ein Volk noch hat, das sich selbst überlebt hat: es darf fortvegetiren, aber als ein kraft- und bedeutungsloses, — als ein modernes Gerippe. Der absolute Geist setzt solch ein Volk bei Seite, es hat ihm ausgedient, — nun nicht gerade ausgedient, aber doch aufgehört, der Träger seiner Gedanken zu sein. Er schwingt sich auf in ewig frischer Kraft, bewährt sich im ewigen Wechsel, im Ueberwinden, im Ueberschreiten, in der scheinbaren Untreue gerade als der ewig Eine, ewig treue, der seinem innersten Leben und Bedürfnis nie untreu werden kann, der nachjagt seinem Einen großen Ziele.

„Wir aber, — was sollen wir thun? Die Bibel behauptet, wir sollen leiden, tragen, und fügen. Ist sie Autorität? — Unsere Philosophie, — fordert sie das Gleiche? — Und wenn man, weil sie sich an die Schrift accommodirt, ihre Aussprüche auch so deuten kann, können alle Fälle hiermit inbegriffen sein?

„Wenn ich jetzt dies Geschöpf um mich behalte, an ihm schleppe, trage bis zum Grabe, wenn ich selbst verkümmere, das ist wohl dann gut, fromm, gar christlich, ich habe treu ausgehalten bis zum Tode und bekomme dort die Krone des Lebens! — Das ist ein guter Röder für den geborenen Sklavensinn, der blos fremde Zwecke zu verfolgen bestimmt ist, der nicht versteht, was und warum er etwas thut. Der soll auch leiden, ohne daß er weiß warum, und sich dafür umgeben mit Bildern zukünftiger Herrlichkeit. — Wer aber höhere Lebenszwecke zu verfolgen hat, wer weiß, warum das schöne Leben da ist, der soll sich ernstlich fragen, auf welche Weise erfüllst du deine Bestimmung besser, vollkommener? Ist das wohl dann der Fall, wenn du dein Leiden immer wiederläufst, alle Tage an nichts denkst, als eben an das Leiden und an deine Verpflichtung und an deinen guten Willen und an die Herrlichkeit, die du verdienst. Und indessen ist das schöne Leben hart, — unwiederbringlich! der Augenblick, der dein war, ist entflohen, die Welt ist dir verloren, du bist der Welt verloren. Und der armen Verkümmerten kannst du doch nichts nützen, nicht auf sie einwirken, sie nicht ändern, die Sache nicht ändern, die Verhältnisse nicht ändern. Sie hat keinen Vortheil, du

keinen, als daß sie wie ein Bleigewicht an deinen Hals gehängt, dich in die Tiefe zieht!

„Ich halte es gewiß nicht mit jenen Extremen, nein, die Ehe ist mir immer noch heilig und soll mir's bleiben; — aber können nicht Fälle eintreten, wo eine Ueberschreitung Nothhülfe, Pflicht der Selbsterhaltung ist? Wo durch eine starre Treue nichts gewonnen werden kann, nur Alles verloren? Was ist denn solch eine Treue ohne Liebe, ohne Leben? — der Tod! der geistige und leibliche Tod!

„O, solche consequente Naturen haben ihr Schlimmes! Man kann sie sich gefallen lassen, so lange sie die schöne Seite vorsehren, oder wenn es schnell ein Ende nimmt mit ihnen, wie im Reich der Dichtung, — aber an ihnen zu schleppen ein langes, langes Leben lang, wenn ihr Leben erstorben ist bis auf die Zähigkeit, die nicht ersterben kann. — O, meine Kräfte übersteigt das!

„Aber freilich, die böse Welt wird sagen: er hat sein edles Weib zu Grunde gerichtet, dann hat er sie verlassen.

„Für's Erste: wenn das wahr ist, daß ich sie zu Grunde richtete, — hab' ich es mit Willen, mit Absicht gethan! War es nicht ihre übertriebene Religionsempfinderei, die mich vorwärts trieb? Ihre Reugier, die sie selbst vorwärts trieb? Das Alles war freilich nothwendig, hervorgehend aus inneren Verhältnissen. Es mußte sich so fügen, um durch ein warnendes Beispiel der Welt die Wahrheit zum Bewußtsein zu bringen, daß ein Weib von dieser Gattung nicht herausgerissen werden dürfe aus der

Stufe der Vorstellung. Wenn aber nach Abzug all dieser Nothwendigkeiten auch noch eine Schuld von meiner Seite ihr gegenüber stattfinden sollte, ist sie nicht vollkommen abgetragen durch all das Leiden, das sie über mich gebracht? Hat sie mir nicht im Unverstande mein Kind getödtet, mir vielleicht für immer die Hoffnung auf Vaterglück, Familienglück geraubt?

„Und dann, was ihren edlen Sinn betrifft, so bin ich auch hierin von meiner überspannten Vergötterung längst zurückgekommen. Ich wünschte nur, daß Du sie jezt recht beobachten könntest, wie fafrig, wild und eifersüchtig sie auf ihre Rechte ist, sie streitet nicht mit Worten, aber mit Thaten; — die überlebte Creatur! — Wahrlich, wo solche Eigenschaften in der Tiefe ruhen, da muß von vornherein kein reinerer Grund gewesen sein, als in allen andern gemeineren Naturen auch.

„Dies soll nun gerade kein Vorwurf für sie sein, im Gegentheil habe ich dieser rücksichtslosen Darlegung ihrer Natur noch zu danken, denn das Studium derselben hat mir wieder die Bestätigung gebracht für unsere Behauptungen in der Psychologie in Beziehung auf die niederen Seelenkräfte. — Doch hiervon ein andermal.

„Was mir jezt näher liegt, das ist die Frage: hältst Du für rätzlich, für möglich, daß ich, wenn ich in's Ausland berufen werde, Elisabeth irgendwo unterbringe? Ich will vor der Hand noch nicht an die Trennung denken, das wird sich von selbst machen, je nachdem die Umstände es gebieten; — aber mit mir nehmen kann ich sie nicht, das ist nun einmal fertig.“

An demselben Tage schrieb er als Nachschrift:

„Je länger ich über die Eigenthümlichkeiten dieses Weibes nachdenke, um so mehr fallen mir die Schuppen von den Augen. Das ganze Geheimniß, das ihrem Wesen zu Grunde liegt, das alle ihre Thaten und Nichtthaten hervorrief, ist — Feigheit, Furcht, elende, jämmerliche Schwäche, gemeine Selbstsucht, Bedürfniß zu leben, sein jämmerliches Ich zu wahren. Und das sollte ein Weib sein, das für mich gepaßt hätte?! — O, die ganze Reihenfolge ihrer Erbärmlichkeiten und der Ereignisse und meines Unglücks und meiner Kämpfe ist eine Auseinanderlegung des Fluches, den ich auf mich lud, als ich ein Weib nahm, das — zart und schwach war. Das fand ich so rührend, ich Thor! Das Geschick hat mich darüber aufgeklärt, welches die Grundlage solch einer rührenden, hilfsebedürftigen Natur ist.

„Das Einzige, was jetzt noch mit ihr angefangen werden kann, ist: Ablagerung in einem Hause, wo sie ihr Leben vollends abspinnen kann. Da mag sie dann noch närrischer, — mag wilder, lebendiger oder tochter werden, wie es ihr beliebt.

„In der politischen Welt gährt es mehr und mehr. Die Wahlfrage in Frankreich wird trohender. Ich denke, diesmal bricht's, und dann kommt unsere Zeit! Ha, schon bei dem Gedanken daran wird mein Herz weit und groß! Rein, die Fessel an den Füßen muß weg! Was thäte auch solch ein Weib in der neuen Zeit! Sie gehört in's Mittelalter zu den Antiquitäten.

„Ich schreibe heute noch an den guten Doctor A., der sich so gern mit abgeschiedenen Geistern abgiebt. Möge er und Herr Professor E. seine mitternächtigen Kenntnisse aus der Nachtseite des Lebens dieser dunklen Erscheinung gehörig erweitern, und seine Experimente mit ihr machen. Ich habe keine Lust zu weiteren Experimenten.“ —

Dreißundzwanzigstes Capitel.

Wir müssen auch einen tieferen Blick in das Innere Sannchen's thun. Sie schreibt an ihre Busenfreundin:

„Ich bin nun schon vierzehn Tage hier und habe immer noch nicht Lust abzureisen. Daraus kannst Du sehen, daß ich mich gut amüfire. Ich habe Verehrer genug, besonders ein junger Advokat ist fast närrisch über meine Schönheit und Grazie, und wünscht mich zur Gattin. Aber Robert will es nicht leiden, er sagt, er sei nicht solide genug, und ich gestehe, daß er mir auch nicht besonders gefällt.

„Etwas Anderes aber ist wichtig genug. Du weißt, daß ich von meiner Mama hierher geschickt wurde, um Elisabeth aufzuheitern, und ich weiß wohl, daß Frau Professor Fischmann dahinter steckt, die mich hier haben will, — warum, weiß ich nicht. Vielleicht gönnte sie mir's nicht, daß mich so viele Studenten vergöttern. Aber nun kann ich ihr beweisen, daß man mich hier auch vergöttert.

„Um wieder auf Elisabeth zu kommen: Denke nur, die ist halb närrisch und so widerwärtig und böseartig, daß ich sie fürchten würde, wenn nicht Robert mich vor ihr schützte. Du weißt, ich habe sie nie recht leiden können, weil sie mir, als sie noch schön war, den Maler

abwendig gemacht hat. Ach, wenn doch der Maler jetzt käme! Jetzt dürfte ich diese nicht mehr fürchten. — Robert würde mich dauern, daß er solch eine Frau hat, wenn er nicht — ich glaube, er ist geschiedt genug und dreht den Stiel bald anders. Er kommt jetzt in die Schweiz als Professor, und da kann er natürlich diese Frau nicht mitnehmen. Er wird sich eben von ihr scheiden lassen und sie sonst versorgen. Nun, was denkst Du? — Dir im tiefsten Vertrauen sage ich, daß Robert mich liebt, derselbe Robert, den meine Eltern in ihren Gedanken früher für mich bestimmt hatten, und er gefällt mir gar nicht so übel. Zwar nicht so, wie der Maler, — so gut wird mir nie mehr Einer gefallen, — aber doch gefällt er mir, und ich setze jetzt eine Art Ruhm darcin, weil Elisabeth mir damals meinen Geliebten entführt hat, daß ich ihr jetzt ihren Mann auch entführe. Ich habe einmal den Spruch gelernt: Auge um Auge und Zahn um Zahn, — ich weiß nicht mehr, was vor oder nach kam, aber das ist mir geblieben und hier ist's jetzt auch so: Geliebter um Geliebter und Mann um Mann.

„Robert steckt viel hinter seinen Büchern, ist aber sehr erfreut, wenn er manchmal mein Angesicht zwischenhinein sieht; und denke nur: ich studire jetzt auch in's Geheim Philosophie, oder vielmehr Aesthetik. Und ich will Dir sagen, wie das kam.

„Robert sagt: Elisabeth sei an der Wissenschaft zu Grunde gegangen. Sie hätte die Wahrheit nicht verdauen können und sei darum krank an ihr geworden. Es gebe jetzt keine Hülfe mehr für sie, als daß man sie in Ruhe vollends absterben lasse. Die Wahrheit taugt eben

nicht für Jedermann, und er habe eine große Lehre aus dem Falle Elisabeth's gezogen. Für eigentliche Weiber passe die moderne Wahrheit nicht. Aber das ist nicht wahr. Ich bin doch auch ein eigentliches Weib, nicht wahr? Denn erstens habe ich keinen Bart, — Gott sei Dank, — Du lachst und ich lache auch, aber ich muß Dir doch erzählen, warum ich gewiß weiß, daß ich ein eigentliches Weib bin: zweitens habe ich ein ganz niedliches naseweises Gesichtchen, wie mir die Leute und mein Spiegel sagen, und mein Busen, meine Hände und Füße und so manches Andere geben mir vollkommenes Zeugniß, daß ich ein so recht eigentliches Weib bin, — aber ich kann die moderne Wahrheit (Sannchen sagte oft ein A. für B.) ganz gut vertragen, ohne daß ich närrisch oder verrückt, oder gar geistlich tobt davon würde, wie diese ärmliche Elisabeth.

„Ich hörte einmal verstohlen zu, als Robert mit einem Bekannten in seinem Zimmer sprach. Weil ich von Hause aus weiß, daß Robert wegen seines Unglaubens entlassen wurde, so interessirt mich Alles, was ich darüber hören kann, aber ihn selbst frage ich nicht, weil er es nicht leiden kann, und jetzt meint, die Weiber, wenn sie rechte Weiber wären, könnten wirklich dadurch unglücklich werden; — nun, und da hörte ich wunderliche Dinge: ich verstand es nicht so ganz, aber doch Einiges davon ist mir geblieben, und ich setze Dir's her, weil man laut immer besser denkt als leise, und weil es mir dann selbst deutlicher wird.

„Gott ist nicht eigentlich etwas Apartes, — hast Du das auch schon gewußt? — sondern flüssig, also wie

etwa das Wasser oder Quecksilber, oder auch wie die Luft oder Wein u., und dann sagten sie auch noch von ihm, er sei die Wahrheit, — nein, die Einheit aller sinnlichen, — oder hieß es sittlichen? — nein, doch sinnlichen Wahrheiten und Gesetze; — nun, das kann ich noch nicht ganz begreifen, aber weiter sagten sie, er sei das Allgemeine, wir das Besondere. Nun laß sehen.

„Also es ist Alles, was man ansieht oder einathmet oder trinkt, wenn es flüssig ist, wie etwa Wein, — ja der Wein ganz besonders, denn der Wein hat Geist, ist also geistig (mein Vater, wenn er ihn kostete, sagte oft: dieser Wein hat viel Geist), — das alles, weil Gott auch flüssig und geistig zugleich ist, ist also wie der Wein göttlicher Natur. Aber auch das Wasser ist göttlich, und zwar je reiner, je göttlicher. Ich hörte oft, das reine Wasser habe keine Farbe und keinen Geschmack, und weil Gott als das Allgemeine (was weiter unten wieder kommt) auch farblos und geschmacklos ist, so ist das Wasser ebenfalls ein Ausfluß von ihm. Aber auch die Luft ist göttlich, weil sie so rein und durchsichtig und himmelblau ist, und weil Blau die göttliche oder himmlische Farbe ist, und Himmel von himmelblau ohne Zweifel abgeleitet wird.

„Nun möcht' ich aber wissen, ob das Feuer auch eigentlich göttlich ist; — nein, das glaub' ich nicht, — das wohl nicht. Ich liebte das Feuer nie, — es brennt, und die alten antiquirten Vorstellungen haben es ja in die Hölle versetzt. Also nur das Geistige und Flüssige und Wässerige ist aus Gott, und wir selbst sind nur deswegen noch nicht göttlich, weil wir noch nicht geistig und flüssig und wässerig sind. — Nun, das ist mir aber gerade

kein Kreuz, und ich möchte nicht mit Gott tauschen. Ich will lieber Fleisch und Wein haben, als nur Geist und Wasser sein. Und wir können ja das Göttliche trinken, dann wird es unser im Blut, — richtig, darum ist das Blut das Göttliche, und wenn man stirbt, so ist man deswegen todt, weil das Blut fortfließt oder gerinnt. Daher wird's kommen, daß ich kein Blut fließen sehen kann, weil mein Gefühl es gewußt hat, daß das Blut göttlich ist, und wenn es fortströmt, das Leben nimmt. Aber ich sagte vorhin, auch das Quecksilber sei göttlich, und ich will Dir sagen, was mich auf den Gedanken gebracht hat. Mein Vater sagte einmal, als ich nicht aufhören wollte zu tanzen: Mädchen, du hast Quecksilber im Leibe. Und daß das mit dem Göttlichen in Verbindung ist, weiß ich aus einer Aeußerung des jungen Baron W., der mir einmal sagte: Sie tanzen einzig, göttlich; nun sieh! wenn ich tanze, regt sich das Quecksilber in mir, und dann bin ich göttlich.

„Nun muß ich ausruhen, aber morgen will ich Dir das Andere beweisen.“

„Gott ist die Einheit aller sinnlichen Wahrheiten und Gesetze. Nun gieb Acht. Ein Gesetz ist, wenn man etwas gebietet, sinnlich ist das, was man mit den Sinnen sieht oder anfühlt, und Wahrheit, — nun diese ist wahr. Also ist Alles wahr, was man sieht oder anfühlt, denn Alles hat etwas Flüssiges, also Göttliches in sich, und was man als wahr erkennt, das soll man lieben, — das ist das Gesetz. Gott ist in Allem und liebt darum auch Alles; aber wir, weil wir etwas Besonderes sind (merkst Du? Gott ist das Allgemeine, wir das Besondere), so

Können wir nicht Alles lieben, darum wählen wir für uns das aus, was uns gefällt. — Und das, was wir lieben, ist unser. Zuerst innerlich im Herzen, und wenn wir's wirklich bekommen, so wird's auch äußerlich unser. Darum muß man nur Alles ledlich lieben, was Einem gefällt, denn die Liebe macht's zu unserm Eigenthum, und das ist die Einheit aller sinnlichen Wahrheiten und Gesetze, also Gott. Darum ist Gott die Liebe, wie ja schon unser Spruchbuch und lehrte.

„Sieh, das ist Logik; Logik kommt wahrscheinlich weitläufig hergeleitet von logen, erlogen, weil man beim Lügen auch dreht und umbreht, nur mit dem Unterschied, daß es in der Philosophie doch nicht gelogen ist, wenn man auch noch so arg dreht, sondern immer Wahrheit bleibt, besonders wenn der Entsatz (soll heißen Endsatz) wieder mit dem Anfang zusammenstimmt. So beweisen die Philosophen die tiefstinnigsten Sachen, und der hat einen logischen Kopf, der so zu combiniren versteht. Elisabeth kannte das nicht, sie hatte zu wenig Geist, und darum mußte sie davon erdrückt werden.

„Ich studire jetzt im Geheimen das Alles, und wenn einß, wie es nicht fehlen kann, — denn er liebt mich, — Robert mich zur Gattin nimmt, dann am Hochzeitstage trete ich hervor und sage ihm, daß ich das Alles begriffen habe, und doch Weib geblieben bin. O, dann wird er staunen und sich freuen, um wie viel besser die zweite Wahl war, als die erste.

„Vorher aber muß noch etwas Anderes kommen, und nun passe auf. Robert sagte auch: dem Besonderen

steht ein anderes Besonderes gegenüber mit dem gleichen Rechte des Pathos. Nun sieh, wie das zusammenstimmt. Ich bin das eine Pathos, Elisabeth ist das andere. Robert, — ob er wohl das Recht ist oder die Einheit von uns Zweien? — Nun genug, Robert steht in der Mitte, und wir Beide haben ein Recht an ihn. Ich ein innerliches, Elisabeth ein äußerliches. — Nun beginnt der Kampf. Es ist einerlei, wann er beginnt, aber beginnen muß er. Das verlangt ein inneres Gesetz, und diesem Gesetze dürfen wir uns nicht entziehen, und Eines muß unterliegen. Das ist das Gesetz der Poesie. Ich gestehe Dir, es ist mir ein bißchen Angst darauf, aber ich denke, es wird doch nicht so ernsthaft werden, und dann weiß ich ja zum Voraus, daß ich siegen werde, siegen muß, denn dasjenige, welches das innere Recht hat, hat das größere, und das bin doch offenbar ich, weil Robert mir innerlich zugehört, und das äußere Recht, das Elisabeth hat, ist dann sogleich zerrissen, sobald eine Scheidung erfolgt.

„Darum bin auch ich das erhabene Pathos, weil Robert, und mit ihm das innerliche Recht auf meiner Seite steht. O, ich fühle mich so erhaben dieser Elisabeth gegenüber! Zugleich aber bin ich das komische, d. h. das heitere, vergnügliche, und Elisabeth ist das tragische, d. h. das traurige, das dem Untergange geweiht ist. — Um nun die Sache auch romantisch zu machen, und um dem Gesetze der Poesie zu genügen, warte ich jetzt noch, bis das Pathos bei Elisabeth ausbricht. Ich necke sie manchmal und sie ist oft grimmig, aber plötzlich besinnt sie sich und geht hastig zur Thüre hinaus. Sie übt nur

geheime Lüge, aber ich will sie schon noch so weit bringen, daß sie in's Pathos kommen muß."

Am Abend desselben Tages.

"Morgen ist hier Ball und zwar Maskenball. Du kannst Dir denken, daß ich Lust habe, darauf zu gehn, aber Robert wollte es nicht leiden, er fürchtet den Advokaten Wolf, und da es mir Spaß macht, ihn mit demselben zu necken, so sag' ich ihm nicht, daß mir Jener gleichgültig ist. Ich machte ihm nun zur Bedingung, daß er mir etwas schicken müßte, wenn ich mich seinem Willen fügen sollte, und das ist — ein goldener Apfel, den Elisabeth einst vom Maler bekommen hat. Ich wußte, Robert hat ihn in Verwahrung, aber er wollte mir denselben nicht ausliefern; und doch, — was thut er damit? Und Elisabeth gehört er jetzt auch nicht mehr, denn es steht darauf: der Schönsten; da aber sie nicht mehr die Schönste ist, so muß er nun derjenigen übergeben werden, die das nächste Recht nach ihr hatte; und das bin ich, nach innerem und äußerem Rechte, denn ich hatte ja damals schon den Kameraden, der der Vorläufer des Aechten und so quasi sein Bild, sein Gegenstück war. Sieh, wie sich das fügt! Es ist gar zu artig, daß man so viel Poesie in's Leben bringen kann, daß immer so gewisse Afforde wiederkommen, und der Ton immer höher schwillt. — So spricht nemlich Robert von diesem Maskenball, wo es wieder Göttinnen und was weiß ich geben soll, wie damals, — weißt Du noch? Der Paris wird aber nichts zu urtheilen haben, — dafür steh' ich; denn den Apfel muß mir Robert vorher geben, eher laß ich ihm keine Ruh'."

In der Nacht.

„Nun ist der Apfel mein! Ich küsse ihn viel tausendmal, ich falle nieder vor ihm, ich bete ihn an! Der Schönsten! Der Schönsten! Der Apfel des Malers! Es ist mir nun, als ob er selber mir ihn gegeben hätte, — und gewiß, wenn er mich gesehen hätte, — so tanzen gesehen hätte, wie ich vor Robert tanzte, er hätte mich jetzt für eine ächte Grazie erklärt, und mir den ächten Apfel gleich selbst gegeben! — Ja, Robert hab' ich gefangen! Er wollte mich küssen, und ich wußte ihn so lange zu necken, bis ich den Apfel weg hatte. Er ließ ein Wort fallen vom Heirathen, und ich ließ auch ein Wort fallen, dann kam aber Elisabet dazwischen, und Robert wandte sich verfinstert ab. Ich schloß mich ein mit meinem Apfel, denn Mama sagte, es sei den Männern nicht zu trauen. Ich hoffe aber morgen doch auch noch auf den Maskenball zu kommen. Ich würde als griechische Grazie auftreten. Gute Nacht.“

Elisabet führte jetzt meist ein einsames Leben. Und zwar wider Willen. Die Verhältnisse waren nun umgekehrt gegen früher, da Elisabet nach jenem Gespräch im Verggarden mit halbem Widerwillen gegen den Gatten und im Bewußtsein ihrer Macht über ihn die Trennung durchgesetzt hatte. Sie war als eine halb Irre, Tiefsinnige, von den Neugleiten des Hauses und der übrigen Welt ausgeschlossen, und als sie daher am Nachmittage des Balltages bei Sannchen allerhand Vorbereitungen ge-

wahrte, glaubte sie dieselbe im Begriff, abzureisen; ihre fast wilde Freude wurde aber durch das Dienstmädchen alsbald niedergeschlagen, die ihr erzählte, Fräulein Sannchen würde einen Maskenball besuchen. Darüber, ob Elisabeth's Gatte mitginge, konnte das Mädchen keine Auskunft geben.

Elisabet hielt lange die Hand sinnend an die Stirne, dann auf einmal schaute sie wie entschlossen auf und ging zu Sannchen auf's Zimmer.

„Du gehst heute auf den Ball, — ich dachte, du würdest endlich abreisen!“

„Rein,“ sagte Sannchen lachend, „ich reise nicht, und ich habe auch nicht nöthig, dich zu fragen, wie lange ich bleiben darf, noch dir zu sagen, wie lange ich bleiben will.“

„Aber wir sind arm und können dich nicht wohl behalten.“

„Wir! Du und Robert gehören nicht mehr zusammen!“

„Doch, — er ist mein Gatte.“

„Nur noch äußerlich, nicht innerlich.“

„Du gehst mir von meinem Leben.“

„Ich? — Ja und nein! Dein Leben war schon vorher todt, ich sollte ja gerade kommen, um es wieder aufzuwecken. Da das aber vergebliche Mühe ist, so schätze ich mir's zur Ehre, Robert wenigstens wieder aufgeweckt zu haben. Wahrhaftig, ich glaube, ohne meine Ankunft wäre der herrliche Mann auch zu Grunde gegangen. Du arme Creatur kannst nicht nur dich selbst nicht glücklich, sondern mußt auch Andere unglücklich machen!“

„Robert hat zuerst mich unglücklich gemacht, und nur mein Unglück hat nachher ihn wieder unglücklich

gemacht," erwiderte Elisabeth, die Hand an die Stirne legend.

"Was unglücklich! Nur deine Albernheit hat dich in's Unglück gebracht! Aber diese Albernheit soll wenigstens nun nicht auch vollends einen Philosophen in's Unglück bringen! Ich hab' ihn jetzt von dir erlöst und du wirst bald von ihm los werden."

Elisabeth starrte Sannchen an. Ihre Brust arbeitete stark. Endlich sagte sie mit leiser, geheimnißvoller Stimme: "Ich weiß es jetzt wohl, du bist eine Hexe, du hast ihn umstrickt und bethört, du nur bist an allem Unglück Schuld. Aber Robert ist stark, er kann deine Stricke auch wieder zerreißen, Robert kann Alles, er ist ein Gott."

Sannchen lachte laut auf. Im Zimmer umhertanzend sagte sie: "Ich eine Hexe und Robert ein Gott! ein edles Paar, das ganz zusammen paßt! Jetzt ist's doch am Tage, daß du eine Narrin bist! Aber ich geb' dir das Zeugniß, daß deine Narrheit nicht einmal so dumm ist. Meine Reize haben ihn wirklich umstrickt, und gewissermaßen kann man von ihm sagen, daß er ein Gott ist. Meine Stricke aber zerreißt er nicht, denn ich bin auch eine Göttin. Du warst auch einst eine Göttin, aber deine Gottheit ist vertrocknet und abgestorben. — Aber hältst du Robert für Gott schlechtweg? — Fehlgeschossen! Robert ist etwas Besonderes, und das ist Gott nicht, Gott ist farblos und geschmacklos und nicht einseitig, hat darum auch kein Pathos, weil er nur das Allgemeine ist, liebt darum auch Alles, während wir das Besondere sind und nicht Alles lieben können, sondern

wieder etwas Besonderes zum Lieben uns auslesen müssen. Darum haben wir das Pathos, das Gott nicht hat."

"Ha, ha, ha!" lachte Elisabeth nun ihrerseits, indem sie sich drehte. "Sannchen ist eine Philosophin, und Sannchen hat Recht. Ja ja, Gott ist nichts, er ist farblos und hat kein Pathos! Darum kann er auch über einen Fluch nicht zürnen. Und der Fluch liegt im Grabe, und wir lernen fliegen, wenn wir geschmidt werden und den Fluch hinunterschluden können. Wenn ich das sogleich thue, dann bin ich gesund, und kann ich auch mit auf den Maskenball gehn."

"Du auf den Maskenball!" lachte Sannchen. "Was wollte auch eine Närrin wie du noch auf dem Ball! Die geschmidt Leute lassen ja vor dir davon."

"Nein, ich komme als Göttin in der alten Gestalt. Ich trage meinen Apfel in der Hand, dann müssen alle Götter mich sogleich als die Schönste herausfinden."

"Deinen Apfel? Ha! Ha! Da steht es eben! Weil du nicht mehr die Schönste bist, kannst du den Apfel auch nicht mehr ansprechen. Der gehört jetzt mir."

"Das ist nicht wahr! Ich hab' ihn noch, — ich kann ihn alle Augenblicke wieder bekommen, sobald ich ihn anspreche."

"Was kannst du wieder bekommen, sobald du es ansprichst?" fragte Robert, der eben eingetreten war, mit finsterem Gesichte. Er glaubte, er selbst sei damit gemeint, und wollte die Prätension gleich von vornherein abschneiden.

Elisabeth zog sich einen Augenblick schen zurück, sein Gesicht fixirend, dann sagte sie: "Den Apfel! gib mir

ihn wieder. Ich will jetzt gesund werden und eine Göttin vorstellen — —"

"Ja, eine immer größere Narrin stellst du vor, der Apfel taugt darum nicht mehr für dich, er ist zu ächt und du zu unächt — —"

"Und darum hab' ich ihn jetzt geerbt, weil ich deine Nachfolgerin bin — im Apfel und in allem Andern."

"Das ist nicht wahr! der Apfel gehört mir!" rief Elisabeth erbozt.

"Dir? — nein, er gehört der Schönsten, und das bist du nicht mehr. Der Apfel mußte mein Eigenthum werden, weil ich das nächste Recht an ihn habe."

"Sei ruhig, Sannchen!" sagte Robert, als er sah, daß Elisabeth's Gesicht roth anlief, daß sie mit stieren Augen auf Sannchen blickte. "Es macht dir ja kein vernünftiger Mensch denselben streitig, aber du brauchst dein Recht nicht dieser Narrin gegenüber zu vertheidigen."

"Doch! doch!" sagte Elisabeth, "ich mach' ihn streitig und vertheidige mein Recht. Und sie ist die Narrin und ich bin die Weise, und wenn du's nicht glauben willst, so werd' ich dir's vor dem Tribunal im Himmel beweisen."

"Der Himmel hat dich ja ausgestoßen!" sagte Robert lachend. "Deine Albernheit hat sich in Fluch verkehrt und dich selbst mit hinab gezogen."

"Ja," lachte Sannchen, "sie hat mich soeben eine Hexe und dich einen Gott genannt."

"Du wenigstens bist keine Hexe und keine Göttin! Geh, geh! Dein bester Platz wäre im Irrenhause." — Damit drehte er sie zur Thüre hinaus, führte sie auf ihr Zimmer und schloß die Thüre von Außen ab. In ihrem

dumphen Brüten trat die Bedeutung des Apfels, die Erinnerung an jenes frühere verhängnißvolle Urtheil des Paris in krankhafter Steigerung immer mehr hervor; auch bei ihr drängte es zu einer Wiederholung jenes Affordes wie zu einem Schlusse ihres Kreislaufes, wenn auch in ganz anderem Sinne, als bei den Andern.

Robert schrieb noch diesen Abend:

„O, wie hat sich auch Alles in mir umgekehrt! Wie dünkt mich jezt schwarz, was mir früher in der naiven Zeit weiß dünkte, und wie erscheint mir jezt als weiß, was ich früher für schwarz hielt! Von Außen und Innen Alles umgekehrt! — Es ist auch gar nichts Großes an dieser Elisabeth. Die Narrheit bringt's so recht an den Tag, daß sie gar keiner Idee fähig ist, — nie fähig war. Eine Charlotte Stieglitz ist mir anbetungswürdig, die den Muth haben konnte zu sterben, — die sich selbst den Dolch in's Herz stoßen konnte, um ihren Gatten aus der Lethargie aufzurütteln. Das war ein modernes Weib! Elisabeth möchte um jeden Preis, — auch den meines Glückes und meines Lebens, nur sich erhalten wissen: ihren ärmlichen, hinsterbenden Athem. Nun, er soll ihr bleiben, nur nicht in meiner Nähe!

„Ich möchte oft lachen, oft weinen, wenn ich an den Irrthum denke, der zwei so verschiedene Wesen zu unwürdiger Genossenschaft verbunden, — den Adler auf den Höhen der modernen Zeit und die mittelalterliche Taube, — rein immerhin, aber wahrlich nicht ohne Galle!“

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Ursache warum Robert Sannchen die Erlaubniß zum Ballbesuch gegeben hatte, und warum er nun selbst sie begleiten wollte, war die zuverlässige Nachricht, daß Edgar Wolf krank oder wenigstens ernstlich unipäthlich sei, weshalb derselbe den Ball nicht besuchen könnte. Diese Nachricht war unserm Helden um so angenehmer, da er weiter wußte, daß, seit Edgar ernstliche Heirathsgedanken habe, er zu einer Ausöhnung mit seinem Vater jetzt ebenfalls geneigt sei, und daß diese Ausöhnung auch wirklich zu Stande kommen würde.

Siegmond zwar wollte nichts davon wissen, aber es verlautete, daß der Vater zu der Ueberzeugung gekommen sei, der Bastardsohn sei nicht besser als der legitime Sohn, und die Kasse entleere sich in noch größerem Maße, seit dieser und die Haushälterin mit ihm allein daraus zehrten; der alte Herr komme manchmal so in Eifer über die Schkechtigkeit der Menschen und über das Unglück, keinem Menschen trauen zu dürfen, daß sein Kropf zu doppelter Größe aufschwellte.

So stand denn eine halbige Entscheidung in Aussicht für den Fernerstehenden, — in Wahrheit aber war zur Zeit des Maskenballes die Entscheidung bereits er-

folgt: Vater und Sohn hatten sich ausgesöhnt, und der Vater dem Sohn einige Concessionen gemacht.

Hierüber war Siegmund außerordentlich erbittert. Er warf dem Vater Feigheit, Mangel an Gesinnungstüchtigkeit vor, er erinnerte ihn, daß Edgar, diese Zierpuppe der ärmlichsten Art, in der modernen Welt der Idee nach gar kein Plätzchen hätte, daß es dem Vater hohen Ruhm gebracht haben würde, ihn zu verleugnen und auch faktisch von sich auszuscheiden, wie er dem Geiste nach ihm doch fremd sei und bleibe. Es sei zu verwundern, wie er, der er doch ein ächter Mann sein wolle, das, was er angefangen, nicht consequent durchführe, sondern auf halbem Wege wieder umlehre.

Der Vater behauptete, er habe erst, als er diesen Weg eingeschlagen, bemerkt, daß er auf demselben noch viel schlechter fahre, als auf dem früheren. Die legitimen Poststraßen seien doch immer noch viel besser, als die unkultivirten Ab- und Seitenwege.

Der Sohn erinnerte den Vater daran, daß er (der Vater) nur überall sein Ich im Auge habe und um der Idee willen kein Opfer bringen könnte, daß ihm die Idee der Demokratie, zu der er als gesinnungstüchtiger Mann doch geschworen habe, nur so lange vorne dran stehe, als sie seinem Eigennutze und seinen Leidenschaften förderlich sei.

Der Vater warf dem Sohne vor, daß er die Idee mißbrauche, um seine Selbstsucht und seine Ausschweifungen zu decken und zu fördern, und als der Sohn eine nähere Erläuterung darüber verlangte, ließ der Vater merken, daß ihm derjenige Sohn noch wünschenswerther

sei, der mit seinem Gesinde in Feindschaft lebe, als derjenige, der in zu großer Vertrautheit mit ihm stehe, und ihn mit demselben gemeinschaftlich bestehle. Er sei froh, setze er hinzu, das Volksblatt noch selbst in Händen zu haben, und nicht an ihn gebunden zu sein. Er wolle ihm, dem Bastardsohne, noch eine kleine Summe einhängen; damit möge er gehn, wohin er wolle.

Siegmund, als er sah, daß mit dem Vater nichts anzufangen sei, besprach sich mit der Haushälterin, und diese, die noch nicht wußte, welches Schicksal über sie verfügt werde, war in gar keiner fröhlichen Laune. Sie hatte früher gehofft, daß der Alte sie noch einmal heirathen würde, Siegmund's Schmeicheleien aber hatten sie zur Härlichkeit gegen diesen entflammt, und das Verhältniß der Beiden war denn dem Vater auch kein Geheimniß geblieben. Mit ängstlichem Zappeln umging nun die arme Amazone ihren Helden, ob er sie wohl mitnehmen und heirathen würde, wenn er selbst sich entfernte. Der junge Herr bezeugte aber dazu keine Lust; — sie warf ihm vor, was sie ihm geopfert, und er war mit behaglichem Hohne der Meinung, daß auf ihrer Seite nicht das mindeste Opfer, — weder das der Tugend, noch das des guten Namens sei. Das Opfer sei nur auf seiner Seite, und sie möge recht bedenken, daß ein lebenskräftiger Bursche, wie er sei, überall Lust genug habe, und es also eine gnädige Herablassung von ihm gewesen sei, sie nicht verschmäht zu haben.

Mit Schluchzen erinnerte ihn nun die Dulcinea, daß er es gewesen sei, der die ersten Schmeichelworte an sie

verschwendet habe; sie beklagte ihr Loos, sprach von Selbstmord, wobei der Mediziner lustig an seinen Nägeln laute.

Er meinte, derselbe sei unnöthig; wenn ja ein Mensch als Opfer dieser Verwicklung fallen müßte, so könnte man dazu einen Andern bestimmen. Um ein Menschenleben her oder hin, es sei sich Jeder selbst der Nächste, und nächst diesem sei es jedenfalls der Freund, nicht der Feind, der bewahrt bleiben müsse. Wenn sie also keine andere Lösung voraussetze, wenn der Gedanke an Fortsetzung des Lebens in diesem Hause bei erneuter Nachbarschaft Edgar's ihr eben so unerträglich sei, als Verstosung aus dem Hause, so könnte man ja einen ganz natürlichen Ausweg treffen, der ihnen Beiden Gewinn brächte.

Die Amazone horchte hoch auf, es furrte ihr in den Ohren, sie fragte endlich verzagt, mit halber Entrüstung, ob er denn unter diesem Opfer etwa den Papa verstanden wissen wolle? — das wär' doch schrecklich!

„Bewahre!“ sagte der junge Arzneymann, „das wär' ja eben so unmenschlich als unsinnig; für uns Beide wär' nichts gewonnen, wenn der Alte stürbe, aber Alles, wenn Einer oder zwei Andere in's Gras beißen, und da deren Leben ohnedies keine Bohne nütze ist, so ist auch durch ihren Tod nichts verloren.“

Die Haushälterin zitterte, ihr Gesicht färbte sich hochroth, sie wagte eine Minute lang keine Sylbe, die Lust und die Angst schauten gleich lebendig aus ihren Augen. Endlich sagte sie: „Aber das ist doch eine schreckliche Sünde, die Gott strafen wird.“

„Ha! ha! Gott!“ rief der Mediziner. „Gott ist die Kraft, die in uns selber steht, und genau so gescheit,

als wir selber sind. Um keinen Gran gescheidter. Hätt' nicht gedacht, daß du so subtil wärst. Hast ja schon Manches gethan, was der Gott, wenn er wirklich gescheidter wär', als du selbst, auch schon lange hätte strafen müssen. Der Mord ungeborener Kinder und der Mord neugeborener Kinder gilt ja so viel als der Mord alter Kinder."

"Aber dort war ich nicht Schuld, — der Alte aus Weiz."

"So! Aber dann hast du's doch mitgethan; der Pechler ist wie der Stehler, besonders wenn er mitstiehlt, und Herr Edgar wird dich daran packen."

"So, du sagtest immer, ich hätte nichts zu fürchten."

"Nah! das sagt' ich nur, um dir Muth zu machen, daß du nicht mit dem Alten rückwärts kriecheest, aber nun es so weit ist, muß ich dir sagen, daß Edgar, wenn er auch den Vater schont, doch jedenfalls dich vernichten wird. Es bleibt dir keine andere Wahl, als ihn zu vernichten."

"Aber wenn es herauskommt? Auf solche Verbrechen ist Todesstrafe gesetzt."

"Todesstrafe! Albernnes Ding! Diese Pest hat in der Menschheit am längsten regiert. Ich habe Nachrichten aus Frankreich, daß es in den nächsten Tagen losgehen soll; dann geht zuversichtlich auch der Tanz bei uns an, und blos deshalb, weil ich dies weiß, konnte ich dir vor der Hand kein Eheversprechen geben, denn ich habe dann mehr zu thun, als zu heirathen. — Aber von der Todesstrafe hast du so wenig zu fürchten, als ich sie fürchte, denn das Erste, was jetzt fällt, ist eben sie. Also könnte im schlimmsten Falle Einkerklerung unser Loos sein, und

da will ich schon sorgen, daß diese nicht zu lange dauert, es giebt Hände genug, die uns bei der nächsten besten Gelegenheit befreien; — was hast du also zu fürchten? doch hoffentlich kein subtiles Gewissen, — das sollte doch nach und nach eine Rinde bekommen haben.“

„Aber wie wär' die Sache zu bewerkstelligen? Die Doctors werden ja gleich mißtrauisch, wenn zwei Leute auf einmal sterben. Ich bin nicht erfahren in dergleichen Sachen.“

„Unschuldiges Kindlein! Du darfst nichts thun als Pasteten backen, — wieder so gute wie jene, die dir Herr Edgar vor dem Munde wegschnappte, um sie seinem Hunde zu geben. Für das Ingredienz, das uns in der Pastete Glück und Segen bringen soll, laß mich sorgen.“

„Ja, die Pastete! Das ist gut! Das gefällt mir,“ — sagte die Haushälterin mit funkelnden Augen, — „da ist Gerechtigkeit darin, ein ganz vernünftiges Gericht in dem Gericht: Herr Edgar soll an derselben Pastete ersticken, durch die er mich unter die Hunde erniedrigt hat; — mir fällt was ein, es ist morgen der Frau Geburtstag, und weil heute der Alte sich mit ihnen versöhnt hat, so böte sich die schönste Gelegenheit, die Versöhnung der Pastete und den Geburtstag zugleich durch die Pastete zu feiern; — aber wenn sie eben gleich Alle sterben? — der Hund und die Kagen? Das giebt doch Untersuchung.“

„Das darf eben nicht sein. Es muß auch unschädliches Backwerk dabei sein, — und dann giebt es Giften, die nicht gleich zum Tode förbern; Fräulein Klotildchen hat lange daran gekränkelt.“

„Klotildchen?“ fragte die Haushälterin mit weit offenen Augen, — „diese ist am Gift der Auszehrung gestorben.“

„Ja, die ihr der arme Hund, die Ella, eingegeben hat. Die Hundenatur dauerte mich, sie klagte mir, wie sehr sie von der Schwester geplagt würde, und aus purem Mitleid hab' ich ihr die Pille gegeben, die Klotildchen ohne Zweifel nach einem Streite in Zuckerwasser oder Himbeersaft trank. — Zwar, um ganz ehrlich zu sein, muß ich sagen, daß die Idee der Begräbung, die mich auch jetzt wieder leitet, schon bei jener Pille mich' geführt hat. Es laufen ohnedem zu viel Menschen auf der Welt herum, eine kleine Aberlässe würde auch in größerem Maßstabe nicht schaden.“

„Ella hat der Schwester Gift gegeben! darum war sie nachher so hündisch und scheu! — aber daß sie das Geheimniß nie verrieth!“

„Ich drohte ihr mit augenblicklichem Tod. Aber ich glaube doch, daß sie entweder nicht ganz reinen Mund gehalten hat, oder daß das Weib des Schärtel aus ihrem Betragen Lunten roch. Darum liegt mir auch nichts daran, wenn sie mit den Andern abfährt, — oder könnte man sie entfernen, um sie unschädlich zu machen, und dann eben damit den Verdacht auf diesen Hund zu werfen. Ja, richtig, ich hab's! ha, ha! der Kluge triumphirt überall. Schärtel umging mich einst mit Fragen, aber da sah ich eben recht, wie Geistesgegenwart und fester Muth auch den bösen Schein von uns entfernt; — Schärtel, der Dummkopf, meint nemlich, die innere Angst müßte bei jeder Inquisition aus dem Thäter hervorgucken, — aber

das ist doch offenbar nur dann der Fall, wenn er sich fürchtet; wer nichts zu fürchten hat, oder sich vornimmt, nichts zu fürchten, der kann auch nicht erschrecken.“

Die Piese war immer noch in Gedanken über die unerwartete Aufklärung von Klotilden's Tod, doch endlich sagte sie, sich beruhigend, mit bestimmtem Tone: „Ich konnte Klotilde nicht leiden, sie hat mich doch herab behandelt, und ich war im Herzen froh, als sie fort war. Wenn nur die Andern auch so geschickt abführen! Aber mir graut's immer.“

„Närrin, wovor denn? Zu verlieren hast du ja nichts und zu gewinnen Alles. Wenn dich das Geseß nicht mehr umbringen kann und darf, und wenn es aus dem Geseß tausend Auswege giebt, — wo wäre denn noch eine Strafe, wenn du gescheit genug bist? — Natürlich gestehn darfst du im Fall einer Entdeckung nie unter keiner Bedingung, und wenn die Zeugen bis zum Himmel schreien. Nur leugnet, so kommt man am besten durch. Daß man aber das kann, muß man vorher alle dummen Gedanken an Gott und Unsterblichkeit und Hölle und dergleichen Schnidschnad über Bord geworfen haben, und seiner eigenen ganzen Freiheit gewiß sein. Das Leben ist nur in unserer Lunge im Leben des Blutes, im Schlage unseres Herzens und den Regungen des Kopfes, und nur derjenige ist klug, der dies Leben zu nützen und für seine Zwecke auszubeuten versteht. Der Klügste springt am weitesten. Das kannst du überall in der Welt beobachten. Also — einen Eid, zu leugnen, wenn wir je ertappt würden. Im Fall du ihn brächest, würdest du von meiner Hand sterben. Dagegen aber

gelob' ich dir, dich nicht sitzen zu lassen, so wenig wie ich selbst sitzen bleiben will, wenn auch der schlimmste Fall der Entdeckung einträte. Wie meine Helfershelfer mich befreien würden, so will ich dich wieder befreien, darauf verlaß dich! Wenn aber die Entdeckung nicht erfolgt, so bleiben wir die Herren in diesem Hause, und füttern unsern Alten vollends zu Tode, und flattiren ihm, bis er uns zu Erben eingesetzt hat."

"Aber am Ende verstößt er uns noch, und dann ist erst nichts gewonnen."

"Dafür hast du ausgesorgt. Er ist vorerst erleichtert, wenn er Frau und Sohn nicht mehr zu fürchten hat und Herr ihres Vermögens wird. Wenn es dann in der politischen Welt losgeht, wird er fortgerissen, und wenn ich zu Macht und Ansehn gelange, fühlt er sich am Ende noch glücklich, unser Vater sein zu dürfen. Wenn er aber je nicht wollte, so soll er mich fürchten."

Und die Amazone schwur ihren Eid, die That zu thun und fest zu leugnen, und der Mediziner schwur ihr, sie nicht stecken zu lassen.

"Aber, lieber Edgar," sagte Frau Doctorin Wolf zu ihrem Sohne, "du klagtest doch die ganze Woche über heftiges Kopfsweh, hast Doctor und Apotheker gebraucht, und jetzt willst du doch auf den Maskenball? Bedenke deine Gesundheit, du bist ja mein Alles!"

"Mutter," sagte der Sohn, "mit der Krankheit war's nicht so arg, ich betrog dich und alle Welt, nur um desto sicherer auf den Ball gehn, und um so gewisser mein Glück dort finden zu können."

„Und warum das, du Schelm?“ fragte die Mutter lächelnd. „Wolltest du deine Schöne überraschen, oder fürchtetest du etwa, sie nicht dort zu finden, wenn du sagtest, daß du auch dort sein würdest?“

„Alles zusammen, Mutter. Der Philosoph, der schlechte Mensch, hütet sie mit Argusaugen. Er will mit aller Gewalt verhindern, daß ich mich ihr nähere, aber eben daraus schlicke ich, daß ich ihr nicht gleichgültig bin, daß ich Hoffnung haben darf.“

„Warum nennst du ihn aber deshalb einen schlechten Menschen? Er wird eben die Pflicht der Aufsicht über das Mädchen recht gewissenhaft handhaben, da seine Gattin in ihrem schwermüthigen, menschenfeuen Zustande dazu untüchtig ist. Daß eine besondere Absicht zu Grunde liegt, kann ich nicht glauben.“

„Aber ich, Mutter! Elisabeth, die arme Frau, sah gut zu meinem Besuche, weil sie wohl merkte, wie es um den Gatten stand. Aber ihm ist die alte abgestorbene Liebe entleidet, er sehnt sich nach frischer Waare, und da wär' das schöne Mädchen eben der rechte Bissen. Er ließ im Wirthshaus fallen, ihre Eltern hätten ihm früher die holde Cousine zur Frau bestimmt. — Die Eltern hätten sie aber gewiß nicht geschickt, wenn sie gewußt hätten, wie es jezt mit dem verheiratheten Herrn aussieht. — Ich will dir's nur gestehn, es müssen sich auch noch andere Leute um diese Sache kümmern; ich bekam vor vier Tagen ein anonymes Briefchen dieses Inhalts: (und Edgar zog ein niedliches, duftendes Briefchen hervor und las) „Wenn Sie beim Maskenball einen schönen Griechen vorstellen wollen, so wird Ihnen vielleicht die Ehre, daß Sie

mit Aphrodite, der Göttin der Schönheit, selbst tanzen dürfen. Sie wird erscheinen in einem Kleide von milchweißem, mit Silber durchschossenen Seidenflor, vielleicht trägt sie als Merkzeichen den goldenen Apfel in der Hand. Aber Ihren wahren Namen darf sie nicht sogleich erfahren, noch weniger ihr eifersüchtiger Wächter, der göttliche Philosoph. Von Ihrer Klugheit wird es abhängen, ob Sie glücklich werden oder nicht.“ — Nun? bist du noch gegen meinen Versuch des Balles?”

„Nein, — aber bist du bereit? hast du keine Maske?”

„Das will ich meinen! Ein Freund vom Theater besorgte mir Alles in der Residenz. Meine kühnste Idee von menschlicher Schönheit und Wohlgestalt habe ich da verwirklicht. Mich soll gewiß kein Mensch kennen! — Wie schön, Mutter, wenn ich dir an deinem Geburtstage noch die holde Tochter zuführen könnte!“

Es wurde an die Thüre geklopft, und die Hausmagd des Advokaten trat herein, vermeldete den herzlichsten Glückwunsch desselben zum Geburtstage seiner lieben Frau, und stellte einige Flaschen Wein, eine prächtige Pastete und verschiedenes andere Backwerk als Beweis seiner eheberrlichen Aufmerksamkeit auf den Tisch. Das Mädchen wurde mit Dank entlassen, und Mutter und Sohn wollten sich eben hinter die herrlichen Gaben hermachen, als Ella aus dem Seitenzimmerchen, da sie sich gewöhnlich aufhielt, hervorstürzte.

„Großmama!“ rief sie, „Siegmund hat mich heute fangen wollen, bei ihm wär's schöner und besser als bei Großmama, sagte er, — aber ich entwischte ihm, — ich

bleib' gewiß gern bei Großmama, und thue Alles gern, — auch dem Edgar, — will gar nichts sein als Hündchen, das dient. Aber Großmama, — gib mir die Pastete und das Backwerk und — Alles zusammen! Das sei der Lohn, das ganz allein!"

"Aber Kind, was willst du damit anfangen? Alles essen?"

"Nein, noch nicht. Erst wenn ich gewiß weiß, daß —"

"Närrin, die Pastete bekommst du nicht allein," sagte Edgar. Er hatte bereits ein Viertel davon geschnitten und war im Begriff, einen Bissen zum Munde zu führen; — — Ella schaute ihn an, — ihre Gesichtszüge verzogen sich wie zu wildem und doch erschrecktem Lachen, — doch plötzlich sprang sie vor, schlug ihm den Bissen vom Munde, daß er zu Boden fiel. Sein Hund sprang schnell darnach und verschlang ihn. Edgar wollte ihr eine Ohrfeige geben, sie aber bückte sich schnell, nahm die Torte und sprang damit fort. Die Mutter schüttelte den Kopf und händigte ihr auch das Uebrige ein, machte ihr aber zur Bedingung, ihr Rechenschaft darüber zu geben, was sie damit angefangen habe. Ella versprach es vergnügt; Edgar sagte: "Nun, es wird doch in der Pastete nicht etwa Gift stecken, wenn du oder Ella aber das wirklich glauben, so bin ich gerade im jetzigen Augenblick doppelt froh, nichts davon gekostet zu haben. Ella, hilf mir jetzt, und wenn du mich gut bedienst, und wenn ich schön und glücklich werde, so soll dir der gute Bissen auch gegönnt sein, wenn er unschädlich ist."

Fünfundzwanzigstes Capitel.

„Was wird denn heute bei euch aufgeführt?“ fragte der Mediziner Siegmund den stattlichen Kronenwirth zu Lederburg, — der sein Haus indessen durch einen großen Neubau bis zum Lokal einer Lese- und Harmoniegesellschaft der Stadt erweitert hatte, und der nun eben geschäftig in seinem großen Saale hin und wieder ging, um noch einige Anordnungen zu treffen, — „wird euer Maskenball flott werden?“

„Ei und warum nicht?“ fragte der Wirth schmunzelnd, „wenn die ganze elegante Welt sich innerhalb meiner Mauern zusammensindet? Hossentlich stecken sich der Herr Doctor auch noch in eine Maske, oder wenigstens in einen Domino, vor's Gesicht eine Halbmaske, um heute salonsfähig zu sein.“

„Ha, ha! bin ich nicht salonsfähig ohne das? Um Narren und nichts Schönes zu sehen, wird es nicht der Mühe werth sein, die Narrenmaske vorzunehmen; die Narren kann ich allenthalben finden und die Schönheiten allenthalben suchen. Dazu brauch' ich euren Salon nicht.“

„Ja, ja, der Herr Doctor sind immer witzig, und Sie haben ganz Recht, daß Sie die Schönheiten überall suchen können, — aber zu finden möchten sie doch nicht überall

so gut sein, wie in meinem Hause an den Reunionsabenden, und wenn man sie unter der Narrenkappe suchen darf, so sind sie auch zugänglicher als in der steifen Alltagewelt. Der Herr Doctor sind ja kein Freund vom langen Suchen, ha, ha!"

"Aber auch kein Freund von den ästhetischen Schönheiten, — nicht einmal in der Narrenjacke oder im Narrenrod. Schade, daß mein Bruder Edgar nicht dabei sein kann, er soll krank sein der arme Junge."

"Wirklich Schade," sagte der Wirth, "er würde sich gut amüsiren."

"Ja, sein Schönheitsgefühl saugt Schönheit aus Nichts, findet sie, wo Andere noch nicht einmal an's Suchen denken."

"Schönheit ist Geschmacksache, Herr Doctor. Es können nicht alle Leute so großartige Schönheiten lieben, wie sie in des Herrn Papa Wolf's Hause zu finden sind; solche passen auch nicht in diesen Saal, sie wären zu hoch und hätten zu starke Knochen für die Maalerade, — he?"

"Nun, dann würden Sie sich doch um so schöner auf dem Rindviehmarkt darstellen," sagte der zärtliche Liebhaber, behaglich seine Pfeifenwolken blasend.

"Ha, ha! Immer witzig der Herr Doctor! — aber das Haus herbergte doch einst eine große Schönheit, — Ihre Bräulein Schwester, Gott hab' sie selig, — wenn man in jetziger Zeit noch so reden darf."

"Reden darf man in jetziger Zeit Alles, selbst das Sinnlose. — Sie meinen Klotilde, die sich in Ihrem Hause den Tod geholt hat?"

"Nun, das wär' doch zu viel behauptet!"

„Freilich! so ist's!" sagte der Mediziner barsch. „Euer glatter Tanzboden und die Zugluft haben den überaus zarten Nerven, die vorher von dem Andachtswind in diesem Saale aufgespannt, dann von dem frommen frugalen Abendmahl angefeuchtet waren, allzuübel mitgespielt. Das war zu viel an Einem Tag, man sollte dem Magen nie mehr zumuthen, als er ertragen kann, und Sie selbst, Wirth, haben einige Mitschuld an jenem Tode, indem Sie aus Habgier Andacht und Abendmahl und Ball allzu nahe zusammenbrängten.“

„Sie werden entschuldigen, Herr Doctor, an dem Abendmahl, das zwischen hineinfiel, bin ich unschuldig, und mein Saal auch, zu unsrer großen Bedauerniß haben uns damals der Herr Papa aus lauter Generosität das Mittelstück entrißen, das doch das Einträglichste gewesen wäre, und ich lasse deshalb auf meinen Salon und mich keinen Schatten werfen, da leicht bei jenem Mahl etwas genossen sein kann, das dem schönen Fräulein den Tod brachte. Und was die vorherige Andacht und die nachherige Tanzlust betrifft, so hätte sie sich eben Beides nicht so sehr zu Herzen nehmen sollen, Andere sind auch nicht daran gestorben.“

„Aber die Andacht ist doch an diesem Tod gestorben,“ sagte der Mediziner lachend; „bei meinem Vater, als dem Anführer, ist sie gänzlich des Todes verblieben, und somit hat er in Leberburg doch etwas Gutes bewirkt. Es ist gar zu schädlich, sich zu schauffiren, wenn das Schaufement keinen Inhalt und keinen Nachhalt hat, die Lunge schluckt allzuheiße und doch leere Luft und läuft Gefahr, sich zu entzünden. Euer Maskenball ist dagegen viel

zweckdienlicher, da paart sich doch Staub mit der Luft und setzt eine Kruste in und um den Menschen an, die vor Verflüchtigung bewahrt. Adieu."

"Sie wollen also nicht kommen? Nicht die schönen Masken sehen?"

"Doch, wenn's einen Bis zu sehen giebt, und wenn's erlaubt ist, auch ohne Domino zu kommen. — Werden recht viel Offiziere kommen?"

"Ich denke! Aber Sie, Herr Doctor, könnten sich ohne Domino einer Gefahr aussetzen, die Herrn Offiziere sind Ihnen nicht alle hold. Der neuliche Artikel im Volksblatt über den Camaschendienst und die Armeern ohne Meer war wohl gut, wohl gut, — Sie mögen ganz Recht haben, daß ein Volksherr, das von seiner Meer befehlt ist, dieselben wie der Wind auseinanderjagen würde, aber — man darf's eben doch nicht so gerade heraus sagen. Es giebt Feinde, und so lange man die Nacht noch nicht hat — —"

"Ja ja, wohlverstanden, und so lange man als kluger Wirth das Geld von allerlei Leuten einstreichen möchte, und es darum mit allen Partien halten muß, — aber es ist doch nicht schön von Ihnen, Wirth, daß Sie so wenig gesinnungstüchtig sind. Sie haben sich früher viel besser angelassen, und glauben Sie mir, das kann und wird sich rächen, denn die Zeit kommt unsehlbar, — sie ist vor der Thüre, da die modernen Ideen siegen werden und dann wehe denen, die nicht ganz und ungetheilt zu denselben geschworen haben."

"Ja, Herr Doctor," sagte der Wirth verlegen, "ich weiß es wohl und grüme mich immer, daß sie nicht schon

da ist, aber so wie die Dinge noch stehn, — — glauben Sie mir, es ist doch vortheilhafter, wenn man nicht gar zu schroff ist: wie Viele der Militärs sind von den modernen Ideen auch angestecht, alle jungen, alle modernen Militärs, und wenn dann die rechte Zeit kommt, so kann man sie plötzlich herumbringen. Eben darum war Ihr Aufsatz zu schroff, man muß gewinnen, nicht abstoßen. Je weniger Feinde, je mehr Freunde, um so gewisser der Sieg. Das ist mein Grundsatz, und ich bin immer am besten dabei gefahren. Nur gegen die Pfaffen muß man ganz rücksichtslos sein, denn diese hat man um so weniger zu fürchten, je verächtlicher man sie macht.“

„Höchst weiser Wirth,“ sagte der Vorgesetzte lachend; „bei dir, als dem non plus ultra des Eigennuzes, könnte man Staats- und Lebensweisheit lernen, und deine Taktik hinsichtlich der Blauschräcker möchte nicht einmal ganz zu verwerfen sein, wenn man nur die persönliche Antipathie überwinden könnte. Doch müßt Ihr nicht vergessen, daß Militärs, die für die modernen Ideen empfänglich sind, eben daran gewöhnt werden müssen, einzusehen, daß sie nur durch diese Ideen groß und mächtig werden können. Je klarer sie sich sind, um so gewisser sind sie unser, wenn's zum Treffen kommt.“

„Himmel, da kommen schon Masken, und die Beleuchtung ist noch nicht im Gang,“ rief der Wirth mit Entsetzen wegspringend, der Doctor ging auch seines Weges, und die beiden tief verhallten Orchester gingen noch in halber Dunkelheit unbeirrt im Saale auf und ab.

„Dein Spaß scheint mir aber doch recht an den Haaren herbeigezogen,“ äußerte die Eine der schwarzen Gestalten halb mürrisch, „und eben darum wird er am Ende noch zu Wasser. Mich reut meine Nachgiebigkeit gegen dich und Zeit und Geld und Mühe.“

„Nah, es galt ja für dich nur einen kleinen Umweg, und diesen ist der Spaß gewiß werth. Dir vor Allen sollte daran liegen, ihn sehen zu wollen.“

„Aber worin soll er denn bestehen?“

„Dafür laß ich den Zufall sorgen, der uns gewiß in die Hände arbeitet; denn es ist erwiesen, daß er gefangen ist, und ohne Zweifel zeigt er sich hier. — Wicht es doch nichts Lustigeres, als einen Hochmuthspinsel in seinen eigenen Worten und eigenen Thaten zu fangen. Ich muß sehen, wie er sich benimmt. — Auch Anna nimmt Theil an dem Triumph, ich hoffe, sie komme ebenfalls. Sie sandte nach meiner Anweisung Sannchen ihr Gewand, mit der Weisung, den Philosophen nicht wissen zu lassen, als was sie aufstrete. Hoffentlich hat diese sich auch den goldenen Apfel zu verschaffen gewußt.“

„Ja, aber die Narrheit der Frau durch ihr Unglück und ihr Unglück durch die Narrheit zu steigern, um einer bloßen Revanche auf dem Gebiet der Späße willen, dünkt mich doch nicht recht.“

„O, mit keinen ewigen Scrupeln! Sage mir, was ist denn noch an ihr verloren? Ob sie vollends in's Irrenhaus kommt, oder nur in eine Versorgungsanstalt, das ist ja einerlei, schon vor drei Jahren hab' ich ihr dies Ende prophezeit. Daß es nun so eintrifft, und auch der Eheherr auf dem Punkte angekommen ist, da

ich und Andere ihn haben wollen, das ist ja gewiß löplich genug und einer größeren Reise werth. — Daß ich dir's nur gestehe: seit ich jenes Gespräch im Berggarten von dir weiß, ließ es mir keine Ruhe mehr, ich muß ihn da angekommen sehen, wo sein übermüthiger Spasß Andere hingeseht hat."

"Ach deine Consequenz geht in's Unermessliche, ich selbst möchte vor ihr davonlaufen." —

"Schwächling!" murmelte die — Dame zähneknirschend.

Es traten zwei andere Gestalten heran, und stellten sich tief in's Dunkel einer Nische.

"Warum ich aber nun einem Maslenball in dieser Stadt mit dir zusehen soll," sagte der Eine der beiden schwarzen Männer, "das kann ich nicht begreifen. Demnach, was du mir erzählst, kann ich ja doch sie, die Aermste, nicht hier finden."

"Nun ja," sagte der Andere, eine kleinere Figur, "s ist ja nur, um den Abend zu verbringen. Du bist ja überhaupt nicht hier, um Thaten zu thun, sondern nur, um dem zuzusehen, was vorgeht."

"Aber retten müssen wir sie doch, — und rechten mit ihm müssen wir auch."

"Retten! Wir! Als ob wir sie retten könnten! und rechten! Als ob wir da rechten könnten!"

"Und warum denn nicht?" sagte der Andere hitzig. "Ist es nicht schon unverantwortlich, daß man sie so lange schwachten, ja am Ende rettungslos dahin sinken ließ? O, ich könnte den Menschen erwürgen, der einen solchen Schatz bis dahin gebracht hat!"

„Hörst du sprichst wie ein Mensch, der nichts versteht, der menschlich richtet, und darum auch immer noch menschlich gerichtet werden muß!“

„Nun ja, ich weiß ja wohl, wie du die Sache ansiehst, und angesehen wissen willst, aber deine philosophische Ruhe geht mir eben immer verloren, ja sie erscheint mir als ein Frevler, und mein Herz blutet mir, wenn ich bedenke, was für ein Leben uns die Erkenntniß erkaufen mußte. Alle Weisheit der Welt wiegt solch ein verlorenes Leben nicht auf.“

„Ja wohl nicht, wenn das Gewonnene Weltweisheit ist, und wenn das Leben verloren ist! — Sieh der Saal füllt sich, — versprich mir, dich weder mit einem Wort, noch mit einer That hervorzudrängen, du magst sehen was du willst!“

„Warum das? Was erwartest du? — Wenn mich die Menge nicht berührt, werde ich sie wohl auch nicht berühren; wenn aber irgend etwas vorkäme, was mich näher anregte, so — —“

„Darfst du dich dennoch nicht einmischen! Wenn du es thust, — wenn du dich fortreißen lässest, so thust du um der menschlichen Gerechtigkeit willen der göttlichen Eintrog und vernichtest all meine Hoffnung!“

„Ich weiß nicht, — ein Spiel: Spaß im Ernst und Ernst im Spaß.“

Im obern Ende des Saals, der ein länglichtes Biered bildete, war eine Vertiefung angebracht, in der gewöhnlich auf erhöhtem Sitz das Orchester thronte.

Diesmal aber war die Musik in eine Ecke zurückgedrängt, und diese Vertiefung sehr sinnreich mit einer Art Wald von Tannen ausgeschmückt, über denen und durch die hindurch in Transparent der Mond und die Sterne strahlten. Der obere Kronleuchter war darum noch nicht angezündet, um das Licht dieser Himmelskörper heller leuchten zu lassen. In der Mitte war ein Altar, dessen Vorderseite unter einer Opfers Flamme, die in bläulichem Licht züngelte, die Worte trug: „Himmel und Erde küssen sich in Freiheit und in Freude.“

Die Brustwehr des Orchesters war von den Tannenbäumen und den Sternen ganz bedeckt. Nun zeigte sich aber auf einmal in der Mitte ein Thronessell, leerr, eines Obiects harrend. Die Masken fragten sich, was dies wohl zu bedeuten habe? Keiner jedoch wußte eine Antwort. Diese Masken drängten sich jetzt im buntesten Gemisch, sie spiegelten wirklich die Welt in allen Zeiten und allen Zonen, sie zeigten sich als wipige und unwipige, reife und gelenkige, sinnige und sinnlose. Auch einige Aufzüge fanden Statt: Polinnen und Polen und Französinnen und Franzosen im Rococo - Styl tanzten eine Quadrille, ein Zigeuneraufzug aus Preciosa brachte seine Fürstin sammt ihrem Geliebten und Bruder (wo wir uns recht erinnern, war das Töchterchen der Frau Commerzienrätthin, diese Preciosa, die sich von da an denn wirklich auch als eine Preciosa ansah), — ferner ein Aufzug von Römern aus der alten Republik u. s. f. Durch alle diese Gruppen drängte sich ein schöner griechischer Jüngling, — unbefriedigt. Er sah nicht und hörte nicht, wenn man ihn anhielt, mit ihm scherzte und seine Scherze

verlangte. Dieser Jüngling war wirklich eine herrliche Erscheinung: reiche braune Locken beschatteten eine Maske vom schönsten Schnitt, eine phrygische Mütze saß leicht auf diesen Locken. Das Kleid war von weißer Seide mit Goldstickerei, der Mantel von blauem Sammt. Das Tricotgewand drückte die schönsten Formen ab. Edel und gefällig waren seine Bewegungen.

Plötzlich wandten sich aller Augen nach Oben. Der Punkt um den Thronessel her, der halb im Himmel, halb auf dem tannenbewachsenen Berge zu stehen schien, war hell erleuchtet, und auf dem Sessel saß, — saß Zeus allein in erhabener Majestät, in der linken Hand eine Weltkugel, in der rechten das Scepter. Der obere Theil des Körpers war scheinbar unbedeckt, den untern umfloss ein weites Gewand, und ein Mantel war von hinten über die Schultern geworfen. Eine schimmernde Krone saß auf seinem Haupt, das von langen Locken umwallt war, ein langer weißer Bart vollendete die majestätische Erscheinung. Mit schöner, wohlklingender Stimme rief er von seinem Thron herab, als der erste Befehlsjubel einigermassen verstummt war:

„Kinder, ich sehe mit Freuden euch hier in frohem Getümmel versammelt, ihr erscheint mir als ein Spiegel der Welt, und zugleich als Spiegel der Gottheit. Reiget jezt euer Ohr zu dem, was ich euch sage:

„Ihr wißt, ich hab' die Welt einst vertheilt, und alle die Kinder der Erde haben das sich erlesen, was ihrem Geschmach am meisten sich anpaßte. Den Himmel allein behielt ich für mich und alle die Götter, die mir verwandter Natur von ewigem Zeuge gemacht sind. Nun

aber, traun, — sind die Göttlichen mir nach und nach von der Seite entschwunden, sie haben für besser gefunden, sich enger an die Menschen zu ketten, sich menschlich als menschlichen Theil, — und göttlich zugleich: als Gottheit im Menschlichen wiederzufinden, und so, — gesieh' ich's euch, — tränkt's mich, allein noch zu thronen im himmlischen Aether. — Dem Dichter zwar hab' ich erlaubt, mich so oft er will, zu besuchen, und seine Erscheinung bei mir war jederzeit mir ein Fest noch. Er erzählt mir dann vom Leben und Regn der Menschen, von ihren herrlichen Thaten sowohl, als herrlichen Freuden, die ohne Zweifel so groß, weil die Himmlischen Alle dabei sind. — — Oft auch Betrübendes wohl, was aus der Verlehrtheit noch aufsteht, und was selber sich rächt an Jedem, der es verübt hat. Ich zwar schide das Glüd, — das Leiden so wie die Freuden, und der Poet, der Alles erzählt mir, weiß für mich nichts Neues, — oder Neues und doch nichts Neues, denn es ist neu nur als Wirklichkeit, die längst ich als Möglichkeit in mir getragen.

„Doch bekenn' ich's euch jezt, ihr Kinder: der Himmel, so dünkt mir, ist nach und nach mir entwunden von dem Geiste der Menschenkinder, die meines Geschlechts sind, — er ist da, wo Thaten geschehen, und da, wo Leiden verhängt sind, — die selige Ruhe, die ich genieße, sie dünkt mir oft Langeweile; ich fühle mich gar so allein und gar so ausgeschlossen von Allem, was mächtig bewegende That heißt. Denn der Himmel, er kreist von selber, und die Erde habet den Weg auch, ohne daß ich noch nöthig hätte zu schieben, das Getriebe

im Gange zu halten. Und auch die Menschen wissen von selbst, was gut oder böse sei, sie wissen das große Geheimniß, wie's Geschlecht sei im Gange zu halten, daß nicht der menschendürstende Tod auf einmal Alle dahinrafft'.

„Drum ihr Kinder, hört an: ich hab' mich entschlossen, den Himmel jezt zu vertheilen, als ewige löstliche Gabe, ihn euch in das Herz nun zu senken. So öffne denn Jeder den Busen, er wird ihn da spüren, wenn Freiheit und Freude sich nahn, die Opferflamme zu schüren. Und das, was Jeder sich dünkt, das soll auch Jeder heut' werden; das, was Jeder erstrebt, geneuß er als Glück hier auf Erden. Mich aber nehme er an, als inneren Spiegel und Richter, ich eb'ne selbst ihm den Pfad, der zur himmlischen Grenze ihn hinführt.

„Schaut, mich selber entthron' ich, ich nehm' mir vom Haupte meine guldene Kron', ich werf' die Welt euch zu Füßen (die Weltkugel rollte wirklich am Boden) und den Scepter zerbrech' ich, der längst ein Schaupstück geworden. Ein bloßer Stecken war's nur, — und jezt, weil ich Mensch bin, nehmet als Menschen mich auf, als Bruder unter die Brüder. Ich sehne mich, Thaten zu thun, wie ihr, mich zu freuen wie ihr, und zu leiden mit Menschen, sehne mich groß zu sein, und das Große zu schmecken im Kleinen.“

Und der Jupiter stieg nieder von seinem Thron unter dem Jauchzen der Menge, und die, welche ihn näher kannten, erkannten das Gesicht unsers — Helden.

Nun traf es sich gerade, wie er in die Menge trat (er war dabei bemüht, sich dichter in seinen Mantel zu hüllen, der hohe Rothurn, auf dem er einherschritt,

verwehrt ihm aber die leichten Bewegungen) daß der Jüngling, dessen wir oben erwähnten, plötzlich hastig auf eine Aphrodite losging, die mit sicherer Grazie ihren goldenen Apfel in der Hand haltend, eben einige Schritte vorwärts that. Sie war wirklich niedlich in ihrem bläulich-weißen, mit Silber durchschossenen Gazegewand, — und der Gürtel saß fest, keine irdische Athene hätte ihr denselben herunterziehen können. Der Jüngling verfolgte bewundernd, anbetend die Göttin, und sie — war sonderbar überrascht, fast mädchenhaft verschämt und zeigte ihm, als er sich mit ihr in ein Gespräch einließ, ihren Apfel mit der Frage, ob er sich desselben erinnere und ob er ihr diesen goldenen Apfel wohl jetzt auch als Preis zuerkennen würde? Der Zeus kam aber dazu und wollte sich als Schiedsrichter in's Mittel stellen und die Beiden trennen, als Here, die gewaltige Göttin (ihr Diadem künbte sie als solche an) herbeischnitt, und scheltend den Gemahl anlieh, daß er immer und immer nur nach andern Schönheiten sich umsehe, daß er hier sogar in das Welt- und Marktgetümmel sich verirrt, daß er die goldene Krone verwirft, daß er den Scepter verloren; spottend sagte sie ihm: er glaube wohl Gott zu bleiben, wenn er sich zum Menschen erniedrige, aber auch der Mensch werde ihm verloren gehen und die Thiergestalt am Ende ihn fesseln.

Unser Zeus war im ersten Augenblick wirklich betroffen über dieser unerwarteten Erscheinung der scheltenden und spottenden Here. „Wo kommst du denn her, du lilienarmige Göttin? ich hab' wahrlich lange dich nicht gesehen!“

„Auch du entschwandest mir ganz, du vertriebst dich in Winkel, um mir zu entweichen, ja mir scheint's, wenn ich nicht die Unsterbliche wäre, du wünschtest mich wirklich in's Grab, um ungehemmt nach Guthünken Andere freien zu können. Ist doch selbst mein allsehend Auge nicht rasch und durchdringend genug, um dich Ungetreuen und all die geheimen Lücken, die du im Schilde führst, genug zu bewachen.“

„Nein Herr, du thust mir Unrecht,“ sagte Zeus nun auf einmal lustig, „wenn du viele und vielerlei Lücke bei mir vermutest. Ich bin besser geworden im Alter und hab' den goldenen Regen, die Laubengestalt, — hab' alle die Striche der Jugend vergessen.“ —

„Vergessen?! Warum find' ich dich denn hier in der tollen Gesellschaft?“

„Und warum find' ich dich hier?“

„Um dich zu bewachen!“

„Und ich bin blos da, um hier die Schönheit,“ — auf Aphrodite zeigend, — „zu hüten.“

„Zu hüten! du!“ rief nun der Griche entrüstet, „da ist wahrlich der Bod zum Gärtner gesetzt. Die Schönheit bedarf eines Hüters, wie du bist, nicht!“

„Der Bod zum Gärtner,“ lachte Herr, während Zeus mit einiger Verlegenheit sagte: „doch, doch! ich hab' das Recht und die Pflicht!“

„Schönheit! Aphrodite! Göttin! Ich bete dich an!“ rief der Griche in höchster Ekstase.

„Bist du Paris?“ fragte Aphrodite so schmelzend und hingebend, daß Zeus fast schwankte.

Ein Anderer aber sah auch nicht freundlich, und das war Herr Siegmund, der plötzlich aus seiner Nische vortrat, den Griechen mit den Worten hart anlies: „Dich kenn' ich! du bist die Spindel, und hast weder das Recht noch die Macht, dich zwischen Zeus und die Schönheit zu werfen. Zeus, der die Schönheit füttert und großzog, der sie zu dem gemacht, was sie ist, hat auch das Recht, sich um ihr Schicksal zu kümmern, und ihre Hand dem zu weigern, der ihm nicht zusagt.“

„Das ist nicht wahr!“ sagte Aphrodite. „Er hat mich nicht großgezogen und nicht zu etwas gemacht; was ich bin, das bin ich aus mir selbst geworden.“

„Gut,“ sagte Zeus, — „aber wer hat dir den Apfel hier gegeben?“

„Was thut der Schuft da?“ schrien mehrere Stimmen auf Siegmund zustürzend. „Werst ihn hinaus, werst ihn hinaus, der gehört nicht hierher und nicht zum Spiel, hat keinen Domino und keine Maske!“

Und mehrere Masken, wahrscheinlich verkleidete Offiziere, waren bemüht, diesen ungebetenen Gast hinauszuworfen. Von den Spielenden nahmen Zeus für Siegmund, der Grieche wider ihn Partei; plötzlich aber kam der Tumult zum Schweigen durch eine Figur, die durch die Masken hindurch auf die Gruppe zuschritt.

Die Tragik und die Komik können sich oft auf eine Art berühren, daß, während wir zum Lachen geneigt waren, wir plötzlich erschrecken müssen und zum Trauern gezwungen werden, — und während wir trauern wollten, wir wieder lächeln, wo nicht gar lachen müssen.

Der Art war die Scene, die sich hier auf diesem Maaslenball entwickelte durch eine Person, die nicht mehr wußte, was lachen heißt.

Sie sah wunderbarlich genug aus. Man hielt sie im ersten Augenblick für eine Jungfrau von Orleans: ein weißes Atlasgewand im mittelalterlichen Schnitt bedeckte ihren Leib, — aber die Formen füllten das Gewand nicht mehr aus. Darüber war um eine Schulter geworfen und um die andere Hälfte wieder um dieselbe Schulter gezogen ein langes Tuch, wie es im antiken Griechenland oft als Mantel getragen wurde. Und der Helm der Athene sah ihr auf dem Haupte. Das Profil war immer noch schön, der Helm stand immer noch gut, — aber die Züge waren aufgespannt, die Augen glühten dunkel im unheimlichen Feuer. So näherte sich Elisabeth hastig, und als sie die Gestalten sah, die sie zu suchen schien, sagte sie: „Ha, gut, daß ich euch finde, — euch Alle beisammen! Ich dacht's ja wohl, das Tribunal im Himmel müßt' noch zu finden sein. — Aber Zeus hier darf nicht Preisrichter sein (dieser Zeus war befremdet zurückgetreten, es flimmerte ihm vor den Augen, er wollte im ersten Augenblick durch andere oder eigene Ueberredung die kranke Gattin zu entfernen suchen, nach augenblicklichem Besinnen entschloß er sich aber doch, die Sache gehn zu lassen, wie sie gehn wollte. — Ja, der Wahnsinn trat ja jetzt deutlich vor aller Welt Augen hervor! das war nicht einmal zu verachten!) — Zeus darf nicht Preisrichter sein, Zeus ist Partei und ein unbefangenes Gericht von ihm also nimmer zu erwarten. Auch Herr hier fürcht' ich und daß' ich. — Du Jüngling,“ wandte

ſie ſich an den Griechen, „haſt eine gute Figur, ich lieb' dich, ſie erinnert mich an, — ja an Paris, richtig! — Paris, oder Ganymed, oder Håmon, — 's iſt einerlei. Du wiſt recht richten. Nun dir leg' ich die Streitsache vor, — — der Mörder da darf aber nicht mißſprechen!“ rief ſie ſchnell, als Siegmund ſeinen Kopf ſted in dem Kreis vorſtredte, ſo daſſ er zurüdfuhr und ſich für einige Augenblicke zurüdzog. — „Höre Jüngling, höre! der Apfel, den Jene dort in der Hand hält, iſt mein, denn wiſſe, ich bin die Schönheit; — — es darf dich nicht irren, daſſ das Gewand nicht ganz in der Ordnung iſt, es iſt das Kleid der Julia, das andere iſt verbrannt nach der Affaire, — — es hat arg geſunken! Nun das iſt einerlei, das Gewand thut's nicht, ich bin doch die Weiſheit, und verlange heute von dir die Entſcheidung, daſſ ich das Recht auch habe, mich meiner Schönheit zu rühmen. Dein Vorgänger hat mir den Apfel zuerkannt, in feſter, klarer Entſcheidung. Der Apfel gehört mir, und dieſe da — dieſe da — hat ihn geſtohlen, und maht es ſich nun als ein Recht an, den Apfel und Alles mit ihm zu beſißen und mir zu entreißen.“

Sonderbar! Jezt, nachdem es ſich um den Apfel drehte, hatte Eliſabet auf einmal Worte bekommen und Herz bekommen, um ihr Recht zu ſtreiten! — Das Andere ging mit Hand in Hand, ſie glaubte in der Verwirrung ihrer Gedanken, wenn das Schiedsgericht von einem Andern ſie wieder zur Schönſten und Würdigſten für den Beſið des Apfels erhöbe, würden ihr alle bedrohten Güter mit ihm unbeſtritten wieder verbleiben. Eine dunkle Erinnerung von Robert's Schwäche in Be-

ziehung auf das Urtheil der Welt möchte sie zu dieser Meinung verführen.

Die Aphrodite aber riß ihre Maske ab, und warf sie Elisabeth zu Füßen, den Apfel hielt sie hoch empor.

„Ja,“ rief sie, „so soll es sein, der Grieche soll zwischen mir und dieser Närrin entscheiden: auch ich ernenn' ihn zum Richter und alle Welt hier zu Zeugen, ob er mir nicht besser als dir jetzt gebührt? Schon damals bekam ich den andern Apfel, den Bruder des deinigens, und dieser gehörte dir längst nicht mehr, denn er gehörte der Schönsten, hatte also keine Herrin, bis Jemand als solche erklärt wird. — Wenn er aber mir überantwortet wurde, so geschah es nur im Gefühle der Billigkeit und des Rechts, weil mir schon, als du diesen bekommen, vom nemlichen Richter das Gegenstück und Vorbild zuerkannt wurde. So kurst' ich nach äußerem Recht ihn erben, nachdem du so, wie der Weisheit, auch der Schönheit verlustig geworden. — Daß aber auch nach innerem Recht er mir zusteht, das soll hier dieser Paris mir sogleich bestätigen.“

„Wohl!“ rief es von einer Ecke her (und die ihm zunächst Stehenden wandten sich verwundert nach dem kleinen Burschen in schwarzer Maske und schwarzem Domino, er sah wie der Teufel aus) „aber Sannchen-Aphrodite hat für diese Entscheidung eine Gegengabe zu geben, — sie wird sich erinnern, — die Gabe ist das schönste Weib.“

„Pah!“ rief Zeus hastig, — „das ist nicht wahr! Für den Apfel gehört die Gegengabe, nicht für die bloße Entscheidung!“

„Nein, für die Entscheidung!“ sagte der Grieche leidenschaftlich; „die Entscheidung giebt das Recht des Besizes, und von beiden Streitenden bin ich erwählt zum Richter!“

„Bravo, Grieche!“ sagte Here unter ihrer Maske.

„Sannchen, der Mensch ist nicht, was er scheint! — ich glaub's wenigstens nicht!“ sagte Zeus ängstlich, — „gieb keine Entscheidung.“ —

„Und ich glaub's, daß er ist, wofür ich ihn halte,“ sagte Sannchen, mit leuchtenden Augen ihn mustern.

„Na, Zeus, du ärmlicher Gott! Du schlimmster zugleich und schwächster der Tröpfe!“ rief der Grieche erbittert; „hast du nicht selbst dort oben bestätigt, daß ich heut' erringen soll, was ich mir wünsche, — und das werden soll, was ich scheine?“

„Wenigstens das Gegentheil von Beidem,“ murmelte Siegmund halblaut, doch wagte er sich nicht mehr vor, um der närrischen Elisabeth nicht wieder in das Auge zu gerathen.

Diese sagte zu ihrem Parie: „Was soll's denn? Wer bist du? Was willst du? Warum giebst du nicht deinen Spruch? — Ich mach' dich zum Weisesten der Sterblichen, wenn du mir den Apfel zuerkennst.“

„Der Apfel gebührt nicht der Weisheit und nicht der Narrheit,“ sagte der Grieche, „er gebührt einzig der Schönheit.“ — Und rasch vortretend und sich vor Sannchen auf ein Knie niederlassend fuhr er fort: „Hier Angesicht's der ganzen Versammlung erkenn' ich der Aphrodite, der Inhaberin aller Schönheit und Grazie, den goldenen Apfel zu. Nur Aphroditen gebührt er, nur Aphrodite darf ihn

besitzen! Aber höre, du Schönste! Aphrodite versprach ein Weib für den Spruch, — das Schönste, wie auch jene Stimme verlangt! und weil ich getreu dem Nyktus gerichtet, so mußt auch du getreu dem Nyktus belohnen! Ich verlange die Schönste, und darum verlang' ich dich selbst!"

"O ich hab' vergessen, ihr den Gürtel zu rauben!" sagte Elisabet auf Sannchen zueilend, im Begriff ihr denselben noch abzuziehen, während unser Zeus, — unser Philosoph bemüht war, den Paris wegzubrängen und sich zu Sannchens Füßen zu werfen, indem er leidenschaftlich rief: „Die Schönheit kann sich nicht zweimal verschenken. Sie hat das Versprechen ihres Besitzes an den Apfel geknüpft, und mit der Gabe des Apfels war der erste Spruch, die erste Erhebung der Schönheit verbunden. Sannchen! Aphrodite! du wirst keines Versprechens eingedenk sein."

Sannchen sah erröthend, fast ängstlich, unentschlossen von Einem zum Andern, während Elisabet die Gruppe erstarrt regungslos anstierte.

Die Here selbst aber lachte unter ihrer Maske, rieb sich die Hände und sagte: „Ei, du großmüthiger Zeus! wie wirbst du so artig um deine Grazias nun, wie bist du — — —" Here vollendete entweder ihren Satz nicht oder wurde er wenigstens von Niemand gehört, es hatte sich ein starkes Geräusch erhoben, das von verschiedenen Seiten herkam. Auf einer Seite rangen zwei Menschen mit einander. Der Eine, ein Größerer, wollte eindringen, der Andere, der schwarze Teufel, wollte ihn zurückhalten. Sie wurden aber plötzlich wieder ruhig; denn — auf der

andern Seite trat ein Mann vor, der schon längere Zeit aufmerksam zugeschaut und dann einige Worte mit Siegmund gewechselt hatte. Dieser riß einem römischen Republikaner das Schwert aus der Scheide, stieß mit einem Stoß dem zu Sannchen's Füßen liegenden Paris dieses Schwert durch beide Waden, und der Paris schrie nicht — zum Staunen Aller. Er merkte den Stich gar nicht, glaubte sich nur angestreift und sah rückwärts, fühlte sich an den Waden in die Höhe gezogen, und der massenhafte Falstaff, — denn kein Anderer war der Neuhinzugekommene — hing ihn wie ein Kalb nicht allzuhoch vom Boden an einen Nagel an der Wand. Nun schrie natürlich Paris Jetermordio. Aber natürlich sein Schreien half ihm Nichts. Das seine Tricotgewand gab auf schauderterregende Weise nach und trennte nach und nach das falsche Fleisch vom wirklichen Bein auf so geschäftige Weise, daß Falstaff für gut fand, einen Dolch hervorzuziehen, das Gewand sachte aufzuschlifen, so daß die sehr dünne Figur des Herrn Edgar Wolf, die zum Glück noch in einer anderweitigen Hülle saß, erst auf den Händen, dann auf allen Vieren herauskriechen konnte.

Unter schallendem Gelächter der ganzen Maskenversammlung — der Herren wenigstens, die Damen benußten sich unter ihren Masken sogar erst, als sie hörten, das ganze Spectakelstück sei noch so ziemlich anständig vorübergegangen — entfernte sich Edgar, sobald er wieder auf seine Füße gekommen, sogar ohne Verbeugung, sein Fleisch und seine Kleider am Nagel hängen lassend. — Der arme Junge hatte zwar kein Gift im Leibe, aber das Gelächter brachte ihn in eine so unharmonische Stim-

mung, daß er fast selbst in der Verzweiflung auf Gift verfallen wäre.

Sannchen hatte sich längst in die Nähe ihres Zens geflüchtet, der aber nun seinerseits fast gar spröde geworden wäre, wenn die unendliche Laclust nicht jedes andere Gefühl verschlungen hätte. Es war aber auch ihm nicht alle Erniedrigung erspart, denn sein hoher Rothurn (er hatte denselben aus alten Predigtbüchern aus seines Vaters Bibliothek, der ein Geistlicher gewesen war, gefertigt, die 6— 8 Zoll hohen Sohlen hatten seine Leibestgestalt sehr merklich erhöht) wurde ihm unversehens von hinten abgetreten, er wäre beinahe gestürzt und fand sich nur auf den nackten Füßen endlich wieder ins Gleichgewicht. Mit recht anmuthiger männlicher Grazie und Wohlgenichtigkeit neigte er daher das Haupt endlich gnädig gegen Sannchen, er trocknete die Thränen, die das Lachen auf seine Wangen gelockt hatte, ab und sagte ihr, sie möge sich jezt unbesorgt der Freude hingeben, er wolle wieder kommen, wenn er Elisabeth, die auf eben so unbegreifliche Weise auch jezt wieder verschwunden, wie schon vor der Scene, aus ihrer Haft, aufgesucht und sich versichert habe, daß ihr kein Leid widerfahren sei.

Er ging, sich über ihr Verschwinden zu erkundigen, konnte, aber nicht gleich etwas erfahren, ja es wollten ihm bei näherer Ueberlegung doch Sorgen aufsteigen, ob sie sich nicht nach diesem wunderlichen Ausgang des Apfelsprozesses ein Leid anthue. Im Vorzimmer erfuhr er aber von einem Diener, das Mädchen habe seine Gattin außen erwartet, und in Empfang genommen; zwei dunkle Masken, die er für verkleidete Polizeimänner gehalten, hätten sie aus dem

Saale geführt und seien ihr auch gefolgt. Ueber das Zusammentreffen dieser Masken machte sich unser Held wunderliche Gedanken; es kam ihm fast vor, als habe sich seine vom Throne herab gepredigte moderne Mythologie sogleich verwirklicht, und als seien die verschiedenen Menschengewordenen Götter, die früheren Mitbewohner seines Himmels, aus aller Welt Enden hier zusammengetroffen. Er lachte zwar selbst über seine Gedanken, wollte sich aber doch näher erkundigen. — Freunde, die unsern Helden umringten, fragten ihn nach der sonderbaren Erscheinung seiner Frau bei diesem Maskenball, fragten, ob denn Ernst oder Spasß derselben zu Grund gelegen habe.

Robert fand hier eine schickliche Gelegenheit, den verwirrten Geisteszustand der Gattin, der gebieterisch fordere, sie unter eine beständige ärztliche Aufsicht zu bringen, in's hellste Licht zu stellen. Er erzählte auf leichte und gefällige Weise die Geschichte mit dem Apfel, den er dem harmlosen, niedlichen Mädchen auf ihre Bitte gegeben habe. Nun scheine aber dieses Elisabeth's Eifersucht entflammt zu haben, und in ihrem wirren Gemüth sei ihr der Einsall gekommen, die Sache vor das Tribunal im Himmel, als welches ihr die Maskengesellschaft erschienen sei, zu bringen. Er habe der Sache als einer wirklichen spaßhaften Maskerade ihren Lauf gelassen. —

„Aber der Apfel gehörte doch wirklich Ihrer Gattin?“ fragte ein Schulmann.

„Wohl, aber sie hatte mir denselben längst überantwortet, und daß ich ihn Sannchen gab, war zunächst Spasß, aber eigentlich doch nur ein Akt der Gerechtigkeit, denn sie hatte bei einem früheren Spiel den unächten bekommen,

Elisabet den ächten, und da diese jetzt doch der höhern Schönheit verlustig ist, und das glänzende Spielzeug dem aufblühenden, lustigen Mädchen besser ansteht, sie mich auch für die Maskeade darum bat (Robert hielt eine kleine Abweichung von der Wahrheit hier am Platz) so gab ich ihr denselben ohne große Bedenkllichkeit. — Es diente aber nun freilich dazu, die Narrheit Elisabet's vollends hervorbrechen zu machen, und vor mir selbst und aller Welt aufs Unzweideutigste zu beweisen. Ich weiß nicht, ob ich darüber klagen oder damit zufrieden sein soll; ich hätte mich bisher nie entschließen können, sie von mir zu lassen, um eine consequente Cur mit ihr zu beginnen. Ich glaube zwar nie, daß dieselbe noch von Erfolg sein kann; aber für mein eigenes Bedrihen ist es nöthig, daß ich von diesem häuslichen Drude, der auf mein Gemüth und meine Geistesethätigkeit den nachtheiligsten Einfluß hatte, mich abschäle. Meine vorläufige Anfrage an einen seelenkundigen Arzt wegen Unterbringung der armen Frau, deren Organismus so zerstört ist, bekommt jetzt erst in meinen eigenen Augen eine höhere Bedeutung: daß ich mit gutem Takt, gleichsam vorahnend, das Richtige gefunden. Ich erwarte morgen seine Antwort, und werde, wenn dieselbe günstig ausfällt, ihm die arme Elisabet unverzüglich übergeben.“

Während dieses Gesprächs, das in einem Seitenzimmer geführt wurde, wohin sich unser Held seine modernen Kleider hatte bringen lassen, hatte er sich des Göttergewandes nach und nach entledigt und gegen erstere umgetauscht. Lachend sagte er: „Falstaff hätte mich auch an einzelnen Punkten spürsen können, ich fand nothwendig

für meine göttliche Erhabenheit das alte Ausstopfungs-system der Griechen auch in Anwendung zu bringen. Nicht alle Menschen sind so glücklich ebenmäßig gebaut wie mein Maler, dem Edgar heute wirklich ähnlich sah. Nun muß ich aber zuerst nach Elisabet und dann nach Mabelaine sehen, denn daß die verdammte Hexe von Here keine andere war als diese, ist klar wie der Tag." Diese letzten Worte murmelte er noch in sich hinein, und wollte eben zur Thüre hinaustreten, als Falstaff ihm den Weg vertrat. — „Falstaff! Göttlicher!" rief unser Held entzückt, „woher und wie kamst du so zu rechter Zeit!?" — Und er umarmte ihn im Andenken an die herrliche That, die ihm nicht nur um der Komik willen, sondern aus dem noch näheren Interesse, daß sie seinen Feind und Nebenbuhler vernichtet hatte, ganz unbezahlbar war.

Die Inbrunst, mit der der Philosoph ihm um den Hals fiel, schenkte dem Falstaff klaren Wein ein — über seinen dormaligen Gemüthszustand. Denn Falstaff war in seiner Art Menschenkenner.

„Beim Bliß, Junge!" sagte er, seinen Bart streichend, „du scheinst mir nicht mehr der Herr des Blißes zu sein, sondern ein vom Bliß inspirirter Dämo oder Dömo, daß dich das Schaaf überwunden hat."

„Narr," sagte Robert lachend, „das Schaaf hat artiges Fleisch und Blut in Menschenhaut, auch Zeus verschmähte solches nicht und blieb doch Zeus vor und nach dem, — — komm was giebt's Neues — ? doch vor Allem müssen wir den fremden Gestalten nachspüren. Hast du nicht Mabelaine und noch andere gesehen? Auch deine uner-

wartete Erscheinung war wunderbar genug, — war es abgekartet?"

„Nicht, daß ich wüßte. Meine Erscheinung ist natürlich genug. Komm zur Gesellschaft und höre, was ich dieser und dir zu eröffnen habe.“

Und er zog unsern Philosophen hinter sich drein, in den Saal und rief mit einer mörderischen Stimme in die summende und wogende Gesellschaft: „Achtung, meine Herren! In Frankreich ist die Revolution ausgebrochen, das alte Regime ist gestürzt, das Volk ist Meister! die Freiheit lebe hoch!“

Und er ergriff einen Humpen, den er in Bereitschaft hatte, und leerte ihn in Einem Zug aus. Mit einem Schrei des Entzückens stürzte Siegmund (der von einigen Officiere in der Zwischenzeit noch einigemal lauter und verdeckter angegriffen worden war) auf ihn zu, ergriff den Humpen, füllte ihn, rief oder brüllte vielmehr: „Die Freiheit und der Ueberbringer dieser Nachricht lebe hoch!“ und stürzte den Inhalt ebenfalls in Einem Zuge hinunter. Alle Anwesenden, die sich den Freiheitsideen und den beiden Helden verwandt fühlten — natürlich unser Philosoph voran, brachen mit diesen in ungeheuren Jubel aus. Siegmund durchslog mit stolzem Blick die Reihen: Manchem blieb der Mund offen stehen, Andere zogen sich verzagt und scheu zurück, Alles bildete Gruppen, die Weißen drängten sich herzu, verlangten Näheres, Niemand dachte mehr an's Tanzen. Als sich aber endlich die Jüngeren wieder erinnerten, warum sie eigentlich da seien, als nach Absingung der Marseillaise und Parissienne die Hörner und Pauken sich auch wieder zu deutschen Walzern

verirrten, und das muntere Volk sich wieder in seiner Welt umsaß, fielen die Blicke Einiger auch auf den Thron-
sessel über der Opferflamme, und da saß — saß auf dem
vom Jupiter verlassenen Platz eine schwarze Gestalt. War
es der griechische Pluto? War es der mittelalterliche
Teufel oder der moderne Mephisto? — Nein, letzterer
nicht, wenigstens hatte er den rothen Grad unter einem
schwarzen Mantel verhüllt. — Nun die Gesellschaft ward
durch ihn nicht sehr incommodirt, sie jauchzte ihm zu, er-
kannte seinen Scepter an, und der Tanz wurde diesen
Abend mit einem Eifer getrieben, als müßten sich die
Helden und Heldinnen heute noch bis zum Tartarus durch-
tanzen. Auch unser göttlicher Zeus mit seinem Schäschen
berauschte sich in Tanz und Wein, nach seinem Weibe
hatte er sich durch einen Diener erkundigen lassen und
die tröstliche Nachricht erhalten, daß sie wohlbehalten zu
Bett gebracht worden sei. Er gedachte ihrer entweder
gar nicht mehr, oder als einer dem Tode Uebergebenen,
deren Leben der Antiquität versallen sei. Ja, er mußte
sich in seinen Gedanken recht befriedigt fühlen, daß die
Sache in diesem Augenblick bis auf den Punkt gebiechen
sei, der ihm jetzt innerlich und äußerlich die Lostrennung
erleichterte. Auch mit Siegmund machte er wieder Brüder-
schaft, und dieser ermunterte ihn noch, mit der Närrin
doch ja gleich am andern Tag abzufahren, und die holde,
frische Schönheit doch ja nicht zu verachten.

Falschaff, der dabei saß, lachte in's Glas.

Die Helden banten sich aus ihren Gläsern goldene
Luftschlösser in die Zukunft, wurden wirklich in den eige-
nen Augen Herren der Erde und Himmelkönige zugleich,

und ergingen sich unter dem Zutrinken von Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft so lange in Muthmaßungen über die neuen Arten, die man künftig nach der herrlichen neuen Welt — der europäischen Republik — strecken mußte, bis endlich tief in der Nacht ein Theil der freien Männer in dem nächtlichen Raume unter dem Tische angelangt war.

Anderer — unter diesen unser Held mit seinem müden Schäfschen — suchten lachend den Heimweg.

„Ich R—arr,“ sagte Robert in einer mehr als philosophischen Lustigkeit, „m—einte fr—üher einmal, wenn man a—angest—ochen sei, g—ehe man der G—otttheit verlustig, n—nein das Gegentheil! m—an wird sich ih—rer erst recht be—wußt! I—eht bin ich der g—anze Gott und d—u bist meine Götting!“ Wie weit dieses Götterleben ihn noch geführt, davon schweigt unsere Geschichte. Doch ist zu hoffen, daß ein schallendes Gelächter hinter ihnen und der Ruf: „Da haben wir ja den Bod zum Gärtner geseht!“ den Philosophen noch zur rechten Zeit erreichte. Zur Erklärung aber dieser Warnungstimme mag das Folgende dienen.

Here war auf dem Ball nicht mehr sichtbar gewesen. Die Heldenthat Falstaff's und seine Revolutionenachricht hatten sie verschreckt. Ob ihr Vatte der Pluto gewesen, der den Thron des Zeus eingenommen hatte, oder ob jene Gestalt nur ein Phantom, oder gar ein Gespenst war, wissen wir nicht zu sagen. Abergläubische Gäste wollten bemerkt haben, daß der Schatten später sich für den einen Beschauer ausgedehnt, für den andern zusammengezogen habe.

Here gerieth später (in derselben Nacht noch) mit ihrem Widerpart in der Schicksalsmacherei, ihrem Cousin, den sie mit großer Verwunderung und nicht geringem Aerger ebenfalls hier sah, in einen Streit darüber, wie weit man unsern Helden noch dürfe tiefer aus dem Östernapf naschen und eben damit fallen lassen. Here wünschte natürlich seine gänzliche Demüthigung, und sie wollte dann ihren Spott auf's Unbarmherzigste auslassen. Sie hatte auch wirklich volle Aussicht des Erfolgs, denn der Cousin meinte mit gesenktem Haupte, der Zustand des Helden sei der Art, daß eine warnende Gewissensstimme wohl nicht zu Worte kommen könnte; doch tröstete er sich im Geheimen, daß das Spottgelächter seiner Orgenmacht wohl dieselbe Wirkung haben könnte, wie das mahnende Gewissen.

Sechszwanzigstes Capitel.

In derselben Nacht hatte aber noch ein anderer Kampf statt, ein Streit zwischen Eberhard und seinem Maler, dem Freiherrn. Die Politik war nicht Gegenstand ihres Gesprächs.

Der Freiherr hatte seine Maske abgeworfen, ging erst hastig in einem der Zimmer, die er für sich und seinen Freund gemiethet hatte, auf und ab, und warf sich dann auf einen Sopha, wo er lange unbeweglich liegen blieb, das Gesicht mit den Händen bedeckend. Seine herrliche Gestalt zeigte sich jetzt männlicher, beinahe noch größer, seine Haare etwas dunkler, seine Züge schärfer, aber auch ausdrucksvoller — ein unähnliches Gegenstück zu Elisabeth.

Sein Nebenmann ging im Zimmer auf und ab, blieb endlich vor ihm stehn, und sagte leise: „Was bewegt dich? warum hast du kein Wort?“

„Och! Och! Laß mich allein!“ rief der Andere heftig. „Warum hast du mich gerufen? Warum mußt' ich kommen? warum mußt' ich diese Scene mit ansehen? O, wär' ich doch lieber nach Egypten gereist, oder hätte meine Ohren verstopft und meine Augen verschlossen, daß ich diesen Jammer und diese Erbärmlichkeiten nie hätte sehen und hören müssen! Also bis

dahin habt ihr ein Leben gebracht, das der theuerste Schatz meines Lebens war, aus dessen Besitz ich einst Seligkeit getrunken hätte, dessen Entsagung mich zur tiefsten Ehrfurcht zwang, dessen Bild von jenen lehten unvergesslichen Augenblicken an mit einem Heiligenschein in meiner Seele thronte, das mich nie verließ, das mich zu einem andern Menschen machte, das mir Freudigkeit zum Guten gab, und mir einen Abscheu vor all' den Verirrungen einflößte, die jenes zarte Wesen dem Tode nahe gebracht hatten, die sich vor dem Lichte des Angesichtes Gottes vertriehen müssen! — Und nun! während ich aus dem Innern zehrte und immer neue Nahrung daraus zog, während ich hoffte, daß dem hohen Engel seine Entsagung durch die ewige Dankbarkeit des Vaters, durch stilles häuveliches Glück, durch innern Seelenfrieden vergolten würde, — während ich selbst Trost aus dieser Hoffnung und diesem Glauben für meine eigene Entsagung schöpfte, — nun werd' ich gerufen, um — was zu sehen?! — Was! — Einen Maolenball, der mir die Rehrseite aller Vernünftigkeit in der Narrheit, alles wahren Rechts im falschen Recht, alles Zartgefühls im Mangel an allem Gefühl, — der mir das Elend der Lustigkeit und die jammervolle Komik der tiefsten Tragik vor Augen malte! Da mußt' ich sehen mit diesen meinen eigenen Augen, daß der Apfel, den ich als Zeichen der Huldigung einst Ihr gegeben, jezt als wahrer Zankapfel von einer ausgestopften Puppe einer andern, innerlich hohlen Puppe gegeben wird! — und sie, die Ärmste, die sich noch an diesen Apfel anklammerte, von ihm Heil erwartete, auf dem Wege des Rechts ihn verlieren muß!

Des Rechts, weil die abgelebte Gestalt ihn wirklich nicht mehr ansprechen konnte! — Und das Alles mußst' ich sehen, der ich dich bat, mich zu rufen, wenn ich mich mit den Engeln freuen dürfte! Die lustigen Teufel sind die Engel, sie haben über Elisabet und mich triumphirt!"

"Gut, daß es sich entleert," murmelte Eberhard an seinen Nägeln kauend, „der Strom hätt' ja, wenn er nach Innen gewühlt hätte, gefährlich werden können!" — Laut sagte er: „Ich finde aber doch Sinn darin!"

"Ha, und du Teufel, der du mit deiner lustig-finstern Experimentenwuth auch mitgeholfen hast — halb wissentlich und vorsätzlich mitgeholfen hast, daß die Arme bei diesem Leidensstich ankommen mußte, du hast mich dazu gerufen in satanischer Freude, — nicht nur, um mir die Beschämung zu bereiten, daß mein einstiges Geschenk die Ursache dieses traurig lächerlichen Conflictes werden mußte, sondern um mir auch mein holdes Bild aus der Vergangenheit auf ewig aus der Brust zu reißen! O, jetzt fühl' ich erst, was ich verloren habe, und wie mein innerliches Heiligthum unwiederbringlich dahin ist!"

"Ach! — dahin?" fragte Eberhard, den Kopf in die Hand stüpend, — „und warum dahin?"

„Der Mensch fragt auch noch!" rief der freiherrliche Maler grimmig; „fragt noch und hat selbst mit angesehen das heutige Bild, das jammervoll zerstörte, das Nichts als Trümmer zeigt, wirre, übereinandergeworfene Trümmer! O, diese Augen! diese Züge! diese jammervolle, ärmliche, zerbrochene Gestalt! Ich gäbe Alles drum, wenn ich sie nicht gesehen hätte! Der Zauber, der Schatz meines Innern ist mir entschwunden, dieses

zulezt erblickte Jammerbild wird mich wie ein Gespenst verfolgen! Oh! Oh! Jetzt ist Alles aus, das innere und das äußere Glück!"

Und er bedeckte sein Gesicht mit den Händen, und Thränen, — ja Thränen träufelten von seinen Fingern herunter.

"Es ist tief zu beklagen, daß dir das Alles einen solchen Eindruck machen mußte," sagte Eberhard kleinlaut, "ich konnte das nicht voraussehen."

"Schweig!" rief der Freiherr wild, "deine Machinationen sind zu Ende! — Wenn du nicht vorausgesehen hättest, daß sich das Alles zutragen wird, warum hättest du mich zum Zuschauer genöthigt?"

"Gewiß, du thust mir Unrecht," erwiderte Eberhard mit ängstlicher Hast. "Was ich voraus sah, das will ich dir an den Fingern her zählen. Ich wußte, daß Madelaine Sannchen hierher geschickt hat, unsern Philosophen durch sie in's Netz zu bringen, um das komische Gericht an ihm zu üben, und zugleich ihr Rachegefühle zu befriedigen. Ich wußte weiter, daß Robert richtig gefangen wurde, ich wußte auch, daß Sannchen sehnüchtig nach deinem Apfel verlangte, und daß ohne Zweifel der verliebte Held ihr denselben werde gegeben haben. — Ich wußte, daß auf Madelaine's Antrieb Sannchen mit dem Gewand der Aphrodite beehrt wurde, und daß mit dem jungen enthusiastischen Edgar eine Scene beabsichtigt wurde, ich wußte — kurz das Vergangene und Gegenwärtige wußte ich, aber das Zukünftige konnt' ich nicht wissen. Ich erwartete irgend einen lächerlichen Conflict zwischen diesen Personen, und wollte dich mit mir zum Zuschauer machen. —

Und ich halte dich gerufen, weil ich weiß, daß es jezt zwischen Elisabeth und dem Philosophen zu einem Bruch kommen muß. — Daß die Sache sich gerade so gestaltete, konnte ich ja nicht wissen.

„Gut, sie mag sich jezt gestalten, wie sie will, ich will das Rächeramt übernehmen. — Warum hast du dich meiner persönlichen Einwirkung bei dieser samösen Scene so widersetzt?“

„Nun das wirst du gewiß jezt, bei ruhiger Ueberlegung selbst gut finden.“

„Nun ja, ich hätte mich wohl auch nicht abhalten lassen, wenn nicht mein bon sens selbst mich zurückgestoßen hätte, aber wirklich, wenn ich meinem Gefühle hätte folgen können, — — ich hätte sie mit Jupiters Blitz zerschmettern mögen, wenn er mir zu Gebot gestanden hätte.“

„Aber du wirst einsehen, daß das doch wohl nicht gut gewesen wäre?“

„Bleib mir mit deiner ruhigen, behaglichen Ironie vom Leibe! Kannst du denn sagen, was gut ist in einem Augenblick, unter Verwicklungen, — in Zuständen, da Alles schlimm ist? — O,“ septe er leiser, tief schmerzlich hinzu, „ich möchte Krieg führen sogar mit meinem eigenen Herzen! ich möchte ein Klaglied erheben um meine alte Elisabeth, sie ist mir jezt erst unwiederbringlich verloren, — nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich!“

„Wunderlich,“ sagte Eberhard, „du siehst Untergang, wo ich Aufgang sehe. Um was klagst du denn? Erinnerst du dich nicht, daß ich in jener unvergeßlichen Mitternacht sagte: ich sehe im Geiste, daß Elisabeth's Kämpfe noch nicht zu Ende sein könnten?“

„Nun ja, aber ich dachte mir dabei Kämpfe, in denen sie siegen müßte durch erhabene Gesinnung, und den Gatten von der Falschheit seiner Philosophie überführen; — an eine solche Erniedrigung, an Wahnsinn, Verstoßung — nach all' ihren Leiden, — an solches Elend dachte ich nicht im Traume.“

„Ja schau, ich auch nicht, aber wir müssen die Sache eben jetzt nehmen, wie sie ist, — gut, wenn sich doch ein Nutzen aus ihr ziehen läßt — —.“

„Nutzen aus Untergang des Lebens — und Ihres Lebens! Ich zerschmetterte dich, wenn du aus diesem Untergang willst Nutzen ziehen!“

„Aber erinnere dich doch jenes Abends, da du dich als etwas gar Süßes rühmtest! und dir dich Verzicht ganz besonders zueignen wolltest.“

„Der Mensch macht mich krank,“ sagte der Freiherr leise und dann lauter: „wie dachtest du dir die mögliche Gestaltung zum Voraus, weil du doch Kämpfe ahntest!“

„Nun ich wußte eben im Allgemeinen, daß die Nothwendigkeit des Conflictes mit Robert in dem innersten Wesen Elisabeth's lag. —“

„Na, und wenn du das so gewiß gewußt hast,“ rief der Freiherr aufspringend, „warum hast du uns damals getrennt, warum hast du verhindert, daß sie die Reineuge wurde? Warum mußte sie diesem Menschen bleiben, der mit seinem Schatz also umgegangen ist? Ist nicht Glück, Seligkeit, Wohlfahrt, Erhaltung des Lebens das Princip und der Zweck des Lebens? — Und eine solche Götterpflanze mußte in einen Boden versetzt werden und versetzt bleiben, der ihr nicht nur keinen Saft zuströmte, sondern

den Saft, den sie in sich selber trug, ihr auch noch Zug um Zug entzog? Ist das nicht zum Rasendwerden? Und bist nicht du — du allein anzuklagen, daß es so ist?"

Und der junge Mann, der jetzt mit sprühenden Augen und aus innerm Grimm knirschenden Zähnen vor seinem Gegner stand, schüttelte ihn so unsanft, daß es dem armen Kleinen wirklich einen Augenblick schwindlich wurde. Mit bleicher Lippe und stierem Auge sagte er: „Ich habe einer innern Nothwendigkeit gefolgt, ich mußte so handeln, ich konnte nicht anders, — und wenn du mich umbringst — es ist doch gut so.“

„Gut so! Gut so!“ rief der Freiherr wild lachend und hastig auf- und niedergehend. „Ja, es wird immer besser, und am allerbesten, wenn sie vollends unter dem Boden ist. Dann ist Ruhe! wir pflanzen eine Rose und eine Lilie auf's Grab und gehen davon! — Vorher aber will ich noch Rache nehmen — an Dir und an Ihm!“

„Du! An mir! Weil ich that, was ich mußte! Weil ich dich vor einem Verbrechen bewahrte, — das freilich vollendet war im Willen, aber doch noch nicht in der That! — — und heirathen hättest du sie ja doch nicht können, — wenn du es durchgeseht hättest, wär's zu deinem und ihrem Unglück gewesen. — Und an wem willst du sonst noch Rache nehmen! an Ihm? — Kannst du hier der Richter sein?“

„Und warum denn nicht? Der Rächer!“ rief der Andere heftig. „Kein anderer Mensch als ich kann es sein; denn aus Treue gegen ihn hat sie mir entsagt, ich bin verkürzt um seinetwillen, und da Er die Treue nicht gegen sie hielt, so muß ich als Rächer eintreten.“

„Und was ist gewonnen, wenn du als Rächer trittst? Daß das Gericht wieder an dir zum Rächer werden muß!“

„Du ärmlicher, thatloser, fast- und kraftloser Gedankenmann! glaubst du mich immer an deinem Gedankenfeil hin und her ziehen zu können?“

„Und was wird's denn mit Elisabet werden?“ fuhr der Andere fort, ohne diesen Einwurf zu beachten. „Kannst und wirst du ihr was Besseres bieten, als ihr Ehemann? Versorgung, Unterbringung in einem Hause, wo sie ihr Leben abspinnen darf, wo man sie zu Tode füttert.“ —

„O ich will ihr wenigstens mit dem Trost des Freundes nahen, ich will mit ihr weinen, ich will sie anflehen, wieder die Alte zu werden, ich will ^{sanftigend} auf ihr wundtes Gemüth und ihren wirren Geist einwirken.“

„Und wird ihr das wahren Trost geben? Könnte es ihr nicht einen falschen geben, und könnte dieser falsche sie dann nicht erst ganz unglücklich machen?“

„Ja, man möchte rasend werden über diesem Menschen!“ rief der Freiherr zähneknirschend; „wenn man auf ihn hören wollte, so müßte man vor jeder Mannesthat zurückbeben, denn er sieht überall das Ende, das Ende, — und dieses Ende ist natürlich auf irgend eine Art einseitig, Sorge erweckend, darum bleibt Nichtsthun, die Hände in den Schoos legen, die einzige Lebensphilosophie! — — Nun dieser sollst du dich wenigstens jetzt hingeben, — du sollst brüten über deiner Liebe, bis du schwarz wirst; ich habe heute Falstaff sehen eine Heldenthat vollbringen, deren zum Spaß außer ihm nur Eine Dame

in der Welt fähig war, — jene Dame will auch ich mir zum Vorbild nehmen; mich gelüftet wenigstens nach Einer That, wenn du mir auch die Freude an allen andern verleiden willst, — diese Eine hat wohl keine Folgen, denn mein Widerpart kränkelt sie alle an mit der Blässe seiner Gedanken!“ —

Und mit einer Mischung von wilder Lustigkeit und Muth riß der Freiherr einen Gurt vom Leibe, und fiel über den armen Eberhard her, um ihm Hände und Füße zu binden. Eberhard wehrte sich, und der Freiherr, der gewandte Boxer, merkte jezt, daß die derbe Faust des Gegners doch auch einiges Mark in den Knochen habe. Sie fielen endlich zu Boden und wälzten sich da noch einige Minuten mit gegenseitigem Glück. Endlich ließ Eberhard nach in der Vertheidigung, — ob er nun ermattet war, oder sich eines Besseren besann, bleibt dahingestellt; der Andere, wild und heftig, zog seinen Strid zusammen und sprang dann lachend auf.

„Ich will mich gedulden, in dieser Stellung unverrückt bleiben, so lang du sie über mich verhängst, wenn du mir Eines versprichst.“ sagte Eberhard.

„Du wirst in dieser Stellung wohl bleiben müssen, so lange ich sie über dich verhänge, ohne daß ich dir etwas verspreche.“

„Vielleicht doch nicht.“ —

„Wenn du schreien willst, stopfe ich dir den Mund!“

„Wenn auch, — jezt da er noch frei ist, stehe ich dich an um das, was ich wünsche.“

„Und das wäre?“

„Daß du dich für Elisabet nicht zum Rächer, am Philosophen nicht zum Richter aufwirfst! Es ist mir Alles verloren, wenn du das thust. — Narr, der ich war, einen so tollen Burschen zum Zeugen, Mitwisser, Zuschauer ohne Einmischung bei Konflikten machen zu wollen, die sein Gemüth so tief anregen und seine Thatlust so sehr aufregen müssen!“

„Ja sieh! der Weitsehende sieht oft auch zu kurz! darum fesselte ich dich, daß du mich und meine Thatlust nicht fesseln könneß. Wir wollen sehen, wer am weitesten kommt.“

Die Züge Eberhard's nahmen jetzt einen Charakter an, wie ihn der Freiherr noch nie gesehen, es war, als wollte seine Seele selbst auf sein Gesicht treten in Angst, Bitte, Verzweiflung, — in heftentlichem Vorwurf.

„Otto!“ sagte er endlich feierlich mit tiefer Stimme: „bei unserer Freundschaft, bei deiner Seele, bei deinem Leben beschwöre ich dich! wenn du einen Schritt thust, wenn du dich mit einem Wort, mit einer That zwischen Elisabet und den Gatten drängst, so ist für mich, für Elisabet, ja vielleicht für den Philosophen Alles verloren und gewonnen nichts, rein nichts!“

„Was ist aber gewonnen, wenn ich mich nicht eindränge?“

„Die Consequenz des rechten Schlusses.“

„Und worin besteht diese?“

„Gewiß nicht in menschlicher Kraft und nicht in menschlicher Hülfe und nicht in menschlichem Verdict. — Ich weiß nicht, worin sie besteht, — laß uns hinhorchen

und laß uns vom Herrn Weisheit empfangen, die unsere ist doch zu kurz!“

„Da, soll der Herr sprechen — durch andere als Menschenkraft!“

„So hättest du mich damals nicht gefragt, als Er durch die Schreden des Gerichtes zu dir gesprochen hat, — damals in jener Nacht, da sie todt lag, — erscharrt von deiner Leidenschaft!“

„Da! du haßt sie dort getödtet, nicht ich!“

„Nein, du wolltest ihr den andern Tod bringen, und der Herr hat sich zwischen euch geworfen, — hätte dich, daß du jetzt seinem Gerichte entgehst!“

Der Freiherr senkte das Haupt und ward stille, — er hätte sogar dem Oberhard die Bande wieder gelöst, wenn dieser es verlangt hätte, aber er sagte: „Ich will dir auch zeigen, daß ich stille sein und ein wenig leiden kann. — Wunderlich!“ murmelte er: „mein Schoosknecht hat mich gesehelt. — Weltlauf!“

Was die Beiden von da an gesprochen, ist für stumpfere Ohren unhörbar. Das Ohr des Freiherrn war, weil es in ihm und darum auch um ihn stille geworden war, so geschärft, daß er nun auch leise Tritte hören konnte, und in die Vergangenheit zurückstrebend, mußte er endlich selbst sagen: es ist Alles gut, was dahinten ist, — selbst das Gericht über den Zwietrachtsepfel. Der Gesehelte löste dem Freien die Binde. Nur Eines machte den Freiherrn plötzlich beben. „Wie? Wenn Elisabeth in der Verwirrung ihres Sinnes und in der Verzweiflung sich ein Leid anthut?“ —

Selbst unsere arme Substanz kam bei diesem Gedanken in Alarm, — sie schnappte nach Luft, denn diese Substanz hatte wirklich nicht die Gabe des Vorauswissens der Zukunft, und manchmal verdunkelte sich auf Augenblicke der Blick so sehr, daß er nur in's Schwarze sah. Aber wie sie sich wieder länger besann, kam ihrem Bewußtsein, das aus moderner Philosophie und über die Philosophie hinausgehendem Glauben zusammengesetzt war, wieder eine tröstlichere Zuversicht, und sie beruhigte sich gern wieder mit der Zweckmäßigkeit ihrer Theorie des Nichtsthuns.

Vielleicht aber hätte der unpraktische, poetische Philosoph, wenn sein Sinn in dieser Beziehung nicht gekräftigt gewesen wäre, dem Einen oder Andern Schmerzen erspart. Ob die Schmerzen hier nothwendig waren, möge der Leser entscheiden.

Seibenundzwanzigstes Capitel.

Unser Held, der Philosoph Robert, erwachte am Morgen mit ziemlich wüßem Kopfe. Als er sich während des Frühstücks endlich genau wieder aller Begegnisse der vorigen Nacht erinnerte, erkundigte er sich zuerst nach Elisabeth, ob ihr der nächtliche Ausflug nicht besonderen Schaden zugefügt, die Krankheit nicht übermäßig gemüthlich und körperlich gesteigert habe. Zu seiner Beruhigung sagte ihm die Dienerin, daß dieselbe sich die ganze übrige Nacht ruhig verhalten, und als sie einmal nach ihr gesehen, mit geschlossenen Augen dagelegen habe. Jetzt sei sie aufgestanden, habe aber noch keinen Laut von sich gegeben.

Das war gut genug. Sehen mochte er sie nicht. Natürlich.

Er machte dem Dienstmädchen keinen Vorwurf über das gestern Vorgefallene, über ihre muthmaßliche Mitwirkung bei dem sonderbaren Anzug und der sonderbaren Reise seiner Gattin. Er dachte, sie solle darüber denken, was sie wolle, dieses ganze Verhältniß löse sich ja doch nun bald genug. Er murmelte nur etwas von der Nothwendigkeit, die arme Kranke sobald als möglich den Händen eines erfahrenen Arztes zu übergeben.

Nach einigen Umschweifen erkundigte er sich auch weiter, ob sich Niemand im Geheimen im Hause aufgehalten habe? Aber weder das Dienstmädchen noch andere Hausgenossen wollten einen Menschen gesehen haben, und der Philosoph war daher gern geneigt, jenen Ruf für ein Erzeugniß seiner eigenen aufgeregten Phantasie, hervorgerufen durch seinen Genius, zu halten. Er seufzte tief und begab sich in sein Studierzimmer, bis Sannchen erwacht sein würde, über deren gesunden Schlaf er sich freute. — Als sie endlich im niedlichen Morgenleide frühstückte, bat er um Einlaß, und scherzte mit ihr über ihr Verhältniß, nannte sie seine liebe Frau in Hoffnung, er verlachte sie über ihre gestrige Verwirrung wegen des schönen Griechen, und Sannchen gestand ihm, daß dieselbe nur davon hergekommen sei, weil sie gemeint, in der schönen Figur desselben den Maler wieder zu finden. Dieser allerdings sei ihr von jeher noch lieber gewesen, aber nach ihm sei Robert ihr der Liebste.

Auf unsern Helden wirkte zwar dieses Bekenntniß ein wenig abkühlend, aber Sannchen suchte ihn dadurch zu versöhnen, daß sie ihm als Beweis ihrer freundlichen Zustimmung zu ihrem künftigen Ehebunde sogar ihre geheimen philosophischen Studien anbot. Er dachte doch auf und umging fragend die kleine Philosophie.

„Ja, Robert,“ sagte sie, „du darfst nicht glauben, daß du mit mir wegen deiner Philosophie auch unglücklich werdest, oder daß du sie vor mir verbergen müßest. Ich weiß schon Alles, und es hat mich gar nicht bekümmert oder unglücklich gemacht.“

„Was,“ fragte Robert in sonderbarem, fast ungläubigem Tone, — „was weißt du denn Alles aus meiner Philosophie?“

„Nun, daß Gott flüssig ist, daß er kein alter Mann ist, wie du gestern einer warst, sondern die Einheit aller sinnlichen Wahrheiten und — —“

— „sittlichen, Sannchen! sittlichen Wahrheiten und Gesetze!“

„Nun, sinnlich oder sittlich! Das wird kein großer Unterschied sein! Er wird doch gewiß auch die Einheit der sinnlichen Wahrheiten und Gesetze sein,“ sagte Sannchen nicht ohne Pique.

„Ja auch, Sannchen! Du hast nicht so Unrecht,“ erwiderte Robert lachend.

„Drum! also hab' ich Recht! Sieh', ich hab' mir's ausgedacht, daß Gott als flüssige Allgemeinheit geistig ist wie der Wein, und geschmacklos und farblos wie das Wasser, und durchsichtig wie die Luft, und leicht springend wie das Quecksilber.“

„Ich haune, Sannchen,“ sagte Robert mit freudiger Lustigkeit, „du giebst wirklich eine Philosophin und kannst in der neuen Republik einß den Damen moderne Weisheit lehren.“

„Ja gewiß!“ erwiderte Sannchen freudig. „Ich weiß auch, daß er das Allgemeine ist und wir das Besondere sind, daß er darum kein Pathos hat, wir aber haben eines, — ja richtig,“ fuhr sie wie im Selbstgespräch fort, „auch das Pathos ist jetzt wohlgerungen vor aller Welt Augen zum Ausbruch gekommen, der Apfel hat sie richtig in's Pathos getrieben, und wAl mein inneres und

äußeres Recht jetzt an Tag gekommen ist, so ist alle poetische Gerechtigkeit erfüllt."

Die Rede war unserm Helden nicht ganz deutlich; da er aber einen gewissen Sinn darin zu finden meinte, so wollte er sich eben in nähere Fragen einlassen, als der Postbote zur Thüre hereintrat und ihm ein großes Schreiben überbrachte. Es kam aus der Schweiz und enthielt seine Ernennung als Professor an der Universität des größten, erlesenen Kantons in jenem Lande. „Victoria!" rief unser Held: „Revolution in Frankreich und Professur in der Schweiz! Diese wäre zwar nun wohl nicht einmal mehr nöthig; denn da es nun auch bei uns brechen muß, so werden wir die Männer des Tages, — aber vor der Hand kann man es doch einmal annehmen, bis die Zeit kommt, da man eigene moderne Universitäten in Deutschland errichten kann. — Nun, was meinst du, Sannchen? wenn ich von Elisabeth getrennt bin, — soll ich dann meine liebliche kleine Philosophin haben?"

Und er sah ihr süß in die Augen, und die kleine Philosophin schaute auch süß, ein Kuß versiegelte den Bund; dann ging Robert in sein Studirzimmer, und Sannchen nahm, noch etwas schläferig, ein Buch zur Hand, in dem sie in den letzten Tagen gelesen hatte. Es waren die Wahlverwandtschaften; sie war eben da angekommen, wo das Kind, das durch Ottiliens Schuld stirbt, von seiner Mutter betrauert wird.

Als sie wenige Zeilen gelesen hatte, trat Elisabeth ein. — Doch wir haben noch einige Worte über diese nachzusagen.

Elisabet hatte auch studirt — schon in der Nacht, und in der Fortsetzung den ganzen Morgen: über das Recht. „Was ist das Recht und wo ist das Recht? Wo ist das ganze und wo das halbe? Es war doch wohl Recht, daß Sannchen der Apfel zurkannt wurde; aber weil doch ein Unrecht am Recht war, so mußte derjenige, der das Unrecht begangen, gespießt und gehängt werden, — ich sah noch, wie er's wurde! Und der Richter ist der große Halskaff! Ob aber jetzt der auch wieder gerichtet werden mußte, weil an seinem Rechte doch auch wieder ein Unrecht haßte, oder ob er der höchste Richter war? Das möchte ich wissen! Dann könnte er vielleicht jetzt auch recht zwischen Sannchen und mir richten. Ha! ich will noch ihm senden!“

Und sie beorderte wirklich ihre Dienerin, sich nach Halskaff zu erkundigen; diese jedoch kam nach kurzer Abwesenheit zurück mit der aus dem Hinger gesogenen Nachricht, dieser Herr sei abgerissen; sie fand es unnöthig, sich lange mit Suchen zu bemühen, da die einfache Ausrede die wunderbarlich suchende Frau auch zufrieden stellen konnte. Und vielleicht hatte sie nicht Unrecht: Elisabet besann sich, er hätte sie vielleicht auch spießen können.

Aber sie war jetzt doch wieder auf sich selbst beschränkt. Sie sann an Allem umher: welche Macht in der Welt ihr denn ihre Primath noch erhalten könnte? Die Behörden, — in einem Augenblick der Erleuchtung fielen ihr sogar diese ein, — aber sie erinnerte sich, daß die erste Gattin des Professor Fischmann nicht von den Behörden geschützt worden war und ihre Primath verloren hatte. Sie wußte nichts mehr, — keine Instanz, und

doch fühlte sie, daß sie eine finden müsse, sonst gehe es schief. Ihre Nerven zuckten, in ihrem dumpfen Sinne stand in diesem Augenblicke nichts geschrieben, als das Heimathebedürfniß; sie dachte nicht mehr daran, daß es auch nicht viel besser gewesen, als diese Heimath ihr noch nicht gefährdet war. — Endlich entschloß sie sich, eine Unterredung mit Robert zu suchen. Dieser war aber eben, von Sannchen zurückkommend, mit seinen neuen Gedanken und Projekten beschäftigt; er haßte, — er fürchtete jetzt die Annäherung Elisabeth's: er ließ ihr sagen, er habe keine Zeit.

Nun trat Elisabeth bei Sannchen ein. Sie sah trostlos und verzagt aus. Sich der Gegnerin gegenüber setzend, fing sie an: „Ich weiß es jetzt freilich wohl, daß du Alles gefangen und gefesselt haßt, und daß Robert in seinem Herzen weit, weit von mir weg ist. — Den Apfel muß und will ich wohl verloren geben. Aber dennoch sag' ich dir, daß das Recht auf meiner Seite ist, und daß Robert gegen mich die Pflicht der Treue hat, — daß er sie hat, und wenn auch alle Welt und er selbst das Gegentheil behaupten sollte.“

„Warum sagst du das mir, — warum hältst du es nicht Robert vor?“ fragte Sannchen spöttisch.

„Er will mich nicht anhören, und gesagt muß es werden. Ich hab' keine Schuld gegen ihn, — ich weiß das, — gegen ihn nicht, und darum muß er mir treu bleiben. Das wollt' ich dir sagen, daß du es Robert sagst und dich entfernst und uns nicht trennst. Sieh', ich hab' Niemand, ich hab' Alles daran gegeben, — Alles um der Treue willen gegen ihn, und nur diese Treue

hat mich in's Unglück gebracht, — ich glaub's wenigstens," murmelte sie vor sich hin.

„So, diese Irene?“ sagte Sannchen spitzig: „nein, das weiß ich anders. Deine Albernheit hat dich in's Unglück gebracht. Die Irene gewiß nicht, sonst hättest du müssen Freude haben an Robert's Philosophie, und sie mit Lust und Liebe studiren, dann hätte sie dir nicht den Kopf verwirrt. Mir verwirrt sie ihn nicht, mich macht sie nicht unglücklich; darum sehe ich Robert jetzt näher als du, — innerlich und äußerlich, und darum ist er mein und nicht mehr dein. — Was sollte er denn mit dir anfangen? Er ist jetzt Professor in der Schweiz, da wird er doch nicht eine Frau mitnehmen sollen, die an seiner Philosophie zum Narren wurde. Das würde einen schönen Eindruck machen!“

„Professor in der Schweiz! und geht! und läßt mich zurück! allein in der weiten Welt!“

„Nein, das nicht. Er versorgt dich. Aber Weiteres kannst du nicht erwarten. Und daß du es nicht erwarten kannst, daran bist du selbst Schuld. Robert hatte nur zu lange Geduld mit dir, er war zu bedauern. Seine ganze Ehe mit dir hat ihm nichts als Unglück gebracht. Und daß du ihm zu guter Letzt sein Kind erdrückt und an dieser Heilthat selbst zum Narren wurdest, und als Narr den Anspruch der ewigen Irene an ihn machst, das ist doch wohl gar zu viel verlangt. Sieh', hier hab' ich die Wahlverwandtschaften: da stirbt auch ein Kind, und die Mutter trauert auch, aber nur wie vernünftige Leute mit einigen Thränen, und dann ist's

fertig. Aber daß man zum Narren am Rimmer wird, das hab' ich noch nie gesehen als bei dir.“ — — Das Uebermaß selbstsüchtiger Rohheit einer naiven und durch Robert's modernes Wissen emancipirten gemeinen Natur, diese Erwähnung ihres Kindes wirkte auf Elisabeth's ganzes Wesen wie eine körperliche, ihr Leben bedrohende Gewalt. Der Krampf in ihrer Brust, ihrem Herzen, — ihr war, als fühlte sie Sannchen's verhasste Hand an ihrer Kehle, als gelte es einen Kampf auf Leben und Tod.

„Sie will mich würgen!“ kreischt Elisabeth, und schlingt krampfhaft ihre Hände um den Hals der Andern. Sannchen schreit, ringt, will fliehen, kann nicht, wird braunroth, stürzt zu Boden, und Beide wälzen sich in wildem Kampfe, bis Sannchen's Kraft erlahmt und ihre Hände sinken.

Von dem Lärm hergerufen, stürzt Robert herbei. Mit Einem Sprunge ist er in ihrer Nähe, reißt mit Gewalt die Beiden von einander, schleudert Elisabeth weit weg, sieht mit Entsetzen, daß Sannchen's Gesicht ganz mit Blut unterlaufen ist, daß ihre Brust röchelt, daß die Besinnung dahin ist. Er rafft sie in wahnsinniger Verzweiflung in seine Arme, trägt sie auf den Sopha, schellt, ruft, schickt zum Arzte, gießt Wasser über ihr Gesicht, wirft sich an ihrer Seite nieder und ruft ihren Namen mit allen Tönen der Liebe und Todesangst.

Elisabeth stand von ferne, bleich wie der Tod. Einzelne Blutstropfen ließen ihr die Schläfe herunter, ihr Kopf war bei dem Zurückschleudern Robert's an die Wand geschlagen und hatte über der Stirne eine Verletzung erhalten, die sie einen Augenblick betäubt hatte. Aber das,

was um sie her vorging, drängte ihre Sinne wieder gewaltsam nach Außen. Als Robert sie gewahr wurde, sprang er wüthend auf sie zu.

„Ha, Wurm! Schlange, Ungeheuer! fort! fort! aus meinen Augen und komm mir nie wieder vor dieselben! Dein Geschick ist entschieden, du hast dir selbst das Loos geworfen!“

Er packte sie am Arme, riß die Thüre auf, die in Elisabeth's Zimmer führte, stieß sie hinein und verschloß sich diesmal fest vom Verschuß der Thüre. — Als er zu Sannchen zurückeilte, sah er mit Entzücken, daß sie die Augen aufgeschlagen und sich eben aufrichtete. Sie fuhr mit der Hand an den Hals, sah sich mit Angßgeberde im Zimmer um, und war sehr beruhigt, als sie außer Robert Niemand gewahrte. Sie klagte über große Schmerzen im Hals, und man sah die Spuren der Finger in hochrothen Rälern abgedrückt.

„O Sannchen, theures Sannchen! wirst du je vergessen können, daß dir das in meinem Hause widerfahren ist? Wirst du mir verzeihen, daß ich nicht durch bessere Vorkehrungen dich vor dieser Schlange schützte? Aber wer hätte auch das vermuthen können?“

„Nein, nein Robert, du bist unschuldig, ich weiß das wohl, aber ich muß jetzt fort, — ich will jetzt heim zur Mutter, heute noch!“ Und dabei ließ sie ihre Füße vom Sopha niedergleiten, stellte sich darauf und fing an bitterlich zu weinen, das arme Kind.

Robert war sehr bestürzt, er machte ihr bemerklich, daß keinerlei Anstalten getroffen seien, sie möge sich noch bis morgen gebulden, er wolle sie dann selbst zur Mutter

begleiten, — aber Sannchen wollte nichts von morgen hören. Der Ripel, der sie hier zurückgehalten hatte, war ganz verschwunden, es trieb sie mit unwiderstehlicher Gewalt nach Hause, und Robert sah sich genöthigt, nachzugeben und selbst nach einem Kutscher zu grhn, weil sie ihn gebeten hatte, ihr doch die Dienerin zum Paden beizugeben.

Während Robert's Abwesenheit kam der gerufene Arzt, der dem Rufe nicht sogleich hatte folgen können. Er traf Sannchen mitten unter Kleidern, Wäsche und Schachteln. Der Mann fragte nach dem Unglück, das vorgefallen wäre, er bejaure, nicht gleich zur Stelle gewesen zu sein. Sannchen erschrak, sie hatte nicht gewußt, daß Robert zum Arzte gesendet, — ihr Hals machte ihr Schmerzen, er war sogar hoch aufgelaufen, aber sie vermochte es dennoch durchaus nicht über sich, ihm etwas von der gräulichen Scene zu sagen. — „Ein Unglück?“ stotterte sie, — „ich weiß von keinem,“ — und schob dabei das Tuch um ihren Hals etwas höher.

„Nun, man hat mich ja doch gerufen. Ist der Gattin des Professors etwas Besonderes widerfahren? darf ich zu ihr?“

„Nein, sie ist — ausgegangen!“ rief Sannchen schnell, sie fürchtete, Elisabeth könnte, wenn der Arzt zu ihr gelassen würde, diesem von dem Streite und ihrer Niederlage etwas entdecken.

„Aber dies ist ja etwas ganz Seltenes,“ sagte der Arzt befremdet; „ist sie mit ihrem Gatten gegangen? Man sollte Sorge für die arme Frau tragen, ich hörte von ihrem nächtlichen wunderlichen Auszuge gestern. —

Wollen Sie denn abreisen, mein Fräulein, weil Sie hier packen?"

„Ja.“

„Aber warum so schnell?"

„Ich habe einen Brief bekommen, der mich plötzlich heimruft.“

„Nun, glückliche Reise! Ich will später wieder kommen. Es muß entweder ein Mißverständniß gewesen sein, oder steckt eine Mystifikation oder ein Räthsel dahinter,“ murmelte er abgehend.

Sannchen war außerordentlich erleichtert, besonders da eben das dienende Mädchen vom Speicher kam, das als Botin leicht das ganze Mißverständniß hätte aufklären können. Sie verdoppelte nun ihre Geschäftigkeit, und hatte bereits ihr Gepäc in den Koffer gestopft, als Robert zurückkam. Bald fuhr auch der Kutscher vor, es wurde aufgepackt und nach kurzer leiblicher Erquickung stand das zierliche Kind unserm Philosophen reisefertig gegenüber, um von ihm Abschied zu nehmen.

In diesem Augenblicke des drohenden Verlustes erschien ihm das, was er Sannchen zu danken hatte, was sie ihm geworden, von ungeheurer Bedeutung; mit Bangigkeit schaute er den kommenden Stunden entgegen, da er Sannchen's holter, erfrischender Gegenwart beraubt, das alte morsche Gebände seiner Häuslichkeit vollends abubrechen, die Angelegenheit mit Elisabeth zu Ende zu bringen hatte, ohne sich stärken zu können an der durch's Auge in's Herz dringenden Gewißheit, daß die Hoffnung auf den Besitz eines so naiv munteren Weibes die bittere Pille dieser Uebergangszeit versüßen könnte.

Er drückte sie stürmisch an sein Herz und sagte leise mit faß erschütterter Stimme: „Sannchen, versprich mir, — willst du mein sein? willst du mir angehören, wenn ich diese Fesseln einst von mir geworfen? — —“

Sannchen aber stieß ihn unsanft zurück. Er hatte in seines Herzens Inbrunst ihren Hals umfaßt, und dieser mochte wirklich nicht einmal die Berührung der Liebe vertragen. — Als sie aber sah, daß er befremdet zurücktrat, sprang sie schnell auf ihn zu, umfaßte ihn und suchte durch verdoppelte Lieblosung den vorigen Eindruck zu verwischen. Sie sagte ihm, er solle nur die wilde Rabe bald aus dem Hause schaffen, das Uebrige werde sich Alles geben. Robert stand wie träumend. Träumend half er ihr in den Wagen, träumend sah er dem Wagen nach.

„O Weiber! Weiber! Was ist eigentlich an euch?“ sagte er endlich leise, und athmete tief auf.

Als er sich auf seinem Zimmer wieder fand, war es ihm so leer zu Muth, als wäre sein ganzes Herz eine unermessliche Oede. Nirgends ein Gegenstand, nirgends ein Punkt, wo er hätte verweilen können oder wollen. Es kam ihm vor, als sei alles Menschliche in ihm, alles Gefühl, alle Anhänglichkeit an etwas in der Welt ganz versunken, untergegangen, und er selbst stehe da mit dem Gefühl des reinen Nichts in sich, — so weit es nemlich Gefühl war. Und als sich endlich die Erinnerungen an das Vergangene wieder deutlicher entzückten, kam ihm Alles vor wie ein Traum, wirr und toll, aus dem er eben erwacht wäre. Ja, hätte er sich erinnert, daß Elisabeth Sannchen für eine Hexe gehalten, und wäre Aberglauben überhaupt bei ihm möglich gewesen (eine einzige

Art, wie wir gesehen haben, ausgenommen), er hätte sich versucht fühlen können, demselben beizustimmen. Warum doch hatte sie ihm die Sinne so eingenommen, daß er wie in einem Zauberkreis befangen nur immer Sannchen's Gestalt, Sannchen's Bewegungen, Sannchen's Nienenspiel vor Augen gehabt hatte? — Und als die wirre Scene des heutigen Tages an seiner Erinnerung vorüberging, die erst so schauerlich begonnen hatte und am Ende so anblutig abgelaufen war, wollte ihn fast eine Neue überfallen, daß er so hart mit der verirrtten Unglücklichen umgegangen war. Die Frage legte sich ihm wie ein Zentnerstein auf's Herz, was denn das Alles noch für ein Ende nehmen werde; denn daß das Maß in Allem überschritten war, das lag klar genug am Tage. An ein Einlenken nach solchen Verletzungen, nach solchen Spannungen der Gemüther war nicht mehr zu denken, und ihn selbst widerte die ganze Vergangenheit um so mehr an, als sich eine geheime Selbstanklage damit verband, die er sich doch nicht gestehn wollte, weil er nicht den Willen hatte, wieder gut zu machen, was er verschuldet; — freilich fühlte er auch zugleich, daß das doch vergebliche Mühe wäre. Er hatte in diesem Augenblicke gar keinen Halt in sich selbst, fühlte den Drang, aus sich hinaus, über sich hinaus zu gehn, und doch fehlte ihm die Schwungkraft.

Vor Allem trieb es ihn jetzt, zu erfahren, in welchem Zustande sich Elisabeth befände. Er öffnete ihre Thüre, und weil eben der Briefträger kam, der ihm abermals Briefe überbrachte, ließ er durch die Dienerin nach ihr sehen; er selbst fürchtete ihren Anblick und war ängstlich, sie

möchte durch seinen Anblick in Alarm gerathen; — als ihm aber Erstere einen beruhigenden Wink gab, entfernte er sich mit den Briefen, und eröffnete sie der Reihe nach.

Der erste, von der bekannten Hand jenes seelenkundigen Arztes überschrieben, brachte ihm die tröstliche Gewißheit, daß derselbe geneigt sei, die unglückliche Frau in sein Haus aufzunehmen, für den Fall nemlich, daß ihr Gemüthszustand so unschädlich sei, daß er nicht den Aufenthalt in einem eigentlichen Irrenhause nothwendig mache. Er versicherte den Vatten, daß er der freundlichsten Behandlung versichert sein dürfe: eine Frau von Elisabeth's Schicksal und Charakter müßte bei jedem Fühlenden ein tiefes Mitleid erregen; er sprach seine Hoffnung aus, durch ein sanftes Einwirken die düstere Einsamlichkeit ihres Idemkreises doch wieder beleben und sie zugleich körperlich noch kuriren zu können. Sollte aber auch dies nicht der Fall sein, so hoffe er doch, daß vielleicht durch die Geistertöne, die durch seine Aeolsharfen zögen, wieder der Glaube an das Jenseits in ihr erweckt werden könnte. Er selbst sei ja vertraut genug mit der Grabessehnsucht, und könnte wenigstens darin mit ihr sympathiren, wenn auch alle andern Kuren fehlschlagen sollten. Er versprach seinen Besuch auf den nächsten Tag.

Robert mußte lächeln über den naiven gläubigen Mann, der ihm aber hier in seinen vielfachen Eigenschaften als Arzt, als Forscher in dem Gebiete der Seelenkunde, als Christ, als Dichter, als fühlender (fast sentimental fühlender) Mensch ganz die geeignete Person war, der mit den besten Wünschen und besten Hoffnungen (an die aber Robert keinen Glauben hatte) die arme Verkommene

aufgebürdet, oder mit dem anständigeren Namen: übergeben, an's Herz gelegt werden konnte. Der Glaube des Andern diente hier seinen Zwecken, und er sagte kräftig zu sich selbst: „Es ist gut so.“

Ein zweiter Brief von einem in der Nähe wohnenden Freunde sprach in beredten Worten das Entzücken desselben über die frischvernommene französische Revolution aus; er knüpfte an dieses Faktum die glänzendsten Hoffnungen für den endlichen Sieg des Neuen über das Alte, dessen gänzliche Bewältigung nun ohne Zweifel das goldene Zeitalter herbeiführen würde. Er sprach von den ungeheuren Wirkungen dieser Nachricht in der Hauptstadt, wo sich dieser Freund aufhielt.

Unser Held richtete den Kopf wieder hoch empor, und erinnerte sich dessen, was er war und was er erstrebte.

Ein dritter Brief kam aus der Schweiz von einem Bekannten. Dieser benachrichtigte ihn, daß auch hier, wie allenthalben, der Kampf zwischen Licht und Finsterniß noch nicht ausgelämpft sei, daß die Partei der Finsterlinge, obgleich in großer Minderzahl stehend, auch die Erneuerung unseres Philosophen wieder anzutasten und das Volk gegen dieselbe aufzuwiegeln suche, daß zwar bei der bekannten Erleuchtung der Regierung nicht viel zu befürchten sei, doch wäre seine persönliche Gegenwart gewiß von großem Nutzen, er rathe ihm also, sich so bald als möglich auf den Weg zu begeben &c.

Robert fuhr empor mit der ganzen Elasticität, deren sein Wesen fähig war. Das war nicht Zufall! Seine Erneuerung, der Ruf zum schnellen Kommen, die Bereit-

willigkeit des Arztes, ihm die Last vom Halse zu nehmen, — das Alles war gefügt von einem gütigen Gesichte, um ihn mit frischem Muthe in neue Bahnen zu werfen! — Er überdachte jetzt seine Verhältnisse von allen Seiten, und je mehr er sie überdachte, desto mehr klärte sich sein Gesicht auf. Wunderbar! wie sich Alles fügte und in einander griff, wie ihm der schwere Schritt so erleichtert wurde, daß er nur kühnlich einzutreten hatte in die Fußstapfen, die ihm vorgezeichnet worden waren!

Wie ist doch der Mensch so wunderbar! Wenn ihm vom Gesichte etwas quer in den Weg gelegt wird, wie schwer wird es ihm da, sich zu accommodiren, wie will er das Hemmniß wegräumen oder überspringen, wie will er da als eigener Herr seines Geschickes die Motive des Handelns nur aus der eigenen Brust hervorholen, und sich mit der Rechenschaft vor sich selbst allein abfinden! — Schmeichelt ihm aber das Geschick, dann schmiegt er sich gar gern an dasselbe an, und läßt sich ganz wohl gefallen, vor sich selbst nicht als der Vertreter seiner Handlungen dazustehn!

Es waren alle diese Nachrichten eine Folge seiner eigenen eifrigen Vorarbeiten und Bemühungen; er war aber jetzt ganz darnach gestimmt, Alles für eine wunderbar glückliche Fügung anzusehen, und war so innig damit einverstanden, daß er sich gleichsam tragen ließ von der höheren Leitung. Ganz naturgemäß: wie ein Strom in einem sichern Bette.

Er hatte nicht viel Zeit zu verlieren, — der Entschluß war ohnehin schon gefaßt, ehe er gefaßt wurde. Er beschloß, am morgenden Tage alle seine Angelegenheiten

in Ordnung zu bringen, für Elisabeth's unterkommenen Sorge zu tragen, und in der Nacht darauf sich in den Eilwagen zu setzen. Den Verlauf der überflüssigen Effekten konnte ihm ein Freund besorgen. — Dann Adieu Vaterland! Adieu Vergangenheit! Adieu ihr schleppenden Fesseln der Ehe! Dann war er frei, — frei wie der Vogel in der Luft, und — er gedachte jetzt, frei zu bleiben, — der Zwischenakt mit Sannchen, der ihm jetzt fast wie ein wunderlicher Traum vorkam, ließ sich wohl ohne irgend welche Folgen beseitigen, Sannchen's Liebe ging wohl so wenig tief wie seine eigene; — und dann wollte er nur noch seiner Wissenschaft leben, nur noch in sie sich nieder-tauchen, nur noch aus diesem Nelsche Begeisterung und — Unsterblichkeit trinken.

Als er unter seinen Papieren stöberte, fiel ihm noch ein Brief in die Hand, den er nicht beachtet hatte. Er war von dem Freunde, an den seine gewöhnlichen Episteln gerichtet gewesen waren (ob es der Literat oder jener Bühne war, wissen wir nicht genau zu sagen). Während er lieft, verfügen wir uns einen Augenblick zu Elisabeth.

Sie hatte lange in tiefer Betäubung dagelegen. Ein starker Blutandrang hatte sie endlich gewedt, und als das Mädchen eintrat, lag sie ganz ruhig und beschäftigte sich mit einem Liedchen.

„Ich möchte nur wissen, wie es eigentlich heißt,“ flüsterte sie vor sich hin:

„Er trug's zum Garten — beim schönen Haus
Und grub's mit allen — dem Würzlein aus,
Da liegt's nun — — —

nein, so heißt's nicht —

und pflanzt' es wieder — am stillen Ort,
nun zweigt es immer, — es ist jetzt so

nein, doch nicht so:

nun zweigt es immer — und blüht so fert.

Aber es hat so eigentlich doch keinen Sinn, der Dichter muß es nicht recht gewußt haben.*

Das Mädchen entfernte still die Blutspuren, fragte die Gebieterin, ob sie kein Bedürfnis hätte, und sagte ihr dann, Fräulein Sannchen habe keinen Schaden genommen, sie sei jetzt abgereist. Elisabeth sah sie mit wirren Blicken an.

„Ich weiß es wohl,“ flüsterte sie, „daß sie keinen Schaden nimmt, und daß der Schaden immer wieder auf mich zurückfällt, sie ist unverwundbar. Ich kann sie nicht abreißen und nicht zum Abreißen bringen. O, sie ist mächtig, und er noch mächtiger! Als er mich fortgeschleudert hat, war sein Haar Feuer und die Augen auch Feuer, und aus dem Munde ist eine Schlange gekommen und ein Ungeheuer. O, ich sah die feurigen Borsten in seinem Gesichte!“ *)

Die Dienerin wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen, ihr graute, sie entfernte Alles aus dem Zimmer, was der wirren Frau schädlich hätte werden können, und sagte ihrem Gebieter, die Frau scheine ihr weniger bei rechten Sinnen, als selbst vor einem Vierteljahr nach dem Unglück mit dem Kinde. Er erwiderte, er sei derselben

*) Unser Held trug einen starken Backenbart, der im's Röhlichen kach.

Ansicht, und darum müßte sie nun in eine Anstalt unter die Obhut eines Arztes gebracht werden. Dann erkundigte er sich genauer nach dem, was sie gesprochen, und hörte, sie habe ein Liebchen geliebt.

„Ei! ein Liebchen?“ — und der Aesthetiker erwachte plötzlich in ihm. Er besann sich, ob er nicht zu ihr hinüber wollte, aber die Sorge, es könnte sie verstören, oder übertriebene Hoffnungen in ihr wecken, — und dann auch ein gewisser Stich im Herzen oder Gewissen, — die Sorge, der Stich möchte stärker werden, möchte ihn verstoren, seine Vorsätze durchkreuzen, die er doch als gut und nothwendig erkannte, hielt ihn von ihrem Anblicke zurück.

Er befahl der Dienerin, ihm seinen gewöhnlichen Ausläufer zu rufen, mit diesem zwei Koffer vom Speicher herbeizuschaffen, die Wache bei Elisabeth entweder selbst zu übernehmen, oder eine vertraute Wärterin ihr beizugeben, und ihm dann zu helfen beim Packen.

Dann, als er wieder allein war, nahm er die Feder und schrieb, den lehterwähnten Brief beantwortend, wie folgt:

„Du lässest ein scharfes Gericht über meinen lehten Brief ergehen. Aber ich hoffe, Dich mit mir ausgesöhnt zu finden, wenn Du meine Bekenntnisse einfach und wahr vernommen haben wirst.

„Was zuvörderst den Brief selbst anlangt, so unterschreibe ich selbst vollkommen, — so weit er mir erinnerlich ist, — das Urtheil, das Du über ihn fällst. Ich habe in der Leidenschaft geschrieben, in einer gewissen Dumpfheit und Blindheit geschrieben, und damit möge sich das Ungehörliche erklären, was etwa darin mit

unterlaufen mag. — Da Du mir aber das Wahre, was er enthielt, selbst sehn lassen mußt, so sollst Du nun Alles wissen, und ich will durch die Beichte, die ich Dir ablege, die Versöhnung vollenden, die ich durch die wiedererlangte Freiheit gefunden habe.

„Du giebst die Hauptsache aus dem Briefe zu: daß es, wenn das Geschick auf so unzweideutige Weise spricht, eine Berechtigung für uns geben könne und geben müsse, niedere Rücksichten den höheren aufzuopfern; es sei dies dann der Fall, wenn der Conflict zwischen Beiden bis in's Extrem gesteigert sei, — aber Du tadelst die Heftigkeit, die Ungerechtigkeit gegen Elisabeth, mit der mein Herz dabei erfüllt sei.

„Du hast Dich hier als guten Moralisten, nicht aber als guten Kritiker gezeigt, denn Du hast verkannt, daß ich in meiner subjektiven Umschränkung, inmitten meiner Verhältnisse zu solcher Objectivität nicht gelangen konnte, ohne durch — das Fürsichsein: die Sünde, hindurchzugehen.

„Meine Verhältnisse haben mich längst gebrüht; ich habe längst erkannt, daß es nicht so fortgehen könne, ja ich habe erkannt, daß überhaupt meine Wahl eine verfehlte war; aber da Elisabeth als eine ohne ihre Schuld Verführte und in's Unglück Gestürzte auf meine innigste Theilnahme ein so großes Anrecht hatte, so hätte ich wohl nie Muth genug gehabt, das Entscheidende zu wagen; mit Hintansetzung jener niederern Pietät mich selbst zu retten, für die ewigen Geisteszwecke mich zu erhalten, und auch für Elisabeth das Ersprichlichere zu thun. —

„Da mußte ich einer Schwäche anheimfallen, in deren Verlauf es wohl allerdings für mich Manches zu bereuen

giebt, deren Nothwendigkeit ich nun aber doch einsehe. Sie mußte mir als Zwischenleiter dienen, um mich auf den höheren Standpunkt aufzuschwingen.

„Der Mensch ist doch ein Ding, aus vielerlei Ingredienzien zusammengesetzt; — wie Vielerlei kann auf ihn wirken, wie Vielerlei ihn vorwärts oder rückwärts stoßen! Umstände, Gemüthsdruck, Sinnenreiz, Verstandesreflexionen, — Alles spielt da in einander, Jedes scheint nur für sich zu wirken, uns zur Qual oder zur Freude; — wenn es aber Alles überwunden ist, wenn man auf einer höheren Stufe steht, so staunt man über die verbüllte Weisheit, die all diese Kräfte in Bewegung setzte, um uns zu dem zu machen, was wir werden sollen.

„Doch daß ich's kurz mache! Du weißt, daß sich Sannchen eine Zeit lang hier aufhielt. Ich war ihr früher nie gewogen. Nun, sie hat sich gemacht, und meine Verhältnisse, — Betrachtungen, — Vergleichen, — kurz sie nahm mir meinen Sinn gefangen. Ich fühlte mich nun doppelt unglücklich, doppelt gehemmt, verfiel recht eigentlich in's Extrem, und da auch Elisabeth sich so unliebenswürdig zeigte, war ich sogar hart gegen diese; — nun, Du kennst ja meine Stimmung, ich brauche sie nicht mehr vor Dir aufzurollen.

„Es kam zu einem widrigen, gewaltthätigen Austritt unter den Weibern, der noch glücklicher abgelaufen ist, als es den Anschein hatte. Nur Elisabeth's Sinn scheint dadurch wieder wirrer geworden zu sein. Laß mich vor der Hand einen Schleier über das Nähere werfen. Ich habe mich anzuklagen, aber ich stehe diesen Konflikten noch zu nahe, sie sind mir noch zu wenig objektiv, als daß ich

über mich und Andern schon das Endurtheil fällen könnte. — Sannchen ist heute wieder abgezogen, und eine Kleinigkeit, — kurz es fiel mir auf Einmal wie Schuppen von den Augen. Ich fühlte mich, als sie fort war, auf einmal frei und ledig, los von allen Banden, aber dieses Gefühl der Freiheit war von einem andern begleitet, das ich Dir nicht beschreiben kann. Die Vergangenheit drückte mich nieder mit zermalnendem Gewichte, ich fühlte den Stachel der Reue, und ich weiß nicht, zu welchen Wendungen, — vielleicht vortheiligen, — meine Gemüthsstimmung mich wohl verleitet haben könnte, wenn nicht plötzlich durch das glücklichste Zusammentreffen mir nicht nur die Stellung der Welt und unsere Stellung zu der Welt im Allgemeinen vorgehalten, sondern auch im Besonderen meine Laufbahn für die nächste Zeit vorgezeichnet worden wäre.

„Wenn Du es nicht schon weißt, so sage ich Dir, daß meine Ernennung für die Universität . . . in der Schweiz nun wirklich in meiner Hand liegt, und daß Freund B. mich schleunigst dorthin ruft, weil die Nacht-eulen auch dort noch nicht zur Ruhe gekommen sind. — Nun, ich will kommen und will sie zerstreuen, und will in meinem Theil helfen unser Erbtheil erlämpfen! Ich denke, die Zeit ist gekommen, daß das Tageslicht, das Geisteslicht den Sieg behält über die Finsternisse, die es nicht begriffen haben.

„Ich in meinem Kreise sehe in dem merkwürdigen Zusammentreffen einen Wink des Schicksals. Ich soll Alles hinter mir lassen, soll treu nur meiner Wissenschaft nachjagen, und jetzt erst eröffnet sie mir das längst er-

sehnte Ziel, wo ich los und frei von allen Nebenbanden, von allem Hemmenden, allem Drückenden, dem höheren Auftrag, den ich zu erfüllen habe, erst recht gewachsen bin.

„Ein Brief von A., der zu gleicher Zeit eintraf, hat mich aller Sorge wegen Elisabeth überhoben. Sie soll in seinem Hause untergebracht und in jeder Beziehung versorgt werden, wenn nicht ihr Zustand die Unterbringung in einem eigentlichen Irrenhause nothwendig macht. Morgen wird er die Arme in Empfang nehmen. — Es wird freilich noch einen Kampf bei ihr geben, wenn sie von mir und ihrem gewohnten Zirkel losgerissen, sich künftig ohne mich behelfen soll. Doch könnte auch dies ihr jetzt vielleicht leichter werden als früher; denn es ist möglich, da ich ihr hart begegnete, daß sie sich nun von mir abwendet, ja daß vielleicht Haß an die Stelle der früheren Liebe tritt. Ich gedanke ihr und mir den Abschied so viel möglich zu erleichtern.

„Wahrscheinlich komme ich nicht mehr hieher zurück, da ich meine Angelegenheiten durch einige Freunde vollends besorgen lassen kann. — Elisabeth hat noch einiges Vermögen, das die Kosten ihrer Existenz noch eine Zeit lang deckt.

„Diese Periode meines Lebens ist jetzt abgeschlossen. Ich nehme viele Erfahrungen daraus mit mir fort, sie sollen nicht vergeblich sein.

„Es wird mir doch schwer werden, mich loszureißen, aber ich mag die Verhältnisse betrachten, von welcher Seite ich will, — es giebt keinen andern Ausweg als diesen, und ich muß die Fügung bewundern, die mir den Muth dazu verschafft hat.

„Denke Dir doch, wenn dieser Ruf früher gekommen wäre, wo ich noch mitten in meinem Elende saß, und zu dieser Selbstständigkeit mich noch nicht emporgearbeitet hatte! da ich mich vielleicht hätte verleiten lassen, Elisabeth mit mir zu nehmen! Was hätte das in der fremden Welt für einen Eindruck machen müssen, wenn ich diese Frau produziert hätte, die durch die nemliche Philosophie zu Grunde gerichtet wurde, als deren Vertreter ich erscheinen soll! Ich hätte doch nicht allen Neugierigen den eigentlichen Sachverhalt erklären können!

„Nein, nein! Es ist gut so, es mußte so kommen! und Jedermann muß natürlich finden, daß ich meine gemüthelranke Frau einem Arzte anvertraut. Selbst der hiesigen raisonnirenden Bevölkerung gegenüber ist dies der einzig vernünftige Ausweg. — Und daß ich um ihrer willen eben so wenig hier sitzen bleiben und meine ganze Existenz in den Wind schlagen kann, daß ein Mann nicht um des Weibes willen auf der Welt ist, sondern höhere Zwecke zu erfüllen hat, das muß auch dem Tauben greifbar sein. — Sollte aber der christliche Pöbel mich dennoch tadeln wollen, so habe ich auf diesen keine Rücksicht zu nehmen. Wir haben hier andere Rechte und andere Pflichten, als der Pöbel.

„Es ist freilich traurig, daß dieses Loos die arme Frau treffen mußte, aber wer vermöchte das zu ändern! wer könnte noch rechten mit dem Geschick, das die Fäden so wunderbar verschlingt, sinnlos für den oberflächlichen Blick, und doch voll tiefen Sinnes für den, der es zu begreifen vermag. — Und da es nur das Loos alles Endlichen ist, was sie betroffen, da auch das Schöne

sterben muß, — was liegt denn eigentlich daran, ob es früher oder später stirbt? Der Culminationspunkt seiner Strahlen ist da zu suchen, wo es in seiner höchsten Entfaltung nur für sich selbst da zu sein scheint und doch der absoluten Idee für höhere Zwecke dienen muß. Diese Zeit ist für Elisabeth vorbei. „Und was Einmal zu Grunde geht, — mag's gleich zu Grunde gehn, — ob heute oder morgen, das ist einerlei.“ — Sie hatte ja auch ihre schönen Tage, hat die Seligkeit des Lebens gekostet, und alles Glück und Unglück, höchstes Lieben, höchstes Leben und höchster Tod ist in ihr Dasein eingeschlossen.

„Sie hat also gelebt, was will sie mehr?

„Und auch für die Welt der Ideen, — für das himmlische Reich soll die Bedeutung ihres Lebens nicht verloren gehn; ja mir ahnt, daß in meinem eigenen Gemüthe wohl später der Verklärungsschein desselben aufgehen wird, und wenn einst Alles durch die Zeit gemildert und in objektive Ferne mir gerückt wird, so werde ich selbst wohl ihren Advokaten machen, und die Tragödie ihres Lebens in dem Zauberschein der Poesie der Welt vor Augen stellen. Und ich werde mich selbst keineswegs dabei schonen. Sie war nichts Gemeines, und soll darum auch nicht „kanglos zum Orkus hinab.“ — Freilich der etwas langweilige Nachzügler ihres wirklichen Lebens mußte dort wegfallen, und ich nach der Katastrophe im Leide mit ihr untergehn.

„Doch dazu ist's noch lange Zeit. Für jetzt habe ich Wichtigeres zu thun, als an Poesie zu denken. Ich schreibe Dir wo möglich noch von Et. aus.

„Ich werfe einen Blick auf meinen Brief und muß selbst lächeln über die lauten Gedanken, das briefliche Selbstgespräch, das darin enthalten ist. Ich schrieb die Gedanken hin, wie sie mir kamen. Da ich aber vor Dir, meinem Freunde, kein Geheimniß habe, so magst Du immerhin den Brief lesen. — So eben kommt P. und bringt Zeitungen. Er liest mir vor, während ich packe.

Viktoria!“

Achtundzwanzigstes Capitel.

Robert hatte mit Hülfe der Dienerschaft ausgesondert, gepackt, seine Verfügungen getroffen, und gedachte nur noch Einiges in der Stadt zu besorgen. Es war ein schöner Abend, die Sterne glimmten am Himmel. Ueberall standen Menschen in lärmenden Gruppen erzählend, räsonnirend, triumphirend. Robert ging befriedigt, stolz, glücklich in seinem Bewußtsein, nicht nur selbst von dem Geiste getragen zu sein, der jetzt diese Massen in Bewegung setzte, sondern in seinem Theile auch zu ihrer Mobilmachung beigetragen zu haben, durch sie hindurch, in eine einsamere Straße.

Als er eben unter einer Laterne vorbeikam, wurde er plötzlich von einer bekannten Stimme angerufen. Er sah sich um, — Freund Eberhard stand vor ihm.

„Ach der! — Daß ihm dieser auch jetzt gerade in die Quere laufen mußte! — Doch nein! es war gut, er konnte ihm vielleicht nützlich werden.“

„Wie kommst du hierher, Alter? Wie geht's? Willst du die Revolution mit mir feiern?“ rief Robert und suchte eine kleine Verlegenheit hinter einer großen Freude zu verdecken.

„Ich habe Geschäfte hier, und wollte dich eben aufsuchen. Wird' ich dich geniren, wenn ich mich bei dir einlogire?“

„Das nicht, aber —“

„Aber? — also doch?“

„Nun, du kennst ja meine traurigen Verhältnisse, — auch kann ja Elisabeth dich nicht leiden. Hast du ihre Antipathie gegen dich vergessen?“

„Nein, aber ich hoffte, sie habe sich seitdem geändert. — Ist es denn also nicht wieder besser mit ihr geworden?“

„O, im Gegentheil immer schlimmer! Es hat sich nach und nach Alles in's Bizarre bei ihr verzerrt, und es ist absolut nothwendig — —“

„Aber ihre Liebe für dich ist ja doch immer gleich groß, wie ich aus den Schilderungen der Freunde vernahm.“

„Bis jezt, ja! Und das war eben das Traurige. Die zähe Anhänglichkeit allein ist geblieben, während alles Andere schlafen ging.“

„So erweist sich also auch die Treue in ihrer Einseitigkeit als verwerflich, — mindestens lässig.“

„Ja, wie alle starre Einseitigkeit, — wer wollte das läugnen? Elisabeth ist total untauglich in's Conversationeleben, genügt den bescheidensten Anforderungen nicht mehr. Sie ist eine Irre und gehört in Pflege.“

„Ei! die sollte sie bei dir am Besten finden; mein Philosoph weiß ja auf's Genaueste, woher das Uebel kommt und worin es besteht.“

„Allerdings weiß ich es,“ sagte Robert ruhig, „aber die Mittel zur Heilung hab' ich nicht.“

„Nicht! der Philosoph, der für alle Schäden ein Heilkraut hat!“

„Nein, das hab' ich nicht, ich bin kein Mediziner,“ sagte Robert lächelnd. —

„Auch kein Seelenpfleger?! hoffentlich aber doch ein Geistespfleger!“

„Ja, und ich habe die Erfahrungen, die ich aus der scharfen Lehre des Schicksals zog — —“

„Bereits in's Taschenbuch eingeschrieben, nicht wahr?“ ergänzte Eberhard, und Robert mußte lachen, denn ein Späß am rechten Platz, selbst wenn es kein origineller war, stand immer noch bei ihm in Gnaden, und sein Wahlspruch: es ist Alles einerlei, hat ihn nur in den höchsten tragischen Momenten im Stich gelassen.

„Wenigstens sollen sie nicht verloren gehn,“ sagte er nach einer Pause, „aber sie können nur noch in's Allgemeine Nutzen bringen, für Elisabeth selbst ist kein Heil mehr daraus zu hoffen.“

„Es fragt sich nur, welcher Art die Erfahrungen seien, die du aus der scharfen Lehre des Schicksals gezogen hast.“

„Nun einfach die, daß man ein Wasser, das auf dem Berge bleiben soll, recht sorgfältig eindämmen und behüten müsse, daß es nicht in's Thal abfällt, denn mit aller Kunst wird man es nicht wieder auf denselben Berg zurückbringen. Elisabeth war eben nicht für die moderne Zeit organisiert und erzogen. Ich habe keine früheren Warnungen zu wenig beachtet, und würde das sehr be-

reuen, wenn ich nicht wüßte, daß Neue hier eben so vergeblich als thöricht wäre, wenn ich nicht wüßte, daß Alles in der Welt seinen Vertreter und Träger haben muß, — und daß man etwas, was hinter uns liegt, was uns weiser gemacht hat, nicht bereuen darf. Ich habe mich um den Untergang ihres schönern Selbst schon lange abgehärmt, und sie betrauert, aber ich konnte damit doch nichts an der Sache ändern."

"Ja," sagte der Freund, „die Traurigkeit muß freilich auch am Ende langweilig werden, vorzüglich für einen Mann, der die Tragik und die Komik als seliges Geschwisterpaar in seinem Ich personifizirt. Auch kann freilich das ewige Trauern der Armen keinen Nutzen bringen."

"Freilich nicht," sagte Robert gemüthlich, „und darum ist es das Klügste, die Trauer abzuschneiden, den Knoten zu durchhauen. — Daß ich einen Ruf in die Schweiz bekommen und angenommen, weist du vielleicht noch nicht." —

"So, — so?" sagte Eberhard, — „ich gratulire! Gedenkst du bald zu gehn?"

"Morgen schon."

"Und deine Frau mitzunehmen?"

"Mitnehmen! Sie, — wozu denn? Und warum?"

"Wozu? — Zum Haushalten. — Und warum? —

Aus Treue und Liebe."

"Dah! Och! Gute Närrin!"

"Die dir theuer sein muß!"

"Ja, aber unnütz! Ich lasse mich jetzt nicht mehr irre machen. Das Leben hat mancherlei Seiten und

Rehrseiten, und man muß sich durch sie alle hindurchgewunden haben, um hier ein Urtheil fällen zu können. Man hat gut mit Phrasen einherzufahren, wenn man die Pillen von Treue und Liebe noch nicht selbst verschluckt hat, und weiß, wie sie schmecken können, wenn der Extrakt herausgezogen und nur noch die grobe Masse zurückgeblieben ist. Ich kann hier aus Erfahrung reden, daß das Leben uns in Extremen herumzerren kann, so schneidend, daß wir uns glücklich preisen müssen, wenn sie sich auf so leichte Weise lösen lassen, als in gegenwärtigem Falle. Um was handelt es sich denn hier, wenn ich Elisabeth zurücklasse? Weder um ein Häuflein Kinder, das mutterlos wird, noch um ihr eigenes Leben, noch um ihre Glückseligkeit; denn ich habe bereits alle Anstalten getroffen, daß sie vollkommen gut untergebracht und in jeder Beziehung versorgt wird. Zu hoffen giebt es für sie nichts mehr, die Uhr ihres geistigen Lebens ist abgelaufen, und auch meine Nähe könnte so wenig dazu beitragen, das zerstörte Werk wieder einzurichten, als sonst noch irgend etwas in der Welt.“

„Weißt du denn aber das doch so ganz gewiß? Man erzählt doch so oft von den Wundern, welche die Religion bewirken könne.“

„Ja, beim Plebs ist das möglich, der die Stufe der Vorstellung noch nicht passirt hat, oder bei Solchen, die unwahr werden und sich selbst betrügen. Aber gerade die Wahrheit in der ganzen Natur Elisabeth's ist der sicherste Bürgen für die Unmöglichkeit eines solchen Wunders. Ich gestehe dir, daß ich es versuchte, sie in die

alte Vorstellungsgewaise zurückzuführen, aber sie wollte nicht, weil sie wissentlich und kaltisch darüber hinausgeschritten war. Da aber dennoch nur jene Stufe ihrer ganzen Organisation und Erziehung nach ihr eigentliches Element war, so mußte sie untergehn. Das hatte wieder seinen höheren Zweck, die Idee muß in Uebergangszeiten auch solche Kinder sehen, — und so müssen wir uns zufrieden geben und können nicht rechten mit dem Gescheide."

"Hm!"

"Es handelt sich jetzt nur noch darum, was aus mir werden soll, ob der Zweck meines Lebens damit auch sein Ende erreicht hat oder nicht, ob ich mit ihr hier in der Langenweile absterben, oder einen neuen Flug beginnen soll, und ich gestehe, daß ich noch zu viel Kräfte in mir verspüre, um mich zu Ersterem zu bequemen; der Wink, den mir heute aus der Ferne das Geschick gegeben hat, soll mich nicht lässig finden, mein Pfund, das in der letzten Zeit fast vergraben war, wieder auf Zinsen anzulegen. Ich kann dies freilich nur thun mittelst einer scheinbaren Ungerechtigkeit gegen Elisabeth, aber sie ist nur scheinbar, denn eigentlich kann ihr nichts dadurch gegeben noch genommen werden, ob ich bei ihr bin oder nicht, und um den Muth zur Ueberschreitung der niederen Rücksichten zu finden, brauche ich nur den Blick zum Höchsten zu erheben, — zum Absoluten selbst, wie es sich in der Geschichte erweist und hier als ewiges Vorbild vor uns steht. — Daß ich sie nicht mit mir nehmen kann in das fremde Land, muß Jedem einleuchten. Nicht nur der Vorgang mit der Schweizerin, deren Verpflanzung in den fremden Boden so unglücklich ablief, sondern vorzüglich

das Geschrei der Widersacher muß mich davon abhalten, die mit vollen Baden blasen würden — —“

„Ei, es wär' doch nicht so übel,“ fiel Eberhard ein. „Der Mann, der durch die Weisheit zum Gott, und die Frau, die durch die Weisheit zum Narren wurde, — das wäre ein Gespann, so ideal in seinen Gegensätzen, wie Herr Don Quixotte und Sancho Pansa. Du kämest dann als der leidhafteste Widerspruch. Deine beseligende Weisheit brächte ihre Schattenseite in Natura mit sich.“

Robert fand das lustig und sagte, in dem Tone fortfahrend: „Allerdings, die absolute Wissenschaft kommt als Vertreterin des absoluten Geistes, und da auch dieser den Widerspruch in sich selbst begreift, so geziemt es ihr, ihn ebenfalls mit sich zu führen.“

„Ei, so nimm ihn mit dir, deinen Widerspruch!“

„Nun,“ sagte Robert einklenkend, „so ernst war es damit nicht gemeint. Er hätte doch noch zu viel Fleisch und Bein, als daß ich ihn mittelst der Dialektik auflösen und in mich zurücknehmen könnte.“

„Ja, das ist eben das Leidige, daß ihr Herren nur innerhalb des eigenen Kreises die Widersprüche des Lebens auflösen könnt, nicht aber in der Wirklichkeit. — Wenn es jedoch in der Wirklichkeit auch nicht immer mittelst der Dialektik geht, so könnte ja ein absoluter Held auch noch andere Mittel finden, um vom Fleisch und Beine zu erlösen. Etwa Gift, — denn was liegt daran, ob einem getödteten Geiste ein getödteter Leib in das Grab nachfolgt. Der absolute Geist läßt ja das auch faktisch untergehen, was er in Wirklichkeit „ausgebraucht“ hat.“

„Nein,“ erwiderte Robert ruhig und stolz, „solche Mittel gebraucht man nicht. Aber man bleibt beim einmal gefaßten Vorsatz, und übergiebt den vegetirenden Leib der Obhut eines Arztes, daß er, wenn auch nicht gesund werde, doch in Ruhe seine Tage beschließe.“

„Ach die Arme!“ sagte Eberhard leise, „daß ihr doch noch zu helfen wäre.“

„Du kannst es ja versuchen,“ erwiderte Robert. „Ich will mich von ihr scheiden lassen, dann kannst du sie heirathen und Experimente mit ihr machen.“

„Du fühlst also gar keinen Widerhaken im Mitleid, in der Liebe?“

„Wer sich durch Alles schrecken lassen wollte, wäre nie einer That fähig. Was man für nothwendig und gut erkennt, das soll man thun, ohne nach Rechts oder Links zu schauen.“

„Du bist doch ein glücklicher Mensch, daß deine Philosophie deinem Herzen so zu Hülfe kommt und dein Herz deiner Philosophie; — denn daß sich Beides gar fein die Hand reicht, wer vermöchte das nicht zu durchschauen?“

„Nur so weit, als mein Herz frei genug ist, mich nicht zum Thoren machen zu wollen, und meine Philosophie mächtig genug, um mein Herz zu sich empor zu ziehen.“

„Ist dir aber noch nie der Gedanke gekommen, ob das, was deiner Frau zu solchem Unglück und dir zu solcher Hartherzigkeit verhelfen konnte, auch wirklich die reine Wahrheit sei? Ich gestehe, daß ich jetzt, nachdem es einmal seine Consequenzen so hervorgekehrt, in Zweifel komme, ob das System bei aller seiner inneren Geschlossen-

Zeit probehaltig sei in seinen Voraussetzungen, in seinem Anfang und seinem Ende, im Prinzip und in der Praxis, d. h. im Leben, Leiden und Sterben, ob — nicht innerhalb des Systems, das ist abgerundet genug, — aber in der Praxis, d. h. im Leben, Leiden und Sterben.“

„Och, geh! Du warst nie ein consequenter Jünger deiner Wissenschaft.“

„Kannst Recht haben. — Dir aber bin ich sehr dankbar, daß du mir einmal einen consequenten, — nicht Jünger, sondern kleinen Helden deiner Wissenschaft vorgeführt hast. Mir saß das Gewand immer schlecht, und da es mich jetzt auch noch gar zu krücken beginnt, und ich noch überdies Gefahr laufen könnte, einst auch wie du darin gefangen zu werden, so gedenke ich es zu machen wie jener Jüngling bei Markus, von dem geschrieben steht: Er aber ließ das Gewand fahren und flohe bloß von ihnen.“

Mit diesen Worten zog er den Hut, machte eine Schwenkung und lief davon.

„Der spießbürgerliche Schwachkopf!“ murmelte Robert vor sich hin. „Wie gut ist es doch, wenn die Weichherzigkeit nicht so übertrieben vorwiegt, daß man das Höhere um ihrerwillen verscherze. — Aber wahrhaftig, ich habe da in unnötigem Geschwätze die kostbare Zeit verschwendet; und warum? Um eines Menschen willen, der doch nie zur Vernunft zu bringen ist. Und wenn ich jedem Thoren meine Motive ein Langes und Breites auseinanderlegen will, so werde ich nie vorwärts kommen und muß mich kümmerlich durcharbeiten durch fremde Meinungen und Bedenkslichkeiten. Darum von nun an nur

schnurgerade auf den eigenen Weg gesehen, und seine Rücksicht mehr auf all die Gassen, die zur Seite stehn.“

In dem Augenblicke, da unser Philosoph hastig vorwärts schritt, fiel er an etwas, das sich bei näherer Prüfung als die am Boden lauernde jändische Elia auswies. Sie hatte das Auge fest auf das gerade gegenüber stehende Haus ihres Vaters gerichtet, in dem sich Lichter unruhig herüber und hinüber bewegten; auf seine Fragen gab sie keine Antwort, ein aus dem Hause heraußeilender Diener sagte ihm aber, daß Herr Doctor Wolf gefährlich krank sei. „Wunderlich!“ marmelte unser Philosoph. „Am Ende stirbt er im Augenblick, da seine Bemühungen für die Welt Früchte tragen. Nun, — ihre Werke folgen ihnen nach, — oder vielmehr: sie folgen ihnen nicht nach, wie Meister Vogel verheißend sagt!“

Er holte das Versäumte mit doppelter Geschäftigkeit nach, besorgte und berichtigte noch Manches, und begab sich endlich ziemlich spät wieder nach Hause, wo das Essen in seinem Zimmer längst seiner wartete. Er trank hastig aus einer der beiden Flaschen, die bereit standen und — —

Doch wir müssen uns nach Elisabeth umsehen.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Elisabet hatte endlich doch die Nachricht von Sannchen's Abreise begriffen, und eine wilde Freude hatte sich ihrer bemächtigt. Die Dienerin aber, die ihr dies erklärlich machte, konnte nicht umhin, ihr auch die weiteren Vermuthungen mitzutheilen; theils Interesse für sich selbst, theils Anhänglichkeit an das Haus und ihre alte Gebieterin machte ihr die Aussicht der nahen Trennung unlieb. Und die Klugheit, mit der sie sich bei Sannchen's Anwesenheit zwischen den verschiedenen Interessen durchgewunden hatte, verstummte jetzt vor dem Wunsch, sich der armen belaidigten Frau mit ihrem wunden Herzen und wirren Kopfe noch anhänglich zu bezeigen; sie theilte ihr Gehörtes und Vermuthetes mit, und in Elisabet's Kopf blieb das Eine stehen: „Er geht und läßt mich zurück!“ Das Mädchen suchte ihr zwar erklärlich zu machen, der Herr scheine für sie selbst Sorge tragen zu wollen, aber dieser Begriff fand keine Wurzel in ihr, die Welt war ihr todt, ausgestorben, ihr graute vor ihrer Leere und ihrer Weite. Die Nachricht von einer Revolution in Frankreich, das wirre Geseumme in den Straßen, das ihr die früheren Ausbrüche und die frühere Angst dabei wieder in's Gedächtniß rief, bestemmte ihr die Brust so sehr, daß sie

sich angsthaft nach etwas umseh, an das sie sich mit ihren Gedanken anklammern könnte. Sie fand Nichts. „Was soll ich anfangen — ganz allein und verlassen in der Welt? — Der Welt! Was ist denn die Welt? Ein Faden, zusammengetreht aus Zufall und Nothwendigkeit, Und ich soll zusehen, wie er sich weiter spinnt oder gar abreißt! Sie sagen, der Faden gehe immer höher, aber das ist nicht wahr, er läuft immer tiefer abwärts. — und mein Faden windet sich auch ab, langsam, langsam! — Nein das kann ich nicht, — ich kann nicht so leben! Und alle Tage würde mir Blut festströmen, so wie heute — und endlich käme der Tod, grusend, — holte mich — in den dunklen Grund! O, dort sind Wärmer, die krappeln und nagen! — sie packen mich, und ich höre sie und sehe sie, und kann mich doch nicht regen! und weiter unten die Hölle, das zweite Leben, schrecklich! Ewig! O! Hülfe! Hülfe vor dem Tod! Ach nicht sterben! Nicht sterben! Nicht in den dunklen Grund! Aber wohin mich retten? O, es ist Alles aus! Alles verloren! Ich bin jetzt ganz arm geworden! Habe keinen Gatten mehr, kein Kind mehr, — keinen Gott, — o still! Das ist ja gut! nein der darf nicht leben, der ist todt! Es giebt keinen andern Gott als Robert's seinen, und der weiß nicht, ob man ihm abschwört oder nicht. Er ist gar nichts als der dunkle Grund! — Nein Nichts! — — Aber er sorgt auch nicht, behütet und tröstet auch nicht, und Robert thut es jetzt auch nicht mehr! und ich kann nicht so allein bleiben! Nein, ach nein!“

„Aber was thun? Wohin entinnen? Wo ist Hülfe

— — — — —?“

Während dieses Selbstgesprächs oder vielmehr während dieser flüsternden Ausrufe pochte es an die Thüre, und Ella streckte den Kopf herein. Als sie Elisabeth allein sah, schlüpfte sie vollends herein, und entledigte sich einer kleinen Bürde, die in einer Flasche Wein und jenem Viertel Pastete bestand, das Edgar sich damals abgeschnitten hatte.

„Hier bringe ich etwas,“ sagte sie, — „aber nicht zum Essen und nicht zum Trinken. Sie müssen mit dieser Flasche und dieser Pastete eine Probe machen, und wenn Gift darin ist, dann — dann hab' ich die Mutter und den Bruder gerettet, und dann — kann Ella doch gewiß weis und ein Engel werden und recht schöne Kleider bekommen.“

„Du weis und ein Engel!“ sagte Elisabeth sie anstarrend. „Du faselst! im dunklen Grund wird man nicht weis, da ist's schwarz und muß faulen und wirst sinken! das ist alles Lüge von den Engeln. —“

„Aber Sie selbst haben mir das ja einst gesagt!“

„Ist all' Nichts! Ist all' Nichts! Ich hab' gelogen in meiner Meinung. Ich wollte es damals so haben, daß der Gott leben müsse und die Engel auch, aber jetzt will ich, daß er todt sein soll und die Engel auch! Ich will's! Ich will's!“

„Nein, da haben Sie Unrecht, Mama sagt es jetzt auch anders und seit gestern, da Edgar krank ist und sie so betrübt ist. — —“

„Edgar! Ja richtig! Hat ihn der Apsel krank gemacht? oder das Unrecht am Recht? oder ist er krank an

den Waden? hat ihm der große Falßaß das Fleisch vom Bein geschnitten?"

„Nein, er ist krank aus Kummer. Doch ich muß heim, Großmutter wartet seufz. Sehen Sie jetzt nur nach, ob Gift in der Pastete und im Wein ist — und daß Gott todt ist, das müssen Sie durchaus nicht mehr glauben. —“

Damit glitt sie wieder zur Thüre hinaus, und Elisabeth murmelte: „Die häßliche Kleine will jetzt weis werden durch den Glauben an ihren Gott und auch mir diesen Glauben austrängen, — und doch hat sie ihn nur von mir, die ich ihm abgeschworen habe! ich hätte sie nicht entwisphen lassen sollen; — sie sollte ihn auch abschwören, daß er nicht wahr wird! Alles, was man glaubt, wird wahr. O! ich will keinen Glauben! keine Wahrheit! Glauben und Wahrheit weckt den Fluch auf! — er steht ohnedieß überall — im Hirn und in der Brust! und wenn' ich jezt künftig ganz, ganz allein bin, kann ich ihn nie mehr vergessen! Schrecklich! — Wohin fliehen? Sterben! — Ja, wenn's auf einmal wäre!“

„Was schwappte sie von der Pastete und vom Wein? Ich sollte forschen, ob Gift darin sei! Aber wie kann ich forschen? — Davon essen! — Aber wenn ich forschend Gift esse, so sterbe ich, und wenn ich vom Essen und Forschen sterbe, so ist das That, und ich habe einen Mord begangen an mir selbst, — aber das wär' ja recht. Dann wär' Alles aus.“

„Wenn's gewiß ist.“

„Wenn aber nicht, so muß ich auch von dieser That Rechenschaft geben, und Selbstmord häuft den Fluch!“

„Aber leben kann ich auch nicht!“

Sie stand jetzt vor der Pflöte, sie schaute sie an — das süße Badewerk, das ihr den Tod bringen konnte. Warum doch hat sie nicht schnell zugegriffen? Warum zitterte ihre Hand, als sie endlich ein Stück abbrechen wollte? — Ach! Elisabeth war keine Heldin.

„Es ist doch schrecklich,“ sagte sie leise, „zu wissen: in einer Stunde kannst du todt sein. Und wo bist du denn? O wo? Wo? Was ist hinter dem dunklen Vorhang? Nichts mehr? Ist Alles aus? — — Und wenn nicht, — wenn es anders wäre! Wenn die Schrecken des Gerichts keiner warteten! Oh!“ Und sie schauderte.

„Und wer ist Schuld, daß ich so elend mein Leben beschließen soll? wer hat mir Alles genommen? Er! Er! — Und weiß ich, ob er nicht lacht, wenn ich todt bin? — Ob er nicht froh ist, nichts mehr von Elisabeth hören zu müssen?“

„Ja, das soll er nicht! Lachen soll er nicht!“

Babette trat ein und nöthigte ihre Gebieterin, etwas Suppe zu nehmen. Sie sah die Pflöte und Weinflasche, fragte, woher sie käme und rieth der Frau ab, davon zu essen, der Arzt habe ihr dergleichen für jetzt verboten. Sie wolle dieselbe für den Herrn hinüber tragen.

Elisabeth, hoch erröthend, hielt sie ab, sie wolle sich noch besinnen.

„Daß Ihm noch nie ein Zufall geschadet hat — woher das wohl kommt?“ fragte sie nach einer Pause Sinnens, als sie wieder allein war. — „Ohne Zweifel

von seiner Kraft; — er macht sich Alles unterthänig, nichts kann ihn hinunterbringen.“

„Ob es wohl Alles nothwendig war, daß es so kommen mußte? Ob Robert es so gewollt hat! Ob er Alles vorher sehen konnte? — ob der Zufall und die Nothwendigkeit wohl seine Diener sind? Ja das möchte ich wissen! — Ich glaub' es aber, ich glaub's! Er ist ja immer oben, nie trunken — ja Einmal früher, aber schon lange nicht mehr. — Ihm kann wohl kein Unglück, kein Zufall so nahe treten, daß er unterliegen müßte? — Gewiß nicht! — Aber ich möchte es doch gewiß wissen! Wie wär's, wenn ich die Probe bei ihm machte? Er glaubte nicht an den Mörder, und das Gift kommt vom Mörder Siegmund, das weiß ich wohl, — nun soll er die Probe machen. —

„Aber wenn er stirbt? Nein, nein, er stirbt nicht! Und wenn auch! — Ja,“ rief sie mit wildem Lachen, „dann würde er inne werden, daß ich Recht hatte, und daß ich auch noch mächtig bin, daß ich auch noch ein Mittel habe ihn zu strafen! Er wird dann gestraft durch seinen Unglauben.“

„Aber es wäre doch schrecklich, wenn ich die Schuld seines Todes trüge! — Ei wer spricht denn davon? Ich kann ihm noch andern Wein hinstellen, Niemand nöthigt ihn, von diesem zu trinken, die alte Pastete zu essen. Ich will nur wissen, ob er auch unter dem Zufall steht. — Eigentlich aber giebt es ja keinen Zufall, und wenn es nicht nothwendig ist, so wird er nicht sterben. Auch — wenn er wirklich so der Herr über Alles ist, so wird sein Götterbewußtsein ihn behüten.“

Ihr Mädchen trat wieder ein, und theilte ihr mehrere Bemerkungen mit, die sie hinsichtlich der Absichten des Herrn jetzt gemacht habe. Die Hausbesitzerin habe ihr gesagt, daß er die Hausmiete gekündigt habe und morgen bezahlen wolle; der Ausläufer habe ihr vertraut, daß eine Auktion gehalten werden solle; ein Wagen sei bestellt, der sie fortschaffen solle, ein Arzt werde erwartet u. s. f.

Elisabet hatte genug. Sie wollte nicht allein bleiben in der Welt, und auch nicht zu fremden Menschen. Sie wollte jetzt den Zufall erproben und die Nothwendigkeit, und die Macht des Gatten erproben, und dann wollte sie sterben. Es blieb ihr keine andere Wahl, „denn,“ sagte sie zu sich selbst, „geht er unter, so hat er Unrecht, und ich verfalle dem Gerichte. Behält er aber den Sieg, so hat er Recht, und ich habe zwar kein göttliches Gerichte zu fürchten, aber ich verfalle dann Seinem Gerichte, das mit Recht über mich kommt, weil mich der elende Glaube verführte, die anderen Stimmen, — die anderen mahnenden Geister auch zu hören, und ihm nicht zu glauben. — Er hat dann ein Recht, mich zu verachten, zu verbannen. Und ich will nicht in der Einsamkeit hinsterben, will kein verlornes Leben beklagen. Dann nehm' ich schnell selbst das Gift, eh' Robert mich verstoßen kann, und wenn es mich nicht tödtet, so will ich noch vor seinen Augen auf eine andere Art sterben — ich werd' wohl dann den Muth haben, weil das ewige Gerichte mich ja nicht mehr schrecken darf. — Und auf ihn kann ich dann Schmach legen, — ihn doch auch unglücklich machen! ihm eine Bezahlung geben für seine Untreue! — Ja, ja! So sei's, so ist dann Alles gerichtet.“

Sie gebot jetzt heftig dem Dienstmädchen, die beiden Proben auf den Tisch in das Zimmer ihres Herrn zu tragen, seine gewöhnliche Weinflasche auch daneben zu stellen, und diese hatte kaum den Befehl befolgt, als man die Tritte des Philosophen auf der Treppe hörte. Die Dienerin eilte ihm mit dem Licht entgegen. Elisabeth mit bleichen Lippen wollte aufstehen, als sie ihn in sein Zimmer gehen hörte, — aber sie sah wie festgebannt, seines Blickes mächtig.

Plötzlich löst sich der Bann. Sie fährt auf, ist mit zwei Schritten aus ihrem Zimmer, im nächsten Augenblick steht sie vor Robert. Ihre Augen suchen die Flasche — die Päckete, — der Hunger und Durst hatte ihm Beides sehr annehmbar gemacht und — — „Ha Mord! Gift! Fliehe! Fliehe!“ kreischte Elisabeth, — und fort ist sie wie eine Windsbraut die Treppe hinab, hinaus zum Haus, und dann unaufhaltsam die Straße entlang.

Ihr Gottegericht ist ganz vergessen, sie hat nur Einen Gedanken, den: daß sie ihren Vatten ermordet, nur Ein Gefühl, das entschliche der Schuld. Plötzlich aber fällt ihr ein, daß sie ja vergessen, ihren Tod auch aus der Flasche zu holen und mit ihm zu sterben. Sie steht, sie weiß nicht, wo sie den Tod ergaschen soll, ob vorwärts, ob rückwärts, — der Gedanke an ihr Gift treibt sie zurück, die Furien reißen sie vorwärts, es packt sie ein grausiger Wirbel und sie rennt endlich in die Nacht hinaus, ohne zu wissen wohin.

Dreißigstes Capitel.

Am Ende einer schönen Allee lag eine Gruppe von etwa achtzig Häusern mit einer eigenen Kirche, die eigentlich als Vorstadt der Stadt Leberburg gezählt, doch den Namen eines eigenen Dorfes hatten.

Dort saß in später Nacht ein alter Mann in einem kleinen Stübchen. Sein Häuschen lag zunächst am Kirchhofe, wenige Schritte von der Kirche. Es war ihm heute seine Gattin begraben worden. Er hatte Trost bei seiner Bibel gesucht, und saß, die Hände über einander gefaltet, die Augen gen Himmel gerichtet, in stillem Gebete versunken.

„Also jetzt,“ murmelte er im Verlauf seines Selbstgesprächs vor sich hin, „ist der Schlag doch über mein Haupt gekommen, der mir schon vor ein paar Jahren gedroht hat! Mein braves, fleißiges Weib ist todt, und ich muß jetzt sehen, wie ich allein mit den Kindern fortkomme! Und doch, wenn ich bedenke, wie gut es der treue Gott mit mir gemeint hat, ja daß mein Weib doch noch in einem kleinen Eigenthum friedlich sterben durfte, so möcht' ich Freudenthränen weinen und meinem Gott auf den Knien danken. Er hat mir's gelohnt, daß ich der Engelsstimme damals gefolgt hab', und hab' von dort

an nach Ihm und seinem Reich gefragt. Und der Segen von dem Geschenk des Engels hat mich begleitet, daß ich von dem Rest, der mir nach dem schrecklichen Proceß noch geblieben ist, dieß Häuslein kaufen, und nun durch Tagelöhnen mit meinen Kindern mich ehrlich durchbringen kann. Der liebe Sonntag in der schönen Kirche, wo ich Gottes Wort rein hören darf, und so nahe beim Grabe meines Weibes nun still sitzen und Gottes Wege überdenken darf, ist mir hier jetzt doppelt werth. — Ob ich der schönen Frau nicht einmal wieder begegne, daß ich ihr danken könnte? — Ob sie wohl glücklich ist und den Frieden hat? Aber sie muß glücklich sein, weil sie gut gewesen ist! — Wenn ich ihr doch auch noch einmal im Leben etwas Liebes erzeugen dürfte! ich wollte ihr gern alles Holz spalten ohne Tagelohn, wenn ich nur wüßte, wo ich sie suchen muß!”

„— Nun du Herr, weißt's ja, wo sie ist! dir befehl' ich sie: segne sie an Leib und Seele!”

Das Fenster neben ihm öffnete sich durch einen leisen Stoß von außen, und der Lustzug trug ihm in flüsterndem Ton die Frage zu: „Glaubst du an einen Gott, der dich hören kann? — glaubst du auch an die Hölle? — wenn du der Hölle entfliehen willst, mußt du Gott nicht verfluchen, und die Deinigen nicht umbringen. — Laß mich bei dir sterben!”

Der Mann schauderte, denn er sah ein paar dunkle, große Augen auf sich ruhen, und ein Haupt, von langen losen Haaren wild umflattert. Nach kurzem Anstarren verschwanden die Augen vom Fenster. Er zweifelte, ob das eine menschliche Erscheinung gewesen sei, die Paare

standen ihm zu Berge. Die Erinnerung an die letzten Worte gaben ihm aber endlich den Muth wieder; er dachte sich, daß es eine Unglückliche sein könnte, die seiner Hülfe bedürftig wäre; er weckte seine Tochter, die in einer anstoßenden Kammer schlief, zündete, als sich diese angekleidet hatte, eine Laterne an, und trat dann sachte mit ihr zur Hauethüre hinaus. Die Nacht war still, kein Mond am Himmel, nur einzelne Sterne flimmerten vom Firmament herab. Wenige Schritte vom Hause sahen sie eine Gestalt am Boden liegen, die sich vollends zur Hauethüre hatte schleppen wollen, dieselbe aber nicht mehr erreicht hatte. Es war eine feine Frau aus der Stadt, nur dünn bekleidet, im Hanogewand. Sie trugen dieselbe in die Stube legten, sie auf ein Bett, das frisch gedeckt dastand, — die Mutter war darin gestorben, — und wandten verschiedene Mittel an, die Fremde in's Leben zurückzurufen.

„Es ist mir immer, als hab' ich diese Frau schon gesehen,“ sagte der Alte nachdenklich, — „und wenn ich nicht irre, ist es dasselbe Gesicht, das mir nur einmal begegnete, und zwar wie ein hülfreicher Engel in einem Augenblick, wo Kummer und Verzweiflung mich leicht hätten dem Teufel in die Hände führen können. Ja, ja sie ist's! O, ich hab' für diese Frau schon oft gebetet, — ja eben wieder, da sie in solchem Zustand vor mein Fenster trat, habe ich für ihr Glück gebetet, ohne ihre Nähe zu ahnen. Wer hätte gedacht, daß ich in der Hütte, die ich aus dem Verlust unsers Vermögens durch jenen Proceß gerettet, diese Frau noch einmal als Unglückliche aufnehmen dürfe? — Wie viele Gesichter hab'

ich in der Stadt schon darum angesehen, aber dieses wollte mir nirgends begegnen!"

Die Tochter, der jener Vorfall im Hause des Advokaten Wolf und Elisabeth's Wohlthat von ihrem Vater schon oft erzählt worden war, betrachtete sie mit Verwunderung und küßte mit Thränen in den Augen ihre Hände. — „Aber was sind das für Worte, die sie heute gesprochen hat, — und wie verfallen ist ihre Gestalt, — und wie sonderbar ihr nächtlicher Besuch!" sagte der Mann kopfschüttelnd; „sie muß recht unglücklich oder gar wahnsinnig sein."

Sie rathschlagten eben, ob sie im Pfarrhaus Jemand weden, oder ob die Tochter gleich zu einem Arzt in die Stadt gehen solle, als die Bewußtlose sich regte, sich plötzlich hob, indem ein rother Quell aus ihrem Munde schoß. Die Leute waren sehr bestürzt, unterstützten die arme Leidende, die anfangs theilnahmlos, gefühllos auf ihr Blut niedersarrte.

Die wilde, ungewohnte nächtliche Bewegung hatte ihr ganzes Wesen erschüttert, ein neuer Bluterguß entschied die Krise, — und todesmatt, aber mit milder wirrem Blick als bei ihrer ersten Frage vom Fenster her, that sie jetzt die zweite, wo sie sei?

Der Alte nannte ihr seinen Namen — Johannes Mayer, und erinnerte sie an jenes frühere Zusammenreffen und sprach seine Dankbarkeit für die Unterstützung aus, womit sie es ihm damals möglich gemacht, einen Theil seiner Habe zu retten. Sie sah ihn verwundert nachdenklich an, schloß dann die Augen und sank zurück, aber ihre Züge nahmen einen stillen, friedlichen Ausdruck

an, und als ihre langsamen aber gleichmäßigen Athemzüge endlich ihren sanften Schlaf verriethen, legte sich auch der Vater zu Bette, nur die Tochter blieb wachend in ihrer Nähe.

Elisabet schlief sanft in den Morgen hinein. Ihre feinen Züge glänzten in fast durchsichtiger Weise, als Eberhard, der endlich ihre Spur aufgefunden, mit einem Arzte hereintrat. Der freiherrliche Maler war schon am Morgen des vorigen Tages nach der Residenz abgeriet, weil er nicht theilnahmloser Zuschauer bleiben wollte, und doch nach besserer Erkenntniß sich auch nicht mehr zum thätlichen Eingriff berufen fühlte, aber in einem augenblicklichen Rückfall in seine vorige Wildheit hatte er dem kleinen Eberhard mit seiner Rache gedroht, wenn Elisabet Schaden nähme oder gar sterbe; ohne daß dessen Hoffnungen sich erfüllten. Er versprach oder drohte bald wieder zu kommen. Eberhard hatte in dieser Nacht Angst genug um die Entsprungene ausgestanden. Natürlich nicht sowohl um der Rache willen, als um Elisabet's willen. Jetzt leuchtete sein Gesicht auf, als er die Arme so friedlich schlummern sah, und seine Seele leuchtete auf in Hoffnung, daß der Herr sich nun noch herrlich offenbaren würde. Er zog sich jedoch zurück, und ging in die nahe Kirche, um dort die Orgel zu probiren.

Es war ein schöner Sonntagmorgen, die Luft wohl etwas frisch, doch nicht kalt; die Vöglein durchschwirrten zwitschernd die Luft, Alles war still und friedlich. Kein einziger Ton erinnerte an die wilde Währung, die im Westen brauste und von da bereits entzündend, zerrüttend und vergiftend die Herzen aller derer ergriffen hatte, die in der

ganzen Welt Arcis in der Versuchung nicht bestehen sollten.

Der Arzt wartete das Erwachen der Kranken ab, die endlich die Augen aufschlug. Sie fühlte sich sehr matt, und schien sich erst nach und nach wieder auf ihre Umgebung und die Ursache ihres Daseins zu besinnen. Die Fragen des Arztes beantwortete sie nicht, winkte aber den alten Mann zu sich heran und fragte leise mit Angstgeberde: „Könnst Ihr mir nicht sagen, ist er todt?“

„Ich weiß nicht, wen Sie meinen,“ erwiderte dieser sanft.

„Ach, ich vergaß!“ sagte sie und war dann wieder still.

Nach einer Pause fragte sie der Alte, ob sie nicht eine Erfrischung wünschte? Sie gab keine Antwort, sagte aber nach einer Weile: „Könntet ihr nicht Jemand fortschicken und fragen lassen, ob er gestorben sei?“

„Freilich! Ich selbst will in die Stadt gehen, Sie dürfen mir nur das Haus bestimmen, aus dem ich Nachricht bringen soll.“

Ueber Elisabeth's bleiches Antlitz zog eine Röthe, und ihre Stimme stockte abermals; der wieder näher tretende Arzt sagte ihr aber, er wolle den Mann selbst mitnehmen, und ihm ihre Wohnung zeigen, sie möge ihm nur ihre Wünsche offenbaren.

Elisabet erkannte nun erst einen Arzt der Stadt in dem Anwesenden, und sagte ihm erbleichend und mit hastigem, stoßweise hervorgebrachtem Tone: „Eilen Sie, ich flehe Sie an — mein Vatte hat Gift bekommen — durch meine Schuld! Er ist zwar gewarnt, — aber o! wenn ihm nicht zu helfen wäre!“

„Werin bestand das Gift?“ fragte der Arzt hastig —
„Das weiß ich nicht! Siegmund Wolf wird das sagen können.“

„Siegmund Wolf! — Dessen Vater starb in dieser Nacht. Die Haushälterin liegt auf dem Tod, und er selbst — — —“

„O kann ist's verloren! eilen Sie! eilen Sie!

„Was ist verloren? Sie haben doch mit diesen Leuten kein Complot?“

„Nein! O nein! Aber Ella brachte mir eine Pastete — mein Mann — ich gab ihm — man brachte mir von derselben Speise, die ohne Zweifel vergiftet war? ich — von dieser aß mein Mann!“

Der Arzt gab nur dem Mädchen noch einige Verhaltensmaßregeln hinsichtlich der Kranken und entfernte sich dann eiligst mit dem Alten, der baldige Nachricht zu bringen versprach.

Elisabet zitterte, sie hatte keine Ruhe mehr im Bett, das Mädchen holte ihr einige Kleidungsstücke im Pfarrhause, die Pfarrerin kam selbst, die Unglückliche zu sehen und ihr einige Worte des Trostes zu sagen; Elisabet hatte keine Worte, sie weinte nur bittere Thränen. Mit Mühe brachte man ihr etwas Milch bei. Die Pfarrfrau ließ Einiges vom Trost der Religion einsprechen, aber da war's, als würde Elisabet in die Ferse gestochen. Sie schien wieder fliehen zu wollen, und mit Mühe hielt sie ihre Wärterin im Zimmer. Die Pfarrerin entfernte sich endlich, um ihrem Vatten von diesem sonderbaren Vorfall Bericht zu erstatten.

Der Pfarrer, obgleich sein Dienst ihn bald zum Gottes-
hause rief, hielt es doch für seine Pflicht, vor Allem einem
verlorenen Schaaf nachzugehen. Er kannte Elisabeth's Geschick
und traurige Gemüthsverfinsternung und Eberhard's kurze
Andeutungen klärten ihn vollends darüber auf. Als er bei
der Unglücklichen eintrat, sah sie, das Haupt an das Bett
gelehnt, unbeweglich und starrte in einen Winkel. Er bot
ihr seinen Gruß und sprach einige sanfte Worte, die ihm
Elisabet nicht beantwortete; sie hatte nichts vernommen.

„Sie sind wohl sehr unglücklich?“ sagte er, ihre Hand
ergreifend.

„Ja,“ erwiderte sie leise, ihn anstarrend und die
Hand dann wegziehend, „ich bin unglücklich! lassen Sie
mich!“

„Giebt es für Sie keinen Trost?“

„Nein keinen! ich bin verworfen!“

„Verworfen!“

„Ich habe nichts mehr zu glauben und nichts mehr
zu lieben und nichts mehr zu hoffen! — — doch ja
hoffen! noch Eins! — —“

„Und das wäre?“

„Das Einzige, daß Thaten keine Folgen haben.“

„Thaten? — welche Thaten?“

„Ich will sterben!“

„Können Sie freudig sterben? wissen Sie, was Ster-
ben ist?“

Elisabet sprang auf, sank aber alsobald wieder nieder
und verhüllte das Gesicht.

„Arme Frau!“ sagte der Pfarrer und Thränen traten
in sein Auge; „ich weiß, was Sie quält, ich kenne Ihr

Leiden, auch ohne daß Sie es mit Worten aussprechen; — doch Sie haben es ja ausgesprochen: Sie erkennen sich an als Verworfene. — Wer hat Sie verworfen?"

„Wer? — Er! Seine Augen sind wie Feuerflammen, die auf meine Seele brennen, seine Füße zertreten mich, ich möchte fliehen und kann ihm doch nicht entkommen. Der Fluch, der Fluch liegt auf mir!"

„Welch ein Fluch?"

„Ich habe Gott geflucht, habe mich von ihm losgesagt, — das Gericht hat mich schnell ereilt, und seitdem ist mein Leben ein Scheinleben; — ich fühle mich todt und muß doch leben, und die Finsterniß, in der ich irre, hat mich in schwarzer That völlig versinken lassen. O daß ich doch wenigstens an den Tod glauben könnte!"

„Aber warum haben Sie Gott geflucht?" — Schauend sehte er für sich murrend hinzu: „Solche Sünde ist freilich die schrecklichste, — sie gränzt an die Lästerung des Geistes!"

„Ich weiß nicht — aus Feigheit, aus Haß über verlornes Erdenglück — in finsterner Stunde — ich hielt es für Treue; — sie hat sich gerächt, und der finstre Weg führte in den Abgrund. Es ist nirgends Licht, nirgends ein Ausweg."

Doch! doch! es ist Ein Ausweg, — ein schmaler zwar, aber er führt unmittelbar in's Licht — vom Tod zum Leben. Auch für Sie ist noch Hoffnung."

„Hoffnung? — Nein, es ist verschlossen! Alles verschlossen! meine Sünde ist zu groß, sie wird nicht hinweggewaschen; — sie wurde nur größer in meinem Grübeln,

sie verfolgt und quält mich zu Tode, — ich kann nicht leben und doch nicht sterben.“

„Ja, Sie haben Recht! Sie durften nicht sterben, weil der Herr Sie noch retten will, denn Er hat nicht Gefallen am Tode, sondern am Leben. Kennen Sie die Thüre zum Leben nicht? Wollen Sie nicht dadurch eingehen?“

In dem Augenblick erschollen die Gloden, die der Gemeinde zum Hause Gottes riefen, der Pfarrer gab dem jungen Mädchen einen Schlüssel mit der Anweisung, die junge Frau durch eine besondere Thüre in einen sonst unbenützten Gitterstuhl zu bringen; Elisabet aber bat er nur, sie möchte der Thüre zum Leben gedenken, und dem Zuge dahin ihr Herz nicht verschließen.

Sie vertiefte sich über den Sinn seiner Worte. Da brausten die vollen, mächtigen Orgeltöne aus der Kirche herüber, und ein unendliches Heimweh ergriff die arme Elisabet; sie ließ es willig geschehen, daß das Mädchen einen Shawl, den die Pfarrerin geschickt, ihr überwarf und sie sanft über die Schwelle fort nach der Kirche zog. Unter der Thür zwar kam ihr die Erinnerung, daß sie die Nachricht des Mannes abzuwarten hätte, aber Marie gab ihr die Zusicherung, den Vater außen erwarten zu wollen, und nach seiner Rückkunft alsbald Bericht zu erstatten. Das offene Gesangbuch mit dem Liede, das gesungen wurde, legte sie vor unsere arme Gefangene und entfernte sich. Elisabet sah sich allein — fast ungesehen hinter fest verschlossenem Gitter bei voller Kirche. — Es war das Gefängniß, in dem sie frei werden sollte.

Einunddreißigstes Capitel.

Die Kraft der heiligen Musik hatte sich bei dem armen Weibe bewährt, wie bei dem königlichen Helden die Harfe David's den Sieg über den finsternen Geist davontrug. Was kein Wort des Trostes, der Weisheit vermocht hatte, weil deren Sinn von dem auch sinnlich noch wunden und zerrütteten Geiste nicht klar gefaßt wurde, das vermochten diese Töne, die mit Anklängen aus der fernen, fernen Heimath des kindlichen Glaubens das ganze Wesen gerade auf den ewig geheimnißvollen Grenzen erfaßten, wo Geist, Seele und Leib sich in dem edelsten Sinne berühren und durchdringen. Der Bann war gebrochen: der Geist frei, und nun erst konnte das Wort ihn in die Heimath des Friedens zurückführen. Auch die edle Baukunst wirkte wohlthwend mit.

Die Kirche war nicht groß, aber im reinen gothischen Style erbaut, — eine frühere Klosterkirche, und besaß heute noch manche ältere Denkmale, die auch Kenner und Liebhaber herbeizog und fesselte.

Bald vernahm nicht blos das Ohr der Armen die Worte des Liedes, sondern es drang auch mächtig und milde in die Tiefen ihrer Seele:

Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen;
Wen suchen wir, der Hülfe thu', daß wir Gnad' erlangen?
Das bist du Herr alleine!
Uns reuet uns're Missethat, die dich Herr erzürnet hat.
Heiliger Herr Gott! heiliger starker Gott!
Heiliger barmherziger Heiland! du ewiger Gott!
Laß uns nicht versinken in des bittern Todes Noth!
Erbarm dich unser!

Mitten in dem Tod ansieht uns der Hölle Rachen;
Wer will uns aus solcher Noth frei und ledig machen?
Das thust du Herr alleine!
Es jammert dein' Barmherzigkeit uns're Sünd' und großes Leid.
Heiliger Herr Gott! heiliger starker Gott!
Heiliger barmherziger Heiland! du ewiger Gott!
Laß uns nicht verzagen vor der tiefen Hölle Gluth!
Erbarm dich unser!

Mitten in der Hölle's Angst uns're Sünd' uns treiben;
Wo soll'n wir denn fliehen hin, da wir mögen bleiben?
Zu dir Herr Christ alleine!
Bergossen ist dein theures Blut, das g'nug für die Sünde thut.
Heiliger Herr Gott! heiliger starker Gott!
Heiliger barmherziger Heiland! du ewiger Gott!
Laß uns nicht entfallen von des rechten Glaubens Trost!
Erbarm dich unser!

Und nun die Predigt? — Sie war einfach und gab nichts Eigens, sondern Gottes Wort. Sie führte vor das Angesicht dessen, der Augen hat wie Feuerflammen, der wahrhaftig ist und dessen Wort ewig ist. Sie deckte das menschliche Herz auf und schilderte dann sein Elend, seine Trostlosigkeit, die Verkommenheit, in die es gerathen könne, wenn es seinen Gott verloren habe. Dann sprach der Mann vom Heilerathschluß Gottes: „Er will nicht,

daß Eines verloren gehe, sondern daß sich Alle zur Ruhe
 lehren und Leben und volles Genuge finden sollen. Er
 hat seines einzigen Sohnes nicht verschont, wie sollte er
 uns mit ihm nicht Alles schenken? Er lud diejenigen ein,
 die zerbrochenen Herzens sind, die ein zerschlagen Gemüth
 haben. Das zerstoßene Rohr will er nicht zerbrechen
 und das glimmende Docht nicht auslöschen. — Dann
 stellte der Mann auf der Kanzel den Sohn vor Augen
 als den ewigen Hohepriester, der für uns Alle Einmal
 eingegangen ist in's Allerheiligste, und unsere Sünden ge-
 büßt hat an seinem Leibe auf dem Holze, — der uns
 den Zugang zum Vater aufgeschlossen hat. Er will und
 kann uns erlösen von der Gewalt der Hölle und des
 Todes, er fordert nur Aufthun der Herzensthüre, vor
 der er selbst, der Herr, steht und anklopft. Er fordert
 nur Ergreifen der Gnade, völliges Hingeben, und dann
 giebt er die köstliche Zusicherung, daß, „ob eure Sünde
 gleich blutroth wäre, so soll sie doch schneeweiß wer-
 den,“ und „ob sie gleich wäre wie Rosinfarbe, soll sie
 doch wie Wolle werden.“ Aber er fordert Bruch, völli-
 gen, gründlichen Bruch mit dem Alten, ob dieses Alte
 nun Gleichgültigkeit, Herzenshärtigkeit, Zweiselsucht oder
 Trostlosigkeit geheißen habe, und dann giebt der Geist,
 der uns vertritt mit unaussprechlichem Seufzen, unserm
 Geiste Zeugniß, daß wir an Kindesstatt angenommen, —
 als Erben der vollgültigen Gerechtigkeit und mit ihr aller
 himmlischen Güter angenommen sind. Und ein Siegel
 dieser Kindschaft ist uns als Kindern in der Taufe, —
 als Verlorenen und Wiedergefundenen im heiligen Abend-
 mahl angeboten; es ist unverbrüchlich, das Mahl des

Bundes zwischen ihm und uns, gegründet von demjenigen, der uns nicht mit Silber oder Gold erlöst hat, sondern mit seinem eigenen theuren Blut und unschuldigen Leiden und Sterben. Aber es setzt uns zur Bedingung, daß wir, Kinder des Lichts geworden, nun auch wandeln als Kinder des Lichts, und hinwegthun Alles, was aus der Finsterniß stammt, und dahin gehört nicht nur die Welt mit ihrer Lust, sondern auch die Welt mit ihrer Verzweiflung, mit allen den bösen Thaten, die aus Unglauben, Angst, Zweifelsucht u. s. w. entspringen; denn im Reiche des Lichts ist Friede, Freude, Gerechtigkeit, und wenn wir Gemeinschaft mit dem Licht haben wollen, müssen wir uns von ihm durchleuchten lassen, und alles Finstere muß von uns abfallen. Wenn wir aber das thun, dann wird sich an uns bewähren, was verheißen ist denen, die ihm trauen: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieb haben.“ Und Gottes Wort ist ewig und bleibt ewig!“

Es ist etwas Eigenes mit den Worten Gottes. Sie sind todt und leer für denjenigen, dessen Ohr nicht geöffnet ist; sie sind ein verzehrend Feuer für den Sünder; sie sind aber auch Lebensbalsam für ein gebrochenes, reuiges, heilsbegieriges, lebenverlangendes Herz, und werden Lebensstrom für den, der sich von ihnen ganz und gar erfüllen läßt — und Triumphlied für denjenigen, der des neuen Lebens mit Entzücken sich bewußt wird.

Sie sind unergründlich und unaussprechbar, und für denjenigen, der gewohnt wird, ihrer Tiefe nachzugehen, werden sie das krystallene Meer, an dem die Engelschöre

mit ihren Harfen sichn und singen den ewigen Lobgesang der Seligen und Erlösten.

Der Mann auf der Kanzel sprach dann auch noch von den Zeiterignissen. Er prophezeite eine trübe Zeit, „da der Versführer, die alte Schlange, das Thier, das nicht ist, wiewohl es doch ist, nun auf die Erde geworfen ist und einen großen Zorn hat, weil es weiß, daß es wenig Zeit hat. Aber ob die Wassermogen auch gräulich brausen, ob die Heiden toben, ob sie auch dem Herrn und seinem Gesalbten die Ehre rauben wollen und die Götzen der Welt auf den Thron setzen; — sie reden vergeblich, des Herrn Wort muß wahr bleiben: der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer. Er will seine Ehre keinem Andern lassen, noch seinen Ruhm den Götzen. Er wird einst mit ihnen reden in seinem Zorn, und mit seinem Grimm wird er sie schrecken. — Wenn er kommt zum Gericht, wird er sie mit einem eisernen Scepter regieren, wie Löpfe wird er sie zerschmeißen.

„Aber über sein Volk wird er sich erbarmen und wird seine heilige Stadt auf dem Berge wieder bauen. — Und die Erlöseten des Herrn werden wiederkommen mit Jauchzen, ewige Freude wird über ihrem Haupte sein, Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird weg müssen. Kein Einwohner wird dann sagen: ich bin schwach, denn das Volk, so darinnen wohnet, wird Vergebung der Sünden haben.

„Darum saget den verzagten Herzen: Seid getrost, fürchtet euch nicht! Sehet, euer Gott kommt zur Rache, Gott, der da vergilt, kommt und wird euch helfen.

Sein Name ist Jehovah: der da war und der da ist und der da kommt. — Wer aber glaubet, der fürchte sich nimmer, ob auch der Tod seiner wartete, denn er wird leben, ob er gleich stürbe. Sein Tod heißt ein Entschlafen und sein Erwachen wird beim Herrn sein.“

Und Elisabeth? — Die Gemeinde hatte die Kirche verlassen, der Orgelspieler konnte aber bei seiner Orgel kein Ende finden; es schien, als stehe er im Wahn, daß der Gottesdienst entweder erst beginne, oder endlos sei. Der Pfarrer trat an den Gitterstuhl heran und sah auf den ersten Blick, daß seine vor Kurzem noch so verflörte, sturmesmüde Pilgerin in einem sicheren, — sehr sicheren Hafen angekommen sein mußte. — Wir schweigen über diesen Anblick und lassen nur die großen Thränen und die Frucht, die alsobald vom Samen des göttlichen Wortes ausging, Zeugniß geben. Elisabeth bat um eine Privatbeichte, die ihr auch alsobald bewilligt wurde; dann trat sie hervor und setzte sich auf die Stufen des Altars, weil ihre Schwäche das lange Stehn nicht erlaubte, kreuzte die Arme über der Brust, lehnte das müde, immer noch schöne Haupt an das Geländer, und begann mit kurzen Unterbrechungen die Beichte über ihr ganzes vergangenes Leben. Die Schilderung ihres verkümmerten, gemüthskranken, hoffnungslosen und dennoch todtstiehenden Zustandes war tief ergreifend. — Der Pfarrer schaute hier in Tiefen der Menschennatur, — der hilfsebedürftigen Weibesnatur, wie sie ihm bisher noch nie ausgebebt worden waren. Seine Seele strömte während der Beichte über in Dank, sein Herz beugte sich tief vor dem Gekreuzigten, dessen Bild über dem Altar milblüchelnd auf den Pfarrer und

sein Beichtkind niederschaute. Nachdem nun Elisabeth endlich ihre letzte That umständlich gebeichtet hatte, — so schwer es ihr wurde, und obgleich der Pfarrer ihr versicherte, durch Eberhard bereits unterrichtet zu sein, — erhob sie sich auf einmal, kniete nieder am Altare, bekannte sich als such- und verdammungswürdig vor dem Herrn, von dem ihre Sünden sie für immer geschieden haben, zu dessen ewiger Erbarmung sie aber jetzt die festeste Zuversicht habe, und bat den Pfarrer, kraft seines Amtes als Diener des dreieinigten Gottes ihr mit menschlichem Munde noch einmal die Versicherung der Absolution zu geben. Sie habe zwar im tiefsten Inneren diese Stimme bereits von einem Andern gehört, aber die Bestätigung aus menschlichem Munde sei ihr eine Wohlthat. — Zugleich erklärte sie sich hier Angesichts dieses dreieinigten Gottes bereit, jeglicher Eühne sich zu unterwerfen, die das menschliche Wesch für ihr Verbrechen von ihr verlangen würde.

Dies ergriffen ertheilte ihr der Pfarrer diese Absolution, die Hand an ihre Stirne legend, und Elisabeth benachrichtigte ihn nun, daß sie gewillt sei, sich dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern, deren Wesche sie so schwer verlegt habe. Der Pfarrer antwortete nicht, er betete still an ihrer Seite. Auch Elisabeth betete still, und der Ausdruck ihres Gesichtes wurde immer seliger. Sie betete: „Barmherziger, erbarme dich! Herr Jesu Christe, rette du mich vom Tode! Ich glaube an dich, du Gekreuzigter und Auferstandener! Ich habe dich verleugnet und hatte dich verloren. Vergieb mir meine Sünden! Du guter Hirte, du mein Versöhner! du hast mich gesucht und hast mich gefunden; rette mich vom Tode! Ja ja, du rettest

mich! Ich danke dir! ich danke dir! Dein bin ich im Leben und Sterben! Gott sei gedankt!"

Der Sturm ihres Lebens hatte ausgetobt, er wandelte sich in leises Säuseln, durch das mit seligen Afforben der Hauch der Gottheit zog. Auch die Orgel stimmte mit leisem Klang in diese Afforbe ein.

Halte Keiner unsere Elisabeth mehr für unglücklich, obgleich sie jetzt das Schwerste thun wollte, zu dem sie früher nimmermehr den Muth gehabt hätte. Ihre Seele war in Beziehung auf die Folgen ihrer That entlastet; denn während sie noch unter den Schrecken des göttlichen Urtheiles darniedergelegen hatte, hatte der gute Bote ihr eine gute Nachricht in's Ohr geflüstert. Aber sie wollte jetzt ganz entlastet in's Reich Gottes eingehn, und dieses Reich Gottes hatte sich ihr aufgethan: der Vorhang des Allerheiligsten war zerrissen von oben an bis unten aus. Sie hatte mitten in's Vaterherz Gottes geschaut, — in das Herz, das seine Menschenkinder nicht überschreiten und nicht niedertreten und nicht verloren gehn lassen will, sondern ihnen nachgeht und sie zu sich ziehen will, — das erlösen will selbst aus den Qualen der Hölle und des Todes.

O, der Segen der Kirche ist wahrlich noch nicht verloren und auch noch nicht überflüssig geworden! Er hat hier eine arme, durch die Gesetze der weltlichen Philosophie gänzlich verstörte Seele wieder in den Schooß, — nicht der alleinseligmachenden Kirche, denn eine solche giebt's nicht, — aber in den des Herrn zurückgeführt, bei dem allein Frieden und Seligkeit zu finden ist. Sie hatte die Primath endlich gefunden.

Und wie Einer, der auf einem Berge angelangt, dort erst den Abgrund übersieht, aus dessen Tiefe er entronnen ist, so erkannte jetzt Elisabet, daß alle ihre Ahnungen Recht gehabt, und daß die Hand des Herrn, die so schwer auf ihr gelegen, doch nicht umsonst sie gedrückt, und daß sie jetzt das mit Augen schauen und mit Händen greifen durfte, was ohne diesen Druck, ohne das schwere Gericht des Herrn auch ihrer verzehrendsten Sehnsucht nicht möglich gewesen war, zu ergründen: daß der Herr Recht habe und nicht die Menschen, die dem Herrn widersprechen. Elisabet schaute jetzt in ein Meer von Licht.

Einer, den sein Künstlersinn und die Kunstschätze diesen Morgen in diese Kirche gelockt, den die Predigt auch angezogen und festgebannt hatte, der nachher durch den seltsamen Orgelspieler zu diesem hinaufgelockt worden war, durfte auch ganz unversehens eine Erfüllung seines schönsten Jugendtraumes erleben: er war ferner, stiller Zeuge von den heiligsten und seligsten Augenblicken unserer Elisabet, und er durfte sich freuen mit den Engeln. Sonderbarer Weise sah sie jetzt jenem Bilde von Pietro Perugino wunderbar ähnlich, und er hatte somit jetzt, nachdem er auch am letzten Nest seiner ungeheiligten Liebe vorher noch hatte Schiffbruch leiden müssen, sein Bild wirklich verkörpert gefunden. Mit scheuer Ehrfurcht erkannte er den göttlichen Strahl, der sich an einer andern Flamme als der menschlichen Liebe und Glückseligkeit entzündet hatte.

Der Pfarrer bot unserer Elisabet sein Haus zur Erholung an, und da sie fühlte, daß ihre Kräfte zu schwinden begannen, so nahm sie das Erbieten mit Dank an.

Als sie auf den Arm des Pfarrers gestützt, sich eben umwandte, um die Kirche zu verlassen, trat der Freiherr aus einem Seitengange auf sie zu. Elisabeth erröthete und wurde dann sehr bleich. Sie hatte noch eine Prüfung durchzumachen. Aber der Geist siegte über die augenblickliche Schwäche, und ihr Herz blieb wader.

„Der Ort unseres Wiedersehens ist ungewöhnlich,“ sagte er, nach dem ersten Worte des Grußes ihre Hand ergreifend und küssend, „aber ich hoffe, daß derselbe nicht nur mit Ihren Gesinnungen zusammenstimmt, sondern daß diese Stätte sich jezt auch der meinigen nicht mehr zu schämen braucht. Mein Gewissen und der Wunsch, etwas von Ihrem Gesichte zu erfahren, haben mich in diese Stadt zurückgeführt, und da ich ganz unerwartet Ihre Spur hier finde, so möchte ich auch eben an diesem Orte das Wort der Vergebung aus Ihrem Munde hören. Wenn auch mein Ohr es nicht vernahm, so haben doch meine Augen gesehen, daß Sie hier Bekenntnisse abgelegt haben. Mögen aber dieselben gewesen sein, welcher Art sie wollen, — mein Gewissen nöthigt mich zu bekennen, daß in einem gewissen Zeitabschnitte unseres Lebens nur Ihr besseres Wesen, — Ihre Engelnatur, wenn ich so sagen darf,“ — Elisabeth schauderte bei diesen Worten, — „und vor dem tiefsten Falle bewahrt hat, — vor einem Abgrunde, in den wir Andern uns wohl mit Willen gestürzt hätten, da die satanische Weltweisheit den Ausgang aus den Irrgängen der Tücke und Gelüste des eigenen Herzens versperrt und verschüttet hatte. Ich weiß, daß Ihr Lebensweg sich später tief verfinstert hat, — durch dieselbe falsch berühmte Kunst der Weltweisheit verfinstert

hat, aus der Sie mich früher herausgerissen. Zum Glauben an das ewige Wort Gottes bin aber auch ich jetzt erst völlig durchgedrungen, da ich dasselbe als eine beseligende Kraft kennen gelernt habe, die auch aus der finsternsten Nacht des Gemüthleidens wieder herausreißen kann. Diesen meinen frischgewonnenen Glauben mögen
• Sie denn als erste Garbe mit hinwegnehmen, und ich gelobe hier an dieser heiligen Stätte dem Herrn und in seiner Liebe auch Ihnen, fortan als ein Christ leben und und sterben zu wollen. — Und nicht wahr: das Wort der Vergebung aus Ihrem Munde darf ich hören?"

"Vergebung?" rief Elisabeth, indem sie sich mit strömenden Augen abwandte, „kann, darf ich vergeben? — Doch ja, ich darf! und danken darf ich auch! Du hast große Dinge an mir gethan, Herr!" Sie warf sich wieder am Altare nieder und der Freiherr mit ihr.

Nur der in die Herzen schaut, hörte, was jetzt noch gesprochen wurde.

Plötzlich erhob sich die Orgel, die gänzlich verstummt war, wieder in vollen Tönen, und eine starke Stimme sang:

„Dir Herr ist Niemand gleich: du bist groß und dein Name ist groß, und kannst es mit der That beweisen. Deinem Namen allein sei Ehre!"

„Amen! Amen!" schloß der Pfarrer, indem er Elisabeth, die sichtlich immer schwächer wurde, nach seinem Hause geleitete.

Zweiunddreißigstes Capitel.

„Also hast du wirklich Recht behalten,“ sagte der Freiherr zu Eberhard, seinen Arm in den des Freundes legend und mit ihm in dem weiten Klosterhofe vor dem Pfarrhause auf und niedergehend, — „und ich habe dir das Unrecht abzubitten, das ich in meiner kurzfristigen Leidenschaftlichkeit an dir ausübte! Die höchste Steigerung des Uebels hat unsere Elisabeth in den rechten Hasen geführt und uns mit ihr! — Wie das geschah, bist du mir noch zu berichten schuldig, — aber gleichviel wie! Du mit deinem weiteren Blicke und deinem Glauben bist der Sieger, und ich habe dir zu danken! Meine ganze Jugend taucht vor mir auf und ich sehe jetzt erst, daß der unbestimmte Drang meiner Seele im Grunde Recht hatte, daß mein Zug zu jenem Wilde und mein Zug zur Kunst mir unbekannt, aber in dem gnädigen Willen meines Gottes der Zug zur Wahrheit selber war. Ich verkannte ihn aber, und suchte im irdischen, mir verbotenen, Besitz des Weibes, das jene Züge trug, meine Seligkeit. Dieses Weib mußte mich wirklich als Gottes Dienerin zur Seligkeit führen, aber auf eine andere Art! — Ich staune über die seltsame Verkettung der Verhältnisse,“ fuhr er nach einer Pause fort; „entgegen all unseren Begriffen von mensch-

licher Erhabenheit mußte hier das Gute gewirkt und die Wahrheit an's Licht gebracht werden gerade durch das Unterliegen aller besseren Kräfte, durch — — —

„Auf daß kein Fleisch sich rühme, — daß es nicht Menschenthät, sondern Gottesthat bleibe,“ fiel Eberhard ein; „aber ich will nicht säumen, an diese deine eigene Bemerkung den Bericht des Vorganges anzuknüpfen und bei ungünstiger Aufnahme desselben an diese Bemerkung zu appelliren: ich hoffe nemlich, daß du dich zufrieden gebest, die Wahrheit an's Licht gebracht zu sehen, — wär's auch wirklich durch Unterliegen aller besseren Kräfte. — Ich weiß nicht, welchen Eindruck die Nachricht auf dich machen wird, daß — daß — —“ Er hielt inne.

„Nun? daß was?“ fragte der Freiherr gespannt.

„Die Sache ist allerdings in ein Aeußerstes verlaufen, und aus Bösem ist Gutes geworden, aber das Böse bleibt eben doch böß, und der Schatten wird nicht Licht. — Ich hatte wohl einen weiteren Blick als du, aber welche Wendung es nehmen würde, konnte ich doch nicht wissen — —“

„Himmel, welche Umschweife!“ rief der Freiherr ungeduldig, — „was konntest du nicht wissen?“

„Daß Elisabeth dem Gatten, weil er sie verlassen wollte, Gift geben würde,“ pläpte Eberhard jezt schnell heraus.

Jener wurde todtensbläß und sprach lange keine Sylbe. Endlich sagte er mit tiefer Stimme: „Gift! — that das Gift Wirkung?“

„Wohl keinesfalls tödtliche. Schärtel wurde gleich durch Elisabeth selbst gewarnt. — Ueberhaupt ist die Sache, — wie auch das christliche Gewissen sie in strengstem Selbst-

gerichte beurtheilen mag, — nach menschlichem, juristischem Rechte keinesweges klar und am wenigsten kurzweg als Giftmord zu bezeichnen. Das Gift wurde ihr, — nicht in böser Absicht, — zu einer Probe von einem Mädchen in die Hände gespielt; — — doch die Sache ist weilläufig, und der Hauptpunkt dabei ist, daß Elisabeth in ihrer geistigen Verwirrung und gemüthlichen Zerrüttung am Gatten eine Probe machen wollte, ob er wirklich die Wabe des Vorauswissens habe, — wie sie ihn in diesem Zustande manchmal an die Stelle Gottes setzte.“

„O, die Arme!“ rief der Freiherr plötzlich wie erleichtert aufrausend; „ja, wie konnt' ich es auch nur einen Augenblick vergessen! Elisabeth konnte nur im unzurechnungsfähigen Zustande so etwas thun, — und von diesem Zustande war ich ja selbst Zeuge! Auch gefällt mir der Witz des Schicksals, der da drin liegt, nicht übel: der Philosoph durfte also die Früchte seiner Weisheit essen! Wohl bekomms dem Philosophen! möchte er kurirt werden durch die Arznei!“ — Und an unserm Freiherrn wollte fast die alte lustige Natur des Malers ausbrechen. Dieselbe mäßigte sich aber wieder, als der Pfarrer zu ihnen trat und den Beiden eine ernste Frage zur Erwägung vorlegte:

„Die theure Frau gestand mir so eben, daß ihr Gewissen sich noch nicht ganz beruhigen könne, so lange sie nicht auch die Sühne geleistet, die das menschliche Gesetz von ihr verlange. Sie bat mich, ihren Freund Eberhard in Kenntniß zu setzen, und als letzte Freundesthat die nöthigen Schritte bei den weltlichen Gerichten von ihm zu verlangen.“

Eberhard sah aus, wie ein Verbrecher, über den der Stab gebrochen wird; der Freiherr aber rief auffahrend: „Wie? was? Elisabeth will büßen für eine That, die sie im unzurechnungsfähigen Zustande begangen hat, und will sich als Sünderin und Mörderin darstellen und von aller Welt ansehen lassen, und als solche, der Himmel weis, welche Sühne tragen, — und ein Mann, der das Alles verschuldet hat, der der wirkliche Sünder und Mörder ist, soll frei ausgehn und als der beleidigte Eheherr auf diese Art von der Gattin selbst anerkannt und hochgestellt werden? — Nimmermehr! nimmermehr! so lange ein Dorn in mir ist, werde ich mich dagegen sträuben!“

„Aber Elisabeth sieht die Sache anders an, als Freiherr v. Schussen,“ erwiderte der Pfarrer höflich, aber ernst; „und wir müssen wohl annehmen, daß ihr Gefühl das richtige ist. Wenn sie ganz unzurechnungsfähig gewesen wäre, so würde sie sich der Sache nicht so deutlich bewußt sein, und ihr Gewissen würde sich dann ohne Sühne beruhigt haben. Ihre Einmischung aber wird Elisabeth schwerlich erwünscht sein.“

„Und das soll der Schluß von Elisabeth's Leben sein, daß sie, wo nicht auf das Schaffot, sich doch in's Gefängniß führen läßt, und ich, der ich weiß, was sie war und ist, und was wir Alle ihr verdanken, soll ruhig zusehen, wie das geschieht? ich soll den Philosophen glänzend oben stehn lassen, seine falsche Weisheit fort und fort gleissen lassen, und dem edelsten Wesen, das von ihm zu Grunde gerichtet wurde, auch noch das Brandmahl des Verbrechens auf die Stirne drücken lassen? — Nein! nein! und abermals nein!“

„Sie können immer zur Milderung der Strafe beitragen, die ohnedies nicht scharf sein wird, aber umgehen und verhindern dürfen wir die Ausführung von Elisabeth's Wunsch nicht; — auch wissen wir ja überdies noch nicht, ob die Nachwirkung des Giftes nicht doch noch tödtlich wird, oder ob unser Philosoph nicht selbst gegen die Gattin Klage erhebt — —“

„Das möge er sich nicht beikommen lassen!“ rief der Freiherr mit blinkenden Augen; „ich lebe ohnedies, seiner Weisheit, der falschen Meße, ihr schimmerndes Gewand abzureißen, und dieselbe in ihrer wahren Gestalt der Welt vor Augen zu stellen.“

„Und die Meße würde dich auslachen,“ fiel hier Eberhard in's Wort; „sie ist eben jetzt im Begriff, sich über allen großen Wassern festzusetzen, und würde eines schwachen Menschen, wie du bist, und seines Zeugnisses spotten.“

„Gewiß,“ ergänzte der Pfarrer, „sie wird zwar im selben Augenblick, da sie zur Macht gelangt, auch fallen und eine Behausung aller unreinen Geister werden, aber wir müssen dem zuschauen und das Gericht dem Herrn überlassen, der den Wetterstrahl erst über sie einbrechen lassen wird, wenn ihre Zeit erfüllt ist. Ein Gericht, das wir herbeiführen wollten, wäre voreilig, denn sie muß sich aller Welt vorher als die falsche Prophetin ausweisen. — Für jetzt muß uns nur daran liegen, das Buß- und Rechtsegefühl, das in Elisabeth durch das Wort Gottes auf die rechte Bahn geleitet worden ist, nicht zu unterdrücken, und auch den Feinden zu zeigen, daß ein

Christ dem Rechte genug zu thun den Willen und die Kraft hat."

"Und deshalb," sagte Eberhard seufzend, "will ich gehn, so schwer mir der Gang auch wird."

"Thut was ihr wollt," versetzte der Freiherr, "ich kann euch nicht hindern, aber ihr könnt mich auch nicht hindern, meine Schritte für Elisabeth zu thun. Selbst auf die Gefahr hin, ihrem und eurem Willen entgegenzutreten, werde ich mir das Recht der Einmischung in dieser Sache nicht nehmen lassen."

"Ach, eine neue Verwicklung!" rief Eberhard; "wahrhaftig, die Aesthetiker dürsten sich gratuliren, wenn sie so viel Konflikte in die Tragödien bringen könnten, als wir in's Leben! Ich nehme mein Wort von früher zurück: daß kein Wiß und keine Tragik mehr im Leben sei."

"Aber ich," rief der Freiherr bitter, "nehme das meinige nicht zurück, das dich mit Schaden bedrohte, wenn Elisabeth dadurch, daß man ihr nicht zu Hülfe eile, einen Schaden nehme. Hättest du dich meiner Einmischung nicht widersetzt, so hätte Elisabeth dem Watten kein Gift gegeben, und dürfte jetzt nicht dafür büßen. Der Philosoph wäre auf andere Art bestraft, und Elisabeth vor diesem Aeußersten bewahrt geblieben. — Wahrhaftig, ich fange an zu glauben, daß nur Confliktwuth, nicht, wie du früher behauptetest, Scheu vor Konflikten, dich in deine Thatlosigkeit festbannte. Aber deine Confliktwuth wird dir diesmal wenigstens nicht gut bekommen!"

"Er ist ein junger Christ, wie ich auch," sagte Eberhard zum Pfarrer; "bitte, bringen Sie Licht, es wird finster um uns."

„Ich möchte Ihnen,“ entgegnete dieser, ernst zum Freiherrn gewendet, „wenigstens das in Erinnerung bringen, daß Gott es Alles zum Segen gewendet hat, mögen auch die Menschen auf diese oder jene Weise, durch Unterlassungs- oder Thatfünden, die Sache verwirrt haben. Das ist für uns jetzt ganz gleichgültig, nachdem es der Hauptsache nach vom Herrn selbst zu einem glücklichen Ende gebracht ist. Da aber Alles neu geworden ist, so dürfen wir nicht mehr rechten um das Vergangene, sondern sollen unser Auge an das Licht gewöhnen und wandeln als Kinder des Lichtes. Wenn Freiherr v. Schussen sein Auge schärfen würde, so würde er einsehen lernen, daß das Uebel, das unsere Elisabeth jetzt noch auf Erden treffen kann, geringe ist gegen dasjenige, dem sie entnommen ist. Wenn es aber in einem solchen Augenblicke Gewissenssache für sie ist, menschlichem Besatze genug zu thun, so dürfen wir Alle sie nicht hindern. Gewiß, wenn wir uns nur einen Augenblick klar vor die Augen des Geistes stellen, wie unermeslich und unaussprechlich Großes der Herr hier unter uns, vor uns und an uns gethan hat, so werden wir nicht den kleinlichen, trügerischen Maßstab der Welt und des Fleisches anlegen, wo es sich darum handelt, daß das Werk des Herrn so hinausgeführt werde, wie sein Geist es jener Wiedergesundenen gebietet. — Zur Milderung ihrer Last können Sie immer noch nach Kräften beitragen.“

Eberhard hatte, noch ehe der Pfarrer diese Worte vollendet hatte, seinen sauren Gang angetreten; zu den beiden Andern aber trat ein alter, wohlbeleibter, behaglicher Mann und fragte nach einer kranken Frau, die sich

hierher in diese Gegend verirrt haben müßte. Auf weitere Fragen stellte sich heraus, daß dieser Mann der Arzt war, dessen Haus unserer Kranken die von dem Gatten angewiesene Zufluchtsstätte hätte werden sollen. Er hatte unterwegs von der Sache gehört und war gleich der Spur gefolgt.

Noch während die Männer sprachen, kam Nachricht aus dem Pfarrhause, daß die Fremde einen neuen heftigen Blutsturz gehabt habe. Sie habe nach dem Pfarrer verlangt und wünsche den Genuß des heiligen Abendmahls.

Die beiden Männer folgten dem Pfarrer in das Haus und vernahmen hier von der Hausfrau, daß die Kranke jetzt, nach großem Blutverluste, sehr schwach sei. Der Arzt, nach dem sie gesendet, werde hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen.

„Er ist schon da,“ sagte der Alte, „wenn auch in anderer Gestalt, aber ich fürchte, daß seine Kunst nicht weit reichen wird.“ Er ließ sich zu Elisabeth führen, die matt, mit geschlossenen Augen, aber stillem, seligem Lächeln dalag.

„Sie scheint nicht bei sich zu sein,“ bemerkte der alte Doctor; „ich dachte mir aber ihren Anblick anders: wild, zerstört, — nach Allem, was ich von ihrer Geschichte und ihrem Zustande hörte.“

Elisabeth schlug in diesem Augenblicke die Augen auf: „Ich habe eben einen Blick in den Himmel gethan! o bald! bald! — nein, keine menschliche Hülfe! keinen Arzt!“ sagte sie, die Hand wegziehend, die der Alte pulsführend ergriffen hatte. „Nur noch Himmelspeise und dann zu ihm!“

Der Pfarrer trieb die Andern hinaus und reichte seiner Kranken dann den Leib des Herrn, die Himmelspreiße, die sie mit einem so seligen Beben hinnaß, und den „Kelch des neuen Testaments,“ aus dem sie mit so durstiger Seele trank, daß der Pfarrer, tiefer als je in seinem Leben von der Nothwendigkeit und Heilskraft dieses Sakramentes überzeugt, mit strömender Gewißheit ihr den Segen desselben zuerignete. Sie sagte: „Jetzt bin ich ganz frei von allem Drud: es ist alles Alte begraben mit ihm in seinen Tod, und ich weiß nun, daß der Herr in mir lebet. Mag's zum Sterben gehn: ich lebe und werde leben und Alles ererben, was er verheißen hat.“

Der Arzt trat wieder ein, und schüttelte von Neuem den Kopf zu dieser Erscheinung. Er hatte viel mit der Geisterwelt verkehrt, und der Glaube an die Geisterwelt hatte ihn zum Glauben an das Christenthum gebracht. Seine Vorfahren hatten auch meist das eigenthümliche Gepräge einer tiefen Grabessehnsucht. Wie es aber so geht, — man gewöhnt sich, mit Gedanken und Gefühlen umzugehen, die, wenn sie sich nun plötzlich zu verwirklichen drohen, und in einer andern Gestalt entgegen treten, als wir sie uns dachten, und mit Furcht und Schrecken erfüllen. So hatte sich ihm bei wirklicher Gefahr der Grabesnähe die „Sehnsucht“ immer in Angst und Abscheu verkehrt, was allerdings Zweifeln an der Richtigkeit oder doch Klarheit seines Christenglaubens Raum geben möchte. Er bedauerte jetzt, seine Klientin körperlich in so übler, und bewunderte, sie in Gemüth und Geist in so gehobener Verfassung zu finden. Er ließ einige Andeutungen fallen,

daß er einen solchen Gast gern als Hausgenossen aufnehmen würde. Elisabeth bemerkte ihm aber lächelnd, daß ihr jetzt eine schönere Heimath geboten würde, als sein Haus, — so freundlich es sei, und seine Aeolsharfen würden ihr auch entbehrlich, da bald Engelchöre und Sphärengefang sie umgeben würden.

Gegen Abend gestattete sie auch den beiden Freunden noch Zutritt, dankte ihnen für ihre Liebe, und alle ihre Worte trugen den Stempel einer freien, beseligten, in Gott ruhenden Seele. Von der weltlichen Gerechtigkeit war nicht mehr die Rede; Jedes fühlte deutlich, daß der Herr beschlossen hatte, die so mannigfach Gequälte bald außer den Bereich alles Menschlichen zu bringen. Da ihr Geist jetzt mit wunderbarer Klarheit begabt wurde, so konnte sie unserm Eberhard noch manchen Aufschluß geben über ihren Zustand, ihre Schmerzen, ihren Wahn. An ihren Gatten gab Elisabeth dem Freunde manchen Auftrag; Eberhard weigerte sich aber, irgend eines derselben jetzt schon sich zu entledigen. — Er bezweifelte, daß seine Zeit gekommen sei, und daß selbst die jüngsten und letzten Ereignisse, — daß selbst die Kunde vom seligen Tode Elisabeth's ihm die Augen öffnen würde. „Das Alles läßt sich gut unter sein System rubriziren, wenigstens so lange, bis man ihm eine Sehbrille auf die Augen gesetzt hat, die seine Augen erweitert. Bitten Sie für ihn dort oben; wir wollen hier das Unsrige thun. Und wenn er durch die Consequenzen seiner Weisheit, oder vielmehr durch die Gerichte des Herrn auf dem äußersten Punkte angelangt sein wird, — wenn dann sein Kopf die Umkehr erlaubt: dann will ich ihm Ihre Aufträge überbringen.

Die Versicherung Ihrer Verzeihung und Ihre Bittte um seine Verzeihung aber soll jedenfalls zu seinen Ohren gelangen.“

Elisabet vermachte dem Freunde ihre Tagebücher und bezeichnete ihm den Ort, wo sie verborgen. Dadurch ist er in deren Besitz und der Leser zu deren theilweiser Mitkenntniß gelangt. — Sie hatte jetzt auf der Welt nichts mehr zu wünschen und nichts mehr zu thun; in seliger Ruhe lag sie da, auf ihren Herrn wartend, — sie wußte wohl, daß die Stunde bald schlagen würde. Eberhard setzte sich an ein im Nebenzimmer stehendes Klavier, und Elisabet bat um das Lied: „Wachet auf, ruft uns die Stimme.“ Die dunklen Augen der Kranken strahlten jetzt in niegesehenem Glanze, aber allmählich sanken ihre Lieder, und sie schien einzuschlafen, während Eberhard sich in Phantasieen verlor, aus denen die Akkorde von Palästrina's großem Magnificat emporströmten. Plötzlich fuhr die Kranke auf, rief: „Die enge Thüre geht auf!“ — und in dem Blut, das ihrem Munde entströmte, floß ihre Seele mit von hinnen.

Die Abendsonne schien durch's Fenster, draußen hörte man wilde Freiheitelieder, — hier umstanden trauernde Gestalten einen entseelten Körper und beneideten die freie Seele, die den rechten Ausgang und Eingang gefunden hatte. Eberhard hielt mit thränenden Augen die linke Hand der Todten, während die rechte der Freiherr schluchzend umfaßt hatte. Er gedachte jener Mitternachtstunde, da sie durch seine Schuld auch gerade so als todt dargelegen hatte, und er dankte Gott, daß jener Tod nicht wirklicher Tod gewesen, daß die Verantwortung nicht auf

seiner Seele liegen geblieben war. Aber er erneute hier sein Gelübde der Treue, um einst auch dahin kommen zu dürfen, wo er Elisabet jetzt wußte.

Die entseelte Hülle Elisabet's wurde mit jedem Tage schöner, so daß der Freiherr, der etwas von Göthe's Widerwillen gegen das Bedecken mit Erde haben mochte, die Beerdigung gar nicht zugeben wollte. Der Pfarrer wußte aber auch dieser Verirrung zu begegnen, und den Gefühlen des jungen Mannes wieder auf die rechte Bahn zu helfen. In stiller, ernster Feier wurde der Erde wieder anvertraut als verweßliche Saat, was einst auferstehn soll unverweßlich.

Der Freiherr setzte eine Rose und eine Lilie auf das Grab, Eberhard aber einen Lebensbaum, — und als sie davongingen, die Arme in einander geschlungen, geschah es zwar mit thränenden Augen, aber der Blick schaute nach oben, wo er die rechte Heimath wußte.

Das Grab Elisabet's war neben dem der armen Tagelöhnerfrau, und der Alte und seine Tochter versprachen, der Blumen getreulich zu warten. Die Rosen und Lilien stehn jedes Jahr in schönster Blüthe, und der Lebensbaum hat gut gewurzelt.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Wir haben eine lange Pause gemacht, und gehn nun zurück zu jenem Abende, — zurück zu unserm Helden.

Sollte er wohl jetzt untergegangen, damals ein Ende genommen haben, wie die tragischen Helden der Poeten?

O nein! Er war ja ein moderner Held, ein Mann der Wissenschaft, und als einen solchen konnte der Tod nicht über ihn herrschen. — Es durchbligte ihn zwar plötzlich das Bewußtsein, daß in dieser letzten und äußersten That Elisabet's Sinn sei, daß sie von ihrer Seite her ein gewisses Recht habe, ihm den Untergang zu bereiten, daß sein eigenes System das Alles vorausbestimmt und erlaubt habe, — ja daß das Ganze sogar eine schöne Abrundung erhielte, daß die Tragödie ein ganz schulgerechtes Ende nähme; und einen Augenblick — wir gestehen es — schwankte er in der Wahl, ob er wohl jetzt großartig untergehn solle, — aber auch nur einen Augenblick: im nächsten kamen stuhend andere Gedanken; denn seine Vorliebe für einen harmonischen Schluß ging doch nicht so weit, daß er um ihretwillen hätte sein Leben lassen mögen. Der Drang der Selbsterhaltung triumphte über das Hingeben an die tragische Gerechtigkeit; — — — auch erinnerte er sich plötzlich, daß er ja

Alles mit der absoluten Idee gethan, also nie eigentlich gesündigt hatte, und er hatte somit als Held des Wissens den ungeheuren Vorsprung vor dem Helden der unbewußten Thatkraft: daß er zwar die Gerechtigkeit anerkannte, aber doch zugleich ein Mittel hatte, ihr zu entweichen.

Sowohl die tragische als die komische Seite des modernen Wissens, wie auch der ungeheure Fortschritt der Zeit trat hiemit auf das Großartigste hervor.

Ja, unser Held hatte ein Surrogat für alle Verheißungen des Christenthums, und hier sogar ein ganz buchstäbliches für die den Gläubigen freilich in anderem Sinne gegebene Zusicherung: So sie etwas Tödlisches trinken, wird es ihnen nicht schaden. — Auch er erklärte gewöhnlich die Worte anders, aber das buchstäbliche Surrogat war ihm nun doch sehr willkommen.

Er sprang mit Blitzeschnelle in die Küche, — er rief nach Fett, — nach Del, — ach es war leider kein anderes da, als was die übernächtige Küchenlampe bieten konnte! Er versuchte es zu trinken, — aber es war doch gar zu stinkend, er konnte es nicht hinunterbringen. — Der Unglückliche rief nach Butter, — ja richtig! Bei der Hausfrau war ein tüchtiges Stück aufzutreiben, — und nun nimmt er es in die Hand, stopft es in den Mund und kaut so wacker darauf los, als wäre ihm der leckerste Bissen von der Welt geboten.

Wir müssen uns glücklich schätzen, daß außer der Dienstmagd Niemand ihn gesehen hat; denn vielleicht würde man uns gar zum Vorwurf machen, ein so hungriger und lebeshungriger Held sei überhaupt gar kein

Held, und von uns schlecht gewählt; — — wir beileben uns aber, unsern Lesern den Irrthum zu benehmen, als sei das nur so ein gemeiner Lebenshunger gewesen; — o nein, die Sache verhielt sich anders.

Unser Held hatte nämlich die felsenfeste Ueberzeugung, daß sein Gott ihn brauche trotz aller seiner Mängel und Schwächen, daß er ihn nicht entbehren könne, und es war nur Gnade — eitel Gnade gegen diesen seinen Gott, was ihn veranlaßte, — nicht in den sauren Apfel — sondern in die fette Butter zu beißen!

Er schickte dann schnell nach Siegmund, — Siegmund aber konnte leider nicht kommen, und obgleich noch mehrere Mittel angewandt wurden, scheint doch die Abwehr nicht ganz wirksam gewesen zu sein; der Philosoph, der vielleicht im Wein eine besonders starke Dosis erhalten hatte, oder vielleicht auch aus Angst, versiel in Krämpfe, und das Mädchen sprang zum gewöhnlichen Hausarzt. Es war aber Alles zu Bette. Sie schellte dreimal. Endlich schaute der Arzt selber in seiner Schlafmütze heraus und fragte, was man begehre. Das Mädchen bat, er möchte doch sogleich in das Haus des Herrn Professor Schärtel kommen, es sei ein Unglück geschehen.

„Ei was der Tausend!“ rief der Mann; „ist vielleicht jetzt das Unglück ausgebrochen, zu dem man mich schon heute Mittag gerufen hat? Sage Sie nur ihrem Herrn, er solle künftig das Unglück auf eine geschicktere Zeit einrichten, jetzt sei es mir etwas zu spät.“ Damit schlug er das Fenster zu und ließ die Arme unten mit ihrer Verlegenheit allein.

Das Haus des Doctors lag aber neben dem Gasthof, wo Eberhard wohnte; dieser hatte den Ruf mit angehört und war jetzt mit wenigen Sprüngen an ihrer Seite. Ihre Erzählung veranlaßte ihn, mit ihrer Hülfe sogleich einige Männer zu suchen, die er in verschiedenen Richtungen nach Elisabet ausschickte.

Dann begab er sich zum Philosophen, den er in keinem beneidenswerthen Zustande fand. Derselbe krümmte sich wie ein Wurm, klagte, jammerte, fluchte und tobte in einem Athem, und erst ein starkes Erbrechen erleichterte seine Qualen einigermaßen. — Elisabet's erwähnte Robert mit keiner Sylbe; es ist uns nie kund geworden, was in dieser Nacht in seiner Seele vorging. Als er aber stille lag, hatte Eberhard keine Ruhe mehr, er ging selbst in die Nacht hinaus, schüttelte noch einen jungen Doctor, der minder bequem war als jener, vom Schlaf auf und suchte mit ihm nach der Unglücklichen: mit welchem Erfolg, haben wir gesehen.

Für unsern Philosophen war die Gefahr vorüber, aber ein schleichendes Fieber legte ihn noch eine Zeitlang darnieder. Von dem Abscheiden seiner Gattin sagte man ihm nichts, er wußte nur im Allgemeinen, daß sie an einen sichern Ort gebracht, daß sie — geborgen sei. Während dieser Zeit verfolgte ihn auf seinem oft einsamen Lager eine Idee, deren Realisirung vor der Hand wenigstens auch noch in das Reich der Ideen gehörte.

Suchen wir uns und Andern die Sache, zum Theil nach den eigenen Aussagen unsers Helden deutlich zu machen, wobei wir Niemand verwehren können, an eine gewisse Nachwirkung des genossenen Giftes durch den

Leib auf den Geist oder die Phantasie des Philosophen zu denken.

Unser Held hielt es bekanntlich nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein; denn er hatte ja nicht auf unmittelbare, unvermittelte Weise, wie die gnostische Sophia den Sprung in's Absolute gethan. Jener gnostische Aeon nemlich (von dem aber nur die Gelehrten wissen) hatte einst auch die Gottheit an sich reißen wollen, aber er beging einen Raub, weil er, der in der Qualität eines göttlichen Wesens zwar auch die Fähigkeit hatte, sich mit dem Absoluten zu vereinigen — oder diese Einheit mit dem Absoluten zu verwirklichen, — sie doch zugleich wieder nicht hatte; weil er das, was erst durch den ganzen Weltproceß realisirt werden konnte, gleichsam sprungweise, mit Einem Mal, durch einen gewaltsamen Akt an sich reißen wollte. Soweit hatte jener Aeon Recht, aber doch nicht das Recht. Er hatte den wahren Trieb, aber in der Verwirklichung desselben mußte er einen Raub begehen; er war von leidenschaftlicher, excentrischer, naturwidriger Begierde besetzt.

Das war bei unserm Helden nicht der Fall. Er hatte, wie alle Welt weiß, mit seinen Wissensbrüdern herausgefunden, daß der menschliche Geist der göttliche ist, daß es außer dem Menschen keinen weiteren göttlichen Geist giebt. Aber das Bewußtsein der Gottheit ist Raub für denjenigen, der nicht alle Stadien des Wissens durchgemacht hat. — Nun, er war sich bewußt, auf der höchsten Stufe der Erkenntniß zu stehen, der Weltproceß hatte sich ja bis zu ihm vorwärts gedrängt, die kritischen Untersuchungen waren abgeschlossen, und hatten die Welt

selbst zu einem Abschluß gebracht; es stand unzweifelhaft fest, daß sein Geist der göttliche war. — Durch seinen eigenen Kopf, seine eigenen Untersuchungen war's festgestellt, — — und jetzt mußte durch einen großartigen Akt vor aller Welt Augen diese Einheit bezeugt werden. Ein Akt (etwa auf einem Berge) wie die Himmelfahrt, eine geistige Himmelfahrt auf natürlich geselligem Wege, da doch der irdischen Schwere nicht so gar in's Angesicht gespottet wurde, wie in dem Mythos von der Himmelfahrt Christi.

Die Sache mußte aber schnell, — noch vor seinem Weggang, wie ein Gedankenblitz ausgeführt werden, und die Freunde mußten dabei sein, — Was thun? — Wie helfen?

Er erinnerte sich eines alten, sehr zahm und bescheiden gewordenen Dieners, der einst in der alten Christenheit ein starker und lechter Feind gewesen war, aber seit der neuesten und besten Zugabe zum Faust fast den Gebrauch seiner Füße verloren hatte. — Unser Held gedachte seiner in Gnaden als einer antiquirten komischen Figur, und sprach den Wunsch aus, er möchte bei ihm eintreten.

Wirklich klopfte es bescheiden an die Thüre, und mit demüthiger Geberde, mit schwer hinkendem Fuße trat der Mann vor seinen Herrscher.

„Lebst du auch noch alter Kerl,“ sagte der Philosoph, ihm freundlich auf die Schultern klopfend; „ich dachte, du sieist wirklich schon an der Auszehrung gestorben.“

„Nur die Hoffnung auf den Anblick Eurer Herrlichkeit hat mir bis jetzt mein armseliges Dasein gefrisst; ich denke, wenn Sie den Akt der Krönung vornehmen,

werden Sie auch einen großartigen Gnadenakt damit verbinden, und dabei auch eines alten Invaliden sich erbarmen."

"Ich will mich noch besinnen, was sich für dich thun läßt," sagte unser Held gnädig herrisch, "vielleicht ein Gnadengehalt, — von allen freigewordenen Sündern zusammengesetzt, — die Sünden der modernen Welt können dir zwar nicht mehr zugerechnet werden, aber die Verschuldungen der alten Christenheit hast du sämmtlich auf deinem Rücken."

"Ja," sagte der Demüthige, "darum ist er auch so krumm geworden, und ich bin gar müde, aber so lang ich noch lebe, juckt mir's noch immer in den Beinen um „nach andern suchen zu gehn"; darum wenn mich Euer Gnaden vollends zu Tode befördern sollten, so ist es des Invaliden einziger Wunsch, daß durch Abnahme auch der alten Sündenlast mein Rücken im Tode wieder gerade werden möge."

"Nun diese Gnade soll dir werden! vorderhand aber magst du immerhin noch leben, — hast du deinen Zaubermantel noch? ich könnte deine Dienste brauchen."

"Ganz zu Eurem Befehl!" sagte der dienstbare Geist. "Wie könnt Ihr nur fragen, ob ich ihn noch habe? Je schwächer meine Füße werden, um so unentbehrlicher wird er mir. —"

"Aber ob er noch stark genug ist, um auch mich zu fassen, und nach mir auch die Irrunde herbeizuschaffen?"

"Seid unbesorgt! Ihr dürft euch ledlich meiner Führung anvertrauen, — Wohin soll die Fahrt gehen?"

„Auf einen Berg — (unser Held nannte ihn seinem Diener, wie aber, obgleich wir auch Zeugen sein durften, haben den Namen desselben doch nie herausgefragt; nur so viel ist gewiß, daß es nicht der Brocken war, ob aber der Melibolus, oder der Ragenbuckel oder ein anderer königlicher Berg, wissen wir nicht) aber Freund, — du darfst mich nicht unterwegs in den Lüften absetzen!“

„Ha! Herr und Gebieter! Habt Ihr eure Gottheit vergessen?“

„Nein! Richtig ich erinnere mich! Ich wollte dir's auch nicht rathe!“

„Gut! Wann befehlt Ihr abzureißen?“

„Abreißen, Satan! Nicht abreißen! Muß ich dich deutsch lehren?“

„Ach, ihr nehmt es gar zu genau! Ja ihr habt recht, ich corrigire mich.“

„Wie lange brauchst du, um von hier nach jenem Berge zu gelangen?“

„6 Minuten!“

„Da bedeutend schneller als die Eisenbahnen? Ich könnte eigentlich den Junker als meinen Diener beibehalten,“ murmelte der Philosoph, „sein Wiß könnte mir dienlich sein, und für mich ist er ja unschädlich genug. — Höre! Ich fühle Kraft genug in mir, wir könnten sogleich die Fahrt antreten. Packe meine Bücher ein!“

„Gut! — Ach die lieben Bücher!“ und der Diener küßte sie mit zärtlicher Inbrunst.

„Hätt' nicht gedacht, daß der Bursch so sensible wär,“ murmelte der Philosoph; „da eignet er sich ja

vortrefflich zu meinem Diener! Höre: ist auch Material zu einem Altar auf jenem Berge?"

„Warum denn nicht? — aber gesteh' ich's doch, es klebt mir immer noch etwas ärgerlicher, hasensüßiger Abscheu vor allem altchristlichen Altarwesen in den Adern. —“

„Dummkopf! Der Altar wird ja nicht einem fremden Gott errichtet, sondern dem eigenen, inwendigen; — gegen den wirst du doch nichts einzuwenden haben?!"

„Ach nein! Ach nein! Ja, ihr habt Recht, ihr behaltet immer Recht, immer den Sieg! — Nun gehn wir?"

Vierunddreißigstes Capitel.

Der Philosoph stand auf seinem Berge, rings um ihn lag die Welt. Von dem Gipfel aus, wo er stand, zogen sich mehrere niederere Gebirgsrücken, welche einzelne Thäler abschnitten. Einige derselben sollen wunderliche Namen tragen, eines z. B. das Irrudenthal, ein anderes das Jammerthal.

„O, diese große, herrliche Welt!“ rief unser Held; — „wahrlich, wenn ich nicht bereits ein geistiger König der Welt wär“, so stüde doch auch ein kleiner Nibel darin, einmal ein leiblicher Herrscher derselben zu werden. — Doch genüge mir auch wie Jenem, das Satangelukste zu überwinden, an der Ehre mich zu begnügen, die Welt geistig aus den Fesseln der Anachtschaft befreit und mich dadurch zu ihrem König gemacht zu haben. Dieses geistige Königthum will ich mir nun aber in aller Form Rechtens zu eigen machen, und du Welt sollst Zeuge sein und mir zugleich deine Huldigung darbringen! Dann ist das Reich Gottes mein, und mit ihm fällt mir alles Uebrige zu.“

Während dieses Selbstgesprächs brachte der Diener die Freunde unseres Helden einen nach dem andern, auf ihren eigenen Büchern getragen, herbei, aber sie durften

nur stumme Zeugen abgeben, sich in der königlichen Herrlichkeit desselben spiegeln, gleichsam als Ein Körper mit ihm, jeder in seinem Theil sich mitfreuen oder mit leiden.

Den Altar hatte der Alte schon gebaut, und unser Held wunderte sich über die Geschäftigkeit und Gewandtheit desselben, die besonders in der Lust erstaunlich war.

Immer neue Bücher brachte er mit immer neuen Helden, und endlich war eine schöne Pyramide auf dem Opferplatze erbaut. Unser Held stand als Opferer neben dem Altar, die Andern saßen im weiten Kreise auf niedrigerem Boden. — Und warum das? — Es war auch der alte Meister dabei, der zum Opferer ja besser gepaßt hätte. Auch der kühne Vogel, — der, beiläufig gesagt, selbst hergeschlagen war ohne den Zaubermantel, — wäre gewiß Manns genug für den selbstvergötternden Opferaltar gewesen — —

Aber er war zu spitzig und zu kritisch, er hatte zu viel sceptischen, zu wenig naiven Witz, darum konnte er als Persönlichkeit nur im Freunde seine eigene Verklärung finden. — Und der Meister war zu müde für's Pathos; er hat nur noch schreibend seine Gottheit ausgeströmt.

Die Andern aber standen nicht über unserm Helden.

Als er die Zahl voll fand, sagte er: „Nun ist's genug, Junker! Was du aus der weiten Welt sonst noch zusammenholen willst, das möge sich am Fuße des Berges lagern, wir brauchen die weiteren Zuschauer nicht hier oben.“

Dann nahm er einen Stab, — ob es ein Schulsteden oder Scepter war, wissen wir nicht zu sagen, — berührte damit die Pyramide und sagte: „Ihr wißt, wozu wir hieher gekommen sind, aber auch die Welt soll es

wissen. Hier diese Pyramide enthält die Produkte und Zeugnisse unseres Geistes, — des Geistes der Welt und des göttlichen Geistes zugleich. Was bisher getrennt, als unvereinbare, sich widersprechende Mächte angesehen, entweder verehrt oder verabscheut wurde, das in schönste Harmonie zu bringen, ist uns gelungen. Wir haben den göttlichen Geist zum Weltgeist und den Weltgeist zum göttlichen erhoben. Darum ob wir gleich auch Kinder der modernen Welt sind, hat sie doch uns erst ihr rechtes Erwachen, ihr geistiges Bewußtsein zu danken. Darum nehmen wir jetzt hier Angesichts der ganzen Welt Besitz von dem Reiche der Geister, nehmen Besitz vom menschlichen, Besitz vom göttlichen Geiste von nun an bis in Ewigkeit.

„Wir unterzeichnen einen Contract, worin wir uns solidarisch verpflichten, nur unsern und den uns verwandten Geist als göttlichen anzuerkennen, und so das Reich der Welt und das Reich des Geistes als ewigen, selbsteigenen Besitz uns zu sichern, damit es vor Eindringlingen bewahrt bleibe, die sich bereits regen und später etwa mit stärkerer Macht auftauchen könnten, um uns zu verdrängen, der Welt ihre Errungenschaft wieder zu rauben, und die ganz verderbliche, antiquirte und antichristliche Lehre von einer besonderen, außer und über der Welt existirenden Gottheit wieder einzuschwärzen. Die Welt aber warnen wir, solche lehrerische, veraltete Vorstellungen, die der Menschheit ihre Würde wieder rauben wollen, die unglückliche Ehen, Gift und Pest in die Familien bringen, von sich ferne zu halten, die Bücher, die darauf hingen, zu verbrennen, und unsere Kritiken, unsere Aesthetiken

allein noch als ein weltlich Evangelium gelten zu lassen. Dieses Evangelium macht die Welt zur Erbin der Gottheit. — Und jetzt schreiben wir den Contract und besiegeln ihn mit unserm Blute! — Du schönes Frankenland da drüben über dem Rhein, auch du bist Zeuge, wir verbinden uns mit dir zu Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft! die Welt möge leben, und der Himmel sich auf die Erde niederlassen!“

Und unser Held schrieb und besiegelte, indem er sich einen Finger rißte, und die Andern rißten sich auch und besiegelten auch; dann ward der Contract in die Opferteine des Altars gelegt, und unser Held umtanzte ihn in unendlicher Siegesfreude. Ja, er lachte und drehte sich im Kreise und rief: „Jetzt hab' ich dich! Jetzt hab' ich dich! Ich bin die verkörperte Idee, und die Idee ist nicht ich, ich bin also mehr als die Idee; ich bin Gott, und Gott ist nicht ich, ich bin mehr als Gott; ich bin das Wissen und habe das Leben, und er ist nicht das Wissen und hat nicht das Leben; er braucht meine Gnade und ich brauche die seinige nicht, und er bettelt von dem Meinigen, und ich bettle nicht von dem Seinigen; Er dreht sich um mich, und ich drehe mich nicht um ihn,“ — —

Und er lachte und tanzte und drehte sich, und meinte immer, er stehe, und der Himmel, der fest stand, drehe sich um ihn; der Gott des Unsinnns hatte ihn eingenommen; er aber meinte, der Gott des Unsinnns habe die Welt eingenommen, und er habe den Gott des Sinns eingenommen, — und lachte immer toller und drehte sich immer toller, alle Bestimmungen taumelten ihm in einander; er aber meinte, er allein stehe über der Auflösung

alles Fixen und Festen um ihn her und schaue als das lachende Subjekt auf die zum tollen Tanze des Widerspruchs verkehrte Welt der Objekte; er habe den Olymp entvölkert, das Göttliche absorbiert, und wisse es als seine Macht.

Und seine Helden? — denn ohne Zweifel tanzten und lachten und weinten sie mit.

„Nein,“ rief er, „das ist nicht der Himmel, und das ist nicht die Welt, und doch ist die Welt im Himmel, und der Himmel ist doch in der Welt, und das ist nicht das Jammerthal, und das ist nicht das Freudenthal, und Tragik ist nicht komisch, und Komik ist nicht tragisch, und doch verschwimmt Alles in einander, und doch stehn Beide unvermittelt neben einander, und das ist gleichgültig und doch wieder nicht gleichgültig, und ich bin vernünftig und nicht toll, und die Welt ist toll und nicht vernünftig u. s. w. u. s. w.“

Und der Herr des Himmels lachte auch, aber nicht aus ihm, sondern über ihm, spottete über dem possierlichen Männchen, wie es tanzte und sich drehte und sich für Gott hielt; — er lachte und dachte: wart', ich will dich demüthigen und dich fangen in deinen eigenen Striden durch Weiber und Kinder und Narren!“ Ich will dir zeigen, daß Ich der Herr bin, und kann erwählen das Geringe und das Verachtete und das da nichts ist, auf daß Ich zu nichts mache, was etwas ist.

Und die vernünftige Welt lachte mit, — lachte und sah zu, wie die Rostschöffe flogen, bis ihm plötzlich der Knopf brach, und er sich endlich ohne Rettung in den

Unaussprechlichen verwickelte, *) und tranken vom Taumel-
felsch seiner absoluten Subjektivität an seinem eigenen
Altare niederstiel.

Hier kam unser Held von seiner Verzüdung wieder
zu sich, und sah verwundert, daß der Vertrag nun dop-
pelt mit seinem Blute besiegelt war. Mit höchster Be-
friedigung packte er Alles zusammen, um die Insignien
seiner Gottschaft als Heiligthum zu verwahren. Die Ur-
sache zum Fall, behauptete er steif und fest, sei ein Mäus-
chen, das vom Fuße des Stuhls hervorgefahren sei und
ihn in die Ferse gebissen habe.

Wie er sich aber erheben wollte, da sah er, daß der
Berg um und um von Menschen wimmelte. Der Zaubер-
mantel war nicht müßig gewesen. Auch Mabelaine, —
in ihrem Gesichte Begeisterung und Spott, — trat ihm
entgegen.

„Du du!“ redete sie ihn an, — „der Größte und der
Kleinste, der Stärkste und der Schwächste! Wir Alle sind
hicher gekommen, um das Götterfest mit dir zu feiern,
um an deinem Triumphe uns zu erlaben, um von den
Strahlen deiner Sonne mit erwärmt zu werden! Das
Götterfest ist herrlich gerathen; du und mit dir wir Alle
tragen das Malzeichen der Gottheit an der Stirne; —
aber nun wollen wir deine Vermählung feiern, — wir
führen deine Braut dir entgegen; — du weißt, du weißt,

*) Wer etwa als Feind des Römischen sich an dieser Stelle
Ärgern sollte, den verweisen wir auf das Buch eines großen
Aerhetikers, das die Anleitung zu solcher Romik giebt.

zum Vord gehört das Schaaf, deine Vermählung muß das Fest besiegeln."

"Ha! Das ist Falschheit! Ueberrumpelung!" rief unser Held. — "Ich kann mich nicht binden, — ich lasse mich nicht an das Schaaf binden, — ich will frei bleiben! Auch ist meine unglückliche Ehe, die im Himmel geschlossen wurde, noch nicht gelöst —"

"Doch, doch! sie ist gelöst! Der Himmel selbst hat sie getrennt!"

— — Und unser Held sah, — war's eine Verzückung oder Wirklichkeit? — sah — den Himmel offen, und der gute Hirte sah dort, umgeben von Engelschaaren, und das Haupt seines Weibes lag in süßer Ruhe in dessen Schooß, in ihrem eigenen lag ihr Kind, — aber ihn trennte eine tiefe Kluft von jenem Himmel! — Es ward schwarz vor seinen Augen, — aber wie er sie wieder öffnete, war der Himmel verschwunden, und vor ihm stand — ein großes, starkes Weib, in der er die frühere Magdeburger Geliebte erkannte. An der linken Hand hielt sie Sannchen, in der rechten eine ihm wohlbekannte Peitsche.

"Du kennst, Männchen, diese Karbatsche," sagte sie in fließendem Magdeburger Deutsch, "und wenn du dich nicht augenblicklich entschließt, diese gebrochene Blume hier zum Altar zu führen, und deinen Bund mit ihr zu versiegeln, so wird die Karbatsche wieder wie damals auf deinem Rücken tanzen; — ich selbst verzichte auf dich, denn ich könnte keinen Mann lieben, den ich schon durchgeprügelt, aber Sannchen ist eben das rechte Weib für dich!" — Sie fuhr noch lange fort, ihm auf diese Art

zuzusprechen; unser Held aber rief kläglich: „Erlöset mich von den Weibern, sie nehmen mir den Athem, die Lebensluft, ich ersticke! — und ich muß jetzt bei meinem Freund Eberhard Brautführer werden; — er hat die Wette gewonnen und geht vor — —“

„Ei! siehst du seine Rippe?“ rief Halkass aus dem Kreise. —

„Nein, — doch ja.“ — Wie unser Held sich umwandte, brannte die Pyramide, und der Satan heulte und lachte, und ein dichter Rauch umnebelte unsern Helden. — — —

— und ich hörte eine große Stimme, die sprach zu den Winden: „Machet euch auf, ihr meine Diener, verjaget sie, stürzet sie nieder von meinem heiligen Berge, zerstreuet sie in alle Welt! Sie sollen verbannt sein aus dem Lichte meines Angesichtes, und ihre Stätte soll im Himmel nicht mehr gefunden werden, weil sie mir, dem Herrn Herrn, das Reich haben rauben wollen und sich an die Stelle dessen setzen, der Himmel und Erde gemacht hat. Sie sollen fortan verbannt sein auf die Erde, und essen die Früchte ihrer Weisheit und sollen den Laumelschlauch trinken, der ihnen voll eingeschenkt wird; — sie sollen die Hefe aussaufen. Und so sie sich nicht bekehren nach diesen Tagen, so will ich ein schneller Zeuge sein, und will mit ihnen kriegem durch das Schwert meines Mundes, und sie sollen geworfen werden in den Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt“ — — —

Während Robert Schärtel theilweise noch in seinen Fieberträumen lag, tanzte auch die Welt im Fiebertraum, und aufstehend beredete sich unser Held, sein Fiebertraum sei nichts als Fiebertraum gewesen, und der Fiebertraum der Welt sei gesunder naturgemäßer Zustand. Er tanzte daher von Neuem lustig mit. Alles Fixe und Feste hatte sich aufgelöst, alle Bestimmungen taumelten in einander, und der Herr allein schaute als das lachende und bemitleidende absolute Subjekt auf die zum tollen Tanze des Widerspruches verkehrte Welt. Er ließ sie selbst tragische Komödie und komische Tragödie spielen und an ihren eigenen Ideen Schiffbruch leiden. Wie er das gethan hat, das bedarf keiner Nachweisung von unserer Seite; wer noch trunken ist vom Taumelkelch und immer noch mehr trinken will, der muß auch die Dese ausfaufen. Wer aber nüchtern wird, der wird inne, daß Gottes Gesetze besser sind als der Menschen Gesetze, und daß Gottes Weisheit höher ist als der Menschen Weisheit. Es regt sich ein Fragen, wo diese Weisheit zu suchen und zu finden sei.

Unser Held durfte nicht die ganze Dese kosten. Es ist ja längst bekannt, daß er kein Thatmensch war, — die einfachen Thatmenschen erschreckten ihn, und er machte die Erfahrung, daß in seiner Philosophie keinerlei Kraft liege, dem tieferen Verfall des Volkes entgegenzuwirken; er hat beim deutschen Parlament (nach der Schweiz schickte er einen Kameraden) auf halbem Wege umgekehrt und wollte wieder auf eine andere Straße einklinken, doch hat er den rechten Weg noch nicht gefunden.

Nachträgliches.

Von den übrigen Personen in unserer Geschichte bleibt uns nur wenig zu sagen.

Der alte Advokat Wolf und die Haushälterin starben an der Pestete, die Ella unbemerkt wieder in das väterliche Haus zurückgetragen hatte, und die von jenen in der Meinung verzehrt wurde, es sei diejenige, die Liebeschen für das eigene Haus zur Siegesfeier der Revolution gebaden hatte. Auch Siegmund erkrankte, aber sei es, daß er sich noch bei Zeiten Hülfe brachte, oder daß er weniger von dem Lederbissen bekam, oder das Gift besser verdauen konnte, — kurz, er rettete sein Leben und entging auch dem Arme der Gerechtigkeit, indem er sich mit seines Vaters Baarschaft auf Schweizerboden flüchtete, bis der Fortgang der Revolution in Deutschland die ihm nachgehenden Stedbriefe in Vergessenheit brachte. — Es war nicht die Zeit der Gerechtigkeit, sondern die Zeit des Jornes, und Menschen wie Siegmund waren die rechten Werkzeuge des Jornes. Es geht eine Sage im Volke, der Wolf sei überall der Erste gewesen, wo man: „es ist zu spät!“ gerufen habe. Als der Rückschlag eintrat, entkam er nach Amerika.

Von Galstaff nur so viel, daß er bei der badischen Revolution eine Generalsuniform, ein Paar neue Stiefel und einen Sack voll Geld erhaschte, womit er sich nach Beendigung derselben in die Schweiz zurückzog und so lange gut lebte, bis es durchgebracht war. Nachher lebte er wohl oder übel, wie es kam. — Nach Amerika zu entkommen gelang ihm nicht. Er blieb in der Schweiz und half dort bei den Umtrieben, die auch in Bern wieder eine Regierung an die Spitze bringen sollten, welche ihm seine Taschen eben so füllen möchte, wie die republikanische Regierung Baden's. Ein derber Conservativer stieß ihn aber am 18. April 1852 so hart an, daß sein Gott, d. h. sein Bauch, einen bedeutenden Leck erlitt, und all sein guter Wille, die morsche Tonne wieder zu flicken, war vergeblich. Er endete sein Leben unter Heulen und Winseln, und wurde in einer Bahre von vier zusammen-genagelten Brettern in ein Grab geworfen ohne Sang und Klang.

Von Mabelaine? — Nicht viel. Sie machte den Laumel der Revolution mit, und nun ekelt ihr an Allem. Sie ist gerichtet, denn sie glaubt nicht an den Lebendigen, der allein Leben geben kann. Ihr Gatte schwankt umher zwischen der Schwäche des Genusses und des Ueberdresses.

Schwäberlein mißt in Italien den Grund, auf dem die alte Roma gestanden, und ist darum unserm Blicke entschwunden.

Edgar ist noch ein vernünftiger Mann, ja sogar durch die Wiedertäufer ein Christ geworden, und seine zweite Tausche war um so nothwendiger, da sie zugleich die erste war. Ella blieb mit der Mutter bei ihm und wurde mit

jedem Tage weiser, weil sie von ihren Sünden gewaschen wurde. Auf das weiße Kleid und die Engelschönheit im Himmel hofft sie mit fester Zuversicht und freut sich darauf wie ein Kind.

Unser Maler, der Freiherr, hat später eine liebenswürdige Frau seines Standes geheirathet. Das Andenken Elisabeth's aber steht so hoch bei ihm in Ehren, daß er einem Waisenhause, das er errichtete, ihren Namen gab, und in Briefen an Eberhard, mit dem er in immerwährender Verbindung blieb, bekannte, daß die Erfahrungen, die er diesem Wesen zu danken habe, der goldene Schatz seines Lebens sein.

Auch von Eberhard noch ein Wort: Er hat sich mit seiner Rippe, die ihm im Schlafe losgelöst worden war, richtig wieder vermählt, und bei der Hochzeit, bei der die Himmlischen auch anwesend waren, ist's friedlich hergegangen. Kein Erisapfel ist am Boden gerollt, und die Äpfel, die auf dem Tische standen, waren erlaubt. Sie kamen vom Lebensbaume, und waren ein Gnadengeschenk des Lebensfürsten.

Endlich noch einmal zu unserm Helden zurück! Ihm sind durch die Tragikomödie seines Lebens, — nicht in seinem Lichte, sondern im Strahl des göttlichen Lichtes ihm vorgehalten, — die Schuppen endlich von den Augen gefallen. Er hat erkannt, daß all seine Größe nichtig war, daß seine Stärke Schwäche — und daß die Rivalität seines Selbstbewußtseins ein Spott der Leute sei. Er ist bleich geworden, und die Schauer des Gerichtes des

Herrn sind jetzt erst spät, aber nicht zu spät über ihn hereingebrochen. Er hat erkannt, daß sein Gott ihn nicht braucht, sondern sich aus Steinen oder Narren Kinder erwecken kann, — und daß der Sohn immer noch die Macht hat, aufzuthun und zuzuschließen, je nach seinem Wohlgefallen, — und daß er als Philosoph und Aesthetiker weder den Genius noch den heiligen Geist Gottes recht begriffen hat. Er höret sein Säusen, aber er weiß nicht, woher der Wind kommt, noch wohin er fähret. — Dieser Wind hat nicht nur seinen sinnlichen Menschen, sondern auch seine Gottheit mit zu Boden geworfen, und sein idealer Mensch konnte sich nicht in eigener Kraft wieder aufrichten. Aber da er in seinem Blute lag, — da er in sein Herz griff und bekannte: „ach, ich war zu stark und doch wieder zu schwach, zu groß und o wie klein!“ — da er zum Herrn schrie: „fülle du mich, denn ich bin ausgeleert, — und mache mich als einen deiner Tagelöhner!“ — da er zum Kreuze kroch und an seine Brust schlug und rief: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ — da schaute der Herr ihn an und sprach: „du sollst leben!“

Das Unternehmen, diese Geschichte zu schreiben, kam nicht aus menschlichem Rißel, sondern aus höherem Anregen. Ist viel oder wenig in der Form und Ausführung gefehlt, so mögen die Kunstrichter bedenken, daß ihr Maßstab nicht angelegt werden kann, wo die kleine Kraft von Weibern und Kindern und Narren sich regt. Der Herr aber liebt es, die Wahrheit von Kindern und Narren bezeugen zu lassen, wenn die Weisen zu Narren geworden sind.

Es ist jezt Sonntag. Meister Händel sitzt an der Orgel im Himmel, und die Engelschaaren singen ein altes und doch ein neues Lied:

Jauchzet dem Herrn alle Welt. Dienet dem Herrn mit Freuden. Kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken.

Erkennt, daß der Herr Gott ist: er hat uns gemacht und nicht wir selbst, zu seinem Volke und zu Schafen seiner Weide.

Gehet zu seinen Thoren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben; danket ihm, lobet seinen Namen!

Denn der Herr ist freundlich, und seine Gnade währet ewig, und seine Wahrheit für und für.

Dann tönt das Lied vom Lamm und das große Hallelujah.



Im Verlage der Agentur des Rauhen Hauses
sind erschienen:

Hanna More, auch ein Schriftstellerleben. Dargestellt nach Roberts und andern Quellen, von der Verfasserin des „Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry.“ Mit einem Anhange, enthaltend: Auszüge aus Hanna More's Schriften. 388 S. 8. 27 Sgr. od. 2 $\frac{1}{2}$ 4 $\frac{1}{2}$.

Navanagh, Julia, Madeleine. Eine Dorfgeschichte, wahren Ereignissen nach erzählt. Frei nach dem Englischen. 370 S. 8. 1852. br. 22 $\frac{1}{2}$ Sgr. od. 1 $\frac{1}{2}$ 14 $\frac{1}{2}$.

Pappenberg, J. W., Reliquien des Fräulein Susanna Catharina von Klettenberg, nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele (in Göthe's B. Meister). 308 S. 8. 1849. 1 $\frac{1}{2}$ od. 2 $\frac{1}{2}$ 8 $\frac{1}{2}$.

Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry, nach dem Werke der Töchter und andern Quellen, frei bearbeitet von einer ihrer jüngeren Freundinnen in Deutschland. Mit Portrait. 2. Aufl. 8. 2 Bde. 1 $\frac{1}{2}$ 6 Sgr. od. 3 $\frac{1}{2}$.

Liebetrut, Dr. Fr., Reise nach den Ionischen Inseln der nördlichen und der mittlern Gruppe, Korfu, Zante, Cephalonia u. Ithaka. 439 S. 8. 1850. 1 $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ od. 4 $\frac{1}{2}$ 6 $\frac{1}{2}$.

Marcard, H. C. u. W., vermischte Schriften, Erzählungen, Schilderungen und Gedichte. VIII. u. 431 S. 8. 1852. 1 $\frac{1}{2}$ 6 Sgr. od. 3 $\frac{1}{2}$.

Monod, A., das Weib. Zwei Vorträge. Aus dem Französischen. 156 S. 8. 12 Sgr. od. 1 $\frac{1}{2}$.

Riebnr, B. G., Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn, im Sommer 1829 gehalten. 2 Bde. 242 und 407 S. gr. 8. 4 $\frac{1}{2}$ od. 10 $\frac{1}{2}$.



